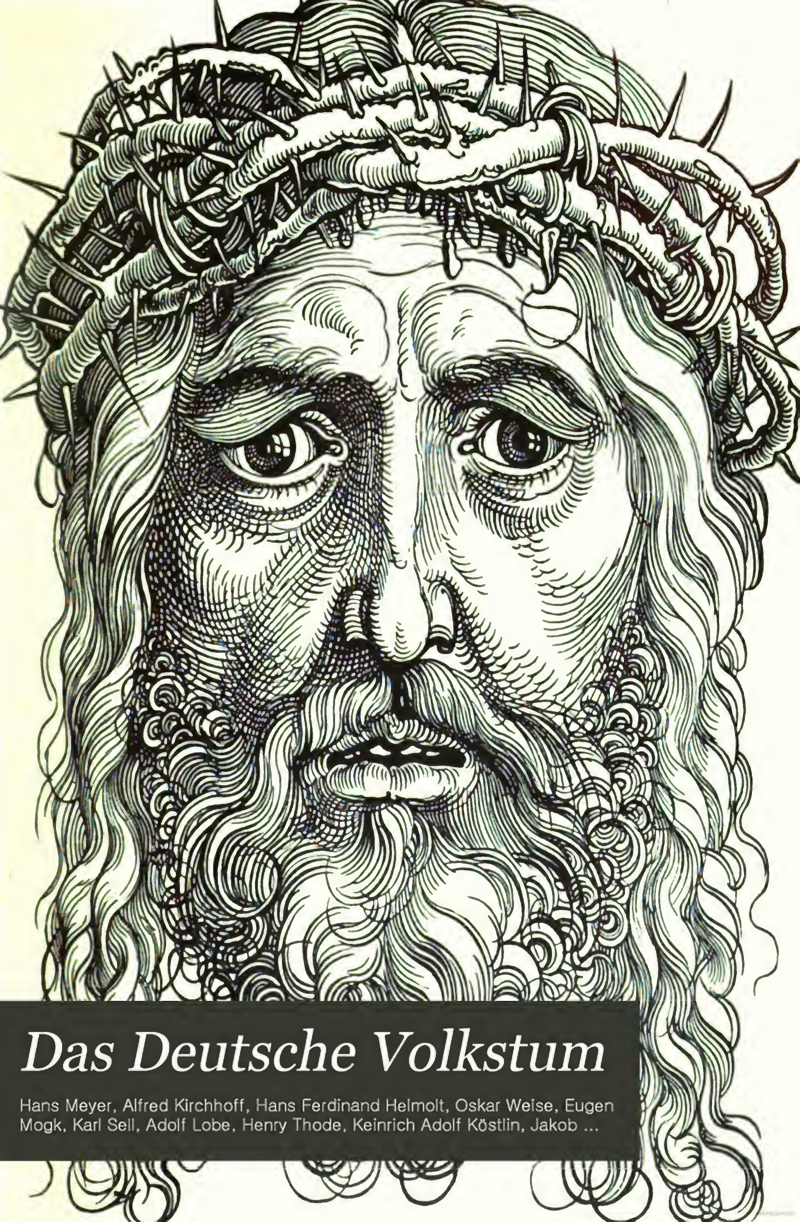


Das Deutsche Volkstum

Hans Meyer, Alfred Kirchhoff, Hans Ferdinand Helmolt, Oskar Weise, Eugen Mogk, Karl Sell, Adolf Lobe, Henry Thode, Keinrich Adolf Köstlin, Jakob ...

EAH
Meyer

Das Deutsche Volkstum.

Das Deutsche Volkstum.

Unter Mitarbeit von

Dr. Hans Helmolt, Prof. Dr. Alfred Kirchhoff, Prof. Dr. H. A. Köstlin, Landrichter Dr. Adolf Lobe, Prof. Dr. Eugen Mogk, Prof. Dr. Karl Sell, Prof. Dr. Henry Thode, Prof. Dr. Oskar Weise, Prof. Dr. Jakob Wychgram

herausgegeben von

Dr. Hans Meyer.

Mit 30 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung.

Neuer Abdruck.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.
1899.

Vorwort.

Was ist deutsch? Diese Frage ist wohl noch niemals mit einem so lebendigen Bedürfnis nach einer die ganze deutsche Volksindividualität erfassenden Auskunft gestellt worden, wie in der Gegenwart, da das alle Kulturvölker und so auch uns mehr denn je erfüllende Nationalitätsprinzip zuvörderst für uns eine begriffliche Bestimmung der deutschen Volkseigenart erheischt. Daß jedes Volk seinen besonderen Charakter habe, ist von jeher von den Volksgenossen wie von den Fremden gefühlt und mehr oder minder klar erkannt worden; aber eine kurze, treffende Formel hat sich dafür trotz aller Versuche nicht aufstellen lassen, weil sowohl ein Volk wie seine Individualität nicht ein Einfaches, sondern vielfältige Größen sind. Wie der Charakter einer Persönlichkeit nicht mit einer Eigenschaft gedeckt werden kann, so ist auch ein Volkscharakter eine Zusammengesetztheit vieler einzelner Eigenschaften, Fähigkeiten, Neigungen, aber eine Zusammengesetztheit, die in dieser Mischung der Qualitäten einzig dasteht und eben dadurch die Volksindividualität darstellt. Die Mischung erhält wohl durch einen überwiegenden Bestandteil eine bestimmte Färbung; aber eine einzige Grundeigenschaft, aus der sich alle übrigen Eigenschaften ergäben und erklärten, ist in einem Volkscharakter so wenig wie in einem Personencharakter vorhanden.

Bei solcher Verwickeltheit des Wesens einer Volksindividualität erklärt es sich, daß die Frage „Was ist deutsch?" weder vom Ethnologen noch vom Philosophen oder vom Historiker allein beantwortet werden kann, denn sie gehört ihnen allen dreien und noch mehreren anderen Disziplinen an. Von Justus Möser und Herder bis zu de Lagarde, von Jahn und W. v. Humboldt bis zu R. G. Schultheiß und Richard M. Meyer ist die Frage für viele Seiten des deutschen Wesens mit Gründlichkeit und Erfolg untersucht und beantwortet worden, aber im Zusammenhang ist der deutsche Volkscharakter noch von keinem dargestellt worden. Sehr viel häufiger hat die „Volkskunde" die äußeren Erscheinungsformen des deutschen Volkscharakters, die geschichtlich gewordenen Sitten und Bräuche, die Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse, die Kunst und Poesie ꝛc. zum Gegenstand zusammenfassender Schilderungen gemacht; aber sie hat uns damit, so nützlich und dankenswert ihre Arbeiten auch sind, doch nur die äußeren Wirkungen und die Erzeugnisse des deutschen Volkscharakters geschildert, während die schöpferischen ursächlichen Kräfte, der Volkscharakter selbst, nur nebenbei in Betracht kommen.

Beides aber, Ursachen und Wirkungen, gehören zusammen: aus den Ursachen verstehen wir erst die Wirkungen, aus den Wirkungen schließen wir auf die Ursachen. Die Beziehungen

des Volkscharakters zu seinen Schöpfungen und umgekehrt machen uns diese wie jenen erst ganz verständlich; ihr gemeinsamer Inhalt ist das deutsche „Volkstum". Das deutsche Volkstum als Zusammenfassung des deutschen Volkscharakters und seiner Erzeugnisse, als die organische Verbindung der psychischen Eigenschaften des deutschen Volkes und ihrer Erscheinungen im Leben und in der Geschichte des deutschen Volkes gibt uns die bündigste Auskunft auf die Frage „Was ist deutsch?"

Das deutsche Volkstum in möglichst vielseitiger Betrachtung darzustellen, und zwar so, daß das Verständnis weiten Leserkreisen gewiß ist, ohne den Reiz des Originalen für die kleinen Kreise der Sachkenner einzubüßen, ist keine leichte Aufgabe. Einer allein kann sie nicht lösen; es gehören bei der Vielfältigkeit der Materie mehrere dazu, und diese müssen nicht nur klar schauende Männer der Wissenschaft sein, sondern auch ein so lebendiges Deutschgefühl haben, daß jeder von ihnen den richtigen Maßstab des Urteils, den er an die deutschen Dinge anlegt, aus seiner eigenen Brust nehmen kann, ohne mit den anderen in Widerspruch zu geraten.

Wenn ich in dem nach langjähriger Arbeit nun vorliegenden Buch zum erstenmal den Versuch mache, unter Mitarbeit mehrerer Fachmänner die Frage „Was ist deutsch?" im oben skizzierten Sinn nach möglichst vielen Seiten und in Zusammenhang zu beantworten, bin ich mir der Mängel wohl bewußt, die einem ersten Versuch, namentlich wenn er von mehreren gemeinsam ausgeführt wird, anhaften müssen. Aber der Versuch zur Klärung der Frage mußte gemacht werden; unsere Zeit verlangt dringend danach in all dem Wirrwarr widerstreitender, sich für national haltender oder für national ausgebender Kräfte im geistigen und wirtschaftlichen Leben, in Staat und Kirche. Noch kein anderes Volk hat es unternommen, sein Volkstum in einem ähnlichen Werke aufzustellen: wir werden also auch darin vorangehen.

Beim Gewinnen geeigneter Mitarbeiter wie in anderen das Buch betreffenden Fragen hat mich Herr Prof. Dr. J. Wychgram mit Rat und That wirksam unterstützt, wofür ich ihm auch an dieser Stelle herzlich Dank sage.

Die einheitliche Auffassung der Grundgedanken war für alle Mitarbeiter des Buches dadurch gewährleistet, daß ihnen bei Beginn ihrer Arbeit mein einleitender erster Abschnitt des Buches gewissermaßen als Programm vorlag. Im übrigen hat jeder seine Materie frei nach seiner persönlichen Art behandelt. Aber im Ganzen macht das Werk hoffentlich einen so einheitlichen Eindruck, wie das redliche Bemühen zu seinem Ausbau einheitlich gewesen ist; hoffentlich erhält der Leser daraus eine klarere Antwort als bisher auf seine Frage „Was ist deutsch?".

Leipzig, Dezember 1898.

Hans Meyer.

Inhalts-Verzeichnis.

Verzeichnis der Tafeln.

Farbendrucktafeln.

Farbige Karte.

Holzschnitt-Tafeln und Kupferätzungen.

1.

Das deutsche Volkstum.

Von

Hans Meyer.

Das deutsche Volkstum.

I.

Der deutsche Mensch.

Das deutsche Volk reicht weit über die politischen Grenzen Deutschlands hinaus. Im Süden gehören die Deutsch-Österreicher und Deutsch-Schweizer, im Westen die Luxemburger, Vlamen und Holländer dazu. Es stellt aber in seiner Körperbeschaffenheit keinen einheitlichen Typus dar, denn es ist aus mehreren Elementen allmählich zusammengewachsen, und wohl kein Teil der großen deutschen Volksmasse kann noch seine Abstammung ganz rein auf die alten Germanen zurückführen; selbst der, wie wir nachher sehen werden, am reinsten germanische friesische Stamm hat durch den modernen Verkehr schon mancherlei fremde Blutbeimischung erhalten. Der größte Teil des Volkes hat jedoch eine Anzahl körperlicher Eigenschaften gemeinsam, die man namentlich wegen dieser Gemeinsamkeit von altgermanischem Blut ableiten darf.

An diesen Eigenschaften der äußeren Gestalt und Erscheinung werden die Deutschen von anderen Völkern als Deutsche erkannt, und an ihnen erkennen sich die deutschen Menschen selbst. Es können also keine versteckten, erst der genaueren anatomischen Prüfung ersichtlichen Körpermerkmale sein, sondern es müssen ohne weiteres in die Augen fallende Eigentümlichkeiten der körperlichen Erscheinung sein. Wohl überwiegt in dem einen Gebiete diese, in dem anderen jene Einzeleigenschaft, aber im ganzen unterscheidet sich ein deutscher Stamm in seiner körperlichen Erscheinung immer weniger von einem anderen deutschen Stamm als von einem nichtdeutschen Volke.

Wenn wir diese Körpereigenschaften erfassen wollen, gehen wir am besten von dem deutschen Menschen der Gegenwart aus und suchen erst dann nach der Herkunft seiner Körpermerkmale. Dabei halten wir uns mit A. Ecker, J. Kollmann, J. Ranke und W. Henke, dessen Ausführungen über den „Typus des germanischen Menschen" wir hier näher folgen, vor allem an den Teil der äußeren Erscheinung, der zuerst den Blick auf sich zieht: das ist das Gesicht. Das Gesicht macht uns im Leben den bestimmtesten Eindruck von der Person eines Menschen; alle anderen Teile der äußeren Erscheinung, wie Größe der Figur, Farbe der Haut, der Haare und Augen, Form des Hirnschädels sind weniger eindrucksvoll. Demzufolge unterscheiden wir nach einem wichtigen anthropologischen Rassenmerkmal zwischen langen schmalen und breiten kurzen Gesichtern. Die Gesichtsform wird am meisten durch die Größe des mittleren Teiles, der Nase und der zu beiden Seiten der Nase liegenden Oberkiefer, bestimmt. Dieser Mittelteil ist bei der Geburt des Kindes noch am wenigsten fertig; er wächst sich erst nach der Geburt aus, und zwar entwickelt er sich

entweder mehr in die Höhe oder mehr in die Breite. Thut er das erstere, so wird die Stirn stark über den Mund emporgeschoben, und das Gesicht nimmt in der Vorderansicht die Gestalt eines länglichen aufrechten Viereckes an, das in der Mitte nicht breiter ist als oben und unten; es entsteht das Langgesicht. Wachsen aber Nase und Oberkiefer mehr nach den Seiten aus, so wird die Stirn nicht so stark vom Munde abgerückt, und der Umriß des Gesichtes wird ringsum runder, weil nun die Gesichtsbreite in der Mitte am größten ist; es entsteht das Breitgesicht.

Zwischen diesen beiden Formen als Extremen kommen wieder alle möglichen Übergänge vor, und alle möglichen anderen Körpereigenschaften können mit ihnen verbunden sein. Mit den langen Gesichtern treffen aber, wenn wir das ganze Deutschland überblicken, besonders häufig auch länglich geformte Hirnschädel, mit den breiten Gesichtern kürzere Schädel zusammen; ferner ist in Deutschland eine hellere Farbe der Haut, Haare und Augen vorwiegend mit den langen, eine dunklere Farbe dieser Körperteile mit den breiteren Gesichtern verbunden, und schließlich findet sich Größe und Schlankheit der Figur mehr bei den ersteren, untersetzter Wuchs mehr bei den letzteren. Aber sonst spielen alle möglichen Abwandlungen und Verknüpfungen dieser Eigenschaften ineinander.

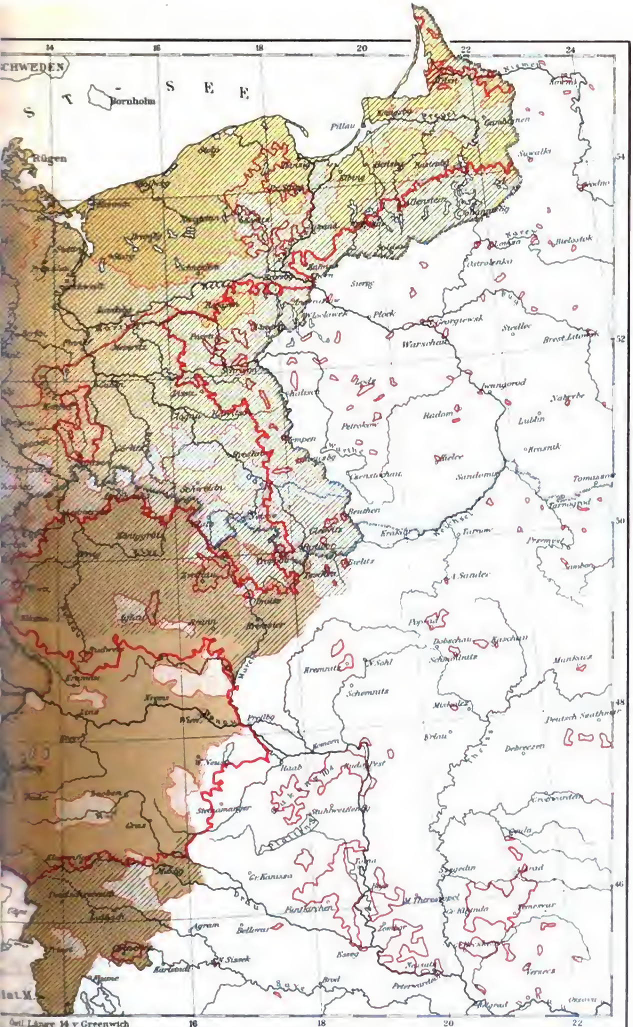
Die beiden Haupttypen der Lang- und der Breitgesichter kommen durch ganz Mitteleuropa teils in größeren Gruppen nebeneinander, teils miteinander vor. Aus dem Nebeneinander von zwei so verschiedenen Typen schließen wir auf Abstammung von Völkern, welche den einen oder den anderen Typus tragen, aus dem Miteinander auf Vermischung von zwei solchen Völkern. Für das deutsche Volk, in dem diese beiden Typen mit ihren Mischformen neben- und auch durcheinander vorkommen, drängt sich die Annahme auf, daß einer der beiden Typen von den Germanen stammt. In den germanischen Reihengräbern der Völkerwanderungszeit herrschen die langschädeligen Langgesichter durchaus vor; sie bilden den germanischen Typus. Diese Germanen waren den Römern durch Körpereigenschaften aufgefallen, die die Römer selbst nicht hatten: hohe Gestalt, blondes Haar, blaues Auge, rosige Haut; das sind aber vorwiegend Teilerscheinungen der heutigen deutschen Langgesichter. Den breitgesichtigen Typus im deutschen Volk müssen wir hingegen als von jenen Völkern herrührend betrachten, die entweder schon vor den wandernden Germanen in diesen Gebieten gesessen haben oder erst nach ihnen dahingekommen sind und sich dann dort mit den germanischen Langgesichtern vermischt haben.

Schauen wir daraufhin eine Karte der Verbreitung der Deutschen in Mitteleuropa an, wie sie aus statistischen Erhebungen über die heutige Körperbeschaffenheit der Bewohner entstanden ist (s. die Beilage), so können wir zunächst ein großes nordwestliches Gebiet abgrenzen, in dem der germanische Langgesichtstypus der Bevölkerung überwiegt. Es erstreckt sich von der Nordsee östlich bis zur Elbe und Saale, südlich bis über den Main, durch das Land der alten Sachsen mit ihrer noch fortlebenden plattdeutschen Sprache, durch Holstein, Friesland, Hannover, Westfalen und Holland; es umfaßt die alten Sitze der Franken, Cherusker, Chatten und anderer gleichgearteter Stämme in Thüringen, Hessen, der Pfalz, den Rheinlanden und erstreckt sich nach Lothringen und ins belgische Vlamland. Überall überwiegen in diesem Nordwestgebiet große hagere Menschen mit langen Gesichtern, blonden Haaren, heller Haut und blauen Augen. Örtliche Ausnahmen erklären sich zumeist aus den Wirkungen des modernen Verkehrs und der großen Städte.

Im Osten von Elbe und Saale hingegen, bis an die russisch-polnische Grenze, also in Mecklenburg, Brandenburg und im Königreich Sachsen, und noch mehr in den preußischen Provinzen Pommern, Schlesien, Preußen und Posen, ist das germanische langgesichtige Bevölkerungselement stark mit einem breitgesichtigen Typus untermischt, den die vergleichende Anthropologie



Bibliographisches



...stitut in Leipzig

als slawischen erkennt. Die Geschichte bestätigt dies, wie wir später ausführen werden. Im nördlichen Teil nehmen von der Elbe an, wo die germanischen Langgesichter vorherrschen, nach Osten hin die slawischen Breitgesichter immer mehr zu; im südlichen Teil, an der Saale entlang, greift der breitgesichtige Slawentypus stellenweise sehr stark von Sachsen nach Thüringen und Franken hinein. Hier im Südwesten ist die Heimat des breitgesichtigen deutsch-slawischen Typus Luthers, dort an der Elbgrenze dagegen das Stammland der rein germanischen Langgesichter Moltkes und Bismarcks.

Daß die beiden Typen in diesem großen Nordostgebiete Deutschlands oft schwer voneinander zu scheiden sind, hat namentlich darin seinen Grund, daß auch die Nordslawen größtenteils blond und blauäugig sind. Die Blondheit ist keine Eigentümlichkeit der Germanen allein, sondern findet sich auch bei anthropologisch ganz verschiedenen Völkern, wie den Finnen, Letten, Juden u. a. Die blonden Nordslawen in Nordostdeutschland verstärken also nur den blonden Gesamtcharakter der ganzen norddeutschen Bevölkerung, während im südöstlichen Mitteleuropa die brünetten Südslawen den dortigen brünetten Gesamtcharakter vermehren.

In diesem Süden des deutschen Volksgebietes gehen die beiden Typen der Lang- und Breitgesichter sehr mannigfach durcheinander, aber auch im Süden können wir in körperlicher Hinsicht eine Ost- und eine Westhälfte unterscheiden, von denen die erstere überwiegend den langgesichtigen, die letztere mehr den breitgesichtigen Typus in der Bevölkerung darstellt. In Böhmen zwar sitzen die langgesichtigen Germanen vorwiegend nur rings am Rande des Landes und in den Gebirgen, die breitgesichtigen südslawischen Tschechen im Inneren und in den Ebenen. Aber südlich von Böhmen und Mähren bis an und in die Alpen durch Altösterreich und namentlich durch Steiermark geht ein Volk, das nicht weniger deutlich als die Nordwestdeutschen den germanischen Typus mit großem Wuchs und langen, scharf geschnittenen Gesichtern trägt. Der Langgesichtstypus reicht von dort nach Westen durch das urgermanische Tirol und die Osthälfte von Bayern; aber alle diese südlichen Vertreter des germanischen Langgesichtstypus unterscheiden sich von den nördlichen dadurch, daß sie meistens nicht blond, sondern brünett sind. Und zwar ist eine wesentliche Ursache ihrer Brünettheit wohl in der Wirkung des stärkeren Sonnenlichtes zu suchen. Da nun auch die der germanischen Bevölkerung beigemischten südslawischen (im Osten), romanischen (im Süden) und keltischen (im Westen) Elemente brünett sind, so entsteht ein brünetter Gesamtcharakter des südlichen deutschen Volksgebietes gegenüber dem blonden des nördlichen.

Weiter nach Westen hin wird nämlich von Bayern und Tirol an der Typus wieder viel gemischter als im Südosten und Nordwesten, am meisten im mittleren Teil dieses Südwestgebietes, also in Württemberg, von wo aus nach Osten die Westhälfte Bayerns und nach Westen Baden und Elsaß wieder schneller ins Germanische übergehen. Das breitgesichtige Mischungselement ist hier im Südwestgebiet vor allem das keltische. Im Süden aber, in der Schweiz, wird die Durchsetzung mit allerlei fremden Bestandteilen so stark, daß der germanische Langgesichtstypus zurücktritt. Und auch sonst ist ja die deutsch sprechende Bevölkerung der Schweiz ziemlich international.

In dem ganzen von den Alpen bis zur Ostsee und von der russisch-polnischen Grenze bis zur Nordseeküste ausgedehnten deutschen Volksgebiet sind also das nordwestliche und das südöstliche Viertel die Länder des am reinsten germanischen Typus, das nordöstliche und das südwestliche Viertel die des gemischten (dort deutsch-slawischen, hier deutsch-keltischen) Typus. Die beiden am reinsten germanischen Gebiete hängen in der Mitte, um Nürnberg herum, zusammen, wodurch die beiden gemischten Gebiete voneinander getrennt werden.

Diese heutige Typenverteilung ist im großen Ganzen schon alt; ihre Entstehung geht bis in und teilweise vor die Völkerwanderung zurück. Dem Land im Nordwesten unseres Betrachtungsgebietes ist jener riesige Wanderstrom altgermanischer Stämme entsprungen, der südwärts über den Rhein hinaus weite Länder überflutete und seine Stämme mit anderen Völkern mischte. Hinter ihm drang aber aus Osten ein slawischer Wanderstrom ins Germanenland und wurde erst gehemmt, als nach dem Stillstand der großen germanischen Wanderung die heimisch gebliebenen Germanen (namentlich nach ihrer innerlichen Festigung im ersten deutschen Königtum) nun ihrerseits wieder nach Osten drängten. Die alten Sachsenkönige und -Kaiser und später die norddeutschen Fürsten und die Deutschen Ordensritter haben die deutschen Volksgrenzen weit über die Elbe nach Osten verschoben, und meistens haben in diesen Ostmarken die germanischen Sieger die slawischen Bewohner nicht vertrieben, sondern sie in sich aufgenommen, sich das slawische Element durch die germanische Assimilationskraft organisch eingegliedert und mit ihm neue deutsche Stämme gebildet. So also entstand in Norddeutschland das ziemlich rein germanische Westviertel und das slawisch gemischte Ostviertel.

Im Südosten unseres Betrachtungsgebietes haben Germanen schon lange vor der großen Völkerwanderung gesessen. Die römischen Provinzen, die hier nordwärts bis über die Donau ausgedehnt worden waren, wurden in friedlichem Vorschub allmählich von den Germanen besiedelt, die Goten verstärkten noch auf ihren Durchwanderungen dieser Länder das germanische Element, und als das römische Reich zerfiel, war dieses Südostviertel schon ohne große Kämpfe deutsch geworden. Im Südwesten aber fanden die Germanen festeren Widerstand bei den früheren Besitzern. Namentlich waren aus Helvetien und Gallien die römischen und keltischen Kolonisten langsam nach Norden und Osten vorgedrungen. Diese Bevölkerung hielt sich auch, als der letzte germanische Wanderstrom, die Alemannen, ins Land flutete und es sich, gestützt von mancherlei nachschiebenden germanischen Stämmen, zu eigen machte. Aber wie es im Nordosten mit den Slawen geschah, so assimilierte sich auch hier im Südwesten allmählich der germanische Sieger die angesessene Bevölkerung und bildete mit ihr einen neuen deutschen Stamm. So entstand im südlichen Mitteleuropa das ziemlich rein germanische Ostviertel und das großenteils keltisch gemischte Westviertel.

Wie sehr auch spätere Bevölkerungsbewegungen dieses Bild von der körperlichen Erscheinung des deutschen Volkes im einzelnen verändert haben, im großen Ganzen sind doch seine Züge dieselben geblieben. In tausendjähriger Entwickelung sind die Stämme zu einer großen einsprachigen Nation zusammengewachsen, aber die Abstammung aus zwei verschiedenen Grundwurzeln, den Germanen und Nichtgermanen, ist in der körperlichen Erscheinung immer noch klar erkennbar. Freilich bilden sich fortwährend neue Mischformen der verschiedenen ethnischen Elemente, der ursprüngliche körperliche Typus ist jedoch ungemein zäh und lebenskräftig, immer schlägt bei fortgesetzter Vererbung die somatische Stammform wieder durch.

Im psychischen Gebiet ist dies anders. Zwar hat auch darin jeder der deutschen Stämme sein eigenes Gesicht, im Nordosten mit viel slawischer, im Südwesten mit viel keltischer Ähnlichkeit, aber durch den langen geistigen Verkehr, durch den anhaltenden Austausch der Anschauungen und Gefühle, durch die millionenfache Kreuzung und Vererbung hat sich durch das ganze Volk doch ein einheitlicher psychischer Grundzug verbreitet, der viel zusammenfassender wirkt, als es die Vielfältigkeit des somatischen Typus vermöchte. In dieser Harmonie gibt das germanische Element durchweg den Grundton an, wie es ja auch die germanische Volkskraft war und ist, die die fremden Volksteile, voran Slawen und Kelten und weiterhin alle möglichen anderen Elemente, in sich aufgenommen, sie sich angeglichen hat. Aber gerade durch diese auf den

germanischen Grundton gestimmte, den verschiedenen verschmolzenen Volkselementen entstammende Vielstimmigkeit ist diese Harmonie so ungemein voll und wohltönend geworden. Gerade dadurch ist das deutsche Volksleben so überaus reich, das deutsche Volkstum so sehr zur Erfüllung mannigfacher und großer Kulturaufgaben befähigt wie kaum ein anderes. Worin diese wunderbare, herrliche Kraft wurzelt, und wie sie sich äußert, das anzudeuten wollen die folgenden Blätter versuchen.

II.

Deutsches Volkstum.

1. Der Begriff Volkstum.

Das Wort Volkstum hat Friedrich Ludwig Jahn gebildet. In der Einleitung zu seinem Hauptwerk „Deutsches Volkstum" sagt er: „Volkstum ist das Gemeinsame des Volkes, sein innewohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit. Dadurch waltet in allen Volksgliedern ein volkstümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Leiden und Handeln, Entbehren und Sehnen, Ahnen und Glauben... Für dies Wandelnde und Bleibende, Langsamwachsende und Langdauernde, Zerstörtwerdende und Unvergängliche, was die ganze Völkergeschichte durchdringt, bald eben geboren, bald unvollkommen entwickelt, auf allen Bildungsstufen bis zur Schöngestalt und zum Mustergebilde angetroffen wird, gab es kein Wort in unsrer Sprache mehr." Jahn faßt in den Begriff Volkstum alles zusammen, was das Leben eines Volkes Eigenartiges erzeugt und enthält; „Volkstumskunde" ist ihm die Kunde von den geistigen Kräften und Schöpfungen, die der Geschichte eines Volkes innerlich und äußerlich ihre Besonderheit geben, aber sein Werk „Deutsches Volkstum", das ja nur Bruchstücke einer in den Kriegswirren von 1806 verloren gegangenen Handschrift enthält, erschöpft in seinen Ausführungen den Grundgedanken bei weitem nicht. Die politische Tendenz des Buches, der glühende Vorkampf für deutsche Freiheit und deutsche Einheit drängen die Betrachtung aller anderen Seiten des Volkstums, wie er es selbst definiert hatte, ganz in den Hintergrund. So ist sein Buch bei aller politischen Wucht und pädagogischen Wirkung einseitig geblieben, aber der von ihm geschaffene Name „Volkstum" hat sich lebendig erhalten.

Nach dem heutigen Sprachgebrauch scheint die Bedeutung des Wortes Volkstum und volkstümlich auf den ersten Blick schwankend zu sein, je nachdem man unter Volk die Gesamtheit eines durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte verbundenen Teiles der Menschheit versteht oder nur den größeren Teil einer solchen Menschheitsgruppe, der, noch am tiefsten in dem natürlichen Boden wurzelnd, schon durch seine Überzahl dem Ganzen sein Gepräge gibt und als „große Menge" der kleineren, von der Kultur reicher beeinflußten Gruppe der „Gebildeten" ergänzend gegenübersteht.

In diesem zweiten, beschränkenden Sinne versteht man das Wort volkstümlich, wenn etwa von der volkstümlichen Darstellung eines Buches, eines Schauspieles, einer Predigt die Rede ist; dann heißt volkstümlich soviel wie gemeinverständlich, der Auffassungsgabe und dem Gefühl der großen Menge entsprechend oder angepaßt. Diese geläufigste Bedeutung des Wortes, die lediglich einen Bildungsgegensatz ausdrückt, ist aber einseitig und erschöpft den Begriff Volkstum nicht, wenn wir unter Volk das Volksganze in jenem ersteren Sinne des Wortes verstehen. So verstanden bedeutet „volkstümlich" etwas, was dem ganzen Volke eigentümlich ist ohne Ansehung der Bildungsstufe seiner Glieder. Es ist nicht nur, was dem

Denken und Fühlen der großen ungebildeten Volksmenge entspricht und wegen des Bildungsmangels der Menge noch ganz im Urwüchsigen steckt, sondern es ist die dem ganzen Volke innewohnende Denkungs- und Empfindungsart selbst. Die Gebildeten eines Volkes stehen mit ihrem Denken und Fühlen auf demselben Urgrund wie die Ungebildeten; sie haben nur noch etwas dazu: die Vertiefung und Verfeinerung ihres seelischen und geistigen Lebens durch Schulung und die Bereicherung ihres Lebens durch anderswoher genommene Kulturelemente, die sie der eigenen Art zu fühlen und zu denken assimiliert, angeglichen, und damit volkstümlich umgewandelt, oder aber ohne innere Verarbeitung nur äußerlich angenommen haben, so daß diese Elemente unorganisch neben dem Volkstümlichen als etwas Wesensfremdes, Unvolkstümliches stehen.

Wenn wir also unter Volkstum die zu einer psychischen Einheit verbundenen Eigenschaften verstehen, die ein Volk von anderen Völkern unterscheiden, so begreifen wir darunter mehr als den Inhalt der Namen Volksseele, Volksgeist oder Volkscharakter, denn Seele, Geist und Charakter sind nur Teilerscheinungen eines bestimmten innerlichen Menschentums. Wir werden aber weiterhin diese Einzelnamen öfters anstatt des Gesamtbegriffes Volkstum gebrauchen, wenn sie irgend eine der untersuchten psychischen deutschen Eigenschaften dem Ursprung nach näher bestimmen als der Gesamtbegriff Volkstum. Aus dem weiteren Begriff Volksart, der auch das physische und materielle Sein eines Volkes umfaßt, ziehen wir aber die somatische Beschaffenheit und die wirtschaftlichen Lebensformen des Volkes nur insofern in unsere Betrachtung, als sie die psychische Persönlichkeit des Volkes mit bestimmen und mit äußern; alles andere bleibt als unwesentlich für das Volkstum, wie wir es nun definiert haben, ausgeschlossen.

Dabei ist die Wiederholung der Bemerkung nützlich, daß wir unter Volk ausschließlich eine durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte dargestellte ethnische Einheit verstehen, die man als „natürliches Volk" dem „Staatsvolk", der Gesamtheit der Individuen eines Staates gegenüberstellen kann. Wir gebrauchen den Ausdruck „natürliches Volk" und nicht „Naturvolk", weil der letztere von der Ethnologie angewandt wird, um den Gegensatz zum „Kulturvolk" zu bezeichnen. Für natürliches Volk kann aber auch der Name Nation gesetzt werden, da in dem lateinischen natio die Bedeutung der gemeinsamen Abstammung enthalten ist; und in diesem Sinne deckt sich das Fremdwort „Nationalcharakter" größtenteils mit dem deutschen Wort Volkstum. Dagegen bezeichnen Franzosen und Engländer mit dem Worte nation das Staatsvolk, von dem sie das natürliche Volk mit dem Namen peuple oder people unterscheiden.

So viele Völker, so viel verschiedenes Volkstum gibt es. Einzelne psychische Eigenschaften sind natürlich in gleicher Gestalt bei mehreren Völkern zu finden; auch haben mehrere Völker gewisse Gruppen von psychischen Eigenschaften gemeinsam und sind dann meist auch physisch verwandt. Aber die geschlossene Summe seiner Eigenschaften oder, richtiger gesagt, das aus dem Ineinanderwirken seiner verschiedenen Eigenschaften hervorgehende und aus seinen geschichtlichen Schicksalen sich entwickelnde psychische Produkt hat jedes Volk einzig und allein für sich: das ist sein Volkstum. Nur in diesem Sinne wollen die in unserem Buch enthaltenen Ausführungen über den Inhalt und die Äußerungen des deutschen Volkstums verstanden sein. Viele der geschilderten Eigenschaften und Erscheinungen gehören im einzelnen nicht ausschließlich dem deutschen Volk an, sondern finden sich auch bei anderen und namentlich den verwandten germanischen Völkern, aber spezifisch deutsch ist das aus der organischen Verbindung aller dieser Einzelheiten entstehende Gesamtbild.

So verstanden, ist Volkstum etwas anderes als Nationalität, wenn auch die Begriffe Volk und Nation im vorhin angegebenen Sinne sich decken. Nationalität einer Person ist die

durch Geburt erworbene, rein physische Zugehörigkeit zu einer Nation, sie ist die Mitgliedschaft eines Volkes durch die Abstammung an sich. Volkstum dagegen ist die innerliche Zugehörigkeit zu einer Nation, einem „natürlichen Volk", durch die mit der Abstammung gegebene psychische Eigenart des Volkes. Nationalität sagt zunächst weiter nichts aus als die körperliche Gemeinschaft mit einem Volke, Volkstum aber enthält außer dieser noch den Begriff der psychischen Wesensgleichheit. Es kann also sehr wohl jemand eine bestimmte Nationalität haben, ohne ihr entsprechend volkstümlich zu denken und zu fühlen. Es kann aber niemand vom Volkstum erfüllt sein, niemand „Volkstum haben", der nicht zugleich national wäre.

Noch tiefer ist der Unterschied zwischen Volkstum und **Staatszugehörigkeit**, denn beide stehen einander wie Freiheit und Willkür, wie Natur und Kunst gegenüber. Die staatlichen Grenzen eines natürlichen Volkes, einer Nation, fallen nur selten ganz mit seinen ethnischen Grenzen zusammen; meist sind diese weiter gezogen als jene, meist liegen noch außerhalb der Staatsgrenzen größere oder kleinere zu dem von den Staatsgrenzen umschlossenen Volkskörper organisch, d. h. durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte, gehörige Glieder. Nur bei wenigen Völkern decken sich die staatlichen und die ethnischen Grenzen fast ganz. Es kann also jemand einem Staate angehören, ohne die Nationalität des den Staat vorwiegend ausfüllenden Volkes zu haben, und umgekehrt; und in noch viel höherem Maße können äußere Staatszugehörigkeit und innerliches Volkstum in einem Individuum auseinander liegen.

Wie jedes einzelne Individuum, so hat auch jedes Volksindividuum seinen Selbsterhaltungstrieb. Die Glieder eines Volksindividuums werden durch das Gefühl innerer Zusammengehörigkeit, das **Nationalgefühl**, getragen, das aus dem Zustand des Unbewußten in das **Nationalbewußtsein** übergehen kann und dann den Gegensatz zu anderen Nationen hervorkehrt und, wenn es an große geschichtliche Erinnerungen anknüpfen kann, sich zum **Nationalstolz** steigert. Bei lebendigem Nationalbewußtsein streben die in verschiedenen Staaten zersplitterten Teile einer Nation nach Einheit, wie es die Geschichte Deutschlands und Italiens so packend zeigt, wogegen verschiedene in einem gemeinsamen Staatsverband vereinigte Nationen nach Sonderung und Selbständigkeit streben, wie wir es vornehmlich in Österreich-Ungarn und Belgien sehen. Das aus dem natürlichen Gefühl hervorgehende Verlangen, daß jede Nation, jedes natürliche Volk, das die Kraft zur Selbständigkeit hat, einen eigenen Staat bilde, nennen wir Nationalitätsprinzip.

Jedes Volk besteht aus einer Summe von **Individuen**. Die Gesamtheit der Individuen ist also der Träger des Volkstums. „Aus Millionen Einzelnen besteht das Volk, in Millionen Seelen flutet das Leben des Volkes dahin; aber das unbewußte und bewußte Zusammenwirken von Millionen schafft einen geistigen Inhalt, bei welchem der Anteil des Einzelnen oft für unser Auge verschwindet, bei welchem uns zuweilen die Seele des ganzen Volkes zur selbstschöpferischen, lebendigen Einheit wird." (G. Freytag.) Freilich können Individuen eines Volkes jeglicher volkstümlichen Eigenschaften bar und innerlich dem Volk wesensfremd sein trotz ihrer gleichen Nationalität, auch provinziale und örtliche Abweichungen können eine große Rolle spielen, aber in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Individuen ist doch die gleiche Art zu denken und zu fühlen lebendig; nicht so, daß in ihnen allen alle Seiten des Volkstums zu finden wären, denn das wäre ein unfreies, naturwidriges Schema, sondern so, daß in dem einen Individuum diese, im anderen jene Eigenschaft vorwiegt. Dieses Volkstum, dieser Gesamtgeist, an dem jedes Individuum mehr oder weniger teil hat, ist also auch dann da, wenn er bei diesen oder jenen Individuen oder Individuengruppen nicht zu finden ist; er ist das Erzeugnis und der Inhalt der Gesamtheit. Aber immer werden es in irgend einem gegebenen Zeitraum nur verhältnismäßig

wenige Individuen sein, in denen der Gesamtcharakter am deutlichsten ausgeprägt ist. Es gibt eine natürliche Auswahl, die besser als die Mehrheit die Seele eines ganzen Volkes vertritt; und es gibt Individuen, in denen das ganze Volkstum verkörpert erscheint und eine oder mehrere volkstümliche Eigenschaften die ganze Persönlichkeit so von Grund aus erfüllen und so gewaltig bewegen, daß sie hoch über alle anderen erhoben wird. Das sind dann die Volksheroen, die, weil jeder Volksgenosse den besten Teil seines Wesens in ihnen verkörpert sieht, zu geschichtlichen Mächten werden und gerade aus ihrem urkräftigen Volkstum heraus allgemeine Bedeutung gewinnen.

Wenn also die Gesamtheit der Individuen die Trägerin, wenn einzelne Bevorzugte die rechten Verkörperer des Volkstums, des Nationalcharakters sind, so ist doch der Nationalcharakter nicht einfach die Summe der Individuencharaktere, denn die gemeinsame Art zu fühlen, zu wollen und zu denken kann, infolge der zwischen den Individuen beständig nach Ausgleich strebenden geistigen Bewegungen, weit von dem abweichen, was die Einzelcharaktere darstellen können. Auch ist der Nationalcharakter nicht einfach ein mittlerer Typus, sozusagen ein Querschnitt der Individuencharaktere, denn er ist nicht nur durch die Individuen gebildet, sondern er übt auch seinerseits einen tiefgehenden Einfluß auf die Individuen aus. Er ist nicht nur Ergebnis, Erzeugnis, sondern auch Ursache, und zwar zwingende Ursache zu Erscheinungen im gesamten Volksleben, die von Wirkungen der Individuen ganz verschieden sein können. „Das Freie, Verständige in der Geschichte vertritt der Mann; die Volkskraft wirkt unablässig mit dem dunklen Zwang einer Urgewalt, und ihre geistigen Bildungen entsprechen zuweilen in auffallender Weise den Gestaltungsprozessen der stillschaffenden Naturkraft, die aus dem Samenkorn der Pflanze Stiel, Blätter und Blüte hervortreibt.“ (G. Freytag.)

Ebensowenig wie in einem mittleren Typus stellt aber auch ein Volk in irgend einem zeitlich bestimmten Abschnitt seines Lebens den wahren Nationalcharakter dar, wie sehr man auch geneigt ist, die Geschlechter gewisser Perioden für die echtesten Vertreter eines Volkstums auszugeben. Erst die ganze Geschichte eines Volkes gibt uns ein Bild von den immer wiederkehrenden Zügen seines psychischen Lebens, erst aus dem ganzen zeitlichen und ursachlichen Verlauf eines Volkslebens finden wir den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Darauf weist Herder hin, wenn er sagt: „Was der Deutsche ist und von jeher gewesen, davon ist seine eigene Geschichte eine durch Jahrhunderte erprobte Stimme der Wahrheit. Was alle Dichter singen, wohin sie wider Willen streben, was ihnen am meisten glückt, was bei denen, die sie lesen und hören, die größte Wirkung hervorbringt, das ist Charakter der Nation, wenn er auch als eine unbehauene Statue noch im Marmorblock daläge.“

Nur aus der G e s ch i ch t e eines Volkes vermögen wir also die Eigenschaften, die sein Volkstum ausmachen, zu bestimmen und ihre Einheit zu umgrenzen. In der Geschichte jedes Volkes gibt es eine bestimmte Zahl von psychischen Eigenschaften, die in allen Äußerungen seines Natur- und Kulturlebens immer von neuem erscheinen, wenn sie auch oft und längere Zeit schlummern, und die tief auf alle Verhältnisse und Zustände des Volkes zurückwirken, wenn auch ihre Wirkungskraft häufig unterbrochen ist. Sie werden auch von anderen Völkern bemerkt und als spezifische Eigenschaften dieses einen Volkes anerkannt, weil sie für jedermann erkennbar hervor- und in die Außenwelt treten und im Verhältnis der Völker untereinander starke Mächte sind, mit denen die anderen Völker rechnen müssen.

So spricht man allgemein von spanischer Grandezza, von französischem Elan und Esprit, von englischem Nützlichkeitssinn und englischer respectability, von deutschem Gemüt, deutscher Treue, deutscher Zwietracht u. s. w. als von Eigenschaften, die im geschichtlichen Leben dieser

Völker, wie oft sie auch verborgen liegen, doch immer wieder klar und kräftig hervortreten und dadurch das Charakterbild dieser Völker auch für die anderen bestimmen.

Aber es gibt auch Eigenschaften in einem Volke, die nicht so merklich nach außen wirken und deshalb nicht allgemein anerkannt sind, obwohl sie nicht minder wesentliche Züge in seinem Charakterbilde sind. Sie werden erst nach eindringender Beobachtung des Innenlebens eines Volkes in ihrem wahren Wesen erkannt und entziehen sich nicht allein dem oberflächlich zuschauenden Fremden, sondern auch oft dem Volksgenossen selbst, wenn dieser nicht in seinen eigenen Busen greift und sich bei seiner Untersuchung mit von der inneren Erfahrung leiten läßt. Einmal erkannt, stellen sich aber diese inneren Eigenschaften oft als die weitaus wichtigsten Elemente des Volkstums heraus, als die innersten Anlagen und Triebe, von denen jene allgemein anerkannten in die Außenwelt wirkenden Eigenschaften bloße äußere Erscheinungsformen sind. Sie also sind der tiefste Inhalt des Volkstums. Namentlich von ihnen gilt das Wort W. H. Riehls: „Der Volksgeist ist nicht etwa ein nebeliges Gespenst, über das man gut Worte machen kann, weil es doch noch Niemand gesehen; er läßt sich leibhaftig citieren, wenn Einer nur die rechte Beschwörungsformel weiß.“

Wollte man alle bezeichnenden Eigenschaften eines Volkstums nur hervorsuchen und zusammenstellen, so bekäme man wohl eine mehr oder minder vollständige Liste von Eigenschaften, aber es fehlte „leider nur das geistige Band“. Um ein solches um die Eigenschaften so zu schlingen, daß sie die individuelle Einheit des betreffenden Volkstums wiedergeben, haben wir der inneren gegenseitigen Bedingtheit dieser Eigenschaften nachzugehen und zu untersuchen, wie sie in den wichtigsten Äußerungsformen des menschlichen Seelenlebens, in Wille und Vorstellung, oder, wenn wir davon zu bequemerer Gruppierung noch das Gefühl abzweigen, in Gefühl, Wille und Vorstellung als einfache Elemente zur Erscheinung kommen und sich miteinander zu vielfältigeren Eigenschaften verknüpfen.

Diese Gruppierung der psychischen Eigenschaften nach Gefühl, Wille und Vorstellung hat für uns zunächst nur den praktischen Wert einer übersichtlichen, unsere Untersuchung erleichternden Einteilung. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß jene Kräfte nun auch die eigentlichen Quellen der Eigenschaften des Volkstums seien, sondern wir sehen in ihnen vielmehr die zu Tage liegenden Oberflächen unseres Seelenlebens, zu denen aus unbekannten Tiefen die psychischen Eigenschaften emportauchen und so erkennbar werden. Vielleicht vermag es der menschliche Geist noch einmal, in diese unbekannten Tiefen einzudringen; vorläufig bleibt der letzte Grund der psychischen Eigenschaften unserer Erkenntnis in mystischem Dunkel verborgen. Sie sind Imponderabilien, unmeßbare und unwägbare Kräfte in ihrem Ursprung wie in ihrer Wirkung. Wenn wir uns aber an das Faßbare, Begreifliche halten, so führt uns die obige Einteilungsmethode am ehesten zu unserem Ziel. Wir gewinnen damit den Inhalt eines Volkstums auf dem nämlichen Wege der Synthese, auf dem wir den Charakter eines einzelnen Menschen untersuchen, uns veranschaulichen und verstehen.

2. Deutsches Volkstum im Einzelmenschen.

Wenden wir diese Untersuchungsmethode auf den deutschen Volkscharakter an, um daraus das Wesen des dem deutschen Volk innewohnenden unveränderlichen Volkstums, des wahren Deutschtums zu erkennen, so werden wir gut thun, zum Vergleich mit ihm einige von ihm abweichende Volkscharaktere heranzuziehen, aus deren vielfacher Gegensätzlichkeit und doch teilweise großer Ähnlichkeit uns die deutsche Eigenart um so klarer zum Bewußtsein kommt. Wir wählen

dazu neben anderen hauptsächlich das französische Volkstum, das von den älteren Sittenschilderern mit am besten K. Hillebrand („Frankreich und die Franzosen"), von den neueren Psychologen keiner so treffend wie A. Fouillée („Psychologie de l'esprit français") gekennzeichnet haben.

Alle Seelenthätigkeit wird durch Eindrücke der Außenwelt, die von den Empfindungsnerven vermittelt werden, angeregt, und zwar nach unserer Auffassung nur angeregt und zur Entwickelung gebracht, nicht erzeugt; denn wir glauben und wissen es aus innerer Erfahrung, daß in uns ein durch Vererbung überkommener Schatz von Anlagen schlummert, der nur geweckt zu werden braucht, um in Erscheinung zu treten und sich zu entwickeln. Von den Franzosen sagt dagegen schon Goethe sehr richtig: Sie begreifen nicht, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist. Der Franzose kommt zu dieser Auffassung durch die mangelhafte Beobachtung seines schon an sich weniger regen Innenlebens und durch die ungemein große Lebhaftigkeit, mit der sein Temperament äußere Eindrücke aufnimmt. Während das Nervensystem des Franzosen in einer beständigen ererbten und erblichen Spannung ist, ist die Erregbarkeit der Nerven im Deutschen ziemlich gering; Ruhe im Äußeren wie im Inneren kennzeichnen das deutsche Temperament. Der Deutsche ist nach der üblichen Einteilung der vier Temperamente viel mehr Phlegmatiker oder sogar Melancholiker als Sanguiniker oder gar Choleriker. Dem französischen Temperament nähert sich unter den Deutschen noch am meisten der Rheinländer, wozu die geistige nachbarliche Berührung nicht weniger beigetragen haben mag als die zum Teil weitgehende Blutmischung. Das stete Verlangen nach Reizen, und natürlich lieber nach angenehmen als nach unangenehmen, das den nervös sanguinischen Franzosen nie zur Ruhe kommen läßt, ist dem Deutschen nicht eigen. Wird der Franzose schnell von Eindrücken fortgerissen, die sein Temperament erregen, so bedarf die Empfindungssphäre des Deutschen nicht nur starker, sondern auch lang anhaltender Eindrücke, um erregt zu werden. Dann aber ist die Wirkung um so tiefer, der Erregungszustand um so anhaltender. Das Empfinden des Franzosen hat man darum ein weibliches, das des Deutschen ein männliches genannt. Der Neigung der Franzosen zu aufflammender Begeisterung, zu plötzlicher Ausgelassenheit, die ebenso schnell in ihr Gegenteil umschlagen können, steht beim Deutschen eine zögernde Langsamkeit gegenüber, mit der sein Temperament dem Einfluß einer großen Idee oder eines mächtigen Gefühles nachgibt. Seine Reizempfänglichkeit sitzt nicht so nahe an der Oberfläche wie die des Franzosen, und die vermittelnden Nerven arbeiten langsamer und schwerer, aber die Wirkung des einmal eingedrungenen Empfindungsreizes ist tief und beharrlich. In der Aufnahme und im Ablauf der Reize kann das deutsche Empfinden konzentrisch und intensiv genannt werden, wogegen die Erregbarkeit des nervös sanguinischen Franzosen zunächst immer eine zentrifugale, expansive Richtung einschlägt.

Diese in erster Linie nach innen gewandte Richtung des Empfindungsvermögens ist eine der wesentlichsten Eigenschaften der deutschen Naturanlage. Ihr entspricht, wie wir bald sehen werden, eine ganz gleich gerichtete Weise des Wollens und des Denkens, und in ihnen zusammen ist wohl der wichtigste Zug des deutschen Wesens ausgedrückt: die deutsche Innerlichkeit. Alle anderen Eigenschaften teilt im einzelnen der Deutsche mehr oder weniger mit anderen Völkern, aber die Innerlichkeit, die seinem Fühlen, Wollen und Denken eignet, sein ganzes Sein beherrscht und in all sein Thun und Trachten ausstrahlt, die hat er in diesem Maße ganz allein für sich. Die meisten seiner ausgeprägten Eigenschaften lassen sich auf die Innerlichkeit als Urquell und Grundkraft zurückführen.

Mögen wir mit den Einen die Innerlichkeit wie jede psychische Anlage für eine dem Menschen immanente, von Uranfang innewohnende, ursprungslose Kraft halten, oder mögen wir

mit den Anderen eine allmähliche Entwickelung auch dieser Eigenschaften aus jahrtausendelanger natürlicher Zuchtwahl annehmen, jedenfalls können wir uns vorstellen, daß die Natur der deutschen Heimat den psychischen Charakter ihrer Bewohner aufs tiefste nach jener Seite hin während der langen Zeiträume beeinflußt hat, in denen fremde Kultureinflüsse den Deutschen noch ferngeblieben sind. Die rauhe nordische Natur des vor- und des frühgeschichtlichen Deutschland zwang seine Bewohner während der größeren Hälfte des Jahres zu einem engen häuslichen Leben, ein Zwang, der ja noch heute für den Deutschen weit mehr bestimmend ist als für den Südländer, sie nötigt sie zur Beschränkung auf sich selbst und ihre allernächste Umgebung, zur Beschäftigung mit ihrem Innenleben, zur inneren Verarbeitung der Außenwelt. War die Anlage zur Innerlichkeit schon vorhanden, so mußte sie in diesem langen Werdegang des Charakters erstarken, war sie noch nicht da, so gab die umgebende Natur den wirksamsten Anlaß zu ihrer Entstehung.

Zur Vertiefung der Innerlichkeit trugen auch die sozialen Verhältnisse viel bei, denn die Bevölkerung war weit über das Land zerstreut, und natürliche Hindernisse des Verkehrs vergrößerten die Einsamkeit der einzelnen Volksglieder. So hatte das Individuum vorwiegend mit sich zu thun und wuchs sich in seinem Eigenleben immer selbständiger aus.

Kaum weniger gering als den Einfluß des langen und schweren nordischen Winters auf das Innenleben des Deutschen dürfen wir aber den des nordischen gegensatzreichen Wechsels der Jahreszeiten veranschlagen. Die Schönheit des deutschen Lenzes und die Fruchtfülle des deutschen Sommers ruft nach der winterlichen Einkehr eine um so innigere Lebensfreude wach. Und aus dem innerlichen Anteil an dem eindrucksvollen Verlauf der Jahreszeiten erwächst eine persönliche Beziehung zu den dem Menschen freundlichen wie zu den ihm feindlichen Kräften der Natur. In dieser Wechselwirkung erblüht das deutsche Naturgefühl zu seiner schönen Fülle und bevölkert zusammen mit dem innerlichen Persönlichkeitsgefühl auch die lebendige Natur mit persönlich gedachten schaffenden Kräften. Die innerliche Erfassung und Vertiefung der Außenwelt wirft ihren Schein hinaus auf diese selbst, und so sieht der Deutsche in ihr ebensolche innerliche Triebkräfte, wie er sie in seiner eigenen Brust sich regen fühlt, und gewinnt dadurch zur Natur und ihren Erscheinungen ein persönliches Verhältnis.

Das Gefühlsleben des Deutschen ist es, das sich vor allem aus seiner Innerlichkeit bereichert. Alles, was von außen in die Tiefe der Innerlichkeit eindringt, schlägt dort zunächst den Gefühlston des Herzens an, und rückwirkend tragen alle Lebensäußerungen des Deutschen diesen warmen Klang in die Außenwelt. So setzt sich in der Gefühlssphäre die Innerlichkeit in die Eigenschaft um, die der Deutsche mit niemand anders teilt, und für die keine andere Volkssprache einen entsprechenden Namen hat: das deutsche Gemüt.

In allem Wollen und Denken des Deutschen spricht sein Gemüt mit. Wir werden nachher sehen, in welcher Weise es dort seinen Ausdruck findet und dem gesamten deutschen Volkstum jene warme Tönung gibt, die auch die anderen Völker als eine der wesentlichen Verschiedenheiten von ihrem eigenen Volkstum herausfühlen, ohne daß sie einen eigenen Begriff dafür geben könnten. Aber wohl wissen sie mit einem eigenen Namen jenes Übermaß von innerem Gefühl zu benennen, das die Fesseln des Willens und des Intellektes abstreift und still in seiner eigenen Fülle schwelgt. Es ist die im deutschen Volkstum so oft hervortretende Sentimentalität, die ebenso oft als eine vermeintliche oder wirkliche Schwäche das Ziel des Spottes anderer Völker ist.

Wer wie der Deutsche ein reges innerliches Leben hat, fühlt aber auch in sich das Walten dunkler, aus dem Unbewußten kommender Kräfte und Triebe mehr als ein anderer. Ihre

Beobachtung, der Glaube an sie und ihr Kultus ist Gegenstand der Mystik, die im deutschen Volkstum eine wichtige Rolle spielt. Nicht nur in den religiösen Gefühlen und Vorstellungen, sondern überall, wo im deutschen Leben das Gemüt in Thätigkeit und zur Äußerung kommt, da spricht auch die Mystik mit. Der innerlich Lebende fühlt und betrachtet als ein göttliches Walten, was aus unbekannten Tiefen in seiner Brust auflebt und seine Seele erfüllt. Sein eigenes Inneres ist ihm darum heilig. Daher die Keuschheit des Gefühls, mit der der Deutsche sein inneres Heiligtum vor den profanen Blicken der anderen verbirgt, daher der andächtige Ernst, mit dem er sein Herz nur dem eröffnet, zu dem er volles Vertrauen gewonnen hat.

Heilig ist dem Deutschen aber auch alles, was dieses innere keusche heilige Gefühl in der Natur anspricht: Im geheimnisvollen Dunkel des Waldes übt schon der alte Germane den Kultus seiner Naturgötter; er verkörpert sie nicht in Bildern und baut ihnen keine Tempel, denn er verschmäht, das Göttliche, das in seiner fühlenden Seele lebt, in sinnliche Anschauung überzuführen. Das innige Naturgefühl wird ihm auch hier zur Naturpoesie, und in der ganzen deutschen Dichtung ist der Zauber des Waldes lebendig geblieben. Wie aber die Heilighaltung des eigenen innersten Gefühls den deutschen Mann instinktiv dazu führt, im Weib, in dem er die mystischen Seelenkräfte am stärksten sieht, ein heiligeres Wesen zu sehen, und wie dieses Gefühl grundlegend das ganze Verhältnis zwischen dem deutschen Mann und dem deutschen Weib und damit die wichtigsten Seiten der deutschen sozialen Verhältnisse bestimmt, werden wir später bei Erörterung des Volkstums im deutschen Gesellschaftswesen sehen. Hier haben wir es noch mit dem Einzelmenschen zu thun.

Da erkennen wir nun, nach den betrachteten Eigenschaften der deutschen Gefühlsinnerlichkeit, daß der Deutsche schon vermöge dieser Innerlichkeit des Gefühls ein geborner Individualist sein muß. Den Franzosen macht sein nach außen gerichtetes, sich ausgebendes Empfinden zu einem sehr sozialen Wesen, zu einem Kollektivisten, dem Deutschen gibt sein gesammeltes starkes Innenleben einen Individualismus, wie er in gleich vielseitiger Verbreitung durch ein ganzes Volk nirgends in der Welt wieder vorkommt. Hat der Franzose das Bedürfnis, gesellig zu leben, sich an die Gesellschaft anzuschließen und mit ihr im Fühlen und Denken zu harmonieren, so drängt den Deutschen seine Innerlichkeit mehr von der Gesellschaft weg. Er ist, soweit ihn nicht höhere Ziele, wie wir nachher sehen werden, zum Anschluß an andere bewegen, am liebsten allein oder doch nur mit wenigen Gleichgesinnten vereint, ja er sucht äußerlich die Einsamkeit, um innerlich seiner Individualität zu leben, und dies in erster Linie aus einem Bedürfnis des Gefühls, aus dem der Individualismus des Wollens und Denkens seine Hauptnahrung schöpft. Auch die große Neigung zur Schweigsamkeit, die besonders den Nordwestdeutschen und den deutschen Alpenbewohnern eigen ist, hängt damit zusammen.

Die Gefühlsinnerlichkeit hat dem Deutschen von anderen Nationen, deren Gefühl viel mehr nach außen gerichtet ist und vom Intellekt gelenkt wird, den Namen der Kindlichkeit eingebracht. Und doch ist diese Bezeichnung, in der nach Absicht der Fremden der Begriff der geistigen Unreife liegen soll, für den deutschen Nationalcharakter ein Ehrenname, denn das Kind steht den reinen Quellen des ursprünglichen Lebens näher als der Erwachsene. Ein unmittelbarer Ausdruck der Kindlichkeit ist die Naivität, die Einfalt des Herzens und des Geistes, mit der der Deutsche die Außenwelt unverfälscht in sich aufnimmt, und die er seinerseits in der Welt zu vermuten geneigt ist. In der Kindlichkeit wurzelt die Wahrheit und Ehrlichkeit, die im Deutschen zunächst Eigenschaften des Gemütes sind und von da aus all sein Wollen und Denken durchdringen; sie ist der Ursprung der deutschen Gutmütigkeit, die dem Egoismus das kräftigste Gegengewicht hält

und fremdem Leid gegenüber in der deutschen Innerlichkeit sich herrlicher als irgendwo anders zur schönsten menschlichen Tugend, dem Mitleid, entfaltet; und die Kindlichkeit ist einerseits der Hauptgrund des Ernstes, mit dem der Deutsche jede innerlich erfaßte oder von außen übertragene Aufgabe aufnimmt und durchführt, und anderseits der sonnigen Heiterkeit, mit der sich der Deutsche harmlos der Schönheit des Lebens und seiner Gaben freut.

Die Schattenseiten dieser Eigenschaften liegen in ihrem Übermaß, wenn die naive Einfalt zur Thorheit, die Wahrheit und Ehrlichkeit zur Grobheit und Rüdigkeit, die Gutmütigkeit zur Schwachmütigkeit, der Ernst zu schwerfälligem Trübsinn ausarten. Jedes Volk sieht, erkennt und anerkennt in seinem nationalen Selbstgefühl an anderen Nationen weniger die Licht- als die Schattenseiten. „Jede Nation spottet über die andere, und alle haben recht." (Schopenhauer.) Kein Wunder, daß von den Fremden jene Fehler im deutschen Volkstum als die wesentlichsten Züge hervorgehoben werden; kein Wunder, auch wenn sie nicht so häufig und stark ausgeprägt wären, wie sie es in Wirklichkeit sind.

Wenn bei Vergleichungen von Individuen und Nationen gewöhnlich Temperamentseigentümlichkeiten als die bedeutsamsten Merkmale hervorgehoben werden, so erklärt sich das, weil diese Eigenschaften am meisten an der Oberfläche liegen und zunächst in die Augen springen. Viel tiefer dringt die Untersuchung, die auch das Empfinden und Fühlen in die Betrachtung zieht; sie kann damit sogar die Hauptsache herausfinden, wie wir im Vorstehenden gesehen haben. Aber erschöpfend kann natürlich eine Untersuchung nur dann sein, wenn sie auch dem Willen und dem Intellekt in einem Volkscharakter ausgiebige Beachtung angedeihen läßt; ja, bei den meisten nichtdeutschen Völkern wird erst damit der Kern ihres Wesens getroffen.

Von den beiden merklichsten Erscheinungsformen des Seelenlebens, Wollen und Vorstellen, ist der Wille das beständige, der Intellekt das bewegliche Element. Der Wille an sich ist inhaltslos; er bekommt einen Inhalt erst durch das Gefühl und durch den Intellekt. Aber die mehr oder minder große Energie des Willens ist bestimmend für die Bethätigung des gewonnenen Inhaltes: Ist der Wille stark, so drängt er das Gefühl und den Intellekt in bestimmte Richtungen, ist das Gefühl oder der Intellekt stärker, so treiben sie den Willen zur Befolgung ihrer Vorschriften.

Im Deutschen ist der Trieb, der Wille, seine individuelle, auf die Innerlichkeit begründete Eigenart geltend zu machen, außerordentlich stark. Und je individualistischer auch seine Volksgenossen sind, desto energischer regt sich in ihm und in jenen der Trieb, die eigene Individualität zu wahren und zu bethätigen. Aus diesem stetigen Kampfe zieht die Willens- und Lebenskraft und damit die Lebensfreude immer neue Nahrung. Kämpfen und seine Kräfte messen ist das eigentliche Lebenselement des Deutschen im friedlichen Wettstreit wie im Krieg. Die herrliche deutsche Wehr- und Waffenfreudigkeit hat eine ihrer stärksten Wurzeln in diesem stolzen Kraftgefühl.

Noch energischer als im Deutschen kommt der germanische Wille zur Geltendmachung des Ich im Engländer zum Ausdruck. Dort steht er aber nicht unter der Herrschaft des Gefühles oder des Intellektes, sondern beherrscht diese seinerseits. Wie bezeichnend für diese englische Ich-Herrlichkeit ist es schon, daß der Engländer „ich" groß schreibt (I), aber „du" und „ihr" klein (thou, you) selbst in höflichster Anrede. Der Engländer steht namentlich im sozialen und politischen Leben fester auf sich selbst als der Deutsche, dessen Wille vom Gefühl beeinflußt wird, und dessen Individualismus deshalb im sozialen und politischen Leben oft nicht durchdringt, wenn er keinen Halt im Anschluß an Gleichgeartete findet. Der deutsche Gemütsindividualismus wird so in der sozialen Welt zum Standes- oder Korporations-Individualismus; von diesem

haben wir nachher noch zu sprechen. Da der Lebenswille des Engländers den Intellekt in seinen Dienst zwingt, ist der Engländer vorwiegend praktisch, Realist. Der Deutsche dagegen neigt viel mehr zur Loslösung des Intellektes vom Willen, zum theoretischen Denken; er ist mehr Idealist.

Im Vergleich mit dem Franzosen fällt vor allem auf, daß, während der Franzose sehr schnell und oft explosiv in seinem weniger vom Intellekt beherrschten als von der Empfindung bewegten Willen ist, der deutsche Willensmechanismus langsam, aber sicher arbeitet. Im Willensmechanismus des Deutschen ist der Hemmungsapparat, den Gefühl und Intellekt darstellen, stärker als der Antrieb; im Franzosen umgekehrt. Ist aber im Deutschen der Wille, nach langsamer Loslösung, einmal frei, so dringt er unaufhaltsam auf sein Ziel zu und ermüdet nicht, ganz im Gegensatz zum Franzosen, der nach plötzlichem Ansturm schnell erlahmend rasch in die Alltäglichkeit zurückfällt. Und während die spontane Willenserregung des Franzosen plötzliche Entschlüsse herbeiführt, die einer genügenden Aufsicht durch den Intellekt entbehren und daher leicht das Ziel verfehlen, erfolgt der Entschluß des Deutschen erst nach wiederholter Befragung des Gefühls und des Intellektes und geht deshalb seltener irre. Darum ist aber der Franzose doch in seinem Wollen nicht minder gerade, offen und redlich als der Deutsche; er ist es vor allem aus Temperament, der Deutsche aus Innerlichkeit.

In der Innerlichkeit, im Individualismus des Deutschen entwickelt sich der Einzelwille zu einer Kraft, die, geführt vom Intellekt und vom Gefühl, unbezwinglich ist. Sein Entschluß reift langsam, aber einen einmal gefaßten und als richtig erkannten oder gefühlten Vorsatz verfolgt er mit einer Zähigkeit und Ausdauer, die den größten Hindernissen gewachsen ist und am Widerstand nur noch mehr erstarkt. Dieses willensstarke Festhalten an dem gesteckten Ziel ist neben der aus dem Gemüt quellenden Liebe zur Sache einer der wichtigsten Bestandteile der mit Recht gerühmten deutschen Treue, die auf den verschiedensten Lebensgebieten zu vielfältigem Ausdruck kommt. Dieses zähe Wollen wird aber, wenn es individualistisch ins Maßlose wächst, die Ursache zu den Erbübeln des deutschen Nationalcharakters, die von alters her in der deutschen Geschichte als unbeugsame Starrköpfigkeit und Zwietracht der Nation wie den Einzelnen verhängnisvoll geworden sind. Nur wenn die zahllosen starren individualen Willenskräfte ein gemeinsames, aus einer Forderung des Gefühls oder des Intellektes erstandenes hohes Ziel finden, dann hält dieser Riesenkraft keine Gegengewalt stand, und die deutschen Volksführer und Staatsmänner sind immer die größten gewesen, die durch Vermittelung des Intellektes und namentlich des Gemütes die kraftvollen Einzelwillen zu einem gemeinsamen Ziel zusammenzufassen gewußt haben; sie haben dann durch die Massenwirkung des entfesselten furor teutonicus das Größte für die Gemeinsamkeit erreicht. Freilich, nur allzu selten konnte dies geschehen; der Einzelwille war meist zu schwerfällig und zu stark.

Langsam wie der Wille und wie die Erregbarkeit des Temperamentes schreitet auch die Vorstellung, der Intellekt des Deutschen von Stufe zu Stufe. Auch er geht langsam, aber sicher. Während der leichtbewegliche Intellekt des Franzosen geradeaus auf das Ziel losstürmt und deshalb oft zu schnell und falsch urteilt, prüft die deutsche Bedächtigkeit erst alle Einzelheiten, ehe sie das Ganze erfaßt. Sie hat keine Eile, zum Ziel zu kommen, sondern erwägt ruhig alle Möglichkeiten und urteilt erst, wenn sie der Vollständigkeit ihrer Urteilsgründe sicher ist. So dringt der langsam und bedächtig vorgehende Verstand des Deutschen tief in die Dinge ein und ergreift sie in ihrem ganzen Umfang. Dieser deutschen Gründlichkeit, die mit der Zähigkeit des Willens gepaart ist und um so tiefer bohrt, je härtere Hindernisse sich ihr

entgegenstellen, hat unser Geistesleben ungemein viel zu danken. Alles in allem haben die Deutschen ihr Größtes und Eigentümlichstes nicht in den Künsten, sondern in den Wissenschaften geleistet; ihnen verdanken sie auch zum guten Teil ihre großen kriegerischen und friedlichen Errungenschaften im 19. Jahrhundert. Aber oft **verbohrt** sich die deutsche Gründlichkeit auch so tief, daß sie nicht wieder loskommt, und artet dann in einseitiges Spezialistentum oder auch in kleinliche Pedanterie aus. Der allzu rasch und deshalb unvollständig urteilende Franzose dagegen haftet sehr oft nur an der schnell erkennbaren Oberfläche und an einem einzelnen, an der Oberfläche liegenden Gesichtspunkte, der seinen Neigungen besonders gefällt oder ihn sonstwie vorwiegend fesselt. Am häufigsten geschieht dies, wenn dem Urteilenden die natürliche Schärfe des Blickes abgeht, die im allgemeinen dem Franzosen eigen ist. Immer aber ergänzt der Franzose das Fehlende durch seine stets geschäftige Phantasie und ändert dadurch einiges an der Wirklichkeit der Dinge, während der Deutsche nicht nur aus der Richtigkeit seines tief eindringenden Urteils, sondern auch aus der Innerlichkeit seines Gefühls bewußt oder unbewußt die Wahrheit erfaßt und an ihr festhält. Die oben erörterte deutsche **Wahrhaftigkeit** kehrt also auch in diesem Zusammenhange wieder.

Der schnell verlaufende Gedankengang des Franzosen verlangt, um überhaupt möglich zu sein, dringend eine große Klarheit und Einfachheit der Vorstellungen. Der langsam arbeitende und tiefgreifende Intellekt des Deutschen aber, in welchen überdies so viele Gefühlselemente hineinspielen, fühlt sich auch im Dunkeln wohl; er lauscht und folgt gern der **inneren Eingebung**, die er als innere Wahrheit erfaßt, und indem er die aus dem Urgrund des unbewußten Seelenlebens aufsteigenden Vorstellungen pflegt, entwickelt er daraus oft mehr subjektive Wahrheit als der die dunkeln Vorstellungen mißachtende Franzose aus seinen klaren Gedanken.

Da von dem Grade der nervösen Erregbarkeit und von der Tiefe des Gefühls die Lebhaftigkeit und Stärke der Einbildungskraft am meisten abhängt, so bedingt das schwerfällige, von der Außenwelt wenig beeinflußte Temperament des Deutschen und sein tiefes innerliches Fühlen eine große Kraft und Weite der **inneren Anschauung** und einen unschätzbaren Reichtum an hellseherischer Phantasie. In seinem Innersten baut er die Außenwelt noch einmal nach seinem eigenen Bauplan auf und schmückt sie mit allen Gaben seines eigenen Innenlebens. Wo dieses Innenleben aber so reich ist wie beim individualistischen Deutschen, da wird diese innere Weltspiegelung leicht phantastisch, und das auf sich konzentrierte innere Gedankenleben, das das Sinnen und weltverlorene **Träumen** zu einer echt deutschen Eigenschaft macht, artet leicht zur **Grübelei** und zur **Verschrobenheit** aus; beides nur zu häufige Eigenschaften im deutschen Volkstum. Kein Volk hat so viele wunderliche „Originale" wie das deutsche. Wo jedoch dieses Übermaß nicht vorhanden ist, da ist es gerade die innere reiche **Einbildungskraft**, die den Deutschen zu einem so schöpferischen und ins Ganze gehenden Gestalter macht, in demselben Maße, wie der Franzose durch seine Anlage zu klarer, einfacher Gedankenentwickelung logisch und kombinatorisch ist.

Die Natur des Temperamentes, des Gefühles und des Willens bestimmt aber nicht bloß die Form und den Verlauf der Vorstellungen, sondern auch großenteils den Inhalt des Gedankens. Daraus erklärt es sich ohne weiteres, daß Vorstellungskreise, die das Individuum berühren und umfassen und sein persönlichstes Verhältnis zur Welt zum Gegenstand haben, im Deutschen weitaus am stärksten sind. Soziale und allgemein menschliche Dinge ergreifen ihn wohl dann tief, wenn sie sich auf das Individuum und zwar nicht sowohl auf das eigene, als vielmehr auf

das des Nächsten beziehen, doch rein auf das gesellschaftliche Zusammenleben gerichtete Ideenkreise, wie sie vor allem dem nicht individualistisch beanlagten Franzosen eigen sind, liegen ihm viel ferner. Darum aber dem Deutschen kalte Selbstsucht als nationale Charaktereigenschaft zuzuschreiben, wie es wohl geschieht, geht durchaus nicht an; dazu ist sein Individualismus viel zu sehr vom Gemüt durchweht. Aus dem Gemütsgehalt des deutschen Individualismus entspringt im Gegenteil jenes hohe ethische Pflichtgefühl gegen sich und andere, vor dem der engherzige Egoismus, wie er namentlich den fast nur vom Lebenswillen getragenen englischen Individualismus kennzeichnet, zurückweichen muß. Die deutsche Ungeselligkeit ist nicht mit Egoismus zu verwechseln.

Vielmehr führt den Deutschen seine Innerlichkeit und sein dem Willen überlegener Verstand gern zur beziehungslosen Betrachtung der Dinge, nicht mit Rücksicht auf den praktischen Nutzen und die äußere Verwirklichung seiner Betrachtung, sondern lediglich um sich selbst daran zu klären und gemütvoll daran zu erbauen. Dieser reine Idealismus des Intellektes liegt nicht im Charakter des Franzosen, dessen Gedanken sich immer in Beziehung zu anderen Menschen setzen, und der das Gedachte und Erkannte auch gleich verwirklicht sehen will. Auch der Engländer hat wenig vom träumerischen Idealismus des Deutschen; seine Stärke ist die leichtfaßliche Weisheit des praktischen gesunden Menschenverstandes.

Das deutsche Gemüt aber begnügt sich nicht mit dem reinen Idealismus des Intellektes; es wandelt ihn in ethischen Idealismus um, in den Glauben an Ideale und in das Streben nach Idealen. Und hier, wo der Wille ganz in den Dienst einer wesentlich aus dem Gemüt geschöpften Idee tritt, leistet der Deutsche das Größte. In keinem anderen Volk ist das Ringen nach Idealen, nach der Wahrheit und Schönheit als solcher, so unermüdlich und rastlos wie im deutschen. Aber auch die Hemmungen und Gegenstrebungen in der eigenen Brust, die die Erreichung des Ideales verhindern wollen, werden von keinem anderen Volk so lebendig und so schmerzlich gefühlt wie vom deutschen. Dieser innere ethische Zwiespalt, der Kampf zweier Seelen in einer Brust, der „zwivel“ unserer alten Dichter, ist es, was den Deutschen am tiefsten ergreift. Die Sehnsucht aus der realen Welt nach einer idealen und die aus der Bethätigung dieser Sehnsucht entstehenden inneren Kämpfe sind einer der tiefsten Züge deutschen Wesens. Im äußeren Kampf um das Ideal erlahmt die deutsche Beharrlichkeit nie. Was die Deutschen in der politischen Geschichte Großes gethan, was die deutsche Wissenschaft und Kunst Herrliches geleistet haben, verdanken sie in erster Linie diesem Idealismus. Und so hoch stellt der deutsche Idealismus die Wissenschaft, daß er es fast für erniedrigend ansieht, wenn ihre Jünger materiellen Gewinn aus ihr ziehen. Wie anders im praktischen England, wo der Mann der Wissenschaft um so höher geschätzt wird, je mehr Geld er verdient. Der Engländer und auch der Franzose würdigen und verehren weit mehr den äußeren, namentlich materiellen Erfolg einer Sache als diese selbst; dem Deutschen ist jede geistige Arbeit, also am meisten die Wissenschaftspflege, eine sittliche That, die ihre Befriedigung in sich trägt und wohl dem inneren, die Sache selbst fördernden und ihre Wahrheit und Wirkung offenbarenden Erfolg zustrebt, aber nicht dem Gewinn. Sehr fein unterscheidet hierin die deutsche Sprache zwischen Erfolg haben und Gewinn machen, während das französische faire succès beides bedeutet. „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen thun.“ (Richard Wagner.)

Der Deutsche ist in seinem Idealismus viel zu sehr Individualist, als daß ihm eine von außen gebrachte Idee zum Dogma werden könnte, das seine Freiheit beschränken müßte. Der Franzose hingegen ist in seinem wenig individualistischen Geistesleben ganz dogmatisch; er geht in

der Durchführung des anerkannten Dogmas bis zum äußersten, auch wenn es falsch ist, während sich der deutsche Intellekt immer prüfend, kritisch und skeptisch verhält. Man denke nur einmal an die dogmatische Folgerichtigkeit, mit der die französische Revolution die Gedanken Rousseaus und Condorcets bis zu ihren letzten Konsequenzen zu verwirklichen suchte; wie steigert sich hier das Wollen zum Fanatismus, zur blinden Verachtung aller einschränkenden Empfindungen und Erwägungen! Und dem gegenüber, welche Fülle allseitiger Betrachtung, welcher Skeptizismus, aber auch welcher Reichtum an Stimmungen z. B. in den Rednern des Frankfurter Parlamentes! Vorzüglich spricht sich die dogmatische Geistesrichtung des Franzosen in dem Fundamentalsatz des Descartes aus: „Was klar erkannt ist, ist wahr." Ein solches Dogma, das die reine Verstandeserkenntnis zur höchsten Instanz einsetzt, konnte schwerlich einem deutschen Geist entspringen. Etwas ganz anderes ist es mit der Dogmengläubigkeit des deutschen Katholiken; diese hat ihre lebendigen Wurzeln nicht im Intellekt, sondern in der Tiefe des Herzens, des religiösen Gefühls, und wird gerade darum so oft und so leicht eine furchtbare Macht im Dienste ultramontaner Staatsklugheit und römischer Kirchenpolitik. Hält der Franzose in der Wirklichkeit der Dinge alles für erkennbar, wenn nur das unvollkommene menschliche Wissen ausreichend wäre, so sieht der an der Unfehlbarkeit des Intellektes zweifelnde Deutsche im Grunde der Dinge überall etwas für die Erkenntnis Unzugängliches, was bloß mit dem Gefühl ergriffen, aber nicht begriffen werden kann. So steht der französische Rationalismus einerseits dem deutschen Naturalismus gegenüber, der als Untergrund der Vernunft die Natur lehrt, und anderseits dem deutschen Mystizismus, der über der Natur das unbegreifliche Göttliche ahnt.

Der französische Rationalismus und ideelle Dogmatismus stehen aber auch insofern dem deutschen Naturalismus und Individualismus gegenüber, als der Franzose die allgemeine herrschende Meinung schlechthin als richtig und maßgebend ansieht und äußerst unduldsam gegen alles ist, was von ihr abweicht (qu'en dira-t-on!), während der Deutsche wohl nach Einheit des Willens und Intellektes im Individuum strebt, aber nach Mannigfaltigkeit der Gedanken und Strebungen in der Gesellschaft, nach Freiheit des Individuums vom Zwange einer allgemeinen Meinung. Der Deutsche ist deshalb auch duldsam gegen andere Meinungen und Willensäußerungen, wenn er sieht, daß diese in dem von ihm abweichenden Individuum ebenfalls ehrlich gedacht und gewollt und eine feste Einheit sind. Freilich, aneignen wird er sie sich nicht leicht; als Individualist besteht er auf seinem Kopf. Und noch viel weniger duldet er einen Zweifel an der Ehrlichkeit seines eigenen Wollens, Fühlens und Denkens in irgend einer Beziehung, denn sein ganzes Sein fühlt er als eine so geschlossene ethische Einheit, daß sich durch einen Angriff auf einen Teil seines Wesens der ganze Mann verletzt fühlt. Die anderen Völkern meist ganz unbegreifliche Heftigkeit und Schärfe, mit der sich deutsche Gelehrte befehden, entspringt größtenteils aus diesem, die innere Einheit wahrenden Individualismus.

Aus allen diesen Gegenüberstellungen ergibt sich, daß die geistigen Hauptfähigkeiten des Franzosen die Analyse und die Vereinfachung sind: er zerlegt ein Ganzes in seine Teile, um es zu begreifen und sich anzueignen, und begnügt sich oft mit einem ihm wesentlich erscheinenden Teil anstatt des Ganzen. Der deutsche Geist aber in seinem nach innerer Einheit strebenden Individualismus ist zunächst auf das Ganze gerichtet, er setzt sich das Ganze aus seinen Teilen zusammen, um es als Ganzes zu erfassen; seine überwiegenden Geisteskräfte sind Synthese und Entwickelung. Und diesem Grundunterschied der natürlichen Anlagen entsprechend haben von jeher die Franzosen in Wissenschaften, wie Mathematik, Dialektik, anorganischen Naturwissenschaften, geglänzt, die Deutschen es namentlich in der Philosophie, der auf die Wiederschaffung

des klassischen Altertums gehenden Philologie, der Geschichte und den organischen Naturwissenschaften den anderen zuvorgethan. Deutschland ist die eigentliche Heimat der organischen Entwickelungslehre. Auch Darwins Theorie ist erst in Deutschland ausgereift; Darwin begnügte sich mit dem Sammeln der für seine Theorie sprechenden positiven Thatsachen und überließ es Männern wie Haeckel, daraus mit idealer Allumfassung jene Weltanschauung auszubauen, die dem auf das große Ganze gerichteten deutschen Intellekt ebenso wie dem deutschen künstlerischen Bedürfnis entspricht. Nirgends mehr als in Deutschland hat die induktive Entwickelungslehre ihre Wirkungen auf die Forschungsmethoden aller Wissenschaftszweige ausgeübt und nirgends reichere Früchte getragen als hier.

Eine Eigenschaft, die dem schwer beweglichen Intellekt des Deutschen vollständig abgeht, ist das, was der Franzose esprit nennt: die Geschicklichkeit, zwischen den Dingen ferner liegende und oft nur äußerliche Beziehungen zu finden, und die Freude am geistreichen Spiele mit solchen Ideenverbindungen. Dafür aber hat der Deutsche eine viel köstlichere Geistesanlage, die auf dem Gemüte ruht: den Humor. Er entspringt der deutschen Innerlichkeit, die sich in die eigenen Schwächen und Leiden vertieft und daraus die der anderen erkennt und nachfühlt, diese aber wie die eigenen erträglich machen will, indem sie sich mit gutmütigem Scherz über sie erhebt. Auch der Engländer hat Humor, ja, in Englands großen Humoristen übertrifft dieser Humor den deutschen in vieler Beziehung an Tiefe und Feinheit; englischer Humor wird aber viel öfter zum bloßen Verstandeswitz, zur Burleske oder zur derben Posse in Lebenssphären, die nach deutschem Gefühl hierfür zu heilig sind und dadurch profaniert werden. Wie lehrreich ist für diese Verschiedenheiten schon ein einfacher Vergleich zwischen den deutschen „Fliegenden Blättern“ und dem englischen „Punch“, von den französischen Witzblättern ganz zu schweigen. Dieser verschiedenen Anlage entspricht auch das verschiedene Lachen der genannten Stämme. Das geschriebene Wort kann den Eindruck nicht wiedergeben, den das Lachen der verschiedenen Völker macht, aber der große Unterschied zwischen dem Lachen des Franzosen, des Engländers und namentlich des Nordwestdeutschen ist für den aufmerksamen Beobachter leicht herauszufühlen. Der Franzose lacht mit einer Beimischung von esprit oder auch Frivolität, der Engländer mit einem überwiegenden Ausdruck von körperlichem Behagen und Selbstzufriedenheit, der Deutsche herzlich, teilnehmend oder mitteilend, gutmütig, fröhlich. Ja, man könnte weiter sogar ein ostelbisches und ein westelbisches, ein tirolisches und ein schwäbisches deutsches Lachen unterscheiden, die aber immer den bezeichneten deutschen Grundton gemein haben.

Die Vielfältigkeit und Stärke des Individualismus führen nirgends so sehr wie in Deutschland zur Ausbildung gesunder naturwüchsiger Originalität des Individuums. Dem Franzosen erscheint alles sehr Persönliche überspannt und egoistisch gegen den so ganz der Geselligkeit zugewendeten französischen Geist; dem Deutschen ist die Entwickelung und Bethätigung seiner persönlichen Eigenart das höchste Lebensbedürfnis. Daher dort die Allmacht der ausgleichenden Mode, in Deutschland die grundlegende differenzierende Kraft der Persönlichkeit. Was das deutsche Gefühls- und Geistesleben diesem freien Auswachsen der Persönlichkeit verdankt, wie sehr auf jenes der vielgestaltige Reichtum des deutschen Volkstums zurückzuführen ist, werden wir weiterhin bei der Betrachtung der natürlichen und geistigen Lebensgebiete des Deutschen erkennen. Aber auch dessen sind wir uns bewußt, daß diese Lichtfülle manche dunkle Schatten in das deutsche Volkstum wirft. Pedanterie und Philisterei, Eigendünkel, Rechthaberei und Doktrinarismus, Beschränktheit und Absonderlichkeit, Empfindlichkeit und Krakeelsucht und manche andere echt deutsche Eigenschaft sind

die Auswüchse des allzu stark ausgreifenden Individualismus; wir werden einem und dem anderen nachher noch begegnen, wenn wir das Verhältnis und Verhalten des Individuums zu anderen Menschen betrachten. Aber trotz alledem bleibt die auf den deutschen Charakter geprägte Wahrheit des Dichterwortes ungeschmälert:

Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

3. Deutsches Volkstum im Gesellschaftsleben.

Die Eigenschaften, die wir im deutschen Einzelmenschen gefunden haben, kehren auch in seinem Verhalten zu anderen wieder; sie treten deutlich in die Erscheinung auf allen natürlichen und geistigen Lebensgebieten, wo der Deutsche nicht mehr Einzelwesen, sondern Teil eines größeren Ganzen ist, und bestätigen die Beobachtung, daß überall und immer in der Seele des Volkes wie des Individuums die nämlichen elementaren Kräfte lebendig sind. Nur ihre Gruppierung und ihre Wirkung ist, wie wir oben (S. 10) gesehen haben, im Individuum und im Volk oft verschieden.

Verstehen wir unter natürlichen Lebensgebieten Familie und Stamm, Gesellschaft und Staat, so hat unsere Untersuchung von den Eigenschaften auszugehen, die im Leben der deutschen Familie, zunächst im Verhältnis zwischen Mann und Weib, sich äußern und bethätigen. Da ist nun sofort auffällig, daß, während der Franzose und der Südromane im Weibe vorwiegend das andere Geschlecht sehen, dessen sinnlicher Reiz durch nichts so sehr vermehrt werden kann wie durch intellektuelle Vorzüge, dem Deutschen das Weib der Gegenstand heiligster inniger Verehrung ist. Aus seiner eigenen Innerlichkeit heraus fühlt und erkennt der deutsche Mann, daß das Walten und Wirken der geheimnisvollen, dem Unbewußten entstammenden Seelenkräfte am stärksten im Weibe ist. Er fühlt es an sich und sieht es täglich im Leben, daß in der Seele des Weibes mystische Kräfte des Fühlens, des inneren Schauens und des Könnens liegen, die dem Mann in dieser Fülle fehlen und seiner physischen wie geistigen Überlegenheit das Gleichgewicht halten oder sie noch überbieten. Schon Tacitus hat die germanische Verehrung des „aliquid sanctum et providum" im Weib als etwas für die Germanen Charakteristisches hervorgehoben. Daher die instinktive ehrfürchtige Achtung vor dem Weib, daher die scheue Heilighaltung der jungfräulichen Keuschheit, die überdies als die persönlichste Eigenschaft des Menschen die Achtung des individualistischen Deutschen erweckt, und daher die Reinheit der deutschen Liebe und des deutschen Familienlebens.

Die gemütvolle Achtung vor dem Weibe bewahrt den Deutschen vor geschlechtlicher Roheit und Maßlosigkeit, denen der schon von Temperament sinnlichere Franzose und Romane weit mehr ausgesetzt ist, aber ebenso fern ist dem Deutschen die dem natürlichen Trieb widerstreitende Askese. Seine Lebensfreudigkeit, die aus einem gesunden Körper, aus dem regen Naturgefühl und aus dem Kraftbewußtsein und Thatendrang eines starken Individualismus hervorgeht, macht ihn zum sinnlichen Lebensgenuß ebenso bereit wie zum sinnigen. Auch gegenüber der kirchlichen Moral, die die natürliche Beziehung der Geschlechter als sündig verdammte, hat sich der Deutsche sein ihm heiliges Naturrecht nicht verkümmern lassen. Es ist sehr bemerkenswert, daß noch im 15. Jahrhundert in einem der deutschesten Lande (Ostfriesland) der Cölibat ausdrücklich als unverbindlich bezeichnet wurde. Ja, der Deutsche hat seine Ehrfurcht vor dem

Ahnungsvollen, Heiligen in der weiblichen Seele in den Kirchenglauben selbst hineingetragen, und wenn der Deutsche auch nicht den größten Anteil an der Entwickelung des Marienkultus hat, so vereinigen sich doch noch heute im deutschen kirchlichen Mariendienst die Ideale der weiblichen mystischen Seelenkräfte, der jungfräulichen Reinheit und der freuden- und schmerzensreichen Mutterliebe viel mehr als im Marienkultus eines anderen Volkes.

In der Innerlichkeit des Fühlens wurzelt als einer der feinsten Züge deutscher Weiblichkeit die Sinnigkeit der Jungfrau, ihr träumerisches Versunkensein in die Tiefe ihres reichen und dunkeln Innenlebens. Aber auch der Begriff Weiblichkeit selbst ist in diesem Sinn ganz ausschließlich deutsch. Kein anderes Volk hat einen Namen für die Einheit aller dieser im Gemüt des Weibes liegenden Eigenschaften, weil kein anderes Volk eben diese Eigenschaften in solcher Ausprägung besitzt. Auch das englische „womenhood" trifft viel mehr die weibliche Sittsamkeit als die Sinnigkeit. Die mehr nach der Richtung des Willens ausgestatteten Engländerinnen haben stärkere Charaktere, größere Selbständigkeit und Sicherheit des Handelns im praktischen Leben, die Französinnen haben feinere geistige Reize bei ebenfalls nicht geringer Fähigkeit, den praktischen Forderungen des täglichen Lebens zu genügen, aber bei ihnen wie bei den leidenschaftlicheren Romanen und bei den Slawen sucht man deutsche „Weiblichkeit" vergebens.

Der deutsche Mann sucht am Weib vor allem Weiblichkeit, das deutsche Weib am Mann vor allem die gegensätzliche Ergänzung der Weiblichkeit, eine kraftvolle Individualität. Diese psychischen Instinkte spielen in der deutschen Geschlechtsliebe die größte Rolle. Der Deutsche fühlt sich betrogen, wenn in der Liebe die Sinnlichkeit allein waltet und das Gemüt leer ausgeht. Deshalb gilt auch alle deutsche Liebespoesie dem mit gesunder Sinnlichkeit verknüpften Gemütsinhalt der deutschen Liebe. Die deutsche Liebe ist ernst, nicht aus Leidenschaftlichkeit wie die des Romanen, sondern aus Gemütstiefe; sie ist ernst bis zur Traurigkeit, ernst bis zum Schauer vor der im Innersten geahnten Unendlichkeit des Göttlichen. Sie neigt aber auch eher zur Sentimentalität als zur Schwärmerei und ist darum ebenso oft ein Gegenstand der Belustigung für andere Völker, wie der Deutsche sich über die so häufig blinde Leidenschaftlichkeit des Romanen und über die galante Liebelei des Franzosen lustig macht.

Je ausgeprägter die Individualität eines Menschen ist, desto schwerer vermag er ein ihn ergänzendes Liebesobjekt zu finden. Daher beim Deutschen so oft das unbefriedigte Sehnen und erfolglose Suchen nach einem Liebesideal, während Individuen anderer Völker, deren Fühlen, Wollen und Denken weniger individualistisch ist, deren psychisches Leben eine durch die große Mehrheit des Volkes gleiche Richtung und Beschaffenheit hat, nicht lange zu suchen brauchen, um ihr Gegenbild im anderen Geschlecht zu finden.

Die deutsche Ehe ist auf die Neigung und das Vertrauen gegründet, das zwei freie Individuen einander entgegenbringen, und auf das Gelöbnis der Treue, das sie einander geben. Sie ist eine sittliche Einrichtung, die durch sich selbst unantastbar ist und durch die innerlich erfaßte Treue, durch das ethische Pflichtgefühl ihre festesten inneren wie äußeren Stützen erhält. Die französische Ehe hat natürlich auch meist Neigung zur Voraussetzung, aber ausschlaggebend zu ihrem Vollzug sind mehr als bei uns Überlegungen der Klugheit und Nützlichkeit; sie ist eine vorwiegend gesellschaftliche Einrichtung, deren Erhaltung durch Rücksicht auf die gesellschaftliche Ordnung geboten und von der Gesellschaft erzwungen wird. Überdies wird dort in der weit überwiegenden katholischen Bevölkerung das Band durch das kirchliche Sakrament befestigt. In der deutschen Ehe ist der Ehebruch als die schwerste Verletzung des Vertrauens, der Treue und der Pflicht der unmittelbare Anlaß zur Lösung der Ehe; nur Mitleid, verzeihende Liebe oder

die Sorge für die Kinder kann dann noch die Gemeinsamkeit aufrecht erhalten, wogegen die französische Ehe als wesentlich soziale Einrichtung in solchem Falle vor allem den öffentlichen Skandal vermeidet und den äußeren Schein wahrt und deshalb es selten zur Trennung kommen läßt, wie sehr die Ehe auch innerlich zerrüttet sein mag. Nach deutscher innerlicher Auffassung behält die Ehe auch dann ihre sittliche Bindekraft, wenn in einem oder in beiden Teilen die ursprüngliche Neigung erloschen ist, denn das gegebene Treuwort wiegt dem Deutschen mehr als die Dauer einer unwillkürlichen Neigung; die gelobte Treue ist ihm eine sittliche Tugend, die, trotz der mangelnden Zuneigung, mit Selbstüberwindung an der eingegangenen Verpflichtung festhält.

Wie die deutsche Ehe, so steht auch die deutsche Familie auf dem tiefgründigen Boden des Gemütes, während beim Franzosen auch da mehr der Verstand als das Gefühl das ordnende Prinzip ist. Das hat wohl den scheinbaren Nachteil, daß die deutsche Familie, die aus Neigung geschlossen, aus Neigung oder Pflichtgefühl fortgesetzt und durch die Fürsorge für die unmündigen Kinder befestigt und veredelt ist, ihren äußeren Zusammenhang verliert, sobald die Kinder erwachsen sind und ihren eigenen Herd gegründet haben; aber gerade diese Loslösung führt anderseits wieder zu jener individualistischen Selbständigkeit, die im deutschen Volksleben so viel Großes und Schönes erzeugt hat, und das warme Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit der Familienglieder bleibt auch dann lebendig. Seine Kraft schlingt oft viel festere Fesseln um die äußerlich Getrennten, als es die französische Familie thut, die, vorzugsweise ein Werk des ordnenden sozialen Verstandes, auch dann noch in ihrer Geschlossenheit fortbesteht, wenn sich die Kinder selbständig gemacht haben. Der Gefühlswert des deutschen Familiensinnes ist das Band, das die Sippe zu einer so starken Einheit zusammenfaßt und sie namentlich auch in der älteren deutschen Rechts- und politischen Geschichte zu einem der wichtigsten und kraftvollsten Faktoren machte.

Solange die deutsche Familie ihren engeren Zusammenhalt hat, solange die Kinder im Hause sind, was bei schwer beweglichen wirtschaftlichen Verhältnissen sich bis auf die dritte Generation ausdehnen kann, so lange ist auch im deutschen Familienleben die Innerlichkeit der vornehmlichste Zug. Das zeigt sich, wie es namentlich A. Freybe so anziehend ausgeführt hat, an nichts so sehr wie an der Stellung der Hausfrau in der Familie. Die patriarchalische Stellung und Gewalt des Familienvaters, wie sie im deutschen Familienleben liegt, findet sich auch bei anderen Völkern, aber die ehrerbietige Hochachtung vor der Frau, jene Verehrung, die die Hausfrau nicht nur als wirtschaftlich sorgsame Erhalterin des Hauswesens, sondern insbesondere als Trägerin tiefer mystischer Gemütskräfte und Pflegerin der Kinderherzen in die Mitte des Hauses stellt, ist ganz deutsch.

Noch heute ist der örtliche Sammelpunkt des noch nicht großstädtisch verflachten häuslichen Lebens der Herd. Wie in alter Zeit die deutsche Hausmutter als Priesterin des geweihten Herdes waltete, des Sitzes der Hausgötter und des Heiligtums der Blutsverwandten, so erblüht auch in aller Folgezeit vom heimischen Herd und von der Hausmutter am heiligen Herd der heimliche Familiensinn, der die natürlichen Bande der Blutsverwandschaft durch ein ethisches Moment außerordentlich verstärkt und die Ursache der deutschen Häuslichkeit ist. Für diesen der Innerlichkeit des Gemütslebens entsprechenden Begriff haben die Franzosen ebensowenig ein Wort wie für den ihm nahestehenden der häuslichen Gemütlichkeit. Nur der Engländer mit seinem „homely“ kommt ihm nahe. Dem Franzosen ist die Hausfrau nur die „maîtresse“, und wenn der deutschen Hausfrau als der Pflegerin edler Sitte „Sittsamkeit“ zugeschrieben wird, so weiß der Franzose auch das nicht zu benennen, weil ihm der Begriff mit der Eigenschaft fehlt.

Der individualistische Deutsche und Engländer haben sich von jeher ihr Haus auf den Leib gemacht wie ihre Kleider; erst die neuere Zeit hat die charakterlose unpersönliche Bauweise auch in Deutschland verallgemeinert. Der deutsche Bürger hat sich in seinem Hausbau nicht den Geboten eines formenstrengen Stiles gefügt, sondern er hat seinem Bedürfnis nach persönlicher Ungebundenheit wie auch seinem das Malerische und die freie Bewegung bevorzugenden Kunstsinn Genüge gethan durch ein regelloses Neben- und Übereinandersetzen von Erkern, Winkeln, Giebeln, Türmchen, durch den freien bildnerischen, seine Persönlichkeit charakterisierenden Schmuck und durch viele andere Zuthaten, die dem Hause das individuelle Gepräge seines Erbauers oder Bewohners geben. Das deutsche Bauernhaus und das frühere deutsche Bürgerhaus drücken aber auch die Innerlichkeit ihrer Bewohner schon in ihrer baulichen Anlage aus, ganz abgesehen von der ganz auf das gemütliche Behagen gewendeten Einrichtung, die für den Nordländer um so wichtiger ist, als ihn schon das Klima viel mehr zum Leben im Hause zwingt als den Südländer. Das deutsche Wohnhaus ist gleichsam nach innen gekehrt, indem es der offenen Straße nur eine schmale Giebelfront zuwendet und die meisten, dem intimen Familienleben gewidmeten Räume nach dem abgeschlossenen Hof oder dem lauschigen Gärtchen hin verlegt. So wird rückwirkend das ganze Familienleben nach innen gezogen, dem Einblick und Einfluß der Außenwelt entrückt und individualistisch gekräftigt. Ja, in diesem Mit- und Ineinanderleben von Haus und Familie wird das Haus selbst ein Stück Familie, geheiligt durch die Treue und Pietät gegen die Überlieferungen der vergangenen Geschlechter, die das Haus bewohnt haben. Es wird in der gemütvollen Anschauung des Deutschen selbst zu einer Persönlichkeit, wie ja auch der Wald und der Baum, aus dem das Haus gebaut ist, in älterer Zeit als eine lebendige Persönlichkeit vorgestellt wurden; es erhält sogar einen persönlichen Namen, wie noch heute in vielen Städten zu sehen ist.

Diese Innerlichkeit des Familienlebens, dieses gemütvolle Verwachsensein mit dem trauten Heim, dieses Gewinnen inniger persönlicher Beziehungen zu Haus und Flur, zu Berg und Wald der Heimat, sie sind es, die den deutschen Heimsinn in engeren, das deutsche Heimatsgefühl in weiteren Grenzen ausmachen. Sie sind es, die dem Deutschen in der Fremde ins Herz geschrieben bleiben und in der Erinnerung an sie das sehnsuchtsvolle Heimweh entzünden, das im Franzosen und Romanen einen ganz anderen, viel verstandesmäßigeren und auf die Nützlichkeit und äußere Annehmlichkeit des Heimatlebens gerichteten konkreten Grund und Ausdruck hat. Im Wort „Geheimnis“ spricht der Deutsche die stille heilige Abgeschlossenheit seines Heims, im Worte „unheimlich“ den Gegensatz zu all dem Traulichen, das ihm die Heimat ist, deutlich genug aus.

Aber wie stark auch im deutschen Volke der Heimsinn und die Heimatsliebe ist, stärker noch ist doch in vielen seiner Individuen der Zug in die ferne Fremde; und so viel verbreiteter ist dieser Zug bei uns als bei anderen Völkern, daß er getrost eine Eigenschaft des deutschen Volkstums genannt werden kann. Aber nicht bloß nach seiner Verbreitung, sondern auch nach seinem eigentümlichen Inhalt ist er eine deutsche Nationaleigenschaft. Wir denken hierbei natürlich nicht an die durch wirtschaftliche oder politische Notlagen oder Übervölkerung veranlaßte deutsche Auswanderung, die von jeher dem Stammvolk so ungeheuer viele Glieder entzogen hat, denn für diese gibt der äußere Zwang den Ausschlag, und der innere Wandertrieb spielt dabei nur eine zweite, wenn auch sehr wichtige Rolle. Auch ist sie selbst da, wo sie in den Völkerwanderungen mit elementarer Gewalt andere Länder überflutete, niemals aus bloßer Eroberungslust hervorgegangen, sondern hat wie bei der Auswanderung einzelner Individuen immer nur sichere

Lebensbedingungen für die Einzelnen, vor allem eigenen Boden zur Besiedelung und Beackerung gesucht. Die Deutschen sind kein Erobererbolk, wie es die Spanier waren und die Engländer sind.

Wenn wir also von dem nationalen Zug in die Ferne sprechen, so denken wir vielmehr an die spontan ins Leben tretende Wanderlust, die den Deutschen nur um des Wanderns und Schauens willen in die Fremde treibt. Sie wurzelt tief im deutschen Idealismus, der sich innerlich eine ideale Welt aufgebaut hat und diese, die er in der Heimat nicht verkörpert sieht, nun in der ihm unbekannten Fremde, namentlich im sonnigen Süden sucht, von dessen Licht und Wärme er unter dem meist grauen nordischen Himmel sehnend träumt; sie quillt aus der deutschen Thatkraft, der es in der Heimat zu eng wird, und der die Fremde als ein weites Gebiet verheißungsvoll winkt, wo der Strebende Großes erringen kann, für sich und für andere. Kein Volk hat so viele für rein ideale Ziele arbeitende Entdeckungsreisende hervorgebracht wie das deutsche, kein Volk aber auch so viele phantastische, ruhelos in der Welt umherziehende Abenteurer; der Schatten ist auch hier nur die Gegenseite des Lichtes.

Mit seinem starken Familiensinn und seiner ausgeprägten Individualität steht der Deutsche ziemlich schroff der Gesellschaft gegenüber; er ist im Grunde seines Wesens ungesellig. Während den Franzosen die natürliche Heiterkeit und der Witz, das Bedürfnis stetiger Anregung von außen, Leichtlebigkeit und Mitteilsamkeit zum geselligen Verkehr mit anderen außerordentlich befähigen, prallen die deutschen gegenteiligen Eigenschaften in der Gesellschaft bei jeder Gelegenheit aufeinander. Eine Individualität stößt hart gegen die andere, und keine gibt nach, solange sich nicht beide einem gemeinsamen höheren Ziele fügen. Dazu kommt, daß die deutsche Wahrhaftigkeit nicht nur nicht zu schmeicheln versteht, sondern in der Offenheit oft bis zur Grobheit geht, und daß deutscher Idealismus und deutsche Gemütstiefe nicht nur alle gesellschaftlichen Dinge und Gespräche zu ernst und schwer nehmen, sondern auch sehr dazu neigen, eine „Bekanntschaft“ aus Teilnahme allzu rasch in eine „Freundschaft“ zu verwandeln, so daß bei dem nächsten ernstlichen Zwist der Verkehr gänzlich aufhören muß, weil man das peinliche Gefühl hat, sich im voreilig gewonnenen Duzfreund getäuscht zu haben.

Die dem starken Individualismus entspringende Ungeselligkeit des Deutschen würde ein nur durch gesellschaftlichen Zusammenschluß zu verwirklichendes soziales Leben und seine Ziele nicht zu stande kommen lassen, wenn nicht als Gegengewicht der ethische Idealismus des Deutschen und seine Richtung auf das Ganze wirksam wären. Der Deutsche fühlt und anerkennt das Ganze als das Höhere, wie ja nach unseren obigen Ausführungen (S. 19) seine überwiegende Geistesrichtung die Synthese ist. Er dient den als höher anerkannten Zielen der Gesamtheit durch freiwillige Ein- und Unterordnung und mit dem regen Gemütsanteil, mit dem z. B. der deutsche Vasall seinem Lehnsherrn in Treue ergeben ist. Aber in dem Zusammenschluß zu gemeinschaftlichem Erstreben höherer, dem Einzelindividuum versagter Ziele tritt doch wieder der individualistische Zug des deutschen Charakters insofern hervor, als jede Gemeinschaft sich bald zu einem Individuum höherer Ordnung auswächst, das sich streng von anderen Gemeinschaften absondert, sich in ganz persönlicher Eigenart entwickelt und seine eigene Sitte, sein eigenes Recht, seine eigene Ehre ꝛc. hat. Das ist das deutsche Genossenschaftswesen, das mit seiner seltsamen Mischung von Idealismus und Individualismus dem deutschen Volksleben von alters her seinen bezeichnenden Stempel aufdrückt und von so großer Bedeutung ist, daß im Gesellschaftsleben der Deutsche nicht als Person, sondern nur als Glied einer Genossenschaft etwas gilt. Die deutsche Sippe, die Geburts- und die Berufsstände, die Gelehrten- und Dichterschulen, die Zünfte, die kirchlichen und bürgerlichen Gemeinden, die politischen Parteien, die Kleinstaaten ꝛc. sind lauter

typische Einzelerscheinungen dieses die deutsche Geschichte so wesentlich mitbestimmenden Zuges im deutschen Volkstum.

So ist der Deutsche durchaus genossenschaftlich gesinnt trotz seiner Ungeselligkeit. Beide Eigenschaften, von denen jene mehr im Idealismus, diese mehr im Individualismus wurzelt, befinden sich im beständigen Widerstreit miteinander, und ihr Ausgleich, die Aussöhnung des Einzelnen mit dem Ganzen erfüllt sich durch das ganze Volk hin nur in Zeiten großer Not oder hohen geistigen Aufschwunges; dann aber stets zum Heil des deutschen Volkes.

Die ungeselligen Eigenschaften des Deutschen äußern sich im Verkehr mit anderen am meisten in einer Untugend, die von Nichtdeutschen mit Recht als ein gesellschaftlicher Kardinalfehler hervorgehoben wird: die deutsche Empfindlichkeit. Von ganz anderem Ursprung als die französische Scheu vor der Lächerlichkeit, mit der sie oft verwechselt wird, hat sie auch eine von dieser ganz verschiedene Wirkung. Denn während der Franzose die Lächerlichkeit scheut, weil sie seine äußere Eitelkeit verletzt und ihm in den Augen der Gesellschaft schadet, und während er sie vermeidet, indem er die einförmigen Gesetze der Gesellschaft doppelt vorsichtig befolgt, entspringt die deutsche Empfindlichkeit lediglich aus dem verletzten inneren Selbstbewußtsein, das von der gesellschaftlichen Beziehung ganz absieht. Sie ist die Reizbarkeit eines durch starke Verinnerlichung übermäßig gesteigerten Selbstbewußtseins oder auch einer allzu großen Gemütsspannung, und sie reagiert auf jeden äußeren Anlaß, in dem das Individuum einen An- und Eingriff in seine Persönlichkeit sieht. Der Empfindliche sucht nicht Schutz im engeren Anschluß an die Gesellschaft, sondern in immer größerem Abschluß von ihr und in immer engerer Zurückziehung in sich selbst.

Ihre höchste Blüte entfaltet die deutsche Empfindlichkeit im deutschen Philister, und die übrigen ungeselligen Untugenden blühen daneben üppig in ihm mit. In ihm haben sich Familien- und Heimsinn zur beschränkten Familiensimpelei und zu engem Lokalinteresse verkehrt; in ihm ist der deutsche Idealismus größtenteils vom persönlichen Egoismus überwuchert; der deutsche Individualismus hat sich in ihm zur einseitigen, bornierten Selbstüberhebung verhärtet. Unfähig, die Dinge und Personen objektiv zu betrachten, und immer nur im stande, an die Welt und ihre Geschehnisse den kleinen Maßstab seines lieben Ich anzulegen und sie danach zu beurteilen und zu bewerten, sieht der deutsche Philister an den Menschen und Dingen auch nur das Kleine, Unzulängliche, Fehlerhafte; und wenn er sich der Größe einer Erscheinung nicht verschließen kann, so setzt und zieht er sie bewußt und unbewußt herab, nur um sein kleines Selbst darüber erheben zu können und sein maßlos gesteigertes Selbstgefühl zu befriedigen. Kein Volk behandelt seine Genies so schlecht wie das deutsche, und daran ist vor allem der deutsche Philister schuld. Mit Neid betrachtet er den Nächsten, dem der Erfolg größere oder doch scheinbar größere Tüchtigkeit beilegt als ihm selbst, mit Schadenfreude begleitet er des anderen Mißerfolg. Mit Argwohn schaut er um sich, ob jemand den faden Kern hinter der dicken harten Schale errate, und seine Empfindlichkeit sucht in Grobheit Stärke vorzutäuschen, wenn er das Geheimnis seiner inneren Schwäche angetastet glaubt.

Anmaßend, überhebend, dogmatisch ist der deutsche Philister gegen jeden, den er für geistig oder gesellschaftlich unter ihm stehend hält; zanksüchtig, hämisch und rechthaberisch ist er gegen seine Standesgenossen, aber schmeichlerisch und unterwürfig gegen jeden Höherstehenden, weil er davon für sich persönlichen Gewinn erhofft und im Verkehr mit Höherstehenden nicht nur direkt Befriedigung seiner Eitelkeit findet, sondern auch indirekt dadurch, daß er ihm neuen Anlaß zur Selbstüberhebung über diejenigen gibt, die dieses Verkehrs nicht teilhaftig sind.

Urteilslos, wie er ist, beruft sich der Philister gern auf die Heiligkeit seiner moralischen Überzeugung und meint damit doch nur seinen eigensinnigen Dogmatismus. Habe er auch noch so unrecht, immer will er die seiner Würde gebührende Rücksicht gewahrt wissen und beantwortet die Verletzung dieser Rücksicht mit Empfindlichkeit. Er hat deshalb auch keinen Humor und duldet ihn nicht, denn dieser läßt andere gutmütig über sich lachen und lacht mit. Wo so die nationalen Tugenden in lauter nationale Fehler übertrieben werden und umschlagen, da gibt es natürlich auch kein nationales Empfinden, ja sogar der Patriotismus des Philisters ist anmaßend, leer und windig, weil ohne tiefes Gemüt und ohne Ideal.

Die deutsche Philisterei, die die Kehrseite der nationalen Tugenden und insbesondere die Ausartung des deutschen Individualismus darstellt, ist nach Art und Verbreitung ein sehr wesentlicher Bestandteil des deutschen Volkstums. In allen Stufen der Entwickelung und Ausbildung durchschlingt sie das deutsche Volksleben, und sie würde dem Zusammenleben und der gemeinsamen Arbeit noch schädlicher sein, als sie es schon ist, wenn sie nicht wieder vielfach wett gemacht würde durch die beiden Kräfte des deutschen Volkstums, die unbesiegbar sind, den Idealismus und das Gemüt; diese schlagen verbindende Brücken über die gefährlichen Klüfte, die der starre Individualismus und die bornierte Philisterei erzeugen.

Wie die Innerlichkeit des Gemütes den Deutschen ehrlich und treu gegen sich macht, haben wir schon oben erkannt. Wer aber sich selbst treu ist, übt Treue auch gegen andere:

> O sei dir selber treu!
> Und daraus folgt, gleich wie die Nacht dem Tage,
> Du kannst nicht falsch sein gegen irgendwen.

Die Treue gegen andere beschränkt sich nicht auf Weib, Freund und Familie, sondern erstreckt sich in gleicher Stärke auf Stamm und Volk und auf die Vereinigungen in Gesellschaft und Berufsständen, in Staat und Kirche. Aus freiem Entschluß vereint sich der Deutsche zur Erreichung eines idealen Zieles mit anderen, freiwillig ordnet er sich einem anderen unter, wenn es der ideale Zweck erfordert, ohne Erwartung eines Gewinnes, ja selbst unter Aussicht und Eintritt eigener Schädigung, und treu hält er an dem gegebenen Wort fest durch alle Lebenslagen, weil er sonst den Glauben an sich selbst, seinen inneren Halt verlöre. Gemüt und Idealismus sind der Kern der unerschütterlichen Treue der Genossenschaft des Standes und Berufs, sie sind die Wurzel der alten Gefolgschaft und Mannentreue wie der modernen Königstreue, der Treue zum überlieferten Kirchenglauben und im engeren Kreis der Treue am Vätererbe im materiellen und im geistigen Sinn. Die aus dem Gemüt fließende Treue zum Altüberlieferten, die konservative Pietät zu dem von vergangenen Geschlechtern in gemeinsamer Arbeit geschaffenen Bestehenden ist das günstigste Gegengewicht gegen die Gefahren des individualistischen Hanges und der Zersplitterung. Die gemeinsame Sitte ist dem Deutschen heilig, nicht weil sie ihm, wie dem Franzosen, das nützliche Mittel zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung ist, sondern weil er in ihr den Ausdruck altehrwürdigen Gemeinlebens sieht, und er bewahrt und schützt sie weniger aus Überlegung des Verstandes, wie der Franzose, als vielmehr aus innerem idealen Bedürfnis des Gemütes.

Aus diesem starken, regen Gefühl für Überlieferung und für die Einheit und Zusammengehörigkeit einstiger und jetziger Geschlechter erwächst im Deutschen die Erkenntnis und Anerkennung der Entwickelung aller Geschichte und Wirklichkeit. Er begreift die tiefen und dunkeln Notwendigkeiten, welche die Natur wie das Leben der Einzelnen und Aller gestalten, und glaubt deshalb auch nie ernsthaft, daß die Entwickelung durch Umsturz, die Evolution durch Revolution

ganz ersetzt werden könne, wie es der rationalistische Franzose thut, der fast nur an die Kraft des impulsiven, aber nicht des langsam vordringenden, zäh festhaltenden Willens glaubt. Und während der Franzose meint, daß auch im Gesellschaftsleben nur Grundsätze aufgestellt zu werden brauchen, um sofort in mechanischem Ablauf Verwirklichung zu finden, erkennt der individualistische Deutsche in der Gesellschaft die zahllosen Ungleichheiten der Individuen und damit den lebendigen Organismus des Ganzen, wo jedes Glied zum Wohl des Ganzen selbständigen Anteil hat und selbständige Wirkung übt.

Dieser verschiedenen Auffassung entspricht auch durchaus die Vorstellung vom Wesen des Staates. Auch er ist dem Franzosen ein Mechanismus, die höchste Form der Gesellschaft gleicher Wesen, in welcher égalité, fraternité und liberté aller Individuen und des Ganzen herrschen müßte, wenn nicht die Eitelkeit und der Nützlichkeitssinn des Einzelnen diese Theorie umstieße. Der Deutsche hingegen erkennt im Staate die höchste Form des gesellschaftlichen, geschichtlich entwickelten Organismus, dessen lebendige Kraft im Zusammenwirken der unzähligen verschiedenen Individuen und individuell gearteten Genossenschaften besteht. Nichts nützt oder schadet dem Staat nach deutscher Auffassung ohne gleiche Wirkung auf das Individuum, während der Franzose kein persönliches Verhältnis zum Staat gewinnen kann. Es ist sehr bezeichnend, daß der Franzose sich noch heute dagegen sträubt, dem Staat ein regelmäßiges, durchaus persönliches Opfer zu bringen, wie es die Einkommensteuer ist, die bei uns schon lange als die würdigste Form gilt, in der jeder Einzelne seiner Pflicht gegen die Gesamtheit genügt und genügen kann. Solche unmittelbaren Opfer haben die Franzosen ihrem Staat nur in Zeiten der höchsten Gefahr geleistet, dann allerdings, ihrem impulsiven Wesen gemäß, in großartigem Umfang. Der Deutsche achtet den Staat und das Gesetz, der Franzose die Gesellschaft und die allgemeine Meinung. Der Deutsche ist ein *ζῶον πολιτικόν*, der Franzose ein être social.

Aber während der Franzose in seiner durchaus sozialen Anlage an die Allmacht seines Staates glaubt, hält sich der Deutsche in seinem Individualismus oft für stark genug, auch ohne Anschluß an das große Ganze sein Ideal zu verwirklichen. Die Selbständigkeit seines individuellen Fühlens und gewissenhaften Denkens, die sich vor nichts beugen will, äußert sich wie allem anderen, so auch dem Staat gegenüber in scharfer Kritik und heftiger Opposition. Solange dabei das Wohl des Ganzen als oberste Richtschnur aufgestellt bleibt, ist diese individualistische Gegensätzlichkeit nur heilsam; ja der ehrliche Partikularismus ist sogar der beste Schutz gegen einen übermäßigen Zentralismus, unter dem die Franzosen leiden. Aber bei Außerachtlassung des Gesamtwohles zu gunsten der doktrinären Unabhängigkeit artet der Individualismus zu jenem politischen Philistertum, zu jenem unfruchtbaren kleinlichen Parteigeist und jener ohnmächtigen Kleinstaatlerei aus, die dem deutschen Volk von jeher ebenso unermeßlichen Schaden zugefügt hat wie die aus dem deutschen individualistischen Kraftgefühl hervorgehende, mit beiden Fäusten dreinschlagende deutsche Zwietracht. Das sind auch in der Politik die Fehler der deutschen Tugenden, und sie wiegen nicht minder schwer als diese und bestimmen das deutsche Volkstum nicht weniger deutlich als sie.

4. Deutsches Volkstum in geistigen Lebensgebieten.

Wenden wir uns in unserer Betrachtung von den natürlichen zu den geistigen Lebensgebieten, um auch dort zu untersuchen, ob und wie die Eigenschaften des deutschen Volkstums in allem, was der deutsche Volksgeist und die deutsche Volksseele geschaffen haben und noch schaffen, zur Erscheinung kommen und unsere Ansicht vom deutschen Volkstum bestätigen und

vervollständigen, so bietet sich uns vor allem die **Sprache** als das ursprünglichste Erzeugnis und als Wiedererzeugerin des psychischen Lebens, als das erste und letzte Äußerungsmittel der Innerlichkeit zur Untersuchung dar.

Daß die deutsche Sprache vom deutschen Volk gesprochen wird, gibt ihr nicht den nationalen Charakter im Sinne unseres Begriffes vom deutschen Volkstum. Hat doch der deutsche Volkskörper eine große Menge Glieder, die deutsch sprechen, ohne deutsch zu sein. Die nationale Eigenart der deutschen Sprache liegt vielmehr in ihrem eigenen Geist, im Bau ihrer Wort- und Satzbildung, im Sinn ihrer Verdeutlichung der Gefühle und Gedanken, in der Gestalt und Anwendung ihrer Ausdrucksmittel. Auch ihr stellen wir zum Vergleich die französische Sprache gegenüber.

Ist das Französische, entsprechend der oben gekennzeichneten geistigen Eigenart des Franzosen, im Ausdruck kurz, in der Bereitschaft für die Wiedergabe des Gedankens leicht, im Satzbau analytisch und durchweg klar und einfach, so hat die deutsche Sprache vor allem eine große Fülle von Ausdrucksmitteln; für einen Gedanken bietet sie die verschiedensten Arten der Äußerung, im Satzbau verfährt sie durchaus synthetisch, und der Reichtum an Abtönungen des Gedankens, an Bildern und Symbolen steht ihr höher als die durchsichtige Klarheit. Es ist viel mehr eine gefühlsmäßige Entwickelung als eine logische Anordnung, in der sich die Sätze aufbauen. Die Wörter erhalten ihre Stelle weit weniger durch ein verstandesmäßiges Gesetz, wie es im Französischen geschieht, als vielmehr durch das persönliche Gefühl und durch die subjektive Willkür des Sprechenden.

Die deutsche Sprache gibt jeder noch so eigenartigen Individualität die Möglichkeit ihrer Widerspiegelung; jeder deutsche Schriftsteller, wenn er überhaupt eine Individualität hat, hat seinen eigenen Stil, ohne ihn zu suchen. Die französische Sprache hingegen erzwingt sich durch ihre feststehende Form auch für den Ausdruck der persönlichsten Gedanken und Gefühle eine gewisse Unpersönlichkeit, eine Anpassung an die Allgemeinheit. Sie ist nicht in dem Maße ein werdender und wechselnder lebendiger Organismus wie das Deutsche, sondern gleicht eher einem feinen Mechanismus, mit dem jeder gleich gut arbeiten kann, wenn er ihn nur beherrscht. Sie ist sozusagen mathematisch, gebunden; das Deutsche ist organisch frei, intuitiv. Der unpersönliche Charakter des Französischen verträgt sich auch wenig mit einer schroffen, kräftigen Äußerung des Gedankens (vgl. die Neigung des Franzosen zur formellen Abschwächung gewisser Gedanken, z. B. je ne saurais, il est permis de croire und die starke Verwendung des Konjunktivs), und zwar weil ein energisches Äußern ungesellig ist, während in der deutschen Sprache die Energie der persönlichen Gedanken- und Gefühlsäußerung bis zur Grobheit möglich ist und deshalb auch viel leichter verletzt als das immer höfliche Französisch.

Ganz besonders groß ist im Deutschen die Ausdrucksmöglichkeit für alles in der Innerlichkeit des Gemütes liegende Nächtliche oder doch Halbdunkle. Im Französischen fehlt sie gänzlich; man denke an die völlige Unverständlichkeit, in die dort manche Versuche, z. B. Paul Verlaines, mystische Gedanken auszusprechen, geraten sind. Daher hat selbst die deutsche Mystik in der deutschen Sprache lauter heimische Ausdrucksmittel gefunden, wogegen in allen geistigen Sphären, die dem deutschen Volkstum weniger vertraut sind, immer Fremdwörter aushelfen mußten und noch müssen. Vereinfacht das logische, analytische Französisch die Dinge, um sie wiederzugeben und darzustellen, so umfaßt das Deutsche sie in ihrer ganzen vielfältigen Verknüpfung und drückt jede ihrer Seiten besonders aus. Es wählt stets die Ausdrucksweise nach dem Gegenstand, das Französische aber wendet und bearbeitet den Gegenstand mehr nach der vorhandenen Wort- und Satzform. So spiegelt die deutsche Sprache die ganze Wirklichkeit wider,

während das Französische die Wirklichkeit nach den Gesetzen der Sprache, also des französischen Volksgeistes, einseitiger auffaßt.

In keiner Sprache spielen die Dialekte eine so große Rolle wie in der deutschen. Jede Stammesindividualität im deutschen Volkstum hat ihre eigene Sprache, und fortgesetzt bereichert sich die Schriftsprache aus dem unerschöpflichen Schatz der Mundarten. Dem gegenüber ist die verstandesmäßige Festlegung und Ausgleichung zur allgemeinen Gültigkeit, wie sie die französische Akademie mit der französischen Sprache vorgenommen hat, eine große Verarmung, wie praktisch und förderlich auch die Ausebnung aller individuellen sprachlichen Unterschiede für das gesellschaftliche Leben des Ganzen sein mag.

Wie es in ethnologischer Betrachtung richtig ist, daß der Mensch seinen Gott „sich zum Bilde, zum Bilde des Menschen geschaffen" hat, so finden wir in der ganzen Religion und in der Sittenlehre eines Volkes eine treues Spiegelbild seines tiefsten Fühlens und Denkens. Eine sehr fein empfundene Studie über den „Deutschen Volkscharakter in der Religion" hat uns O. Pfleiderer gegeben, dessen Auffassung wir vielfach teilen. Die geschichtliche Religion des Deutschen ist das Christentum, aber nicht schlechthin das Christentum Christi, sondern das der deutschen Volksseele. Wohin auch das Christentum aus seiner Urheimat zu anderen Völkern gekommen ist, überall hat es im Laufe seiner Einbürgerung den Charakter dieser Völker angenommen. Dem deutschen Volke war es vorbehalten, die christliche Religion durch die Kraft seines Gemütes in so hohem Grade zu verinnerlichen, wie es nirgends wieder zu finden ist. Im deutschen Gemüt hat das Christentum den Charakter einer verstandesmäßigen Spekulation verloren, den ihm die griechische Metaphysik verliehen hatte; die politische Äußerlichkeit, die ihm der römische Geist gegeben hatte, und die staatsmäßige Zentralisation der römischen Hierarchie sind hier verschwunden. Der deutsche Individualismus stellt sich auch in der Religion ganz auf sich selbst.

Der Deutsche ist am liebsten mit seinem Gott allein und ringt sich aus seinen inneren Seelenkämpfen am leichtesten ohne äußeren Einfluß zu religiöser Klarheit und befreiendem Glauben empor. In Frankreich dagegen hat auch das Christentum die Gestalt einer gesellschaftlichen Einrichtung und einer sozialen Moral angenommen; selbst wo die Religion dort fanatisch auftritt, ist sie immer mehr soziale oder politische Parteileidenschaft als inniger Glaubenseifer, wie beim Deutschen. Dem Deutschen ist die Religion Herzensliebe, dem Franzosen mehr Kopfliebe. Religiosität nennt der Deutsche die Tiefe seines religiösen Herzensbedürfnisses und die Innerlichkeit seines religiösen Gefühls, mag es individuell noch so verschieden ausgeprägt sein. Das ist eine Begriffsfärbung, die der Franzose bezeichnenderweise gar nicht hat; religiosité bedeutet die fromme Gesinnung schlechthin. So etwas Unklares und Folgewidriges wie die im deutschen Volk so weitverbreitete dogmenlose Religiosität läßt die französische Logik und das französische Prinzip der gesellschaftlichen Sitte und der Nützlichkeit gar nicht zu. Die Gemeinnützlichkeit des Handelns als religiöse Moral geht dem Franzosen über die Reinheit des Gemütes und des Willens. Der Deutsche aber stellt den Glauben über die Werke, das Innere über das Äußere; dies gilt nicht bloß vom Protestanten, sondern auch vom deutschen Katholiken, der die guten Werke vor allem als Bethätigung des lebendigen Glaubens schätzt.

Die Innerlichkeit des Fühlens und Sinnens gibt im religiösen Gebiet der deutschen Mystik Ursprung und Kraft. Wenn immer die Lehren und Formen der Kirche dem Deutschen nicht mehr für sein religiöses Bedürfnis genügten, suchte er seinen Gott im Heiligtum seines eigenen Herzens. Er machte sich frei von der Gebundenheit der Kirche, indem er sich auf sich selbst, auf die Lauterkeit seiner Gesinnung stellte und in der Tiefe seines Gemütes den Zusammenhang

mit dem Göttlichen fand. Aber allzu oft artet dieses ahnungsvolle Innenleben, dieses Fühlen und Schauen des göttlichen Wesens im Herzen zu träumerischer Grübelei und Schwärmerei oder zu unthätiger Beschaulichkeit, zu Weltflucht und unfruchtbarem Quietismus aus, und dies um so leichter, je stärker und einseitiger ohnehin der deutsche Individualismus zur Abschließung von Anderen und zur Beschränkung auf das Eigenleben drängt. Wo jedoch das persönliche Kraftgefühl überwiegt, da entspringt aus dem religiösen Innenleben jene gläubige Hingabe an die Forderungen des Lebens, die die Welt überwindet. In der Natur wie im Leben der Geschichte sieht dann der Deutsche aus seinem Gemüt heraus das göttliche Wunderwerk, und alles irdische Thun und Sein verklärt sich ihm zu sittlichen Handlungen und Einrichtungen. Die wahre Gottesliebe wird ihm zur Nächstenliebe, die ihre Kraft für die Anderen einsetzt und in hingebendem Menschheitsdienst den schönsten Gottesdienst erblickt.

Es erklärt sich von selbst, daß auf einem Gebiet, das so ganz dem Gemüt angehört wie die deutsche Religiosität, die festhaltende Treue des Deutschen mit am schönsten zur Erscheinung kommt. Glaubt der Deutsche ohnehin schon, daß eine hohe wertvolle Wahrheit in allem enthalten sei, was seine Väter verehrt haben, selbst dann, wenn es sein Verstand nicht erkennt, so ist in der Religion seine Pietät für das von den Vätern Überkommene doppelt groß. Welchen rührenden Ausdruck und welche lebendige Kraft findet diese Eigenschaft z. B. in dem Dogmenglauben des deutschen Tirolers! Während dem rationalistischen Franzosen keine religiöse Überlieferung als solche heilig ist und er, anstatt Ausgleiche zwischen dem Alten und Neuen zu suchen, auf ein von der Vernunft neu aufgestecktes Ziel gerade losgeht, bevorzugt der Deutsche in der religiösen Entwickelung allmähliche Übergänge und Zugeständnisse anstatt durchgreifender Änderungen. Er ist nicht revolutionär, sondern evolutionär; selbst die Reformation war kein Abbruch und Neubau, sondern ein Umbau.

Vernunftgründe des Herzens, von denen der Verstand nichts weiß, haben, wie in der Religion, so auch in der deutschen Philosophie sehr oft ein großes Gewicht gehabt und haben es auch heute noch; im direkten Gegensatz zur Philosophie des Franzosen, die nur verständig und rationalistisch ist. Die deutsche Philosophie verschmilzt, entsprechend der deutschen Gefühls- und Geistesanlage, den Mystizismus und den Realismus, das innerliche Erlebnis mit der äußeren Wirklichkeit. Die Wirklichkeit selbst wird dem Deutschen in lange und weit herrschenden Richtungen seiner Philosophie mystisch, Natur und Geschichte sind ihm meist Entwickelungsformen des absoluten Geistes. Wie der deutschen Theologie das Wirkliche göttlich ist, so ist der deutschen Metaphysik das Wirkliche vernünftig.

Selbst in der Philosophie Kants gewinnt das mystische Element durch den der deutschen Gewissensinnerlichkeit entsprechenden „kategorischen Imperativ", der die ethische Pflicht mit dem Idealismus zur Richtschnur des gesamten Lebens macht, grundlegende Bedeutung. Aber auch darin ist diese durch die Philosophie Kants nicht geschaffene, sondern durch sie auf die nationalen Charaktereigenschaften gestellte Lebensanschauung ganz deutsch, daß sie den Kampf um das Ideal zum Lebensinhalt erhebt, den Kampf der Pflicht gegen die Neigung, der vom Gemüt gestützten Vernunft gegen die Sinnlichkeit; sie ist darin deutsch, daß sie im kräftigen Selbstgefühl den Individualismus als Grundsatz hinstellt und der Persönlichkeit nur dadurch ihre sittliche Freiheit sichert, daß sie den Menschen ganz auf sich und seine Innerlichkeit verweist.

Der gemütlosere, mit mathematischer Verständigkeit begabte Franzose ist wie in der Religion so auch in der Philosophie vorwiegend Rationalist. Dem Satz des Descartes „cogito, ergo sum" stellt der Deutsche eher ein „sum, ergo cogito" (ich bin von solcher Beschaffenheit,

folglich denke ich in solcher Weise) gegenüber. Und während mit dem französischen Rationalismus auch in der Philosophie ein durchgreifender Radikalismus zusammenhängt, hat das deutsche Gemüt auch in der Philosophie das ihm natürliche Bedürfnis, die Heiligtümer des Herzens mit Pietät zu behandeln. Auch da ist der Deutsche nicht revolutionär, oder, wenn er es ist, wie etwa Nietzsche, dann ist er es aus einem ins Übermaß ausgearteten Individualismus.

Innerlichkeit und Individualismus sind auch die beiden tief gegründeten Eckpfeiler, auf denen sich der Wunderbau der deutschen Dichtung und Kunst erhebt. Schon bei äußerlicher Betrachtung fällt auf, daß die deutsche wie die englische Poesie und Kunst den Inhalt über die Form stellt, das individuell Charakteristische über das formal Schöne, das ja immer ein dem Gattungsmäßigen entnommener Begriff ist. Der Franzose dagegen, und noch mehr der Südromane, ist wie im sozialen Leben so auch in der Kunst und Poesie der überwiegenden Betonung des individuellen und darum charaktervollen Ausdruckes abhold; ihm steht die formale gattungsmäßige Schönheit höher.

Bleiben wir zunächst bei der Dichtung. Das Wahrste und Ergreifendste hat die deutsche Dichtung geschaffen zu allen Zeiten, wo sie nicht im Bann des romanischen Formalismus stand. Dann hat der deutsche Dichter in die Tiefe seiner Brust gegriffen und gesagt, was er fühlt und will, so absichtslos, schlicht und innig, daß jeder, der ihn hört, glauben muß, es rede des Hörers eigene Seele aus der Dichtung. So wird im deutschen Dichter die innerste Subjektivität zur wahrsten, höchsten Objektivität. Das Größte und Schönste aber hat die deutsche Dichtung hervorgebracht, wenn sie das edle Maß antiker Formen sich aneignete, ohne die Formen selbst mit zu übernehmen, und es mit deutschem Geistes- und Gemütsinhalt zum höheren Kunstwerk verschmolz.

Das deutsche Gemüt und die deutsche Innerlichkeit der Anschauung sind der stärkste Resonanzboden für die Herrlichkeit der Natur und den geheimnisvollen Zauber ihrer tausendfältigen Reize. In der französischen Dichtung, die zuvörderst intellektuell und sozial ist, ist das Naturgefühl weit weniger und später zur Entwickelung gekommen; lange vor Rousseau gab es eine deutsche echte Naturpoesie. Dichten und Trachten des Franzosen ist zu unpersönlich, um rein poetisch, namentlich lyrisch, zu sein. Bei ihm herrscht mehr die Kunst des Verstandes und der Form, beim Deutschen mehr die Kunst der Empfindung und der Stimmung; beim Deutschen mehr beziehungslose Poesie des Individuums, beim Franzosen und beim Romanen überhaupt mehr absichtsvolle Poesie des Gesellschaftswesens. Der gemütvolle individualistische Deutsche singt und dichtet unbekümmert um die anderen, um seinem Herzen Luft zu machen, um, einem ganz persönlichen Triebe folgend, „es sich von der Seele zu singen", wie Goethe; der Franzose dichtet mehr aus Überlegung, zur Schaustellung, mit Rhetorik. Der deutsche, in der Innerlichkeit der Naturbetrachtung fußende Naturalismus, der, wie J. Hart treffend betont, nichts Materielles an sich hat wie der romanische, sondern eine Naturreligion des Herzens ist, und der deutsche Individualismus, der das Innenleben in unendlich vielfältiger Gestalt zum dichterischen Ausdruck bringt, sind die beiden stärksten und am tiefsten gehenden Wurzeln, aus denen der so vielverzweigte Wunderbaum der deutschen Lyrik mit seinem stillen reichen Blütenduft emporgewachsen ist.

Im deutschen Epos und Drama aber, wo Menschen mit und gegen Menschen fühlen und handeln, ist noch eine andere nationale Eigenschaft vornehmlich zu spüren und zu erkennen: der Mystizismus. Während der rationalistische Franzose die Leidenschaften und Ideen, die seine Helden treiben, immer in das Bewußtsein dieser selbst verlegt, diese also mit Bewußtsein handeln läßt, sieht der mystisch angelegte Deutsche im unbewußten Leben, das sich der Vorstellung

entzieht, die tiefste Natur und läßt deshalb seine Helden sehr oft von dunkeln Gewalten bewegt werden, die aber in ihnen selbst liegen, nicht außer ihnen. Volkstümlich sind darum bei uns Gestalten wie Hagen, Kriemhild, Wallenstein, Tell, Faust, unvolkstümlich bleiben stets Erscheinungen wie die Schicksalstragödie, und ganz unangenehm und widersinnig erscheint dem Deutschen die spitzfindige Reflexion über eigene Gefühle und daraus erwachsende Handlungsgrundsätze, wie sie z. B. das in Frankreich durchaus volkstümliche Gespräch Chimenens mit Rodrigue in Corneilles „Cid" bietet.

Mit dieser Verständigkeit der Gestalten französischer Dichtung hängt es zusammen, daß sie alle einen klar erkennbaren fertigen Charakter haben. Die deutsche Dichtung dagegen schildert am liebsten und besten die Entwickelung eines Charakters durch seine verschiedensten Wandlungen, denn sie fühlt und glaubt, daß auch in der scheinbaren Unlogik eines Charakters eine innere, im Dunkel des Unbewußten sich vollziehende Logik wirkt. Sie begnügt sich nicht mit einigen mehr an der Oberfläche liegenden Teilen des Problems, wie die französische Dichtung, sondern sie umfaßt es in seiner Ganzheit. Dem rationalistischen Franzosen ist ein Träumer, wie ihn die deutsche Dichtung unter den verschiedensten Abwandlungen in Werther, Don Karlos, Max Piccolomini, Wilhelm Meister, Kellers Grünem Heinrich und vielen anderen geschaffen hat, unbekannt und unverständlich; seine Helden fühlen, denken, sprechen und handeln in logischer Folge ihres gegebenen und ihnen bewußten Charakters. Und während der Nützlichkeitssinn des Franzosen auch in der praktischen Erreichbarkeit eines edlen Zieles seiner Helden zum Ausdruck kommt, steckt der deutsche Idealismus den Helden seiner Dichtung ein oft so unerreichbar hohes Ziel, daß sie leicht im Kampf darum mit ihren menschlich schwachen Kräften zu Grunde gehen. Auch hier ist es wieder der innere ethische Zwiespalt, der Kampf zweier Seelen in einer Brust, der deutsche „zwivel", unter dem die deutsche Poesie den Helden am meisten leiden und streiten läßt: Von Parzifal bis auf Faust und neuere Gestalten ist der innerlich „Zwiespältige" unzählbar oft als der Typus des deutschen Geisteshelden dargestellt worden. Der deutsche Individualismus und Naturalismus machen das Charakterschauspiel, in dem das Individuum im stetigen Widerstreit seiner natürlichen Neigungen zur Charakterentwickelung kommt, zu der mit Vorliebe gewählten Dramengattung der deutschen Dichtung; der rationalistische und soziale Franzose aber, der am liebsten die Schwächen und Fehler fertiger Menschen in der Gesellschaft aneinanderstoßen läßt, hat die sogenannte Sittenkomödie und das reine Intrigenstück als die ihm eigentümliche dramatische Dichtungsart entwickelt.

Die deutsche Tiefe des Gefühls- und Gedankenlebens, die liebevolle Hingabe an das Einzelne, die Neigung für das traulich Heimische, der Hang zum Mystischen, der hochzielende Idealismus, der weite Flug der Phantasie, aber auch der überstark entwickelte Individualismus, der Hang zum Phantastischen und Barocken, zum verschwommen Dunkeln und zur Sentimentalität ringen auch in der deutschen Malerei, Plastik und Baukunst nach Ausdruck und Verkörperung. Wie in der Dichtung, so geht auch in der deutschen bildenden Kunst die Wahrheit des seelischen Ausdruckes über die formale Schönheit, wogegen der französische Volkscharakter auch in der Kunst vor allem die Verständigkeit und die gefällige Anmut der Erscheinung anstrebt, sei es im Kleinen, sei es im ganz Großen. Der Franzose ist in der bildenden Kunst vorwiegend klar und logisch und neigt zum Tendenziösen; das Gemüt spricht in seiner Kunst wenig mit.

Den monumentalsten Ausdruck hat diese Verschiedenheit der beiden Nationalcharaktere in der Baukunst gewonnen: die frühe Gotik ist französisch trotz ihres germanischen Namens, der romanische Baustil ist deutsch trotz seiner romanischen Bezeichnung. In der Frühgotik zeigt sich

der französische Geist in der Logik und wunderbaren Mechanik der Konstruktion, im Sinn für die schöne Form selbst im Großartigen, in der weisen praktischen Ordnung aller Teile, in der Gesetzmäßigkeit der Ornamentbildung, im himmelstürmenden Aufschwung des religiösen Gedankens im Kirchenbau; erst in der Spätgotik ist dieser Stil verdeutscht worden. Die romanische Baukunst aber offenbart den deutschen Volkscharakter durch die Traulichkeit der begrenzten halbdunkeln Räume, durch die individualistische Regellosigkeit in der Gestaltung oder Anordnung der Teile, durch den ruhigen Ernst des Ganzen, dem sich die Form fügt, durch die naturalistische Freiheit der Ornamentbildung und Farbengebung, durch die vom Gemüt erheischte Konzentrierung des religiösen Gefühls im Kirchenbau und anderes mehr. Ganz ähnliche Wesensverschiedenheit charakterisiert das deutsche Barock und das französische.

Gliedern wir den darstellenden und bildenden Künsten die Musik an, so stellen wir die Thatsache voran, daß die Musik die am wenigsten intellektuelle aller Künste ist. Ganz auf sich gestellt, sucht und findet sie ihre Wirkung in der Erregung des Gefühles und des Willens und erst dadurch in der Erweckung von entsprechenden, aber notwendig unklar bleibenden Vorstellungen. Sie symbolisiert die Welt als Gefühl und Wille, nicht unmittelbar als Vorstellung. Ihr Sein und Wirken ist also ganz mystisch. Ihre Ausdrucksmöglichkeit ist unendlich groß, und sie gewährt dem Künstler absolute Freiheit des Schaffens wie dem Hörer absolute Freiheit des Genusses. Kein Wunder, daß das deutsche Gemüt und der deutsche Individualismus sich die Musik so zur Heimstätte gewählt haben wie keine andere Kunst. Und das Höchste, was die Musik überhaupt mit ihren eigenen Mitteln auszudrücken vermag, das hat sie erreicht durch die Schöpfung der deutschen Symphonie, die mit allen Ausdrucksmitteln der Instrumentalmusik individuelle Seelengemälde bis in die feinsten Züge auszuführen vermag. Das deutsche Lied aber ist wie die deutsche Lyrik das Sondereigentum des deutschen Gemütes; jedes der Innerlichkeit entsprungene deutsche Gedicht läßt sich singen und hat die Melodie seiner Gefühlssphäre. Die französische Musik dagegen ist vor allem intellektuell. Ihr eigentliches Gebiet ist die Spieloper, wo sie mit Worten, also mit Gedanken und ganz bestimmten Gefühlen vereint ist. Und in dieser sprechenden und handelnden Musik sucht der Franzose in erster Linie nach Klarheit der Form, nicht nach Tiefe des Ausdruckes im Heiteren oder im Ernsten, wie ihn die deutsche Musik auch in der Oper anstrebt. Die organische, das ganze Gefühl erfüllende Verbindung aber von Musik und Poesie, wie sie Richard Wagner in seinem „Gesamtkunstwerk" geschaffen hat, konnte nur dem deutschen Volkstum entsprießen und wird, weil kerndeutsch, in seinem stofflichen, geistigen und Gefühlsinhalt wie in seiner Formengebung auch uns allein vorbehalten bleiben.

Es ist natürlich zu erwarten, daß auch im deutschen Rechts- und Wirtschaftsleben, in der Erzeugung, Auffassung und Anwendung des Rechtes und in der Beschaffenheit der wirtschaftlichen Gebilde, der deutsche Volksgeist und die deutsche Volksseele als bestimmendes oder doch wesentlich mitbestimmendes Element zur Erscheinung kommen. Im deutschen Rechts- und Wirtschaftsleben sind die Grundlagen materiell wie in dem aller anderen Völker. Aber ihre Entwickelung vollzieht sich nicht in logischer Folge immer wieder materiell, sondern auch sie erhält ihre Antriebe von dem deutschen Volkstum, das damit dem deutschen Rechts- und Wirtschaftsleben seine nationale Färbung gibt. Keiner hat dies, ohne es unmittelbar zu wollen, so meisterhaft auseinandergesetzt wie R. Ihering in seinem „Kampf ums Recht", dessen Gedankengang wir hier teilweise folgen; aber in einer Beziehung trägt Ihering allzuviel römisch-rechtliche Auffassung in das deutsche Recht hinein: das ist seine allzu starke Betonung des Individualismus im deutschen Recht und seine zu geringe Bewertung des genossenschaftlichen Zuges, der,

wie wir sehen werden, gerade für die deutschen Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse von größter Bedeutung ist.

Im objektiven Recht, in der Summe der vom Staate geübten Gesetze, sieht der Deutsche, von seinem Schaffensdrang ausgehend, nicht das Ergebnis eines unpersönlichen Vorganges, der sich allmählich ohne sein Wissen vollzieht, wie etwa die Bildung der Sprache, sondern das Erzeugnis langen Suchens und Kämpfens, das deshalb lebendig und beweglich bleibt. Das Volk erkennt, daß das objektive Recht in langem und oft blutigem Ringen von seinen Voreltern und ihm selbst erstritten worden ist und wird, und fühlt sich dadurch aufs engste mit ihm verbunden. Der Deutsche hat zu seinem objektiven Recht ein subjektives, persönliches Verhältnis.

Aber auch im subjektiven Recht, in der Berechtigung einer Person, sieht er nicht einen bloßen Ausfluß des objektiven Rechtes, sondern namentlich ein persönliches, durch sein Wollen und Handeln begründetes Verhältnis. Der deutsche Individualismus, der im starken Persönlichkeitsgefühl ruht, kommt darin voll zum Ausdruck, daß das Individuum im Rechtsstreit sich selbst und seine Ehre einsetzt. In erster Linie treibt nicht das rein materielle Interesse den Deutschen, der sich in seinem Recht verletzt fühlt, zur Prozeßführung, sondern der moralische Schmerz über das erlittene Unrecht. Die Verletzung seines Rechtes empfindet er als eine Mißachtung und Kränkung seiner Persönlichkeit, und diese zu behaupten, ist ihm heilige Pflicht, die natürliche Forderung seiner Selbstachtung. So wandelt sich in seinem Persönlichkeitsgefühl das sachliche Interesse zum sittlichen Interesse. Wer gegen eine willkürliche Rechtsverletzung mit Einsetzung aller seiner Kräfte vorgeht, einerlei, ob das Objekt gering und die Gewißheit, nur mit großen Verlusten zu siegen, groß ist, thut dies nicht bloß aus deutscher Kampflust und deutscher doktrinärer Rechthaberei, sondern ebenso oft verfolgt er damit einen idealen Zweck, die Behauptung seiner Persönlichkeit in seinem Recht, was ebensogut deutsch ist.

Nur wenn er kein absichtliches Unrecht voraussetzen kann, wird der Deutsche sein Rechtsgefühl, seine Persönlichkeit nicht gekränkt fühlen und deshalb die Rechtsfrage als reine Interessenfrage behandeln, welche auch eine gütliche Verständigung zuläßt. Der deutsche Bauer aber, der sowohl äußerst mißtrauisch ist als auch einen ungemein starken Eigentumssinn hat, will meist von einem gütlichen Vergleich nichts wissen. Dennoch ist der heftige Kampf des deutschen Bauern um sein Eigentum, der oft bis zur wirtschaftlichen Selbstvernichtung geht, keineswegs ethisch verwerflich, denn er verteidigt es nicht bloß, weil es für ihn ein Wertobjekt ist, sondern vor allem, weil es durch sittliche Voraussetzungen, durch seine und seiner Väter eigene Arbeit, ihm gehört. Er verteidigt in seinem sachlichen Eigentum seine ethischen Lebensbedingungen, ebenso wie der Offizier in der Ehre, der Kaufmann im Kredit, der Gelehrte im wissenschaftlichen Ruf ꝛc. die ihrigen verteidigen.

Diese idealistische Auffassung von der Bedeutung des Rechtes fußt ganz auf dem gesunden deutschen Rechtsgefühl, also auf einem mystischen Grund, wie ja der Mystizismus der kräftigste Nährboden aller Ideale ist. Was Recht ist, das vermag dem Deutschen nicht der Verstand, sondern nur das Gefühl zu sagen. Wie das physische Gefühl bei Störung des Organismus Schmerz empfindet, so das deutsche Rechtsgefühl moralischen Schmerz bei absichtlicher Rechtsverletzung. Rechtsgefühl heißt deshalb ganz richtig in unserer Sprache der psychische Urquell alles Rechtes, wogegen Rechtsbewußtsein eine Verstandesabstraktion ist, die wohl der Jurist, aber bei uns nicht das Volk kennt.

Wo aber der Idealismus und das Gefühl das erste und letzte Wort im Recht sprechen, da hat das rein formale Recht, das nur dem Intellekt gehorcht, kein Ansehen. So ist auch in der

Übung des rezipierten römischen Rechtes, dessen Aufnahme als vollgültiger Ersatz der unzureichend gewordenen alten deutschen Rechtsnormen eine erzwungene Folge der damaligen elenden politischen und wirtschaftlichen Zustände Deutschlands war, allmählich die Innerlichkeit des deutschen Rechtsgefühls zur Geltung gekommen, doch ohne den praktischen Formalismus ganz bannen zu können, der selbst im modernen bürgerlichen Gesetzbuch noch nicht völlig überwunden ist. Wenn freilich die Unvollkommenheit der vom Staate gepflegten Rechtseinrichtungen dem idealen Rechtsgefühl nicht entsprechen und genügen, da kann die deutsche Rechtlichkeit zur Auflehnung gegen das objektive Recht führen. Ja, dieser Widerspruch kann vom ganzen Volk ausgehen und dann Erscheinungen, wie z. B. die Fehmgerichte und die Fehde, hervorbringen, die als volkstümliche Ersatzmittel der Staatsgesetze das allgemeine deutsche Rechtsgefühl zum Ausdruck bringen und der Gesamtheit nützen, und die zum Teil jene ihre Voraussetzungen, wieder vermöge der konservativen Neigungen des Deutschen, lange überdauert haben.

Dem Deutschen ist das Recht ein in langer Entwickelung und oft unter schweren Kämpfen entstandenes Erzeugnis des Sittengesetzes, eine Einrichtung, die das Verhältnis des Einzelnen zu seinen Volksgenossen regelt und das Höhere, die Genossenschaft in irgend einer Gestalt, dem Interesse des Einzelnen überordnet. Immer betrachtet das deutsche Recht die Beziehungen der Einzelnen zu einander als Beziehungen von Gliedern einer höheren Einheit, der Genossenschaft, zu einander und zum Ganzen selbst, während das römische Recht stets die persönliche Freiheit und Unbeschränktheit des Einzelnen gegenüber dem Ganzen zu wahren bestrebt ist. Im deutschen Recht geht die Rücksicht auf die Familie, die Sippe, die Standes- und Berufsgemeinschaft, die Gemeinde, den Staat &c., kurzum die höhere Einheit über das Einzelinteresse. Das römische objektive Recht ist egoistisch und individualistisch, das deutsche aber sittlich und genossenschaftlich, und wo im subjektiven Recht der deutsche Individualismus sich geltend macht, da hat auch er, wie vorhin bemerkt, im Gegensatz zum römischen meist sittliche Motive und Zwecke.

So kehrt der genossenschaftliche Zug, der durch das ganze gesellschaftliche Leben des deutschen Volkes geht, als ein wesentlicher Ausdruck deutschen Fühlens und Denkens auch im deutschen Recht wieder. Sozial aber im höchsten und edelsten Sinne wirkt der deutsche Idealismus, indem er mit Bewußtsein das Wohl einer größeren Gemeinschaft, in letzter Linie des ganzen Volkes, sich als den höheren Zweck setzt, dem sich das Individuum ein- und unterordnen muß, wenn es als Glied des großen Ganzen bestehen will. Und wenn eine solche Gemeinschaft noch ihre eigenen Ideale auf ihren ethischen Daseinsbedingungen aufbaut, erreicht sie immer Großes, wie die deutsche Geschichte lehrt. In allen sozialen deutschen Gebilden und Einrichtungen, von der Gefolgschaft und Zunft bis zur modernen Genossenschaft und ihren Folgeerscheinungen, siegt immer wieder der deutsche Idealismus über den rein materiellen Egoismus; das materielle Interesse verbindet sich überall mit idealen Zielen zum Heile des Ganzen. Und dieser ideale Zug im deutschen Sozialismus wird wohl auch die ungeistigen Anwandlungen der dem deutschen Wesen fremden internationalen Sozialdemokratie überwinden.

*

Am Schluß unserer allgemeinen Betrachtung haben wir aber noch einer Seite des deutschen Volkstums Erwähnung zu thun, die zu den charakteristischesten des deutschen Volkes gehört und dieses durch ihre Rückwirkung auf das Volksleben in unendlich vielseitiger Weise beeinflußt hat: das ist die deutsche Anpassungsfähigkeit in aktiver und in passiver Gestalt. Die aktive Anpassungsfähigkeit, die deutsche Assimilations- oder Angleichungskraft hat vor allem anderen

das deutsche Kulturleben so überaus reich gemacht, wie es nun ist. Was nur immer dem deutschen Volk aus fremden Kulturen entgegengebracht worden ist — und seine zentrale Lage hat ihm vielseitige Berührung mit der Umwelt in reicherem Maße zu teil werden lassen als anderen, weniger zentral gelegenen Völkern — aus allem hat es die Elemente herausgenommen, die es seinem innersten Wesen verwandt fühlte. Es hat sie sich meist zu eigen gemacht, indem es sie ganz mit seinem Geist und Gemüt durchdrang und sie innerlich so umbildete, daß sie organisch fest mit dem deutschen, immer frische Säfte spendenden Stamm verwuchsen und nur noch an dem Namen als ursprüngliche Fremdlinge zu erkennen sind. Was aber seinem eigensten Wesen so fremd war, daß es nicht organisch umgebildet werden konnte, das hat die deutsche Volksseele und der deutsche Volksgeist schließlich, wenn auch oft nach langer Duldung, immer wieder ausgestoßen, wie jeder gesunde Organismus einen eingedrungenen nicht assimilierbaren Fremdkörper ausstößt. Was wäre, um nur zwei Beispiele herauszugreifen, die deutsche Kultur ohne die organisch ins deutsche Gemüts- und Gedankenleben aufgenommenen Teile des Christentums und der griechischen Kultur! Aber was hat auch das deutsche Volkstum aus Christentum und Griechentum gemacht; wie anders nehmen sich beide in der deutschen Umwandlung aus als z. B. in der französisch-romanischen!

Diese wunderbare Assimilationskraft des Deutschen hat aber, wie jede deutsche lichte Tugend, ihre düstere Gegenseite: die passive Anpassungsfähigkeit, die nicht ergreift, sondern vom Stärkeren ergriffen wird und zur läppischen Ausländerei, ja im äußersten Fall zum gänzlichen Verlust des Volkstums führt. Solange der Deutsche inmitten seiner Nation steht, solange er sich als ein Stück des Ganzen fühlt und in stetiger Wechselwirkung mit dem Ganzen lebt, wird die Anpassungsfähigkeit höchstens zur Ausländerei, am ehesten in solchen Individuen, die ohnehin, unbewußt oder bewußt, kein nationales Rückgrat haben. Wohl kann die Ausländerei auch große Teile des Volkes ergreifen, und sie hat es nur zu oft gethan; dann lag es meist an den heimischen politischen Verhältnissen, wenn diese so jämmerlich und ohnmächtig waren, daß jenen Volksteilen jedes kraftvolle fremde Volkstum imponieren konnte, aber am Ende hat sich unser Volk doch immer wieder davon frei gemacht. Ganz des deutschen Volkstums verlustig gehen kann doch nur das deutsche Individuum, das, losgelöst von seinem Volk, in der Fremde innerhalb einer fremden Kultur lebt. Dann wird ihm das deutsche Anpassungsvermögen, wie materiell nützlich es ihm auch sein mag, ethisch zum Fluch, denn oft genügen schon wenige Jahre, um aus einem Deutschen einen anempfundenen Engländer, Spanier oder Russen zu machen; dabei denken wir immer nur an eine gewisse wirkliche Umwandlung dieser Anempfinder, nicht an jene albernen Tröpfe, die eine solche Umwandlung bloß heucheln, weil sie im heimlichen Gefühl ihrer geistigen Armut glauben, nun durch fremde Zuthaten auf andere und namentlich auf ihre eigenen Volksgenossen den Eindruck eines höheren Wertes zu machen.

Kein Volk ist so anpassungsfähig wie das deutsche, und kein Volk hat dieser Eigenschaft, wenn sie als aktive Angleichungskraft auftritt, so viel zu verdanken wie das deutsche. Kein anderes Volk leidet aber auch so schwer unter ihr wie das deutsche, wenn sie bloße passive Anpassungsfähigkeit bleibt. Und der Verlust ist um so größer, als ja die Deutschen recht eigentlich das Wandervolk sind, das schon deshalb fremden Einflüssen am meisten ausgesetzt ist. Kein Franzose, Spanier oder gar Engländer gibt sein Volkstum in der Fremde so leicht auf wie der Deutsche. Sie alle haben weniger aktives und passives Anpassungsvermögen als wir, aber mehr Nationalbewußtsein und Nationalstolz. Das einzige Heilmittel, das dem deutschen Volk Befreiung von jenem Übel bringen kann, ist auch bei ihm das Wachsen und Erstarken seines

Nationalstolzes. Diesen aber kann nur eine lange gemeinsame nationale Geschichte zeitigen, innerhalb deren auch alle anderen nationalen Eigenschaften ausreifen und neue Wurzeln schlagen. Ist das dem deutschen Volk vergönnt, dann muß sich ihm selbst und der ganzen Welt die Erkenntnis von selbst aufdrängen, daß die höchste und schönste Blüte alles nationalen Lebens und damit des Menschentumes selbst das **deutsche Volkstum** ist:

Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb
Zügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen. (Geibel.)

2.

Die deutschen Landschaften und Stämme.

Von

Alfred Kirchhoff.

Die deutschen Landschaften und Stämme.

Von Norden nach Süden sind die Deutschen in Mitteleuropa vorgedrungen. Seit sie die noch heute Nord- und Süddeutsche trennende Grenze überschritten, seit sie die Keltenlande bis zur Donau wie links vom Rheinstrom erworben, zuletzt als Sieger über die rätokeltischen Römerprovinzen den Fuß auf die Alpen gesetzt haben, sind sie Herren von fast ganz Mitteleuropa geworden.

In diesem Herzland unseres Erdteils, wie es sich ausdehnt von den schweizerisch-österreichischen Alpenzinnen bis zum belgischen, niederländischen und deutschen Küstensaum, haben sich seit etwa anderthalb Jahrtausenden die Geschicke der Festlanddeutschen vollzogen, nachdem der angelsächsische Zweig im Westen auf den britischen Inseln eine neue Heimat gefunden hatte, wo er dann zu einem selbständigen Brudervolk heranwuchs. Hinausgezogen sind zwar noch gar manche Scharen der Unsrigen, zumal während der letzten zweihundert Jahre in noch viel weitere überseeische Fernen, andere im Mittelalter wie in der Neuzeit über die Ostgrenze; weit zerstreut wohnen deutsche Siedler in Rußland, in Ungarn, in Rumänien; am treuesten blieben mit uns in geistiger Fühlung die wackeren Sachsen auf dem Hochlandboden Siebenbürgens, unsere größte osteuropäische Kolonie. Jedoch die ganz überwiegende Hauptmasse deutschen Volkes wohnt noch zur Stunde von den Alpen bis nach Schleswig, bis ins belgische Vlamenland und bis nach Ostpreußen.

In dieses Mitteleuropa, das sich ungefähr deckt mit dem alten Deutschland, dem Gebiet des früheren Deutschen Reiches zur Zeit seiner größten Ausdehnung im späteren Mittelalter, ist das deutsche Volk wie eingegossen. Wir vermögen es uns gar nicht zu denken ohne diese seine Heimat, die sogar in mehr als einer Hinsicht seine wahre Geburtsstätte genannt werden darf. Zunächst steht die Stammesgliederung in offenkundiger Beziehung zur Landesgliederung Mitteleuropas. Wo anders hätten sich Deutsch-Schweizer, Tiroler, Steiermärker und Österreicher, Deutsch-Böhmen, Main- und Rheinfranken, Neckarschwaben neben Pfälzern und Elsässern, Thüringer, Hessen, Niederländer entwickeln können als eben in den Ländern, nach denen sie heißen, oder denen umgekehrt sie selbst erst den Namen stifteten? Denn wer wüßte nicht, daß die singularen Landesnamen auf -en eigentlich pluralische Dative der Volksnamen bedeuten, Hessen z. B. in, zu, unter den Hessen sagen will? Und wie stark der unser Volk in einzelne engere Verkehrsbezirke einhegende Einfluß natürlicher innerer Landesgrenzen gewesen ist, lehrt die Sonderausprägung von Stammesvarietäten, sobald die Volksstämme in Landräumen recht verschiedenartiger Begabung seßhaft wurden, wie Schwaben im Bergland um den Neckar, im Alpenvorland, in der Schweiz, Bayern auf der Hochfläche vor den Alpen und in Tirol, wo sie ihren alten Namen

ganz in Vergessenheit geraten ließen. Nur oberflächliche Beurteilung sieht im neuzeitlichen Herauswachsen Österreichs, der Schweiz, des neudeutschen Reiches und der beiden Königreiche an Rhein- und Scheldemündung aus dem alten Germanien rein geschichtliche Vorgänge, Akte menschlicher Willkür, Wirkungen von Kriegen und Verträgen. Schon ein Blick auf die Karte indessen verrät, eine wie große Rolle dabei natürliche Abgrenzung spielt. Ist nicht unser heutiges Deutsches Reich seiner räumlichen Ausdehnung nach fast haarscharf vorgebildet gewesen im „Deutschen Zollverein"? Und war dieser Zollverein etwa eine geflissentliche Vorbereitung der Abrechnung von Königgrätz oder nicht vielmehr eine ganz friedliche wirtschaftliche Vereinigung verkehrsmäßig, d. h. im letzten Ende geographisch näher verbundener Landesteile Mitteleuropas?

Menschen aber, die Jahrhunderte hindurch in einem engeren oder auch in einem weiteren Verkehrskreis leben, dasselbe Land oder innerhalb desselben die nämliche Landschaft bewohnend, verähnlichen sich nicht bloß durch den täglichen Umgang miteinander, wachsen nicht allein immer mehr zusammen durch Blutmischung, durch gemeinsame Schicksale in Freud' und Leid, sondern sie stehen auch beständig unter den gleichen Anregungen der Landesnatur zum Schaffen auf allen Gebieten des materiellen Daseins, unter den gleichen Einwirkungen der natürlichen Umgebung auf Leib und Seele.

Inwieweit das von Mitteleuropa und dem deutschen Volke gilt, soll auf den nächsten Blättern in flüchtigen Skizzen zu zeichnen versucht werden. Nicht die Landschaften, nicht die Stämme als solche sollen Gegenstand unserer Betrachtung sein, nur die Wechselwirkungen zwischen jenen und diesen.

1. Die Alpen.

Von den vier westöstlich sich erstreckenden Gürtelstreifen, in die das europäische Herzland sich zerlegt, ist der breitgelagerte Hochgebirgswall seines Südens vor allen übrigen durch Sonderbegabung ausgezeichnet. Nur hier erhebt sich der Boden bis in die Region des ewigen Schnees, nur hier ziehen aus Firnmulden der Hochkämme Gletscher zu Thal, nur hier schaltet sich zwischen den tannendunkeln Wald des unteren Gehänges und die scharfzackige, firnbedeckte Zinnenkrönung des Gebirges die Welt der sattgrünen Alpmatten ein, die freilich bloß zur Sommerszeit der grünen Unterstufe angehören, im Winter dagegen dauernd in das nämliche Schneegewand sich hüllen wie die Kämme und Gipfel. Wohl sind unsere Alpen wohnlicher als andere Hochgebirge und auch von Natur besser aufgeschlossen für den Verkehr durch die Fülle ihrer Thäler, die wie ein künstlich ersonnenes Wegenetz von Längs- und Querstraßen sich über das Ganze breiten; doch zu seßhaftem Landbau eignet sich eben meist nur die Thalsohle und der angrenzende Unterstreifen der Thalgehänge, über den die vieltausendjährige Verwitterung fruchtbare Erdkrume von den Höhen niedergespült, hiermit zugleich die Böschung ermäßigt hat. Gleich darüber folgt Wald und Grasland, nackter Fels mit steiler Wand, an der die Gemsen klettern, Adler und Geier horsten. Großartig macht sich vor allem das Wetterspiel geltend: die prachtvollen Farbenwechsel des Firmaments in der klaren, reinen Höhenluft beim Auf- und Untergang der Sonne, ihr Widerschein im Alpenglühen, die Regen- und Schneefälle, von denen die Gletscher wie die Tausende niederrauschender Bäche, die wasserreichen Seen künden, die majestätischen, erschreckend plötzlich hereinbrechenden Gewitter, so oft von vernichtendem Hagel, alles vor sich wegfegendem Niedergang von Schlammströmen begleitet, die die wohlbestellte Thalflur vermuhren, der mit Feuersgefahr drohende, als „Schneefresser" dem Alphirten willkommene Föhn, endlich der jäh und unbarmherzig niedersausende Würgengel der Lawinen.

Diese Eigenart der Natur hat sich offenkundig umgeprägt auf die Bewohner; darüber sind sogar die Stammesunterschiede gutenteils verschwunden. Zwei deutsche Volksstämme hauptsächlich haben von den Alpen Besitz ergriffen: in der Schweiz und in Vorarlberg sowie im Algäu, dem Quellgebiete der Iller, sitzen die Schwaben, dann folgen ostwärts auf reichsdeutschem und österreichischem Boden die Bayern. Aber so gleichartig hat auf beide die Alpennatur gewirkt, daß sie sich in ihrem ganzen Sein weit von ihren außeralpinen Stammesgenossen unterscheiden, hingegen als Alpendeutsche in unserer Betrachtung an dieser Stelle zusammengefaßt werden dürfen.

Der Körperbau ist in der gesunden Höhenluft durchschnittlich ein kräftiger, zumal der Älpler durch seine tägliche Beschäftigung heilsam darauf gewiesen wird, die balsamische Luft im Freien tüchtig einzuatmen. Fast jeder Weg bedingt starkes Steigen, mithin größere Körperanstrengung, intensivere Lungenthätigkeit, lebhafteren Stoffwechsel. Mächtig runden sich bei beständiger Übung der Steigmuskeln die Waden, doch auch die übrige Muskulatur ist wohlausgebildet, nicht minder solid der Knochenbau; Fettleibigkeit findet man nur bei Leuten, die viel sitzen, z. B. Gastwirten, denn die Hochgebirgsluft zehrt ähnlich wie Wüstenluft. Ob das alpine Klima zusammen mit dem gesunden Leben im Gebirge den Höhenwuchs fördert, ist eine noch nicht spruchreife Frage. Man kennt ja die Riesen von Tölz und verdankt der bayrischen Militärstatistik die merkwürdige Einsicht, daß die Rekruten schwäbischen wie bayrischen Schlages schon auf der Hochfläche vor dem Alpenfuß höheren Durchschnittswuchs zeigen, je mehr man sich dem Gebirge nähert; und in der That breitet sich der „Bergwind" der Alpen besonders an klaren Tagen in regelrechter Ablösung des „Thalwindes" weit über das flache Vorland. Die Algäuer Schwaben im Unterland sind minderwüchsig und schwächlicher, die im alpinen Oberland, aufwärts von Sonthofen, im südlichsten Zipfel des Deutschen Reiches, groß und breitschulterig, Urbilder von sehniger Kraft. Was für große und zugleich schöne Männer und Frauen bewundert man im Berner Oberland! Wandert man indessen hinüber nach dem Schwyzer Alpengau, so sieht man zwar auch einen echt deutschen Typus mit dunkelblondem Haar, offener, schön gewölbter Stirn und heiterem Auge, doch die Gestalten sind nur von mittlerer Größe, obwohl stämmig, breitbrüstig. Es ist da schwer zu ermessen, wie viel Anerbung und Blutmischung, wie viel anderseits Einfluß der Naturumgebung für den Grad des Höhenwuchses bedeutet.

Daß die Alpendeutschen nicht ganz einheitlich in ihrer Abkunft sind, gewahrt jeder aufmerksame Beobachter. Wie die Trachten, so plötzlich wechseln mitunter die Gesichter von Thal zu Thal. Doch ob der Gesichtsschnitt feiner oder gröber ist, regelmäßig spricht sich im Antlitz Gesundheit, Klarblick und Verstand aus. Natürlich sehen wir dabei ab von jenen Thälern der Schweiz, Salzburgs, Steiermarks, wo rätselhafte, wahrscheinlich im Grund- und Trinkwasser verborgene Krankheitskeime jetzt die deutschen Bewohner mit Kropf und Kretinismus traurig häufig behaften wie vor zwei Jahrtausenden die rätischen und keltischen. Das gesunde, blühende Aussehen des normalen Alpendeutschen wird wesentlich gehoben durch das frische Wangenrot, die leichte Bräunung des Gesichts zufolge der reichlicheren Pigmententwickelung der Haut in der leuchtenderen Sonne. Daß dabei gar nicht die Wärme, sondern nur das in der dünnen, trockneren Höhenluft so viel weniger abgestumpfte Licht der Sonnenstrahlen wirkt, erkennt man am besten an den Alpenführern, die bei monatelangem Aufenthalt in der Eiswelt von Firn und Gletschern indianerhaft braunrote Gesichtsfarbe bekommen. Auge und Ohr wird geschärft durch die den Hochgebirgler stetig umschwebenden Gefahren; er muß seine Sinne allezeit spannen, um sicheren Schrittes im wilden Gebirge, an ragender Felswand, über dem tosenden Wildbach seinen Weg zu finden oder der unvorhergesehen hereingebrochenen Lebensbedrohung

durch Wetterkatastrophen mit Geistesgegenwart zu entgehen. Schwindelfrei und elastischen Schrittes, scheinbar gemächlich achtlos, dabei aber mit gewohnheitsmäßiger Bedachtsamkeit wandelt der Gebirgssohn am Abgrund auf jähem Pfad. Fernblick wird gezüchtet durch Anpassen des Auges an Sehweiten, die dem Menschen der Niederung mit ihrer dunstigeren Luft gar nicht vorkommen; tritt dazu, wie beim Schützen, die absichtsvolle, gehäufte Spannung des Blickes auf ferne, nicht leicht erkennbare Ziele, so entfaltet sich auf dem nämlichen Züchtungswege wie beim Prärie-Indianer ein wahres Falkenauge. Und mit der wilden Tochter der Prärie vermag sich die Deutsche der Alpen mitunter auf einem gar anderen Feld zu messen, auf dem sich die heroische Kraft eines kerngesunden Volksschlages besonders ergreifend bekundet. Wie es Catlin bezeugt, daß eine in offener Prärie Mutter gewordene Indianerin nach kurzer Rast wieder das Roß bestieg, den eben geborenen Säugling im Arm, so soll es im Sernfthal mehrfach sich ereignet haben, daß Frauen, die fern vom heimischen Herd von ihrer schweren Stunde überrascht wurden, unterm Himmelszelt im Gebirge mit dem Neugeborenen nächtigten und anderen Tages rüstig das Kind meilenweit nach Hause trugen. Von den Glarnerinnen wird versichert, daß sie ohne jegliche Gesundheitsschädigung oft schon am dritten oder vierten Tage nach dem Kindbett wieder ländlichen Arbeiten nachgehen.

Tracht und Hausbau veranschaulicht einigermaßen das nebenstehende Bild. (S. die beigeheftete farbige Tafel „Oberdeutsche Siedelung".) Wir befinden uns da auf oberbayrischem Boden dicht an der Tiroler Grenze, in Mittenwald, unweit dem linken Ufer der Isar, die hier aus ihrem Quellbezirk nördlich von Innsbruck nach Umschwenken aus dem West- in den Nordlauf zwischen den Kalkfelsschrofen des Karwendel zur Rechten, des Wettersteingebirges zur Linken eben von Scharnitz her Bayern betreten hat. Einst lag der Ort, wie sein Name meldet, mitten im Scharnitzwald, der hier stundenweit die Isar begleitete. Der Wald ist nun längst aus der Umgebung geschwunden; in offener Wiesenflur liegt Mittenwald als ansehnlicher Marktflecken an der seit alters viel begangenen Straße, auf der man von München durch den Scharnitzpaß „ins Tirol" gelangt. Im Mittelalter ging hier eine wichtige Handelsstraße vom Brenner her durch, auf der die morgenländischen Waren aus der Lombardei über Innsbruck gen Augsburg verfrachtet wurden. Mittenwald selbst bekam auf diese Weise reiche Kaufmannshäuser, und noch heute erhält der Rokkokostil und farbenreicher Bilderschmuck an Kirche und Wohnhäusern ebenso wie in anderen Alpenstädten, über die einst Hauptstraßen den „lombardischen Birg" — so nannte man die Alpen im Mittelalter — durchquerten, die Erinnerung an Italiens Kunstanregung wach.

Uns aber fesselt vornehmlich die Eigentümlichkeit der Hausbauten. Hier am Marktplatz stehen sie freilich städtisch beisammen, so daß wir außer bei dem einen Eckhaus immer nur die Giebelseite schauen. Diese ist bei ihnen allen der Straße zugekehrt; der Giebel zeigt stumpfen Winkel, denn das Dach, das weit über die Wandfläche übergreift, ist sanft abgeschrägt; es ist mit Schindeln gedeckt und mit Steinen beschwert, die durch übergelegte Holzlatten gehalten werden. Für Ablauf des massenhaften Regens sehen wir allerwärts reichlich gesorgt; die weit vorragenden Dachrinnen des Posthauses sind vorn durch Schnitzwerk verziert, ähnlich wie das Gebälk am Giebel nicht ohne mehrfache Ausschmückung geblieben ist. Fein städtisch nehmen sich die schmucken Erker aus, grün eingedeckt gleich dem Kirchturm, und die fast ganz uniformen grünen Fensterläden, die im südlichen Mitteleuropa überhaupt, ob grün oder weiß, so viel allgemeiner begegnen als in unserem Norden und das größere Verlangen nach Schatten in der heißen Sommerzeit verraten. Städtisch ist nicht minder der saubere Tünchüberzug der Hauswände, dem wir mehrfach hübsche Freskogemälde aufgetragen sehen. Sie stellen heilige Dinge dar, wie wir auch



Oberdeutsche Siedelung: Der Marktplatz von Mittenwald an der Isar.

Nach einem Aquarell von Hans Kaufmann.

neben dem Laubenvorbau des Gasthofes zur Post an mittlerer Wandhöhe eine Mutter Gottes in der Nische unter dem „Dachl" bemerken; weilen wir doch im katholischen Süden. Ländlich dagegen mutet uns der mit Rindern bespannte Heuwagen beim Laufborn mit dem Tränktrog an, ebenso das freie Umherwandern anderer Rinder, wie solche in langen Reihen und mit wohlabgestimmtem Schellengeläute jeden Morgen durch Markt und Gassen zur Weide ziehen, jeden Abend ungeleitet sich heimfinden. Bei der gelben Postkutsche stehen zwei Mittenwalderinnen unter dem roten Regenschirm, der sie augenblicklich nur beschatten soll, in älplerischer Tracht: Krempḥut, kurzem Rock, Mieder und halbbloßen Armen. Von den beiden Männern, die mit ihnen reden, will der eine wohl eben zur Jagd ins Gebirge klimmen; darauf weist die Doppelflinte am Ledergurt über dem Arm, der Rucksack und der mit Stahlpickel versehene Alpenstock; er trägt die Spielhahnfeder am grünen Jägerhut, die wetterfeste Lodenjuppe, kurze Beinkleider aus Gemsleder, „Beinhösel", d. h. Wadenstrümpfe ohne Fußsocken, und derb benagelte Bergschuhe.

Was nun ist an alledem naturbedingt? Um das zu prüfen, ziehen wir lieber selbst hinaus in die Berge. Da erblicken wir das freistehende echte deutsche **Alpenhaus**, das man so thöricht das Schweizerhaus nennt, als käme es nur in der Schweiz, dort aber überall vor. Weit verzettelt liegen gewöhnlich die Gehöfte durch das Thal und über die Berghänge hin, wie ja schon der alte Germane Einzelsiedelung vorzog, um Ellbogenfreiheit zu genießen. Von frischgrüner Matte heben sich die wetterbraunen Häuser malerisch ab, sie stellen noch großenteils das altdeutsche Blockhaus dar, errichtet aus übereinander gelegten und an den Ecken ineinander gefügten Balken. Holz ist im Waldgebirge billig zu haben, und eine dicke Holzwand schirmt die Insassen gut vor Hitze wie Kälte und trocknet rasch auch nach dem ärgsten Gewitterguß. Rücksicht auf Wind und Wetter liefert ganz besonders das Motiv für die Eigenart des deutschen Alpenhauses. So erst verstehen wir, was die ausladenden Dachränder, die stumpfen Giebel sollen. Da zieht um das freistehende Gebirgshaus ein luftiger Gang mit oft hübsch ausgeschnitztem Holzgeländer, ein Altan, an mehreren Seiten des Oberstockes hin; hier trocknet man die vom häufigen Regen so viel benetzten Geräte und Kleidungsstücke, häuft wohl auch allerhand Vorräte, die lufttrocken werden sollen, dort auf. Zum Schutz dieser Umgänge dient nun der Dachvorsprung. Letzterer böte aber dem im Hochgebirge seemäßig heftigen Windstoß eine erwünschte Handhabe, das Haus abzudecken, zumal da das Dach im eisenarmen Gebirge meist nur lose aufgelagerte, nicht eingenagelte Schindeln aufweist. Darum die Steinbeschwerung und, damit die Steine nicht abrollen, die sanfte Dachböschung, die freilich keinen großen Bodenraum gestattet, was wieder zum Verwenden des Altans fürs Trocknen hindrängt. In den an Eisenerz reichen Alpengauen, z. B. in Steiermark, nagelt man das Holzdach; gleich erblickt man da auch steilere Dachböschung, höhere Giebel, schmälere und seltenere Freigalerien.

Im höheren Gebirge liebt der Bewohner die Sonnenseite. Wo Dorfgemeinden sich weit über Thalgehänge von wesentlich verschiedenartiger Auslage zum Tagesgestirn ausdehnen, da gewahrt man in der Regel die sonnigere Gehängeseite mit zahlreicheren Gehöften besetzt. Auch der vordere Hausraum, der die Wohnstube einschließt, wird gern dem Süden zugekehrt. Steigt der Wanderer das Tiroler Ötzthal von Norden her hinan, so meint er lauter braune Blockhäuser ohne Mauerwerk zu sehen; wandert er umgekehrt das Thal von Süden aus hinab, so blicken ihm freundliche, weißgetünchte, massive Bauten entgegen. Das eine Mal treten die hinteren, aus Gebälk aufgezimmerten Räume, Stallungen und Scheunen, zur Schau, das andere Mal die gemauerten Wohnräume der nämlichen Häuser mit südlicher Auslage.

Über Auswahl der Tracht verfügt auch in den Alpen die Mode. Alte Bildnisse überführen uns, daß trotz der sonstigen treuen Anhänglichkeit am Hergebrachten unsere Hochgebirgler mit den Jahrhunderten die Moden wechseln. Hat doch der Krieg von 1870 in den Alpen Bayerns den sonst keineswegs alpenhaften Vollbart, wie er den tapferen „blauen Teufeln" beim Feldzug sproßte, beliebt gemacht. Mitunter meint man in der ländlichen Kleidersitte des Gebirges Überlebsel längst abgelegter veralteter Trachten des Stadtvolkes zu erkennen; schön sind sie nicht alle, auch nicht alle zweckmäßig, so wenn in Sommerglut die Oberinnthalerin in lastender Bärenmütze, die Vorarlbergerin des Bregenzer Waldes in der schattenlosen kleinen Kegelhaube aus dickem, schwarzem Wollenstoff einherschreitet. Indessen gerade diesem bunten Trachtenwechsel nach Zeit und Ort gegenüber erweckt die Beobachtung Interesse, daß auch hier geographische Grundmotive unverändert hindurchklingen. Der gegen Sonne und Regen das Gesicht schützende breitkrempige Filzhut, „der Tiroler", von beiden Geschlechtern getragen, ist entschieden die der Natur am besten sich anschmiegende Kopfbedeckung der Älpler; dazu gesellt sich der weit ausspannende Regenschirm („das Regendach"), der den Schritt nicht hindernde kurze Rock des Weibes und das den Armen zur Feld- und Stallarbeit Bewegungsfreiheit lassende Mieder, beim Mann die dem altdeutschen Wams verwandte Juppe, die gegen Wetter schirmt, ohne die Behendigkeit zu hemmen, der eisengeschützte Bergschuh und die Zerlegung des Beinkleides in seine altgeschichtlichen Hälften zum Freilassen des Knies für rüstiges Steigen. Merkwürdig darf es dünken, daß die Tiroler noch heute „die Bruch", d. h. das Schenkelbeinkleid, neben der Wadenhose tragen wie die Germanen, wenigstens die Franken, zu Karls des Großen Zeit. Jedoch liegt darin wohl weniger das bloße zähe Weiterleben des Alten in der Stille entlegener Alpenthäler als eine ganz verständige Anpassung alter Gewohnheit an alpine Lebensbedingungen. Das nackte Knie ist geschichtlich nicht verbürgt aus der Zeit, da unsere Altvorderen noch die halbierte Beinbekleidung trugen; es ist in ganz Europa ausschließlich deutschalpin und schottisch. Und auch die hosenlosen schottischen Hochländer haben zwar nicht hoch, aber viel und steil zu steigen.

Auch in der Sprache hat der Alpenschutz gar viel Altertümliches bewahrt, sowohl in Wortform als in Wortbedeutung. Klänge aus Urgermanenzeit dringen da an unser Ohr. Wer denkt bei uns außer dem Sprachvergleicher an Urverwandtschaft von Deutsch und Griechisch, wenn er das Wort „Fichtenbaum" hört? Tirolisches „Feuchte" aber erinnert sofort an griechisches peuke (πεύκη). Und wie naiv berührt das nur in unserer Auffassung grotesk klingende Wort, das uns ein braver tiroler Dorfwirt sagte, als er eine eben hingesetzte Wasserkaraffe mit einer anderen vertauschte: „Die hat a Kluft" (einen Sprung)! Sonst wäre hinsichtlich der Sprech- und Sangesweise der Alpendeutschen nur noch auf ein wohl bisher gar nicht gestelltes, geschweige denn gelöstes Problem hinzudeuten: ob nämlich die Hochgebirgsluft, wie sie doch allein hier seit so langer Zeit von Deutschen geatmet wird, auf den Kehlkopf in irgend einer Weise umbildend gewirkt hat. Wer erinnert sich nicht, wenigstens aus Konzerten, des volltönenden Alt der Tirolerinnen oder Steiermärkerinnen? Gute Altstimmen gibt es bei deutschen Frauen und Mädchen auch sonst, wo aber so allgemein wie in dem echten Alpenland Tirol oder in der schönen grünen Steiermark? Und muß es nicht auffallen, wie namentlich beim Schweizerdeutschen die K-Laute in demselben Hochgebirge in hart aus tiefer Kehle vorgestoßene Ch-Laute verwandelt sind, wo auch das Romanische diesen Wandel erfuhr? Das chasa und churia (für casa und curia) des Graubündner Rätoromanisch werden mit demselben ans Arabische anklingenden, rauh gutturalen ch gesprochen wie schweizerisches „i chumme" (ich komme), „chli" (klein), „Chille" (Kirche) u. s. f.

Allbekannt ist die Herrschaft, die unser Hochgebirge von jeher auf die Wirtschaftsweise seiner Bewohner geübt hat. Manche Thalböden sind ja überschwenglich reich an Feldfrucht; da sieht man wie in Italien die dunkelgrünen Breitblätter des ausreifenden Maises zu Tausenden in glühendem Sonnenschein erglänzen, zur Seite prangende Weingärten, Walnuß-, ja Mandel- und Feigenbäume. Das aber sind Oasen in der schönen Wildnis von Wald und Grasflur, Fels- und Firnöde. Der Mensch ist tief eingedrungen in diese Wildnis, doch in gartenartigen Kulturboden vermag er sie nie umzuschaffen. Er nutzt sie aus als Jäger, als Holzfäller und kühner Holzflößer, vor allem als Viehzüchter. Das Rind ist auch für den deutschen Älpler beinahe das, was das Renntier für den Samojeden bedeutet. Die zahllos über die Grasfluren verteilten Heustadeln sind das allgegenwärtige Landschaftsabzeichen des Fleißes, mit dem die Gebirgsbewohner für ihr Vieh sorgen. Die Satzungen über die Grasnutzung auf der Alm bilden eine gewichtige Grundlage für Rechtswesen und Gemeindeverfassung. Der Frühlingsauszug der Senner auf die schneefrei gewordene Hochweide, das ungebundene, aber auch arbeits- und gefahrvolle Leben in der Sennhütte, der herbstliche Heimtrieb der Herde sind der letzte Rest altgermanischen Halbnomadentums. Die köstliche Milch, die von dem unvergleichlich würzigen Gras und Kraut der Almen stammt, hat die Käserei der Alpendeutschen zu hoher Blüte gedeihen lassen. Doch hier wird ein seltsamer Unterschied ersichtlich zwischen Schwaben und Bayern: nur die findigen, betriebsamen Schwaben in der Schweiz wie in Vorarlberg und dem Algäu verstehen sich auf die Kunst, denjenigen Käse zu bereiten, der als Schweizerkäse Weltruf erlangt hat und Gegenstand des Welthandels geworden ist. Im Algäu hat die umfassende Alpwirtschaft die falben Feldstreifen fast ganz aus dem Mattengrün der Landschaft verbannt und zu gunsten der Alpweide selbst den Wald dermaßen zurückgedrängt, daß er weniger als ein Viertel der Fläche bedeckt, was doch sonst sogar das deutsche Mittelmaß der Waldausdehnung bezeichnet; auf die Ackerflur aber entfallen nicht einmal voll zwei Prozent des Raumes, weniger als irgendwo anders in Deutschland. Vorwiegender Viehzuchtbetrieb macht den Alpengürtel zu der am undichtesten bewohnten und städteärmsten der vier Zonen Mitteleuropas.

Steinkohlen mangeln unseren Alpen so gut wie ganz; ragende Fabrikschornsteine gehören daher nicht zur Landschaftsausstattung, rußiger Qualm verhüllt die Siedelungen nicht. Wohl ist schon seit alters in den östlichsten Alpenländern ob ihrer Salz- oder Erzschätze Montanindustrie heimisch; die Alpenschweizer schreiten vorbildlich voran in Übertragung der Kraft ihrer rauschenden Bergwasser auf die Räder ihrer Spinn- und Webemaschinen. Andauerndes Sitzen bei der Arbeit im kasernenhaften Fabriksaal steht jedoch nicht im Einklang mit dem Naturell des Älplers, der zwar die Arbeit durchaus nicht scheut, vielmehr gern tüchtig zupackt, aber nicht wie die Ameise sein Leben in eitel Mühsal aufgehen lassen mag. Er will auch froh genießen; selbst den Fleißigsten wandelt leicht eine Blaumontagslaune an. Nach altererbter Neigung zieht er die Arbeit im Freien vor; lieber trotzt er des Wetters Unbilden, als daß er verzichtete auf den Hauch der Freiheit in der herrlichen Natur seiner Berge, die er mit gesunder Sinnlichkeit und tiefem Gemüte liebt, ohne darüber sentimental oder träumerisch zu werden. Aufmerksames Betrachten der Natur, zu dem er von Jugend an durch den Kampf ums Sein gezwungen wird, läßt ihn erfinderisch werden in technischer Verwertung der Naturkräfte. Man denke sich nur ja nicht unter diesen vierschrötigen Alpenmenschen plumpe, stumpfsinnige Bauerntölpel! Da überrascht man einen Sennen, wie er seine Butterfässer an eine Achse reiht, um sie vom Bache drehen zu lassen, der vom Fels bei seiner Hütte niederjagt; oder man begegnet hoch im Gebirge einem Wanderdrechsler, der seine Drechselbank immer da vom Wildbach bedienen läßt, wo das beste Holz für Drechslerei

wächst; wieder wo anders setzt ein Rädchen, unter einer laufenden Brunnenröhre angebracht, durch sein Gestänge die Wiege eines Kindes in Bewegung, das in sanftem Schlummer wohligste Bergluft schlürft, während der Nachbar Kupferschmied die Wassertriebkraft im großen ausnutzt, um mit größeren Wasserrädern Hammerwerk und Schleifmühle in Bewegung zu erhalten.

Hat man erst erkannt, wie irrig die Ansicht ist, der Alpenbewohner habe keinen Sinn für Naturschönheit, weil er über sie nicht schwärmt, so wird man geneigt, einen ursächlichen Zusammenhang zu erblicken zwischen dieser hehren Anmut des Hochgebirges, die er stetig vor Augen hat, und seiner ausgeprägten Vorliebe für das Schöne überhaupt, in Formen, Farben oder Tönen, für eigene Kunstbethätigung. Viehwarten und ästhetisches Schaffen scheinen wenig verträglich miteinander; indessen wie geschmackvoll weiß die schwielige Faust des Holzknechtes oder des Sennen die sorgsam gepreßten Alpenblumen zu gemäldeartigen Sträußen und Kranzgewinden sauber auf der Papierunterlage zu vereinen, wie kunstgerecht führt der Appenzeller, der Toggenburger Sennhirt zur Winterszeit die reizendsten Weißstickereien aus! Der nirgends mangelnde Vorrat guter Schnitzhölzer hat sehr allgemein Kunstschnitzerei angeregt, von der ganze Thalschaften großenteils leben. Es gibt keinen Teil Mitteleuropas, wo die natürliche Begabung für allerlei Kunst so verbreitet wäre unter dem Volk wie in den Alpen. Wird aber dieses Talent zu künstlerischem Schaffen von Geschlecht zu Geschlecht thatsächlich geübt, so muß es sich auf dem Wege der Vererbung steigern. Mag es ein Zufall sein, daß Mozart von Geburt Salzburger war; aber die hohe Begabung zahlreicher ausgezeichneter Skulpturkünstler und Maler wurzelt unzweifelhaft im Mutterboden der Alpen, wenngleich die schulmäßige Ausbildung des Talentes anderwärts erfolgte, wie bei einer Angelika Kauffmann in Rom, bei einem Defregger in München. Der katholische Ritus mit der Gemälde- und Figurenfülle seiner Andachtsstätten, mit seinen farbenreichen Aufzügen paßt so recht in diesen Einklang einer die Sinne reizenden Landschaft und eines lieber künstlerisch gemütvoll genießenden als abstrakt denkenden Volkes.

Der Musik sind die Älpler leidenschaftlich zugethan. Das hängt mit ihrem Frohsinn zusammen, und der wieder mit der Freude am Gelingen, die das mühe- und gefahrvolle Leben im Gebirge häufiger kosten läßt, auch mit der die Gesundheit fördernden Lebensführung. Der schrille Pfiff, das gellende Gejauchz hallt von der Bergwand im Echo wider, als freue sich die Natur selbst über den munteren Burschen. Auch um Signale in die Ferne über die Abgründe hin zu geben, wurden von jeher wie auf den Kanarien jene akustischen Kundgebungen benutzt, vornehmlich sind sie aber unwillkürliche Äußerungen frohmütigen Herzens. Das ist echt älplerisch, auch bei der Arbeit zu pfeifen oder zu jodeln. Der Knecht, der mit seinen Ochsen am Pflug in tauiger Frühe aufs Feld zieht, pfeift sein Lied, wie der Holzknecht Juchzer und Jodler erklingen läßt, wenn er, die Axt über der Schulter, den Waldweg hinanklimmt. Auf der Dreschtenne, um den Heuwagen her kann man oft genug launige Hin- und Widerrede vernehmen, der es nur am Reim fehlt, um als lustiges Schnaderhüpfel zu erscheinen, dem die Melodie dann von selbst kommt. Gesang und heller Zitherklang tönt aus der ärmsten Hütte, verschönert jedes Fest. Ihm gesellt sich der Tanz, der bei den eisenbeschlagenen Gebirgsschuhen sich wie ein lauter Taktschlag zur Musik anhört. Der Ländler, jetzt als „Walzer" weltbekannt, ist von Haus aus ein deutscher Alpentanz; in den schmelzenden Weisen des Straußschen Zauberwalzers klingen unbewußtermaßen die verklärten Töne derber Jodler herzensvergnügter Naturmenschen aus der luftigen Höhe der Sennhütten zu uns hernieder.

Viel uralte Sittenzüge des Deutschtums fristen da droben noch lebensfrisch ihr Dasein, denn auch ihnen kommt es zu statten, daß der Zeiger an der Uhr geschichtlicher Veränderungen

hier bei der Verkehrsabgeschiedenheit stets weit langsamer vorrückte. Das bestätigt sich unter anderem durch die echt alpine Gewohnheit, die Körperkraft und Gelenkigkeit im Zweikampf zu erproben, wenn der Genossen genug beisammen sind, um den Triumph zu mehren. Da kommt es bei Festfeiern in den Schweizer Alpen noch zur solennen Aufführung des Ringkampfes der „Schwinger" unter freiem Himmel nach festen Kampfregeln oder des „Steinstoßes", des Werfens zentnerschwerer Felsblöcke; in den bayrischen und österreichischen Alpen gehen die Kämpen noch mit dem altertümlichen, gar nicht ungefährlichen Schlagring am kleinen Finger der rechten Hand aufeinander los oder suchen sich wie in der Schweiz, wo man das „Häggeln" nennt, mit hakig gebogenem Mittelfinger wechselseitig vom Platz zu ziehen. Wohl kann dies Kräftemessen beim Gelage auch einmal zu ernsthaftem Raufen ausarten, bei dem Blut fließt. Doch seltener als unter den Deutschen sonst erhitzt dabei Trunkenheit die Rauferleidenschaft. Milch und Wasser ist das uralte Getränk der Hirten im Gebirge; schon Strabo zwar redet vom „Tiroler Roten", wenn er den rätischen Wein preist, aber noch immer sind die Alpendeutschen, denen Hopfen und Gerste nicht in Masse zuwächst, und denen Genügsamkeit von den Vorfahren ererbt ist, keine Völler im Trinken.

Zügel legt ihren sinnlichen Trieben auch ihre aufrichtige Frömmigkeit an. Sie ringen ihr Leben lang mit übermenschlichen Gefahren; im Kampf mit den dunkeln Mächten der Natur suchen sie den helfenden Gott im Gebet. Mag ihr Glaube, wo er nicht durch tiefere Geistesbildung geläutert ist, mit wenn auch noch so viel Aberglauben versetzt sein: kaum je erscheint er als Heuchelei; echtes Gottvertrauen wohnt ihnen im Herzen; das stählt ihren Mut und trägt sie leichter hinweg über Entbehrung, Not und Unglück. Schlimm ist der Kampf gegen den unerbittlichen Hochgebirgswinter, der mit seiner Schneelast alles erdrücken will, lange Monate hindurch den Menschen in seinen weißen Mauern gefangen hält, ihn entbehren, ja mitunter bitter darben läßt und noch im Entweichen den Schreckensgruß der Lawinen niedersendet zu Thal. Um so freudiger jauchzt der Älpler auf, wenn die Natur ihr liebes grünes Lenzgewand wiederum anlegt; dann zieht es ihn unwiderstehlich hinaus, eher erträgt er Sturm und Regen, als daß er auf Waldesrauschen und Sonnengeflimmer verzichtete. Stets arbeitet er lieber im Freien; die mannigfachen Gefahren dieser Arbeit in der ungebrochenen Machtfülle seiner Alpennatur haben ihn ebenso gottesfürchtig wie schneidig und kampflustig gemacht, dabei keineswegs hartherzig gegen seinesgleichen. Im Gegenteil sieht er den gröberen Feind stets in der rauhen Gebirgsnatur, im Mitmenschen den natürlichen Kampfgenossen gegen den herzlosen, allen überlegenen Gegner.

„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst aber nichts auf der ganzen Welt", das gilt zumal von denen im Hochgebirge. Treuherzig sind sie bereit, einander beizustehen, aber Menschenfurcht ist ihnen fremd. Wer da weiß, wie er sein Leben alltäglich mit kühnem Wagemut und thatbereiter Geistesgegenwart zu schirmen hat, in der Öde des Gebirges so oft mutterseelenallein nur auf sich und seinen Gott angewiesen, der beugt nicht leicht vor einem Mitmenschen den Nacken. Der alten Freiheit längster Sproß wuchs dort aus, wo die Wut des Weltmeeres und die dräuende Alpennatur des Deutschen Kraft stetig übte und seine Beherztheit adelte. Nie ist der Druck der Leibeigenschaft in den friesischen Marschen oder in den Alpen gefühlt worden. Wohl hat der Gebirgsbewohner immer den naturgegebenen Vorzug, seine Heimat leichter gegen Einfall schützen zu können, weil das Gebirge selbst ihm die Vorteile einer natürlichen Feste bietet, im Engpaß wenige ausreichen, um dichte Feindesmassen mit rollendem Felsblock, mit wohlgezieltem Büchsenschuß abzuwehren. Was aber dem kleinen Häuflein bei Sempach oder am Morgarten, den Tirolern unter Hofer wie denen, die gegen Garibaldis Rothemden treue Wacht hielten, das Herz gab, sich

todesmutig in die Schanze zu schlagen, das war doch die stolze Lust, für sich und die Seinen die Freiheit zu wahren. Dabei verschlägt es wenig, ob die heimatliche Staatsform, in der man sich wohl fühlt, republikanisch oder monarchisch ist. Die Treue gegen das angestammte Fürstenhaus, das es gut mit seinem Alpenvolk meint, drückt ebenso die Waffe gegen den fremden Bedränger in die Hand, wie ein neuer Geßler stets einen neuen Tell zum Schuß bereit finden wird. In peinlicher Erinnerung schwebt uns noch die Zusammenrottung bayrischer Alpenbauern mit Stutzen und Heugabeln vor der Katastrophe am Starnberger See, um ihren geliebten König gegen vermeintliche Heimtücke unerschrocken zu schirmen. Wohl mag es wahr sein, daß die begeisterungsvolle Anhänglichkeit ganz besonders der Tiroler ans Habsburger Herrscherhaus durch jenen volksfreundlichen Herzog Friedrich „mit der leeren Tasche“ tief in den treuen Herzen Wurzel schlug, als er die Bauern gegen die Adelsbünde schirmte und dann, in Bann und Acht gethan, ein deutscher Gustav Wasa, den Dankessold im mannhaften Schutz seines treuen Volkes von Tirol und Vorarlberg erntete. Das aber dünkt eben so recht älplerisch, daß nun die späten Nachkommen, immer noch in heller Freude eingedenk des guten „Herzogs Friedel“, des Retters ihrer Freiheit, für sein ganzes Haus, für ihren Kaiser opferwillig Gut und Blut dahinzugeben allzeit bereit sind. Wie herrlich spricht sich diese älplerische Treue in sinniger Verknüpfung mit dem natürlichen Mauerschutz der Alpen in jenen goldenen Worten aus, die vom Marmorobelisk des Schießstandes der Tiroler Kaiserjäger auf dem Berg Isel bei Innsbruck herniederglänzen: „Donec erunt montes et saxa et pectora nostra, Austriacae domui moenia semper erunt!“ (Solange die Berge stehen und unsere Felsen und unsere Brust dauern, Werden sie eine Schutzmauer sein für das Haus Österreich.)

In dem tiefinnerlichen Verwachsensein mit ihrer alpinen Wiegenstätte erkennen wir endlich auch den wahren Grund für ein besonders rührendes seelisches Gemeingut unserer Brüder im Hochgebirge: für ihr Heimweh, das sie wie eine wirkliche Seelenkrankheit in der Fremde befällt. „Schweizer Heimweh“ als Ausdruck für diese leidenschaftlichste Form des Sehnsuchtsschmerzes nach der verlorenen Heimat trifft ebensowenig zu wie die Bezeichnung „Schweizerhaus“ für Alpenhaus. „Alpenheimweh“ sollte man sagen. Bekannt ist die Überlieferung, es sei zur Zeit, als die Schweizer ihr Brot noch oft durch Reisläuferei zu verdienen suchten, in Frankreich bei Todesstrafe verboten gewesen, in den schweizerischen Regimentern die Melodie des Kuhreihen aufzuspielen, weil solche heimatliche Weise das Heimweh der Truppen bis zur Fahnenflucht stachelte. Das Alphorn tönt aber nicht im Molassevorland der Schweiz, es hallt im Echo von den Firnhäuptern wider. Sein Klang erweckt die Erinnerung an die heimischen Berge, die wie Zaubermagnete ihre Kinder aus weitester Fremde zu sich winken, daß ihnen das Herz blutet, wenn sie dem Zug nach ihrem Heim nicht folgen dürfen. Nicht die Sehnsucht nach Vater und Mutter, nach Geschwistern und Lieben ist es, was hier in Betracht kommt. Dieses Familienheimweh spielt freilich mit, da deutsche Innigkeit des Familienlebens gar sehr zum alten unverkümmerten Hausschatz der Alpenleute gehört; das aber ist uns allen eigen, die wir im traulichen Kreis am deutschen Herde aufgewachsen sind. Nein, es äußert hier die Alpenwelt selbst ihre machtvolle Wirkung auf das Gemüt. Je eigenartiger die Begabung eines Landes ist, und je vielseitiger der Mensch, in der freien Natur eines solchen lebend, mit ihm verwächst, desto schmerzhafter empfindet er es, aus diesem Mutterboden herausgerissen zu werden, dem kein anderer auf Erden gleicht. Wie Alpenrosen und Edelweiß wurzelt der Alpendeutsche in seinem Gebirge; daß Leib und Seele diesem Heimatsboden verwandt ist, und daß er diesen Wurzelboden nirgends wiederfindet, das macht seine Nerven erzittern im Schmerz des Heimwehs.

2. Das Alpenvorland.

Zwischen Alpen und Jura erstreckt sich ein gebirgsfreies, obwohl nicht durchweg ebenes Land von ansehnlicher Seehöhe. Sein Boden besteht aus Gesteinsschichten des dereinstigen Tertiärmeeres, die aber größtenteils überdeckt sind mit gröberen oder feineren Schotter-, Kies- und Lehmmassen, einer Hinterlassenschaft jener ungeheuern, zu einem „Inlandeis" verschmolzenen Gletscher, wie sie zur Eiszeit aus den Alpen hervorquollen. Der Bodensee trennt diese dem Hochgebirge vorlagernde Rampe in den schmäleren schweizerischen Anteil, der nur innerhalb des Rheingebiets, bis nach Freiburg im Südwesten, von deutsch redendem Volk bewohnt wird, und in die dem Donaugebiet angehörige oberdeutsche Hochfläche bis zur Mündung des Inn nebst dem Anhängsel der Oberpfalz am Regen und an der Naab bis zu den Urgesteinskämmen des Bayrischen Waldes, die von Böhmen scheiden.

Schön bewaldete, weidereiche, daher noch vielfach zur Rinderzucht benutzte Vorberge der Alpen geleiten allmählich ins offene Vorland hinaus; in diesen Vorhöhen schauen wir auch noch das Alpenhaus, das in ähnlicher Bauweise dann erst am Bayrischen Wald wiederkehrt, da hier erst wieder etwas alpenhaftes Klima begegnet. Je mehr wir uns von den Alpen entfernen, desto reichlicher tritt in der Flur auf, was im Hochgebirge zur Seltenheit zählt: das Saatfeld. In reizvollem Mosaik zeigt uns das schweizerische Hügelland das Obsiegen der Kultur über die rohe Natur; mit hübschen Laubwaldungen gemischten Bestandes wechseln Felder und Wiesen, Obstpflanzungen und Weinberge, letztere umschmücken besonders die blanken Seespiegel, die aus den Querthälern der Alpen ins Vorland hinausragen und in der Richtung der durchziehenden Flüsse sich lang ausdehnen. Eintöniger erscheint die Landschaft auf der viel breiter gelagerten, massigeren Hochfläche mit dem glanzvollen Cyklopenauge München auf dieser Stirne des deutschen Antlitzes. Nur im Süden finden wir hier noch Seenschmuck; mit breiten Bändern wüsten Alpengerölls haben die stürmisch aus dem Gebirge vorbrechenden Flüsse, die ihre mitunter ganz kalkgrauen Gewässer zur so viel zahmeren grünen Donau wälzen, ihre Ufer übersät und drohen bei plötzlicher Schneeschmelze alljährlich mit Überschwemmung; im mittleren Teil der Hochfläche unterbrechen ausgedehnte Moore die weiten Nadelholzwälder, Weinbau fehlt abseits der Bodenseeumgebung gänzlich, auch feineren Obstarten ist das unwirsche, gutenteils noch von den Alpen beherrschte Wetter nicht günstig; statt der Rebe gedeiht der Hopfen, vornehmlich aber tritt die Ackerflur landschaftlich hervor, namentlich in der nordöstlichen Absenkung der Hochfläche, wo unterhalb von Regensburg an der Straubinger Donau Lößlehm von trocknen Winden der Diluvialzeit aufgeschüttet wurde, dieser goldene Boden für Gersten- und Weizensaat.

Auf die staatliche Entwickelung haben die natürlichen Verkehrslinien der Flußthäler einen tiefgreifenden Einfluß geübt. Im schweizerischen Alpenvorland wurzeln alle bedeutenderen Flüsse tief im angrenzenden Hochgebirge; ganz von selbst also fügte sich's, daß die Alpenhirten, denen nicht genug Brotkorn, kein Obst, kein Wein erwuchs, zum Verkehr mit dem milderen Vorgelände geneigt wurden, auf den Naturstraßen ihrer Thalungen hinauszogen zu den Marktorten an deren Ausgang, um dort für die Erzeugnisse der Alpwirtschaft einzutauschen, was ihnen fehlte. So verknüpfte der naturbedingte Erzeugungsgegensatz Hochgebirge und Vorland zuerst an der Hand des Marktverkehrs, in naturgemäßem Weitergang der Dinge dann aber auch staatlich. Ist es nicht typisch für den ganzen aus deutschem Kern erwachsenen vieläſtigen Baum der Schweizer Eidgenossenschaft, daß der erste Ort, der sich dem Bund der drei Waldstätten, der Urkantone, anschloß, deren Marktort Luzern war? Gewiß ist die Schweiz nicht bloß durch die Mehrzahl

ihrer Bewohner deutscher Sprache und Gesittung vorwiegend nach Deutschland gewiesen, sondern auch durch die gen Nordosten, über den vom Schwarzwald trennenden Rhein wie über den Bodensee offenste Verbindung im Gegensatz zu der durch Gebirgsschranken erschwerten mit Frankreich oder Italien. Indessen ein Sondergehäuse für eine eigene Staatsausbildung war doch vorgezeichnet in dem Rahmen, den der schweizerisch-französische Jura mit den Schweizer Alpen, der Genfer- samt dem Bodensee formen. Und die Hauptgrundlage für den Ausbau eines selbständigen Gemeinwesens inmitten dieser Grenzen erkennen wir eben in dem klarer und klarer werdenden Bewußtsein, daß sie aufeinander zuvörderst wirtschaftlich angewiesen seien, die Melker der Almen und die Kornbauern des Vorlandes. Wie anders auf der Donauhochfläche! Hier strömen die Flüsse, abgesehen vom östlichen Grenzfluß, dem Inn, ausschließlich aus den nördlichen Kalkalpen hervor. Kein Thalweg verband jemals mit dem Herzen der so verlockend am Südhorizont aufblauenden Alpenwelt. Derselbe Bayernstamm, der vorher aus der Pforte des Böhmisch-bayrischen Waldes ins Naabland, dann über die Donau hereingebrochen war, ergoß sich allerdings auch nach Tirol und in die übrigen Ostalpen, jedoch der Verkehr zwischen den Bayern diesseit und jenseit der Tiroler Grenze geriet ins Stocken. Es entstand Entfremdung, ja feindlicher Gegensatz, wie er sich einem noch heute in wechselseitigen verkleinernden Scheltreden lustig offenbart, wenn man im Gebirge längs jener Grenze bald auf bayrischem, bald auf Tiroler Boden wandert — ein Gegensatz, der an jenen weltgeschichtlichen Hader zwischen den Samniten im Apennin und den Kampanern des üppigen Vorgeländes mahnt, denn auch diese beiden waren Brüder, aber unter der Rückwirkung sehr verschiedenartiger Naturbegabung ihrer neugewonnenen Heimat im „Gefilde“ gegenüber der älteren, kärglicheren im Gebirge arg verfeindet.

Bayern gliederte sich also nicht gen Süden an die österreichische Monarchie, aber auch nicht gen Osten, obwohl alles Wasser der Donauhochfläche nach Osten abläuft, wohin obendrein Bluts- und Glaubensgemeinschaft zieht. Indessen die schiffbare Donaustraße über Passau hinaus macht doch eben nur einen einzigen Verbindungsfaden mit dieser alten bayrischen Ostmark aus, ähnlich wie die Rhone über Genf hinaus nur einen einzigen Wasserfaden von der Schweiz nach Frankreich hinüberspinnt. Alle übrigen Wege führen von der oberdeutschen Stirnfläche ins deutsche Main-, Neckar- und Rheinland; eben auch dorthin schlug die dynastische Politik der napoleonischen Rheinbundsära die Brücke, indem Bayern über den fränkischen Jura an den Main hinab auswuchs, Württemberg umgekehrt von seiner Ursprungsstätte am Neckar emporwuchs über den schwäbischen Jura auf die südliche Hochfläche bis zur Iller.

Genau wie in den Alpen finden wir auch in deren Vorland die beiden Stämme der Schwaben und Bayern wohnhaft, jene in der Schweiz, in Neu-Württemberg und im Kreis Schwaben des Königreichs Bayern zwischen Iller und Lech, die Bayern im Osten dieses besonders wilden Alpenflusses, der vor seiner neuerdings erfolgten Regulierung oft ungestüm seine Ufer zerstörte, sich neue Gerinne im breiten Thale schuf und unbeständig bald hier, bald dort seine Geröllschotter aufhäufte, so daß er gegen die sonstige Natur der Flüsse die beiden Uferseiten stets mehr trennte als verknüpfte, wie er denn noch heute auffallend arm an Brücken ist.

Indessen der Schwabe des Schweizer Hügellandes ist doch ein anderer Mensch geworden als wie der auf der Hochfläche jenseit des Schwabenmeers, obwohl sein „Schwizer Dütsch“ im Sprachklang zugleich die Blutsverwandtschaft mit den reichsdeutschen Schwaben genugsam verrät. Dabei wirkte außer der oben angedeuteten anderen Natur des schweizerischen Alpenvorlandes gegenüber dem deutschen auch der Einfluß der Eidgenossenschaft mit, die in der Neuzeit zumal ihre Bürger durch trefflichen Schulunterricht geistig weckte und auf allen Gebieten des

materiellen Schaffens die Fortschrittsbahnen öffnete, aus der Schweiz ein Land blühenden Wohlstandes werden ließ, dank einem intensiven Bodenbau, einer hochgesteigerten Industrie, einem weltumspannenden Handel.

Schon das Äußere der Wohnungen zeugt von Wohlhabenheit. Ein solider Riegel- und Fachwerkbau ist durchweg die Regel, mehr oder minder mit Steinbau verbunden. Ein rechtes Bauernhaus in den Ackerbaubezirken birgt Wohn- und Wirtschaftsräume unter demselben Dach. Nach Morgen steht gewöhnlich das Wohnhaus, bisweilen noch nach alter Sitte mit rot bemaltem Gebälk, während die ausgemauerten Felder sauber geweißt sind; daran stößt die eingeschirmte Futtertenne mit großer Thoreinfahrt, dann folgt die Stallung mit kleinerer Thüre, die Dreschtenne wieder mit geräumigem Thor, endlich der Wagenschuppen. In weinbauenden Gegenden — der Anteil der Weingärten an der Bodenfläche steigt z. B. im Kanton Schaffhausen auf 4 Prozent — finden wir statt der Dreschtenne die „Trotte", d. h. die Weinkelter, angebaut und im Unterbau ansehnliche Keller. Hinter dem Haus liegt die Hofreithe mit Einrichtungen zum „Mosten", denn der gegorene Saft von Birnen und anderem Obst dient, mit Wasser versetzt, unter dem Namen „Most" als ebenso gesundes wie billiges Labsal neben dem Landwein, so daß die Schweiz bis in die zwanziger Jahre Bier wenig kannte, während jetzt freilich auch dort längst Bierbrauerei trotz Most und Wein allerorten gepflegt wird. An der Süd- und Ostseite umgibt das Gehöft meistens ein Küchengarten, mit Staket oder hoher Buchsbaumhecke eingefaßt, über die aus dem Schatten von Reblaub und Spalierobst breite Fenster hervorlugen. Neben der Hausthür darf die Ruhebank nicht fehlen, und entweder über den Fenstern des Oberstockes oder frei im Garten in besonderem Häuschen stehen die Bienenstöcke. In sorgsamer Zeidlerei, zu der wir in Deutschland erst ganz neuerdings allgemeiner zurückkehren, stehen die Schweizer seit alten Zeiten obenan. Der Sinn für Blumenpflege ist volkstümlich in der Schweiz geworden; Sträußchen an Hut oder Mieder gehören in den katholischen Kantonen zum Kirchgang. Ein rotes „Nägeli" steckt sich zum Sonntagsputz auch der Appenzeller Senn hinters Ohr. Aber neben Kartoffeln vermag sich der Alpenschweizer kein Gemüse zu ziehen: auch das muß er im Vorland kaufen. Hier aber treibt man den Gemüsebau um so emsiger, besonders in der Nähe der größeren Städte. In kleineren Städten baut sich der Bürger sein Gemüse für den Hausbedarf selbst, indem er sich von der noch wie bei uns im Mittelalter unaufgeteilten, d. h. im Gemeindeeigentum befindlichen Länderei, dem „Gemeinsboden", das nötige Stück Land gegen mäßigen Zins zur zeitweisen Benutzung erwirbt.

Die großindustrielle Entwickelung, die in unserem Jahrhundert die Schweiz genommen hat, ist glücklicherweise frei geblieben vom Zusammenpferchen der Menschen in enge, räucherige Großstadtgassen mit gleichförmigen Zeilen hochragender Mietskasernen. Soweit es irgend angeht, wird die Industrie in den eigenen Wohnhäusern der Arbeiter betrieben; die liegen wo möglich frei draußen im Grünen und lassen das Gärtchen vor der Thüre nicht vermissen. Die Gartenfreude ist auch hineingetragen in die Großstädte, wie die prangenden Anlagen von Luzern und Zürich, die Luxusgärten von Basel beweisen. Und selbst die Großstädte der Schweiz haben meist nur im älteren Kern, aus dem sie herausgewachsen sind, enger zusammhängende Straßen; die rings darum angelegten neueren Stadteile verzetteln sich anmutig in die lachende Umgebung.

Der Schweizer Deutsche ist eine gesunde, kräftige Spielart unseres Schwabenstammes geworden; bei fleißigem Schaffen, thatkräftigem Unternehmungssinn, klugem Berechnen, Sparsamkeit und ehrenfestem Familiensinn trägt er viel mehr gemeindeutsches Erbe in sich, als er gewöhnlich Wort haben will. Seine geistige Kultur vollends ist echt deutsch. Wissenschaft und

Kunst der Schweiz stehen noch heute mit unserer „im Reich" in engster Fühlung, so gewiß beide durch die Eigenart des eidgenössischen Gemeinwesens mehrfach ihre besondere Richtung und Färbung empfangen haben. Manche Impulse für das gesamtdeutsche Geistesleben sind von der deutschen Schweiz im Lauf der Jahrhunderte ausgegangen. Ein Gottfried Keller, ein Arnold Böcklin sind deutsche Künstler gewesen, unbeschadet dessen, daß in ihren genialen Schöpfungen etwas spezifisch Schweizerisches lag. Sie offenbarten unwillkürlich, was von den Unsrigen überhaupt gilt, die im Bannkreis der Eidgenossen ihren Berufen nachgehen: sie sind deutsch in Abkunft und Wesen, geistig noch immer mit uns in weit regerer Beziehung als mit den Welschen, aber durch staatliche Absonderung und durch hieraus wie aus der eigentümlichen Schweizer Landesnatur fließende wirtschaftliche Abkehr von Deutschland etwas Besonderes geworden, das uns im neuen Reich nicht mit Neid erfüllt, sondern mit Bruderstolz.

Die dichtere Bevölkerung, die Fülle von Städten und ansehnlichen Dörfern schwindet, sobald wir die Rebengelände und Obsthaine der Bodenseegegend hinter uns haben. Wir wandern ja immer noch in schwäbischen Gauen, aber das sind doch andere Schwaben als die der Schweiz! Sie haben nicht mit den Schweizer Welschen gegen Karl den Kühnen und seine Ritterschar gekämpft, sie haben vielmehr die Geschicke mit den anderen Deutschen im Donaugebiet geteilt, denn sie bewohnen mit diesen zusammen das große westöstlich gedehnte Durchzugsland, durch das einst Hunnen und Magyaren die Donau hinauf einbrachen, französische Heerhaufen umgekehrt ostwärts eindrangen, noch in unserem Jahrhundert unter Napoleon bis gegen Wien. In seiner ganzen Länge vor den bayrisch-österreichischen Alpen gelagert, ist aber dies hochflächige Land, überragt von den weithin sichtbaren Türmen von Ulm und Augsburg, Regensburg und München, nicht bloß ein Durchzugsgebiet von Heer- und Handelsstraßen in der Richtung des Donaulaufs immerdar gewesen, sondern es wird auch naturnotwendig durchkreuzt von alten Verkehrswegen, die den Norden und Nordwesten Deutschlands über die Ostalpen mit Italien und weiterhin über die Adria mit dem fernen Morgenland verknüpfen. Der Verkehr nach Nordwesten war im Mittelalter gemäß der damals höheren Wirtschaftsbedeutung des rheinischen Westdeutschland gegenüber dem Osten der wichtigere; er brachte die schwäbischen Handelsemporien, vor allen Augsburg und Ulm, zu Macht und Ansehen. Jetzt hebt der nordsüdliche Waren- und Personenverkehr, wie er sich in der Mitte der Hochfläche trifft mit dem von Paris über Straßburg nach Wien, die bayrische Metropole weit empor über alle anderen Städte des deutschen Alpenvorlandes.

Dieses ist seinem innigsten Verkehrsanschluß nach Westen, Nordwesten und Norden zufolge kerndeutsch geblieben und hat durch die Einheitlichkeit seiner Natur auch seine Bewohner, ob schwäbischer oder bayrischer Abkunft, zumal im Erwerbsleben, überhaupt auf der materiellen Seite der Lebensführung, vielfach einander verähnlicht. Je mehr wir uns von den Alpen entfernen, desto mehr überwiegt der Feldbau; unter den Haustieren wird nicht das Rind, sondern wie in ebeneren Landen gewöhnlich das Pferd bevorzugt, demnächst das Schwein. Wie der Ackerbauer auch in den Kleinstädten den Hauptstock der Bürgerschaft ausmacht, ist hübsch ausgedrückt im Sprichwort der Oberpfälzer: „Wenn die Bauern am Felde sind, ist kein Bürger daheim." Der Fachwerkbau tritt an Stelle des alpinen Blockhauses, das steilgiebelige Ziegel- oder Strohdach an Stelle des flachgiebeligen Schindeldaches. Viel Schönheitssinn offenbart sich nicht an den ebenerdigen Häusern mit dem tief herabreichenden Dach, den eintönigen Wandungen, deren glatte Fläche kein Altan, kein Erker unterbricht; nur daß Thüren wie Fensterläden oft bemalt sind, und dann gewöhnlich rot. Größere Bauernhöfe machen einen stattlichen Eindruck; sie bilden,

mit Zaunwerk oder Planken von der Umgebung abgesondert, ein Viereck mit getrennten Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Bei nur dreifirstigen Gehöften nimmt das Wohnhaus den stets bevorzugten Roßstall mit unter sein Dach, Vieh- (d. h. Kuh-) Stall und Futtertenne befinden sich im zweiten, Dreschtenne nebst Kornboden im dritten Gebäude. Zweifirstige Bauernhöfe scheiden sich in Wohnhaus samt Stallung auf der einen, Dresch- und Futtertenne auf der anderen Seite der vierseitigen Umzäunung. Nur Kleinhäusler bergen unter einem Dach ihre Familie samt dem Vieh und den Feldfrüchten.

Gegen die rauhe Witterung kämpft man durch warmhaltende Kleidung und derbe Kost an. Auch im Sommer hängt der Landmann den schweren Tuchmantel über die Schultern. Kaffee ist auf den Dörfern noch gar nicht allgemein als Frühgetränk eingebürgert, statt dessen nimmt man nach altem Brauch eine nahrhafte Frühsuppe zu sich. Mehl- und Milchspeisen herrschen durchaus vor, Fleisch kommt meist nur an hohen Festtagen auf den Tisch des Bauern; höchstens gibt es hier und da „Geselchtes“ (gesalzenes Schweinefleisch) in mäßigen Portionen zu den allbeliebten Knödeln. Das Hausvieh betrachtet der Landmann vielmehr als sein Kapital; er verkauft wohl ein Stück an den Metzger der Nachbarstadt, genießt aber sonst nur den Zinsertrag jenes Kapitals in Milch und dem, was daraus bereitet wird.

Eine unvergleichlich hohe Bedeutung kommt auf der ganzen süddeutschen Hochfläche dem Bier zu. Das Klima wollte es nicht, daß hier Bacchanten mit weinlaubgeschmückten Thyrsusstäben die Erntewagen in trunkener Seligkeit laut-fröhlich umschwärmten. Da reichte der Ceres als näherer Verwandter Gambrinus die Hand. Nirgends auf Erden ist die altgermanische Kunst der Brauerei so hoch vervollkommnet worden wie dort, wo das Wahrzeichen des kuppelgekrönten Turmpaares der Münchener Liebfrauenkirche weit hinausblickt über die Ebene. Der Altbayer vornehmlich ist in unseren Tagen der Lehrmeister der Braukunst für alle Kulturländer bis nach Japan hin geworden; und man sage nicht, daß es ihm bei immer höherer Veredelung seines Lieblingsgetränks an industriellem Sinn gemangelt habe: die in England höher entfaltete Technik der Mälzerei hat er sich zu eigen gemacht und den maschinellen Dampfbetrieb umfassend in seine Großbrauerei aufgenommen, die durch Massenleistung sich ungleich einträglicher erwies als die früher allein übliche Kleinbrauerei. Daher ist in München, der bedeutendsten Bierbraustadt der Welt, die Zahl der Brauereien neuerdings zurückgewichen, Menge und Güte des Gebräus aber gleichzeitig gesteigert worden. Und mit welcher Andacht genießt der echte Bayer seinen Gerstensaft! Man merkt es ihm an, wie dies Getränk zu seinem Wesen paßt. Er selbst ist kraftvoll tüchtig und bedarf in seinem meist kühlfeuchten Klima eines innerlich wärmenden, zugleich aber nahrhaften Trunks. Urdeutsche Volkstümlichkeit weht uns entgegen, wenn wir die wackeren Zecher ohne Unterschied von Stand und Geschlecht im ungeschmückten Schenkraum, wo möglich im offenen Flur auf der Holzbank beisammen sitzen sehen vor ihren achtunggebietenden Maßkrügen, wie sie da traulich Trunk und Gegentrunk austauschen, gleichviel ob vornehm oder gering, wie sie weder thörichte Etikette noch ängstliche Schüchternheit im geselligen Verkehr kennen, gutmütige Geradheit und Offenheit vielmehr das Gespräch beherrscht, das gern vom lieben Bier selbst den Ausgang nimmt, doch auch unter Umständen unverhohlen derb und grob werden kann, wenn der Geist ehrlichen Widerspruchs sich gestachelt fühlt. So innig vermählt ist das ganze Sein des Altbayern mit seinem „Nationalgetränk“, daß es schwer fällt, zu sagen, ob sein Temperament ihn von Haus aus vor allen anderen Germanen zum Gerstensaft hinzog oder dieser jenes erst entfaltete. Jedenfalls lebt im bedächtigen, doch keineswegs gefühllosen Gemüt, im ruhigen Schritt, in der Körperfülle und naturwüchsigen Kraft dieses Stammes ein gut Teil von

Rückwirkung des vom frühen Morgen bis zum späten Abend genossenen Lieblingsgetränks. Das Verwachsensein mit ihm thut sich auch darin kund, daß der Bayer im fremden Land geradezu von Heimweh verfolgt wird, wenn's dort kein trinkbares Bier gibt. Bekannt ist ja die zu drohenden Volksaufläufen führende Münchener Bierrevolution von 1844, hervorgerufen dadurch, daß der Preis für „eine Maß" um einen Kreuzer aufgeschlagen war, und gestillt erst durch Zurücknahme des bösen Aufschlags, der bei dem täglichen Massenverbrauch an Bier allerdings einen jeden, zumal jeden braven Familienvater hart betraf.

Auf die volle Höhe der Bayern haben es im Biergenuß die Schwaben der Hochfläche nicht gebracht, und auch in anderen Beziehungen ist der Lech immer noch eine im Volksleben zu spürende Stammesgrenze. Links vom Lech weisen die massenhaften Ortsnamen mit der ursprünglich die Sippe der Ortsgründer bezeichnenden Endung -ingen auf das schwäbische Stammesherzogtum, das mit dem Geschlecht der Hohenstaufen zu Grabe ging. Eine gar nicht durch die Landesnatur bedingte Zerbröckelung setzte danach ein, die unsere Hochfläche bis zum Lech im Osten politisch äußerst bunt erscheinen ließ, während der bayrische Stamm, abgesehen von der Lostrennung seiner österreichischen Mark und der ihr sich angliedernden alpinen Bajuvarengaue, wie kein zweiter Stamm deutscher Nation seine Herzogtumseinheit geschlossen bewahrte vom Bayrischen Wald bis an die Tiroler Grenze. Territoriale Gebietsverteilung hat aber, insbesondere wie sie sich ausnahm im Reformationszeitalter, darum eine noch heute sehr fühlbare Einwirkung auf die Zustände der deutschen Bevölkerung überhaupt ausgeübt, weil nach dem unerbittlich durchgeführten Rechtssatz „cujus regio, ejus religio" die von der damaligen Territorialität vorgeschriebene Bekenntnisverteilung wie versteinert seitdem meist bis zur Stunde verharrt. So zeigt sich denn noch heute das deutsche Stammesgebiet der Bayern staatlich wie kirchlich als eine undurchbrochene Einheit, dank der treuen Anhänglichkeit der Wittelsbacher gegenüber dem katholischen Glauben; im ganzen Deutschen Reich gibt es keine so große fast rein katholische Gebietsfläche wie die altbayrische; einzig und allein der Wohnraum des bayrischen Stammes wird fast vollständig widergespiegelt von der Konfessionskarte deutscher Nation. Hingegen wechselt in dem Winkel zwischen Donau und Lech das Bekenntnis von Landschaft zu Landschaft, oft von Ort zu Ort — ein Nachhall davon, daß vor vierthalb Jahrhunderten die zahlreichen geistlichen Territorien daselbst katholisch verblieben waren, die weltlichen Gebiete, voran die reichsfreien Städte, die lutherische Lehre angenommen hatten. Außerdem bewährt der Schwabenstamm wie im Hochgebirge so auch im Vorland einen regeren Erwerbssinn. Auf der nämlichen Hochfläche ist innerhalb der schwäbischen Stammesgrenze der Boden pflegsamer angebaut, die Ödflur der Moore durch Trockenlegung mehr eingeengt, Gewerbe und Handel werden reger betrieben, selbst Textil-Großindustrie hat in den größeren Städten Eingang gefunden, so daß die Volksverdichtung auf der schwäbischen Seite beträchtlich größer ist als auf der bayrischen. Hier hält man auch außerhalb der Alpen vielfach an der altväterlichen Sitte der Einzelsiedelung anstatt der dörflichen Gruppensiedelung fest, was intensivere Bodenbewirtschaftung hemmt; und während der Prozentsatz der von Gewerbe lebenden Bevölkerung im schwäbischen Anteil auf dreißig steigt, sinkt er in Niederbayern auf die Hälfte dieses Wertes herab.

Den konservativen Sinn der Bayern zugleich mit dem Trieb, die Erinnerung an den Einzelnen, und sei es der Ärmste, noch über seine Todesstunde hinaus monumental zu erhalten, verkörpert am ergreifendsten die nur diesem deutschen Stamm eigene Sitte der Totenbretter. Besonders in Oberbayern und im Bayrischen Wald sieht man diese langen Schmalbretter im Erdreich aufgepflanzt, gruppenweise oder vereinzelt, seltener quer über einen Bach gelegt. Sie

führen noch den uralten Namen Rehbretter, der zurückgeht auf die althochdeutsche Wortform hrêo, gotisch hraiv, für „Leichnam" und urverwandt ist mit dem griechischen kréas (κρέας), dem altindischen kravis, für „rohes Fleisch". Auf ein solches Brett wird der Entseelte unmittelbar nach dem Tod gelegt bis zur Einsargung; dann versieht man das Brett mit einer schlichten Inschrift, die eigentlich nur den Namen dessen nennt, der „auf diesem Brett ist tot gelegen". Gewöhnlich endet die Aufschrift mit der Bitte um ein stilles Gebet für den Toten; mitunter stellt der Tote, redend eingeführt, die Bitte selbst. Trotz dieser christlichen Einkleidung stammt der altehrwürdige Brauch dennoch ersichtlich aus grauer Heidenzeit. Nie trifft man Totenbretter an geweihter Stelle, und heilige Scheu, ein unausgesprochenes, dabei aber streng gehaltenes Tabu umwittert sie; niemand vergreift sich an den ungeschützt im Freien stehenden Denkmälern, bis daß sie morsch an ihrer Stätte niederfallen. Man sieht sie mitten im Wald, wo sie gern an Kreuzwegen aufgerichtet werden, auch an Feldwegen, bisweilen am Acker, den der Tote einst bestellte, oder an seinem Lieblingsplatz, wo er in Wald oder Flur, von der Arbeit müde, zu rasten pflegte.

3. Altösterreich, Böhmen und Mähren.

Wandert man abwärts von Passau, wo der stürmische Alpensohn, der eiskalte Inn, die viel wasserärmere grüne Donau in sich aufnimmt, um alsbald an sie seinen Namen zu verlieren, so bleibt man noch bis zur ungarischen Grenze auf dem Boden des Bayernstammes. In heißen Kämpfen, von denen die „Nibelungen" singen, haben die Bayern das herrliche Land ob und unter der Enns deutscher Kultur gewonnen. Unter bayrischem Herzogsschutz hat das Land gestanden, bis diese Ostmark als selbständiges Herzogtum Österreich sich staatlich von Bayern, noch lange nicht vom Deutschen Reich abgliederte, mit dem sie ja durch die Donau ebenso eng verknüpft war wie mit dem Lande der einstigen Bedränger, der Magyaren.

Zwischen die Nordslawen Böhmen-Mährens und die in die Ostalpen eingezogenen Slowenen, die eben im Begriff waren, hier an der Donau sich die Hand zu reichen, drängte sich der bayrische Keil ein. Das Donauthal von Passau zur Marchmündung bot dafür die natürliche Straße; hier wurden Warten und Burgen auf geeigneten Höhen der Thalränder angelegt als Stützpunkte für den ganz allmählich ostwärts fortschreitenden Ausbau der Mark; hier auch liegen die altehrwürdigen Abteien, manche nachmals zu machtvollen Stiftern erwachsen, von denen aus Christentum und Kultur im Lande gepflanzt wurde, und aus dem Thal des Hauptstroms drang dann die deutsche Siedelung in die Seitenthäler. So formte sich Altösterreich ob und unter der Enns aus jenem Hauptthal, dem historischen Rückgrat des Ganzen, und den beiderseitigen danubischen Zuflußgebieten, soweit sie in nächster Verkehrsbeziehung zu ihm standen. Nicht sowohl eine hydrographische als eine Verkehrseinheit liegt vor. Der Donaustrom bewährt sich auch wirtschaftlich als das einigende Band, jetzt noch mehr denn früher, weil die einst von Wirbeln und Stromschnellen gefährdete Schiffahrt künstlich gesicherte Fahrstraße erhalten hat, vor allem aber die Dampfkraft den Schiffen die Fahrt nun auch stromaufwärts so wesentlich erleichtert. Gegen Böhmen läuft die Landesgrenze in der That auf der Elbwasserscheide, dagegen schneidet sie quer über die Enns und geht nur stückweise längs dem Ufer der Thaya hinab zur March. Am allerwenigsten sind die Zwillingsländer Ober- und Niederösterreich eine geologische Einheit; im Gegenteil ist nur ihr Süden alpiner Boden, von Norden her reichen tertiäres Gehügel samt quartären Ebenen aus Mähren bis zur niederösterreichischen Donau, kristallinisches Urgestein des uralten böhmischen Massivs bis an, ja stellenweise noch etwas über die Donau Oberösterreichs.

Streng geschieden also nach der Entstehungsgeschichte ihres Bodens in Nord- und Südhälfte, gründen beide Erzherzogtümer ihren Zusammenschluß auf den geschichtlichen Verlauf ihrer Volksmischung und staatlichen Einrichtung seit dem frühen Mittelalter sowie auf die einigende Macht des naturgegebenen Verkehrs.

Schneebedeckte Alpenhäupter winken nur von der Südgrenze herüber. Anmutige Übergänge von Hoch- zu Mittelgebirge und Niederung bestimmen das Wesen der Landschaft. Die Donau, bald eingeengt in granitischer Thalschlucht rauschend, bald gemächlich im selbstaufgeschütteten Flachboden in viele Arme sich teilend und mit ihnen mannigfaltig bewaldete „Auen", wie hier die Werder oder Flußinseln heißen, umfangend, geleitet uns zur Tiefebene hinab, der bereits das Tullner Feld oberhalb des letzten Alpenvorsprungs, des Wiener Waldes, und das Wiener Becken an March und Leitha angehören. In Oberösterreich waltet noch das Grün von Wald und Wiese vor, man baut viel Obst, indessen den Weinbau verbietet noch die Rauheit des Klimas; erst unter der Enns umgrünen waldige Höhen Rebengelände und weit sich dehnende Saatfelder, gesellt sich zum Landbau eine vielseitige Industrie.

Im **Oberland** gibt es keine Städte, die größer wären als das freundliche Linz, wo die meridionale Hauptverkehrsader Böhmens die Elbe und Moldau herauf in ihrer Fortsetzung gen Süden die Donau trifft. Den Bauern vornehmlich gehört das fruchtbare Land, in dem sich, wie die Natur, so auch die Wirtschaftsweise von Alpen- und Alpenvorland mischt. Besuchen wir das Gehöft eines solchen oberösterreichischen Großbauern, so tritt uns achtungswerte Tüchtigkeit, ansehnlicher Wohlstand und bayrisches Selbstbewußtsein entgegen. Bayrisch ist schon die Vorliebe, den Hof „einschichtig" zu gründen, d. h. als „Einödhof", nicht in dörflichem Zusammenschluß, sondern einsam mitten in der dem Bauern frei zu eigen stehenden Flur, in der er wie ein König in seinem Schlosse wohnt. Vom Kloster St. Florian geht's auf schmalen Fußpfaden durch schöne Waldungen, über üppige Wiesen, zwischen gut bestellten Äckern und Obstgärten zum „Meier in der Tann". So nämlich heißt der Bauer in seiner Eigenschaft als Besitzer des Gehöftes mit der zugehörigen Länderei, und so wird er auch gewöhnlich genannt; sein Familienname ist Johann Plaß, und unter Urkunden setzt er wie ein Graf den Doppelnamen: Johann Plaß, Meier in der Tann. Ganz wie bei den Großbauern an der Isar ist der Gutshof im Viereck errichtet und besteht aus vier Flügeln. Durch eine kleine Thür betritt man das Wohnhaus, durch einen großen Thorweg fahren im entgegengesetzten Flügel die beladenen Wagen in den Hof. Stallungen, Wagenschuppen, Kornböden, Heuscheuern verteilen sich über die anderen Flügel. Der zweistöckige Bau macht den Eindruck altgegründeter Wohlhabenheit. Das Haus ist außen wie über den Thüren im Innern mit frommen Sprüchen versehen; auch das Hausgerät bis herab auf die Teller sehen wir mit Bibelworten oder Versen geschmückt. Selbst auf den Mehlsäcken steht stolz geschrieben:

„Es wisse hiermit jedermann:
Ich gehöre allezeit dem Meier in der Tann."

Gleich beim Flur liegt die „Moiesstubn", d. h. die Meiersstube. Sie ist Wohn- und Speisezimmer; im Winter sitzen hier die Weiber beim Spinnen oder vereinigen sich daselbst zu anderen häuslichen Arbeiten. Daneben befinden sich die Schlafstuben des Ehepaares und der Kinder, gegenüber, auf der anderen Seite des Vorplatzes, die Schlafstuben der Knechte und Mägde, von denen aus eine Thür in die Küche und dann in den Pferdestall führt. Im Oberstock sind die Gast- und Vorratskammern gelegen; in einem Staatszimmer prangen die Ahnenbilder, Männer wie Weiber patrizierhaft in schwarzer Kleidung, daneben stehen Schränke und Truhen voll von Feierkleidern, Geschmeide, Leinwandschätzen. Eine ganze Flucht engerer Gemächer schließt sich

noch an, so das „Kastl" (Zimmer) zur Aufbewahrung des Obstes mit großen Kasten voll getrockneter Äpfel, Birnen und Pflaumen, eine eigene „G'schirrkammer" mit einer Masse von Pferdegeschirr, darunter alte Staatssättel, mit rotem Samt überzogen.

Er ist wirklich ein kleiner König, der Meier in der Tann. Über vierzig Leute befiehlt er, eingerechnet seine Kinder; für die jüngsten bestimmt, schaut die Rute hinter dem Christusbild hervor. Wiederholt hat der Kaiser oder ein Erzherzog bei dem Meier vorgesprochen. Als wir ihn auf den Hof begleiten und die feisten „Händl" bewundern, hinzufügend, die kämen wohl bald in die Stadt zum Verkauf, erwidert er mit dem gar nicht übermütigen Stolz des reichen Bauern: „Warum soll ich sie zur Stadt verkaufe? Ich kann sie ja selber esse, 's isch besser äso!" Vom Hornvieh aber wird viel an die städtischen Schlächter verkauft. Man holt sich das Vieh weit aus den Alpen her, bis aus der Steiermark, und läßt es auf den fetten Donauwiesen kräftig sich auswachsen; so auch die riesengroßen Pferde, die man aus dem Pinzgau an der oberen Salzach bezieht, als Ackerpferde eine Zeitlang benutzt, dann mit gutem Gewinn „in die Wiäner Stadt" verhandelt. Den sauber gehaltenen Ställen sieht man die echt deutsche, pflegsame Behandlung des Nutzviehs an. Der Schweinestall überrascht am meisten: es ist ein großer, hoher Raum mit langen Reihen von kleinen, oben offenen Kasten aus dickem Gebälk oder gar aus Quadersteinen, in denen je ein Borstentier haust; so haben die Tiere beständig frische Luft und sind doch eng genug eingeschlossen, um sich in aller Muße ihrer Bestimmung, dem Fettwerden, hinzugeben. Sehenswert dünkt schließlich noch die gewaltige „Mostpresse", wo Unmassen von Birnen und Äpfeln unter großen, von Pferden in Bewegung gesetzten Steinen zermalmt werden. Man nennt auch hier wie im naturverwandten Schweizer Molasseland diesen gegorenen Obstsaft „Most", und die Knechte ziehen den meist säuerlichen Labetrunk bei heißer Arbeit dem Biere vor. Auch das erinnert an die deutschen Schweizer, daß der Bauer in Oberösterreich sein blütenreiches Gelände fleißig zur Bienenzucht ausnutzt.

Die ostwärts gerichteten Hauptstraßen des südlichen Mitteleuropa ziehen sich im österreichischen Donauthal zusammen, um erst jenseit Wien gen Osteuropa oder nach der Balkanhalbinsel wieder auseinanderzuweichen. Kein Wunder mithin, wenn sich auf jenen Straßen, die einst die Kreuzfahrer und so viele andere kriegerische Heerhaufen zogen, auch friedliche Kolonisten aus unserem ganzen Süden der österreichischen Austrittspforte, der Donau, zuwandten, seit sie durch bajuvarische Tapferkeit dem Deutschtum erworben und befriedet war. Das Land zu beiden Seiten der Enns sammelte daher im Lauf der Jahrhunderte wie kein anderes Glieder aller drei Südstämme unseres Volkes auf seinem gastlichen Boden, neben Bayern auch Schwaben und Franken; besonders als die Babenberger die österreichische Mark verwalteten, zogen zahlreiche fränkische Adelsgeschlechter samt ihren Mannen herein. Vornehmlich **Wien** ist niemals gleich Regensburg oder München bloß eine Stadt des Bayernstammes gewesen, obwohl der ursprüngliche Kern seiner es germanisierenden Bevölkerung ein bayrischer war, gerade so wie in Graz, das man ja noch lange zum Unterschied von dem slawischen Windischgrätz Bayrischgrätz genannt hat. Wohl schon eine vorrömische Keltensiedelung gewesen, hat Wien keinen aus deutscher Wurzel entsprossenen Namen. Das Vienna oder Vienne der Romanen gibt den vokalischen Laut des Stadtnamens, wie ihn jeder echte „Wiäner" (oder „Wëaner") hören läßt, genauer wieder als das hochdeutsche „Win", bei dem wir arglos so thun, als sei das in der Schrift noch treu erhaltene e ein deutsches Dehnungszeichen.

Verhallt ist die norische Keltensprache, verhallt mit dem Kommandoruf römischer Kohorten die Römersprache des alten Vindobona. Eine zweifellos dem bayrischen Sprachstamm

zugehörige Mundart herrscht im heutigen Wien, wiewohl in österreichischer Abart und mit vielen Eigentümlichkeiten der Laut- und Wortbildung, wie sie stets im Sonderkreis einer großstädtischen Bevölkerung erzeugt werden. Aus den beiden Wien so dicht benachbarten undeutschen Volksgebieten, die obendrein seit nun bald vierhundert Jahren mit unter Habsburgs Zepter stehen, aus dem tschechischen und dem magyarischen, ist, zumal in unserer Ära des dampfbeflügelten Verkehrs, viel fremder Zuschlag ins Wiener Volk gekommen; trotzdem ist Wien mit all diesen buntscheckigen Zuthaten, mit all seinen weit ins Morgenland reichenden Beziehungen, wo noch zur Stunde nur diese Stadt Mitteleuropas als „Betsch" volkstümlich bekannt ist, eine wesentlich deutsche, dem Kern ihrer Bevölkerung nach süddeutsche, vorwiegend bayrische Stadt. Norddeutsche Zuwanderung hat dieser Brennpunkt des Donauverkehrs, in dem sich mit der Donauthalung die Straße von der Ostsee durch die Mährische Pforte zur Adria kreuzt, niemals erfahren. Das ein wenig vortretende „Wiener Kinn", wie es von hübschen Profilen der Wienerinnen bekannt ist, scheint auch als ein bayrisches Stammesattribut gelten zu dürfen. Vielfache Blutmischung, mehr vielleicht noch das Leben und Treiben in der von so vielen Gegensätzen landschaftlicher und nationaler Art getroffenen Kaiserstadt hat dem Wiener ein ganz absonderliches Gepräge verliehen. Hier, wo einst der Anprall der Osmanen gegen Deutschland zurückgeschlagen wurde, wo sich in jenen siegumstrahlten Tagen der Entscheidung die Wacht an der Donau so treu bewährte, daß der Ehrenname vom „Schild Germaniens" für Wien aufkam, strömt tagtäglich Morgen- und Abendland zusammen. Man erblickt neben dem Deutschen und dem Israeliten den Polen und Tschechen, den Ungar und den Italiener, den Griechen und Armenier. Wien selbst ist durch die von seinem regsamen Volke bestens verwertete Lagengunst eine bedeutende Industriestätte geworden, aber es leitet vor allem den Austausch der gewerbreichen österreichischen Provinzen überhaupt mit dem an landwirtschaftlichen Erzeugnissen reicheren ungarischen Kronland. Es treffen sich die Geister wie die Waren von nah und fern; ringsum lacht eine freundliche Natur, die dem Landesbewohner keinen allzu harten Daseinskampf auferlegt; über ein Häusermeer voll frohsinniger Menschen hinaus schaut die prächtige Steinpyramide des ehrwürdigen Stephansturms hier auf den letzten Alpenrücken, der sich im Donaustrom spiegelt, dort auf eine von Fabrikschornsteinen überragte Gärten- und Felderebene voll von Städten und Dorfschaften, unablässig durcheilt von Eisenbahnzügen und Donaudampfern stromauf, stromab. Da, wo all dies rastlos bewegte Leben sich begegnet, ist der lebenslustige Wiener geboren worden, gern und heißblütig genießend, voll Humor und vergnügungssüchtiger Leichtlebigkeit, die wohl auch zuzeiten in sorglosesten Leichtsinn ausartet, dabei aber von deutscher Gemütstiefe, gastfrei und wohlthätig, die österreichisch-bayrische Gemütlichkeit im Umgang nicht verleugnend, treuherzig und kunstsinnig, kein Phäake, sondern ein klug schaffender, obschon lieber in der holden Sonne der Lebensfreuden sich Herz und Sinne erquickender Mensch.

Die Tschechenlande **Böhmen** und **Mähren** sind keineswegs nur infolge von dynastischen Erbverträgen an Österreich, den einst fast bloß alpinen Staat, angewachsen. Der starke Anteil von Tschechen an der Bewohnerschaft Wiens verrät schon, wie jene Lande in der alltäglichen Verkehrsbewegung nach der österreichischen Donau hinneigen. Mähren, als Marchland eine Donauprovinz, senkt sich ohne jede natürliche Abgrenzung nach Niederösterreich hinab; Böhmen entsendet zwar all seine Gewässer nach Norddeutschland, aber seine enge Nordpforte, das Durchbruchsthal der Elbe durch das Kreidesandsteingebirge, ward erst in unserem Jahrhundert eine vielbenutzte Straße, während der Wege so viele aus Böhmen über die auf Münchener Seehöhe

sich haltende sanfte südöstliche Bodenschwelle, den mährischen Landrücken, ins ethnisch verschwisterte Nachbarland führen. Böhmen und Mähren sind von Deutschland und Ungarn wie abgemauert, dagegen aufs engste miteinander verbunden; folglich hängen sie beide in der natürlichen Hauptbewegung des Verkehrs mit demjenigen Land zusammen, zu dem Mähren ohne jede Gebirgsschranke marchabwärts übergeht. Dazu gesellt sich seit unvordenklichen Zeiten die Angewiesenheit des salzlosen Böhmen auf das alpine Salzkammergut in seinem Süden, in neuerer Zeit aber auch anderseits die Ergänzung, die Böhmens Kohlenschätze der Industrie der kohlenarmen Alpenlande der österreichischen Monarchie darbieten, insbesondere zur Verhüttung der ostalpinen Erze.

Vormals waren beide Länder deutsch: auf keltische Vorbewohner folgten in Böhmen die Markmannen, in Mähren die Quaden. Gegen Ausgang des 6. Jahrhunderts nahmen dann die Stelle beider slawische Tschechen ein. Sie besiedelten die fruchtbareren, klimatisch mehr begünstigten Gegenden, die rauheren Grenzgebirge ließen sie unberührt; das Urwalddickicht derselben verstärkte erwünscht ihren Mauerschutz gegen feindlichen Angriff, selbst in die Waldung vor dem Gebirgsfuß drang der Tscheche kaum ein. Erst im Verlauf der zweiten Mittelalterhälfte rief man in diese Einöden des Randes Kolonisten, und zwar Deutsche, die das in sie gesetzte Vertrauen voll rechtfertigten, denn sie rodeten weit und breit die Wälder, schufen den Wald in Saatboden um, erschlossen durch bergmännische Kunst die Erzadern der Gebirge, gründeten Dörfer freier Bauern und selbst auf tschechisch schon bewohntem Boden ummauerte Städte freier Bürgergemeinden, in denen nach deutschem Recht „die Luft frei machte", „kein Rauchhuhn über die Mauer flog", also auch der unfreie tschechische Bauer, wenn er in den Gemeindeverband eintrat, seiner Fronen und Abgaben an adlige Herren ledig war. Weitblickende Fürsten aus dem heimischen Geschlecht der Przemysliden haben besonders im 12. und 13. Jahrhundert auf solche Weise Böhmen samt Mähren gründlicher der abendländischen, d. h. der deutschen Kultur erschlossen, die Produktionskraft des Doppellandes mächtig gesteigert, mit Einführung deutschen Städtewesens den dritten Stand, Handels- und Gewerbsleben eigentlich erst begründet. Noch heute zeigt uns die ethnographische Karte die Spuren solcher Geschehnisse in der räumlichen Verteilung der beiden Nationalitäten. Die Tschechen nehmen den Innenraum ein, nämlich die Hauptmasse Mährens, von wo sie sich in breiter Fläche über den Landrücken nach dem Kern Böhmens verbreiten, jedoch fast nirgends die einhegenden Gebirge erreichen, während die Deutschen, abgesehen von den Karpathen, überall den Grenzgürtel bewohnen und außerdem auch noch zahlreich die städtischen Bevölkerungen der sonst tschechischen Binnenfläche mit zusammensetzen. Im ganzen machen die Deutschen in Böhmen über ein Drittel, in Mähren kein volles Drittel der Bewohnerschaft aus.

Vorurteilsfreie böhmische Geschichtschreiber haben nie den Segen verkannt, der sich durch die erfolgreiche Kulturarbeit der deutschen Ansiedler über das Tschechenland ergoß. Indessen von vornherein war der Keim zu nationaler Zwietracht gelegt, indem zwei Völker ganz verschiedener Art und Sprache nun in demselben Haus beisammenwohnten, ein minderzähliges von älterer Gesittung neben einem kopfreicheren, das in zäh ausdauerndem Fleiß, in sparsamem Haushalten den Deutschen wohl nicht voll ebenbürtig erschien, aber, unterstützt durch mannigfache Anlagen, nicht für immer die Schülerrolle spielen mochte. Groll schied nicht von Anfang an die beiden, nur daß der tschechische Adel scheel drein sah, wenn seine Bauern in die freien deutschen Gemeindeverbände übertraten. Doch ein stiller Gegensatz lag immer vor, und es bedurfte nur der Schürung, um diesen wechselseitigen Abstand mit Neid und Verbitterung zu

vergiften, statt gegenseitiger Förderung Übelwollen, statt friedlichen Wetteifers vernichtenden Rassenhaß unter den Hausgenossen hervorzurufen.

Bis ins 14. Jahrhundert waltete gedeihlicher Friede. In großartigem Maßstab wirkten die zahlreich innerhalb der Grenzwaldung gestifteten Klöster für Kolonisation. Mönchs- wie Nonnenklöster waren deutschen Ursprungs, und die Verbindung mit ihren Mutterklöstern erleichterte ihnen das Heranziehen deutscher Siedler, selbst bis zum flandrischen Vlamenland hin, wo die Meister der Verwandlung von Sumpf- in Garten- oder Ackerland wohnten. Deutsche Bauern brachten den tiefergreifenden deutschen Pflug ins Land, mit dem sie die für ihre Dorffluren kennzeichnenden langen Rechtecke der Ackerländerei bearbeiteten. Auf den fichtengrünen Hochflächen Südböhmens sah man auch tschechisch-deutsch gemischte Dörfer, in denen der tschechische Bauer den Feldbau nach deutscher Weise trieb und allmählich gleichfalls die deutsche Sprache annahm, so daß bald nur noch Flur-, Bach- und Bergnamen auf früheres Tschechentum hinwiesen. Bereits im 11. Jahrhundert entstand eine eigene deutsche Gemeinde in der Prager Altstadt mit dem Recht freier Selbstverwaltung; sie war das Vorbild für die Entfaltung ähnlicher Gemeinwesen in den übrigen Städten Böhmens, die sich freilich zur Metropole in der rechtwinkeligen Durchkreuzung der westöstlichen und nordsüdlichen Diagonalstraße des böhmischen Trapezes immerdar verhalten haben wie Zwerge zu dem einen Riesen mit der Hradschinkrone. Den Deutschen vertraute Herzog Sobjeslav die Verteidigung der Burgthore Prags an, in Prag gründete Kaiser Karl IV. 1348 die erste deutsche Universität, bis 1413 herrschte hier unbestritten das Deutschtum. Auch in Mähren wurden alle Städte von Deutschen erbaut oder wenigstens als städtische Gemeinwesen eingerichtet. Brünn erhielt als Belohnung für seine tapfere Verteidigung gegen die im 13. Jahrhundert Mähren so furchtbar verwüstenden Horden Dschingiskhans Stadtrechte nach deutschen Rechtsgrundsätzen, die dann Muster für die übrigen Städte Mährens wurden. So völlig deutsch war das Rechtsleben der böhmisch-mährischen Städte, daß sie sich in strittigen Fällen Rechtsbelehrung beim weitberühmten Schöffenstuhl in Magdeburg holten. Viele der Przemysliden hatten Frauen von deutschem Adel, weshalb sich die deutsche Sprache bei Hofe einbürgerte und auch die tschechischen Großen sich bequemen mußten, sie zu lernen, und sogar ihren Burgen deutsche Namen beilegten. Die alteinheimische Bauweise der Wallburgen behielt zwar der Tschechenadel bei, vervollkommnete sie jedoch durch Anlehnung an den deutschen Burgenbau. Vollends die von den Klöstern und den Städten aufgeführten Bauten zeigten deutschen Stil, für den namentlich Magdeburgs Vorbild galt. Deutsches Ritterwesen, das deutsche Minnelied samt höfischer Sitte wurzelte an, ja als die Luxemburger den Hradschin bezogen, entstand daselbst eine Hof- und Kanzleisprache aus der Mischung bayrischer mit obersächsischer Mundart, die den Grund legte für unsere hochdeutsche Schriftsprache.

Da brach die schreckliche Katastrophe des Hussitensturms los. Der Fanatismus für ihren Reformator entfesselte die wildesten Leidenschaften der Tschechen. Mord und Brand trugen sie in die beim alten Glauben verharrenden deutschen Periökengaue, hängten die armen Mönche an den Linden vor ihrem stillen Kloster auf, stürmten ein erstes Mal tobsüchtig hinaus über die Grenzen der natürlichen Akropolis, die ihr Land innerhalb Mitteleuropas darstellt. „Böhmen für die Tschechen" ward nun der Schlachtruf; Kaiser Siegmunds Niederlage vor Wyschehrad im Jahre 1420 war nur die erste von vielen, denn unter den hussitischen Feldzeichen bewährten diese Tschechen die nämliche eiserne Tapferkeit, die sie nachmals so oft für höhere Ziele auf den Schlachtfeldern des österreichischen Heeres erprobt haben. Für lange Zeit war der Wohlstand vernichtet, eine Unzahl von Ortschaften lagen in Trümmern. Nur einmal noch, gerade nach

zweihundert Jahren, kam ein noch größeres Unheil über das Land: nach der Niederlage auf dem Weißen Berg vor Prags Thoren lastete die Hand des habsburgischen Siegers schwer auf beiden Nationalitäten, der tschechischen wie der deutschen, da sie beide der lutherischen Lehre ihr Herz geöffnet und gegen den Kaiser zu den Waffen gegriffen hatten. Als die Greuel des Dreißigjährigen Krieges endlich vorübergezogen, glichen Böhmen und Mähren einer verödeten Wildnis, in der die unheimliche Stille staatlicher sowohl als kirchlicher Zwingherrschaft wenig Freude an der Einkehr äußerlichen Friedens aufkommen ließ. Wohl milderte die edle Maria Theresia den harten Druck, den man zumal dem Landvolk auferlegt halte, jedoch bei der lange nachwirkenden Vernichtung des Volkswohlstandes ging es nur langsam fürbaß. Und als unter dem freieren Hauch der Neuzeit die natürlichen Wohlfahrtsquellen des Doppellandes modern erschlossen wurden, da hob sich die Hydra nationaler Zwietracht tausendköpfig empor und führte uns in widerwärtigen Szenen das alte Landesverhängnis neu vor Augen.

Einheitlicher Herkunft sind die Deutschen Böhmen-Mährens nicht. Nord- wie süddeutsche Stämme finden wir unter ihnen vertreten. Niederösterreicher wesentlich bayrischer Abkunft wohnen an der Thaya, echte Bayern bewohnen den Böhmer Wald nebst seinem Vorland und haben z. B. die erwähnte Sitte der Totenbretter auch hier noch bewahrt: fränkisch ist der ganz deutsche Westen Böhmens um Eger, wohin die offenen Straßen ums Fichtelgebirge aus Mainfranken hinführen, weiterhin sitzen im Egerland und am böhmischen Abhang des Erzgebirges Deutsche mit obersächsischer Mundart, vor den Sudeten solche mit lausitzisch-sudetischer. Herzog Brschetislav, der im 11. Jahrhundert zu Olmütz mit seiner Gemahlin, Judith von Schweinfurt, Hof hielt, soll dort Franken aus der Würzburger und Schweinfurter Gegend angesiedelt haben, dazu kamen Flandrer zum Trockenlegen der Flußniederung. Nach dem Mongoleneinfall zog namentlich der Olmützer Bischof Bruno Deutsche, unter anderen Westfalen, nach Nordost-Mähren und dem Oppathal des heutigen Westflügels von Österreichisch-Schlesien. Rein deutsch, anscheinend fränkischer Abkunft, ist die Bewohnerschaft des Kuhländchens an der obersten Oder, dessen grasreiche Wiesen einen trefflichen Rinder- und Pferdeschlag ernähren. Sicher fränkisch sind die Schönhengstler jener deutschen Sprachinsel um Mährisch-Trübau und Zwittau, die sich über die böhmische Grenze nach Mähren hinüberzieht, obwohl sie im Gegensatz zu ihren frohmütigen Stammesgenossen am Main ernst, selbst verschlossen dreinschauen, streng festhaltend an alter Sitte.

Damit ist die bunte Musterkarte noch lange nicht im einzelnen erschöpft. Durch alle Zeiten machte sich neben der Massenvorschiebung deutschen Volkes aus der unmittelbaren Nachbarschaft über die Landesgrenze die Verpflanzung kleinerer Häuflein der Unsrigen aus weiterer Ferne geltend. Besonders nach der Verheerung des Dreißigjährigen Krieges, als man trotz des empfindlichsten Menschenmangels den vertriebenen Protestanten die Rückkehr wehrte, kam aus Altösterreich, aus Tirol, Bayern und der Pfalz vielfacher Zuzug; damals erst wurden die Gegenden um Pilsen, um das hopfenbauende Saaz an der mittleren Eger nebst dem rechtselbischen Flügel des basaltischen Mittelgebirges und der Umgebung von Leitmeritz deutsch. Man begrüßte die Ankömmlinge, weil man Arbeitskräfte brauchte; zählte doch Böhmen 1648 noch nicht ein Siebentel seiner heutigen Volksmenge. Und Deutsche waren es selbstverständlich, die kamen, denn allerseits war man ja von deutschen Landen umspannt, abgesehen von der stammverwandten Slowakei, aus der man Kolonisten weder empfing noch ersehnte. So begab es sich, daß im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts manche früher tschechische Landstriche durch Zahlreicherwerden der Deutschen germanisiert wurden und, ähnlich wie zur Zeit der mittelalterlichen Kolonisation, zuletzt nur noch durch Orts- nebst Personennamen das frühere Slawentum verrieten. Damals

schufen die adligen Latifundienbesitzer, die von der großen Konfiskation der tschechischen Adelsgüter nach 1620 Nutzen gezogen, die vielen Ortschaften des Namens „Neuland" oder „Neudörfel", indem sie zu gunsten deutscher Einwanderer Meierhofgüter zu kleinbäuerlichen Dorfanlagen aufteilten.

So bunt zusammengewürfelt indessen die Deutschen Böhmen-Mährens der Natur der Sachlage nach von jeher erschienen, so zeichneten sie sich doch gleichmäßig und jederzeit durch einen vornehmen Charakterzug aus: sie waren Träger der Kulturarbeit. Vor allem deutscher Hände Fleiß bewundern wir, wenn wir unter leuchtender Herbstsonne dort, wo sich Böhmens Boden am tiefsten senkt, im Elbthal abwärts von Leitmeritz und in dessen Seitenthälern, ganze Haine von Obstbäumen schauen und volle Trauben im Weinlaub prangen sehen. Ordensgeistliche vom Rhein und Cistercienser des Klosters Altzell in Meißen haben sich im 12. und 13. Jahrhundert Verdienste um den Weinbau Nordböhmens erworben. Vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges blühte der Weinbau daselbst in ungleich größerem Umfang als gegenwärtig; um Leitmeritz sah man Weinberg neben Weinberg, wo nun Weizenfelder wogen. Tiefer ins Land hinein hatte freilich selbst Kaiser Karl IV. mit dem Klima einen allzu ungleichen Kampf gekämpft, als er seine „Weinbergmeister" durch alle Gaue Böhmens sandte und sämtliche Grundbesitzer mit Entziehung derjenigen Lagen ihres Eigentums bedrohte, die sich nach dem Gutachten jener für Anbau der Rebe eigneten, falls sie nicht entweder selbst die Rebe alsbald dort pflanzten oder jene gegen den Zehnten der Fechsung anderen Weinbaulustigen abträten. Dort, wo die Deutschen hauptsächlich vom Boden Besitz ergriffen hatten, also im Umring des Doppellandes, ließ sich auf unfruchtbarerer Scholle, unter regnerischem Himmel, kaum an Feldfrüchten Erkleckliches erwarten, aber eben deshalb erwuchs hier der deutsche Siedler zum Bahnbrecher für Böhmen-Mährens namhafte und vielfältige Industrie, die den ersten Rang einnimmt in ganz Österreich. Dafür spendete die Natur guten Gebirgsflachs, Schafwolle, Holz in Fülle, quarzhaltiges Urgestein und Erz.

Die wunderschönen Waldungen von Buchen, Fichten und Edeltannen, die den bayrisch-böhmischen Grenzwald bilden, boten zunächst die Grundlage für alle Art von Holzverwertung. Von Ende Mai bis zum Herbst erklingen die sonst menschenleeren Forste des höheren Gebirges von den Axthieben der Holzhauer, die dort im Grünen die Woche über in Reisighütten hausen und nur am Wochenschluß fröhlich zu ihrer Familie heimkehren, „a Eib'n am Hut", denn ein Zweig der sonst bei uns so selten gewordenen Eibe gilt als Abzeichen des „Waldes"; auf der winterlichen Schneebahn beginnt dann das wagehalsige Niederfahren der hohen Haufen der Scheiter an die Bachufer, und, nachdem der Lenz die Eisfesseln der Bergwasser gesprengt hat, werden die Hölzer verflößt, mittels des Schwarzenbergischen Kanals sogar von der Moldau bis in die oberösterreichische Donau. Die Triebkraft der Gewässer wird ferner in zahlreichen Sägemühlen des Gebirges ausgenutzt. Und tausend fleißige Hände regen sich, mit einfachstem Schnitz- und Bohrgerät Zündhölzchenspäne, Schindeln, Siebränder, Wirtschaftsgefäße, besonders aber Holzschuhe zu verfertigen, die als ebenso billige wie warmhaltende Fußbekleidung der „Wälder" und „Wälderinnen" selbst sehr beliebt sind, außerdem massenhaft zur Ausfuhr gelangen. Kaum minder alt indessen scheint am Böhmer Wald die Glasindustrie zu sein. Bereits im Mittelalter nährten sich arme Walddörfer neben der Waldarbeit von Glasbläserei; von hier ist diese Kunst seit dem 16. Jahrhundert durch die von der Glaubensverfolgung herrührende Auswanderung nach anderen deutschen Gebirgen verpflanzt worden, aber bis zur Stunde hat sie an ihrer Wiegenstätte selbst die größte Bedeutung. Kaum irgendwo trifft man so viele Glashütten wie auf der bayrischen und böhmischen Abdachung des Gebirges, das trotz der verschiedenen

Staatsangehörigkeit seiner beiden Seiten in Natur, Volk und Betriebsamkeit recht einheitlich erscheint. Das prächtige Wälderkleid ist freilich da, wo die für Herstellung des Glases besten Quarzgesteine anstehen, etwas zerschlissen, dafür indessen verdankt das Gebirge viele seiner Wegebauten dem Bedürfnis der Zufuhr von Roh- und Brennstoffen für die Glasfabrikation sowie der Abfuhr der schönen Hohl- und Tafelgläser, der feingeschliffenen Kristallgläser, Spiegelscheiben und „böhmischen Glasperlen“, die nach allen Erdteilen in den Handel kommen.

In seiner Glasindustrie wetteifert mit dem Böhmer Wald der sudetische Nordostrand Böhmens. Hier gaben einst Venetianer die Anregung zur Verfeinerung in der Herstellung der Glaswaren, zur Vergoldung und Malerei derselben. Allerdings ist es hier gleichfalls Holz und Quarzsand, was die Fabrikation des schwerer schmelzenden „harten“ Kaliglases daselbst bodenständig macht. Indessen der bessere Teil des Gewinnes bei dem Betrieb liegt gleichwohl im erblich gewordenen Arbeitsgeschick. Rechnet man doch von den zehn Millionen Gulden des Jahreswertes der gesamten Glasindustrie Böhmens zwei Drittel auf die Formungs- und Ausstattungsarbeit, nur ein Drittel auf das Rohprodukt. Der gute Verdienst, den die Glasindustrie einbringt, hat auf dem böhmischen Vorlande des Lausitzer Gebirges ganze Ortschaften allein emporgebracht. So bestand noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Haida und Gablonz aus ganz wenigen Häuschen, inzwischen hat sich durch Glasraffinerie jenes zu 3000, dieses zu 9000 Bewohnern aufgeschwungen. Aus der Gegend von Gablonz stammte der unternehmende Kaspar Kittel, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den böhmischen Glashandel in weite Fernen lenkte; erst verfuhren seine „Glasverschleißer“ die zerbrechliche Ware nur auf Schubkarren, schon sein Schwiegersohn Rautenstrauch jedoch spann das Geschäft bis nach Rußland und der Iberischen Halbinsel aus, in Lissabon und Petersburg kaufte man böhmische Glaswaren bald zu hohen Preisen, um 1740 ging man mit der kostbaren Ware über Konstantinopel und Smyrna bis nach Persien und Indien. Leider lockte man Meister böhmischer Feinglasbereitung nachmals durch vorteilhafte Anerbietungen in die Fremde, um ihnen ihre Kunst abzulernen. So erwuchs Böhmen ein schlimmer Mitbewerb in Belgien, Frankreich und Nordamerika.

An Geldwert noch weit belangreicher stellt sich freilich die Textilindustrie, der altangestammte Neigung und Handgeschicklichkeit, neuerdings auch besonders der Kohlenvorrat zu statten kam. Brünn und die sudetischen Grenzlande Böhmens stehen dabei voran. Zuerst wurde nur Leinen- und Wollfaser in Handarbeit versponnen und verwebt, spät erst folgte Seide und Baumwolle. Ottokar II. berief vlämische Tuchmacher aus Flandern, um ihr wertvolles Gewerbe in allen Städten seiner Krone einzubürgern. Besonders zahlreich ließen sie sich in der Herrschaft Friedland nieder, zu der Reichenberg gehörte. Die beiden Nordzipfel Böhmens, der um Rumburg und der um Reichenberg, die unser Zittauer Ländchen der sächsischen Lausitz umklammern, blieben auch nach der Verwüstung durch die Hussitenkriege hauptsächliche Weberbezirke. Wallenstein förderte in seinem Fürstentum Friedland eifrig die Tuchmacherei, führte die Seidenweberei ein und sorgte, ein Freund der deutschen Sprache, für das deutsche Schulwesen, das bis auf die Dörfer hinab immer dazu beitrug, Fleiß und Ordnungssinn den Weberfamilien zu bewahren. Wie in der Schweiz ist nämlich die dortige Bevölkerung, so kopfreich sie durch den regen Industriebetrieb geworden ist, doch wohlthätig über lauter kleinere Ortschaften verteilt, nicht in Riesenfabriken rußiger Großstädte eingepfercht. Der Erwerb durch Hausindustrie oder in der Fabrik genügt trotz großer Anspruchslosigkeit meist nicht zum Unterhalt der kinderreichen Familien; etwas Landbau muß daher Ersatz bieten. Kein Reichtum herrscht in den Weberdörfern, doch die wohlgepflegten Blumengärtchen vor den kleinen, sauber gehaltenen Häusern oder

mindestens hübsche Blumenstöcke in den der Straße zugekehrten Fenstern lassen Naturfreude und bescheidenen Wohlstand der Bewohner erkennen. Der Gesamtertrag der Textilerzeugnisse beziffert sich auf hohe Summen, setzt doch allein das durch seine Samtfabrikation Weltruf genießende Warnsdorf südöstlich von Rumburg, erst vor ein paar Jahrzehnten zur Stadt erhoben, an Webwaren jährlich über zehn Millionen Gulden um.

Das Erzgebirge machte einst in weitem Umfang seinem Namen Ehre. Es lieferte schon in alten Zeiten Silber und Kupfer, Blei und Zinn, selbst Quecksilber und etwas Gold. Noch im 16. Jahrhundert widerhallte das Gebirge vom fröhlichen Leben der Bergknappen und Hüttenleute. Aus den Schächten förderte man beträchtliche Erzschätze zu Tage, in den Wäldern krachten die Bäume nieder, deren Holz man zum Ausfüttern von Schacht und Stollen oder in den Schmelzhütten brauchte. Schon machten sich zwar dann und wann Erschöpfungen der Erzlager fühlbar; indessen, wenn's an der bisherigen Schürfstätte zu Ende war mit dem Bergsegen, so zogen die unsteten Gesellen leichten Sinnes weiter und fanden auch meist bald anderwärts in Gruben oder Schmelzwerken neuen Lohn. Als dann aber selbst die eine Zeitlang schier unerschöpfbar dünkenden Silberadern von Joachimsthal, der berühmten Heimat der „Thaler", versiegten, wandten sich die Erzgebirgler einer charakteristisch mannigfaltigen Hausindustrie zu, die ihnen bei großer Sparsamkeit und Genügsamkeit auf ihrer kärglichen Gneisscholle doch zu leben ermöglichte. Barbara Uttmann von Annaberg wurde durch ihr kluges Ersinnen der Spitzenklöppelei (1561) die größte Wohlthäterin des Erzgebirges gerade in der kritischen Zeit der Erzebbe. Heroische Arbeitsausdauer und erstaunliche Handfertigkeit kann man bei diesen Klöpplerinnen bewundern; so früh der Wanderer am Sommermorgen aufbrechen mag, er wird in den Gebirgsdörfern, wo die weiblichen Familienglieder durch ihre zierliche Spitzenarbeit den Hauptunterhalt beschaffen müssen, schon bei Sonnenaufgang das Klappern der braunen Holzklöppel vernehmen und Mädchen wie Frauen am geöffneten Fenster der niedrigen Stube, über das walzenförmige Klöppelkissen gebeugt, emsig schaffen sehen, was sie bis zum späten Abend fortsetzen. Weil die Männer meist zu ungefüge Hand für Klöppelarbeit besitzen, finden wir bisweilen umgekehrte Welt in den Klöppeldörfern: der Mann besorgt das Hauswesen, wäscht, scheuert und kocht, während Frau und Töchter verdienen.

Um 1800 zählte man 16,743 Spitzenklöpplerinnen am böhmischen Erzgebirge und fast ebenso viele im benachbarten Saazer wie Elbogener Kreis. Seitdem ist der Lohn der Klöppelei arg gedrückt worden durch die englische Erfindung der Bobbinetmaschine und durch deren Betrieb mit Dampfkraft zu Massenerzeugung. Bloß noch die allerfeinste Spitzenherstellung, bei der die kunstvolle Hand von keiner Maschine ersetzt werden kann, nährt ihre Meisterin, andere gibt kaum Hungerlohn. Auf der Höhe des Gebirges, wo Waldblößen in den sonst so unabsehbaren Fichtenwäldern die alte Waldverheerung durch den ehemaligen Berg- und Hüttenbetrieb künden, über manchem längst verlassenen Bergwerk die Erdoberfläche zu einer dolinenähnlichen „Pinge" eingesunken ist, wird trotzdem noch fleißig geklöppelt, oder man verfertigt „Gorlstickerei" aus Seidenfäden und Glasperlen zur Verzierung von Damenkleidern, sucht Verdienst durch Weiß- und Buntstickerei, als Strumpfwirker oder Posamentierer. Schaut auch oft genug hohlwangiges, fahlfarbenes Darben aus den Gesichtern, muß Kartoffel und Kraut nebst einer bräunlichen heißen Brühe, die vom Kaffee nur den Namen entlehnt, hauptsächlich die nährstoffarme Kost liefern, so verleugnet doch Sohn wie Tochter dieses Gebirges die Abkunft von jenem frohlebigen Bergvolk nicht. Flinke Anstelligkeit läßt sie den Lebensunterhalt in dieser lustigen Heimat auf dem mageren Flurboden zwischen Fichtengrün und Torfmoor immer

noch erringen, auf diesem Heimatsboden, der die Vorfahren einst besser nährte, und den sie doch in herzenswarmer, echt deutscher Heimatsliebe nicht verlassen mögen. Bange Sorge um die Zukunft oder gar Schwermut ist ihnen fremd; so regelrecht Schmalhans den Küchenmeister spielt, die „hellen Sachsen" haben schon Zutrauen zu ihrer Hände Fleiß, der sie nicht untergehen lassen wird. Ein Hang zur Ungebundenheit und Freiheit wohnt immer noch in diesen Erzgebirglern, Freude an Geselligkeit, Tanz und Musik hilft ihnen über manche Entbehrung hinweg.

Man darf die überhaupt unter den Deutschen des Tschechenlandes so auffällig stark verbreitete musikalische Neigung vielleicht auf das allgemein gültige Gesetz zurückführen, daß verschiedenartig begabte Völker, sobald sie in demselben Küstenzug einer Insel oder in dem nämlichen Mauerzug abschließender Gebirgskämme jahrhundertelang leben, einander mancherlei mitteilen, sei es in Tracht, Sitte und Sprache, sei es in Lebensgewohnheiten, wie sie das Beispiel erzieht und wie sie ihrerseits auf die Stimmung des Gemütes wirken. Nun kann man nur von einer einzigen Eigenschaft reden, deren Verstärkung allen Deutschen im Tschechenland eigen sei, den Bayern wie den Franken, den Obersachsen wie den Sudetendeutschen, das ist eben ihre Liebe zur Musik, wie schon der alte Arndt es ausspricht: „Die Deutsch-Böhmen sind ein sang- und klangreiches Völklein." Wurden sie das aber auf dem böhmischen Boden, wie sollte das anders mit diesem zusammenhängen als durch die Leidenschaft für Musik, die dem schwärmerischen Sinn der Tschechen innewohnt? Die Musikkorps der österreichischen Regimenter bestehen großenteils aus Deutschböhmen, auch bei denen des russischen Heeres waren sie früher sehr beliebt; fast in allen deutschen Badeorten konzertierten zur Kurzeit Deutschböhmen; Harfenspielerinnen vom böhmischen Erzgebirge, namentlich aus Preßnitz, durchziehen mit ihren trefflichen Leistungen halb Europa. Daheim gibt es kaum ein deutschböhmisches Dorf, das nicht aus seiner Mitte einen gut geschulten Sängerchor zur künstlerischen Weihe des sonntäglichen Gottesdienstes stellte. Überall hängen Musikinstrumente an den Wänden der Wohnstuben, Geigen, Klarinetten, Hörner, denn ein oder mehrere Instrumente lernt fast jeder Deutschböhme in seiner Jugend schon spielen. Sein ganzes Leben läßt der Deutsche im Lande der Tschechen gleich diesen selbst von Musik durchklingen, mit Musik läßt er sich zum Grabe geleiten. Besucht man ein Dorf im Böhmer Wald, so hört man singen; der Jodler ist dort fast so bekannt wie in den Alpen; spät abends noch durchziehen erwachsene Burschen das Dorf mit ausgelassen heiteren oder auch mit ernsten Weisen. In aller ursprünglichen Frische kann man dort noch das echte Volkslied aus der Erregung des Augenblicks entspringen sehen, ohne daß Text oder Sangesweise irgendwoher entlehnt würden.

Am böhmischen Erzgebirge erreichte die deutschböhmische Vorliebe für musikalische Künste ihre höchste Blüte und verknüpfte sich mit einer großartigen Fabrikation musikalischer Instrumente, für welche Graslitz und Schönbach die Hauptorte sind. In diese Gegend wurde 1667 zunächst der Geigenbau aus Deutschland verpflanzt, später gesellte sich dazu das Anfertigen von Saiten und von Holzblasinstrumenten, die „Pfeifenmacherei". Jetzt erzeugt Graslitz vorwiegend Blasinstrumente aus Holz und Blech, besonders Mundharmonikas, Schönbach dagegen Saiteninstrumente. Wie beide Orte mit ihren Fabrikaten schwunghaften Ausfuhrhandel durch ganz Österreich-Ungarn treiben, so entsenden die Nachbarorte Preßnitz und Sonnenberg ihre Tonkünstler und -Künstlerinnen noch weit über die heimischen Staatsgrenzen. Aus jedem Haus tönt dort Musik, und man bemerkt dabei auch ernsthafte Übung zu schulgerechter Ausbildung in dieser Kunst, die den armen Gebirgsleuten Verdienst schafft bis nach Ägypten und Amerika. Allherbstlich wandern Hunderte in Gesellschaften von 4—12 Personen in die Fremde, um im nächsten Sommer oder auch erst nach Jahren mit vollen Börsen zurückzukehren,

den Gewinn redlich auch den Daheimgebliebenen zu gute kommen zu lassen und alsbald wieder für eine neue Reise sich zu rüsten.

4. Die Mittelgebirgslandschaften des deutschen Rheingebietes.

Als Kaiser Karl IV. die Prager Hochschule gründete, gliederte er sie nach vier „Nationen": der tschechischen, polnischen, bayrischen und sächsischen. Unter den letzten beiden Nationen befaßte er das deutsche Volk, und zwar unter den Bayern die Südwestdeutschen, d. h. den bayrischen, schwäbischen und fränkischen Stamm, einschließlich der norddeutschen Rheinländer, unter den Sachsen die übrigen Norddeutschen. In dieser Scheidung des deutschen Volkes sprach sich die wichtige Thatsache aus, daß die Franken die Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland verwischen, daß sie, vom norddeutschen Rhein, der heutigen Rheinprovinz, ausgegangen, bis nach Lothringen die Mosel und bis ans Fichtelgebirge den Main hinaufzogen, um Worms und Speyer von der Hart zum Odenwald als „Pfälzer" sich mit den Schwaben mischten, von diesem (neben dem bayrischen allein ganz süddeutschen) Volksstamm mithin gar nicht mehr zu trennen sind, dagegen sich scharf abheben von den rein norddeutschen Niedersachsen, Hessen und Thüringern.

Nachmals schwand der Sachverhalt aus der Erinnerung, je mehr man über dem etwas doktrinär übertrieben ausgemalten Gegensatz von Norddeutsch und Süddeutsch denjenigen zwischen West und Ost, genauer den zwischen Südwest und Nordost, vergaß. Völlig verkehrt hört man immer und immer wieder die vielberufene „Mainlinie" als die Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland nennen, obgleich doch gerade der Main, an dem sich die Ortsnamen auf -furt so bezeichnend häufen, der echte Brückenstrom ist, seine beiden Ufer aufs engste verbindend. Oder lägen etwa nur die gesegneten Muschelkalkhänge, auf denen am linken Stromufer der edle Stein- und Leistenwein wächst, samt der altbischöflichen Marienburg in Süddeutschland, Würzburg aber auf dem Gegenufer in Norddeutschland? Indessen selbst wenn man, wie billig, die nordsüddeutsche Scheidelinie über die Wasserscheide des Main gegen das Wesergebiet hinwegführt, bleiben die Franken ein sowohl nord- als süddeutscher Stamm. Denn wie das Königreich Bayern seine drei Kreise am Main und an der Regnitz als fränkische bezeichnet, könnte Preußen die Rheinprovinz (samt Nassau) seine Frankenprovinz nennen. Diese Rittlingsstellung der Franken quer hinüber über den 50. Parallelkreis straft die stumpfsinnige, jedoch der Denkträgheit zusagende, darum weitverbreitete Ansicht Lügen, als wäre der Unterschied von Nord- und Süddeutsch einfach ethnisch bedingt. Man beruhigt sich gern dabei, daß süddeutsches Wesen nun einmal das unserer Südstämme, norddeutsches das unserer Nordstämme sei, ohne dabei der besagten Stellung der Franken sich bewußt zu werden, gerade so, wie man es als selbstverständlich betrachtet, daß die Portugiesen nur Portugal, die Spanier nur Spanien, die Franzosen nur Frankreich bewohnen, und daß aus den „ursprünglichen Anlagen" dieser Nationen sich im wesentlichen das ganze Portugiesen-, Spanier- oder Franzosentum unserer Tage herleite. Allerdings läßt sich die Eigenart keines Volkes, ja nicht einmal des kleinsten Volksstammes bloß aus dem Einfluß seines derzeitigen Wohnraumes auf seine Entwickelung erklären. Aber „ursprünglich" im Sinne von uranfänglich, womöglich am jungen Morgen des Schöpfungstages geboren, ist kein Volk, die Summe seiner Eigentümlichkeiten vielmehr erst im Laufe der Zeit entstanden. Was hierbei ein natürlich umschlossenes Land durch Gängelung der geräuschlos, jedoch ohne Unterbrechung wirkungsvollen Verkehrsbewegung leistet, wird allzuleicht übersehen über den dramatischer einwirkenden Katastrophen der Geschichte und der mystischen „Begabung", die immer nur etwas Erworbenes darstellt. Die Macht des Verkehrs in Anschmiegung an den mitteleuropäischen

Bodenbau haben wir im obigen schon mehrfach zu betonen gehabt. Hier nun ist es an der Zeit, hinzudeuten auf die Rolle, welche diese Macht in der die ganze Geschichte unseres Volkes durchziehenden Zweigliederung in die Nord- und Südhälfte gespielt hat.

Die Deutschen des Südens, sahen wir eingangs, wanderten aus dem Norden herein. Norddeutschland ist Altgermanien. Wie sollten aus der gemeinsamen Wiegenstätte innig verschwisterter Volksstämme deutscher Zunge ganz von ungefähr solche Gegensätze hervortreten, wie man sie oft schildern hört, wenn in kühn generalisierenden Schlagworten die Rede geht von den thatkräftigen Verstandesmenschen des deutschen Nordens, den lieber gemächlich genießenden Gemütsmenschen unseres Südens? Da verkennt man, welch eine Fülle von Denk- und Thatkraft von jeher im süddeutschen Volk gesteckt hat, und ein wie tiefes Gemüt dem Norddeutschen innewohnt, auch wo er nicht so leutselig sich gibt wie am Rhein, nicht so redselig wie in Sachsen. Bemerkten wir nicht eben „norddeutsch" verschlossenes Wesen bei den Schönhengstlern, die doch aus dem munteren Mainland stammen? Wechselvoll begegnen uns die Temperamente in Nord wie Süd, aber es sind dieselben deutschen Menschen, deren Herzschlag uns wahlverwandt berührt, mag sie uns Fritz Reuter zeichnen aus Mecklenburgs Niederung oder Rosegger aus den Steirischen Alpen. Im nämlichen Neckarland, wo Schiller und Uhland geboren wurden, ragen die Stammburgen der Zollern und Staufen am Jura. Unabhängig voneinander haben Helmholtz und der Heilbronner Robert Mayer das Gesetz von der Erhaltung der Kraft gefunden. Immerhin aber bleibt es wahr, daß sich unter dem 51. Breitengrad in Mitteleuropa norddeutsche Art in süddeutsche umsetzt. Das merkt man zuvörderst an einer Menge kleiner Züge in Lebensführung und Mundart; statt „Wartesaal" liest man auf einmal das süddeutsch gekürzte „Wartsaal", „Bube" hört man für „Knabe", „nit" für „nicht", „nimmer" für „nicht mehr", „Samstag" für „Sonnabend", die Verkleinerungssilbe „le" für „chen", man vernimmt das leider dem Norddeutschen abhanden gekommene „heuer", das doch ebensowenig den Untergang verdient wie unser „heute", lauscht verwundert, daß alte Ausdrücke, die im Norden fast nur der Dichter gebraucht, wie „Roß" und „Geiß", „schauen" und „droben", im Süden noch in gewöhnlicher Umgangssprache fortleben.

Doch auch ein ganz gewichtiger politischer Dualismus deckt sich mit jenem schon dem Touristen auffallenden Wechsel im Volksleben. Er setzte bereits ein, als kaum die Deutschen begonnen hatten, vom Süden Besitz zu ergreifen. Der Gegensatz zwischen dem Markmannenkönig Marbod und dem Cheruskerfürsten Armin war ein Vorläufer der so viel länger währenden Spannung zwischen Österreich und Preußen, die erst 1866 auf den böhmischen Schlachtfeldern zum endlichen Austrag gebracht, sodann durch Bismarcks unerreichte Staatskunst im Bündnisschluß ausgeglichen wurde. Was man aber allzu unbeachtet gelassen hat, ist die fesselnde Thatsache, daß es überhaupt seit Armins und Marbods Tagen in Mitteleuropa in der Regel nur nord- oder süddeutsche Staatsgebilde gegeben hat. Die Einengung Deutschlands zu seinem heutigen Reichsumfang vollzog sich durch eine norddeutsche Abgliederung, aus der die beiden Königreiche an der Rhein- und Scheldemündung hervorgingen, und zwei süddeutsche, die der Schweiz sowie Österreichs. Selten und nie für lange Dauer griffen territoriale Einwirkungen aus der einen nach der anderen Hälfte des alten Deutschland hinaus. Auch heute gibt es, wenn wir absehen von der Vererbung des darmstädtischen Südhessen an das eigentliche Hessen und vom Anfall Hohenzollerns an Preußen, in ziemlich scharfer Scheidung eine nord- und eine süddeutsche Staatengruppe im Deutschen Reich. Das erschließt uns die Einsicht, wie Nord- und Südhälfte Mitteleuropas, obwohl zum großen Teil von verschiedenen Volksstämmen bewohnt, vor allem

zwei verschiedene Verkehrsprovinzen ausmachen, die im Osten durch die sächsisch-schlesischen Grenzgebirge stets ungleich strenger auseinander gehalten wurden als im Westen, wo süddeutsches „nit“ noch in Kassel gehört wird, am Rheinstrom aber „nit“ und „Samstag“ bis Holland reicht, ebenso das an Italien erinnernde Lastentragen auf dem Kopf, das den Trägerinnen des runden Warenkorbes am ganzen Rhein bis zu seiner Mündung den hübsch geraden Gang verleiht.

Der Rhein ist nicht allein der größte, wasserreichste, schiffbarste Strom Deutschlands, sondern auch der unschätzbare Vermittler zwischen Süd und Nord. Nicht bloß, daß er samt seinen Zuflüssen Mosel, Nahe und Main die Zugangsstraßen öffnete für den fränkischen Einzug auf süddeutschen Boden, nein, Tag für Tag führt er auf seinem Wasserspiegel, an seinen Ufern Güter und Menschen Nord- und Süddeutschlands zusammen, so daß z. B. dank dem wohlfeileren Bezug der Ruhrkohlen die süddeutschen Städte des Rheingebietes ungleich leichter den modernen Aufschwung zu umfassender Maschinenindustrie erzielen konnten als Isar- oder Donaustädte, vor allem aber der feste Zusammenschluß der süd- und norddeutschen Staaten durch die Ausgleichung der wirtschaftlichen Interessen innerhalb des gesamten deutschen Rheinlandes die mächtigste Förderung erfährt. Mehr als dem Russen die Wolga ist dem Deutschen der Rhein; mit ihm fühlt er sich national verwachsen, ihm gilt sein volkstümlichstes Schutz- und Trutzlied. Deutschland durfte nicht ruhen, solange ein Fuß breit von seinem Rheinufer Frankreich gehörte. Wer das eine Gestade des grünen Rheins besitzt, so lehrt die Geschichte, dem fällt bald auch das treu verschwisterte Gegengestade in die Hand, und wer uns den Rhein nimmt, der reißt das Rückgrat aus dem Körper unseres Reiches.

Durchwandern wir nun die schönen Rheinlande von Süden her, so betreten wir zuerst den „Garten Deutschlands“, die fruchtreiche Tiefebene am süddeutschen Mittelrhein, die man zum Unterschied von der niederrheinischen die oberrheinische Tiefebene genannt hat. Hier vereinigt sich ein mildes Klima mit einer fruchtbaren Bodenkrume als natürliche Unterlage für einen äußerst mannigfaltigen, intensiv gartenartigen Anbau und somit für eine außerordentliche Volksverdichtung. Auf einen Winter, der nur die beiden einrahmenden Gebirge dauernder in das weiße Schneegewand hüllt, folgt eine lange, heiße Sommerzeit; nirgends in Deutschland zeigt der Einflug der Schwalben so früh im Jahr das Erwachen des Lenzes an, nirgends verlassen die Zugvögel den deutschen Boden so spät wie hier. Nur wo streckenweise magerer Diluvialsand das fette Schwemmland unterbricht, breiten sich wie in der Mark Brandenburg Kieferwaldungen mit Kartoffelfeldern aus. Sonst liegt eine wie in Beete zerstückelte Flur vor uns, wo die emsige Betriebsamkeit kleiner Besitzer den Feldbau auf eine hohe Stufe der Ertragsfähigkeit gehoben hat. Neben dem prächtigsten Weizen trägt der bündige, thonreiche Boden feinste Chevaliergerste, die namentlich im Unterelsaß einer schwunghaften Bierbrauerei dient. Die Büschelähren des Maises mit vollen Körnern beweisen, daß man hier unter oberitalienischer Sommerglut den Mais nicht wie sonst fast überall in Deutschland bloß als Futtermais der Blätter wegen baut. Neuerdings hat sich die Zuckerrübe zu den älteren Kulturen von Tabak, Krapp und Zichorien gesellt, um deren Ausbreitung auch auf der badischen Seite vor 200 Jahren die wegen ihres Glaubens verfolgten französischen Flüchtlinge, als sie hier schützende Aufnahme fanden, sich verdient gemacht haben. Die beste und massenhafteste Ernte deutschen Tabaks erbringt alljährlich diese gesegnete Ebene. Landschaftlich hebt sich ganz besonders der umfangreiche Hopfenbau hervor, sei es, daß diese Lieblingsliane des Deutschen frischgrünen Laubes am Gestänge rankt, sei es, daß nach dem Pflücken des Hopfens die hohen, pyramidal zusammengelehnten Hopfenstangen wie Gerüste riesiger Wigwams über den Boden weit hinausschauen. Vornehmlich ist es jedoch

die Fülle von Baumfrüchten und von Wein, was diese Ebene wie überhaupt das Rheingebiet des deutschen Mittelgebirgslandes auszeichnet. Obst spielt am Rhein eine ungleich wichtigere Rolle für die Volksernährung als im übrigen Deutschland, und der Wein als Getränk auch des gemeinen Mannes erzeugt jene Atmosphäre des Frohsinns, wie sie nach Goethes Ausspruch alle weintrinkenden Länder verklärt. Auf dem Vulkangestein des herrlichen Kaiserstuhls, der inselartig aus der südbadischen Ebene emporragt, wie im Rappoltsweiler Bezirk des Elsaß entfällt mehr als ein Zehntel der Fläche auf Rebland. Hohe Walnußbäume beschatten die Landstraßen, die Edelkastanie reift wie in Frankreich oder in den Mittelmeerlanden ihre wohlschmeckende Frucht und hat allein hier den volkstümlichen deutschen Namen des Kästenbaums empfangen.

Ein liebenswürdiger, fröhlicher und geweckter Volksschlag ist in der Ebene sowie auf deren Randgebirgen zu Haus. Er gehört dem schwäbischen Stamm an, überall hört man das schwäbische „isch" oder „esch" für „ist"; man hat sich gewöhnt, diese Schwaben unseres äußersten Südwestens Alemannen zu nennen, obwohl dieser altertümliche, bereits aus Römermund erklingende Name ursprünglich dem ganzen Verband schwäbischer Stammeselemente zukam. Am besten kennen wir aus Hebels trefflichen Dichtungen nicht bloß die Mundart, sondern auch den warmen Herzschlag der Schwarzwälder Alemannen. Dort in den noch so stattlich erhaltenen Waldungen der alten „Abnoba" treffen wir auch noch das schwäbische Gebirgshaus in der Bauweise längst verwichener Zeiten: ein etwas plumpes Gebäude vereinigt Wohnraum, Stallung und Scheuer, unter dem hohen, tief herabreichenden Dach ziehen alpenhafte Galeriegänge hin und schauen breite Fenster gleich wie freundliche Augen unter mächtigem Wimperschatten hervor; nur das Fundament ist gemauert, das übrige ist Holzbau unter Stroh- oder Schindeldach. Höher hinauf in den Schwarzwaldthälern mehren sich die dunkeläugigen, schwarzbehaarten Gestalten als Spuren vorgermanischer Siedler, abwärts herrschen deutsche Blauaugen und Blondhaare vor. So bleibt es auch in der rheindurchflossenen Niederung bis in den Wasgau hinüber. Wie schätzten die Franzosen diese stämmigen, anstelligen und wehrhaften Elsässer in ihren Heeren! Welch ehrenwerten Anteil haben diese bei ihrer gemütvollen, pflichtgetreu deutschen Art an der katholischen Missionsarbeit der französischen Kirche in fremden Weltteilen genommen! Die blaue Bluse der elsässischen Arbeitsleute erinnert noch an den früheren französischen Staats-, also auch engeren Verkehrsverband. Indessen der Kern des elsässischen Volkes ist unbeschadet der französischen Brocken, die sich in seine Umgangssprache verirrten, durchaus deutsch geblieben. Das sieht man schon den spitzwinkeligen Giebelhäusern in Stadt und Dorf an. Auf dem platten Lande trägt oft noch der Bauernhof den Namen des Erbauers, der auf den jeweiligen Inhaber auch aus ganz anderer Familie übergeht. Geschnitztes Balkenwerk, Inschriften weiser Sprüche muten uns gar heimatlich an. Unter den überhängenden Dächern des Wohnhauses trocknen Guirlanden von Tabaksblättern und Maisähren, dahinter liegen Stallgebäude, Scheunen, Taubenschläge neben Küchen- und Obstgarten, wo Aprikosen und Pfirsiche gezogen werden, an sonniger Hauswand süße Trauben reifen, am Feierabend alt und jung zu heiterem Beisammensein sich sammelt.

Schon im Mittelalter jedoch war die oberrheinische Ebene samt Wasgau und Schwarzwald mit ihrem hehren Wahrzeichen, dem Straßburger Münster, kein bloßes Acker-, Garten- und Waldland. Der mindere Ertrag des Gebirgsbodens bestätigt hier abermals den Satz: die Not ist die Mutter der Künste. Von den beiderseitigen Gebirgen stiegen gewerbliche Betriebe in die Niederung, wo stark anwachsende Volkszahl das Leben vom bloßen Bodenertrag allmählich erschwerte, und der rege Durchzugsverkehr der Fremden wie der Handelsvertrieb der Einheimischen in die Fremde auf der großen nach der Schweiz und bis Holland führenden Rheinstraße, auch

auf den rechtwinklig sie kreuzenden Straßen, die durch bequeme Gebirgspässe Frankreich mit den Donaulanden verknüpfen, regte vielfältig industriell an. Seit alters verflößt man die Schwarzwaldtannen nach den holzarmen Niederlanden zum Schiffbau. Erst läßt man die Stämme in kleineren Flößen die hurtigen Schwarzwaldbäche hinab in den Rhein schwimmen, dann vereinigt man sie bei Mannheim zu jenen großen Flößen mit einer Bemannung bis zu hundert Köpfen, die sich ihr Obdach samt Küche, Bäckerei und Viehstall auf dem Floß selbst gründet für die Fahrt nach Holland. Früh schon reihte sich an die Flößerei die Holzschnitzerei, aus der sich seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts die Fabrikation der berühmten Schwarzwälder Uhren entfaltete. Auch auf Glasbläserei verlegten sich die findigen Schwarzwäldler, und ihre Glashändler brachten aus der Schweiz, aus Italien die Kunst feiner Strohflechterei mit. Der Notstand der fünfziger Jahre, wo alle Gewerbe stockten, brachte die Strohhut- und Strohtaschenfabrikation kräftig empor, man begann nun auch kostbare Schmuckgegenstände aus eigens zubereitetem Stroh und aus getrockneten Palmblättern herzustellen, worin noch heute das Gebirge unübertroffen dasteht. Fleißige Frauen, schmucke Mädchen sieht man unter dem schwer belasteten Marktkorb rüstig die Gebirgspfade daherschreiten, statt des Strickzeuges das Strohgeflecht in Händen, das sie emsig und kunstgerecht bearbeiten. Besonders weithin sind die europäischen Länder mit dem Schwarzwald durch den Bürstenhandel verknüpft: mehr als tausend Arbeiter stellen in der Gegend am Belchen und Feldberg die verschiedensten Bürstensorten her, und Händler aus ihrer Mitte durchziehen mit der Ware die Fremde, gründen an den Hauptorten ihres Absatzes ständige Niederlagen und kehren oft nur zu Weihnachten oder zu Pfingsten in ihr Walddorf zurück.

Am großartigsten aber bethätigte sich der Erfindungsgeist der klugen Alemannen des Schwarzwaldes auf dem Gebiete der Fabrikation musikalischer Instrumente. Sie ging aus der Uhrenfabrikation hervor und hat noch heute wie diese ihren Hauptsitz in dem reizenden Bergkessel des südlichen Schwarzwaldes, der das friedliche Bergstädtchen Furtwangen umfängt. Da sieht man die rastlosen Arbeiter hinter den zahlreichen breiten Fenstern, die viel Licht einlassen in das schindelbedeckte Häuschen an steiler Halde; vom frühen Morgen bis zum späten Abend regen sie die kunstfertigen Hände, auch Frau und Kind helfen gelegentlich mit oder tragen durch Strohflechten das Ihre zum Unterhalt der Familie bei. Man fertigte seit 1768 zunächst Spieluhren mit Glasglöckchen und tanzenden Figuren, führte dann das Glockenspiel ein und verband endlich mit den Glöckchen Klaviersaiten, auf einen Resonanzboden gespannt; auch Spielwerke mit orgelartigen Pfeifen ersann man, und schließlich trat ein kunstvolles Tongerät, losgebunden von der Prosa des Stundenweisens, hervor. Das erste dieser größeren Kunstwerke schuf Meister Blessing in Furtwangen Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts, nannte es Orchestrion und verkaufte es für 36,000 Mark nach England; es spielte ganze Symphonien und Ouvertüren mit feinster Abstufung der Tonstärke und täuschte ein vollbesetztes Orchester mit dem Klang von Flöte, Fagott, Waldhorn und Trommel vor. Hunderte solcher Orchestrions sind schon von Furtwangen und dessen Nachbarorten Vöhrenbach und Kirchbach in die Welt gegangen, bis zu 40,000 Mark an Wert. Hauptsächlich England, Rußland und Nordamerika sind Abnehmer. Und man kennt ja die erfolgreiche Fürsorge des jetzt regierenden volksfreundlichen Landesherrn gerade für diese kostbarste Blüte des kunstgewerblichen Unternehmungsgeistes seiner Schwarzwäldler. Kunstschulen wurden regierungsseitig errichtet, Wandermusiklehrer ließ man in den Ortschaften jenes Kunstbetriebes Unterricht erteilen, um den musikalischen Sinn der Bewohner höher auszubilden.

Ganz anders hat sich das gewerbliche Leben des Schwestergebirges, des Wasgaus, entwickelt, denn die beiderseitige Gebirgsbevölkerung trat kaum in wechselseitige Berührung; zumal während der französischen Zeit wurde das Elsaß künstlich abgesperrt gehalten vom badischen Nachbar. Die Ära der naturgemäßen Wiedervereinigung beider Uferseiten des Vaters Rhein seit 1871 leitete sich ein durch schleuniges Erbauen von Rheinbrücken, bei deren Einweihung von links die Humpen mit Elsässer Rotem, von rechts die mit edlem Markgräfler auf der Brücken Mitte zu festlichem Willkommengruß gebracht wurden. Schon im Landschaftsbild am Wasgaufuß mischen sich bezeichnend zahlreiche Fabrikschornsteine in das Obstbaum- und Rebengelände. Gelangen wir aber dann in die Wasgauthäler selbst, so hören wir die Sägemühlen knirschen, Räder und Turbinen sausen, getrieben vom Waldbach im eigenen Bett oder in künstlich von ihm abgeleiteten Rinnen. Vorzugsweise stehen diese Werke im Dienst der Baumwollspinnerei und -Weberei. Nach Schweizer Vorgang wurde früher für die Wasgauer Textilindustrie sogar ausschließlich Wassertriebkraft benutzt; gegenwärtig jedoch führen Zweige der elsässischen Haupteisenbahn die erwünschten Steinkohlen westwärts in die Gebirgsthäler hinein, reichen also natürlich innerhalb derselben spornartig auch nur so weit, als Fabrikbedarf vorliegt. Im Hintergrund dieser Wasgauthalungen wird es dann plötzlich naturstill; die Landstraße windet sich an den nur noch mit Einzelhöfen besetzten Waldlehnen zum Kamm empor, auf dem wie im Schwarzwald oberhalb des dunkleren Buchen- und Fichtengrüns auf waldfreien Matten die Sennhütten („Melkerschoppen") stehen und zur Sommerzeit die Rinder weiden. Auch alle die traulichen Städtchen, die in dichter Reihe am Gebirgsfuß liegen, so mittelalterlich sie aussehen in ihrer Spitzgiebel-Architektur, mit ihren Wällen und Thortürmen, oft eine sie ehedem schirmende Burg auf der benachbarten Berghöhe, gründen ihren modernen Wohlstand auf Textilindustrie. Die bedeutendste Baumwollweberstadt nicht bloß des Elsaß, sondern ganz Deutschlands treffen wir aber in der offenen Ebene, nahe vor der „burgundischen Pforte", durch welche jene Ebene zwischen Wasgau und Jura ins französische Rhoneland übergeht. Es ist Mülhausen mit seiner fast zu zwei Drittel industriell beschäftigten Bevölkerung, den großen Fabriken, dem Wald von dampfenden Schornsteinen. Bis vor hundert Jahren eine Stadt der Eidgenossenschaft, hatte Mülhausen gleichzeitig mit der nordöstlichen Schweiz seine Textilindustrie begründet und sodann, französisch geworden, Nutzen gezogen von der wohlgepflegten wirtschaftlichen Einheit, namentlich auch dem für den Warenvertrieb so dienlichen Kanalsystem Frankreichs. Das Antlitz der südwestlichsten Großstadt unseres Reichs im elsässischen Sundgau hat sich mithin im Laufe der letzten hundert Jahre gleichsam im Kreis herumgedreht; aber erst nach der Hinkehr auf deutschen Boden, zu dem Natur wie Volksart hinzog, hat Mülhausen im größeren Wirtschaftsverband des Deutschen Reichs seine nunmehrige Vorrangstellung erlangt.

Die Hochfläche von Deutsch-Lothringen gehört nur in ihrem Nordosten dem deutschen Volkstum ausschließlich an. Die deutsch-französische Sprachgrenze zieht von der Diedenhofer Moselgegend der Länge nach durch das Land gen Südosten. Metz war bis ins 16. Jahrhundert eine deutsche Reichsstadt, aber niemals eine bloß von Deutschen bewohnte Stadt; die Schlachtfelder unserer ruhmvollen Kämpfe des Augustmonats von 1870 liegen auf altromanischem Boden. Wo Deutsche Lothringen bewohnen, liegt die Fläche für den Weinbau fast durchweg zu hoch, erst beim Hinabsteigen ins tief eingeschnittene Moselthal kommen wir in die mildere Luft, wo zartere Fruchtarten, z. B. der von Frankreich hierhin verpflanzte Mispelbaum, gedeihen, und da umschmückt noch heute ein Rebengestade mit duftendem Weinlaub der Mosella Lauf, wie einst der römische Dichter Ausonius sang. Auf der Hochfläche aus Triasboden ist der landschaftliche

Eindruck nicht eben romantisch. Fruchtbare Felder wechseln mit pappelumsäumten Wiesen, von murmelnden Bächen durchzogen; dann und wann blickt ein mittelalterliches Herrenschloß in Trümmerresten von einer Hügelkuppe hernieder, aus Obstbaumgruppen schauen freundliche Dörfer mit kurzem Kirchturm hervor. Ganz verschieden vom schwäbischen zeigt sich der Baustil der Häuser. Wir befinden uns auf fränkischem Stammesgebiet. Nichts von Holzbau und Schnitzwerk, Erker oder Laubengang. Auch das Dorfhaus ist hier aus Bruchstein aufgeführt, ziemlich schmal, aber tief, mit wenig Fenstern an der Straßenseite. Das gibt den in lückenlosen Straßenzeilen angelegten Dörfern das Aussehen kleiner Städte, ganz wie im benachbarten Frankreich. Beim Eintreten ins Dorfhaus gelangt man in die Küche mit einem französischen Kamin; über dem Herd hängt an einer Kette der Suppentopf. Auch im Wohnzimmer ersetzt das Kamin den Ofen. Die Deutsch-Lothringer sind von mittlerer Größe, besonders im östlichen Landesteil kräftige, untersetzte Gestalten. Sie verbinden mit Gutmütigkeit, Gastfreiheit und Offenheit treues Festhalten am Althergebrachten, auch an ihrem katholischen Glauben. Am Johannistag leuchten des Abends im Saar- und Seillethal die Johannisfeuer auf; die dabei angekohlten Hölzer hebt auch der lothringische Bauer sorgfältig zu Hause auf, denn er benutzt sie, um sein Vieh gegen Krankheit zu schützen. Trotz dieser germanischen Züge verrät das Vorherrschen dunkler Augen und dunkeln Haares, daß viel romanisiertes Keltenblut in diesen Franken aufgegangen ist, seit sie das Land erobert haben. Vollends in der Tracht merkt man modern französischen Einfluß. Der Landmann trägt die graue oder blaue Bluse und die Zipfelmütze; die bunten Trachten von Baden und Elsaß reichen nicht nach Lothringen hinüber, auch nicht die schwarze Schmetterlingsschleife des nœud alsacien, die sich auf dem Scheitel der munteren Elsässerinnen so hübsch ausnimmt: die Lothringerinnen tragen sich auch auf dem Lande ziemlich städtisch, höchstens führen sie noch die weiße Haube mit breitem abgeschrägten Saum, der ihr Gesicht ungefähr wie ein niedriger Tropenhelm beschattet. Landwirtschaftliche Thätigkeit herrscht auf den Dörfern wie in den meisten Kleinstädten vor, was zur Stärkung der konservativen Neigung beigetragen haben wird. Nur an einigen Stellen wurde industrielle Beschäftigung durch Fossilschätze angeregt, namentlich Eisengewinnung und -Verhüttung, auch Glas- und Porzellanbereitung, unterstützt durch die nahen Steinkohlenlager an der Saar. In der Herstellung der geschmackvollen vergoldeten und gemalten Tafelservice zu Saargemünd lebt noch eine dankenswerte Pflanzung spezifisch französischer Kunstgewerbsthätigkeit lebensfrisch weiter.

Ein letztes Mal kehren wir bei echten Schwaben ein, indem wir von Heidelberg mit seiner epheuumsponnenen Schloßruine aus ins württembergische Neckarland ziehen. Dort, wo vor dem burgenreichen Steilabfall des ob seiner Quellenarmut so schwach besiedelten schwäbischen Jura die durch dessen innerlich zerklüfteten Kalkfelsen niedergesunkenen Tagewasser in zahlreichen Bächen zum Neckar rinnen, der von ihnen genährte Fluß dann im Plochinger Knie vom Jurarand sich abkehrt und in ungefähr nördlichem Lauf zu seiner Rechten Rems, Kocher und Jagst, zur Linken aus dem Buntsandstein des Schwarzwaldes die Enz aufnimmt: in diesem durch das Neckargeflecht so eng verbundenen Triaswinkel zwischen Schwarzwald und Rauher Alb wohnen die Nachkommen der schwäbischen Juthungen — nur ins Kocher- und Jagstthal sind Mainfranken herübergewandert — und hat sich der altwürttembergische Staat ausgebaut, der bis 1806 nirgends über das Neckarland hinausreichte.

Ein tief innerliches Gemütsleben zeichnet diese Neckarschwaben aus, dazu viel urgermanischer Individualismus, der bei aller Treuherzigkeit und Biederkeit sich oft eckig, ungefüge im Umgang ausnimmt; ihre eigenen Wege wollen diese in sich gekehrten, gern grübelnden Menschen

gehen, die doch wieder so fröhliche Gesellen sein können. Mutterwitz, Neigung zu neckischem Spott ist ihnen eigen, und kritischer Scharfsinn, hohe dichterische Begabung, wackere „Schwabenstreiche“ mit dem Schwert haben den Namen gar mancher Söhne dieses kleinen Neckarstammes in die Annalen der Geschichte eingetragen. Echt deutsche Freude an Naturschönheit äußerte sich gar oft beim letzten Feldzug in Frankreich, wenn das württembergische Korps einen harten Kampf- oder Marschtag hinter sich hatte und dann der Einzelne doch der Müdigkeit nicht achtete, sondern vom Lagerplatz auf eine winkende Aussichtshöhe stieg, bloß um sich am Blick in die vom Gold der Abendsonne verklärte Landschaft zu weiden, wohl in heimwehdurchklungener Stimmung. Denn dafür besitzen wir hundertfältiges Zeugnis, wie mächtig die zauberische Anmut der Neckarheimat auf das Gemüt der Bewohner einwirkt, wie ihre Eigenart, wenn sie sich vom zarten Kindheitsalter dem empfänglichen Sinn tief eingeprägt hat, ein geradezu geographisch bedingtes Heimweh hervorruft, sobald das Schicksal die vertrauten schönen Landschaftsbilder durch Verscheuchen in die Fremde raubt. Auf mäßigem Raum entrollt sich eine wechselreiche Fülle von mittelgebirgigen Landschaftsformen, so daß sie mitunter der Blick von einem einzigen Aussichtspunkt aus umspannt: die am höchsten anschwellenden, sanfter geschwungenen Höhen des westlichen tannendunkeln Gebirges in majestätisch schweigsamer Ruhe, die Juraschrofen im Südosten mit dem frischen Grün ihrer Buchenwälder, zu beiden Seiten des Neckar die von Saatfeldern bedeckten mittelhohen Flächen der „Fielder“ und dann das blühende Flußthal über Stuttgart-Kannstatt hinaus nach Heilbronn, voll von Siedelungen und regem Verkehr; in versteckten Seitenthälern kleine Dörfer weinumrankter Balkenhäuser, in wahre Obsthaine eingebettet, Rebenpflanzungen an den Gehängen, oberhalb deren ein Kirchlein, eine alte Burg hervorschaut, in den Städten des Hauptthals samt seiner westlichen Ausweitung, dem prächtigen Thalkessel von Stuttgart, das kräftige Pulsieren des Geschäftslebens, harmonisch gegründet auf eine ergiebige Landwirtschaft und vielseitiges Gewerbe, zu dessen maschinellem Großbetrieb die Gewässer durch ihr starkes Gefälle die bewegende Kraft darleihen oder im Neckarthal rollende Züge die Kohlen vom Rhein bringen. Unvergeßlich ist mit dem württembergischen Neckarland der Schwabendichter Uhland verbunden; er hat, ein Dichter der Natur wie selten einer, die Schönheit seiner geliebten Heimat in schlicht innigen, nie verhallenden Klängen ausgegossen über das ganze deutsche Volk.

Das **Mainland** erschloß den rheinischen Franken am weitesten den Weg nach Osten, ist es doch die östlichste Provinz des ganzen Rheingebiets. Rein fränkisch sind diese „Ostfranken“ am Main allerdings nicht, denn ihre Vorfahren fanden schon bei der Einwanderung deutsche Siedler vor, und im Regnitzland des heutigen Mittelfranken wie auch am oberen Main in der Umgebung des Fichtelgebirges mischten sie sich mit Slawen. Nur hier fand innerhalb der Grenzen des heutigen Süddeutschland eine slawisch-germanische Blutmischung statt. An der unteren Aisch, die von Südwesten her der Regnitz zwischen Erlangen und Bamberg zufließt, begegnet man jetzt noch den breiten Gesichtern mit vorstehenden Backenknochen, tiefliegenden Augen und schwarzem Haupthaar, was man vielleicht auf Abkunft von den alten „Radanzwinden“ zurückführen darf. Der Hauptsache nach aber haben wir es im Maingebiet mit Franken zu thun. Das lehrt Körpergestalt, Mundart, Temperament. Der Franke ist leichtblütig und heiter, leicht erregbar und mitteilsam, von geläufigerer Zunge als der Bayer und der Schwabe, neugierig und dem öffentlichen Wesen zugethan. Drüben in der Oberpfalz verschließt der Bauer das Innere seines Hauses vor den Nachbarn und schaut aus seinen oft nur lukenartig kleinen Fenstern nicht viel hinaus, mit anderen verhandelt er das Nötige lieber im Wirtshaus. Hier im Frankenland sehen wir es

schon den breiten und hohen Fenstern der Bauernhäuser an, daß deren Insassen gern mit der Außenwelt verkehren, ihr häusliches Thun und Treiben nicht heimlich verbergen. Der Franke will von seinem Heim frei in die Welt schauen, mag keinem den Einblick in sein häusliches Leben wehren und freut sich der Zwiesprache durchs Fenster auch in geschäftlichen Dingen, deren Behandlung am dritten Ort der frischen Unmittelbarkeit seines Wesens widersprechen würde. Sonst ist das Aussehen der Dorfhäuser durchaus nicht gleichartig. Der Grundriß des auch von der Wissenschaft so genannten Frankenhauses kehrt zwar stets wieder: ein Fachwerkbau mit spitzem Giebel und Ziegeldach, die Schmalseite der Straße, die Langseite dem Hofe zugekehrt; dieser ist im übrigen von den Wirtschaftsräumen umgeben und von der Straße durch eine Mauer geschieden, in der sich neben dem großen Einfahrtsthor gewöhnlich noch eine schmälere Pforte befindet. Aber wir finden viel individuelle Unterschiede zwischen den einzelnen Gegenden in Dorfanlage und Ausstattung der Häuser. Bald zerstreuen sich die Siedelungen regellos über die Flur, bald stehen sie in Straßen beisammen; hier liebt man Haussprüche über Thür und Thor, dort nicht. Mitunter verspürt man einen wohl nicht zufälligen Einklang zwischen der Anmut der Landschaft und dem Eindruck der Behausungen. Wie eintönig prosaisch sehen die Dorfhäuser auf der mittelfränkischen Keuperebene aus! Welche Dorfidyllen trifft man dagegen in hübscher Gebirgsgegend, in malerischen Thalgründen! Als hätte der Bewohner von der Natur des lieblichen Taubergrundes Schönheitssinn empfangen, erblicken wir dort die Häuschen von hohen Laubbäumen beschattet, mit hübschen Vorgärten geschmückt, seitab die stille Ruhestätte der Toten, die gleichfalls in freundlichem Laubgrün das Dorfbild am Höhengelände abschließt.

Ein einheitliches Territorium war das Mainland nicht geworden. Geistliche Fürstentümer, zumal das Würzburger und Bamberger Stiftsgebiet, ragten in dieser „Pfaffengasse“ hervor; daneben lagen weltliche Gebiete, wie die der Markgrafen von Ansbach und Bayreuth und das der mächtigen Reichsstadt Nürnberg. Nur jene verblieben beim katholischen Glauben, was sich noch heute im bunten Wechsel der Bekenntnisse geltend macht, im starken Überwiegen des Katholizismus in Unterfranken um Würzburg, das ostfränkische Rom. Auf das Volkstum hat der religiöse Zwiespalt manchen tiefgreifenden Einfluß geübt. Schon an der Tracht erkennt man den kirchlichen Unterschied: die katholischen Dorfschaften lieben das Rot, Grün und Blau in der Bekleidung, die protestantischen gehen lieber in Schwarz, besonders am Festtag. Bemerkenswerter ist die Erfahrung, daß in katholischen Gemeinden die Zahl der Selbstmorde geringer zu sein pflegt als in protestantischen, wo der in Verzweiflung geratenen Seele der Trost wie der ernste Vorhalt der Ohrenbeichte fehlt. Die Landesnatur schließt trotz alledem das Volk zu umfassenderen Gruppen zusammen und verleiht seiner Wirtschaftthätigkeit gleichartige Richtung. Sanften Gefälles zieht der Main durch Ostfranken; sein zackiger Lauf wie seine sommerliche Wasserverarmung machen ihn für den Vertrieb von Handelsfrachten minder geeignet; nur bis Würzburg reicht die moderne Kettendampferfahrt vom unteren Main herauf, Würzburg war auch im Mittelalter ein Hauptstapelplatz für Rheinwein. Für bodenständige Industrien ist von der Natur wenig gesorgt. Das Mainland ruft sein Volk vornehmlich zum landwirtschaftlichen Betrieb, verdichtet es mithin nicht so stark wie das Neckarland das seine. Im höher gelegenen Osten, in Ober- und Mittelfranken wächst noch kein Wein, dort kennzeichnen Hopfengärten die Flur, Bierbrauerei blüht ähnlich wie in Altbayern. Nachdem aber der Main die Gartenstadt Bamberg gegrüßt hat, hindurchgeflossen ist zwischen den weiten Eichen- und Buchenbeständen der Haßberge, die von der fränkischen Saale gegen Bamberg ziehen, und denen des Steigerwaldes, der nach Süden folgt, pflanzt man von der Schweinfurter Gegend an entlang seinen Ufern

Wein. Rebland und goldene Saaten machen den Stolz der breiten Muschelkalkzone Unterfrankens aus, bis sich oberhalb Aschaffenburg dichte Waldung auf Bundsandsteinboden bis an den Strom zieht, links Odenwald, rechts Spessart, dessen Holzfäller schon das rheinische Westfränkisch reden.

Am Fichtelgebirge blüht Glasfabrikation, in der Lichtenfelser Gegend sehr bedeutende Korbmacherei, die ihre Ware, darunter auch fein lackierte Luxusgegenstände, in außerdeutschen Ländern noch reichlicher absetzt als im Inland, und Schweinfurt wurde ein Hauptsitz der deutschen Farbenindustrie. Einzig aber steht Nürnberg da in seiner schon altersgrauen und doch so jugendkräftig immer neue Schosse treibenden Gewerbthätigkeit. In jenem Pegnitzgefilde dürftigen Keupersandbodens mit weiten Kieserwäldern wie in der Mark erwuchs auf ursprünglich wendischem Boden unter dem Schutz der Burggrafen, deren Schloß noch auf dem steilen Felsen steht, ein freies Gemeinwesen, dessen Bürger, von Haus aus wohl nicht ohne slawischen Zuschlag, durch Findigkeit und rührigen Unternehmungsgeist auf dem ärmsten Frankengrund die reichste Frankenstadt erwachsen ließen. Nichts war dabei örtlich bedingt als das leichte Hinströmen von Rohstoff, das leichte Abströmen der Fabrikate in diesem Mittelpunkt des Regnitzgebietes, da sich in ihm zugleich die mittelste nordsüdliche Handelsstraße des alten Deutschland mit einer der ungefähr westöstlichen traf, die vom Rhein zur Wiener Donau zogen. Dennoch wäre diese Mittellage Nürnbergs ein toter Schatz geblieben ohne das erfindungsreiche Schaffen seiner Bürger in ihrem fränkisch fröhlichen Wettstreben unter reichsstädtischer Freiheit. So aber ward die Pegnitzkapitale mit ihren 20—30,000 Bewohnern zur weitaus bedeutendsten Industriestadt unseres alten Reichs, ja gegen Ausgang des Mittelalters war sie durch den hohen Ruf des „Nürnberger Witzes" eine Weltstadt geworden.

Der berühmteste Astronom des 15. Jahrhunderts, Johannes Müller, nach seinem Geburtsort, dem kleinen Königsberg in Franken, Regiomontanus genannt, wählte Nürnberg zu seinem Wohnsitz, weil er da „im Mittelpunkt von Europa wegen des Handels der Kaufleute" am besten seine astronomischen Instrumente anfertigen lassen könne und im Verkehr mit der wissenschaftlichen Welt sei. Deutsche Kunst, zum guten Teil aus dem Kunstgewerbe erwachsen, und deutsche Wissenschaft fanden im Kreis der weitgereisten, wohlhabenden Handelsherren der vornehmen Reichsstadt eifrigste Pflege. Man erwarb seltene litterarische Kleinode des Altertums und studierte sie eifrig; der Nürnberger Patrizier Martin Behaim verfertigte den ersten Globus, saß zu Lissabon mit in der Junta, die das Erschließen eines Seeweges nach Indien vorbereitete, und machte sich selbst als kühner Seefahrer einen Namen. Wer zählt alle die einzelnen Gewerbszweige der Welt auf, die von Nürnberg ihren Ausgang oder doch maßgebende Vervollkommnung erfuhren, von der Drahtzieherei und dem Messingguß bis zur Herstellung der Taschenuhren und großer Zimmerspiegel? Und man braucht nur Lothar von Faber zu nennen, der vor wenigen Jahrzehnten erst mit seiner Bleistiftfabrikation zu Stein bei Nürnberg begann, für die er sich den Gesamtertrag der sajanischen Graphitwerke Sibiriens sicherte, und mit der er dann England wie Frankreich aus dem Feld schlug, um auf die erhebende Thatsache zu deuten, daß die überlegene Gewerbskunst, die zäh ausdauernde, klug und mutig vor keinerlei Mitbewerb zurückscheuende Betriebsamkeit der Nürnberger Franken auch unter gründlich geänderten Zeitverhältnissen noch immer des Ruhmes ihrer Vorfahren sich würdig zeigt. Bekannt ist das kleine Rothenburg ob der Tauber durch seinen fast vollständig bewahrten baulichen Charakter alter Zeiten, mit seiner Ringmauer, von zwanzig Wachtürmen beschirmt, seinen altertümlichen Thortürmen, seinen giebelzackigen Gassen, der an kunstgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten reichen Jakobskirche. Indessen, wie tot umfängt einen dies fränkische Pompeji des deutschen

Mittelalters, wie lebensfrisch hingegen das städtische Treiben am Fuß der schlanken gotischen Doppeltürme von Sankt Sebaldus und Sankt Lorenzen! Als dort Albrecht Dürer und Hans Sachs lebten, kann es nicht bewegter hergegangen sein in diesen Gassen, auf diesen Plätzen mit den hohen, ziegelgedeckten Giebelhäusern, aus deren Wänden in mannigfachen hübschen Willkürgebilden zahlreiche Erker vorspringen. So wie heute zogen die schwer beladenen Frachtwagen schon in Pirkheimers Tagen in langen Reihen die steilen Straßen hinan, stampften die Karrengäule das Pflaster, knallten die Peitschen der Fuhrleute. Und immer noch nicht hat hier die Epoche der maschinellen Großindustrie und der Eisenbahnhast die emsige Arbeit in lustleere Jagd nach dem Verdienst gewandelt; wir sehen nicht so viele blasse, hohlwangige Menschen wie in mancher norddeutschen Fabrikstadt die Straßen durcheilen, fränkische Munterkeit würzt den wechselseitigen Verkehr, die traulich süddeutsche Grußform „Grüß' Gott!" schlägt an unser Ohr, und des Abends nach redlich gethaner Arbeit sitzen Mann und Weib, vornehm und gering in gleichfalls echt süddeutscher Brüderlichkeit fröhlich beim Maßkrug.

Wir scheiden von Süddeutschland mit einem Blick auf die Pfalz. Sie ist längst von der politischen Karte verschwunden, aufgegangen in das nördliche Baden, Südhessen und die bayrische Pfalz. Aber sie besteht noch als annäherungsweise kreisförmiger Wohnraum des pfälzischen Volksstammes. Dieser setzt die oberrheinische Tiefebene bis nach Mainz fort, indem er weit inniger deren Ost- und Westhälfte miteinander vereinigt, als das im Süden möglich ist, wo der Rhein, zumal bis in die Straßburger Gegend, noch ein gar starkes, der Schiffahrt hinderliches Gefälle besitzt und vor der neueren Regulierung durch unbeständiges Hin- und Herwälzen im Flußbett auch noch über Kehl hinaus seine Ufer nicht recht zur Ruhe kommen ließ, durch häufige Überschwemmungen und fieberbrauende Versumpfungen Gestadebesiedelung verscheuchte. Erst in der Pfalz rücken altberühmte Städte wie Speyer und Worms dicht an den Rhein; gleich im Süden liegen sich zwei jugendliche Rheinhafenstädte lebhaftesten Wasserverkehrs gegenüber: Mannheim und Ludwigshafen. An die tafelglatte, stromdurchglänzte Ebene mit ihrer reichbestellten Flur schließt sich wiederum beiderseits ein anmutiger Gebirgsrand, als niedrigere Fortsetzung des Schwarzwaldes der Odenwald, als solche des Wasgaus die Hart nebst ihrer hügeligen Verbreiterung gen Westen, dem Westrich, und dem mehr aufgelockerten Pfälzer Bergland im Norden, um die gewaltige Porphyrkrone des Donnersberges geschart. Stadtähnliche Dörfer sind dicht ausgestreut über die volkreiche Ebene, am Fuß der beiden Gebirge reihen sich die kleinen Städte wie Perlen an die Schnur, längs der mit Nußbäumen umpflanzten „Bergstraße" vor den mit Burgruinen besetzten Zinnen des Odenwaldes wie längs der ebenso vor der Hart ziehenden Parallelstraße zum Rhein, der die Pfalz genau mit Nordrichtung durchströmt. Weingelände, in denen schon im März Mandel- und Pfirsichbäume ihren herrlichen roten und weißen Blütenschmuck entfalten, ziehen sich an den beiderseitigen Berglehnen noch hinan, Kastanienhaine beschatten da noch manchen Gipfel. Dann wird es stiller hinter dem Gebirgskamm, rauher die Landschaft. Weite, einsame Waldungen decken noch große Flächen des Westrich; an ihnen hin, über das betriebsame Kaiserslautern im Herzen der bayrischen Pfalz führt die Eisenbahn nach Lothringen und trägt viel dazu bei, daß sich die durch den Zwang der französischen Staatsgrenze bis 1871 einander entfremdeten Nachbarstämme wieder näher treten.

Franken, sahen wir, sind ja auch die Pfälzer, aber in Mundart und Charakter haben sie manches von den rheinischen Schwaben, den sogenannten Alemannen, angenommen. Der Pfälzer sagt „du bischt", aber „er iß", redet also in der zweiten Person schwäbisch, in der dritten fränkisch. In der Blutmischung scheint indessen das fränkische Element weitaus überwogen zu haben.

Das leichtblütige Temperament des Pfälzers harmoniert mit dem lachenden Himmel der Pfalz, dem volkstümlichen Weingenuß, dem bewegten Großverkehr, der von jeher dieses berufene Durchzugsland durchpulste. Aber das Land selbst mit seinem Erntesegen an allen in Deutschland überhaupt anbaufähigen Früchten von Halm und Baum, an massenhaftem Tabak und Hopfen, mit seinem gewaltigen Handelsbetrieb in eigenen und Durchzugswaren, seinen jungbegründeten, doch rüstig emporgebrachten Industrien wäre nicht, was es ist, ohne die schneidige Thatkraft der Pfälzer. Man preist immer den fruchtbaren Löß- und Schwemmlandboden dieses reichen Landes, aber man vergißt über der lauten Fröhlichkeit, der nie muckerhaft verhehlten Genußfreude seiner Bewohner zu leicht deren Fleiß und Fortschrittsgeist, ohne die der Reichtum der Pfalz nie die derzeitige Höhe zu erreichen vermocht hätte. Daß die Pfälzer zu den rührigsten Landwirten in Deutschland gehören, haben sie nach dem Dreißigjährigen Krieg bewiesen: zehn Jahre nach dem Friedensschluß, als im übrigen Deutschland noch fast überall die Felder vertriftet lagen, war die im vorangegangenen Krieg furchtbar verwüstete Pfalz wieder einem wohlbestellten Garten gleich. Mit der unvertilgbaren Schnellkraft des Pfälzers verbindet sich sein Brennen auf Erwerb, wie es ein heimischer Volksdichter von seinen Landsleuten auf gut Pfälzisch aussagt:

„Mar is uff darre Welt (frailich nach Gott zu ehrn)
Jo doch for sunscht nix do, als for ze proffedeern.“

In den auch beim Pfälzer Volk üblichen Hausaufschriften begegnen nicht leicht wie bei anderen deutschen Stämmen Sprüche, die aufs Jenseits weisen. Der auf seinen Rationalismus stolze Pfälzer hält sich ans gesichertere Diesseits. Bekenntniseinig ist zufolge der alten territorialen Zersplitterung die Pfalz nicht; aber die protestantisch-reformierte Lehre kommt dem Wesen des Volkes am nächsten. Gemüt darf man trotzdem dem Pfälzer keineswegs absprechen, das verbietet schon seine Vorliebe für die Blumenwelt. In den wohlhabenden Hartdörfern geht man auf der Straße wie durch eine Ausstellung prächtiger Topfblumen, und selbst das ärmste Westrichdörfchen läßt den Blumentopf auf dem Fensterbrett nicht vermissen, selbst wenn daneben die zerbrochene Scheibe mit Lumpen verstopft wäre. Musterhafte Ordnung oder gar kasernenhaftes Einerlei zeichnet überhaupt die Pfälzer Dörfer nicht aus; die Reicheren streben städtische Bauart an, doch wahrt jedes Haus gleich seinem Herrn individuelle Selbständigkeit, in malerischer Unordnung stehen die Häuser bald in regellosen Gruppen, bald städtisch in Reihe, neben einem Erkerbau eine niedrige Hütte. Die Weindörfer erkennt man sofort an dem Hochparterre als Rückwirkung des hochgewölbten Kellers, an dem besonders liebevoll mit allerhand Ornamentik verzierten Steinschieber vor dem Kellerloch und am hohen Bogen des Hofthors, dem Triumphbogen für den hochbeladenen Erntewagen. Ein wenig Renommage gehört ja schon zum bäuerlichen Selbstbewußtsein des Pfälzers, der sein Licht nach allgemeiner Stammesart nicht unter den Scheffel stellen mag. Seine Reben zieht sich der pfälzische Landmann am liebsten auch am Haus, wo sie, auf starken Pfählen ruhend, oft den ganzen Hof überschatten. Nach einer schönen pfälzischen Sitte verbringt man warme Sommerabende unter solcher Rebenlaube im Geplauder mit Nachbarn und Freunden im Freien. Natürlich liegt der Pfälzer in Mußestunden als guter Franke auch gern am weinumrankten Fenster, Zwiesprache zu halten mit Vorübergehenden. Zu dem nämlichen Zweck bewahrt er sich die alte Form der Hausthüre, die sich quer scheidet in Ober- und Unterteil; da kann er, bloß den Oberflügel öffnend, bequem auf den eingeklinkten unteren Teil sich lehnen, um mit der Außenwelt zu verkehren. Bis in die Großstädte hinein läßt sich in den Ortschaften der Pfalz die italienische Neigung verfolgen, bei geselligem Austausch der Gedanken die Grenze von Obdach und Straße zu verwischen. Selbst in Mannheim sieht

man an schönen Sommerabenden überall die Fenster geöffnet, in denen des Erdgeschosses lehnen oder sitzen Männer und Frauen, vorüberkommende Freunde sammeln sich gruppenweise davor zu gemütlichem Geplauder.

Im schlagfertigen Reden ist der Pfälzer nicht minder groß als im schlagfertigen Führen von Karst und Spaten. Da scheidet er sich scharf vom nachdenklich schweigsamen Schwaben. Auf jedes Wort muß ein Gegenwort fallen. Der Pfälzer meint: „Besser, du sagst eine Dummheit, als du sagst gar nichts." Nähert man sich am Sonntag einem pfälzischen Wirtshaus, so schallt einem häufig ein Wortgebraus entgegen, daß man meint, es gäbe Mord und Totschlag; tritt man aber ein, so findet man eine Handvoll Leute beisammen, die sich ganz friedlich vom Wetter und von ihrer Tabaksernte unterhalten. Stets lustig und guter Dinge, will der Pfälzer vor allem den „Forschen" herauskehren, sich den Ruf des „Schlitzöhrigen" verdienen, d. h. eines durchtriebenen Galgenstricks, der dem Büttel entwischt ist, von ihm aber schon durch den Schlitz am Ohr gezeichnet wurde. Auf Schliff und Bildung hält er etwas. Geistesbildung ist auch thatsächlich in den breitesten Schichten der Bevölkerung zu finden, doch haftet sie mehr an der Oberfläche, ohne in die Tiefe zu dringen. Deutsche Kunst und Wissenschaft weiß wenige Meisternamen aus der Pfalz zu nennen, es sei denn, man rechne Frankfurt, die Stadt Goethes, zur Pfalz. Indessen dies lebensvolle Zentrum, in dem sich ähnlich wie zu Wien im östlichen Mitteleuropa die wichtigsten Straßen aus den verschiedensten Richtungen treffen, liegt bereits an der Schwelle des norddeutschen Rheingebiets, auf das man irrtümlich den Namen des Mittelrheins zu beschränken pflegt.

Vom Taunushang dacht sich zum Rheinstrom zwischen Mainz und Bingen Deutschlands berühmtester Weinbaubezirk ab, weltbekannt unter dem Namen des **Rheingaus**. Wohl sind natürliche Ursachen vorhanden, die hier den Weinbau fördern, zunächst unzweifelhaft das milde Klima bei freier Auslage gegen Mittag, die strahlende Sonne des Sommer- und Herbsthimmels, der im Schutz des Taunus späte Eintritt eines gar wenig frostigen Winters; auch chemische Eigenschaften der Bodenkrume mögen bestimmten, oft ganz eng umgrenzten Weinlagen ihren seltenen Adel verleihen. Doch selbst wenn es sich erweisen ließe, daß die dem nordischen Winter allerdings vorzüglich Widerstand leistende Rieslingrebe hier schon in den altgermanischen Wäldern wild gewachsen wäre, bliebe der Rheingau doch nur aus seinem Volk, wie dieses nur aus jenem, erklärbar.

Wenn irgendwo in Deutschland der Weinbau ein hoch entwickeltes Kunstprodukt ist, so ist es der im Rheingau. Wir kennen seine Geschichte bis ins frühe Mittelalter. Das Gesetz der ripuarischen, also der am norddeutschen Rhein gesessenen Franken, aus dem 6. Jahrhundert, spricht bereits vom Weinbau. Möglich, daß schon Karl der Große von seiner Pfalz Ingelheim auf Rebgärten des rheingauischen Gegenufers hinüberschaute, denn wenigstens um das Jahr 864 baute man nach urkundlicher Bezeugung bei Rüdesheim schon Wein. Ebenso sicher jedoch wissen wir, daß der Rheingau damals noch großenteils waldbedeckt war, die Taunuswaldung weit hinausreichte über den Gebirgsfuß bis gegen den Rhein hin. Selbst um die Erstlings-Weingärten von Rüdesheim veräußerte Erzbischof Siegfried von Mainz noch 1074 die sogenannte Wüstenei, eine große Waldfläche, den Einwohnern von Rüdesheim zur Rodung und Weinbergsanlage gegen einen Weinzins. Im 12. Jahrhundert erwarben sich zwei Abteien, das Benediktinerkloster Johannisberg und das Cistercienserkloster Eberbach, das große Verdienst der Anrodung des Johannisbergs und des Steinbergs. Noch heute bestaunen wir die Weinlager in den großartigen Kreuzgewölben der Keller beider Abteien. Aber schon in jener frühen Zeit wurden die edeln

Rieslingreben des Rheingaus nicht sowohl für den Hausbedarf gebaut, wie sich etwa heute noch der Bauer im Elsaß, in Baden oder Württemberg kunstlos seinen Landwein zieht, sondern für den Verkauf. Bereits um 1200 betrieb das Kloster Eberbach auf Main und Rhein ausgedehnten Weinhandel. In Köln hielt die Abtei ein Hauptweinlager, verkaufte nur an Großhändler und befrachtete nachmals ihre eigenen Schiffe mit der kostbaren Weinlast. Hunderte von Fässern des edlen Nasses gingen mit der „Eberbacher Sau", wie man, anknüpfend an die Sage von der Gründung der Abtei, das größte der Schiffe nannte, vom Rheingau nach Köln, laut Kaiserprivileg frei von den sonst unseren Handel so sehr behindernden Rheinzöllen der vielen großen und kleinen Herrscher am Strom. Im Lauf der Jahrhunderte entfaltete sich eine ganze Wissenschaft über Anbau, Pflege, Schnitt der Rebe und über die Kellerbehandlung des Weines. Von den Klöstern lernten die kleinen Weinbauern die Kunst; denn je mehr allmählich der Boden für den Weinbau in Beschlag genommen wurde, daß bald Weingarten an Weingarten grenzte, desto allgemeiner pflanzte sich jeder technische Fortschritt vom Nachbar auf den Nachbar über. So wurde das erst verlachte System der Auslese im Rheingau während unseres Jahrhunderts allgemein eingebürgert und trug wesentlich dazu bei, den Rüdesheimer, Rauenthaler, Johannisberger und Steinberger so zu verfeinern, wie es bei fahrlässiger, der Natur fast alles überlassender Behandlung der Rieslingrebe nie geschehen wäre.

Darüber war nun aber der Rheingaubewohner zu bedenklicher Einseitigkeit in seinem Tagewerk gelangt. Der Anbau des Weinstocks war ihm alles; Viehhaltung und Kornbau galten ihm nichts. Wie er in der Tracht und Wohnweise den Städter nachahmte, wollte er am liebsten nur von Weinbau und Weinhandel leben. Indessen die Preisschwankungen auf dem Weinmarkt, das noch weit schlimmere Hasardspiel, das er mit der Wetterlaune einzugehen hatte, verdarben seinen Charakter. In menschlicher Hoffnungsschwäche rechnete er immer auf eine glänzende Lese, wie er sie ja kraft seines Fleißes, seiner fränkisch beweglichen Findigkeit wohl verdiente, und bedachte nicht, daß hier an der Polargrenze des Weinbaues selbst im Taunusschirm gewöhnlich ein Jahr um das andere dem Winzer statt des großen Loses eine Niete in den Schoß fällt. Da kam über manchen der Getäuschten Verschuldung, man verpfändete den „Herbst", ehe noch die Träubchen schwellten, griff häufiger, als es selbst einem trunkfesten Rheingauer bekommt, zum Glas, dem lieben Sorgenbrecher, und verlumpte schließlich. Doch solcher Ruin der Genossen hat zum Glück andere zu besserer Einsicht gebracht, die nun wieder bescheiden zum bäuerlichen Handwerk zurückkehren und für die Rebe minder günstige Lagen in Feld und Wiese wandeln. Und neben den tiefen Schatten, welche dies „Deutsch-Italien" gerade infolge des edelsten Anbaues in manches Familienglück wirft, breitet sich doch anderseits der freundliche Lichtglanz des Frohsinns, der Herzenswärme mit dionysischem Zauber über das ganze preisenswerte Land. Wie echt rheinisch gemütlich berührt uns der Zug aus dem rheingauischen Volksleben, den uns Riehl erzählt! Ein Dorf war zur Hälfte der Raub einer Feuersbrunst geworden, so wacker und mutvoll die Mannschaft des nächstgelegenen Städtchens beim Löschwerk sich auch bethätigt hatte. Da wallt bei den abgebrannten Bauern Rührung des Dankes auf: sie halten die Spritze der Nachbarn zurück, füllen deren Wasserkasten mit Wein, und alsbald lagern beide Gemeinden auf der rauchenden Brandstätte, zechen den Spritzkasten um die Wette aus und stimmen Arm in Arm wonneselig das traute Lied an: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb!"

Am Fuß des Niederwaldes, angesichts des erhabenen Denkmals deutscher Verbrüderung von Nord und Süd zur treuen Wacht am Rhein, lenkt unsere Fahrt ein in das eng geschlossene

Rheinthal, das gefeiertste Stromthal von ganz Deutschland. In malerischen Windungen strömt hier der Rhein zwischen dunkelgrauen Schieferfelsen, immer neue Landschaftsbilder bei jeder Biegung vorführend. Nur das fruchtreiche Koblenz-Neuwieder Becken unterbricht einmal mit offener Flur die Enge des vom Fluß selbst in das Plattgebirge eingenagten Thales. Sonst fesseln uns in anmutvollem Wechsel stets Variationen der nämlichen Grundmelodie: der majestätisch flutende grüne Rhein, von regstem Schiffsverkehr belebt, dicht am Ufer rechts wie links die Eisenbahn, die für Güter- und Personenbeförderung auf diesem meistbenutzten Verkehrsweg des westlichen Deutschland noch mehr leistet als die vornehm ausgestatteten Passagierdampfer und die ganze Flottillen stromauf, stromab ziehenden Schleppdampfer; eingeklemmt zwischen Strom und steilen Felshang überall kleine, oft nur aus einer einzigen Langgasse bestehende Ortschaften, die Häuser ausnahmslos mit Schieferdächern, daneben und darüber am Gehänge die fleißig bestellte Gemarkung des Ortes, bis zu sechzig Meter über der Thalsohle vornehmlich Rebland; schmucke Landhäuser, verfallene oder schloßartig wiederhergestellte Burgen, stellenweise schöne Laubwaldung als Abschluß des eng umrahmten Bildes nach oben. Hier vermählt sich am innigsten der frohsinnige Franke mit der lachenden Natur des weinumrankten Stroms, an dessen Ufer er wohl seit zwei Jahrtausenden wohnt. Nicht immer freilich glänzte die Sonne des Friedens über den herrlichen Fluren. Einst dröhnte hier der Schritt der römischen Legionen; zum Schirm gegen den gefürchteten Freiheitsgeist der Germanen genügte den Weltbezwingern der Rhein auch hier nicht als Grenzgraben ihres Reichs, drum schoben sie ihre Befestigungswerke bis auf das rechte Stromufer. Dann brach der Freiheitstrotz der Germanen alle Grenzwehren der Römer nieder, weit hinaus über das linke Rheinufer wurde der Frankenstamm Herr im treverischen Keltenland auf dem Westflügel des Schiefergebirges zu beiden Seiten der Mosel. Darauf kamen zwar Jahrhunderte friedlicheren Daseins, christlichen Kultursegens, aber bald auch der Unsegen der Kleinstaaterei, der Plackerei mit den Rheinzöllen, die Herrschaft geistlicher Fürsten, unter der noch vor hundert Jahren mit schlecht angewandter Nächstenliebe die Bettelarmut großgezogen wurde, wo jetzt des Reichtums Fülle glänzt, bevorrechtete Bettler im Nachen an das Marktschiff heranfuhren, um sich mit dem Klingelbeutel am langen Stiel ein christliches Almosen zu holen. Erst nach der Drangsal der Franzosenkriege hat preußische Fürsorge in glücklicher Gleichzeitigkeit mit der Einführung der Dampfmaschine für das Verkehrs- und Fabrikwesen die heutige Glanzepoche herbeigeführt. Keine Zollschranke unterband fortan die Schiffahrt auf dem deutschen Rhein, mit preußischem Pulver wurde im Quarzitriff von Bingen die Lücke erweitert, um den Ein- wie Austritt der Rheinboote der alten Kataraktengefahr zu entkleiden, die Rheinfurche des Schiefergebirges erfüllte sich mit fröhlich erblühendem Wirtschaftsleben, mit allsommerlich die hehren Naturreize genießenden Touristenströmen und ward seit Erschluß von Suezkanal und Gotthardtunnel ein wichtiges Kettenglied des Weltverkehrs zwischen England und Indien.

Unter dem erquickenden Hauch dieses neuzeitlichen Aufschwunges haben alte Bodenschätze ungeahnten Wert erlangt. Rheinfränkischer Unternehmungsgeist hat z. B. die vulkanischen Tuffe, die in der Umgebung des Laacher Sees im Nordwesten von Koblenz als Zeugen vorgeschichtlicher Ausbruchsthätigkeit der Eifler Vulkane an der Oberfläche lagern, zu einem recht lohnenden Industriezweig ausgebeutet: die lose Bimssteinasche wird zu Unmassen leichter, lichtgrauer Ziegelsteine verarbeitet, die auf der wohlfeilen Wasserstraße des Rheinstroms weithin verfrachtet werden, und der Bimssteintraß des Brohlthals dient der Herstellung eines bis hinüber nach England für Wasserbauten hochgeschätzten Mörtels, der unter Wasser eisenhart wird. Aber durch

alle geschichtlich überschaubare Zeiten ist doch des Landes höchster Stolz sein Wein. Wir wissen ja nicht, ob nicht vielleicht schon den alten Sugambern, ehe sie an den Rhein vordrangen, ein frohes Gemüt zu eigen war; daß indessen der um den sugambrischen Kern sich sammelnde Verband der Franken, seit er am Rhein von den Römern die Rebe pflanzen lernte, aus dem Feuertrank Lebenslust und Schaffensfreude schöpfte, das unterliegt keinem Zweifel. Das deutsche Volk feiert nirgends Festtage von so südländisch ausgelassener Fröhlichkeit unter freiem Himmel, als wenn's am Rhein zum „Herbsten" geht. Doch in den von den Schieferfelsen widerhallenden Winzerliedern erklingt die Freude am Gelingen monatelanger harter Arbeit. Denn auch der Bacharacher und Aßmannshäuser hat so wenig wie der Johannisberger Feuer und Blume ohne Zuthun des Menschen empfangen. Auch am Schiefergebirgsrhein prüft der Weinbauer gar fürsorglich, welche Art von Rebe der Bodenmischung und Auslage seines Reblandes wohl am meisten zusage. Der Boden alter und vielbebauter Weinberge wird, sobald er Spuren von Erschöpfung zeigt, ruhen gelassen oder ein paar Jahre mit anderen Früchten bepflanzt; dann beginnt eine vollständig neue Anrodung, wodurch die frühere Decklage des Bodens wohl drei Meter hinabgebettet wird, auf daß der tiefwurzelnde Weinstock der neuen Pflanzung ganz frischen, unverbrauchten Nährboden findet. Mühsam wird darauf das Erdreich gedüngt, und müßte man auch die kleinen Häuflein des Dungs, an alpenhaft steiler Schieferwand von Stufe zu Stufe klimmend, auf der Schulter hinauftragen; ferner gilt es, die wachsenden Reben sachgemäß zu pflegen, zu rechter Zeit zu schneiden, den Boden immer fleißig aufzulockern, Terrassen nebst niedrigen Mauerzügen zum Schutz vor Winden oder zur Besserung der Einstrahlung der Sonne anzulegen, schließlich sorgsame Auslese zu halten, daß nur das Allerbeste reife. Praktische Weisheit zahlloser Winzergeschlechter ist in diesem unverächtlichen Handwerksschatz unserer rheinischen Weinbauern aufgehäuft, und wie scharfblickend dabei jede örtliche Eigentümlichkeit individuell behandelt sein will, erhellt daraus, daß die Preise des Gewächses nächstbenachbarter Weinberge mitunter um hohe Summen voneinander abweichen. Auf den nie unterbrochen gewesenen Zusammenhang des Weinbaues in diesem gesegneten Thale von einst und jetzt deutet die schöne Sage vom großen Frankenkaiser, der alljährlich, wenn im Frühsommer die Reben zur Blüte kommen, in stiller Nacht seinem Grab entsteigt, um die ihm wohlvertrauten Weingelände der Franken zu segnen, wie es Geibel in die Verse faßte:

„Am Rhein, am grünen Rhein, da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondespracht.
Und vor den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her,
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer.
Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.
Er ist heraufgestiegen zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben und atmet Traubenduft."

Auch ins Lahnthal, besonders aber ins Ahr- und Moselthal reicht der äußerst pflegsame fränkische Weinbau noch hinein. Dem Mosellaner ist der Weinbau alles. Seine Wiesen, sein Vieh sollen ihm bloß den Dünger für die Rebländerei liefern, zu der er die jähen Schieferfelsen am Flußufer bis oben hin umgeschaffen hat, so daß man mitunter anderthalb Stunden lang an weingrünen Gehängen dahinwandert, bis einmal ein Stück Wiese, ein Feld oder ein Waldfleck die Weinberge unterbricht. Bei den zahlreichen und starken Krümmungen des Mosellaufs bewirkt die Auswahl des für die Traubenreife am meisten geeigneten Gehänges einen hübschen Wechsel der Kulturlandschaft: immer an der sonnigsten Seite des Flußufers erblicken wir die oft künstlich

vor dem Absturz des Gesteins durch Mauerwerk geschützten Schieferterrassen des Weingeländes übereinander, auf der anderen Moselseite die Siedelung nebst Wiesen- und Ackerland. Darum, weil die Kulturen auf den beiderseitigen Flußufern eine wirtschaftliche Einheit ausmachen, gehören regelmäßig beide Uferseiten derselben Gemeinde. Jeder Dorfbewohner hat seinen Nachen. Bald sieht man die Leute mit den Hacken und dem Dünger für den Weinberg auf das Rebenufer übersetzen, bald Knechte und Mägde mit Sensen nach dem anderen Ufer zum Mähen ausfahren.

Abseits der tief eingesenkten Thalfurchen hört der Weinbau auf. Die **Hochflächen des rheinischen Schiefergebirges** haben ein unfreundliches, regen- und schneereiches Klima; liegen sie auch durchschnittlich nicht höher als München, so entbehren sie doch jeglichen Schutzes gegen die feuchten Winde aus Nordwest und Südwest. Der kaltfeuchte, thonige Verwitterungsboden, den der anstehende Schieferfels ergibt, lohnt den Feldbau schlecht, daher sind namentlich die erz- und kohlenleeren Flächen der Eifel, des Hunsrücks, des Taunus und Westerwaldes von Natur wegen die schwach besiedelte Heimat der armen Leute. Wenn unten im Thal schon Mandel- und Pfirsichbäume blühen, liegt da oben noch tiefer Schnee. Weite Strecken mit allzu söhliger Oberfläche und thonigem, das Einsickern des Schmelz- oder Regenwassers hinderndem Gesteinsbestand sind große Moore geworden, so das Hohe Venn in der nördlichen Eifel. Im Wälderkleid herrschen mehr als sonst in unseren Gebirgen Laubhölzer über Fichten vor, neben Rotbuchen besonders Eichen, deren Rinde vielfach zu Gerbereizwecken geschält wird. Jedoch ist die einstmals so ungeheure Ardnennawaldung, die noch in der Merowingerzeit den westrheinischen Gebirgsflügel vom Hunsrück bis nach Belgien deckte, bereits im Lauf des Mittelalters umfänglich gerodet worden. Trotzdem trägt der Boden nur für wenige Menschen Nahrung. Man beschränkt sich meist auf Sommerkorn oder Kartoffeln und bedarf auch für diesen Anbau weiter Flächen, um den gebrauchten Acker jahrelang sich erholen zu lassen. So hält man es mit der vieljährigen Brache und dann folgenden Aschendüngung durch Brandkultur beim „Schiffelland" der Eifel; auf dem Westerwald läßt man sogar die Flur in der sogenannten „Haubergwirtschaft" gleichsam rhythmisch schwanken zwischen Wald und Feld: man gönnt der Überwucherung der Oberfläche mit buschigem Niederwald an die zwanzig Jahre Zeit, rodet dann den Boden mit der Hainhacke, verbrennt zur Aschendüngung Reisig samt Rasen und benutzt hierauf das Flurstück bloß zwei Jahre als Saatfeld. Der bittere Volkswitz sagt, auf den stürmischen Hochflächen brauchten die Kirschen stets doppelte Frist zum Reifen, denn das eine Jahr röte sich erst die rechte Backe der Frucht, das andere die linke. Statt Rosen steckt sich die Westerwälder Braut an ihrem Ehrentag ein Sträußchen von Kartoffelblüten an den Busen. Schon am Hausbau bemerkt man den Kampf, den die Leute mit dem schlimmsten Dämon des Landes, mit dem Schnee, zu kämpfen haben. Gegen die beim Schneetreiben am meisten gefährdete Nordwestseite reicht nämlich das Strohdach bis gegen den Boden hinab; in der Umgebung des Hohen Venn schützt man das Haus auf dieser Seite noch durch Anpflanzung einer dichten Buchenhecke. Auf dem Westerwald, wo man diese Vorsichtsmaßregel nicht befolgt, verweht der Schnee die niedrigen Hütten oft derart, daß den Insassen das Tageslicht ausgeht und stollenartige Gänge durch den Schnee gegraben werden müssen, um zur Thür des Nachbars zu gelangen. Zur Winterzeit bemerkt der Wanderer die in Nebel gehüllten, unter Schnee begrabenen Dörfer eher als durch das Auge an dem scharfen, weithin die Luft durchdringenden Geruch des qualmenden Torf- oder Braunkohlenrauches, der aus den Schornsteinen ausströmt.

Und wie zurückgeblieben sind diese vom Weltverkehr abgeschiedenen Menschen! Es sind doch gleichfalls Franken, die hier wohnen, einschließlich des durchaus unserem Volkstum

angehörigen Großherzogtums Luxemburg. Aber wie schroff trennt hier der vermeintlich so nebensächlich „äußerliche" Einfluß des bloßen Bodenaufbaues die Glieder des nämlichen Frankenstammes! Unten am Rhein sitzen die heiteren Weintrinker, die gewitzigten Leute am Ufer des ewig auf und niederziehenden Verkehrsstromes; ein paar Kilometer, in der Luftlinie gemessen, davon entfernt kehren wir auf dem Hunsrück in Dörfern oder dorfähnlichen Ackerbürgerstädten ein, die nichts von der Welt wissen. So fremd steht der Hunsrücker z. B. der großen, heilsamen Staatsumwälzung gegenüber, die mit dem Jahr 1815 einsetzte, daß er von einem, der zum Heeresdienst eingezogen wird, noch heute zu sagen pflegt: „Er muß unter die Preußen." Nur an wenigen Stellen weckten mineralische Bodenschätze den industriellen Sinn. An der Lahn allerdings reicht die Ausbeutung der Eisenerze bis in die Karolingerzeit zurück, im Kreis Schleiden rief in neuerer Zeit das Bleierz des Eifler Buntsandsteins einen regen Bergwerksbetrieb hervor, und ganz eigen erging es den Westerwäldern mit ihrem schätzbaren Vorrat plastischer Thone des tertiären Erdalters. Dort an der Südwestecke des Westerwaldes, die vor Zeiten zu Kurtrier gehörte, hat einmal die Herrschaft des Krummstabes ganz verständig die Unterthanen gewerblich erzogen; sie mußten nämlich, soweit ihre Gehöfte an den Thonlagern belegen waren, ihrem geistlichen Herrn ihre Abgaben statt in Geld in Thonschüsseln zahlen. Lieferte pflichtgemäß jeder ganze Hof seine 600, jeder halbe seine 300 Schüsseln, so konnte ein für die kurfürstliche Kasse ganz einträglicher Thongeschirrmarkt in Trier abgehalten werden. Jahrhundertelang blühte trotz der Fernlage von Trier als Marktort diese Schüsselbereitung; dann schlief sie mit der Herrschaft von Kurtrier ein. Die rohen Thonblöcke wanderten nach Holland, Belgien, Frankreich, und die Westerwälder hatten davon nur den Fuhrlohn für die Verfrachtung hinab zum Rheinschiff. Da fand sich endlich der rechte Mann, um den Leuten die Augen zu besserem Verdienst zu öffnen: es entfaltete sich die moderne Krugbäckerei am Westerwald, für die eine so außerordentlich günstige Absatzgelegenheit in den zahlreichen Ortschaften an den Mineralquellen des Lahnthals wie des Taunus in nächster Nähe vorliegt. Brauchen doch allein Selters und Fachingen jährlich über zwei Millionen solcher Thonkrüge. Was für handfeste Menschen aber dieser rauhe Westerwald großgezogen hat, das sieht man nicht bloß an den kräftigen Männer- und Frauengestalten, die bei ihrer massiven Ausbildung von Knochenbau wie Muskulatur nicht ahnen lassen, wie fleischarm die Gebirgskost hier ist, nein, das lehrt auch die Geschichte. Das Fürstenhaus der Oranier darf man ein westerwäldisches nennen, denn ihr Stammschloß stand auf den Vorhöhen des Westerwaldes, und treue Söhne dieses Gebirges sind es gewesen, deren Blut den Oraniern die Freiheit der Niederlande erkämpfen half.

Wo am Nordrand der Eifel in der Aachener Gegend, ausgedehnter noch längs der Ruhr, die als Industriehebel unschätzbaren Steinkohlenflöze nebst mannigfaltigen Erzlagerstätten sich finden, letztere auch südwärts von der Ruhr durch das Sauerland bis ins Siegthal gewaltige Ausbeute liefern, da treten wir ein in den bis in die nördlich vorlagernde Tiefebene sich erstreckenden Raum größter Volksverdichtung des Deutschen Reichs. Berg- und Hüttenwerke, ganze Wälder hoher Schornsteine, das rastlos geschäftige Treiben der großen Fabrikstädte — all das gleicht hier unser Vaterland in gewisser Beziehung dem nordwestlichen England an. Metall- und Textilindustrie wird um die Wette gepflegt. Für beide Zweige liegen die Keime schon in frühen Jahrhunderten. In Aachen, wo die heißen Quellen bereits die Römer zum Bad lockten und den großen Kaiser Karl veranlaßten, dort seinen Herrschersitz zu wählen, betrieb man schon im Mittelalter Tuchmacherei und Kunstgewerbe in Metall; Solinger Schwertfegerei ist altberühmt, an der Wupper wurde in den Schwesterstädten Elberfeld und Barmen ebenfalls

schon seit alters gezwirnt, gesponnen und gewebt, das Linnen auf den grünen Wiesen am Fuß der nicht hoch, aber schroff aufsteigenden Felswände des Thaleinschlusses gebleicht. Aber welch ein Umschwung nunmehr infolge der Zauberwirkung, die hier wie in allen unseren großgewerblichen Bezirken die Dampfmaschine herbeigeführt hat! Welch riesenhafte Vergrößerung des Betriebs an den altgewohnten Stätten, welch gewaltige Ausdehnung der verschiedenen Gewerbsbetriebe über früher still ländlich dahinlebende Ortschaften, wenn irgend ein Flußlauf lebendige Kraft, der Boden Fossilschatz oder die Eisenbahn durch billige Fracht Ersatz dafür und günstige Abfuhr der Ware darbot!

In den Tuch- und Nadelfabriken von Aachen-Burtscheid sind jetzt 20,000 Arbeiter beschäftigt. Elberfeld und Barmen verwuchsen zu einer einzigen Großstadt textiler Masseninbustrie, die in ihren langen Thalstraßen von nicht nur mit Schiefer gedeckten, sondern auch an den Außenwänden mit schwarzem Schiefer gepanzerten, gleichförmig mit grünen Fensterladen versehenen Häusern eine Bewohnerzahl von weit über einer Viertel Million vereinigt. Sonst hat im Sauerland die Eisenindustrie die Vorherrschaft. Solinger Schwertklingen sah unser Afrikaforscher Gustav Nachtigal in den Händen der Tubu der südlichen Sahara; Solinger Messer und Scheren, Remscheider Feilen, Schlittschuhe und Geldschränke gehen durch die ganze Welt. Alfred Krupps Erfindergenie hat aus der winzigen Siedelung beim alten Nonnenkloster Essen die weltberühmte Stätte der Gußstahlgeschütze und des Eisenbahnmaterials gemacht, auf der gegenwärtig ein Arbeiterheer von 34,000 Mann thätig ist. Krupps Werke sind zwar durch die zufälligen Lebensschicksale ihres Begründers an die Stelle der alten Abtei nahe der Grenze der heutigen Provinz Westfalen gekommen; selbst ihr Massenverbrauch von Eisen würde sie nicht an diese Nähe des eisenreichen Sauerlandes gebieterisch fesseln, weil dessen Ertrag längst nicht mehr für sie ausreicht, vielmehr die fünfhundert Gruben, aus denen sie ihr Eisen beziehen, weit durch Deutschland, ja bis nach Spanien zerstreut liegen, wo eigene Seedampfer der Firma Krupp das Erz in Bilbao an Bord nehmen; und dennoch könnten wir uns diese großartigen Werke, aus denen unsere überlegenste Waffe im glorreichen Siegesjahr 1870 stammte, kaum wo anders denken als in unmittelbarer Nachbarschaft unseres ausgiebigsten Steinkohlenfeldes an der Ruhr, denn in die Kruppschen Maschinenöfen nach Essen wandern alljährlich 1¼ Millionen Tonnen Steinkohle.

Im nordöstlichen Sauerland, auf dem Boden der alten Grafschaft Mark, im heutigen Regierungsbezirk Arnsberg wohnen keine Franken, sondern westfälische Sachsen. Schon zu Christi Zeit saßen nur im vorderen, d. h. im südwestlichen Sauerland, dem nachmaligen Herzogtum Berg, Volksstämme des Verwandtschaftskreises, aus dem nachher der Frankenbund hervorging, dagegen im Gebiet der Lenne und oberen Ruhr die Marsen, auf der Haar am rechten Ruhrufer die Brukterer, Kernstämme der westlichen Niedersachsen, der Westfalen. Indessen wenn auch ihre noch heute dort angesessenen Nachkommen in Sprechweise, Sitten und Bräuchen ihre ethnische Zugehörigkeit zum großen Niedersachsenstamm kund thun, wie fern stehen sie in dem ihrem täglichen Schaffen realen Inhalt spendenden Wirtschaftsleben den Bauern im Münsterland oder denen in der Lüneburger Heide! Hat man die weiten Buchen- und Eichenwälder in der Umgebung an der Winterberger Hochfläche und des Kahlen Asten im Rücken, in deren Einsamkeit der Köhler den Meiler schürt, Adler und Uhu horsten, so umfängt einen die Ruhr und Lenne abwärts das nämliche geschäftige Treiben der Berg- und Hüttenleute, der Pochhämmer und Fabriken wie drüben im Bergischen Land. Die Gleichartigkeit der von der Heimatsscholle bestimmten Arbeitsrichtung verähnlicht hier Sachsen und Franken wie zu beiden Seiten des Lech Schwaben und Bayern.

5. Die außerrheinischen Mittelgebirgsländer Deutschlands.

Dem rheinischen Schiefergebirge schließt sich ostwärts das Wesergebirgsland an. Es besteht aus mesozoischen Gesteinen der Trias-, Jura- und Kreideformation, bildet eine anziehend mannigfaltig gestaltete Gruppe kleiner Gebirge zu beiden Seiten der Weser und endet mit zwei längeren, schnurgerade nordwestwärts verlaufenden Kammgebirgen: der von der Weser in der Porta westfalica durchbrochenen Weserkette und dem ihr nahezu gleichlaufenden Osning, auf den man irrtümlich den siegesstolzen Namen des Teutoburger Waldes übertragen hat. Ein anmutiger Wechsel macht die Landschaft reizvoll: die nirgends sehr hohen, jedoch meist mit schroffen Wänden ansteigenden Gebirge, mit schönem Laubwald bestanden, eröffnen überall den Blick auf Saatflur und grüne Wiesen, durch die sich die in mäßigen Verhältnissen schiffbare Weser nebst ihren Zuflüssen hindurchschlängelt. An die zweitausend Jahre bereits wohnen hier echte Sachsen, und zwar die auf ihr Schwert (cheru, altsächsisch heru) getauften Cherusker, deren Name später in der allgemeinen Bezeichnung der Wesersachsen als „Engern" (zum Unterschied von Westfalen und bis über die Elbe reichenden Ostfalen) unterging. In dem kraftvollen, blondhaarigen Volke selbst aber erkennen wir noch die Nachkommen der Kampfgenossen Armins. Auf deren Sprache, von welcher uns eine jüngere Phase im „Heliand" erhalten blieb, geht ihr kerniges Plattdeutsch zurück. Und durch allen Zeitenwechsel verblieb dem Volk mit dem wenig veränderten Klang seiner Sprache der alte Freiheitstrotz, die alte Waffentüchtigkeit. Die hat es gerade hier so vielfach bethätigt, wo die Heerstraßen vom Mittelrhein an die Weser führen und die Weserkette gleich einem natürlichen Wall den Eintritt in die Nordebene wehrt, falls man nur ihre Porta hält. In dieser Gegend war es, wo Armin mit Germanicus rang, der Sachsenherzog Widukind gegen den Frankenkönig kämpfte, Herzog Ferdinand von Braunschweig, auch ein niedersächsischer Held, im Beginn des Siebenjährigen Krieges die Franzosen glänzend zurückschlug. Zumal an ihrem alten Heerführer Widukind hängen auch die Jungcherusker der Gegenwart noch mit heller Begeisterung, als wollten diese späten Epigonen dem geliebten „Wedeking" beweisen, daß wohl das Glück auch den besten Mann verlassen kann, selbst den, der als kühner Recke das Schwert für seines Volkes Nacken- und Glaubensfreiheit führt, nie aber dieses Volkes Dank. Denn edelsinnig verklärt der Deutsche den Ruhm eines Helden doppelt, der im mannhaften und gerechten Streit erlag; in gewissem Sinn darf unsere ganze Nation auf das Banner ihrer Treue das Dichterwort schreiben: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen." Noch immer erzählen sich am Herdfeuer die Leute des Weserlandes von ihrem Herzog Widukind, um dessen tragisch leuchtende Gestalt sich ein ganzer Sagenkreis geschlungen hat. Und dem erhabensten Pfeiler der Westfälischen Pforte, dem linksseitigen Jurafelsen, ist der erinnerungsvolle Name des Wittekindsberges verblieben.

Zum Feldbau und der Viehhaltung trat frühzeitig die Leinweberei, der älteste Zweig deutscher Textilindustrie, überhaupt ein vorörtlich deutsches Handwerk. Am höchsten gesteigert hat Bielefeld den Ruf der vortrefflichen Leinenherstellung des Wesergebirgslandes, begünstigt durch seine Lage an der merkwürdigen, bis zum Gebirgsfuß eingetieften Querlücke des Teutoburger Waldes, den stets eine wichtige Verkehrsstraße in der Richtung der heutigen Köln-Mindener Eisenbahn benutzte, und gefördert sowohl durch niederländische Flüchtlinge, die im 16. Jahrhundert gastliche Aufnahme fanden, als auch durch die besondere, im folgenden Jahrhundert einsetzende Fürsorge der brandenburgisch-preußischen Regierung für diesen Erwerbszweig. Auch Hildesheim, Nürnberg etwas ähnlich in seinen altertümlichen Giebelhäusern und an Kunstschätzen

reichen Kirchen, wo Bischof Bernwart um das Jahr 1000 die deutsche Kunst losriß von dem starren Festhalten an byzantinischen Mustern, gründete seine Bürgermacht vorzugsweise auf Lein- und Tuchweberei. Osnabrück, die Stadt an der äußersten Nordwestspitze der Weserkette, wo diese mit niedrigem Gehügel in die Tiefebene ausläuft, war eine Weberstadt, nachdem es in noch früherer, waldreicherer Vorzeit vornehmlich Schinken, Häute und Schafwolle ausgeführt hatte. Um 1600 zählte Osnabrück 300 Tuchmachermeister und vertrieb sein Linnen viel nach England, später, als England mit Schutzzöllen die Einfuhr deutscher Leinwand bekämpfte, nach Italien und Spanien; in unserer Zeit aber erlebte die gealterte Bischofsstadt eine Verjüngung auf ganz anderem Gebiet: in der Nachbarschaft erschlossene Kohlen- und Eisenerzlager haben Osnabrück zu einem Hauptmittelpunkt der Eisenverhüttung und Eisenindustrie unseres Nordwestens werden lassen, wodurch die Stadt auch äußerlich ganz modernen Anstrich bekam. Doch man sieht: alle wichtigeren Bevölkerungszentren, denen wir auch noch vor der Porta Minden, gleich Osnabrück und Hildesheim ein Bischofssitz aus der Pflanzungszeit des Christentums unter Karl dem Großen, zurechnen dürfen, liegen randständig. Das von Gebirgskulissen, die sich bald rechts, bald links vorschieben, beengte Thal des den inneren Verkehr auf sich lenkenden Hauptflusses gab nirgends Gelegenheit zur Schöpfung einer zentralen Großstadt, womit es zusammenhängt, daß das Wesergebirgsland auch nie eine staatliche Einheit erzielte. In den kleinen Ortschaften, die ziemlich nahe einander am Weserufer folgen, bis hinauf nach Münden, wird neben Ackerwirtschaft nur Kleingewerbe betrieben. Weite Ausfuhr wird indessen angeregt, wo gute Bruchsteine brechen, die der nahe Fluß gewinnreich nach der völlig des anstehenden Felsens entbehrenden nördlichen Niederung auszuführen gestattet. So treibt das braunschweigische Städtchen Holzminden einen Ausfuhrhandel mit dem in breiten Platten brechenden Buntsandstein seiner Umgebung, der einem vollen Zehntel der Bevölkerung Verdienst schafft. Namentlich aber werden die Jurakalke und Jurasandsteine bei der Porta, dank der Billigkeit des Wassertransports, in weite Fernen entführt. Einen großartigen Anblick gewähren besonders die Steinbrüche auf der Seite des Wittekindsberges, wo Hohlräume zwischen jähen Felswänden entstanden sind, als gelte es Dome in das Innere des Gebirges einzubauen. Wie der leicht zugängliche jurassische Portlandkalk den Stoff für die Portlandzementfabrik vor der Porta liefert, so gehen die Portasandsteine bis über Bremen hinaus in die Marschen und nach den Niederlanden, wo sie „Bremische Steine" heißen, weil sie von Bremen aus in größeren Fahrzeugen verschifft werden.

Oberhalb Münden verklingt die niederdeutsche Sprache. Deshalb heißt von dort aus die Weser oberdeutsch Werra. Bis gegen die Eisenacher Gegend hin ist das Werraland und außerdem das ganze Gebiet der von der Rhön quellenden Fulda von Nachkommen der alten Chatten bewohnt und führt danach den Namen hessisches Gebirgsland. Sein vorwiegender Buntsandsteinboden rötlicher Färbung ist von breiten Lavaergüssen basaltischen Gesteins streckenweise übergossen, und weil der grauschwarze Basalt der den Boden allerwärts annagenden, also erniedrigenden Verwitterung weit besser Widerstand leistet als der Buntsandstein oder der diesen überlagernde Muschelkalk, so hat Hessen in seinen ansehnlichen basaltischen Höhen manch herrliche Aussichtsstätte erhalten, so den Habichtswald mit der Wilhelmshöhe bei Kassel, den Hohen Meißner, die Rhön und ihren Westnachbar, den kreisrunden Flachkegel des Vogelsberges, die umfangreichste Basaltmasse ganz Mitteleuropas. Diese Südgebirge Hessens tragen noch den herrlichen Buchenwaldschmuck, der im Mittelalter der ganzen Gegend gleich der Bukowina den Namen stiftete; man nannte sie Buchonia und sprach von „Fulda in der Buchin". Außer dort, wo auf der Höhe der plattigen Ostrhön große Moore sich dehnen, haben die südhessischen

Basaltzinnen mit ihren kühnen Formen, ihrem Prachtkleid des Waldes, den wasserdurchrauschten Thälern und grünen Matten, wo des Sommers braune Rinder und fette Rhönhammel weiden, wohl ihre Reize. Unsere Maler pilgern neuerdings gern nach Kleinsassen am Fuß der Milseburg in der westlichen oder Kuppenrhön, wo ihnen schöne Typen deutscher Mittelgebirgslandschaften winken. Das gastfreundliche Kloster auf dem Kreuzberg der Rhön, ebenso die vielbesuchte Wallfahrtskapelle auf der steil aufragenden Kuppe der Milseburg, der auf Bonifatius' Wirken zurückweisende Taufstein auf dem Gipfel des Vogelsberges beweisen, wie eng auch hier in frühchristlicher und wohl bereits in heidnischer Zeit das Versenken des Blickes in die Schönheit des Landschaftsbildes mit andachtsvoller Stimmung in der Brust des Deutschen verschmolz. Hart und schneereich aber ist der Winter; teils die Höhenlage des Bodens, teils seine Armut an nutzbaren Fossilien und die mehr für Holzwuchs als Getreidebau fördersame Natur des Buntsandsteins bringt es mit sich, daß Hessen von jeher ein Bauernland von mäßigem Erträgnis gewesen ist. Bis 1239 hatte es keine einzige Stadt; damals empfing Kassel Stadtrecht, jedoch bis zur Stunde hat auch nur Kassel in der fruchtbaren, tiefgelegenen Ausweitung des Fuldathales, wo sich die wichtigsten das Land durchmessenden Straßen treffen, einigermaßen großstädtische Entfaltung erzielt. Fulda mit seinem Dom, der das Grab des Apostels der Deutschen birgt, ist eine stille Stadt der Kirchen, voller Leben nur an den großen katholischen Festtagen, wenn sich hier das Volk von weither zur Feier sammelt. Fulda erinnert uns nebst der weiter abwärts an seinem Fluß belegenen Abteistadt Hersfeld an die mittelalterliche Bedeutung des Hessenlandes als der Stätte der Übertragung christlicher Gesittung vom rheinischen Westen auf den ferneren Osten Norddeutschlands. Unter der Oberleitung des Mainzer Erzstiftes vollzog sich von den Mutterklöstern Fulda und Hersfeld aus namentlich die von Bonifatius eingeleitete Christianisierung Thüringens, wo jene beiden hessischen Abteien weit und breit Grundbesitz empfingen und vielseitigen Einfluß übten.

Zu starker Volksanhäufung ist Hessen nicht angethan. Stille Dörfer und Landstädtchen im Fachwerkbau, der das braune Gebälk zwischen den weißgekalkten Wandfeldern unter dem roten Ziegeldach zeigt, sind weitläufig über die meist von Wald umrahmten Fluren verstreut, wo Gänse grasen, Schafherden weiden und bei den Häusern das selbstgewebte Linnen zur Rasenbleiche ausliegt. Hessische Leinwand ging vor der Epoche der Dampfmaschine bis nach Amerika in den Handel; nun freilich kann sie mit dem gleichmäßigeren und wohlfeileren Gewebe der Fabriken nicht mehr den Wettbewerb wagen, aber für eigne Kleidung, Hemd wie Rock, wird noch überall in Hessen Flachs geerntet, gesponnen und gewebt. Das Handspinnrad steht noch in Ehren, an ihm sieht man zur Winterzeit die Bäuerinnen jeden Alters, neben der Großmutter die flachsblonde Enkelin, emsig beschäftigt, ja im Bezirk von Oberaula nimmt auch die männliche Bevölkerung an dieser Thätigkeit teil. Überhaupt bewahrt das zurückgezogene ländliche Leben viel des Alten und stärkt somit kraft der Gewohnheitsmacht konservative Neigung. Dicht neben der verkehrsreichen, durch ihren Fruchtsegen berühmten Wetterau, durch die der Weg von Gießen nach Frankfurt führt, konnte man, ehe jüngst die Einführung des Petroleums die Beleuchtung des ärmsten Hinterwäldlerdörfchens besserte, die Wohnstuben der Bauern auf dem Vogelsberg noch zum Teil mit Kienfackeln erleuchtet finden. Treu erhalten sind noch vielfach die alten ländlichen Trachten, besonders der schon von den Sueven des Altertums überlieferte Haarknoten auf dem Scheitel der Frauen, überdeckt von dem kleinen roten Käppchen, das mit schwarzem Gebände unter dem Kinn befestigt wird. Die Kost ist selbst bei reicheren Bauern, wie denen des Schwalmgrundes, spartanisch einfach, ersetzt noch nicht überall die Frühsuppe

von Hafermehl durch Kaffee, doch sie nährt große Germanenleiber mit leuchtend blauem Auge im bieder offenen Antlitz und blondem, oft rotblondem Haar, das der Bauer noch bis vor kurzem, gleich seinem chattischen Vorfahren, frei über den Nacken fallen ließ. „Geradezu" ist der Hesse bis zur Grobheit, aber das gegebene Wort hat auch noch den Wert der Ehrlichkeit. Der Schwälmer gibt noch heute dem Nachbar ein Darlehen aufs bloße Wort oder auf Handschein. Im angestrengten Kampf ums Leben ist der Hesse hart und ernst geworden, ausdauernder Fleiß, Genügsamkeit, Abhärtung ward ihm zum alten Erbstück, und das trägt seine urgermanische Tapferkeit. Gilt es, die Kriegswaffe zu führen, so beseelt ihn ein wahrer Heldenmut, der vor keiner Gefahr zurückbebt. Das haben die hessischen Regimenter im großen Nationalkrieg auf blutgedüngter französischer Erde ruhmwürdiger bewiesen als damals, wo sie unter englischen Fahnen gegen die junge nordamerikanische Freiheit zu Felde ziehen mußten, schmachvoll von ihrem Fürsten an England verkauft. Zwei Dinge, darf man sagen, waren es, die vor mehr denn hundert Jahren aus Hessen am liebsten über See gekauft wurden: hessisches Leinen und hessische Tapferkeit.

Die rechte Herzlandschaft Mitteleuropas bildet **Thüringen**. Das Thüringer Becken liegt muldenförmig eingesenkt zwischen den Horstgebirgen Harz und Thüringerwald. Es besteht aus den drei Triasgliedern in nahezu konzentrischer Lagerung: aus den waldigeren Buntsandsteinflächen im Umring, dem engeren Ring der hauptsächlich Felder tragenden Muschelkalkflächen und dem Zentrum des Keupers um die geschichtliche Metropole Thüringens, um Erfurt, wo sich mit der tieferen Lage die günstig mannigfaltige Bodenmischung nicht bloß des Keupers, sondern auch jüngsten Quartärbodens verbindet, ein nicht ungehört gebliebener Weckruf für den thüringischen Landmann und Gärtner. Längs der unteren Unstrut senkt sich das Land nach Nordosten zur Saale, die in den Tagen Karls des Großen zwar Thüringen und das Land der slawischen Sorben voneinander trennte, bald danach aber ein ganz thüringischer Fluß wurde, als auch ihr rechtes Ufer von Thüringern kolonisiert und in ein thüringisches Osterland verwandelt wurde. Dort, nahe der Unstrutmündung, bei Freyburg, Naumburg und Weißenfels, hat sich der vormals weit über das Land verbreitete Weinbau unter sonnigerem Himmel erhalten; und schlürfte heutigestags der zur Verunglimpfung des Thüringer Weines vielcitierte Dichter Matthias Claudius inmitten lustiger Zecher auf der Terrasse vor Freyburgs Sektkellerei angesichts der Rebengehänge der das freundliche Städtchen überragenden Neuenburg ein schäumendes Glas thüringischen Weines, so würde er ihn nicht dieses Namens für unwürdig erklären, weil man bei ihm „nicht fröhlich sein" könne. Im übrigen freilich ist das Thüringer Becken Ackerbauboden im Gegensatz zum Grenzgebirge in seinem Südwesten, wo noch Buchenhaine, Fichten- und Edeltannenwälder frische Bergwiesen umgeben, von denen wohlabgestimmt die Herdenglocken ertönen, das Saatland dagegen zurücktritt. Der Thüringerwald wetteifert nicht mit den Alpen an himmelstürmender Großartigkeit der Natur, er ist aber in der lieblichen Mannigfaltigkeit seiner Wälder und Auen, in der malerischen Wildheit seiner Thalgründe, wo um niedergerollte Porphyr- oder Granitblöcke muntere Bergwasser unter Farnen im Waldesschatten rauschen, in der herrlichen Fernsicht seiner Gipfel über das Werrathal bis zur Rhön wie über die Ackerfluren des Beckens bis zum fern aufblauenden Brocken, dazu in der Pracht der feinsinnig in seine Natur gleichstimmig hineingedichteten Schloßparke, wie des weltberühmten von Reinhardsbrunn, das wahre Ideal eines deutschen Mittelgebirges. Wir haben das vollgültige Zeugnis Goethes dafür, daß diese Gebirgsnatur wie dazu geschaffen sei, dichterische Stimmung zu nähren. Goethes poetische Landschaftsbilder, z. B. in den „Wahlverwandtschaften", erscheinen

mehrfach als unmittelbare Spiegelungen der Thüringerwaldnatur. Und wohin paßte besser das Lied „Über allen Wipfeln ist Ruh'" als dahin, wo die schlichten Verse der Versenkung eines ernst gestimmten deutschen Gemütes in den stillen Abendfrieden des deutschen Gebirgswaldes entstanden sind: auf den einsamen Berggipfel bei Ilmenau mit dem Blick auf die schweigenden Wipfel der von den Strahlen der scheidenden Sonne verklärten fichtendunkeln Höhen ringsumher?

Thüringen und sein Waldgebirge empfangen ihren Reiz, wie er sich allsommerlich im zahllosen Hinströmen schaulustiger Reisender kund thut, vorzugsweise aus der Vermählung stimmungsvoller Naturgemälde mit stolzen Erinnerungen an die vaterländische Geschichte. Dabei wirkte die bunte Kleinstaaterei Südthüringens, die man übrigens nicht dem Bodenbau, sondern hauptsächlich der jahrhundertelang im Ernestinischen Fürstenhause geübten Unsitte zuschreiben muß, an sich schon kleine Gebiete nach der Zahl mit Krönchen zu versorgender Prinzen weiter zu zerstückeln, gar nicht so ungünstig. Wo auf Erden gibt es wie in Jena eine von vier Staaten unterhaltene Universität, wo die Fülle schmucker Residenzen, die zugleich Pflegstätten deutschen Kunstlebens wurden, auf so engem Raume wie in Thüringen? Von Bergesspitzen grüßen auch im Flachland malerische Burgen, wie „an der Saale hellem Strande" so inmitten des Beckens die Drei Gleichen, am Nordrand des oasenhaft aus der Saatenflur sich erhebenden waldigen Kiffhäuserforstes das Getrümmer der alten Kaiserburg mit dem ragenden Denkmal des Gründers unseres neuen Reiches daneben. An den grünen Ilmwiesen liegt der Musensitz Weimar, unfern westwärts davon erhebt sich der doppelte Dreizack der hohen Türme jener ehrwürdigen Kirchenbauten auf dem Erfurter Keuperfelsen, wo Bonifatius die Mutterkirche für Thüringen gründete, dabei die uralte, nun jugendfrisch die Glieder über die gesunkenen Festungswerke ausreckende Stadt, aus der einst unter Führung Rudolfs von Habsburg reisige Bürgerscharen vorbrachen, um Thüringens Raubritterburgen zu schleifen; dann über den weit ins Land schauenden Gothaer Friedensstein hinaus die schroffe Muschelkalkwand des Hörselberges mit Tannhäusers Venusgrotte, endlich die sagenumwobene Wartburg, wo Luther seine deutsche Bibel schuf.

Sehen wir ab vom meiningischen Werrathal und von der zum Main rinnenden Koburger Itz, wo schon süddeutsche Franken wohnen, so müssen wir im eigentlichen Thüringer Volk einen norddeutschen Schlag anerkennen. Indessen wenn der in seiner Anwendung auf alle Bewohner norddeutscher Gebirgsländer wenig besagende Ausdruck „Mitteldeutsche" auf irgend einen unserer Volksstämme in tieferem Sinne zutrifft, so ist das zweifellos der thüringische. Wie sich nur in Thüringen die großen Hauptstraßen Mitteleuropas von allen Seiten her unfern von dessen Zentrum strahlenförmig vereinigen — denn das Fichtelgebirge ist zwar die morphologische, aber bei der Hochlage seiner Umgebung nicht die Verkehrsmitte des Ganzen — wie sich also Thüringen seiner Lage gemäß zum alten Germanien ähnlich verhält wie dieses zu Gesamteuropa, so vermittelt auch der Thüringer in seinem Wesen zwischen Nord und Süd, Ost und West. Er versteht norddeutsche Energie ebenso zu würdigen wie süddeutsche Gemütlichkeit, fühlt sich dem Sachsen des grünweißen Königreiches und dem Schlesier verwandt, die ja beide thüringisches Blut in den Adern führen, nicht minder aber dem feurigen Rheinländer. Eine gewisse freundliche Duldung, eine daraus fließende ungekünstelte Herzlichkeit im Umgang mit jedermann schreibt man dem Thüringer zu; das beruht jedoch nicht auf charakterloser Schwäche, sondern auf einer harmonisch gemeindeutschen Ausbildung seiner Eigenart, in der sich mithin Züge von Verwandtschaft mit Wesenselementen aller übrigen Spielarten des deutschen Volkes finden müssen. Ehrlich verhaßt ist dem Thüringer alles Undeutsche von Charakterhäßlichkeit: Bosheit gegen Mensch und Tier, eitle Selbstüberhebung, Streberei und Muckerei. Er selbst hat

ein warmes Herz, einen offenen Kopf, Freude an der Arbeit, aber auch am Genuß. So harte, an entsagungsvolle Arbeit gewöhnte Naturen mit rotblondem Bart- und Haupthaar wie in Hessen findet man unter dem thüringischen Landvolk kaum, vielmehr etwas vierschrötige Männer und Weiber, blond oder braun von Haar, blau oder grau von Auge, mit sorgloser Zufriedenheit im gesunden Antlitz. Den Mutterwitz, die gemütvolle Herzlichkeit und den derben Sprachgenius des Thüringers hat Anton Sommer in den „Rudolstädter Klängen" vortrefflich wiedergegeben. Bei der Dorfkirmes kann sich die thüringische Lust am Schmausen und Trinken wohl zum Übermaß versteigen, für gewöhnlich aber wird nüchtern und mäßig gelebt, obschon sich die Neigung zu heiterer Geselligkeit, Musik und Tanz niemals verleugnet. Der Bauerngeiz und die Grobheit, die auch in anderen Landen als Schattenseite bäuerlicher Beschäftigung uns entgegentritt, verunziert allerdings im ackerbauenden Flachland öfters den thüringischen Charakter. Feiner entfaltet sich dieser daher in der städtischen Bevölkerung und, in anziehender Wechselbeziehung zur umgebenden Natur, am Thüringerwald. Wie rührend geringe Ansprüche macht der „Wäldler" ans Leben! Das Gebirge hat ihn an Entbehrung gewöhnt, seinen Fleiß, seine Handgeschicklichkeit gezüchtet, ihn aber belohnt mit frohsinniger Empfänglichkeit für die Schönheit seiner Heimat. Er braucht nicht mit Hab und Gut zu geizen, denn er hat davon gewöhnlich nur so viel, wie er eben unumgänglich bedarf; die meist zahlreichen Kinder verdienen sich frühzeitig ein wenig schon in der Fabrik oder helfen mit beim Hausgewerbe. Kartoffelkost herrscht eintönig vor, aber gleichwie reiche Leute halten sich die Thüringerwäldler ihre lieben Waldvögel zu fürsorglicher Pflege im Bauer, ja manche schlichte Hütte sieht man mit einer Vielzahl von Vogelbauern behängt. Mit dem Finken singt Bursche und Mädchen selbst um die Wette. Viel sangeslustiger und gesanglich begabter als das flache Vorland ist auch in Thüringen das Gebirge, man vernimmt kunstgerechte mehrstimmige Gesänge, und wie gut steht es dem jungen Volk, wenn es nach Feierabend in Gruppen durch die Dorfgassen schlendert und frohgemut das aus dem Herzen kommende Lied aus hellen Kehlen hören läßt:

„'s ist m'r alles eins, 's ist m'r alles eins,
Ob ich Geld hab' oder keins!"

Das Thüringer Becken besitzt im Gegensatz zu Hessen sehr alte Marktorte, ein Beweis, wie sich von jeher in diesem Zentralland die Straßen trafen. An den Handel schloß sich das städtische Handwerk, der Anbau von Gewächsen, die dem Gewerbe dienten, z. B. von Waid, einer rapsähnlichen Färberpflanze, die vor Einführung des Indigo der Blaufärberei diente und vornehmlich um Erfurt gebaut wurde. Zur maschinellen Großindustrie der Neuzeit gebrach es zwar dem ganzen Thüringer Land an Steinkohlen. Nur tertiäre Braunkohlen wurden in ansehnlichen Mengen neuerdings innerhalb der Grenzgegend von Zeitz über Weißenfels nach Eisleben erschürft und bedingen im Brennpunkt des dortigen Verkehrs den erst aus den letzten Jahrzehnten stammenden industriellen Aufschwung der alten Salzstadt Halle über Erfurt. Allerhand Gewerbe hat freilich die innerthüringischen Städte mit emporbringen helfen, teils bodenständiges, wie die an den Getreidesegen der Goldenen Aue anknüpfende Nordhäuser Brennerei, die durch die Schafzucht des Eichsfeldes genährte Tuchfabrikation Mühlhausens oder die Wurstfabrikation von Waltershausen, teils auch frei entstandenes, wie die Schuhfabrikation von Erfurt und Weißenfels, die schwunghafte Strumpf- und Wolljackenwirkerei zu Apolda, die von Zeiß begründete Herstellung ausgezeichneter Mikroskope zu Jena. Verhältnismäßig weit betriebsamer bethätigt sich jedoch gewerblich der Thüringerwald. Dazu führte einerseits Holz- und mineralischer Vorrat, anderseits der Zwang, den Hunger auch da zu stillen, wo der Gebirgsboden in

höheren Lagen den Getreidebau kaum noch mit kümmerlichster Ernte von Sommerroggen lohnte. Schnitzware und Holzkohlen (für die Schmiede) brachten vor alters schon die Waldleute auf Karren oder auf dem eigenen Rücken nach den Märkten des Vorlandes. Dort, wo sich der Thüringerwald im Südosten zu einer schieferreichen Plattform verbreitert, bricht man seit dem 13. Jahrhundert schon Tafel- und Griffelschiefer. Wie hier zur Zeit 2000 Menschen in den Schieferbrüchen bei Lehesten für das Schulgerät von Millionen von Kindern arbeiten, so ist Sonneberg am Südwestrand des Frankenwaldes, wohin die nach der Thüringischen Saale durchziehenden Nürnberger Händler vor alters Muster ihres „Nürnberger Tandes" brachten, mit noch mehr und mit noch kunstfertigeren Händen beflissen, Puppen wie sonstige Spielware für die Kinder aller Erdteile zu verfertigen. Am Südwestabhang des Thüringerwaldes im engeren Sinne des Wortes haben Eisenerzvorkommnisse in der Schmalkalden-Suhler Gegend auch schon im Mittelalter das bis zur Stunde fleißig betriebene Handwerk der Nagelschmiede, Schlosser und Waffenfabrikanten hervorgerufen. Wenn man die Kleinfeuerarbeiter in diesen Gebirgsdörfern durch die offene Thür ihrer kleinen Werkstatt noch im Dämmerschein beim lodernden Feuer am Amboß schaffen sieht, so macht man sich ein Bild vom Schwertfeger der deutschen Vergangenheit. Die von so vielfältiger Eisenarbeit hoher Vollendung stammenden tausenderlei modernen Kurzwaren gehen aus den Niederlagen von Schmalkalden, Zella und Mehlis weit in Handel, bis nach Ostasien und Nordamerika. Aus Hausarbeit sind die berühmten Suhler Waffenfabriken allmählich erwachsen; Suhl schmiedete einst Ritterpanzer, lieferte die Gewehre des Dreißigjährigen Krieges und treibt nun Welthandel mit seinen trefflichen Jagdgewehren wie sein Nachbarort Mehlis mit Revolvern. Ruhla im langgezogenen Schluchtenthal unweit des Inselsberges bildet fast eine einzige große Werkstatt für Pfeifenköpfe und Zigarrenspitzen aus Meerschaum wie ehedem für Panzerplatten und danach für Messer. Endlich ernährt die in neueren Jahrhunderten aus Schwaben und Böhmen eingeführte Glasfabrikation und die noch jüngere Porzellanbereitung eine große Zahl von Gebirgsbewohnern. Für beide Gewerbszweige liefert das Gebirge die nötigen Mineralstoffe und nährt den auch in Phantasieschöpfungen sich gefallenden Kunstsinn. Durch Herstellung wissenschaftlicher Glasinstrumente erwarb sich insbesondere Ilmenau nebst seinen Nachbarorten wohlverdienten Ruf.

Ganz anders bietet sich uns das nördliche Grenzgebirge Thüringens, der Harz, dar. Seine ungefähr elliptische Plattmasse senkt sich als „Unterharz" gen Südosten. Da treibt man Ackerbau auf dem längst gerodeten Waldboden neben weiten wiesengrünen Flächen, auf denen das Harzer Rindvieh, durch Kreuzung mit schweizerischem veredelt, sein melodisches Herdengeläute friedlich ertönen läßt. Die nur unbeträchtlich hoch gelegene Landschaft des Unterharzes gewinnt meistens erst gebirgsmäßigen Reiz, wenn wir in die von Buchenwald beschatteten, tief und mäandrisch eingeschnittenen Flußthäler hinabsteigen, etwa in das der Selke oder das großartigere der Bode, dessen im Ramberggranit verlaufender Schlußteil sich zwischen Roßtrappe und Hexentanzplatz wie zwischen zwei jähen Alpenpfeilern zur Ebene öffnet. Im „Oberharz" steigt nicht allein die aus uraltem Schichtgestein bestehende Platte höher an, sondern es türmt sich noch darüber die Granitmasse des Brockens auf, dessen sturmgepeitschte Flachkuppe mit Haufwerken verwitterter Felsentrümmer übersät ist, zwischen denen die Hexenbesen, d. h. die in Fruchtzustand gelangten Kräuter der Alpenanemone, im Winde hin und her schwanken, aber weder Baum noch Strauch gedeiht. Sonst bekleiden weite Wälder von Harztannen (Fichten) den Oberharz, außer wo der Mensch den Wald verdrängt hat. Das that er weniger zum Zweck des Ackerbaues,

der hier allzu kargen Ertrag bringt, als um die Bergwerke auszuzimmern, Pochwerke und Schmelzhütten zur Zerkleinerung und Verhüttung des Erzes anzulegen. Denn hier vor allem ist der Harz reich an Eisenerz und an silberhaltigem Bleiglanz.

Noch zur Zeit der Niederschrift des „Sachsenspiegels“ war der Harz nichts als ein großer Urwald, bloß umgürtet mit kleinen Siedelungen dicht an seinem Fuße. Er war Bannforst des Kaisers, dem hier allein das Jagdrecht zustand; nur Raubwild, also Bären, Wölfe, Luchse, Wildkatzen, durfte jeder erlegen. Wie gern haben unsere Könige des sächsischen und des salischen Hauses der Weidmannslust im Harz gefrönt, im schlichten Jagdhaus von Bodfeld Obdach suchend, wo Kalte und Warme Bode zusammenrinnen! Noch heute nennt das Volk dort eine Menge Plätze Finkenherd, Kaisersteig und Heinrichswinkel und bezieht das darauf, daß dort „Kaiser“ Heinrich I. dem immer noch volkstümlichen Vergnügen des Vogelfanges nachgegangen sei. Die durch ihre reiche Holzschnitzerei an Thüren und Gebälk der Häuser gekennzeichneten Randstädte des Harzes, so das am kupferreichen Rammelsberg erwachsene Goslar mit seinem Kaiserhaus, die nunmehrige Gartenstadt Quedlinburg mit König Heinrichs Grabmal in der Schloßkirche, führen uns noch in ihrer altertümlichen Bauweise, ihren schiefergedeckten Mauer- und Thortürmen leibhaftig die Erinnerungen an die Tage unseres alten Reiches vor. Ins Innere des Harzes dagegen schoben sich erst im späteren Mittelalter Ansiedelungen vor, bäuerliche in den Unterharz, solche für Montanbetrieb in den Oberharz. Noch heute unterscheidet man an der Sprache drei Volksstämme im Gebirge: von Südosten drangen Thüringer ein, von Nordwesten Niedersachsen, aber mitten in deren Gebiet niederdeutscher Zunge wurden die fränkisch redenden Bergmannskolonien aus dem südwestlichen Erzgebirge heimisch; die sogenannten sechs Bergstädte bilden daher den fernsten nordwestlichen Vorposten oberdeutscher Sprache im inneren Deutschland. Im auffälligen Gegensatz zu den an mittelalterliche Fehdezeit gemahnenden Randstädten liegen diese Bergstädte mauerlos, ohne jedwede Spur von Verteidigungswerken mit ihren kleinen, nicht einmal immer zu zusammenhängenden Straßenzeilen verbundenen Häuschen gemächlich, wie ausgegossen auf der wiesengrünen Hochfläche — ein Bild des Friedens in der tiefen Stille des Gebirges, die nur dann und wann durch das Knarren oder Pfeifen der Wasserwerke unterbrochen wird, denn das Dröhnen der tausendfältigen Häuerarbeit unten im tiefen Erdenschoß dringt nicht an unser Ohr. Wie eine Friedensinsel ragte ja der Harz immer aus dem Getümmel der Kriegswirren hervor; Wodans wilde Jagd zieht oft genug heulend über das Gebirge, zumal beim Ringen des Frühlings mit dem Winter, aber auf seinem Felsenboden ist nie eine Schlacht geliefert worden, selbst Truppenmärsche haben das nur steinreiche, breit gelagerte Massengebirge stets lieber umgangen.

Das Montanwesen des Harzes liefert eine Jahreseinnahme von rund zehn Millionen Mark und ernährt viele Tausende von Familien. Bei Andreasberg und bei den auf Madrider Seehöhe gelegenen, jetzt miteinander verwachsenen Bergstädten Klausthal-Zellerfeld reichen die Erzschächte bis unter den fortgesetzt gedachten Meeresspiegel, Stollen bis zu 30 km Länge führen die Grubenwasser unterirdisch bis an den Gebirgsfuß hinaus. Selbst die Landschaft hat das Gepräge von der mühevollen Arbeit der Berg- und Hüttenleute empfangen. Wo beim Ausschmelzen der Metalle giftige Schwefel- und Arsenikdämpfe den Schmelzöfen entströmen, erstirbt die Pflanzendecke in deren Berührungsbereich. Umgekehrt hat die Flur Klausthal-Zellerfeld eine eigentümliche Belebung durch den umfänglichen Betrieb des Bergbaues erfahren: wiesengrün statt tannendunkel ist freilich die Fläche geworden, weil die Baumstämme in das nächtige Dunkel der Unterwelt gleichsam verpflanzt wurden, aber hell blitzen aus dem lichten

Grün nicht weniger als fünfzig Weiher auf, lauter künstlich zur Wasserversorgung der Schächte hergerichtete Stauteiche. Mit der weiten Welt ist der Harz durch seine altberühmten Montanwerke verbunden: überseeische Erze werden in den Harzer Hütten mit verschmolzen, und Harzer Bergleute haben bis nach Mexiko, Peru und Australien die daheim erlernte Kunst den Fremden zugebracht, so daß gar mancher technische Ausdruck aus der deutschen Bergmannssprache unübersetzt im dort geredeten Spanisch oder Englisch fortlebt. Recht wohl läßt sich aber auch in diesen Harzer Bergorten die Einwirkung der berg- und hüttenmännischen Beschäftigung auf den Menschen, der sie betreibt, studieren, denn hier dreht sich, wie kaum anderswo, alles um diese saure Arbeit. Dem Leib ist sie wenig zuträglich, wie man sieht. Der Harzer Bergmann ist nur mittelgroß und nicht sehr kräftig gebaut, vielmehr schlank und schmächtig, obwohl man jeder seiner Bewegungen die in steter Übung gestählte Muskelkraft abmerkt. Fast das halbe Leben bringt er beim Grubenlicht hin, ohne die Sonne zu schauen, atmet in der unterirdischen Tiefe kühlfeuchte, mit Kohlensäure überladene Luft, genießt obendrein trotz seiner harten körperlichen Anstrengung unzulängliche Fleischnahrung. All das gibt ihm mit der Zeit ein fahles Aussehen, läßt ihn selten das fünfzigste Lebensjahr überschreiten. Blasse Gesichter mit eingefallenen Wangen bekommt man zu sehen, auch bei den Hüttenarbeitern, besonders denen, die in Höllenglut die Feuerung zu beschicken haben. Vereinzelt bemerken wir beim Hüttenmann Lähmung der Hände und Füße durch Bleikolik, beim Bergmann infolge der ungesunden Grubenluft hochgradige Kurzatmigkeit, die sogenannte „Bergsucht".

Trotzdem liebt der Bergmann seinen Beruf, und sein Sohn erwählt ihn in der Regel wieder. Mit gutem Humor setzt er sich über die Schattenseiten des halb unterirdischen Lebens hinweg, ja die gesicherte Aussicht auf festen Wochenlohn flößt ihm einen althergebrachten Leichtsinn ein: am Lohntag, dem Sonnabend, gibt es in jedem rechtschaffenen Bergmannshaus einen Schmaus, wie er in so ständig rascher Aufeinanderfolge bei einer bäuerlichen Bevölkerung nicht möglich wäre; am Sonntag wird dann mit den Kameraden im Wirtshaus noch ein „Schluck" (nämlich Branntwein) getrunken, der auch beim Familienschmaus am Löhnungstag natürlich nicht fehlen darf, dann aber ist die „Lohning" gewöhnlich nahezu verausgabt, drum wird an den Folgetagen kümmerlich gelebt, und man kommt beim Kaufmann in die Kreide. Unverwüstlicher Frohsinn hilft indessen schon hinüber zum nächsten Lohntag. Wie herzlich klingt immer der trauliche Bergmannsgruß „Glück auf!", und wie unübertrefflich schön malt Leben und Sinnesweise des Harzer Bergmannes sein goldener Spruch:

„Es grüne die Tanne,
Es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen
Ein fröhliches Herz!"

Selbst der unterste Bergmann ist stolz auf seine Berufsthätigkeit, die allerdings stets kluge Umsicht und Kraft erheischt. Er hält auf Standesehre; wird er beim Ehrgefühl gepackt, so unterzieht er sich den größten Anstrengungen, gilt daher auch als ein vorzüglicher Soldat. Was wir oben vom Sohn der Alpen sagten, daß ihn das Bewußtsein, ewig von Todesgefahr umlauert zu werden, gottesfürchtig gemacht habe, gilt auch von diesen Bergleuten. Neben harmloser Fröhlichkeit und neckischer Schalkhaftigkeit, die von rascher Auffassung wie von Schlagfertigkeit Zeugnis ablegt, wohnt in ihrer Brust aufrichtige Frömmigkeit. Wenn sie auf dunkeln Pfade in die finsteren Abgründe des Erdinnern zur Arbeit hinabsteigen, wenn sodann auf langer Stunden Dauer ein ungeheures überlastendes Gebirge sie von der Oberwelt abschließt,

zu welcher der enge Rettungsausgang nur zu oft beim Einbruch einer Katastrophe unerreichbar wird, so durchschauert sie das Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht. Nie fahren sie deshalb ein in den Schacht, ohne nach frommer Väterweise gemeinsam gebetet zu haben.

Das hat der Harzer mit dem Thüringerwäldler gemein, daß er die gefiederten Sänger seines Waldes liebt. Fast noch zu vier Fünfteln waldbedeckt, ist der Harz ein natürliches Ziel für den Durchflug der Zugvögel im Frühling und Herbst, soweit sie das Wäldergrün anzieht. Wer zählt die Tausende von Amseln und Drosseln, die in den „Sprenkeln" oder „Dohnen" des Harzes die Jahrhunderte hindurch gefangen und dann auf den Märkten der umliegenden Städte feilgeboten wurden? Den volkstümlichen „Kaiser Heinrich", den Meister vom Vogelherd, verehrte der Harzer bei dieser mordlustigen Jagd wie seinen Schutzpatron. Ernste Durchführung amtlicher Verbote hat diese gewiß sehr alte Vogelfängerei zu schnödem Verdienst oder aus bloßer Lüsternheit nach einem winzigen Braten neuerdings mit Erfolg eingedämmt, jene andere, freundliche Beziehung des Harzbewohners zur Vogelwelt seiner Heimat erzeugte dafür eine unerwartet weitreichende Betriebsamkeit. Wer sein Ohr musikalisch geschult hat, lauscht mit feinerem Verständnis auf den Schlag der Waldvögel. Musikalische Neigung werden die aus dem fränkischen Böhmen auf dem Oberharz heimisch gewordenen Bergleute wohl mitgebracht haben, deren Nachkommen sich gegenwärtig durch die schönen Konzerte ihrer Vereine für Hornmusik auszeichnen. Und eben auf diese „Bergstädte" führt die merkwürdige Entfaltung des Betriebszweiges, den wir meinen. Bald war der Freundschaftsbund des sangeslustigen Franken mit dem Fink und Zeisig des Fichtenwaldes seiner neuen Heimat geschlossen, doch es genügte jenem nicht, die Sänger nur auf dem Zweige zu hören, wenn ihn der Gang durch den Wald führte; er fing sie, setzte sie sich in den kleinen viereckigen Bauer, das „Vugelheisla", und erfreute sich nun daheim beim Genuß der Mußestunden nach der Arbeit in der sangeslosen Unterwelt an den lieblichen Klängen seiner munteren Gefangenen. An solche Erholungsfreude reihte sich dann geldwerbende Ausbildung der kleinen Sänger behufs ihres Verkaufes in die Fremde, endlich Aufnahme des zum Freund der deutschen Vogelliebhaber gewordenen Finken der kanarischen Inselgruppe unter die Harzer Lehrlinge, was sich gar bald weitaus am einträglichsten erwies. Es war wohl zeitweiliger Rückgang des bergmännischen Verdienstes zu Andreasberg, wodurch insonderheit diese Bergstadt Mittelpunkt der Abrichtung und des weltumspannenden Vertriebes der Harzer Kanarienvögel wurde. Man schätzt allein den Wert der das Jahr über aus Fichtenholzstäbchen zusammengefügten Harzer Kanarienbauer, die dem Verfertiger billig genug kommen, auf 20,000 Mark; der Reingewinn aus dem Verkauf der auf kühler Harzhöhe geschulten gelben Sprößlinge grünbefiederter subtropischer Stümper im Gezwitscher beläuft sich aber auf mehr denn 100,000 Mark.

Ostwärts von der Thüringischen Saale gelangen wir in die nach der Völkerwanderung von tschechenverwandten Slawen besiedelten Gegenden, die dann während der zweiten Hälfte des Mittelalters durch das östliche Vordringen der Deutschen, namentlich der Thüringer, gründlich germanisiert wurden, zunächst nach Sachsen. Dieses Land besteht hauptsächlich aus der flachwelligen norddeutschen Abdachung des Erzgebirges mit den tief einschneidenden Flußthälern, die alle ihr Wasser zur Elbe entsenden, sodann aus dem durch seine reizenden Sandsteinfelsen zu beiden Seiten des Elbstromes landschaftlich viel anziehenderen Bergland der Sächsischen Schweiz nebst dem malerischen Thalkessel von Dresden weiter stromabwärts, schließlich aus dem bei Sachsen verbliebenen Teil der Lausitz, wo von der Umgebung der längst schon deutschen Stadt Bautzen ab der schmale Landstreifen der Spreewenden beginnt, der außerhalb der Städte noch

von wendisch redenden Nachkommen der Lausitzer Slawen bewohnt wird und weit ins Preußische, bis nach dem Spreewald jenseit Kottbus, nach Norden reicht.

Viele slawische Ortsnamen, zumal auf dem lößhaltigen fruchtbaren Niederungsboden, der sich längs der Nordgrenze des Königreichs Sachsen hinzieht, beweisen die slawische Grundschicht der dortigen Bevölkerung; seltener werden die slawischen Namensspuren ins Erzgebirge hinauf, und auf dessen Kammhöhe sind die Siedelungen alle deutsch benannt, ein Beweis, daß hier erst in späteren Jahrhunderten des Mittelalters der Fichtenwald von Deutschen gerodet wurde. Aus dem Mainlande zogen fränkische Kolonisten wie nach dem von ihnen den Namen tragenden Frankenwald so ins Vogtland an der oberen Elster, wo Plauen noch heute nach einer slawischen Wortwurzel den Namen trägt, der so viel bedeutet wie Fährplatz. In den Dörfern des Vogtlandes bemerkt man nichts von Slawentum; da haust der derbe, sangeslustige Frankenbauer mit seiner gedehnten Sprechweise, der dumpferen Aussprache der Vokale und seiner alten Tracht, die am Werktag aus rockartigem Kittel nebst Hose aus grober blauer Leinwand besteht, am Festtag aus langem Tuchrock altmodisch städtischen Schnittes, buntgemusterter Weste und runder Mütze oder steifem Filzcylinder. Die vogtländische Industrie hat zwar ihren Hauptsitz in den Städten, und zwar beschäftigt sie sich hauptsächlich mit der Herstellung feiner Webstoffe (Musselin und Mull), besonders die in reichen Mustern prangenden vogtländischen Gardinenstoffe erfreuen sich eines Absatzes über die ganze Erde; jedoch in der Nachbarschaft der gewerbfleißigen Industriezentren findet der weibliche Teil der vogtländischen Dorfbevölkerung nach der Sommerarbeit auf Feld und Wiese an den Wintertagen lohnende Beschäftigung am Stickrahmen oder durch Anfertigen von Kragen, Taschentüchern, Damengarderobe für die Großhandlungshäuser in der Stadt. Von jeher regte der Verkehr auf der großen Handelsstraße, die von Leipzig her das Vogtland durchzieht, um sich dann ums Fichtelgebirge zu spalten in einen über Eger nach Böhmen gehenden Zweig und einen solchen über Nürnberg, die vogtländische Betriebsamkeit erfolgreich an, wie diese Straßen nunmehr als Schienenwege für billigen, daher umfassenden Absatz der Waren sorgen. Die vierschrötige Gestalt des vogtländischen Bauersmannes zeigt sich nur an den Markttagen in der Stadt, besonders wenn er seine fetten Ochsen herdenweise auf die belebten Plauenschen Viehmärkte treibt. Denn auf den wiesenreichen Triften des Vogtlandes mit ihren würzigen Kräutern wird ein vortrefflicher Rinderschlag gezüchtet.

Im eigentlichen Erzgebirge verbreitet sich dagegen die vielfältige gewerbliche Beschäftigung nahezu gleichmäßig über Stadt und Land. Wir lernten sie schon auf der böhmischen Seite des Gebirges kennen, zugleich mit dem natürlich auch für die deutsche Seite geltenden Entwickelungsgang: erst Gründung von Bergmannskolonien, dann nach Versiegen der Erzquellen Suchen nach irgend welchem hausgewerblichen Verdienst, weil der unergiebige Felsboden wohl treue Heimatsanhänglichkeit großgezogen hatte, aber die Steine nicht zu Brot werden wollten. Im 14. und 15. Jahrhundert war das sächsische Erzgebirge wirklich ein Dorado durch seine Ausbeute an Silber, Zinn, Blei, Kobalt und Wismut. Freiberg, Schneeberg, Annaberg zeigen mit ihren schönen gotischen Kirchenbauten auf diese Blütezeit zurück. Auch gegenwärtig enthebt man den erzgebirgischen, besonders den Freiberger Gruben das Jahr über rund vier Millionen Mark an Silber. Weltberühmtheit jedoch erwarb der Bergbau um Freiberg gerade infolge des Aufhörens des Silbersegens in den oberen Teufen durch die Nötigung, die oft recht armen Silberadern in immer gewaltigere Tiefen zu verfolgen, einen immer heißeren Kampf mit dem Grundwasser zu bestehen durch Ausbau wahrer Labyrinthe von Schächten und Stollen; der tiefe Fürstenstollen ist zwanzig Stunden lang, der wegen seiner noch tieferen Lage für Ableitung der

Grubenwasser noch wertvollere Rothschönberger Stollen mündet erst im Triebischthal unfern Meißen aus. So wurde Freiberg die hohe Schule des Bergbaues für In- und Ausland, hier begründete vor hundert Jahren der ehrwürdige Abraham Werner die Geologie. Anderwärts, wo am Gebirge längst kein Bergknappe mehr anfährt, gräbt man wohl auch Stollen, aber solche im Schnee, um bei den argen Verwehungen, die der lange Winter mit sich bringt, von einem Haus zum Nachbarhaus gelangen zu können. Am Erzgebirgskamm, „im sächsischen Sibirien", wohnen ja die ausdauernden Menschen auf einer Seehöhe gleich derjenigen der Brockenkuppe. In den einförmigen Fichtenwäldern nistet kein Singvogel, kaum eine Biene summt zur Sommerzeit im Hausgarten, außer Kartoffeln kommt höchstens noch etwas Hafer fort und dürftiges Wiesengras für die Hauskuh.

Auch wo das Klima den Menschen nicht so arg befehdet wie auf den alleroberſten Höhen, ringen die Bewohner hart um das Dasein mit ihrer Hände Arbeit. Die Behausungen sind dürftig, doch reinlich gehalten, ihre Bewohner anspruchslos und von harmloser Fröhlichkeit. Ihrer rastlosen Handwerksthätigkeit ist es zu verdanken, daß ähnlich wie am Thüringerwald gerade der arme Gebirgsboden so stark bewohnt wird; beträgt doch die Volksdichte am Erzgebirge nicht weniger als auf dem ertragsreichen Fruchtboden der nordsächsischen Ackerbauzone um Wurzen und Oschatz.

Den höchsten Verdichtungsgrad der Bevölkerung erreichen wir jedoch erst im Bereich der sächsischen Steinkohlenmulde, die sich unter einer Decke des Rotliegenden von Zwickau bis Chemnitz verfolgen läßt. Maschinenbau und Textilindustrie hat den Aufschwung der eben genannten zwei Hauptorte begründet; Ackerbaudörfer auf der fruchtbaren Oberfläche der besagten Kohlenmulde sind in volkreiche Fabrikdörfer verwandelt worden, und in der Umgebung von Zwickau erhob sich eine ganze Reihe früher bedeutungsloser Kleinstädte, wie Glauchau, Meerane, Krimmitschau, Reichenbach, zu wichtigen Sitzen der Fabrikation von Woll- und Baumwollwaren. Über Chemnitz, das maschinenrasselnde „deutsche Manchester", hinaus kommen wir in das hügelige Übergangsland zur Ackerbauebene des Nordens. Hier treiben die beiden Muldeflüsse samt der munteren Zschopau und anderen gefällreichen Zuflüssen zahlreiche Mühl- und Fabrikräder, ohne daß hohe Schornsteine die Luft mit Ruß erfüllen. Dicht aneinander reihen sich freundliche Städtchen, klimmen in malerischer Weise die Gehänge der Flußthäler hoch empor und bezeugen durch das bewegte Geschäftstreiben in ihren Straßen, daß der Sachse auch hier ein regsamer Mensch ist, der die Naturmitgift seines Landes zu verwerten weiß. Thüringische Gemütlichkeit ist nach dem ganzen Königreich Sachsen übergepflanzt, auch die vorherrschende Mundart geht auf den thüringischen Stamm zurück. Das gegenüber Thüringen geringere Höhenmaß der Mannschaft wird teils auf slawische Blutmischung, teils auf die viele hausgewerbliche und Fabrikbeschäftigung zurückzuführen sein. Urwüchsig thüringische Bauerngrobheit ist im gefälligen Sachsenvolk nicht eingewurzelt, dessen Umgangsformen vielmehr durch ein Übermaß von Entgegenkommen sich hervorthun.

Gute Pflege des Schulunterrichts hat schon in früheren Zeiten Stadt- und Dorfbevölkerung in Bildung einander angenähert, noch ehe das Fabrikwesen Dorf und Stadt einander auch wirtschaftlich nahebrachte. Nicht bloß in Höflichkeit, sondern auch in der gleichmäßig ausgebreiteten Schulung des Geistes, in ausdauerndem Fleiß und derjenigen Genügsamkeit, die erfordert wird, wo ein an Zahl sehr stark wachsendes Volk im engbegrenzten Raum einer nicht überreichen Heimat zu wohnen hat, wird Sachsens Volksstamm von keinem anderen unserer Nation überboten. Je nach der örtlichen Lage hat sich diese sächsische Eigenart in den beiden überragenden Großstädten verschieden entfaltet: Dresden in seinem lieblichen Naturrahmen, an dem einzigen

Strom, mit dem Österreich Deutschland die Hand reicht, wurde eine Stadt internationalen Fremdenverkehrs, ein norddeutsches München, wo ein kunstsinniger Fürstenhof kostbare Kunstwerke in Museen sammelte, eine Stadt, die den stillvergnügt genießenden Sachsen erzog, beim Auswachsen sich aber auch gewerbsthätige Vororte angliederte und namentlich in Luxusindustrie wie in Luxusgärtnerei Großes leistet; Leipzig dagegen wurde bei seiner bevorzugten Lage in der den Großverkehr Deutschlands aus Nordost und Südwest auf sich ziehenden Tieflandsbucht zwischen dem Harz und dem sächsischen Bergland nicht allein der ständige Marktort für Sachsens Industrie, sondern zugleich die Hauptstadt des geistigen wie des wirtschaftlichen Lebens von Innerdeutschland überhaupt, wo der Sachse, nicht ohne Anregung seitens zugewanderter Fremden, sich am allseitigsten bethätigte in Gewerbfleiß, Handel, wissenschaftlicher und künstlerischer, ganz besonders musikalischer Leistung, bei allem modern großstädtischen Glanz doch den Sinn bewahrend für bürgerliche Schlichtheit, deutsche Treuherzigkeit.

Das letzte deutsche Mittelgebirgsland nach Osten hin bilden die Sudeten. Schon innerhalb der Lausitzer Granitplatte mit ihren basaltischen Durchbrechungen, wie der Görlitzer Landskrone, thut sich im Gegensatze zur erzgebirgischen nahezu südöstliche Streichung kund, vorerst noch in niedrigeren, kürzeren Gebirgskämmen. Es folgen in geschlossener Masse die hohen Parallelkämme des Isergebirges und, dicht ihnen angereiht, die des Riesengebirges, dieser erhabensten Urgesteinsmasse ganz Deutschlands, über die Grenze des Fichtenwaldes emporragend mit gerundeten Kämmen, die nur Krummholz oder alpenhafte Matten tragen, die Geburtsstätte eiszeitlicher Gletscher, von denen man die Blockwälle alter Moränen noch gegenwärtig an dem dem Hirschberger Kessel zugekehrten Abhang verfolgen kann. Jenseit der wichtigen Paßsenke von Landeshut, durch welche die meistbegangene, weil am meisten mittelständige Verbindungsstraße zwischen Schlesien und Böhmen vom Bober zur Aupa und weiterhin zur Elbe zieht, erhebt sich das durch seine Steinkohlenflöze für Schlesien so bedeutungsvolle Waldenburger Bergland, neben dem in genauer Südoststreckung das Rechteck des Glatzer Gebirgskessels das Schlußglied der deutschen Sudeten ausmacht, denn hinter der gewaltigen Erhebung des Schneeberges, an seiner südöstlichen Schmalseite, liegt die dem Harz ähnliche Platte des Gesenkes bereits auf österreichischem Gebiet. Wie ein Kleinböhmen wird die ehemals auch zur Krone Böhmen gehörige Grafschaft Glatz allein durch die Glatzer Neiße zur Oder entwässert, indessen ihre Westgegend, wo der beträchtlichste Zufluß der Neiße, die Steine, ihre Gewässer sammelt, ist von dem nämlichen Quadersandstein der unteren Kreideformation aufgebaut wie die Sächsische Schweiz und geradeso wie diese in steilwandige kleine Plattfelsen vom Zahn der Zeit zerschroten worden. Das hat die wunderhübsche Felsszenerie von Adersbach und Weckelsdorf erzeugt, durch die gleich wie durch einen offenen Rechen die Völkerbewegung frei ein- und ausfluten konnte. So greift hier noch heute österreichische Herrschaft von Westen her ins Glatzer Land, ja ein äußerster Nordostvorsprung tschechischen Volkes reicht dort noch über die Staatsgrenze von Böhmen hinüber auf preußischen Boden.

Welch ein herrliches Landschaftsgemälde entrollt sich vor uns, wenn wir den hohen Kegel des südwestlich von Breslau in einsamer Größe aufragenden Zobten besteigen! Da liegt vor uns am Ufer der Weistritz das vielumkämpfte Schweidnitz, die frühere Deckfestung der Sudetenpässe zwischen Breslau und Prag, dessen Wälle nun friedlich in schöne Schmuckanlagen umgewandelt sind, nicht weit davon der von Moltke mit feinem Sinn für landschaftliche Anmut geschaffene Park von Kreisau, unter dessen stillen Wipfeln der große Schlachtendenker sich die Ruhestatt erwählte; dahinter wölbt sich der hohe Rücken des Eulengebirges an der uns

zugekehrten Langseite des Glatzer Kessels, und in seiner Südostrichtung schweift der Blick bis zum Riesendom des Altvaters auf dem Gesenke; wenden wir das Auge wieder nach rechts um, so erkennen wir hinter Schweidnitz die waldigen Kuppen des Waldenburger Kohlengebirges und jenseit des reichbestellten, mehr hügeligen Berglandes zu beiden Seiten der Katzbach mit seinen schmucken Bauerndörfern den aufblauenden Riesenkamm mit der Koppe, ja als Horizontabschluß im fernen Westnordwest die Lausitzer Landskrone. Die alpenhafte Großartigkeit des Riesengebirges mit seinem die Phantasie anregenden wunderbaren Wetterspiel, so jäh umschlagend von Sonnenglanz in heulenden Sturm und Blitze schleuderndes Gewitter, dessen Donner das Echo der Berge wecken, hat allein an dieser Stelle den Deutschen zur Erdichtung eines Berggeistes vermocht, der hier allmächtig über Natur und Menschen herrscht. Man sieht den Rübezahl, diesen Zeus der Sudeten, wohl bisweilen im grauen Wolkenmantel daherziehen, ganz wie sich die alten Germanen den Wodan dachten, meist aber ist er der unsichtbare Spender von wildem Wetter und Sonnenschein, der den Bösen mit seinem Wetterstrahl trifft, den Guten belohnt. Alte Wurzelsucher am Gebirge scheuen sich noch jetzt, den Gewaltigen Rübezahl zu nennen, was ihnen sträflicher Übermut dünkt; sie heißen ihn in frommer Scheu den Herrn Johannes, offenbar eine christliche Verkleidung des altheidnischen Gebirgsdämons.

Auch die christliche Kirche hat sich die Bedeutung erhebender Naturgemälde für Nährung religiöser Andachtsstimmung in den Sudeten nicht entgehen lassen. Dafür spricht die Anlage der Wallfahrtskapelle auf der Höhe des Kapellenberges im Warthadurchbruchsthal der Glatzer Neiße, das dem Tempethal Thessaliens landschaftlich sich verwandt zeigt, mehr noch Albendorfs weitberühmte heilige Stätte im westlichen Glatz. Eben dort, wo dicht am Gebirgsfuß das kleine Albendorf belegen ist, macht die über dem Dunkelgrün des Nadelwaldes licht und wandsteil aufragende Kreidesandsteinmauer der Heuscheuer den hoheitlichsten Eindruck. Man wird an Lourdes in den französischen Pyrenäen erinnert, wenn man von den Wundern hört, die auch an dieser Örtlichkeit einem anmutigen Gebirgsidyll zum Ruf einer Gnadenstätte verhalfen: von dem blinden Mann, dem beim inbrünstigen Gebet an einer alten Linde die Mutter Gottes im Strahlenglanz erschien und ihn sehen machte, und von den Heilwirkungen des unweit davon entquellenden Marienbrünnleins. Die Albendorfer Kirche gewährt mit ihrer breiten Freitreppe ein ähnlich imposantes Bild wie die berühmte mainfränkische Wallfahrtskapelle von Vierzehnheiligen beim Staffelstein. Zu ihr und zu den zahlreichen Kapellen des Kalvarienberges ihr gegenüber wallen vom Anfang Mai bis tief in den Herbst hinein alljährlich an die hunderttausend Katholiken aus Mähren, Böhmen und Schlesien in großen Prozessionen mit Gesang und Posaunengeschmetter. Eine ganz andere Anziehung üben die Sudeten auf die idealen Regungen der Menschheit in Nähe und Ferne ohne Unterschied des Bekenntnisses aus: um Leib und Seele zu erfrischen, suchen nicht bloß die Schlesier ihr heimatliches Gebirge als Sommerfrischler oder rüstige Wanderer auf, nein, aus dem ganzen Nordosten Deutschlands bringen zur Reisezeit dichtbesetzte Eisenbahnzüge die Freunde deutscher Gebirgswelt, falls sie nicht den Harz, Thüringen oder die entlegeneren Alpen bevorzugen, zumeist an den Fuß der schlesischen Berge.

Der das Innere Böhmens von der schlesischen Niederung trennende Gebirgswall ist, abgesehen von dem österreichisch gebliebenen Gesenke an der mährischen Pforte, durch die entscheidungsvollen Feldzüge Friedrichs des Großen innerhalb des zur Oder abwässernden Anteiles beinahe ganz preußisch geworden. Einstmals bildete er eine unwegsame neutrale Wälderzone zwischen den Tschechen auf der einen und den polnischen Slawen auf der anderen Seite. Als Kaiser Barbarossas Freund, der Piastenherzog Boleslaw, die deutsche Kolonisation des schlesischen

Polenlandes begründete, im Jahre 1175 als Tochter der thüringischen Cistercienserabtei Pforta das Kloster Leubus an der Oder abwärts von Breslau gestiftet wurde und bald an Stelle der Eichwälder und Odersümpfe mit ihren Biberbauen unter dem Zauberschlag deutscher Arbeit Saatfelder, Obstgärten, selbst Weingelände ergrünten, da drangen die deutschen Siedler auch bald in den sudetischen Wall vor, wo bis dahin anscheinend nur im einladenderen Binnenraum des Glatzer Kessels ein paar tschechische Örtchen angelegt worden waren. Außer einer älteren Grundschicht niederdeutscher Zuwanderung empfing Schlesien seine die Wälder rodenden Mönche und freien Bauern, seine das städtische Gewerbs- und Marktleben nach deutschem Muster einrichtenden Bürger aus drei Stämmen oberdeutscher Zunge. Nicht stark beteiligt waren dabei die Hessen; sie pflanzten allem Anscheine nach die nordschlesischen Reben, denn Grünberg dortselbst erweist sich als Tochterstadt des kleinen Grünberg am Vogelsberg durch noch heute vorhandene Übereinstimmung von Familiennamen dort und hier. Hauptsächlich aber ist Schlesiens Deutschtum thüringischen und mainfränkischen Kolonisten zu verdanken. Der deutsche Schlesier führt mithin nord- und süddeutsches Blut in den Adern, wohl nur wenig versetzt mit etwas polnischem, so gewiß seine alten Städte ein bauliches Abzeichen des ehemaligen Polentums aufweisen: das frei inmitten des „Rings", d. h. des Marktes, stehende Rathaus.

Die Sudeten empfingen wohl fast bloß ostfränkische Zuwanderer, denn ihre Mundart (mit der Verkleinerungssilbe „le") steht der am Main gesprochenen sehr nahe. Die leichtlebige, sangesfrohe Natur des Schlesiers geht demnach im Gebirge, soweit sie von den frühesten Ansiedlern ererbt ist, auf den großen Volksstamm der Franken zurück, dessen weite Verbreitung wir schon des öfteren zu erwähnen hatten. Im Gegensatz zu Schwaben und Bayern, die fast ausnahmslos Süddeutsche geblieben sind, ziehen die Franken, ohne je ihren Stammsitz am norddeutschen Rhein aufgegeben zu haben, einen breiten Gürtel durch das südliche Mitteleuropa bis etwa zum 49. Parallelkreis, dringen nach Westböhmen ein, durchschwärmen in vereinzelten Ansiedlerscharen auch andere Teile Böhmens und Mährens und bevölkern schließlich die sudetischen Wälder, im schlesischen Odergebiet wieder nach Norddeutschland herniedersteigend, aus dessen Westen ihre Vorfahren einst die Mosel, den Rhein und den Main hinaufgezogen waren auf süddeutsches Erdreich. Franken also sind es gewesen, die beim Roden der sudetischen Urwaldung entdeckten, wie hoch hinauf ins Gebirge daselbst, begünstigt durch schon etwas osteuropäische Sommerhitze, Getreide und Flachs zu bauen war, wie hoch hinauf aus dem nämlichen Grund Buchen mit Rüster und Ahorn, vollends aber Fichten noch hochstämmig fortkommen; sie sind es gewesen, die oberhalb der Waldgrenze das Hirtenleben mit den „Bauden" des Riesengebirges schufen. Jetzt zählt man an die dreitausend solcher auf einer steinernen Grundlage stehenden, mit Schindeln gedeckten Holzhäuser. Das Schindeldach reicht bei den an Bergabhängen errichteten Bauden an der Hinterseite bis gegen den Boden vor; unter dieser Vorragung wird der Futtervorrat aufgehoben. Denn die Baudenhirten gleichen den Alpensennen nicht im Nomadismus. Leichter gebaute Sommerbauden auf den obersten Höhen werden freilich nur für die kurzbemessene Weidefrist des Sommers bewohnt, bei weitem die meisten dagegen zeigen durch ihren großen Kachelofen, der neben ein paar Tischen und Bänken das Wohnzimmer zum guten Teile füllt, daß man sich in diesen Bauden auch für den langen, harten Winter einrichtet: die meisten der 20,000 Rinder und 12,000 Ziegen erhalten folglich in den Stallungen der Winterbauden, nachdem die schöne Zeit der sommerlichen Freiweide vorüber ist, ihre Stallfütterung. Naturgemäß herbergt auch der Wanderer innerhalb der grünen Mattenregion des Riesengebirges in den Bauden, ja einzelne auf dem Kamm selbst stehende Bauden sind als Berghotels

allbekannt geworden. Ganze Baudendörfer gibt es, z. B. das 1664 von flüchtigen evangelischen Böhmen gegründete Baberhäuser mit seinen 42 regellos über die Bergwiesen verstreuten Bauden. Im Sommer beobachtet man auch bei den Hirten des Riesengebirges eine Art von Halbnomadismus: die Baudenbewohner wandern dann wohl mit ihrem Vieh hinab auf die Weideplätze im Wald, und umgekehrt brechen, sobald unter der Lenzessonne die Hochmatten, wie man hier ostfränkisch sagt, „aber", d. h. schneefrei, geworden sind, die Hirten der Walddörfer mit den glockenbehangenen Rindern unter Schalmeienklang auf, um über den Tannen- und Fichtenwäldern die Tiere auf der Gebirgsmatte milchreicher werden zu lassen und selbst zeitweise ein Sennenleben in der Sommerbaude zu führen, Butter und Käse zu bereiten, für weitere Ausfuhr namentlich die berühmten Koppenkäse.

Doch frühzeitig schon reichte Landbau samt Viehzucht auch auf den sudetischen Höhen nicht mehr aus, die anwachsende Bevölkerung zu ernähren. Da nun ergiebige Erzschätze sich nur an wenigen Stellen entdecken ließen — der gegenwärtig nicht unbedeutende Eisenbergbau von Schmiedeberg in der Südostnische des Hirschberger Kessels erlebte allerdings bereits eine Frühblüte im 14. Jahrhundert —, so wendete man sich wie auf der böhmischen Seite des Gebirges der Woll- und Leinweberei, außerdem der Glasfabrikation zu. Kaiser Karl IV. sorgte auch im lausitzischen und schlesischen Nebenland seiner Böhmenkrone durch Herbeiziehen vlämischer Webmeister aus Flandern für Hebung des schon damals zu hoher Bedeutung für die sudetische Volkswohlfahrt gestiegenen Weberhandwerks. Görlitz, der wichtigste Verkehrsplatz der Lausitz, gründete seinen Bürgerreichtum namentlich auf die Herstellung und den Vertrieb von Tuchstoffen; in Hirschberg heißen noch heute die „Lauben", d. h. der pfeilergetragene Umgang um den Markt unter dem vorspringenden ersten Stockwerk der Häuser, Stricker-, Garn- und Tuchlaube nach den Lagergewölben, die sich einst dahinter befanden. Friedrich der Große wandte gleich nach der preußischen Besitzergreifung von Schlesien der Glas- und Textilindustrie des Gebirges seine besondere Fürsorge zu. Der Flachs wuchs ja den Sudetenbewohnern vor der Thür, Spinnen und Weben der Leinfaser war altgewohnte Beschäftigung der Leute nach der sommerlichen Feldarbeit. Dank dem fördernden Einfluß des großen Königs erzielte der Flachsbau und die Leinweberei des schlesischen Gebirges einen solchen Aufschwung, daß schlesische Leinwand über Hamburg und Bremen nach England, über den von Fugger einst begründeten Leinwandstapel zu Augsburg nach Italien ging. In unserem Jahrhundert kam dann der arge Rückschlag. Durch seine Maschinenindustrie eroberte sich nun umgekehrt England Absatz seiner Leinenwaren auch auf dem Festland, und durch reichliches Einweben von Baumwolle erreichten die Stoffe eine Billigkeit, mit der die schlesischen Weber nicht zu wetteifern vermochten. Die Not in den lang die Sudetenthäler emporziehenden Weberdörfern erreichte eine bedenkliche Höhe, unheimlich ging zur darbenden Winterzeit der Hungertyphus um. Doch die Krisis ward glücklich überwunden. Heute darf sich Schlesiens Gebirge wieder einer ihren Mann nährenden Leinenindustrie rühmen infolge der Einbürgerung zeitgemäßer Herstellungsweise der Garne wie der Gewebe und infolge der Erschließung der Steinkohlenschätze von Waldenburg, die der maschinellen Textilindustrie im Ost- und Westflügel der preußischen Sudeten bei ihrer vorteilhaften Mittellage kräftige Nahrung darbot. Landeshut namentlich ist ein lebhafter Mittelpunkt der mechanischen Leinweberei geworden.

Auch die Glasfabriken, obwohl deren Zahl gemindert erscheint, haben sich im Gebirge wieder rüstig aufgeschwungen; das große Etablissement der Josephinenhütte bei dem weit über die grünen Riesengebirgshänge ausgebreiteten Dorf Schreiberhau genießt eines über Deutschlands Grenzen hinausgehenden Rufes seiner trefflichen Glaswaren. Im Waldenburger Bergland, wo

die Kohlengruben über 17,000 Arbeitern Brot geben, hat sich bei der Wohlfeilheit des Feuerungsstoffes und dem Vorrat plastischer Thone eine Porzellanmanufaktur entfaltet, die reichlich 3000 Arbeitern Verdienst schafft. Die vorübergegangene Sistierung der Eisenhämmer in Schmiedeberg im Laufe des vorigen Jahrhunderts ließ die dortigen Einwohner auf anderweiten Broterwerb sinnen; die dauernde Rückwirkung davon liegt heute vor in der Schmiedeberger Herstellung jener farbenprächtigen „orientalischen" Teppiche, die sich einer europäischen Berühmtheit erfreuen und würdig befunden wurden zur Schmückung der Paläste des deutschen Kaisers.

Jenseit der oberen Oder, zwischen ihr und dem galizisch-russischen Weichselgebiet, liegt der fast schon der Tiefebene zugehörige oberschlesische Industriebezirk. Es ist kein sudetisches Gelände, sondern schon osteuropäischer Boden von ganz flacher Tafellagerung sehr alter Formationen, selbst der karbonischen, mit deren äußerst reichen Kohlenflözen sich früher kaum geahnte Erzschätze gleichfalls in seltenster Fülle nahe berühren. Der Bezirk kündigt sich dem Wanderer, der von der Sudetenseite naht, schon von weitem an durch die kühn ansteigende östlichste Basalthöhe Mitteleuropas an seinem Westrand über dem Oderthal, die eine der heiligen Anna geweihte Kapelle trägt. Es ist altpolnisches Land. Polnisch redende Bewohnerschaft zieht sich ja am rechten Oderufer noch bis gegen die Einmündung der Glatzer Neiße. Ausgedehnte Waldungen bedeckten das Land, als es von Österreich an Preußen abgetreten wurde. Eine dünn gesäte polnische Bevölkerung lebte dürftig von schlechtbestellten, daher wenig ergiebigen Feldern und vom Heranfahren des Holzes zu den flößbaren Gewässern. Zwischen den ärmlichen Dorfschaften erhoben sich nur wenige Kleinstädte, teilweise von Deutschen bewohnt. Vor den Schrecken der Gegenreformation hatten sich die deutschen Bergleute verzogen, weshalb der früher betriebene Bergbau auf Kohlen, Zink- und Bleierz gänzlich darniederlag. Da kam es um die Mitte dieses Jahrhunderts wie ein Zauber über das Land, indem man die zunächst für den schlesischen Eisenbahn- und Industriebedarf unschätzbaren Steinkohlenlager und bald auch die Erzlager in ungleich weiterem Umfang als früher von neuem anschürfte und nun mit den großartigen Mitteln der neueren Technik auszubeuten anfing. Das ergab einen amerikanisch raschen Aufschwung, allerdings mit einseitig montanistischem Gepräge. Wo noch vor kurzem magere Klepper polnischer Bauern mühsam ihre Holzladung auf elenden Sandwegen langsam dahinschleppten, durchzieht jetzt ein engmaschiges Schienennetz ein Gebiet von Berg- und Hüttenwerken mit zahllosen dampfenden Schloten; der Klodnitzkanal und die Oderregulierung bringen die Kohlen und die Metalle zum billigen Vertrieb auf die Oder, diese Stromachse Schlesiens mit der günstigen Nordwestrichtung auf das Zentrum der kohlen- und erzarmen Nordostniederung Deutschlands. Der ungeheure Ertrag an Galmei, silberhaltigem Bleiglanz, Brauneisenstein und Kohle hat so gut wie reindeutsche Städte im polnischen Sprachgebiet erblühen lassen; Königshütte, Kattowitz waren noch um 1850 Dörfer, jetzt sind sie wie aus dem Boden urplötzlich hervorgezauberte ansehnliche Fabrikstädte von raschestem Bevölkerungszuwachs. In seiner Steinkohlenförderung wird Oberschlesien innerhalb Deutschlands nur vom Ruhrbezirk übertroffen, in seiner Zinkerzeugung nimmt es die oberste Stelle ein. Das verdankt es deutscher Arbeit und deutschem Unternehmungsgeist seit noch nicht voll fünfzig Jahren.

6. Die nördliche Niederung.

Zwischen den deutschen Mittelgebirgsländern und der Meeresküste breitet sich ein Flachland von geringfügiger Seehöhe aus. Es hat die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks, dessen Grundlinie sich nach Morgen wendet, das Weichselland durchschneidend, während seine

Scheitelspitze an der äußersten Westgrenze Belgiens gegen Frankreich liegt. Abgerechnet einige felsige Durchragungen, so die der Rüdersdorfer Muschelkalkoase mitten im märkischen Sande östlich von Berlin oder die der Kreidefelsen auf Rügen, besteht das Erdreich aus mürben, thonigen oder sandigen Aufschüttungen des gegenwärtigen, also des quartären Erdalters. In der Ära jener gewaltigsten Vereisung der Diluvialzeit, als sich die zu einem ungeheuern Eiskuchen verschmolzene Masse der skandinavischen Gletscher als „nordisches Inlandeis" bis gegen die Nordflanken unserer Gebirge und im Westen bis an den Niederrhein vordrängte, überdeckte sich der Boden mit einer Grundmoränenschicht, die nach dem Zurückweichen des Eises zahlreiche rötliche Felsgetrümmer aus skandinavischem Granit und Gneis eingebacken oder aufgelagert darbot; der Mensch, der dann auf den sonst so steinarmen Boden einwanderte, benutzte diese Irrblöcke als ersehnte „Findlinge" zum Umhegen der Gräber, später auch zu den Grundmauern seiner Bauwerke, die er naturgemäß meistens aus Backstein aufführte. Bei einer der späteren diluvialen Vergletscherungen erreichte das Inlandeis den Fuß der Gebirge nicht, sondern verharrte ungefähr innerhalb der Breite von Magdeburg. Von dieser Eiszeit findet sich die Grundmoränenschicht samt massenhaftem nordischen Moränenschutt, auch zum Teil landschaftlich wirkungsvollen Hügelreihen von Resten der Randmoräne, namentlich in den baltischen Küstenländern. Dagegen überkleidete sich damals die nicht vom Gletschereis bedeckte Niederung zwischen dem Saume dieses jüngeren Inlandeises und den Gebirgen mit dem gelbbräunlichen Lößlehm; auf ihm beruht der hohe Fruchtbarkeitsgrad nicht bloß, wie wir schon erwähnten, im nördlichen Sachsen, sondern ebenso in Niederschlesien, Anhalt, der Gegend um den Harz bis nach Braunschweig und Hannover, und diesen Fruchtbarkeitsgrad verwertet man neuerdings auch für Zuckerrübenbau bestens. Weiter nordwärts nehmen dürftige Lagen diluvialer Sande weite Strecken ein; sie sind großenteils der Kiefernwaldung überlassen geblieben, denn außer der Kartoffel, die sandigen Boden liebt, erbringen sie meist nur mäßige Ernten an Roggen, Gerste oder Hafer. Wo mit dem allzu dürren Sand bündiger, thonreicherer Boden wechselt, da wird freilich die Arbeit des Landmannes auch in den nördlichen Gegenden des Tieflandes besser gelohnt, da begegnen auch wieder schöne Eichen- und Buchenwälder, so in Vorpommern und Mecklenburg; und wo die oft stürmische Nordseeluft an den Gestaden der westelbischen Hälfte unserer Niederung keinen Waldwuchs aufkommen läßt, gerade da legt sich die Verbrämung des schweren Marschenbodens, der so nahrhafte Wiesengräser, so goldigen Weizen trägt, um das deutsche, niederländische und belgische Binnenland.

In beruhigtem Strom ziehen die Flüsse ihre nördlichen und nordwestlichen Querlinien durch das Land. Nach dem sehr flachen Westen hin wird der Abfluß der Regen- und Schmelzwasser dermaßen erschwert, daß weite Moore sich bis in die Niederlande hinein ausdehnen. Wegen zu geringen Gefälles verlieren die Flüsse die Triebkraft für Räderwerke. Das Lied vom Mühlrad im kühlen Grunde gehört ins Oberland; in der Niederung mahlte man noch lange das Getreide auf der Handmühle, bis diese von der Windmühle abgelöst wurde, die das Gebirgsland nirgends braucht. Von außerordentlichem Wert sind die großen schiffbaren Flüsse, weil sie mit dem nahen Meer verknüpfen. Eine Machtstellung zur See aber konnte Mitteleuropa selbstverständlich allein durch den Mut und die Thatkraft seiner Ost- und Nordseeküstenbewohner erringen. Wohl hat man ein Recht, zu behaupten, daß diese Niederung unseres Nordens gerade durch die Armut ihres Bodens die Bewohner heilsam erzogen hat: die deutschen Kerntugenden, ausdauernder Fleiß, Genügsamkeit und Sparsamkeit, die Kunst, aus wenigem viel zu machen, sie sind nebst körperlicher Abhärtung und jener Sinnestreue, die dem Ernst beharrlicher Arbeit

entspricht, allerdings auf diesem Erdreich erwachsen, das nur harte Arbeit belohnt. Wo im Osten der Niederung dieser Pflanzgarten norddeutscher Nüchternheit, Treue und Tüchtigkeit seine weiteste Ausdehnung erreicht, die offenste Niederung sich einheitlich, folglich zu einer Staatsschöpfung wohlbegabt, zwischen Fels und Meer lagert, ist der Kern des preußischen Staates, mithin auch des heutigen Deutschen Reiches ausgebildet worden. Auch die weiten Flächen beträchtlicher Auflockerung der Volksdichte, die auf den Sand- und Moorstrichen der Niederung zu so tiefen Graden wie auf den ödesten Zinnen der Hochalpen hinabsinkt, beweisen, wie sauer vielfach der Bewohner der Niederung ums Leben zu ringen hat. Dennoch ist dieser Niederung in ihrer Flachlandgeräumigkeit wie in ihrem Küstenanteil eine kostbare Doppelmitgift beschert worden. Freigegeben war hiermit ganz anders als sonstwo in Mitteleuropa die Ortsbewegung der Menschen wie der Waren, Siedelung und Handel durften weit hemmnisloser sich bethätigen und das Meer, diesen Verknüpfer der bewohnten Landmassen zu einem Ganzen, in der Nähe suchen.

Der mannigfaltige Erzeugungsgegensatz zwischen Gebirgsland und Ebene, wie er stets das städtische Marktleben nährt, brachte eine ganze Zone blühender Städte am Südrand der Niederung hervor, von Aachen bis zum Sudetenfuß. In der zentralen Verkehrsachse, die zugleich ein Glied der Hauptverkehrsachse Europas von Paris nach dem inneren Rußland ausmacht, erwuchsen Hauptzentren des Binnenhandels da, wo die Stromlinien gekreuzt werden: am Rhein das uralte und doch ewig junge Köln, von alters her die wichtigste Stadt im ganzen westlichen Deutschland, ferner als Brückenstädte Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Frankfurt a. O., Posen, wozu noch Breslau als schlesische Brückenstadt der Oder auf dem Wege von Prag her tritt, so gewiß Breslaus Bedeutung in der naturgegebenen Zentralisierung der schlesischen Interessen überhaupt begründet liegt. Die dritte Leitlinie von Siedelungsanlagen betrifft die Seehandelsplätze von Antwerpen bis Memel mit der großen Seekönigin Hamburg in der Mitte, zurückgezogen vom offenen Meer wie manche der Genossen, um den Warenlasten den billigen Seetransport so weit wie möglich zu gestatten und zugleich die Schiffe vermehrten Hafenschutzes genießen zu lassen. Fügen wir noch hinzu, daß der Ausbau und Betrieb der Schienenwege Mitteleuropas nirgends so begünstigt war wie im nördlichen Tiefland und die that- und kapitalkräftig geschehene Ausnutzung dieses Vorteils Beschaffung von Rohstoff, Abfuhr von Fabrikaten, raschen Kapitalumsatz an der Hand von dampfbeflügeltem Güter- und Personenverkehr eben in diesem Norden auf viel größeren Flächen förderte, so haben wir die wesentlichsten Umrisse der wirtschaftlichen Vorrangstellung angedeutet.

Fossile Werte birgt ja der Niederungsboden nur wenige, z. B. Torf, Braunkohlen, plastische Tertiärthone für Ziegelei und Thonwarenindustrie, wie sie z. B. in der Bitterfelder Gegend neuerdings in Schwung kam, an der ostpreußischen Küste den Bernstein, auf Rügen die Kreide, in größeren Tiefen ausgedehnte Lager von Steinsalz und Kalisalzen. Aber wie leicht ist auf Land- und Wasserwegen beschafft, was man an Betriebs- und Feuerungsstoff wie an Nahrungsmitteln nicht an Ort und Stelle vorfindet, und wie leicht gewinnt der Fabrikant unter den an Arbeit gewöhnten Bewohnern die nötigen Hilfskräfte! So kann es uns nicht wundernehmen, wenn sich zumal seit Einführung von Eisenbahnen, Dampfschiffen und maschineller Großindustrie das flache Nordstück Mitteleuropas so glänzend entwickelte, innerhalb der Grenzen des heutigen Deutschen Reiches eine sichtliche Verschiebung des Schwerpunktes nach Nordosten erfolgt ist, keineswegs bloß aus politischen Gründen. Vielmehr hat der Mensch in diesen vordem so vielfach vernachlässigten Räumen des von den älteren Kulturzentren im Rhein- und Donaugebiet entlegensten Nordostens neuerdings besser gelernt, die Gaben der Heimatsnatur zu

verwerten; er hat rüstiger und findiger die Hände geregt, die Landwirtschaft rationeller entfaltet, in früher rein ländlichen Bezirken Industrie und Handel in die Höhe gebracht, Armut in Wohlhabenheit verwandelt. Wieviel dichter ist heute der Raum der preußischen Nordostprovinzen auch abseits der hauptsächlichen Verkehrsadern mit frisch aufstrebenden Stadtgemeinden besetzt als vor hundert Jahren! Hier offenbart es sich handgreiflich: Arbeit schafft Macht.

Halten wir eine kurze Weile Umschau im ostelbischen Lande, so bietet sich uns nur stellenweise eine völlige Ebene dar, z. B. in der Provinz Posen zwischen dem südlichen, quer über die schlesische Oder setzenden Landrücken und dem baltischen oder dort, wo die vorpommersche Niederung über letzteren hinaus ins Meer vorragt, vollends in den grünen Deltaflächen der Memel hinter dem Kurischen Haff oder der Weichsel, dem fruchtbaren „Werder". Sonst wechseln die Bodenformen sanftwellig ab, steilere Böschungen begegnen gewöhnlich nur, wo die Flüsse ihren Thalweg in das wenig widerstandskräftige Diluvium eingenagt haben, oder wo die Ostsee auf ähnliche Weise eine Steilwand ausgeformt hat. Hinter den Sanddünen der hinterpommerschen Küste und auch anderwärts wandert man wohl stundenlang durch eintönige Landschaft: weite Kiefernforsten mit vereinzelten Birken, sandige Triften, auf denen Schafherden grasen, magere Felder, mit Kartoffeln oder Getreide bestellt, hier und da zeitweilig mit goldgelb blühenden Lupinen bepflanzt, die der Landmann später unterpflügt, um die allzu sandige Erdkrume etwas ertragsfähiger zu machen. Wer indessen für bescheidenere Naturschönheit empfänglich ist, findet sich doch mitunter bei diesen einsamen Wanderungen freundlich angeregt. Eine friedliche Ruhe lagert über der weiten Flur mit dem unverkümmerten Gesichtskreis, wenn am Sommerabend die Glocken vom fernen Dörfchen herüberklingen, die sinkende Sonne die Föhrenstämme des Waldsaumes rötet und unter den kaum sich regenden immergrünen Wipfeln die Bienen im blühenden Heidekraut des Waldbodens summen. Ein sogar hoher Reiz ist namentlich den vom Landrücken durchzogenen baltischen Gestadeländern und der Mark Brandenburg in der Fülle von Seespiegeln beschieden. Bald lachen sie freundlich auf, in lang ausgestreckten Flächen oder in Zackengestalten die Landschaft verklärend, bald sind es melancholischer blickende Rundseeen mit trichterartig vertieftem Grund. An letztere, in der Mark oft „Teufelsseen" genannt, knüpft das Volk gern seine Sagen von versunkenen Ortschaften oder von Prinzessinnen an, die in der Johannisnacht, Teichrosen im Haar, dem Wasser entsteigen. Man versteht die Richtung der dichtenden Phantasie leicht. Gewöhnlich liegen die Trichterseen an Hügelabhängen im Waldesschatten; vom Modergrund der Tiefe erscheint das Wasser fast schwarz; selbst wenn ein Windstoß durch den Wald fährt, daß die Baumwipfel erschauern, bleibt der Seespiegel glatt, als würde das Gewässer durch unterirdische Mächte in Bann gehalten; Seerosen umschmücken wie im Kranz den Umring, gelbe Mummeln oder die größeren weißen Nymphäen, denn sie finden nach der Mitte hin nicht mehr die geringe Wassertiefe, in der allein sie zu wurzeln vermögen. Was die Kunst aus derartigen Wald- und Seeidyllen herauszubilden im stande ist, zeigen die Villenkolonien im Berliner Grunewald, die vornehm-stillen Landsitze an den Havelseen, vor allen aber Park und Schloß Babelsberg mit dem Blick auf Potsdam und seine seenreiche Umgebung, die klassische Schöpfung Lennés und Schlüters aus nichts als dürren märkischen Sandhügeln, nun ein Kleinod, das uns den nie nach Prunk strebenden, gemütvoll künstlerischen Sinn seines Schöpfers, Wilhelms I., verewigt, ein Heiligtum unserer Nation, weil in dem schlicht bürgerlich gehaltenen Arbeitszimmer des im normannischen Stil auf dem Babelsberggipfel erbauten Schlosses der Treubund geschlossen wurde zwischen jenem unvergeßlichen König und dem, um dessen Grabesstätte nun die Eichen des Sachsenwaldes in stolzer Trauer rauschen.

Der ganze Osten Norddeutschlands ist germanisiertes Slawenland. Polen bevölkern noch zur Zeit großenteils Oberschlesien, Posen und Westpreußen; in diesen früher zum Königreich Polen gehörigen Landesteilen, in denen daher auch im Gegensatze zum vorwaltenden Protestantismus Nordostdeutschlands der Katholizismus einen Hauptsitz hat, wirkt die Germanisierung erst seit Friedrich dem Großen, der diese Landstriche für Preußen erwarb. Eine Ausnahme von den übrigen Polen unseres Reiches machen die hunderttausend Masuren im südöstlichen Ostpreußen entlang der russischen Grenze, die längst schon protestantisch geworden sind und als ein in Ackerbau und Viehzucht tüchtiger Bauernstamm ein zufriedenes Dasein in ihren strohgedeckten Hütten führen, zwar polnisch reden, alle aber, der deutschen Sprache durch die Schule kundig, dem Deutschtum freundlich gegenüberstehen, ähnlich wie die sie an Zahl noch etwas überbietenden Litauer des Memelgebietes, die einzigen Vertreter der den Slawen verwandtschaftlich beizuordnenden, obwohl selbständigen lettischen Völkergruppe in Deutschland, der auch die Pruzzen, die Eingebornen Ostpreußens, angehörten. Den Polen nächstverwandt waren die Slawenstämme der Polaben, die durch die Mark, Pommern und Mecklenburg bis nach Ostholstein und ins Drawänland am linken Ufer der unteren Elbe wohnten. Der unter Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären einsetzende, Jahrhunderte hindurch währende Einwanderungsstrom niedersächsischen Volkes hat diesen Polaben deutsche Sprache und Gesittung gebracht. Eine durchgreifende Entnationalisierung erfolgte, teils mit, teils ohne Blutmischung. Zuerst in den Städten, dann auch auf dem platten Lande siegte das Deutschtum, denn auch an Kopfzahl ragte gar bald die niedersächsische Bevölkerung in dem vorher nur dünn von Wenden besiedelten Raum hervor. Die hohenzollernsche Kolonisation setzte das Werk seit der fridericianischen Epoche nach dem ferneren Osten hin fort, wo nun ins Posensche auch oberdeutsch redende Siedler aus Schlesien und der Lausitz eindrangen, so daß allein im Oder- und Warthegebiet oberdeutsche Sprache weit auf den 53. Breitengrad übertritt, während sonst in diesem Norden, hauptsächlich infolge der niedersächsischen Kolonisation, Plattdeutsch herrscht.

Eine Sonderstellung nimmt allerdings Ostpreußen ein, wo der das Land erobernde Deutschritterorden die allerverschiedensten deutschen Stämme ansiedelte, selbst Pfälzer und Schwaben. Daraus entstand jener kernige deutsche Volksschlag, der in dem buntscheckigen Magma, aus dem ein so gemeindeutscher Guß gelang, eine Parallele bietet zur großgriechischen Nationalität im alten Unteritalien und Sizilien. In harter, entsagungsvoller Arbeit, klarem Verstand, langsamem Entschluß, aber Zähigkeit bei der Ausführung des Beschlossenen, ist der Ostpreuße Norddeutscher, selbst wenn die Wiege seiner Vorfahren in der leichtlebigen Pfalz stand; auch norddeutsch herb gibt er sich in seiner breiten Königsberger Aussprache, zurückhaltend gegen den Fremden, jedoch vertraulich ohne Falsch auch ihm gegenüber, wenn er ihn des Vertrauens für würdig erkannt hat. In provinziellen Variationen zeigt indessen das ostpreußische Deutschtum sprachlich die Vielfältigkeit der Quellen, aus denen es floß, noch zur Stunde. Mitten im niederdeutschen Sprachgebiet breitet sich im südlichen Ostpreußen eine rautenförmige Insel oberdeutscher Zunge quer über die obere Alle, deren Wasser zum Pregel fließt.

Unsere Ostseeküsten standen immer in Wechselverkehr mit den baltischen Nachbarküsten, vor allem mit Schweden. Mit dem schwedischen Ruf „Julklapp!", in dem der Name des Jul, des höchsten altnordischen Winterfestes, fortlebt, wirft man in Pommern und Mecklenburg dem Freund nach skandinavischer Sitte heimlich ein Weihnachtsgeschenk ins Haus. Durch den Bezug geräucherter Fischware aus Schweden kamen Ausdrücke wie Spickaal, Spickgans (vom schwedischen spicka, räuchern) tief ins östliche Norddeutschland und darüber hinaus. Am bedeutungsvollsten

entfaltete sich der naturgegebene Zusammenhang der Küstenländer um die Ostsee auf der Grundlage der deutschen Handelshegemonie in der großen Zeit des Hansebundes. Davon reden noch heute zu uns in Lübeck, Stralsund, Danzig die stattlichen Patrizierhäuser mit altertümlich schmaler Giebelfront, die prächtigen, hochtürmigen Kirchen, die stattlichen Rathausbauten und trutzigen Bastionen der nun meist in Parkanlagen verwandelten Stadtwälle, wie z. B. der wunderbare, von zwei schiefergedeckten Spitzkegeldächern überragte massive Rundbau des Lübecker Holstenthores. Neueren Aufschwung beobachten wir im Kriegshafen von Kiel mit seinen Panzerkolossen und mit dem Holtenauer Eingang zum wichtigen Nordostseekanal, im Handelshafen der alten Pommernhauptstadt Stettin, die als südlichste Stelle, bis zu der Seeschiffe aus der Ostsee gelangen können, vor allem aber als nächster Hafenplatz von Berlin einer noch größeren Zukunft entgegengeht. Doch wir dürfen uns bei diesen Stadtansichten nicht aufhalten, auch nicht bei den Fischern und Schiffern unserer baltischen Gestade, deren wetterfeste Leiber mit dem in fester Ruhe ausspähenden Auge, deren kühner, doch bedächtiger Wagemut aus dem nämlichen Stamm erwuchsen, der die wackeren Bauernschaften unseres Nordostens lieferte, mithin auch die Kerntruppe der preußischen Heere, sowohl die „ollen Süpers" des alten Fritz wie jene Pommern, an deren Spitze Moltke siegesgewiß am Abend von Gravelotte der lange schwankenden Entscheidung entgegenritt.

Nur noch unserer Reichshauptstadt **Berlin** gelte eine kurze Betrachtung. Sie fesselt uns hier als Ursprungsherd einer deutschen Volkstümlichkeit, die auffällig aus der Eigenart des umwohnenden märkischen Volksstammes heraustritt. So scheint sie gar nicht bodenständig zu sein und ist doch trotz des Hin- und Herwogens ihrer Träger durchaus an diesen einen Ort am Spreeufer gekettet. Als der Große Kurfürst 1640 den Thron bestieg, war Berlin durch die Kriegsnot zu einer Kleinstadt von 6000 Bewohnern gesunken; die Häuser, selbst das Schloß, waren baufällig, die Straßen nur teilweise gepflastert, so daß der Wind überall märkischen Sand aufwirbelte; Schindeln deckten die Dächer, auch die Schornsteine waren aus Holz; echte Dorfbrunnen, mit Schwengel und Kübel versehen, lieferten das Wasser, falls sie nicht, wie oft, verschlammt waren; in den Kehrichthaufen vor den Häusern wühlten die Schweine, deren Stall nach Landessitte sich vielfach an der Straßenseite der Wohnhäuser befand, der Lustgarten vor dem kurfürstlichen Schloß war zu einem Busch verwildert, den man einige Jahre später klärte, um hier die ersten Kartoffeln anzupflanzen. Das war also noch ganz das stille märkische Örtchen, dessen Bewohner allen Fremden derb, plump und schwerfälligen Geistes erschienen. Da erfolgte der Umschwung durch die gastliche Aufnahme der französischen Reformierten vor und nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Der Große Kurfürst empfing die Schutz suchenden Flüchtlinge persönlich in der liebevollsten Weise, und je mehr sich die Berliner beeiferten, das entgegenkommende Beispiel ihres edlen Fürsten zu befolgen, um so mehr bedeutete es, daß nun beinahe genau jeder dritte Einwohner Berlins französischer Herkunft war. Nach der entsetzlichen Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen im Jahre 1689 kamen viele Pfälzer, dann auch Schweizer, angezogen durch den Ruf wohlthuender Gastfreundlichkeit, den sich Berlin im Fluge erworben hatte. Sie bürgerten gleich den Refugiés verschiedene Arten von Manufakturen und Kunstgewerbe ein; Berlin war somit in ein paar Jahrzehnten aus einer märkischen Ackerbürgerstadt ein Industriezentrum geworden, eine Stadt von regsamem Geist und feineren Umgangsformen, wo sich französischer Esprit mit der Biederkeit des deutschen Bürgers vermählte.

Zum preußischen Königssitz geworden, erlebte dann Berlin durch die Siegesthaten Friedrichs des Großen seinen Aufschwung zur Großstadt, zu einer Hauptpflegestätte deutscher Kunst und

Wissenschaft, zu einem Anziehungspunkt für immer weitere Kreise von Zuwanderern, die daselbst ihren Fleiß, ihre Talente, ihr Kapital besser als anderswo verzinst zu bekommen hofften. Dabei machte sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts besonders das jüdische Element geltend, das neben dem französischen unzweifelhaft viel beigetragen hat zur raschen Entschiedenheit, schnellen Auffassungsgabe und Geistesgegenwart des Berliners, auch zu jenem mehr kaustischen Berliner Witz, der so stark absticht von dem treuherzigen Humor, wie er in den Witzen der „Fliegenden Blätter“ lebt, selbst wenn sie satirische Färbung tragen. Bismarck, den die ungermanischen Züge im Berlinertum, vor allem die vorlaute Selbstüberhebung, wie sie uns gelegentlich auf Reisen unliebsam begegnet, nicht sympathisch berührten, hat es beim Bankett, das die Stadt Berlin den großen Führern im Feldzug von 1866 gab, in warmen Worten anerkannt, daß er doch zwei hohe, echt deutsche Tugenden in den eben erlebten heißen Entscheidungstagen bei den Berlinern achten gelernt habe: die schneidige Waffenführung und die selbstlose Opferwilligkeit der „offenen Hand“. Vergessen wir aber nicht, daß der Berliner vor allem in rastloser Arbeitsamkeit sein Deutschtum auf allen Feldern idealen und materiellen Schaffens mit glänzendem Erfolg bethätigt, zumal da, wo es gilt, mit Genie und künstlerischem Geschmack zu arbeiten. Auf diesem Wege ist Berlin als Kaisersitz und Millionenstadt Deutschlands vornehmste Bürgergemeinde geworden, ein Völklein für sich, von dem längst nicht die Hälfte mit Spreewasser getauft ist; eine Gemeinde, die vielmehr im Zeitalter hemmnisloser Freizügigkeit aus allen deutschen Stämmen, seit 1871 auch aus den süddeutschen, sich rekrutiert, des internationalen Zuspruchs gleichfalls keineswegs ermangelt, ihres Werdens und Wachsens natürliche Grundlage indessen einfach darin findet, daß dort an der Spree der berufene Verkehrs-, folglich auch Wirtschaftsmittelpunkt für das nordostdeutsche Niederungsland liegt. Nirgends hätte der vielstrahlige Eisenbahnstern Berlin sich zu entwickeln vermocht als in dieser gebirgsfreien Fläche, wo sich mit der erwähnten westöstlichen Hauptschlagader des norddeutschen Verkehres die Straßen von Süddeutschland über Thüringen nach Stettin oder Danzig sowie jene von Wien über Schlesien nach Hamburg kreuzen. Nie wird Deutschlands Hauptstadt diesen Ort aufgeben, der noch dazu als Mittelpunkt der Fluß- und Kanallinien des vereinigten Elbe-Odergebietes seinen Bewohnern die Versorgung mit Nahrung, Brenn- und Baustoff wesentlich erleichtert. Kaum je auch steht zu befürchten, daß das Berliner Volk ablassen könnte, bei aller Lebenslust in ernster Arbeit und nie pharisäisch gezeigter, daher vielen in ihrer Leistungsgröße unbekannten Nächstenliebe, nicht zum wenigsten dazu, in ehrlicher Vaterlandsliebe ein Muster deutscher Art zu liefern. Wohl ist Berlin nicht Deutschland in dem Sinne wie Paris Frankreich. München, Köln und Hamburg stehen weit selbständiger neben Berlin als Lyon, Marseille und Bordeaux neben Paris. Doch allezeit wird Berlin von sämtlichen Teilen des Deutschen Reiches wie keine andere Stadt denselben Zuzug empfangen, es wird folglich gemäß der Naturgerechtigkeit des Daseinskampfes stets eine gute Auslese aus unserer ganzen Nation vollziehen, und da es durch Beispiel wie Vererbung eine Seelenübertragung selbst in ewig ihre Glieder wechselnden Bürgerschaften gibt von Geschlecht zu Geschlecht, so wird Deutschland noch für ferne Zeiten auf Witz und Kunst, auf Herz und Hand seiner Berliner bauen dürfen.

Zum Schluß schweift unser Blick über die Niederungen, an deren Küstenzug die Nordsee brandet. Immer ebener wird dort im Weser- und Emsland die Gegend, Torfgeruch erfüllt die Luft, Windmühlen gehören zur regelrechten Landschaftsstaffage, schon ehe wir die Grenze der Niederlande überschreiten, außerdem frei auf der weiten Flur grasende Rinder, denn ozeanische Luft weht frisch bewegt herein, oft den Himmel wolkig verschleiernd, doch weich und mild, die

Weideflächen nie auf lange Dauer mit Schnee deckend. Es ist altgermanischer Boden; nur von dem Land jenseit der Mündungsarme des Rheins wissen wir, daß dort Kelten siedelten, als die Römer ihre Feldzeichen siegreich bis zur Nordsee trugen. Als ihr Reich in Verfall geriet, eroberten sich die vom unteren Rhein nach Gallien vordringenden Franken den Wohnraum der inzwischen romanisierten Kelten. Diese behaupten ihre romanische Sprache, nämlich das Wallonische, eine nordfranzösische Mundart, noch gegenwärtig in der Südhälfte Belgiens. In Nordbelgien dagegen erklingt noch die Sprache der fränkischen Sieger, das Vlämische, die westlichste der deutschen Mundarten, bis zu einer gar nicht von der Natur vorgezeichneten Linie, die von der Maas oberhalb Maastricht aus beinahe schnurstracks nach Westen, also südwärts von Brüssel hin bis auf nordfranzösisches Gebiet verläuft, wo in der Umgebung von Dünkirchen die letzten Vlamendörfer liegen.

Von Schleswig bis zur Grenze der Rheinprovinz wohnt in unserer nordwestlichen Niederung der Stamm der Niedersachsen, den wir bereits im Sauerland und im Wesergebirgsland angetroffen haben. Er ist schon durch die große Ausdehnung dieses seines ursprünglichen Wohnraumes und durch die kolonisatorische Bedeutung, die er sich im ostelbischen Slawenland erwarb, der Hauptstamm Norddeutschlands. Darum verlohnt es sich, ihn einmal da kennen zu lernen, wo die Wurzeln seiner Kraft zu suchen sind: am häuslichen Herd. Das nebenstehende Bild führt uns in die Lüneburger Heide, wo im Osten des Eisenbahnknotenpunktes Ülzen abseits des Fremdenverkehrs in noch kaum veränderter altertümlicher Schlichtheit die Gehöfte der kleinen Dorfgemeinde Solkau über die Heidefläche zerstreut liegen. Eins dieser Bauerngehöfte sehen wir vor uns. Es besteht aus dem zugleich die Stallungen einschließenden Wohnhaus, auf dessen Dachfirste der Storch sein Nest gebaut hat, nebst ein paar Nebengebäuden, von denen der vordere Schuppen auf seiner Giebelspitze mit den nach innen hakig gekrümmten Enden der beiden Giebelbalken verziert ist, was die stilisierte Vereinfachung zweier einander zugekehrter Pferdeköpfe, dieses aus der Heidenzeit stammenden Abzeichens der Sachsen, bedeutet. Die sonst ganz schmucklose Häusergruppe des Gehöftes wird freundlich umgrünt von Eichen und Birken. Auf den bäuerlichen Beruf des Gehöftherrn deutet der am Haus stehende Wagen, auf dem schon manche Kornernte eingefahren wurde; der Hirt, der die Schafe heimtreibt; die Magd, die ihre an der Schulter hängenden Eimer eben aus dem Ziehbrunnen vor der Thorfahrt füllen will; auch der Wassertümpel, der zur Linken zwischen Schilficht und Gesträuch sichtbar wird, und zu dem ein Steg führt, damit man bequem aus ihm Wasser schöpfen kann zum Abtränken des Viehes. Im Hintergrund zur Linken blicken wir hinaus über die Heideflur. Da gibt es noch genug Stellen, die nie eine Pflugschar berührt hat; bemerken wir doch ganz deutlich dort den Rest einer vorgeschichtlichen Grabstätte, eines „Hünengrabes“, wie das der Volksmund nennt, an den noch aufrechtstehenden Einfassungsblöcken und der wuchtigen Deckplatte darüber, natürlich alles Findlinge skandinavischer Herkunft. So dicht grenzt dort in der Lüneburger Heide, die noch im früheren Mittelalter „Magetheide“ hieß, weil sie einen großen Urwald darstellte, Wild- und Kulturland aneinander. Wie uns Tacitus von den alten Germanen überhaupt berichtet, legte in dem nachher so übermäßig gerodeten Wald ein jeder sein Gehöft da an, wo ihm der Platz behagte, vor allem da, wo er genügend Wasser vorfand. Und so liegen noch heute gar regellos diese Sachsenhäuser samt ihren Roggen- und Buchweizenfeldern um sie her, höchstens zu kleineren Gruppen vereint, inmitten der Heide.

Treten wir durch das in seiner Breite für die Einfahrt des Erntewagens bestimmte Thor ein in das strohgedeckte Wohnhaus, so befinden wir uns alsbald auf der Tenne (der sogenannten



Niederdeutsche Siedelung: Einzelhof bei Soltau in der Provinz Hannover.

Nach einer Tuschzeichnung von Franz Schreyer.

Diele, plattdeutsch Dehle), von wo die eingefahrene Ernte oder das Heu gleich hinauf auf den Speicher, d. h. den Bodenraum unter dem Dach, gebracht wird. Rechts und links von der Einfahrt blicken uns gemütlich aus ihren Stallverschlägen die Kühe und Pferde an, die, den Kopf nicht nach der Außenwand, sondern nach innen gekehrt, beim niedersächsischen Bauer wirkliche Haustiere sind, als Hausgenossen gewissermaßen dem weiteren Kreis seiner Familie angehörig. Im Hintergrund des mittleren Raumes befindet sich die Herdstelle. In diesem Solkauer Haus wird der Rauch des Herdfeuers nach dem Schornstein abgeleitet, im Sachsenhaus altertümlichsten Stiles dagegen zieht der Rauch unter der Decke hin frei nach der offenen Thorfahrt, die an den Balken der großen Diele hängenden Schinken, Würste und Speckseiten gehörig durchräuchernd, freilich auch das Gebälk mit Ruß schwärzend. Das offene Herdfeuer, dessen anheimelnde Flammenglut des Abends dem müden Wanderer wie ein freundlicher irdischer Stern in die Heide weit hinausglänzte, brachte den großen Vorzug mit sich, daß die Hausfrau, deren Sitz, man möchte sagen deren Thron, in urgermanischer Weise beim Herd war, ihr häusliches Reich beherrschte, ohne vom Sessel sich zu erheben. Während sie kochte oder emsig das Spinnrad regte, behielt sie die rückwärts an die Diele grenzenden Wohnräume ebenso im Auge wie Gesinde, Kinder und Vieh. Selbst von ihrer Schlafstätte hinter dem Herd behielt sie alles getreulich im Auge, sah Knechte und Mägde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer verlöschen und anzünden, hatte jede Thüre ringsum unter Aufsicht, beobachtete Keller und Kammer. Nun meistens ein den Herd einschließender Küchenraum von der Diele abgesondert liegt, ist mancher dieser an Urzeiten erinnernden Vorteile geschwunden. Aber geblieben ist die schöne Sitte des Hausens von Herrschaft und Gesinde, Menschen und Haustieren unter dem nämlichen Dach. Zum nächsten Nachbar hat man einen weiten Weg, ins Wirtshaus vielleicht über eine Stunde; das führt schon von selbst zu innigerem Verkehr unter den Hausgenossen, und diese selbst werden einander durch stetes Beisammensein vertraut. Patriarchalische Art knüpft unlösbare Familienbande zwischen Eltern und Kindern, begünstigt ein väterliches Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienenden, schließt jegliche romanische Härte gegen das liebe Hausvieh aus. Ganz wie wir es in Oberösterreich trafen, ist der Eigentümer mit seinem Hof persönlich verwachsen. Hat er ihn erkauft, statt daß sein Geschlecht von unvordenklichen Zeiten her auf dieser Scholle sitzt, so nimmt er gewöhnlich sogar den Namen des früheren Hofbesitzers an. Er sagt dann z. B.: „Ich heiße Brägel, aber ich schreibe mich Wichel.“ Letzteres ist sein Geschlechtsname, ersteres sein Name nach dem erworbenen Gehöft. Das abgeschlossene Bauernleben dieser Niedersachsen hat zwar keine besondere körperliche oder geistige Gewandtheit erzeugt, aber einen köstlichen Schatz leiblicher Gesundheitsfrische und Kraft, ehrbarer Sitte und goldener Treue bewahrt. Der Bauer mag Zeug und Geräte Tag und Nacht auf dem Feld liegen lassen, es tastet niemand das fremde Gut an; der Diebe halber braucht er Haus und Hof nicht zu verschließen, denn der meist zwar nur mäßige, doch allgemeine Wohlstand läßt keine Diebsgelüste aufkommen. Es sind etwas plump in ihren dicken Holzschuhen einherschreitende Leute diese unverfälschten Nachkommen der Mitkämpfer Armins und Widukinds, treu am Alten hängend auch noch in ihrem den Sprachklang der Vorzeit wiedergebenden Niederdeutsch, bedächtig in Rede wie Gebärde, fromm und gastfrei. Selbst der altgermanische Labetrunk aus gegorenem Honig, der Met, wird dank der hier nie in Vergessenheit geratenen uralten Bienenzucht, für welche die Millionen rosiger Heideblüten besten Nährstoff darbieten, dem Fremden vom westfälischen oder hannöverschen Bauer noch bisweilen zum Willkommen gereicht. Wer nicht selbst diesen blonden Männern und Frauen in das lichte Auge geschaut hat, aus dem Klugheit und Herzlichkeit in

echt deutschem Bunde blicken, der sollte sie doch schon darum nicht ob ihres ungeschlacht-bäurischen Auftretens verachten, weil in ihrem unverdorbenen Lebensmark noch auf lange eine Zukunftsgewähr für die Stärke deutscher Nation beschlossen liegt, und weil auf ihr Schaffen zumeist die Entfaltung des Deutschtums von der Elbe bis zur Memel zurückweist. Selbst das herrlich gediehene Reis der Kultur unserer Reichskapitale ist, wie wir sahen, auf den gesunden niedersächsischen Stamm gepfropft.

An die „Geest", wie man in unserem Nordwesten den Diluvialboden nennt, stößt die tafelebene weidegrüne und fruchtbare Marsch, so tief gelegen, daß sie gegen die andrängende Flut der Nordsee durch den „goldenen Reif" des breiten, festen Deichbaues beschirmt werden mußte. Immerdar fühlt sich der Mensch selbst hinter diesem festländischen Festungswall der Wut des Ozeans, wie sie sich bei Sturmfluten durch Deichbrüche furchtbar offenbart, bedenklich ausgesetzt. Es ist eben das Land, darin „zwar sicher nicht, doch thätig frei zu wohnen". Der Riesenkampf mit dem im Sturm tobenden Meer hat hier einen mutigen, unerschrockenen, freiheitsstolzen Volksstamm herangebildet, das große Werk des im Mittelalter begründeten Deichbaues hat ihm Gemeinsinn verliehen, ja einen großen Anteil am Ausbau seiner Gemeindeverfassung genommen. Es ist der letzte Stamm unseres Volkes, den wir zu betrachten haben: die Friesen.

Wie Thüringer, Hessen, Niedersachsen nehmen sie bereits seit vorchristlicher Zeit ihren Wohnraum längs der Nordseeküste Mitteleuropas samt der ihr vorgelagerten Inselreihe ein. Ihre Sprache, den „unverschobenen" Konsonantismus mit dem Sächsischen (folglich auch Englischen), dem Norwegisch-Dänischen und dem Schwedischen teilend, ist eigentlich keine deutsche Mundart, sondern eine selbständige Germanensprache, die allerdings unserer Muttersprache am nächsten kommt. Das zeige die Anfangsstrophe des Abschiedsliedes der treuen Schwester, gerichtet an ihren zur Seefahrt aufbrechenden Bruder:

„Fergeth me ei', min hertens liwe brouther,
wan dö der stillest am a wral,
wan dö der stonst an sjongest bei din routher,
Fergeth me ei!"
(„Vergiß mich nicht, mein herzenslieber Bruder,
wenn du da segelst um die Welt,
wenn du da stehst und singst bei deinem Ruder,
Vergiß mich nicht!")

Unter den Friesen der Niederlande lebt diese klangvolle Sprache noch frisch weiter, bei uns im Deutschen Reich hört man sie noch auf manchen Inseln der nordfriesischen Gruppe vor Schleswigs Westküste und auf dem flachen Geestrücken des oldenburgischen Saterlandes mitten in den den Verkehr abwehrenden Moorflächen. Anderwärts ist sie längst vom Niedersächsischen verdrängt worden, aber man ermißt noch heute ihren vormaligen Bereich an den Ortsnamen auf -um (-heim), wie Borkum, Husum, bei völligem Ausschluß der sächsischen Ortsnamenausgänge auf -büttel und -hude; man hat noch heute die sauberen, soliden Friesenhäuser vor sich in rotem Backsteinbau mit Ziegeldach, wozu die Marschen Lehm genug liefern, man sieht die breitschulterigen, untersetzten Friesengestalten, die den höher aufgeschossenen Geestleuten aus dem Sachsenstamme meistens an Höhenwuchs nachstehen. Der musterhafte Feldbau der Marschen, das treffliche Melkvieh, sowohl Rinder als große, in tiefem Baß blökende Schafe, verraten uns schon landschaftlich die bäuerliche Tüchtigkeit der Friesen. Aber vor allem sind sie durch die Natur ihrer Heimat ein beherztes Fischer- und Schiffervolk geworden gleich den Norwegern und den Phönikern des Altertums. Was für ausgezeichnete Matrosen haben sich die Engländer,

mehr noch die Niederländer aus dem deutschen Friesenland geholt! Besonders an Bord der niederländischen Kauffahrer zog es unsere Friesen, als in den letztverflossenen Jahrhunderten die niederländische Kauffahrtei ihre große Zeit durchlebte, die deutsche dagegen sich noch nicht zu ihrem neuen Aufschwung ermannt hatte. Jetzt sehen wir die echten Seemannsnaturen friesischen Blutes, wie billig, auf deutschen Schiffen die Weltmeere kreuzen; die Kriegsmarine unter schwarz-weiß-roter Flagge, deren Nordseezentrum Wilhelmshaven inmitten des Friesengestades erschaffen wurde, findet unter unseren Friesen ihre beste Bemannung, voll von angeerbter Lust und Geschicklichkeit zum seemännischen Beruf. Will man erproben, wie das Meer das Sinnen und Treiben dieser Nordseeleute hinausgelenkt hat in die ozeanischen Fernen und sie trotz aller Heimatsanhänglichkeit an die eigene Wiegenstätte dem deutschen Vaterland, soweit es hinter den Marschen liegt, darüber fast entfremdete, der suche das Idyll einer kleinen Halliginsel auf im nordfriesischen Wattenmeer. Aus fettestem Marschboden aufgeschlickt, überragen die Halligen kaum in Tischhöhe den Meeresspiegel bei dem mittleren Höhenstand der Flut, bei Ebbe sind sie vom feuchten Schlammgrund des Meeres umgeben, in dessen tieferen, von der Flutströmung ausgerissenen Furchen allein dann noch Salzwasser steht. Die Inseln sind zu klein, um den kostspieligen Deichbau zu lohnen, mithin sind sie schutzlos der allmählichen Vernichtung preisgegeben durch stetige Benagung ihres Küstensaumes seitens der gierigen Flut. Wütet vollends Weststurm, der das Nordseewasser in der schleswigschen Flachsee aufstaut und gegen Insel- wie Festlandküsten peitscht, so braust das Meer nur zu oft über die ganze Fläche der Halligen dahin. Deshalb ist hier kein Ackerbau möglich; bloß Rinder und Schafe weiden das saftige Gras ab, das in zusammenhängender Narbe die Eilande überzieht, und der Mensch baut seine kleinen Wohnhäuser dicht gedrängt auf „Warften", d. h. auf künstlich aufgeworfenen Platthügeln, die beim Ansegeln jede Hallig, ehe man ihre Oberfläche selbst wahrnimmt, wie eine Gruppe steiler Flachinselchen erscheinen läßt, eben hoch genug, daß kaum die schlimmste Sturmflut sie zu überspülen vermag. Wir bemerken fast nur Frauen oder Kinder oder Greise auf diesen Inseln. Die rüstigen Halligmänner sind eben draußen auf dem Weltmeer. Bei der argen Seichtigkeit ihrer Inselküsten sehen die Bewohner der Halligen größere Schiffe zwar nur von weitem vorüberfahren, aber sie wissen durch hundertfältige Erzählungen ihrer Landsleute, die „draußen" waren, und aus dem Glück, das dabei viele der Ihren gemacht, wie das weite Meer ihr rechtes Element ist. In den kleinen Schmuckzimmern der Halligbewohner, deren Wände nach altniederländischer Mode mit weißen Porzellanfliesen ausgelegt sind, etwa das biblische Gleichnis vom Balken im eigenen, dem Splitter in des Nächsten Auge drastisch in Blau daraufgemalt, überraschen uns lauter Seltenheiten von ostasiatischen, indischen, amerikanischen Küsten und Meeren, an der Wand große Bilder holländischer „Fleuten", an deren Bord ein Vorfahr gesegelt ist, angehakt auch das lange Fernrohr, das er dann als „Kaptein" bei der Fahrt gebraucht hat. Die würdige Matrone in patrizierhaft schwarzer Kleidung schenkt uns besten Madeira ein und erzählt stolz und sorgenfrei von ihrem Sohne, der die schönen japanischen Lackwaren mit dem Fuschijamabild dort auf dem Nipptisch ihr mitgebracht habe und nun wieder mit den Taifunen kämpfe; Thränen aber füllen ihr Auge, indem sie auf ihren Jüngsten zu sprechen kommt, den sie nach Berlin genommen und in die Garde eingestellt haben, dem ginge es in dem wildfremden Lande gewiß entsetzlich, er müsse sogar — Kommißbrot essen! Wie anders wieder lautete die Antwort, die jener friesische Marschbauer seinem in die Fremde strebenden Sohn erteilte: „Hie is de Marsch, un buten in de Welt is man Geest, wat willt du dumme Jung in de Welt?" So verschiedenartig spiegelt sich das

Weltbild in der Seele von Gliedern desselben Volksstammes je nach der Sinnesrichtung, die bestimmt wird durch den erwählten Beruf!

Wo durch Geest und Marsch Weser und Elbe den Weg zur Nordsee finden, sind die beiden Weltmeerpforten Deutschlands entstanden: Bremen und Hamburg. Das Aussehen dieser Städte, das Wesen ihrer Bevölkerung läßt sie gar nicht als Zwillinge erscheinen, so gewiß sie, eine jede nach ihrer Art, rühmlich ihrer hohen Aufgabe gerecht werden, in vorderster Linie den Warenaustausch zwischen Deutschland und der überseeischen Welt zu leiten. Die Grundschicht ihrer Bewohnerschaft wird die niedersächsische gewesen sein; friesisch ist weder in Bremen noch in Hamburg jemals geredet worden, im blutigen Kampfe mit den Friesen rang sich zur Mittelalterzeit Bremen empor. Bremen gehörte zu den von Karl dem Großen für Christianisierung der heidnischen Sachsen gegründeten Bischofsstädten. Bei seiner eigentlich noch binnenländischen Lage hat es sich durch die eigene Thatkraft und zähe Ausdauer seiner Bürger erst die Macht zur See errungen. Und doch wie glänzend war diese schon im 12. Jahrhundert entfaltet, als Bremens Flagge von den jetzt russischen Ostseegestaden bis in die syrischen Häfen sich Ansehen erwarb! Damals erwuchs Riga als Tochterstadt Bremens, bremische Seefahrer halfen Lissabon den Händen der Sarazenen entwinden, bremische Kaufleute gründeten das Hospital vor Akkon, aus dem der Orden der Deutschritter hervorging. Seitdem die atlantischen Seestraßen erschlossen worden, hat Bremen seinen Handel namentlich nach Nordamerika und an die Oberguineaküste gelenkt, wo es der deutschen Kolonisation an der Togoküste Bahn brach. Aber noch viel weiter umspannte der unternehmende Geist bremischer Großhändler den Erdball; versorgte doch noch vor kurzem eine Bremer Firma China mit Zündhölzchen, wofür sie die Waldungen der Steiermark verwertete, bis die klugen Japaner von der Einsicht, daß sie und ihre Wälder doch eigentlich den Chinesen näher seien, praktischen Nutzen zogen. Durch die Austiefung der unteren Weser, die freilich dreißig Millionen Mark kostete, ist es jüngst gelungen, Seeschiffen den Zugang bis nach Bremen zu ermöglichen. Dadurch erst ward die alte Hansestadt in unmittelbare Fühlung mit dem Weltmeer trotz dem verstärkten Tiefgang der modernen Kauffahrer gebracht. So hat Bremen, die Stadt weitblickender, solider Kaufmannsarbeit, die Stadt, die in ihren schmalen Giebelhäusern, mitunter seit vielen Jahrhunderten von derselben in Ehren groß gewordenen Familie bewohnt, so viel ehrlich erworbenen, obwohl nicht prunkvoll zur Schau getragenen Reichtum einschließt, für alle Zukunft ihre Stellung fest begründet. Sie ist für amerikanischen Tabak, für Baumwolle und amerikanisches Petroleum unser Hauptstapelplatz. Bremens Norddeutscher Lloyd nimmt an Zahl, Größe und vorzüglicher Einrichtung seiner Dampfer die erste Stelle ein unter den Gesellschaften für Vermittelung des Personenverkehrs zwischen Deutschland und überseeischen Landen. Die vom christlichen opferbereiten Sinn reicher Bremenser wesentlich getragene norddeutsche Missionsgesellschaft mit dem Sitz in Bremen hat durch selbstlos stille Pflanzung höherer Gesittung den deutschen Namen unter den Negervölkern des tropischen Westafrika zu Ehren gebracht, und die Lüderitzbucht im fernen Deutsch-Südwestafrika bewahrt die Erinnerung an einen einfachen Bremer Kaufmann, dessen thatkräftige dortige Besitzergreifung Anlaß dafür gab, daß sich das Deutsche Reich ein erstes Mal als überseeische Territorialmacht der britischen gegenüberstellte. Großartiger freilich vermochte sich Hamburg zu entfalten, seit es zum Bewußtsein seiner an London erinnernden Vormachtstellung für Deutschlands transozeanische Handels- und Verkehrsbeziehungen gelangt war. Da brauchte nicht, wie bei Bremen, die Kunst nachzuhelfen, obwohl es erst der Ära des neuen Reiches nach Aufnahme Hamburgs in den deutschen Zollverband beschieden war, diesen gewaltigen Hafen

auszubauen, dessen Mastenwald Ausdruck eines Schiffsverkehrs ist, wie er sich nirgends an europäischen Festlandküsten in gleichem Riesenmaß zeigt, wie er selbst von dem in Liverpool und London nur mäßig übertroffen wird. Unter den Ländern aller Erdteile, mit denen Hamburg durch seine nahezu hundert Dampferlinien verbunden ist, steht naturgemäß das nahe England allen voran. Die verbindende Kraft des Meeres, noch dazu eines solchen, das alltäglich in wenigen Stunden für den gegenwärtigen Schnellverkehr zu durchfahren ist wie die Nordsee zwischen Hamburg und England, bewährt sich an dieser Stelle recht deutlich. Bis auf kleine Lebenszüge hinab, wie Kostauswahl, Zeitansetzung der täglichen Mahlzeiten, ist Hamburg die am meisten englische Stadt Deutschlands geworden. In dem genialen Schwung, der sich im ganzen Kulturleben des Hamburger Volkes zu erkennen gibt, spürt man den freien internationalen Geist, der hervorgeht aus der unablässigen Vermittelungsleistung bei dem immer riesigeren Umfang annehmenden Austausch der Waren des deutschen Fleißes gegen die der außerdeutschen Welt. Hamburger Großhandlungsfirmen haben uns den Weg nach Kamerun gewiesen. Und doch wie echt deutsch mutet uns das Tagestreiben in dieser zweitgrößten Stadt des Deutschen Reiches an! Dort am Hafen, dem eigentlichen Herzen Hamburgs, das ernste Geschäftsleben ohne Ruh' und Rast von Reedern und Kaufleuten, Seeleuten und Lastträgern, an den Fleeten die urdeutschen Giebelhäuser mit dem frei sichtbaren Gebälk, den mittelalterlichen „Überhängen", d. h. dem treppenartigen Vorgreifen jedes höheren Stockwerkes über das untere; im St. Pauli-Viertel das fröhliche Genießen, auch in der Derbheit des Matrosen, der sich für langes Entbehren schadlos halten will, und wiederum auf dem Jungfernstieg am prächtigen Spiegel des Alsterbassins das vornehme Hamburg, ein äußerer Abglanz der Vermählung deutschen Geschmacks für Kunst und Natur mit dem stets zu gunsten der gesamten Nation verdienten Hamburger Reichtum. Hamburg war es, das dem General v. Werder dafür, daß er durch seine heroische Gegenwehr vor Belfort den Einfall der Franzosen unter Bourbaki nach Südwestdeutschland abwehrte, den Ehrendegen überreichte.

Das Königreich der Niederlande ist seiner Bevölkerung nach ein ganz deutscher Staat, ungleich reiner deutsch als das Deutsche Reich. Denn jene ist aus der Verbindung von drei deutschen Volksstämmen erwachsen: Friesen an der Küste, Sachsen in den geesterfüllten Ostprovinzen und Franken, die wie ihre Stammesgenossen am preußischen Niederrhein ihr Fränkisch noch in altertümlich unverschobener Form sprechen, mithin als fränkisches Niederdeutsch. Diese untersten Rheinfranken verbreiteten sich über die ausgedehnten Flußmarschen des Rheindeltas bis zur Südersee, verschmolzen in Holland, der Landschaft der Rheinmündungen, mit den Friesen, die dort ihre Sprache annahmen, und wurden als Inhaber eines freilich erst durch sie dem Wasser abgerungenen und gegen stets drohenden Meereseinbruch ruhmwürdig verteidigten, durch hohe Fruchtbarkeit ausgezeichneten Bodens der kopfreiche Kern des nachmaligen Königreichs. Ihnen also stehen als Stammesgenossen zur Seite die schon erwähnten Vlamen, mit denen sie sich in Seeland vor der Scheldemündung berührten, die aber, im übrigen durch die Moor- und Sandgegend der Kampine im Süden der Rheinmündungsarme von ihnen abgeschlossen, schließlich mit den Wallonen zusammengeschweißt wurden zu dem halb germanischen, halb romanischen Königreich Belgien.

Wie ethnisch die Niederlande ganz, Belgien zur größeren Hälfte uns Deutschen gehören, so sind beide Reiche vollends nach ihrem Bodenbau aufs engste an das Deutsche Reich anschließende Gebiete, ja durch gar keine Naturgrenze von ihm getrennt. Der Rheinstrom flutet über die niederländische Grenze, ohne daß sich irgend etwas in der Natur seiner Ufer änderte;

die Niederlande bilden samt Nordbelgien nichts weiter als das Westende unseres nördlichen Tieflandes, während Südbelgien dem Westflügel des rheinischen Schiefergebirges angehört. Der nämliche wasserblaue Himmel mit böenhaften Launen, frisch bewegter Luft, häufiger Verschleierung wie in Nordwestdeutschland wölbt sich auch über die Niederlande; wie dort ist hier das Land ein grünes Gefilde mit frei weidendem Vieh, voller Windmühlen und Torfgeruch, nur noch ebener, ja sogar großenteils tiefer gelegen als der angrenzende Meeresspiegel, daß die Flüsse in künstlichen Einfassungswällen sanft zum Meere ziehen, Schleusenthore durch den Deich als Mündungspforte benutzend, die Schiffe daher oft hoch über dem friedlich unten grasenden Weidevieh dahinsegeln. Dazu ganz wesentlich den nordwestdeutschen ähnlich sehende Dörfer und Städte, letztere mit schmalen Giebelhäusern, die in der Regel nur von einer Familie bewohnt werden; manches Amsterdamer Stadtviertel mit seinen Grachten sieht fast so aus wie ältere Straßen von Hamburg mit ihren Fleeten. Diese alte Bauweise setzt sich auch ins Vlamenland fort nach Antwerpen, Gent, Brügge und nach der vlämischen Unterstadt von Brüssel. Der reichgesegnete Boden Nordbelgiens entrollt uns zwar mannigfaltigere Landschaftsbilder als die Niederlande mit ihrem ewigen Felder- und Wiesengrün neben Mooren oder etwas Kiefernheide auf der Geest; man erfreut sich hier und da an einer hübschen Waldung, an Pflanzungen auch feinerer Obstarten neben prangenden Saaten oder Hopfengärten, in der Brüsseler Gegend begrüßt man die ersten Weinberge als liebe Zeichen einer sonnigeren Stimmung des schon dunkleres Blau zeigenden Himmels. Doch das alles berührt uns nicht unheimisch, sondern erinnert an ähnlich gesegnete Landstriche des deutschen Rheingebietes.

Wie vielseitig äußerten sich noch das Mittelalter hindurch die Kulturbeziehungen zwischen diesen gen Nordwest ausgewachsenen Zweigen unseres Volkes und dem Mutterstamm des inneren Deutschlands! Das waren ja die Leute, die in ersehnten Kolonistenhäuflein uns die schwere Kunst lehrten, aus Sümpfen reichen Pflanzungsboden zu machen, die Flüsse einzudämmen und ihren Lauf nach menschlichem Nutzen zu regeln; mit gerechtem Stolz durften sie auf ihr Heimatsland als Muster eines durch sie erst so erschaffenen Gebildes hinweisen, ausrufend: „Deus mare, Batavus litora fecit!“ Das waren ferner die Lehrmeister, die wir bis nach Schlesien aus ihrem Flandern herbeiriefen, uns die dort altheimische Kunst besserer Weberei zu lehren. Die Kaufleute von Gent und Brügge konnten sich noch zur Blütezeit der Hanse in ihrer Sprache verständigen, wenn sie auf ihren Handelszügen mit denen von Lübeck oder Bremen zusammentrafen. Das klassische Tierepos von Reinaert de Vos ist von den niederrheinischen Franken und ihren Brüdern im Vlamenland gedichtet worden. Obwohl der Vertrag von Verdun widersinnig die westlichen Vlamen zu Frankreich schlug und nur die östlichen bei Deutschland ließ, was für ein halbes Jahrtausend bewirkte, daß die Grafen von Flandern mit dem Sitz in Gent französische Vasallen waren, die Herzöge von Brabant auf ihrer Burg zu Löwen im deutschen Lehnsverband standen, so blieb das Gefühl der engsten Zusammengehörigkeit der Vlamen untereinander und zum deutschen Volk doch so stark, daß auf den Universitäten zu Paris und Bologna die flandrischen und brabantischen Studenten nur eine Sondergruppe der „germanischen Nation“ bildeten.

Der Bruch vollzog sich im 16. Jahrhundert. Eisern lastete die Hand Philipps II. auf dem spanisch gewordenen Land von der Schelde bis zum Bourtanger Moor. Unterstützt von der Inquisition, tilgte der spanische Habsburger die reformatorischen Regungen unter den Vlamen, die fortan die treuen Anhänger der katholischen Kirche blieben, mit Stumpf und Stiel aus. Doch über die dem alten Glauben und der spanischen Botmäßigkeit abtrünnig gewordenen sieben Nordprovinzen wurden seine Heerführer nicht Herr. Antwerpen, dessen Handelshafen

in den Schlußjahrhunderten des Mittelalters an Bedeutung sich mit dem von Venedig messen konnte, lag geknickt; die vornehmsten seiner Großhändler siedelten nach Amsterdam über und befruchteten mit ihrem kaufmännischen Talent wie mit ihrem ansehnlichen Kapital den merkantilen Aufschwung dieser Bürgergemeinde, die ihrem vormals so namenlosen Fischerörtchen in der innersten Nische der Südersee nun plötzlich zu Weltruf verhalfen. Der Sieg über das übermächtige Spanien kittete die Niederländer zu einem seiner Kraft fröhlich vertrauenden selbständigen Staat zusammen. Wir Deutsche verscherzten uns das Mündungsland des Rheins, gerade so wie ein Jahrhundert früher die Eidgenossenschaft, indem wir die Niederländer unbrüderlich im Stiche ließen in ihrem so deutschen Heldenkampf um Glaubens- und Nackenfreiheit. Wie Portugal auf der Grundlage litoraler Sonderinteressen sich seinen Nationalstaat abgesondert von Spanien ausgebaut hatte, so zerschnitten nun die Niederlande die Verbindung mit dem deutschen Hinterland und hoben kühn ihr Haupt, jagten den überwundenen Spaniern nicht bloß ihre Silberflotten ab, die Mexikos Edelmetallschatz an Bord führten, sondern nahmen ihnen auch weit kostbareren Besitz im Malayenarchipel ab, sich für einige Zeit zur ersten Seemacht der Welt, für die Dauer aber zu einer angesehenen Kolonialmacht erhebend in der nämlichen Epoche, in der wir Deutsche nichts Besseres zu thun wußten, als uns im unseligsten Bruderkrieg zu zerfleischen und elend zu verarmen.

Noch gegenwärtig stehen die Niederlande da als ein festgefügter Staat, der seine selbständigen Aufgaben ehrenvoll erfüllt, dessen wohlhabende Bürger um keinen Preis aufgehen möchten in einem größeren Staatsverband, etwa dem des Deutschen Reiches. Es blühen die von der Landesnatur in erster Linie nahegelegten Beschäftigungen der Vorfahren rüstig weiter: die Fischerei, die Rinderzucht samt der trefflichsten Molkerei und der Landbau. Dazu aber schüttet Java und Sumatra den Niederländern seine kostbaren Erzeugnisse in den Schoß, daß es ihnen nicht schwer fällt, die Industriewaren aus den ringsum gelagerten Staatsgebieten zu kaufen, aus England, Frankreich, Belgien und Deutschland. Die Niederlande sind ein „Hafenland der Tropen“ geworden, mit den beiden großen Hafenstädten Amsterdam und Rotterdam als ihren wichtigsten Handelsorganen. Grundverschieden hat sich Belgien entfaltet zu einem Industriestaat ersten Ranges, der die Steinkohlen und Erze seines gebirgigen Südens in glücklichste Verbindung bringt mit der Menschenfülle und gewerblichen Betriebsamkeit seines ebenen Nordens, seinen förderlichen Staatszusammenhang trotz auch sprachlich grundverschiedener Unterthanenschaft ähnlich wie die Schweiz gerade auf den in der Landesnatur vorgezeichneten Erzeugungsgegensatz seiner beiden Hauptteile gründend. Gewiß sind die zwei Königreiche am Gestade der Nordsee viel weniger natürlich abgegrenzt von Deutschland als Österreich und die Schweiz. Aber nur eine tiefblickend sich wähnende Pseudogeographie erblickt das Wesen der Länder allein in ihrer physischen Mitgift. Staatsgrenzen können freilich machtlose Menschenwerke von nichts als Augenblickswert sein, unter Umständen jedoch auch Schicksalslinien, die von der Geschichte mit unsichtbarer Hand tief eingegraben werden in den Boden, selbst wo die Natur keine Grenzmarke zog. Solche Schicksalslinien trennen die Niederlande von Belgien, beide vom Deutschen Reich. Wer in Nationen nicht nach grauer Theorie genealogisch-ethnisch gegebene Einheiten wittert, sondern vielmehr in ihnen große Vereinigungen erkennt, die sich in scharf umrissenen Grenzen die Vertretung weit umfassender realer wie idealer Sonderinteressen zur berechtigten Aufgabe stellen und dieser auch in erfolgreichem Streben nachleben, der wird in den Niederlanden, in Belgien oder der Schweiz Nationalstaaten ebenso vollwertiger Berechtigung anerkennen wie im viel jüngeren Deutschen Reich der Gegenwart.

Manches hat das vlämische Volk mit dem niederländischen gemein. Beide zeichnet ein emsiger Fleiß, Wahrheitsliebe, Gottesfurcht, Sinn für das Echte und Solide aus. Der Sonntag wird heilig gehalten, dem Prediger Hochachtung entgegengebracht vom reformierten Niederländer sowie vom römisch-katholischen Vlamen. Ein freiheitlicher Geist weht in den Gemeindeverfassungen unserer Hansestädte ebenso wie in den niederländisch-belgischen, den Bürgergemeinden Belgiens und der Niederlande ist ein reiches Maß von Selbständigkeit gewährt, die konstitutionellen Monarchien beider Staaten haben stark demokratische Elemente. Ein fester, ruhiger Sinn ist dem Niederländer eigen, wie er der althergebrachten Beschäftigung mit der Viehwirtschaft, dem unablässigen Gefaßtsein auf Kampf mit hereinbrechenden Fluten und dem neueren Seemannsberuf entspricht. Wohl mag man sein Naturell phlegmatisch nennen, indessen es liegt latente, stets zur Bethätigung fertige gesammelte Kraft unter der Hülle augenblicklicher Thatlosigkeit. Der vierschrötige Vlame verleugnet seine phlegmatische Gemächlichkeit ebensowenig; noch immer lebt in Thüringen eine Erinnerung an die ungeschlachten Kolonisten aus dem fernen Westen fort, wenn man dort einen großen, etwas plumpen Menschen einen „flämischen Kerl“ heißt. Aber wie nachhaltig segensreich waren die Werke der flämischen Kerle vor Zeiten, und wie thatkräftig bewähren sich die Vlamen noch heute daheim! Über alles Lob erhaben ist ihr treues Festhalten an ihrer deutschen Muttersprache, für deren Erhaltung und Weiterpflege nun freundlichere Sterne schimmern. Leider müssen sie ja im öffentlichen Leben, im Verkehr mit der Regierung, zumeist auch in der Gesellschaft französisch reden, aber dieser Zwang, der ja in Flandern bereits im Mittelalter obwaltete, hat sie ihrer schönen alten Sprache nicht zu entfremden vermocht; in ihr reden sie zu ihrem Gott und in ihrer Familie und verwerten sie neuerdings auch wieder mit bestem Erfolg als Litteratursprache. Ohne mitunter spaßhafte Einschwärzungen von Französismen in die vlämische Umgangssprache geht es freilich dabei nicht ab. Fragt man etwa in Gent einen Vlamen „Dauert es noch lange?“, so erhält man wohl zur Antwort „Noch en lit Eureken“ (noch eine kleine Stunde, „Eureken“ die Verkleinerung von heure). Die Mutter treibt ihr Kind mit „Salütje! Salütje!“ an, den Fremden zu grüßen. Statt „Entschuldigen Sie“ hört man „Eksise!“ (excusez), und der Hoteldiener, dem man geklingelt hat, tritt mit dem mehr höflichen als logischen Ausspruch herein: „S'il vous plaît, monsieur!“ Der gern Feste feiernde Vlame entfaltet bei diesen eine Pracht, die an den romanischen Süden gemahnt, mit dem er in ungleich engere Beziehung seit alters getreten als der Niederländer. Besonders bei den hohen katholischen Festtagen entfaltet sich manch farbenfrisches, die Sinne fesselndes Schauspiel. Im grellen Gegensatz zur kahlen Nüchternheit des holländischen reformierten Kultus steht die künstlerisch reiche Ausstattung der vlämischen Gotteshäuser mit Skulpturen und Gemälden. Die Kathedrale der lebensvollen Hafenstadt Antwerpen, die nun, wo die Fesseln der Scheldesperre gefallen, als Belgiens Seepforte wieder zu altem Glanz aufsteigt, kann sich an überwältigendem Eindruck ihres hoheitlichen Inneren mit dem Kölner Dom vergleichen, eines Bildes aber wie Rubens' Kreuzabnahme Christi kann nur sie sich rühmen. Neigung zur Malerei erbt überhaupt unter den Vlamen seit den Tagen ihrer weltberühmten Farbenkünstler immer noch weiter, fast jede Stadt hat ihre Malerschule. In der soliden baulichen Schönheit vlämischer Städte paart sich Kunstsinn der Bevölkerung mit Darbietung ausgezeichneter Bausteine Südbelgiens, die in dem Thon- und Sandboden der Niederlande gänzlich fehlen. Belgien übertrifft daher durch monumentale Erinnerungen an seine ja auch weit ältere Ruhmesgeschichte das Nachbarland. In Städten wie Brügge oder Gent sieht man noch heute die nämlichen Straßenfluchten vor sich mit den nämlichen, auf

Jahrhundertdauer berechneten Palästen voll reicher Bildhauerarbeit, wie sie Kaiser Maximilian oder Karl V. schaute.

Blumenfreude verfolgen wir von den spiegelblanken Fenstern unserer friesischen Bauern durch die Niederlande bis unter die Vlamen. Bei den Niederländern spricht sich in der fast leidenschaftlichen Neigung für die Zucht schön blühender Gewächse im Zimmer und im Garten gleichwie in der Beschüttung der Gartenwege mit verschiedenfarbigen Steinchen wohl eine gewisse Reaktion aus gegen den mürrischen Nebelhimmel der Heimat, der nur zu oft farbenneidisch die Landschaft grau verhüllt. In Belgien dagegen hat man es nicht nötig, den Kampf mit einer farbenfeindlichen Natur aufzunehmen, hier schmückt man sein Heim mit herrlichen Blattpflanzen und Blumen schon im Hausflur, um beim häuslichen Tagewerk die schöne Natur draußen nicht zu schmerzlich zu vermissen, und läßt den wenn auch noch so eng umschränkten Hofraum gartenhold erscheinen durch einen plätschernden Springbrunnen, Mandel- und Aprikosenbäume oder Weinreben am Spalier, deren Laub Statuetten umschmücken. Das ist überhaupt nicht der bedeutungsloseste Verwandtschaftszug, der sich durch die Städte der Vlamen wie der Niederländer in unser nordwestliches Deutschland hereinzieht, daß man so hohen Wert legt auf gemütliche Ausstattung des Wohnhauses. Dazu führt die hier so treu erhaltene Sitte des Wohnens nur je einer Familie unter einem Dach. Hierdurch erst empfängt das Wohnhaus die Weihe eines Familienheiligtums, von dessen Wänden Denkmale der Vorfahren auf die späten Enkel niederschauen; der Trieb, die Wohnräume so wohnlich wie irgend möglich einzurichten, wird durch das Bewußtsein genährt, nicht für Fremde sich zu bemühen, sondern für sich und seine Nachkommen. In einem wohlhabenden Vlamenhaus umfängt uns gleich beim Eintritt ein geräumiger Hausflur mit Büsten und Ölgemälden älterer Familienglieder, die einst da gewohnt; gewöhnlich benutzen ihn die Kinder der Familie bei ungünstiger Witterung als Spielplatz. Der Eingangsthür gegenüber erblicken wir im feinpolierten Mahagonikasten die Hausuhr, die mit wohltönendem Glockenschlag die Rolle der getreuen Zeitordnerin aller häuslichen Verrichtungen spielt. Abends spendet das gedämpfte Licht einer Ampel, auch meistens ein altes Erbstück von künstlerischem Wert, dem Flur seine Helligkeit. Auch beim Mittelstand finden wir Speise-, Wohn- und Arbeitsstube zweckmäßig voneinander abgesondert, den Fußboden mit Teppichen belegt, das Mobiliar von solider Arbeit, wohl auch geschmackvoll mit Schmuck versehen, indessen vor allem praktisch auf Bequemlichkeit berechnet. Es fehlt selten eine kleine Hausbibliothek; Schmucktische und Glasschränke weisen mitunter wahre Museumsstücke an Kunstwerken auf, etwa solche in getriebener Metallarbeit oder kostbare Glasbecher teils aus der spanischen, teils noch aus der burgundischen Zeit. Alles atmet familiäre Pietät, Anhänglichkeit an den häuslichen Herd, an dem die blonde Jugend in derselben Zucht aufwächst, die den Wohlstand und die Ehre des Geschlechtes begründet und erhalten hat.

So geleitet uns bis an dies Ende der deutschen Welt neben einer Mehrzahl anderer, allen Stämmen unseres Volkes gemeinsamen Wesenszügen ein Grundzug, der durch das unwirsche deutsche Wetter von jeher gepflegt ward und seinerseits so manche derjenigen Vorzüge schützend hegte, um die uns andere Nationen beneiden: die Neigung zum trauten Verweilen im Kreis von Eltern und Geschwistern oder der eigenen Angehörigen, der deutsche Familiensinn.

Überhaupt haben unsere Betrachtungen, obwohl sie sich auf die Absonderungen des deutschen Volkes nach Landschaften und Stämmen zu richten hatten, unwillkürlich gar manches Gemeingut berührt, das im Wesen aller Bruchteile unseres Volkes wiederkehrt. Zwar vermochten wir kein Volk „aus einem Guß“ zu werden; dazu ist die mitteleuropäische Natur viel

zu mannigfaltig, die Lage unseres Wohnraumes zu zentral innerhalb Europas, seine Abgrenzung gegen das Ausland zu lückenvoll. Uns ist vom Schicksal nicht die osteuropäische Ebene zu teil geworden, diese Grundlage für das Auswachsen der großartigen Nationaleinheit des Russentums. Wir können uns nicht einer allseitigen Meerumgürtung rühmen wie die Briten, nicht einer von Alpen und Mittelmeer scharf vorgezeichneten Grenze für die Entfaltung unseres Volkstums wie die Italiener. Wir Deutsche hatten immer vier Fronten: eine gegen die nordgermanischen Nachbarn, eine gegen Polen und Russen und Magyaren gerichtete östliche, eine Südfront gegen Italien, eine Westfront gegen Frankreich und England. Uns abschließend gegen die Außenwelt auszuleben, waren wir also von vornherein nicht berufen. Und nicht bloß längs der Grenzzüge traten wir in Blutmischung mit Dänen, Letto-Slawen und Romanen wie kein anderes Volk der Erde; nein, wir schmolzen in der ganzen Osthälfte Mitteleuropas slawische Elemente, in der ganzen Südhälfte romanisiert-keltische in unseren Volkskörper ein.

Bei alledem gehen körperliche und Charaktermerkmale durch sämtliche deutschen Stämme mehr oder weniger gleichartig hindurch. Das ist uraltes Erbe mitteleuropäischen Germanentums, fortgezeugt von Geschlecht zu Geschlecht auf dem nämlichen Mutterboden, der trotz seines reizvolles Wechsels vom Firn der Alpen bis zum Seestrand doch auch durch Züge gleichartigen Wesens in sich verbunden ist. Das Maßvolle in der Landesnatur, eine gleichsam künstlerische Verknüpfung von Einheit und Mannigfaltigkeit — diese Adelsvorzüge Europas gegenüber den übrigen Erdteilen haben in dem germanischen Herzen unseres Erdteils naturgemäß ihren reinsten Ausdruck gefunden. Davon ist viel umgeprägt worden auf die Bewohner. Einen vollen Einheitsstaat, ein völlig gleichartiges Volkstum haben wir niemals ausgestaltet, aber wahlverwandt empfinden wir wie den Volksschlag, so die Naturumgebung allerwärts in Mitteleuropa. Man kann sagen: es gibt ein mitteleuropäisches Heimatsgefühl. Erst hinter Memel, erst jenseit der Alpen und des Wasgaues fühlen wir uns wirklich in der Fremde. Wo man den sanft wechselvollen Schritt der Horen nicht mehr gewahrt, wo der lange russische Winter das holde Maiengrün der ausschlagenden Buchenwaldung nicht aufkommen läßt, oder wo das Immergrün des Südens weder Winterschnee noch Frühlingserwachen kennt, da ist kein deutsches Land.

Keinerlei Stammverschiedenheit trennt die im Deutschen Reiche vereinte Hauptmacht des Deutschtums von den Volksgenossen in Österreich, der Schweiz, den Niederlanden und Belgien. Alle Deutschen Mitteleuropas sind miteinander verknüpft durch innigste Verwandtschaftsbande, durch eine mehr denn tausendjährige gemeinsame Geschichte und nicht zum wenigsten durch die gleiche Erziehung seitens einer Liebe mit Strenge paarenden Mutter Erde. Sie forderte ausdauernden Fleiß, um das Leben zu fristen, verlangte von den vielen, die allmählich ihre Familie bildeten, Genügsamkeit, Spar- und Ordnungssinn, trieb zur Schule und an den häuslichen Herd, um Zucht zu lernen und den Geist zu pflegen. Uns wächst die Brotfrucht nicht wie verzärtelten Tropenkindern am Baum; es steht aber auch nicht auf deutschem Boden am Saum von Oliven- und Orangenhainen ein unwohnliches Obdach wie in südlichen Ländern, vor dessen Thürschwelle glutäugige, unsaubere Kinder sich tummeln, des Lesens und Schreibens unkundig, der elterlichen Aufsicht nur zu rasch entwachsend. Gerade die kärglichere Mitgift unserer nordischen Heimat, der gleichwohl arktische Härte seit der Eiszeit fremd blieb, schuf unseren größten Reichtum: deutsche Arbeit, deutsche Treue, deutsche Kunst und Wissenschaft.

3.

Die deutsche Geschichte.

Von

Hans Helmolt.

Die deutsche Geschichte.

Thomas Carlyle hat die Beobachtung gemacht, daß die Vaterlandsliebe dann am stärksten ist, wenn man kaum ihren Namen kennt. Als Johann Gottlieb Fichte seine Reden an die deutsche Nation hielt, da war unserem Volke das Bewußtsein von seinem Wesen und Werte ganz entschwunden. In Zeiten, wo von Nationalstolz viel geredet und geschrieben werden muß, liegt das Vaterland entweder darnieder oder krankt bedenklich. Darum ist es an sich kein gutes Zeichen für den gegenwärtigen Stand unseres Volkstums, wenn wir auf Schritt und Tritt Versuchen begegnen, sein Bewußtsein zu heben. Doch der Einfluß guter Schriftsteller ist ein wirksamer, wenn nicht der einzig wirksame Weg zur Besserung. Die Standreden, die Philipp Bogislaw von Chemnitz als Hippolithus a Lapide, Samuel Pufendorf als Severinus de Monzambano im 17. Jahrhundert dem ohnmächtigen Deutschland gehalten haben, sind Keulenschlägen zu vergleichen, die es aus seiner Erstarrung lösen sollten. Eine schnelle Wirkung freilich darf man bei uns nicht erwarten. Aber das deutsche Volk hat Kraft genug gehabt und hat sie noch, um auf die Männer zu hören, die ihm einen Spiegel vorhalten; und tröstlich ist es immerhin, daß unser neues deutsches Reich im letzten Grund in jener Erkenntnis des 17. Jahrhunderts wurzelt, die Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst beim Unterzeichnen des Vertrages von Saint-Germain-en-Laye in grollende Prophetenworte gefaßt hat: „Rächer, erstehe du mir dereinst aus meinen Gebeinen!"

„Die Schriftsteller sind", so rühmt Wieland in seiner Vorrede zum dritten Buche von Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs", „die eigentlichen Männer der Nation; denn ihr unmittelbarer Wirkungskreis ist ganz Deutschland. Wenn diese erst selbst von echtem Patriotismus begeistert und von reinem Eifer für das allgemeine Beste erwärmt sein werden: gewiß, dann wird und muß es ihnen durch anhaltende Bestrebungen gelingen, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe in jedem deutschen Herzen anzufachen und diesen Gemeinsinn zu erwecken, der allein vermögend ist, die durch so vielerlei verschiedene Namen, Dialekte, Lebensweisen, religiöse und politische Verfassungen getrennten Einwohner Germaniens in der That in einen lebendigen Staatskörper zu vereinigen." Vor hundert Jahren fehlte jener Gemeinsinn gänzlich, der sich sonst bei Völkern äußert, die sich zu Nationen zusammengeschlossen haben. Ausländer konnten die Beobachtung machen, in Deutschland seien keine Deutschen zu finden, sondern nur Österreicher, Brandenburger, Sachsen. Dies Urteil ist richtig, weil es dem Charakter der deutschen Geschichte entspricht. Zwar bildet auch der Werdegang unseres Volkes ein Ganzes, weil keine Entwickelung von Gliedern der Menschheit Lücken haben kann; aber dieses Ganze

faltet sich in dauerndem Wechsel in unendlich viele Teile und Teilchen auseinander. Darum kennt unsere Geschichte nur wenige große Männer, die man schlechthin deutsche Helden nennen darf. Fast alle waren in das Gewirr der Gegensätze, in denen sich unser staatliches Leben abgespielt hat, dermaßen verflochten, daß sie meist nur als Vorkämpfer eines Stammes, eines Bekenntnisses gelten. Uns Deutschen fehlt ein großes Nationalgedicht, wie es die Hellenen in ihrer Ilias und Odyssee besaßen, die die Verschiedenheit der Stämme aufhob und um das griechische Volk ein unsichtbares, aber festes Band wob. In Friedrich dem Großen erblicken nicht Oberdeutsche allein in erster Linie den Preußenkönig; und wenn sich mehr als dreißig Millionen Deutscher anschicken, Luthers That zu feiern, stehen achtzehn Millionen grollend bei Seite.

„Norden, Süden, Wein und Bier,
Plattdeutsch dort und Hochdeutsch hier,
Katholik und Protestant,
Mancher Fürst und manches Land —

Wer das nicht vergessen kann,
Ist fürwahr kein deutscher Mann;
Wenn er's gut mit dir auch meint,
Vaterland, er ist dein Feind!"

(Hoffmann von Fallersleben, 1840.)

Wie anders z. B. bei den Dänen! Niemand wird widersprechen, stellt man Bertel Thorwaldsen als Vertreter des Dänentums hin. Milde, bescheidene Ruhe, Selbstbewußtsein ohne Herabsetzung anderer, keine Überhebung, sondern eine ausgeprägte Abneigung, sich vorzudrängen, sich selbst anzupreisen: in dieser Schilderung erkennt man den Charakter der dänischen Nation und zugleich den ihres großen Sohnes wieder. Den Dänen eignet weder Kraftgefühl noch übermäßige Ehrliebe, ohne daß sie deshalb feige zu nennen wären; gutmütig, munter, friedlich und ordnungsliebend: so war Thorwaldsen. Kurz: das ganze Volk maßhaltend, ruhig und fest, eine mittlere Natur; im Grunde germanisch und deshalb deutschem Wesen verwandt.

Gegenüber dieser Geschlossenheit einer kleinen, auf einheitlich geformtem Boden gesichert wohnenden Bevölkerung welche Vielgestaltigkeit bei uns! Dem Schleswiger Theodor Storm stehen die Schwaben Eduard Mörike und Johann Georg Fischer mit ihrer sinnigen, zarten Innigkeit viel näher als der herbe Dithmarsche Friedrich Hebbel. Aus der engeren Heimat alle und jede Eigentümlichkeit erschließen zu wollen, führt auf Abwege. Eine glatte, zu bezaubernder Liebenswürdigkeit gesteigerte Feinheit und ein schroffer Wahrheitstrotz können unmöglich einen und denselben Volksstamm bezeichnen; die eine oder die andere Sinnesart wird als Ausnahme von der Regel eine untergeordnete Rolle spielen müssen. Wenn man trotzdem behauptet, in Leibniz und in Pufendorf verkörperten sich zwei Seiten des obersächsischen Charakters, so entsteht von diesem ein Zerrbild. In der angedeuteten Hinsicht kann allein Leibniz als Vertreter gelten; Pufendorfs Schroffheit daneben einen natürlichen Rückschlag zu nennen, ist Wortklauberei. Gewiß hat gerade die lange Zersplitterung es mit sich gebracht, daß sich der deutsche Charakter in tausend Strahlen brechen konnte. Das rein Menschliche hatte im Deutschen einen weiten Spielraum; und die deutsche Geschichte, die in der Zusammenfassung zerfahrener Bestandteile besteht, birgt eine große Mannigfaltigkeit an Erscheinungsformen. Um so mehr hat sich der Geschichtschreiber zu hüten, Charakterzüge, die mehr oder weniger scharf auf der ganzen Erde wiederkehren, als Besonderheiten einem der deutschen Stämme zuzuweisen. Der vollkommene Mann schließt den ganzen Menschen mitsamt seiner weiblichen Hälfte in sich. Und jede Nation ist eine Gesamtheit von Menschen, in der die nationalen Eigentümlichkeiten nur eine nähere Bestimmung des allgemein Menschlichen bilden und durchaus nicht übermächtig zu denken sind.

Indem man dem Bilde zu viel Eigenart aufprägt, verwischt man seine Grundzüge. Zu gern begeht der Deutsche den Fehler, sich die Franzosen nur aus Leichtsinn zusammengesetzt

vorzustellen. „Schlauheit im Reden“ beim alten Cato, „beweglicher und leichter Sinn“ und „Hang zu Veränderungen“ bei Caesar, ähnlich lautende Urteile bei Trebellius Pollio und Flavius Vopiscus geben ein so bestimmtes und hübsch abgerundetes Bild von unseren gallischen Nachbarn, daß kein Zweifel mehr aufkommen kann: der Franzose ist leichtfertig. Anstatt von einer im Verhältnis zu schwerfälligeren Völkern größeren Beweglichkeit des Geistes zu sprechen, wählt man den schärferen Ausdruck, weil er der Selbstgefälligkeit schmeichelt; und die großen Denker, die Frankreich hervorgebracht hat, werden einfach als Ausnahmen von der allgemeinen Regel abgethan. Dabei vergißt man aber ganz, daß geistige Beweglichkeit auch eine gute Seite haben kann, ebenso wie eine bis zum Starrsinn gesteigerte Charakterfestigkeit keine Eigenschaft ist, womit sich ein Deutscher brüsten sollte. Ferner sollte man berücksichtigen, daß bei den Römern nicht bloß die Gallier im Rufe geringer Zuverlässigkeit gestanden haben, sondern auch unsere Altvordern. Das Urteil lautete: schlüpfrig ist die Treue von Barbaren, ein meineidiges Geschlecht sind sie insgesamt. Einer solchen Verurteilung ist jedes Volk ausgesetzt, das, noch in niederer Gesittung befangen, mit einer höher stehenden Nation zusammentrifft. So lange eine Gemeinschaft von Menschen kein Bedürfnis hat zum Zusammenschluß in festgefügte Formen, in einen Staat, so lange wird auch die Empfindung fehlen, Pflichten gegen andere Gemeinschaften zu haben. Das Gefühl der Ohnmacht wird das Seine thun, um jedes Mittel für erlaubt zu halten, das dem Gegner schaden kann; Treu' und Glauben kann man von Völkern niedriger Kultur nicht verlangen.

Ehe nicht ein Volk zur Nation im höheren Sinne geworden ist, kann es nur ein Volkstum haben, dem nationale Züge fehlen: die allgemein menschlichen Züge müssen überwiegen. Darum dürfen wir Deutschen uns auf die Tapferkeit als auf einen besonderen Vorzug unserer Vorfahren nicht zu viel einbilden. Die Tapferkeit der Vorzeit, überliefert durch wundervolle Heldenlieder und Sagen, diese scheinbar urgermanische Tapferkeit ist bis zu einem gewissen Grade weiter nichts als eine rein menschliche Kraftäußerung, wie sie den meisten anderen Völkern auf gleicher Kulturstufe auch eigen zu sein pflegt. Wollen wir nun einen gerechten Anspruch darauf erheben, so bleibt weiter nichts übrig, als die Vorzüge der Alten immer wieder neu zu erringen: „was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“. Das Alter verklärt; was vom Edelroste der Jahrhunderte überzogen ist, gewinnt in den Augen der Späteren an Wert. Gern spricht man von der poetischen Religiosität des deutschen Mittelalters, von dem kräftigen Glauben der Reformationszeit, um davon die glaubenslose Gegenwart wirksam abzuheben. Das ist ungerecht. Auch unsere Zeit hat ihre Tugenden, und Verallgemeinerungen sind nur dann am Platze, wenn man jene schönen Sitten der guten, alten Zeit nicht bloß Deutschland, sondern auch Mittel- und Nordeuropa, d. h. allen den Bewohnern unseres Erdteils zuweist, die zu der angegebenen Zeit etwa den gleichen Lebensbedingungen unterworfen waren.

Dennoch gibt es sicherlich Eigenschaften, Eigentümlichkeiten, die das deutsche Volk dauernd besessen hat und vor allen anderen aufweist, die dem ihm allein eigenen Gesamtbilde deutschen Volkstums den Charakter gegeben haben. Mag es auch schwer sein, sie herauszufinden, da man nach der einen Seite darin leicht zu viel, nach der anderen zu wenig thun kann: möglich muß es doch sein, das deutsche Volkstum an der Hand der Geschichte ans Licht zu stellen. In den zwei Jahrtausenden, da Deutsche ein geschichtliches Dasein geführt, in den tausend Jahren, da uns staatliche Bande vereinigt haben, ist die Uhr zu oft auseinander genommen worden, als daß der aufmerksame Beobachter ihre Zusammensetzung und ihre Triebfedern nicht hätte erspähen können. Aber an den einzelnen Bestandteilen liegt nichts; nur das Ineinandergreifen der Räder

und Rädchen belebt die tote Masse. Das Ganze der miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Deutschen ist das deutsche Volk. Die durch dieses Volk geschaffene Gedanken- und Gefühlswelt, das alle Deutschen umfassende Deutschtum, muß auch im Einzelnen bemerkbar und im Kleinen noch als Kraft thätig sein.

Alle, die zu einem Volke gehören, vergleicht Ernst von Lasaulx den Ästen, Zweigen, Blättern, Blüten und Früchten eines Baumes; wenn auch — hierin hinkt der Vergleich — durchaus nicht alle aus einer Wurzel entsprossen sein müssen, so leben doch alle im höheren Sinn ein Leben und haben eine gemeinsame Natur. Der Grundcharakter dieses Gesamtkörpers wird sich zwar entwickeln wie jedes andere menschliche Gebilde, aber in seinen wesentlichen Zügen sich so lange gleichbleiben, als sein Fleisch und Blut nicht ernstlich verändert wird. Ist Deutschlands Wesen und Kultur ein Baum, der seine Äste und Zweige nach allen Seiten hin ausstreckt und Früchte nach allen Teilen deutschen Gebietes spendet, so darf auch kein Zank noch Streit darüber herrschen, ob die eine Blüte im Osten erblüht, eine andere im Westen, ob eine Frucht im Süden gereift sei, eine andere nicht. Der Preußenverherrlicher Gustav Schwetschke hat im August 1870 nach dem Siege von Weißenburg, das altdeutsche Ludwigslied aufnehmend, gesungen:

„Einen König weiß ich,
Geheißen ist er Ludwig,
Ein Mann von ächten Treuen,
Herr Ludwig, Fürst von Bayerland,
Des soll sich Deutschland freuen!
Einen König weiß ich,
Zu Recht und Ehre mannlich
Hält er in festen Treuen,
Herr Ludwig, Fürst von Bayerland,
— Heil Süd und Nord im Hochverband! —
Des soll sich Deutschland freuen.“
(„Das Ludwigslied 1870.“)

„Er baute, dieser Ruhm ist sein, die Brücke Deutschlands über'n Main.“ Gibt es seit dreißig Jahren keinen Strich mehr, durch den man unser großes Vaterland politisch in zwei Hälften teilen könnte, so gibt es erst recht keine inneren Trennungslinien auf geistigem und gemütlichem Gebiete. Es gibt keine Norddeutschheit und Süddeutschheit, sondern eine einzige Deutschheit; und dem durch stammhafte Besonderheiten belebten Wogen und Treiben gemeindeutscher Art entspringt unser Volkstum. Die Zeiten, wo man Haß erdichtete und den Verstand totschlug, um eine geschichtliche Kluft willkürlich zu vertiefen und zu verbreitern, wo man den deutschen Geist nach Breitegraden abmaß, das Reich der Gedanken durch Berge trennte und die Begabung nach Weltgegenden absteckte, diese Zeiten sind glücklicherweise vorüber. Nicht das Trennende macht den deutschen Nationalcharakter, sondern das Gemeinsame.

Selbst unsere Nachbarn und fremde Völker haben sich der Macht dieses Gedankens nicht entziehen können. Spricht sich schon in unseren ältesten geschichtlich bezeugten Stammesnamen die Neigung aus, auffallende Eigentümlichkeiten, die der unbefangene Beobachter bei einem Teile des Volkes bemerkte, dem ganzen zuzuschreiben, so brauchen wir nur an die merkwürdigen Verallgemeinerungen zu denken, die das Ausland mit deutschen Stammesbezeichnungen vorgenommen hat. Der Ungar und Südslawe nennt den Deutschen einen Schwaben (švaba), der mohammedanisch-slawische Guslare singt von Bayern (bavar oder bavarac), wenn er Deutsche meint, die Ahnen der Siebenbürger Sachsen hatten ihre Heimat an der Mosel, und dem Orientalen heißt jeder Deutsche ein Franke. Diese Gesamtbezeichnungen sind entstanden und haben sich eingebürgert zu Zeiten, wo der Ursprung des Geschlechts, das gerade Deutschland beherrschte, keine Veranlassung dazu geben konnte; politischen Machtgründen verdanken sie also ihre Entstehung nicht. Darum müssen Schwaben und Bayern, Sachsen und Franken trotz ihrer verschiedenen Anlagen eine Anzahl von Charakterzügen gemeinschaftlich besessen haben, die als gemeindeutsch von anderen Völkern empfunden, anerkannt oder verurteilt wurden.

I.
Der Deutsche als Einzelner.

1. Der Deutsche an und für sich.

In seiner Geschichte der englischen Litteratur entwirft Hippolyte Taine von den Angelsachsen, der germanischen Wurzel des Brittentums, folgende Schilderung: „Der Germane besitzt weder fröhlichen Sinn noch die Gabe, sich mitzuteilen, noch das Gefühl für harmonische Schönheit. Aber dieser Geist, dem der Sinn für Schönheit verschlossen ist, öffnet sich nur um so mehr dem Gefühle für die Wahrheit. Die Herrschaft haben darin die männlichen und sittlichen Empfindungen, und darunter vor allem das Bedürfnis nach Unabhängigkeit, der Geschmack an ernsten und strengen Sitten, die Befähigung zur Hingabe und Verehrung, die Pflege des Heldentums. Darin beruhen die Anfänge und Keime einer zwar verspäteteren, aber gesünderen Entwickelung, die weniger auf das Angenehme und Feine, fester auf Gerechtigkeit und Wahrheit gegründet ist." Taine spricht dem Germanen damit Eigenschaften zu, die für Dauerhaftigkeit Gewähr bieten: „la race demeure saxonne" (die Rasse bleibt sächsisch). Das in allen Hauptpunkten richtige Charakterbild, das der geistreiche Franzose mit glücklicher Hand von den alten Sachsen entworfen hat, paßt deshalb ebenso auf die Germanen des Tacitus wie auf die heldenhaft trotzige Sachsenkraft und gemütvolle Sachsensinnigkeit der Gestalten Shakespeares.

Es gibt einen Schlüssel zum Verständnis dieses Wesens. Schon der römische Geschichtschreiber hat es deutlich bekundet, daß er ihn gefunden hatte: in seiner „Germania" schildert er Land und Boden mit derselben Liebe, demselben feinen Verständnisse wie die Bewohner. Das Leben und Weben in und mit der Natur, die Liebe zu ihr hat auch der unvergleichliche Menschenkenner Shakespeare als Grundwurzel germanischen Seins und Fühlens erkannt: auf welchen Deutschen wirkte nicht die Sinnigkeit des „Sommernachtstraums" mit seinen Elfen im Mondschein, welcher Deutsche erquickte sich nicht an dem würzigen Waldesdufte, der aus „Wie es Euch gefällt" herausweht? Derselbe Gedanke der Freiheit ist es, wenn vor zwei Jahrhunderten der Engländer Milton „pro populo anglico" dem Sklavensinne des Franzosen Saumaise entgegentritt, dasselbe Bedürfnis nach Unabhängigkeit, wenn vor fünfzig Jahren Jakob Grimm für den ersten Artikel der Grundrechte folgenden Wortlaut beantragt: „Alle Deutschen sind frei, und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft. Fremde Unfreie, die auf ihm verweilen, macht er frei."

Eins der gelungensten Märchen von Ernst Moritz Arndt, im Jahre 1818 erschienen und überschrieben „Klas Avenstaken Grad dör" — ein Name, wie geschaffen für den Verfasser: Gerade durch! — schließt mit einer Nutzanwendung. Klas wird König von Jütland, will aber einen seiner Söhne nach Dümmelshusen in Westfalen schicken; „der soll ein Bauer werden, und seine Kinder und Kindeskinder sollen Bauern bleiben. Denn Bauern waren eher, denn Könige waren, und Bauern halten länger aus als die Könige." Die germanische Natur hat mit ihrer Urwüchsigkeit die Jahrtausende überdauert. Nicht in allen Gliedern des deutschen Volkes tritt sie so greifbar zu Tage, wie das die Westfalen mit ihren Droste und Hermes gern für sich beanspruchen; aber vorhanden ist sie auch heute noch und überall lebendig. Gesund und frisch, redlich und treu, verständig und ernsthaft, ausdauernd und beharrlich, trotzig und schwerfällig: das sind Eigenschaften, die, bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger ausgebildet, im ganzen genommen des Deutschen Art ausmachen. Wir haben kein Recht, auf eine davon alleinigen Anspruch zu erheben; gleichwohl fühlt selbst der Fremde, daß der Charakter des Durchschnittsdeutschen

im wesentlichen jene Züge aufzuweisen pflegt. Es sind Eigenschaften, die einen nicht sonderlich beliebt machen; Taine deutete die Vorzüge an, die jedem anderen die Herzen öffnen, uns aber fehlen. Eine gewisse Unbehilflichkeit hängt dem Deutschen in der Fremde an; er fühlt sich im Auslande nicht wohl, ihn ergreift das Heimweh. Dadurch kann die angeborene Liebe zum Boden nur verstärkt werden. Im heißen Afrika haben sich die unternehmungslustigen Vandalen oft nach ihrem kühlen Schlesien zurückgesehnt. Rührend ist des gebannten Königs Heinrich IV. Liebe zu seinem Vaterlande: auch er kann aus seinem Innern den „dummen deutschen Schwamm" nicht reißen. Das Interim von 1547 hatte den Oberpfarrer Wolfgang Musculus genötigt, aus Augsburg zu weichen; obgleich er daraufhin von Cranmer die ehrenvolle Aufforderung erhielt, als Prediger der deutschen Gemeinde nach London zu gehen oder als Professor in Cambridge zu wirken, beharrte er dabei, so lange in Deutschland zu bleiben, bis sich ihm jede Möglichkeit, dem Reiche Christi auch im Heimatlande zu dienen, verschlossen habe.

Im hellsten Glanze deutscher Bodenständigkeit strahlt die merkwürdige Familie Heim, die durch drei Geschlechter hindurch zu Solz im Sachsen-Meiningenschen ununterbrochen eine keineswegs einträgliche Pfarre innegehabt hat. Aus diesem unbekannten Dörfchen gingen vortreffliche Menschen mit hellen Köpfen hervor, die bei höchst einfacher Bildungsweise und unbedeutenden äußeren Mitteln zu edlen, hilfsbereiten und gescheuten Männern erstarkten. Johann Ludwig Heim und seine sechs Söhne kannten jede Pflanze, jeden Stein im Thüringer Walde; der berühmteste wurde Ernst Ludwig, der Botaniker und Arzt, den Blücher den „Feldmarschall unter den Doktoren" genannt hat. Anhänglichkeit an den angestammten Frankenboden, inniges Naturgefühl und edelste Menschenliebe haben dieser Familie bei größter Bescheidenheit unsterblichen Ruhm gebracht. Auch Friedrich List hätte viel Gelegenheit gehabt, im Auslande glänzende Geschäfte zu machen; er brauchte nur zuzugreifen. Aber allen Anfeindungen der eigenen Stammesgenossen zum Trotze widmete er seine Kräfte Deutschland allein. Ihm hat er zum Zollvereine verholfen, der die inwendigen Schranken niedergerissen hat; von Anfang an hat er der Wirksamkeit des Leipziger Eisenbahnausschusses jenes nationale Streben gegeben, das dann in ganz Deutschland so reiche Früchte tragen sollte. Nur das eine Ziel kannte er, seinem Vaterlande zu nützen; gern und oft hat er öffentlich bekannt, wann und wem er dabei Förderung zu verdanken hatte. Schließlich ist der deutscheste unserer Volkswirtschaftler an deutschem Undank und deutscher Mißgunst zu Grunde gegangen; nur im Tode hat er die verdiente Ruhe gefunden: die liebevolle Teilnahme der Katholiken Kufsteins gönnte dem unsteten Protestanten, den sein Schicksal übermannt hatte, eine ehrenvolle Bestattung und ein Grab in geweihter Erde. Am deutlichsten zeigt sich das treue Ausharren in deutschem Wesen in bedrohten Grenzgebieten oder auf Inseln, die auf allen Seiten von Fremden umbrandet sind: berühmt ist der Unabhängigkeitssinn der deutschen Wallinger, der stolzen und charakterfesten, wohlhabenden und standesbewußten Bewohner des Städtchens Wallern, und der „Künischen" (königlichen Freibauern) zwischen Neuern und Innergefild; berühmt ist das deutsche Nationalbewußtsein der Siebenbürger Sachsen, bei denen tapfere Rufer im Streite, wie Stephan Ludwig Roth, nicht zu den seltenen Erscheinungen gehören.

Dieser Liebe zum teuren Vaterlande steht ein ausgesprochener Wandertrieb gegenüber. Beide anscheinend einander ausschließenden Gefühle haben Platz in demselben Gemüte. Der Hang zum Abenteuern, der unbezwingliche Drang zur Freiheit verträgt sich wohl mit einer unverlöschbaren Liebe zur Heimat. Ja, die Deutschen Amerikas behaupten, bei ihnen in der Ferne sei die Vaterlandsliebe tiefer und inniger als bei den Zuhausegebliebenen.

„Land meiner Väter! länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden wie der deine.
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden;
Und knüpfte dich an mich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland.“ (Konrad Krey.)

Der Wandertrieb hat sich im Deutschen zu verschiedenen Malen und auf verschiedene Art geschichtlich bethätigt: in der Völkerwanderung, in den Römer- und den Kreuzzügen, in der großartigen Kolonisierung der Lande zwischen Elbe und Oder, Weichsel und Donau, in der neuzeitlichen Auswanderung, im Landsknechts- und Reisläuferwesen, in den wissenschaftlichen Entdeckungen fremder Länder. Zunächst in der Völkerwanderung. Welches Drängen und Schieben, Kommen und Gehen, Siegen und Fallen in dem Jahrtausend seit dem Zuge der Bastarner nach dem südlichen Rußland! Von da an ist in die Stämme der Germanen keine Ruhe gekommen, ehe nicht die letzten Wehen des hunnischen Sturmes, der die fast seßhaft Gewordenen wieder von der Scholle riß und in neue Bahnen zwang, endgültig überwunden waren. Ob mehr die altgermanische Lust am Kampfe, die Aussicht auf Beute und Heldenruhm, ob mehr das im Verhältnis zum besetzten Boden zu schnelle Wachstum des Stammes oder die Feindseligkeit des stärkeren Nachbarn den eigentlichen Anstoß zum Verlassen der eroberten Sitze gegeben hat, das zu untersuchen, ist hier nicht der Ort und für uns von geringer Wichtigkeit; genug: die Germanen sind — nicht in der Weise der Nomaden, die in geregeltem Kreislauf in dieselben Gegenden zurückzukehren pflegen — jahrhundertelang gewandert von Fluß zu Fluß, von Thal zu Thal, von Wald zu Wald, von Land zu Land, vom Osten zum Westen, vom Norden zum Süden und haben damit der Welt ein Schauspiel geboten, wie sie es sonst nicht gesehen hat. Selbst das Meer, das einst die keltische Wanderung in eine rückläufige verwandelt hatte, konnte ihnen keine Schranken setzen. Aus Skandinavien herab fuhren sie kühn in ihren gebrechlichen Fahrzeugen über das Baltische und über das Deutsche Meer, hinein in die Flußläufe der Elbe, der Ems und der Seine, nach England und Island hinauf, hinunter nach Portugal, Süditalien und hinüber nach Byzanz; ja, um das Jahr 1000 haben Wikinger, ein halbes Jahrtausend vor Kolumbus, Amerikas Ostküste entdeckt und besiedelt.

Von der zweiten und dritten Erscheinungsform, worin uns der deutsche Wandertrieb in großartiger Weise geschichtlich entgegentritt, den Römer- und den Kreuzzügen, ist besser an späterer Stelle die Rede (vgl. S. 175, 182 und 184). Ganz anderer Art, nutzbringender für das Deutschtum wie für die Menschheit war eine weitere Bethätigung deutschen Wandertriebes, die Germanisierung der Slawengebiete. In den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts beginnt die Einwanderung deutscher Bauern in das alte Sorbenland. Begünstigt von der politischen Lage, gefördert und unterstützt von dem allgemeinen Aufschwunge deutschen Lebens, der das 12. Jahrhundert auszeichnet, zogen Scharen tüchtiger Bauern aus dem Westen, vor allem aus dem Niederländischen, aber auch aus Thüringen, Franken und Sachsen, hinüber ins Wendenland und weiter, um deutscher Art mit deutscher Kraft neuen Boden zu gewinnen.

Die neuzeitliche, leider nicht so segensreiche Erscheinungsform desselben deutschen Wandertriebes, der während des Mittelalters breite Ströme deutscher Kraft in den slawischen Osten hatte fließen lassen, ist die Auswanderung, die in der jüngsten Zeit zum Heile deutschen Wesens endlich die Gründung von Kolonien gezeitigt hat. In ihren Keimen läßt sie sich schon in den Kolonisationsplänen Johann Joachim Bechers (1635—82) erkennen. Dieser merkwürdige Mann setzte sich, nachdem Verhandlungen mit Kaiser Leopold und dem Kurfürsten von Bayern

gescheitert waren, im Jahre 1668 mit dem unternehmungslustigen Grafen Friedrich Kasimir von Hanau in Verbindung. Bechers Plan lief darauf hinaus, zwischen dem Orinoko und dem Amazonenstrome von der Holländisch-westindischen Kompanie mehrere tausend Quadratmeilen zu Lehen zu nehmen, binnen zwölf Jahren zu kolonisieren und dafür an Holland jährlich eine bestimmte Entschädigung zu zahlen. Um die bösen Spötter, die den jungen Grafen als König von Schlaraffenland verhöhnten, zum Schweigen zu bringen, verfaßte Becher, dessen Mut und Zuversicht durch nichts zu beugen war, eine Schrift, deren Aufforderungen und Mahnungen auch heute noch gehört zu werden verdienen. „Wohlan denn, tapfere Deutsche, machet, daß man in der Mappe neben Neuspanien, Neufrankreich, Neuengland auch zukünftig Neudeutschland finde. Es fehlt euch so wenig an Verstand und Resolution, solche Sachen zu thun, wie anderen Nationen; ja ihr habet alles dies, was dazu von nöten ist. Ihr seid Soldaten und Bauern, wachsam und arbeitsam, fleißig und unverdrossen, ihr könnt auf einmal viel gute Sachen thun, durch ein exemplarisches Leben und gute Ordnung die Indianer zu Freunden und zivilen Menschen, ja vielleicht zu Christen machen. Ihr selbst werdet länger leben, fröhlicher und vergnügter sein, wenn ihr in einem dergestalt angenehmen Klima für keine Nahrung so mühsam zu sorgen braucht, könnt also nicht allein euch in Indien, sondern euren Freunden auch hieraußen in Deutschland dienen.“ Wäre das Unternehmen gelungen, so hätten wir alle Ursache, Becher für das Brechen des Eises zu danken. Leider aber fand der vielversprechende Plan wenig Verständnis und Unterstützung. Der Graf, dem die nötigen Rückhaltsgelder fehlten, verlor den Mut, und nach längeren Verhandlungen nahm schließlich die Holländisch-westindische Kompanie das abgetretene Land wieder zurück.

In der Gegenwart hat Deutschland zu gunsten anderer Kolonialmächte lange Zeit Jahr für Jahr durch Auswanderung unersetzliche Verluste erlitten. Die heimischen Verhältnisse waren derart, daß man das Heil überall anders, nur nicht im Vaterlande suchte; unterstützt wurde dieser kostspielige Wandertrieb, der uns Millionen tüchtiger Kräfte entführt hat, durch die dem Deutschen eigene Sehnsucht nach dem Ideal und die kosmopolitische Ader, deren Wirkungen uns noch an einer anderen Stelle (vgl. S. 195) beschäftigen werden. Die verheerenden Kriege, die Zerrüttung der öffentlichen Zustände, die politischen und die religiösen Bedrängnisse, die Verarmung und Bedrückung des Volkes hatten schon im 17. und 18. Jahrhundert, wo man noch keine Auswanderungsstatistik kannte, eine Unzahl deutscher Familien veranlaßt, den Wanderstab zu ergreifen und der Heimat den Rücken zu kehren. In demselben Maße nun, wie die Gedanken der Staatseinheit Deutschlands und der staatsbürgerlichen Freiheit, die durch die Kriege gegen Napoleon errungen zu sein schienen, mehr und mehr in den Hintergrund traten, wuchs auch die Unzufriedenheit mit den vaterländischen Verhältnissen. Die Auswanderung des Mittelalters ist in erster Linie dem Deutschtum und erst in zweiter der gesamten Menschheit zu gute gekommen; dagegen ging der Strom des 19. Jahrhunderts, nur geringe Teile davon und die letzten Jahre ausgenommen, dem Deutschtume verloren. Während der auswandernde Engländer überall zu Hause ist, weil England „durch eine ungemein sinnreiche politische Weberei die Welt mit einem Netze von Machtlinien überzogen hat, die es an den günstigsten Punkten anzuheften wußte“, während der Engländer wie auch der Franzose, Spanier und Italiener meist nach Hause zurückkehrt, nachdem er seinen Zweck erreicht hat, ward der Deutsche, hinter dem bis 1871 kein achtunggebietendes Vaterland stand, vermöge seines unglücklicherweise großen Anpassungsvermögens in den allermeisten Fällen ein guter Bürger der neuen Heimat; den in ihm steckenden Teil des Volksvermögens büßte Deutschland ein, ihn gewann ein anderes Land.

Freilich sagt man dies leichte Übergehen in ein fremdes Volkstum auch dem Iren, dem Welschen und dem Slawen genau so nach; ja man hat Beweise für die Thatsache, daß Glieder dieser Stämme ihr Volkstum vollständig aufgaben und schon im nächsten Geschlechte „mit Haut und Haaren" dem neuen Volk anheimgefallen waren. Doch das ist ein schlimmer Trost. Von unserem Standpunkt aus bietet die Geschichte der deutschen Auswanderung trübe Blätter. Bezeichnend ist das Verhalten der Deutschen in Nordamerika. Vor dem Unabhängigkeitskriege machten sie zusammen mit den Holländern im Staate New York vier Fünftel, in Pennsylvanien zwei Drittel, in New Jersey, Delaware und Maryland die Hälfte, in Virginia mehr als ein Viertel der weißen Bevölkerung aus; auch in Nord- und Südkarolina, in Georgia und Louisiana saßen sie in größerer Anzahl. Wo sie starke Haufen bildeten, hielten sie sich in Sprache und Sitte deutsch. Nach der Loslösung der Vereinigten Staaten von England hörte die Masseneinwanderung von Deutschen eine Weile auf; die Folge war, daß sich das geistige Band mit Deutschland lockerte und die amerikanisch-deutsche Bevölkerung, wenn sie auch noch nach Charakter und Sitte deutsch blieb, doch in Sprache und Beruf englisch-irischen Anstrich bekam. Vollkommene Niederlagen aber erlitt das deutsche Wesen im 19. Jahrhundert, als sich nach dem englischen Kriege die amerikanische Nation mit außerordentlicher Schnellkraft auf sich selber besann, Nationalbewußtsein und sehr bald Nationalstolz erlangte. Dem vermochten die Deutschen Amerikas nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen; sie wurden Amerikaner. Im Mittelalter wurde durch die Kolonisation deutschem Wesen neues Gebiet gewonnen, heute verstärken die unternehmenden Köpfe — die Unthätigen bleiben ja doch hinterm Ofen sitzen — nur die Kolonialmacht unserer Vettern, Nachbarn und Feinde. Verheißungsvoll darum muß jedem Deutschen, der sein Volkstum lieb hat, die Erwerbung von Kolonien und ihr Ausbau erscheinen.

Der im Laufe der Jahrhunderte sich kaum vermindernde, eher steigende Überschuß an urwüchsiger Kraft, die nach Thaten verlangte, findet um die Wende des Mittelalters einen fünften Ausweg im Landsknechtswesen. Allerdings bedeutet diese Stufe in der Entwickelung des deutschen Heeres nichts weniger als einen Fortschritt gegenüber dem gemeindeweise geordneten, durch Bande des Blutes, der Ehre und der Nachbarschaft gehobenen, unabhängigen und nationalbegeisterten Schweizerheere. Aber mag auch das Aufkommen der Geldgier, der Niedergang der Sittlichkeit und bescheidener Wirtschaft dem Söldnertume des 15. Jahrhunderts jene Wendung aus dem Nationalen zum Internationalen gegeben haben, „ehrlich und fromm" heißt doch der deutsche Söldner, dem zu Hause keine, im Auslande lohnende Thätigkeit winkte, durchgehends noch im 15. und angehenden 16. Jahrhundert. Aus dieser Glanzzeit stammt der Feiergesang deutscher Tapferkeit, das Pavierlied von 1525 („Was wöll wir aber heben an"). Aber schon gegen Ende dieses und im ganzen Verlaufe des 17. Jahrhunderts ist aus dem biederen, frumben Landsknecht durch die verderbenden Einflüsse besonders des Dreißigjährigen Krieges ein verwilderter Mensch geworden, der sich entweder als Räuberhauptmann furchtbar macht oder als Bettler und Tagedieb zur Landplage wird.

Als eine edle Abart des Abenteurertums hat sich die sechste Erscheinungsform des deutschen Wandertriebes entwickelt, die in den wissenschaftlichen, auf eigene Kosten und ohne Rücksicht auf Geldgewinn veranstalteten Entdeckungsreisen eines Alexander von Humboldt gipfelt. Anfänglich ohne Plan und Ziel nur aus reiner Lust am Ungewöhnlichen und einem mächtigen Zug in die rätselhafte Ferne hervorgegangen, haben sich diese Reisen allmählich zu Entdeckungsfahrten ausgebildet, die der Menschheit die allergrößten Dienste leisteten. Als einer der ersten Deutschen, die in dem ersten Sinne thätig waren, darf Schildberger genannt werden. Im

Dienste König Sigismunds gegen die Türken ziehend, gerät Schildberger durch die unglückliche Schlacht von Nikopoli (1396) in die Gefangenschaft des Sultans. Vom Posten eines kaiserlichen Läufers gelangt er durch sein offenes Wesen, woran Bajasid Gefallen findet, bald zu Vertrauensämtern höheren Ranges. Als Gesandter des Sultans bereist Schildberger Ägypten und Kleinasien, beteiligt sich an den Feldzügen gegen die Mongolen und wird dabei von diesen gefangen genommen; dies an sich bedauerliche Ereignis verschafft ihm die willkommene Kenntnis jener kriegerischen Nomadenhorden. Er flieht, von Heimweh gepeinigt, und gelangt ans Schwarze Meer; Genueser Schiffer, die er um Hilfe anfleht, bringen ihn nach Konstantinopel. Von hier aus wandert er durch Ungarn nach Hause zurück. An sich würden Schildbergers zum größten Teil unfreiwillige Abenteuer kaum beanspruchen dürfen, hier erwähnt zu werden, wenn sie nicht durch einen äußerst lebhaften, wahrheitsgetreuen Bericht den Wert verständiger Reiseerlebnisse und aufmerksamer Beobachtungen erlangt hätten. Und wie heute Reisebeschreibungen im deutschen Volk allgemeinen Beifalls sicher sind, so war's auch damals: der Druck von Schildbergers Fahrt erfreute sich im 15. Jahrhundert großer Beliebtheit und mußte mehrfach aufgelegt werden.

Dann kommt die Zeit der großen Entdeckungen; die Deutschen haben sich daran nicht in letzter Linie beteiligt und das „Plus ultra“ ihres Kaisers Karl V. in die That übersetzt. In Gesellschaft des jungen Welser zogen außer Bergleuten aus Sachsen Ambrosius Ehinger (Dalfinger), Georg Hohermuth, Philipp von Hutten und der Feldhauptmann Nikolaus Federmann nach Venezuela und von da aus weiter gen Süden und Westen; doch waren ihre Beweggründe mehr wirtschaftlicher und kriegerischer Natur. Reine Entdeckungslust dagegen führte den Studenten Hans Staden nach Brasilien und Ulrich Schmidl nach dem La Plata. Der wissenschaftliche Drang, die Ursprungspflanzen verschiedener Heilmittel kennen zu lernen und neue Heilpflanzen zu entdecken, trieb den Augsburger Arzt Leonhard Rauwolf am Ende des 16. Jahrhunderts (1573—76) ins Morgenland; sein kostbares Herbar bildet heute noch einen der wertvollsten Bestandteile der Universitätsbibliothek zu Leyden. Im 17. Jahrhundert besiedeln zahlreiche Deutsche und Niederländer Java und Sumatra, Kämpfer bereist Japan, Peter Kolb das Kapland: überall ist der Deutsche rege an der Arbeit, durch die Erschließung fremder Länder das Wissen von der Erde zu bereichern.

Im Sommer 1795 erschien bei Johann Friedrich Blumenbach in Göttingen ein junger Mann aus Hannover, der Theologie studiert hatte, vertraute ihm an, daß er seit vier Jahren keinen heißeren Wunsch hege, als das innere Afrika bereisen zu können, und bat ihn um eine Empfehlung an die Afrikanische Gesellschaft zu London. Dieser junge Gelehrte war Friedrich (Frederik) Hornemann. Als Blumenbach nach genauer Prüfung fand, daß die Absicht Hornemanns wohl durchdacht war, schrieb er nach London. Die Antwort lautete: „Wenn der Herr Hornemann das ist, was Sie sagen, so ist er der Mann, den wir suchen.“ Nachdem Blumenbach diesen günstigen Bescheid seinem Schützling mitgeteilt hatte, entwarf dieser in einer Nacht einen eingehenden, kernigen Plan, der die Zustimmung der Londoner Gesellschaft fand. So vorläufig gesichert, füllte Hornemann im Sommer 1796 zu Göttingen die Lücken in seinen Kenntnissen, besonders in der arabischen Sprache, aus, ging im Februar 1797 nach London, um sich der Auftraggeberin vorzustellen, und reiste im Juli desselben Jahres über Paris und über Cypern nach Kairo ab. Nach vorübergehender Störung, die Napoleons Feldzug veranlaßte, konnte die unter den besten Aussichten eingeleitete Unternehmung am 12. September 1798 ihren eigentlichen Anfang nehmen. Als Kaufmann verkleidet, gelangte Hornemann mit seiner

Karawane nach Mursuk und Tripoli; in den Gebieten, die er durchreiste, sammelte er fleißig den Wortschatz der afrikanischen Sprachen. Nach Mursuk glücklich zurückgekehrt, beabsichtigte der unermüdliche Forscher, sein Sehnen zu erfüllen und in das Innere, nach Bornu, vorzudringen. Hornemann hat diese gefährliche Fahrt am 7. April 1800 in der That angetreten, ist aber seinem Entdeckereifer, wie so mancher Deutsche nach ihm, zum Opfer gefallen.

Größere Erfolge waren auf demselben heißen Boden Heinrich **Barth** beschieden. Der Satz, daß die Bedeutung eines Afrikaforschers an seinem Reisewerke zu messen sei, bewahrheitet sich in vollkommenster Weise an Barths Leistung. Sie wird auf lange Jahre hinaus in vielen Punkten vorbildlich sein, obgleich seine Berichte keine schwungvollen Schilderungen sind, sondern als fast unerschöpfliche Stoffsammlungen mühsam studiert sein wollen. Nüchternste Wahrheit blickt aus seinem Buche, Zeile für Zeile; erst wer tiefer sieht, erkennt den darin niedergelegten Reichtum der wichtigsten Beobachtungen. Heinrich Barth haben wir es zu verdanken, daß die deutschen Reisen im dunkeln Erdteile den Ruf größerer Zuverlässigkeit und damit dauerhafteren Erfolges genießen als die irgend eines anderen Volkes; freilich hat er sich und uns diesen durch angestrengteste Arbeit und Überwindung außergewöhnlicher Schwierigkeiten verdienten Ruhm nur unter heftiger Anfeindung erobern können: die Deutschen sind eben nicht sonderlich schnell bereit, Großthaten ihrer Landsleute zu würdigen und anzuerkennen.

Überblicken wir die mannigfachen Äußerungen des deutschen Wandertriebes, wie er sich die verschiedensten Auswege zu öffnen wußte, so muß uns eins wundernehmen: daß es der Deutsche trotz seiner weltbürgerlichen Neigungen nicht verstanden hat, sich mehr **Verdienste auf kosmopolitischem Gebiete** zu erringen. Heinrich von Treitschke wirft uns vor, außer der Begründung des Weltpostvereins und der Teilnahme an der Erbauung der Gotthardbahn gäbe es bei den Deutschen nichts, was sich neben den Thaten der englischen Kolonialpolitik oder dem Wirken des Franzosen Lesseps sehen lassen könne. Dazu ist allerdings hinzuzusetzen, daß Panama in den Ohren der Franzosen inzwischen einen sehr unangenehmen Klang erhalten hat und auf der anderen Seite Leistungen wie die der internationalen Erdmessung oder der Berner Übereinkunft zum Schutze geistigen Eigentums, an denen Deutsche in hervorragender Weise beteiligt sind, nicht verschwiegen werden dürfen. Aber im großen Ganzen ist der Tadel Treitschkes nicht übertrieben. Während andere Nationen in richtigem Verständnis dessen, worum es sich beim allgemeinen Wettbewerbe der Menschheit handelt, ihr Können nüchtern und planvoll verwerten, verzettelt der ideal angelegte Deutsche seine Kräfte.

„Vaterland und Mutterlaut
Sind mir hier und dort vertraut,
Proteus gleich der Menschheit Glied;
Proteus gleich auch klingt mein Lied.

Heimatlos und doch voll Lust,
Jeder Heimat zielbewußt,
Gott im Himmel gab mir's so,
Und ich bin der Gabe froh."

(Sauerwein.)

Wo auch der Deutsche weilen mag, **eine** Gabe verläßt ihn nie: das **Lied**. Das Gottesgeschenk, im Liederklange Freude und Lust hinauszujubeln, im Sange Leid und Tod die Bitternis zu nehmen, ist allen deutschen Stämmen eigen, dem einen mehr, dem anderen weniger. Von den Alemannen und Schwaben sagt man, sie hätten eine singende Sprache, die auf eine weichere, nicht zum Herrschen geschaffene Gemütsart schließen lasse; man sollte sich vor solchen Folgerungen hüten: ist dem Schwabenlande nicht das stolze Staufergeschlecht entsprossen? Fahrende Geistliche und Spielleute waren es, die in der Zeit Friedrich Barbarossas den kirchlichen Gesang der gregorianischen Sequenzen verweltlichten und volkstümlich machten; man vergleiche die

Sprüche eines Spervogel. Um 1200 blühte dann die Kunst des ritterlichen Minnesanges. Was des Deutschen Herz bewegte, strömte der liederfrohe Mund in unvergänglich schönen Weisen aus. Von Freundschaft und Vaterlandsliebe, Herren-, Frauen- und Gottesdienst singen Heinrich und Hartmann, vor allen aber Walther. Mit kindlicher Innigkeit klagt über das Enteilen der unschuldigen Jugend das Lied des wilden Alexander; den Mai und die Minne preist Wizlaws von Rügen Frühlingslied. Bald entwickelt sich die Kunst des Einzelsanges zum Meistersang. Meister Hans Sachs steht mit einem Fuße noch im Mittelalter, mit dem anderen aber schon in einer neuen Zeit. Die Reformation hat dem deutschen Liede neue Wege zur Weiterentwickelung und Vervollkommnung gewiesen: zuerst im Rahmen des kirchlichen Gesanges, dessen Höhepunkt hinsichtlich der Innigkeit der Empfindung und des religiösen, weihevollen Gehaltes die Bachsche Kantate darstellt, dann im weltlich-bürgerlichen Liede. „Anke von Tharaw", das unsterbliche Liedchen des Norddeutschen Heinrich Albert aus Königsberg, bedeutet den ersten Schritt zur volkstümlichen Auffassung und Verinnerlichung des deutschen Einzelsanges; heute ist uns das deutsche Lied in Franz Schuberts Tondichtungen verkörpert. Und welchen Schatz an gemütvollen Liedern hat die Kunst des mehrstimmigen Gesanges gehoben! Erst drei-, dann vierstimmig erklangen die Weisen so schlicht und so fröhlich, so innig und kraftvoll in der herrlichen Natur, im Wald und auf der Wanderschaft („Innsbruck; ich muß dich lassen", um 1500).

Dem Durchschnitts-Deutschen ist nicht der Charakter, sondern das Gemüt das Höchste; was dem Herzen frommt, ist ihm mehr wert als das, was den Kopf für den Kampf des Lebens härtet. Zeichnen wir dies Bild im Negativ, dann haben wir den Yankee vor uns: keine zu hohen Ziele setzen, sondern einem mit Aussicht auf großen Erfolg zu erreichenden Zwecke rasch und rücksichtslos nachjagen, das ist Yankee-Art; sie läßt das Lied nicht gedeihen. Uns Deutschen konnte das Lied lange Zeit hindurch leicht einen Ersatz für die mangelnde politische Befriedigung bieten und thut das noch heute. Man blättere einmal in der Geschichte der „Liedertafeln", jener Vereinigungen zur Pflege des Männergesanges, die in den trüben Zeiten im Anfange des 19. Jahrhunderts entstanden, in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren für unzählige Deutsche Stätten des Trostes und neuer Erhebung gewesen sind; auch bei solchen Gelegenheiten, wo das Lied an sich nicht im Mittelpunkte stand, wie beim Turnerfeste des Jahres 1863, hat es mächtig gewirkt. Es läßt sich keine größere deutsche Feier denken, wo nicht gesungen würde. Und welchen Wert das Lied für die im Auslande lebenden Deutschen hat, das ist von keinem Geringeren als Karl Schurz beim Festbankette, das der New Yorker „Liederkranz" zu Ehren seines fünfzigjährigen Bestehens am 9. Januar 1897 veranstaltet hatte, in glänzender Rede bekundet worden: „Die Beantwortung des Trinkspruches auf die deutsche Muttersprache sollte eigentlich gesungen werden. Wir feiern hier in erster Linie die deutsche Muttersprache, wie sie im deutschen Lied erklingt. Es ist wohl wahr, daß es andere Sprachen gibt, die sich durch die Volltönigkeit ihrer Vokale und die Weichheit ihrer Konsonanten besser für den Gesang zu eignen scheinen. Aber in keiner Zunge wird doch so viel gesungen wie in der deutschen; und keine hat in so reicher Fülle und in so schöner Innigkeit und Kraft das hervorgebracht, was das Volk singt: das Lied. Mit der deutschen Muttersprache ist das deutsche Lied dem Herzen entsprungen und hat seinen Weg um die Welt gemacht. Dem deutschen Geist und dem deutschen Streben mag manches widerstehen — dem deutschen Liede widersteht nichts."

Aus derselben Wurzel des deutschen Gemütes, der die Liebe zum Gesang entsprossen ist, entfaltet sich, oft innig mit dem Liede verwachsen, eine Gabe, die andere Völker nicht einmal dem Namen nach kennen: der deutsche Humor. Schon Ausonius singt in seiner „Mosella":

„Arbeitsfröhliches Volk und rastlos emsige Pflanzer
Tummeln sich bald auf Berganhöhen, bald an dem Abhang,
In mutwilligem Lärm wetteifernd; dorten der Wandrer,
Wallend am Rand des Gestades, und hier hingleitend der Schiffsmann
Singen den säumigen Winzern ein Schmählied; ihnen entgegen
Hallt der Fels und der bebende Wald und die wogende Strömung."

Neckerei und Schelmerei haben in früheren Zeiten kindlicherer Anschauung größeren Raum im Leben beansprucht und bekommen als heute; ja, die in harmlosen Grenzen sich bewegende List muß geradezu als eine germanische Eigentümlichkeit bezeichnet werden. Das wird manchem, der für sein Deutschtum eingenommen ist, nicht angenehm klingen. Auf Treue und Ehrlichkeit liebt der Deutsche dermaßen als auf Hauptzüge seines Wesens Beschlag zu legen, daß es ihm schwer ankommt, zu glauben, es könne früher anders gewesen sein. Nicht, daß es in alten Zeiten gar keine Treue gegeben habe: wir werden sehen (vgl. S. 154), daß das Gegenteil davon wahr ist; aber die Lust, zu necken, die Neigung, sich durch List dem anderen überlegen zu zeigen, überwog die Scheu vor Vorwürfen. Im Heldenbuche spielt die List eine große Rolle; und daß Schelmerei wirklich ein germanisches Erbteil ist, geht aus der keine Moral, sondern heiteren Humor predigenden „Weltbibel" „Reineke Fuchs", aus Till Eulenspiegels Bauernlisten, aus Fritz Reuters lustiger „Franzosentid" unwiderleglich hervor. Nicht immer kommt dabei eine anerkennenswerte That heraus wie damals, als in den Nöten des Dreißigjährigen Krieges der Kuhhirt Hans Warsch sein Oggersheim dadurch rettet, daß er die Spanier über den wahren Zustand des Städtchens zu täuschen und ihnen die Flucht sämtlicher Einwohner zu verheimlichen weiß; oft genug, vor allem in der älteren „Helden"-Zeit, stoßen wir bei Bethätigungen von List und Schlauheit auf eine Auffassung, zu deren Würdigung uns Menschen von heute der Humor ausgegangen ist. Wir freuen uns wohl daran, wenn wir lesen, wie gefangene Sachsen ihr Lösegeld an den burgundischen Patricius Mummolus in falschem Golde zahlen; wir lachen vielleicht noch über die derben Scherze, die uns die Langobardengeschichte und Gregor von Tours vermelden. Aber wie Helden zur Lüge greifen können, um ihren Zweck zu erreichen, dafür fehlt uns das Verständnis; und doch ist auf die Täuschung Brünhilds durch Gunther und Siegfried die tragische Schuld des erhabensten unserer Heldenlieder aufgebaut. Man sollte darum nicht gleich spotten, wenn man in einem Nachschlagebuche von 1830 unter dem Stichwort „Nibelungenlied" auf folgende Erklärung stößt: „Nibelungenlied, ein altes deutsches Heldengedicht ..., eine Nachahmung grauser arabischer Märchen. Über den Wert desselben hat unsere Zeit mit einiger Vorliebe des Altertümlichen geurteilt." Aus diesen absprechenden Worten klingt ein an sich gesunder Sinn für das Unverfälschte, das Wahre, das Gerade. Ebenso wie man Goethes „Reineke Fuchs" nicht neben eine Gellertsche Fabel stellen darf, weil er keine Nutzanwendung für Kinder, dafür aber eine um so wirksamere Lebensschule für den erwachsenen Deutschen bietet, dem er einen Spiegel der Wirklichkeit vorhält, ebenso muß man sich, will man der Sittlichkeit unserer Vorväter gegenüber gerecht sein, auf eine höhere Warte stellen als die einer beschränkten Moral.

Berücksichtigen wir, daß im Gemüt unserer Ahnen dem Sinne für Hohes und Schönes Härte und Derbheit beigemischt war, so haben wir den Schlüssel zum Verständnis altdeutschen Humors gefunden. Wenn uns in den Universitätsmatrikeln vom ausgehenden 14. Jahrhundert an Namen aus besseren Kreisen begegnen wie Hans Forchdynicht (1384), Hinrik Sprinkindearke (1461), Heinrich Porgenicht (1471), Johann Lupfedich (1477), Christian Springinshus (1477) und Wolfgang Springinhasen (1481), Hans Kissenpfennig (1502) und Georg

Schlaginhauffen (1541), so spricht aus diesen Befehlsformen sicher alles andere als eine griesgrämige Auffassung vom Leben. Doch Leichtfertigkeit ist auch nicht das Charakteristische an deutschem Humor. Man nehme den ersten besten deutschen Humoristen zur Hand, und man wird sich überzeugen, daß einem nicht bloß Belustigendes, Lächerliches und Sonderbares darin begegnen, sondern daß vielmehr das Ernste, das Wehmütige, das Erhabene, selbst Feierliche und die kunstvolle Art fesseln, wie sich die Mischung zwischen beidem vollzieht. Etwas anderes also als die bloße Vorführung von Launen, Ein- und Ausfällen macht solch ein Werk zu einem humoristischen. Maßgebend ist vor allem die Weltanschauung des Dichters. Der wahre Humorist vermag nichts ohne Menschenliebe — man hat die Beobachtung gemacht, daß die hervorragendsten Humoristen Pfarrer gewesen sind oder aus Pfarrhäusern stammen —, er sieht die menschliche Natur als eine eigene Mischung guter und schlimmer Eigenschaften an; dabei überwiegt ihm die Schwachheit das Verbrechen, die Thorheit das Laster. Wie Jean Paul sagt, gibt es für den Humor keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt. Darum findet er die Menschen weder lächerlich noch abscheulich, sondern bedauernswert. Daraus erklärt sich jene milde Empfindsamkeit, die der Stimmung bald einen Zug ins Weiche hinab, bald ins Erhabene hinauf zuweist, und jene Abgeklärtheit des Urteils, die unsere ersten Humoristen auszeichnet. Ihre Lustigkeit lacht mit Thränen im Auge, scherzt mit zitternder Stimme und schützt, um den Schmerz der Seele zu betäuben, Ausgelassenheit vor.

Aus dieser Natur des deutschen Humors geht hervor, daß er nicht frivol werden kann, ohne das Beste seines Wesens einzubüßen. Auch hier unterscheidet sich die Anlage der Gegenwart von dem Verständnis, das man in früheren Zeiten dem Humor entgegenbrachte. Man lese einmal die derben, aber charaktervollen Briefe eines Albrecht Achilles, eines Luther, man erinnere sich des Briefwechsels der gegen den Zopf ankämpfenden Samuel Pufendorf und Christian Thomasius. Und wenn in den lustigsten Einfällen der Kunst, den tollsten Stücken und Fastnachtsschwänken des Mittelalters und der Reformationszeit der Teufel, selbst der Tod eine große Rolle spielen konnte, ohne die Stimmung ernstlich zu beeinträchtigen, so müssen wir uns erst besondere Mühe geben, ehe es uns gelingt, so grausigem Humor Geschmack abzugewinnen; die neueren Künstler, die ihre Gefühle in der Darstellung von Totentänzen ausgeströmt haben, können das bestätigen. Aber das ist ja gerade ein Beweis für die urwüchsige Kraft deutschen Empfindens, daß die ernste Lehre

„Das palas und di cleider din
Nicht zweier phenge wirdic sin“ (Visio Philiberti)

die alten Deutschen nicht zur weibischen Klage gestimmt, sondern zu Humoristen im besten Sinne gemacht hat. Den meisterhaften Holzschnitten, die Hans Holbein von seinem Totentanz angefertigt hat, gebührt ebensowenig die Bewertung „fratzenhaft-gräßlich“, wie man die derben Späße, die uns Liselotte von der Pfalz in ihren köstlichen Briefen auftischt, mit einem verurteilenden „unweiblich“ abthun darf.

Ist der Humor eine wesentlich deutsche Gabe, so muß sich in dem Humoristen bei allem Sinn für die gemeine Menschheit ein gut Teil echter Vaterlandsliebe finden lassen. In der That stoßen wir nicht selten in den Werken unserer ersten Schriftsteller, die den Humor pflegen, auf Äußerungen wärmster Hingabe ans Vaterland; schon der sechsundzwanzigjährige Wilhelm Raabe flicht in seine „Chronik der Sperlingsgasse“ die schönen Worte ein: „Vergesse ich dein, Deutschland, großes Vaterland, so werde meiner Rechten vergessen!“ Dieser Zug überträgt sich auch auf den politischen Witz, wie er in den Anfängen unserer ersten humoristischen Wochenschrift,

der Münchener „Fliegenden Blätter", noch breiten Raum beanspruchte. Gegenüber dem „freien Britten" Mr. Punch spielt der von schweren Gewichten niedergezogene arme deutsche Michel eine traurige Rolle; vor ihm ist ein Schlagbaum mit dem Ungetüme „Postdebitentziehung" aufgepflanzt, und für die nötige Bewegungsfreiheit sorgen Zensur und Nachzensur. Derselbe Zustand war in den „Leuchtkugeln" so gekennzeichnet: der deutsche Schriftsteller schreibt unterm Galgen, den Strick um den Hals, und hinter ihm lauert der Henker in Uniform.

Daraus spricht echter Humor: der Unmut, der thränenden Auges über die bestehenden Verhältnisse lacht, ohne Zagen offen sagt, wo der Schuh drückt, und damit die Aussicht auf Besserung gewährleistet. Wenn sich jetzt in Deutschland Blätter breit machen, die unter der Maske des Humors alles Höhere herabziehen und das deutsche Empfinden auf den denkbar niedrigsten Stand herabwürdigen, so ist damit noch kein Gegenbeweis erbracht; vielmehr spricht eine solche Haltung nur für die aus anderem zu erschließende Beobachtung, daß diese Blätter nicht von einem Funken deutschen Humors berührt sind. Kaum daß sie das aufweisen, was man auf Französisch esprit zu nennen pflegt. Geistreicheres mögen ja die französischen Witzblätter bringen. Ihre Stärke beruht im tändelnden Wortspiel, im frostigen Scherz, im verletzenden Hohn oder im unpassenden Spaß; harmlos und herzerquickend muten sie den Deutschen nur ganz ausnahmsweise an. Wer nicht über Menschenliebe, Seelenharmonie und Gemüt verfügt, dessen Aussichten stehen beim Wettkampf in diesen Dingen von vornherein hoffnungslos. Wessen Leidenschaften aber abgeklärt sind, wessen Gemüt eine treue, milde und freundliche Art hat, wer, wie Heinrich Seidel, zu dem gemütlichen Philistertum in seiner ansprechenden Gestalt hinneigt, dem ist auch echter Humor beschieden.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beantwortete der gelehrte Franzose Jean Bodin die Frage: „Was waren die Germanen zu Tacitus' Zeiten, und was sind sie heute?" dahin, daß man vor ihren Leistungen die größte Achtung haben müsse. „An Humanität übertreffen sie den Asiaten, an Kriegszucht den Römer, an Religion den Hebräer, an Philosophie den Griechen, an Geometrie und Arithmetik den Ägypter und Phöniker, an Astrologie den Chaldäer, an Handwerk aber alle Nationen." Das ist eine Lobpreisung, wie sie uns später von Angehörigen unseres westlichen Nachbarreiches freiwillig nicht wieder geworden ist. Ob sie in allen Stücken verdient war, ist billig zu bezweifeln; etwas Wahres aber muß daran sein. Tüchtig sind die Deutschen immer gewesen. Mögen sie auch nicht stets und überall es verstanden haben, die Früchte ihres Fleißes selber zu pflücken, M ä n n e r e i g n e r K r a f t hat es in großer Zahl bei ihnen gegeben. Auch heute sind sie noch nicht ausgestorben, deren ganzes Wesen durch Stephans Kernspruch gekennzeichnet wird: „Ziel erkannt, Kraft gespannt, Pflicht gethan, Herz obenan!" Von Johannes Gensfleisch an bis auf F. König und A. Bauer: keine Nation hat durch Vervollkommnung des Buchdruckes so mächtig auf die gesamte Menschheit eingewirkt wie die deutsche. Vom „löblichen Fund der edlen Truckerey" sagt Johann Fischart mit gutem Grunde:

„Hett Welschland disen Fund ergründ,
Seins rhuemens wer kein end,
Nun hats euch Teutschen Gott gegünt,
Desshalb ju wol anwendt!"

Waren es vor Jahrhunderten Holländer und Engländer, Italiener und Franzosen, die aus der Erfindung größeren Ruhm zu ernten wußten als der vom Unglück verfolgte Erfinder, kam im beginnenden 19. Jahrhundert die Anwendung des Dampfes auf den Buchdruck zuerst den englischen „Times" zu gute: das Verdienstvolle der Leistung bleibt ungeschmälert. Ja, das

ist gerade bewunderungswürdig, daß deutsche Köpfe durchgedrungen sind und ihre Gedanken in die That übersetzen konnten, obwohl es bei uns an Unternehmungsgeist und der nötigen Unterstützung durch äußere Mittel mangelt. Man vergegenwärtige sich die Lebensgeschichten des Zeugschmieds Richard Hartmann und des Maschinenschlossers Johann Zimmermann in Chemnitz, man lese die Lebensläufe von Aloys Senefelder, Joseph Meyer, Nikolaus Dreyse, August Borsig oder Alfred Krupp: und ein einziges Gefühl der Hochachtung und des Dankes wird die Brust erfüllen. Ist es nötig, noch auf Männer wie Scharnhorst und Gneisenau hinzuweisen?

Trotz der großen Verschiedenheiten im Charakter dieser Männer der That gibt es doch etwas, das sämtlichen Genannten eigen war und sie erst hat zu denen werden lassen, als die wir sie verehren: das ist die hohe Auffassung von der Pflicht und ihre treue Erfüllung. Ohne einen einzelnen Stand auf Kosten der anderen ungerechtfertigt erheben zu wollen, darf man das Pflichtgefühl besonders deutlich im deutschen Gelehrten erkennen. Als das Innere Anselm Feuerbachs im Jahre 1821 durch den Kampf zwischen der Neigung zur Theologie und der Liebe zur Archäologie zerrissen wurde, wies ihn sein Vater Paul Anselm, der Begründer der neueren Strafrechtslehre, mit folgenden Worten auf den rechten Weg: „Wie der Gedanke an Pflicht und Notwendigkeit selbst gegen innere Neigung zu begeistern vermag, wie man selbst in einem unserer Lust gar nicht zusagenden Fache ausgezeichnet werden kann, wenn man nur ernstlich will und es sich etwas Mühe kosten läßt, wenn man nicht bloß den Gelüsten nachgeht, sondern vor allem durch die ernste Pflicht sich führen läßt, die bald freundlich uns lächelt und für unseren Schweiß uns lohnt, dafür kann ich dir mein eigenes Beispiel nennen. Die Jurisprudenz war mir von meiner frühesten Jugend an in der Seele zuwider, und auch jetzt noch bin ich von ihr als Wissenschaft nicht angezogen. Auf Geschichte und besonders Philosophie war ausschließend meine Liebe gerichtet; meine ganze erste Universitätszeit war allein diesen Lieblingen, die meine ganze Seele erfüllten, gewidmet, ich dachte nichts als sie, glaubte nicht leben zu können ohne sie. Da wandte ich mich (Neujahr 1796) mit raschem, aber festem Entschlusse von meiner geliebten Philosophie zur abstoßenden Jurisprudenz; sie wurde mir bald minder unangenehm, da ich einmal wußte, daß ich sie liebgewinnen müsse; und so gelang es meiner Unverdrossenheit, meinem durch die bloße Pflicht begeisterten Mut, daß ich schon nach zwei Jahren den Lehrstuhl besteigen, meine Zwangs-, Not- und Brotwissenschaft durch Schriften bereichern und so einen Standpunkt fassen konnte, von welchem aus ich rasch zu Ruhm und äußerem Glück mich emporgeschwungen habe.“

Diese schönen Worte von der Pflicht könnten zu so manchem deutschen Gelehrtenleben die Überschrift bilden; und als Motto könnte man über so manches andere die Grundsätze stellen, die Wilhelm von Humboldt im Jahre 1810 in einer Denkschrift über das Verhältnis der Wissenschaft zum Staate niedergelegt hat: „Dem Staat ist es ebensowenig wie der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu thun.“ Humboldt geht davon aus, daß Charakterbildung die Aufgabe und die Frucht der echten, deutsch aufgefaßten Wissenschaft sei, die „aus dem Innern stammt und ins Innere gepflanzt werden kann“, nicht jenes falschen Weisheitsdünkels der handwerksmäßigen, geistlos aneinanderreihenden Sammelwut, die mit Rücksicht auf äußeren Gewinn arbeitet. Man nehme Jakob Grimms Schrift über seine Entlassung zur Hand: andere Worte und ein anderer Anlaß, aber genau dieselbe Gesinnung und Ehrenfestigkeit. Sich selber nichts, der Wissenschaft alles: das ist die Losung des deutschen Gelehrten, das ist die Weihe, die seine Arbeit verklärt. So setzte sich Karl Otfried Müller auf dem Boden des alten Delphi beim Sammeln griechischer Inschriften der glühenden Julisonne

aus, ohne auf Warnungen zu achten, und fiel seinem heiligen Eifer zum Opfer; er ist nicht der einzige Deutsche geblieben, der im wahrsten Sinne des Wortes von Überarbeitung dahingerafft worden ist. Oder ein anderer Zug. Im Juli 1764 schrieb J. J. Reiske an seine Mutter, die ihm wegen der Wahl einer mittellosen Braut Vorwürfe gemacht hatte: „Ihr (Reiske redet seine Mutter in der dritten Person an) macht der Bericht Kummer und preßt ihr, wie ich gar wohl merke, Thränen aus, daß meine Braut wenig Vermögen zu mir gebracht haben soll. Es sei damit, wie es wolle. Lebt meine Frau vernünftig, wie ich hoffe, daß sie thun wird, so werden wir vergnügt miteinander leben, und Gott wird es uns an keinem, wenigstens an keinem notdürftigen Gute ermangeln lassen. Und so denke sie auch, daß Gott auch in ihrem Alter sie nicht verlassen werde, und gebe sie sich zufrieden." Sein Glaube hat Reiske nicht betrogen.

Hoher Gedankenflug, ein Idealismus, dem die Güter der Erde nichts bedeuten gegenüber der Befriedigung, die allein die Arbeit und die Pflichttreue gewähren, haben von jeher den deutschen Gelehrten und — seiner wollen wir gerade an dieser Stelle nicht vergessen — den mit der Wissenschaft eng verbundenen, selbstlos in ihrem Geiste schaffenden deutschen Verleger ausgezeichnet. Zu Zeiten, wo am deutschen Namen fast in jeder anderen Beziehung eine verächtliche Schwäche klebte, wußte sich die deutsche Wissenschaft zeitlichen und ewigen Ruhm zu erringen. Man nehme nur einmal die „Revolutionen" des Kopernikus vor: wie Keulenschläge sausen die einzelnen Sätze des mit alten Vorurteilen gründlich aufräumenden Forschers herab; Revolutionen waren sie betitelt, Revolutionen haben sie bewirkt. Gewiß hatten, wie überall auf Erden, so auch in Deutschland selbst die hellsten Köpfe viel ihren Vorgängern und Mitlebenden zu verdanken; von dem Augenblick an, wo wir geboren werden, fängt ja die Welt an, auf uns zu wirken. Aber Eigenes hat jeder dazu gegeben, mag er nun, wie Hugo Grotius, das humane Völkerrecht geschaffen, mag er, wie der harmonisch geschlossene Hermann von Helmholtz, der Physik neue Bahnen gewiesen haben; und das Eigene besteht nach einem Goetheschen Bekenntnis in der Energie, der Kraft, dem Wollen.

Wir Deutschen gelten als die gelehrteste Nation der Erde; das Wort von dem „Volke der Denker", ursprünglich wohl mit spöttelndem Beigeschmack gebraucht, hat Flügel bekommen. In der That darf man sich die Schicht, die für wissenschaftliche Arbeit Sinn und Verständnis hat, bei uns nicht zu dünn vorstellen. Wenn von Büchern wie dem Straußschen „Leben Jesu", das ohne die Kenntnis des Griechischen nur schwer verständlich ist, Ausgaben mit der Widmung „Für das deutsche Volk" erscheinen können, so ist das im besonderen Falle nicht zu loben, im allgemeinen aber ein Zeichen für die weitverbreitete Ansicht, dem deutschen Volke sei nichts zu hoch, als daß es damit bekannt gemacht werden könne. Darum erhoffte und beabsichtigte der deutsch denkende und schreibende dänische Naturforscher Hans Christian Örsted von den Zusammenkünften der Gelehrten eine breite Wirkung auf den Geist des gesamten Volkes; darum weist Friedrich Paulsen die natürliche Vertretung Deutschlands der akademischen Welt, den Männern der geistigen Arbeit zu. Sie bilde in ihrer Gesamtheit eine Art Auszug des Volkes; aus allen Klassen der Bevölkerung hervorgegangen, sei sie eine geistige Aristokratie, die das ganze Volk vertrete. Die Bestrebungen des Volkstums als eines Ganzen, seine tiefsten Erregungen und seine höchsten Ideale, kämen in denen, die der Hochschule angehört haben und geistig dauernd angehören, am ersten zum deutlichen Bewußtsein. Ist dies berechtigt, und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, dann ist damit von vornherein ein Vorwurf entkräftet, der unseren Ausführungen gemacht werden könnte. In echt deutscher Gründlichkeit kann jemand behaupten: was ihr da von deutschem Volkstum erzählt, das berücksichtigt in der Hauptsache nur die

geistigen oberen Zehntausend, und diese sind eine internationale Mischbildung, deren Vertreter man fast genau so auch in Paris und London antrifft; die große Masse aber, das eigentliche „Volk", der Bauer und der Arbeiter, kommt für eure Untersuchungen fast nicht, jedenfalls verschwindend wenig in Betracht, obwohl daraus allein das wahre Deutschtum zu erkennen ist. Allerdings ist vom Fühlen und Denken des deutschen Fabrikarbeiters, von der geschichtlichen Bethätigung der Weltanschauung und Weltauffassung des deutschen Bauern hier nicht hauptsächlich, sondern nur nebenbei die Rede. Aber diese anscheinend unberechtigt klaffende Lücke schließt sich sofort, wenn man die Folgerungen und Forderungen Paulsens, eines der besten Kenner deutschen Wesens, anerkennt. Nicht eine deutsche „Volkskunde" ist es, was hier geboten wird, sondern eine Abhandlung, aus dem das Deutschtum nach seinen verschiedenen Ausstrahlungen hin an hervorragend guten und auch schlechten Deutschen der Vergangenheit und Gegenwart erkannt und gemessen werden kann. Und dann darf gerade in diesem Zusammenhang an eine treffliche Äußerung des Volksschriftstellers Bitzius erinnert werden, die er in dem Büchlein „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet" gethan hat: „Das ist eben das große Unglück, daß man meint, unter anderem Tuche seien auch andere Herzen und unter verschiedenem Zuschnitt verschiedene Empfindungen. Um dieses Vorurteils willen mißverstehen die verschiedenen Stände sich so sehr; um deswillen beleidigen die oberen Stände die unteren so oft und müssen es oft schwer büßen. Denn die oberen Stände sind es zumeist, welche meinen, während sie zart wie Meerschaum seien, an welchem bekanntlich die leichteste Berührung einen Kritz gibt, so seien die unter ihnen ungefähr so wie ein Hausgang, auf welchem man hin und her wandeln kann mit allerlei Schuhen, ohne daß es ihm viel macht, und weil sie andere Namen hätten, so sei auch anderer Teig an ihnen, und während man den Weggliteig mit Zartheit behandle, könne man den von rauhem Mehle mit Füßen kneten, ohne daß man es ihm viel anmerke."

Vergegenwärtigt man sich die hohen Vorzüge, die dem deutschen Gelehrtentum eigen sind, so glaubt man zunächst, das alles könne nur durch regste Förderung und Begünstigung entstanden sein. Doch ist beinahe das Gegenteil der Fall. Lehrfreiheit, das köstlichste Gut des Forschers, hat nicht überall in deutschen Landen und nicht immer bestanden; während sie jetzt grundsätzlich gefordert und in den allermeisten Fällen auch gewährt wird, haben sie frühere Jahrhunderte nicht oder nur zum Teil gekannt. Also haben wir auch hier, wie bei mancher anderen Erscheinung des Deutschtums, eine Entwickelung vor uns. Namentlich dort, wo die kirchliche Lehre in Mitleidenschaft gezogen werden konnte, wollte man von Freiheit nichts wissen; thatsächlich hat sie selbst Luther nicht immer zugebilligt. Leibniz und Thomasius sind es vor allem gewesen, die in den alten Turm der Lehrbeschränkung Bresche gelegt haben. Friedrich Wilhelm I. von Preußen hat Christian Wolf aus Halle verwiesen, sein größerer Sohn hat ihn aus Marburg zurückgerufen. Bekannt sind die Wöllnerschen Zwangsmaßregeln, unter deren Druck Kant zu leiden hatte. Im großen Ganzen hat schließlich das Jahr 1848 die stärksten Fesseln zerbrochen, wenn auch einzelne Rückfälle noch später zu verzeichnen sind.

Dem deutschen Gelehrten können auch verschiedene Schwächen eigen sein. Der Forscher, der seiner besonderen Wissenschaft mit übertriebener Einseitigkeit huldigt, neigt dazu, vom Hauche seiner Zeit und der Öffentlichkeit kaum berührt zu werden. Es ist kein Zufall, daß 1855 in Berlin Böckh, Bunsen, die beiden Curtius, Gneist, Haupt, Humboldt, Lepsius, Pertz, Ranke, Raumer und Ritter gelehrt und geschrieben haben: deutsches Gelehrtentum läßt es zu, daß sich geistige Größen ersten Ranges in politisch traurigster Zeit ausleben. Dann freilich gerät der Gelehrte leicht in die Gefahr, seicht zu werden, die Nationalität und schließlich sich selber ganz zu

verlieren. Als der französische Archäolog Raoul Rochette im Mai 1846 in Berlin weilte, feierte auf dem ihm zu Ehren von der Akademie der Wissenschaften veranstalteten Bankett August Böckh den Gast in französischer Sprache: das ist jene übertriebene Aufmerksamkeit, die vom deutschen Michel herstammt. Das Streben, viel zu wissen, verfällt der Eitelkeit, alles wissen zu wollen oder mit seinem Wissen allem und jedem zu dienen. Daher das schmachvolle Wort: Gelehrte und Dirnen sind überall und für alles zu haben. Das hatte früher, wo man es Hermann Conring nicht hoch anrechnete, daß er Frankreich gegenüber den Unterthänigen spielte, seine Berechtigung, kann aber heute nur als Ausnahme gelten und darf nie wieder aufkommen.

Unpraktisch freilich wird der deutsche Gelehrte wohl in alle Zeiten bleiben; das ist eine liebenswürdige Schwäche, ohne die der deutsche Professor nicht gedacht werden kann. Wie im Kleinen unbeholfen, so ist er im Großen nicht aufs Eigene bedacht. Die deutsche Menschenfreundlichkeit der Grafen Sternberg und Auersperg nahm in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts den tschechischen Bildungstrieb und die slowenische Eigenart liebevoll in sich auf, schuf eine böhmische Litteratur, Wissenschaft und Kunst und erntete, nachdem sie dem Darniederliegenden höheren Schwung verliehen hatte, dafür, wie es in der Welt und dem Deutschen besonders oft zu gehen pflegt, den gröbsten Undank. Schlechtes aber mit Schlechtem zu vergelten, die Feindseligkeiten der Tschechen mit anderen als geistigen Waffen zu bekämpfen, dazu ist der Deutsche nicht befähigt.

Eine andere Besonderheit deutschen Gelehrtentums, die aus dem faustischen zwîvel entspringt, sich selbst niemals genug thun zu können, nennt sich deutsche Gründlichkeit. An sich ist sie gewiß kein Fehler, kann aber leicht zum Hemmschuh werden, sobald sie übertrieben wird. Ludwig Uhland, ein Dichter, schrieb nicht nur jeden Brief erst ins „Unreine", sondern arbeitete sogar einen wirtschaftlichen Verweis an die Köchin im Hause sorgfältig aus, ehe er ihn abgab. Ungemein charakteristisch spricht sich Theodor Mommsen in einem der letzten Bände der „Ältesten Autoren", einer Abteilung des in seiner Großartigkeit unerreicht dastehenden Unternehmens der „Monumenta Germaniae historica", über die Schattenseite deutscher Gründlichkeit aus: „Die Monumenta haben unter einer Ausdehnung zu leiden, welche kein Ende finden kann." Eine anziehende und teilweise belustigende Schilderung der Entwickelung, die die Gründlichkeit zur Pedanterei werden läßt, hat Wilhelm Wackernagel im dritten Bande seiner „Kleineren Schriften" gegeben. Diese Pedanterei ist früher schuld daran gewesen, daß um die Wende des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts einem einmal bestehenden alten Zopf zuliebe der Gebrauch der deutschen Sprache an der Hochschule nur nach schweren Geburtswehen aufkommen konnte. Bekannt ist der Kampf, den seit 1694 Thomasius ihretwegen auszufechten hatte. In dem Vorberichte zu den Wintervorlesungen von 1710 glaubt Nikolaus Hieronymus Gundling die Einführung des Deutschen damit entschuldigen zu müssen, daß den Studenten kein gutes Latein eigen sei und er kein Küchenlatein schreiben wolle. „Die Mutersprach aber", so setzt er hinzu, „verstehet ein jeder am besten." Und wie liebevoll hängt gerade der „freie Forscher" in Deutschland an einem anderen Zopfe früherer Zeiten, an der gebührenden Betitelung seiner Person. In der Vorrede zu des eben erwähnten Gundling „Sammlung kleiner teutscher Schriften" macht 1737 Gottlieb Stolle, öffentlicher Lehrer der Politik an der Universität zu Jena, den Versuch, mit der „umbständtlichen Titulatur" aufzuräumen; doch auch er kann nicht umhin, darüber zu schreiben: „Nach Standes Gebühr geehrter Leser!" In dieselbe Kerbe schlägt auch die Weigerung des blinden Königs von Hannover, Anfang 1860 den als Kunsthistoriker bekannten britischen Agenten Sir Joseph Crowe zu empfangen, weil er keinerlei Uniform aufzuweisen hatte. Darum hat Jakob Grimm, ein begnadeter Kenner der deutschen Volksseele, den Nagel auf den

Kopf getroffen, als er am 29. Mai 1848 bemerkte: „Wenn das Pedantische in der Welt unerfunden geblieben wäre, der Deutsche hätte es erfunden.“

2. Der Deutsche und sein Nächster.

Hatten wir im Vorhergehenden die geschichtliche Gebarung des einzelnen Deutschen nach verschiedenen Seiten hin beleuchtet, ohne dabei gelegentliche Seitenblicke auf des Deutschen Verhalten gegen andere und gegen die Gesamtheit grundsätzlich ausschließen zu können, so wenden wir uns jetzt zu den deutschen Eigenschaften, in denen der Deutsche einem anderen gegenüber seine Tugenden und Fehler offenbart.

a) Der Deutsche und sein Feind.

Von Anbeginn an ist dem deutschen Blut ein nicht wegzuleugnender Bestandteil von Eisen beigemischt gewesen. Bis ins späte Mittelalter hinein hat eine Eigenschaft vor allen anderen unsere Altvordern berühmt und gefürchtet gemacht: der furor teutonicus, die deutsche Zornwut. Beide Wörter bedürfen einer Erklärung. Was heißt zunächst deutsch? Entstanden ist das Wort aus dem althochdeutschen diutisk, das von diot (das Volk) abzuleiten ist und „volksmäßig“, „volkstümlich“ bedeutet. Zum ersten Male stoßen wir auf das inhaltsschwere Wort theodiscus („volkstümlich“ im Sprachgebrauche der Latein redenden und schreibenden Franken des ausgehenden 8. Jahrhunderts) im Jahr 787, also innerhalb der Regierungszeit Karls des Großen, der nicht bloß dem Zwange gehorchend mit seinen östlichen Unterthanen in der Volkssprache zu reden verstand. Weniger zum Unterschiede von der romanisch gewordenen Sprache der Westfranken als vielmehr zur Bezeichnung der in Deutschland gebrauchten, dem Latein gegenüber rohen und schwerfälligen Sprache verwendet, konnte sich theodiscus keinen weiten Boden gewinnen; das Wort hatte, wie Ernst Dümmler sagt, „einen barbarischen Beigeschmack“. Nach einer passenden Bezeichnung zu suchen, war um so berechtigter, als nach dem Niedergange des karolingischen und dem Aufkommen des sächsischen Herrscherhauses der Name Franken nicht mehr wie vorher die Gesamtheit der deutschen Stämme umfassen konnte. Die Bezeichnungen Sugamber oder Alamannen, worunter italienische, englische, byzantinische und andere Geschichtschreiber späterer Zeiten die Deutschen verstanden, haben sich nirgends fest eingebürgert. Ebensowenig hat der von den Römern geprägte Name Germanen einen geeigneten Ersatz abgeben können, sondern nur ein Scheinleben in den höheren Kanzleien und den Schriften der Geographen geführt; beim Volke jedoch ist er nie heimisch geworden. Ja, die Unklarheit, womit der Ausdruck Germania jahrhundertelang namentlich in behördlichen Urkunden gebraucht wurde, hat es verschuldet, daß man die Grenzen Galliens auf unsere Kosten in rechtsrheinischem Gebiete zu ziehen sich unterfing; die saure Frucht davon ist der unselige Begriff der Rheingrenze, wie er uns im Baseler Frieden begegnet.

Dagegen hat sich ein anderer lateinischer Ausdruck weitester Anerkennung erfreuen dürfen: Teutonicus. Abgeleitet von dem durch Marius einst vernichteten keltischen oder deutschen Stamme der Teutonen, findet sich das Wort deutlich für unser Deutsch gebraucht zuerst im Jahre 876. Aber es bedurfte erst der Entfaltung eines deutschen Nationalbewußtseins, ehe sich der Name Teutonici zu dem entwickeln konnte, was die zweite Hälfte des Mittelalters allgemein darunter begreift. Die Zeiten der Sachsen mit ihrer kernigen Lebenshaltung sind es gewesen, die dem schemenhaften Worte vollen Inhalt gegeben haben; im 11. Jahrhundert weiß nun jeder, was er unter einem rex Teutonicus, einem regnum Teutonicorum zu verstehen hat. Und das

kenntlichste, gefürchtetste Merkmal dieser rings von Feinden bedrohten jungen Nation war seitdem die deutsche Zornwut, der furor Teutonicus.

Darin ist zunächst kein Lob enthalten. Entlehnt ist der Ausdruck dem römischen Dichter Lucan, der an einer Stelle seines im Mittelalter viel gelesenen Gedichtes über den Bürgerkrieg den Anlauf der Teutonen zornwütend nennt, womit er ohne Zweifel in erster Linie fürchterliche, schreckenerregende Tapferkeit meint. Doch zu der Zeit, wo aus der Vergessenheit der Jahrhunderte jene römischen Dichterworte auftauchten und von den Geschichtschreibern zu neuem Leben erweckt wurden, wollte man neben der ungestümen und tollen Tapferkeit in tadelnder Absicht besonders den deutschen Starrsinn treffen. Vielleicht wurde gerade deshalb diese zweischneidige Bezeichnung vom kampfesfrohen deutschen Volke begierig aufgegriffen und gern gebraucht. Wenn auch feindlich gesinnte Nachbarn gerade unseren furor zum Anlaß nahmen, um ihm gegenüber ihre Eigenart als feiner, gewandter und geschickter, ihr Leben als reicher, gesitteter und geistig höher stehend zu bezeichnen: die Thatsache bleibt unbestritten, daß vom 12. Jahrhundert an weit und breit, durch die Kreuzzüge bis ins Morgenland hinein, unsere Vorfahren als unwiderstehlich im Streite, besonders im Schwertkampfe, bekannt und gefürchtet waren.

So ist es auch geblieben. Selbst in den traurigsten Zeiten, da Deutschland in politischer Machtlosigkeit und Ohnmacht darniederlag, galt der deutsche Krieger zwar nicht als besonders zartfühlend, aber als unwiderstehlich im Männerkampfe. Begehrt und gesucht war der Deutsche als Söldner; und alle verständigen Leute des ausgehenden Mittelalters wie der darauf folgenden Jahrhunderte stimmen in dem Urteile, das uns über manches andere trösten kann, überein: laßt nur die Deutschen erst zur Einigkeit kommen, dann sind sie unüberwindlich! Begreiflich ist dieser schöne Glaube bei vaterlandsliebenden Deutschen wie Sleidan und Rist; zu zwingendem Beweis aber wird er, wenn wir ihn bei Ausländern antreffen. Um 1470, also während der schwachen Regierung Friedrichs III., schrieb der Athener Laonikos Chalkokondylas in seiner Türkengeschichte die ehrenden Worte nieder: „Wenn das deutsche Volk eines Sinnes wäre und von einem Herrscher geleitet würde, so wäre es unbesiegbar und bei weitem das stärkste.“

Daß dies hehre Ziel erst in jüngster Zeit erreicht worden ist, daran ist kein Mangel an Mut und Tapferkeit schuld, sondern der Mangel an Zügelung und Selbstbeherrschung. Ein ungestümer, durch keine Vernunft geregelter Drang nach Freiheit und Selbständigkeit läßt sich von Anbeginn unseres geschichtlichen Werdens als preislicher Erbfehler und tadelnswerter Vorzug bis auf unsere Zeit verfolgen; in den Tagen höchsten Glanzes wie in denen tiefster Schmach taucht nur selten, allzu selten die auf ein einziges Ziel gerichtete, alle Nebenzwecke beiseite schiebende Einmütigkeit auf. Fremdartig mutet es uns an, daß ein kaiserlich gesinnter Zeitgenosse Heinrichs VII., der mailändische Notar Johann von Cermenate, den Deutschen die militärische Disziplin abspricht („stolida gens Germaniae, disciplinae militaris ignara“). Militärischer Gehorsam ist, wie weiter unten (S. 159) gezeigt werden wird, eine junge Errungenschaft, deren Keime auf Friedrich Wilhelm I. von Preußen und seinen Sohn zurückgehen. Schillers Mahnung „Immer strebe zum Ganzen!“ hat der Deutsche nur im höchsten Drange der Not befolgt; „kannst du selber kein Ganzes werden“: diese bescheidene Auffassung von seinem Werte hat er fast nie gehabt und darum den Anschluß an das Ganze dauernd vernachlässigt. Luden gegenüber nennt Goethe das deutsche Volk „so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen“. Der Deutsche glaubt im Vertrauen auf seinen unverzagten Mut allen Anfeindungen gewachsen zu sein; seine anerkannte Begabung, die schwersten Fragen, die das Leben stellen mag, ganz zu ergründen, läßt ihn den Nutzen verachten, der aus dem Zusammenschluß aller Glieder entspringt. Nutzen, das

ist ja das Letzte, was der Deutsche bei seinen Thaten sucht. Freiheit von allem Zwange, Lust am frischen, frohen Kampfe ohne alle Überlegung, was wohl aus solcher Kraftvergeudung hervorgehen müsse, das ist eins der sichersten Kennzeichen deutscher Art.

Einleitend (S. 125) war darauf hingewiesen worden, daß man Unrecht thue, dem Deutschen eine einzelne Eigenschaft so ausschließlich zuzusprechen, als ob andere Völker damit nicht im geringsten zu thun hätten. Verschiedene anscheinend echt germanische Vorzüge sind auch anderswo in ausgeprägtester Form zu finden. Man lese nur in Ernst Moritz Arndts völkergeschichtlichem Überblick „Pro populo germanico“ den Abschnitt über Spanien. Wie jauchzt das Herz des Alten bei der Schilderung spanischer Ehre und Ritterlichkeit! Volkstümliche Bücher, die Ereignisse aus den Freiheitskriegen erzählen, berichten gern von deutschen Heldenmädchen und -Frauen, die in den Tagen der Not und Gefahr dem Vaterland ihr Leben zu opfern bereit waren; dabei wollen wir aber nicht vergessen, daß die Franzosen neben einer Jeanne d'Arc eine Jeanne Hachette feiern, die im Jahre 1472 ihre von den Burgundern belagerte Vaterstadt Beauvais durch kühne That vorm Verderben rettete. Prinz Eugen, das Muster eines deutschen Soldaten, ein Feldherr von deutschem Sinn und deutscher Art, ein Mann, der stets das gegebene Wort hielt, war geborener Franzose aus italienischem Stamm. Und wenn auch dem Franzosen eine überschwengliche, theatralische Anerkennung bewiesener Tapferkeit eigen zu sein pflegt — was den Deutschen auf den Gedanken bringt, als habe der Franzose alle Ursache, auf kriegerische Leistungen seiner Landsleute besonders aufmerksam zu machen — so dürfen wir Deutschen uns nicht so gebärden, als ob wir die kriegerischen Tugenden für uns ganz allein hätten. Der hierin augenblicklich nicht allzu hoch angesehene Engländer hat auch in der Neuzeit noch tapfer sein können; das beweist das Aushalten bei Waterloo im Jahre 1815, das beweist der Heldenmut der Leichten Brigade von Balaklava am 25. Oktober 1854, das beweisen endlich die zahlreichen Kolonialkriege gegen zum Teil fürchterliche Feinde.

Trotz dieser Einschränkungen gebührt der deutschen Tapferkeit eine besondere Würdigung; sie ist nicht wie andere. Den Unterschied erkennt man sofort, wenn man sich etwa die Gestalten eines Ezzelino IV. da Romano, eines Georg Jenatsch, eines Napoleon I. vergegenwärtigt. Darf man auch den letztgenannten als unvergleichbaren Übermenschen unberücksichtigt lassen, so bleiben an Ezzelin die kalte Berechnung und das Übermaß im Verbrechen ebenso undeutsch, wie aus dem starken, festen und unerschütterlichen „gewaltigen pundtsmann“, dessen Verdienste um die Drei Bünde niemand leugnen wird, die Selbstsucht und der Ehrgeiz, die stürmischen Leidenschaften des Rätoromanen deutlich hervorleuchten. Der Unterschied vom deutschen Wesen beruht in der verschiedenen Höhe des Mischungsgrades, der die Vermählung des tapferen Sinnes mit anderen Eigenschaften anzeigt: beim Deutschen überwiegt jener so, daß das Ganze einen weit einfacheren Eindruck macht als die schwer verständlichen Charaktere bedeutender Krieger aus anderen Nationen. Der Dänenkönig Christian I., das Bild eines blonden, hochgewachsenen Germanenkriegers, wurde 1474 von Sixtus IV. als „bella bestia“ (ein schönes Geschöpf und weiter nichts) bemitleidet: recht kennzeichnend für den Mangel eines Verständnisses für einfaches Wesen. Gewiß tauchen auch in unserer Geschichte rätselhafte Persönlichkeiten auf. Geheimnisvoll und bedächtig, unternehmend und thatkräftig, vorschauenden Blickes und während der Ausführung vollkommen bei der Sache: so steht seit Ranke Albrecht von Wallenstein vor uns; in der Maßlosigkeit der Pläne, in der Rücksichtslosigkeit bei ihrem Durchführen und im tragischen Ausgange gleicht ihm Moritz von Sachsen. Diese und ähnliche Erscheinungen sind aber so vereinzelt, daß sie als Ausnahmen die Einheitlichkeit des Gesamtbildes nicht stören.

Dem gleichwertigen Feinde bringt der Deutsche ungeheuchelte Hochachtung, dem minderwertigen Verachtung und Stolz entgegen. Als sich im Jahre 1504 die Feste Kufstein nach ruhmvoller Verteidigung dem Kaiser Max übergeben mußte, nahm zu gunsten des tapferen Benzenauer der Fürst von Braunschweig selbst einen Backenstreich gut auf. Umgekehrt beklagt sich schon 1082 Markgraf Konrad von Mähren über den unerträglichen Stolz der Deutschen; mit Hohn überschüttet Friedrich der Streitbare von Österreich den slawischen König Wenzel I. von Böhmen, Herzog Albrecht I. von Österreich den ungarischen König Andreas III. Daneben sprechen die slawischen Quellen oft von der fürchterlichen Wucht des deutschen Angriffes, vor der die Polenheere wie Spreu im Wind auseinanderflattern.

Eine neuzeitliche Erscheinungsform des alten furor teutonicus, jenes kriegerische Feuer, das wir Reitergeist zu nennen lieben, verkörpern drei Helden aus unseren letzten größten Kriegen: Zieten im Siebenjährigen, Blücher im Freiheitskrieg, aus der reichen Zahl der Streiter von 1870 Graf Zeppelin. Und den Germanen im Auslande kann der niederdeutsche Bur Hans Lange als leuchtendes Beispiel gelten, der am 6. Februar 1838 am Tugelaflusse viermal mitten durch Sulukaffern hindurch zum Pulverwagen ritt: „Ja, Ohm, das war ein Heldenritt, ein Ritt für Volk und Vaterland!“ Vor allen anderen ist es Blüchers Persönlichkeit, an der die Deutschen die unverwüstliche, jugendliche Feurigkeit und den königlichen Freimut von jeher verehrt haben. Es will schon etwas heißen, wenn ein und derselbe Mann von seinen Soldaten mit „Vater Blücher“ und „Marschall Vorwärts“ angeredet werden konnte.

„Hier leet dei grise Krieger,
Vader Blücher dei Sieger,
Diem Figgende un Frönne (Feind und Freund) bekannt,
Ook Marschall Vüorwerts benannt.
Dat wi erlost van dien Franken,
Heff wi Jem vüorhaupts te verdanken.

Hei verkelde sei vaal, mit diem Reimen (Er verkeilte sie oft mit dem Riemen),
Dei Groten sowual as dei Kleinen.
In Rostock was hei gebuaren,
Wat heff wi an Jem nit verluaren!
Ruh' ut nu van Mäü un van Suargen
Bit tam niggen ewigen Muargen!“

Diese märkische Grabschrift liefert in ihrer bäurischen Innigkeit einen zu Herzen gehenden Beweis von der Kraft, womit sich dieser deutsche Held in die deutsche Volksseele einzupflanzen verstanden hat. Die Wildheit ist's eben nicht allein, in der deutsche Tapferkeit Krone und Preis erblickt; Rudolf von Habsburg hatte neben dem Streitkolben den Ölzweig im Wappen. Diese edle, sittliche Auffassung vom Kriegertume tritt vor allem in den drei Jahren 1813—15 hervor.

„Da naht die Zeit, wo Helden auferstehn,
Die hoffend glaubensstark zum Himmel sehn,
Die glauben an die ew'ge deutsche Kraft,
Und deren Herz noch fühlt die Leidenschaft.“ (August Sturm.)

Und mit gutem Rechte dürfen wir daneben den bewaffneten Frieden der letzten zwei Jahrzehnte stellen; im Bewußtsein seiner Kraft hütet der deutsche Michel den europäischen Frieden.

Der kriegerische Sinn des Deutschen macht sich auch dann geltend, wenn das laute Kampfgetöse schweigt. Selbst die Vorstellungen von einem Dasein im Jenseits richteten sich bei unseren Altvordern nach dieser Auffassung. Während sich die heitere Weltanschauung der griechischen Dichter das Leben der Seligen als ein fröhliches, harmonisches Genießen auf den Gefilden Elysiums ausmalte, während der sinnliche Araber auf die Umarmungen der liebreizenden Huris rechnet und der zur religiösen Beschauung hinneigende Hindu eine Rückkehr in das Wesen Gottes selbst erhofft, wünscht der kriegerische Germane nichts weiter, als in Walhalla abwechselnd zu kämpfen und zu schmausen. Und tief sitzt im deutschen Gemüt die Liebe zum Heldenliede.

Karl der Große sorgte dafür, daß die alten Gesänge von Tapferkeit und Heldenmut gesammelt wurden, Gunther von Bamberg liebte sie inniger als kirchliche Lieder, und die letzten Gedanken Heinrichs des Löwen haben der deutschen Heldendichtung gegolten. Bei dieser ausgesprochenen Vorliebe für Heldenhaftigkeit ist es kein Wunder, daß bei uns der Weltfriedensgedanke keinen Boden gewinnen kann; schon 1850 trat der Koblenzer Fr. W. Carové, ein alter Burschenschafter, aus der Friedensgesellschaft aus, weil sie seinen Vorschlag verwarf, die Verdammung des Krieges nicht auf die gerechte Selbstverteidigung auszudehnen. In den Schichten der Bevölkerung, die den kriegerischen Sinn der Vorzeit nicht weiter gepflegt hatten, hat man davon sehr bald den Schaden gespürt. Wenn der deutsche Bauer trotz der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auch heute noch hie und da träge, roh, liederlich, dumm und tückisch ist, den greifbaren Gewinn den mit dem Gemüt zu erfassenden Gütern vorzieht, so liegt das, abgesehen von wirtschaftlichen Ursachen, mit daran, daß er, einst der waffenfähige Germane, im Laufe der Zeiten den Kriegsdienst als Last empfunden und die Befreiung davon durch bloß wirtschaftliche Gegenleistungen zu erlangen gewußt hat. Damit aber geriet er sofort in Abhängigkeit; nun war er auf den Schutz derer angewiesen, die weiter die Waffe führten. Die Entwickelung in seiner Lebenshaltung stieg die Stufen hinab anstatt hinauf: aus dem Heerbanngenossen wurde der waffenlose Freie und Unfreie, der Grundholde, der Hörige, der Leibeigene. Erst seit zweiundeinhalb Jahrhunderten geht's mit dem deutschen Bauern allmählich wieder aufwärts: erst ward er frei, dann wehrpflichtig. Damit hat er die Gleichberechtigung mit den Angehörigen der anderen Stände wieder erobert; nun wird's auch mit ihm wieder besser werden. Die Militärfrage ist ihrem innersten Wesen nach nicht bloß eine Machtfrage, sondern hat im schönsten Sinn eine nationale Bedeutung. In den stehenden Heeren liegt die Kraft der Völker.

Mag auch Schäffle und manch anderer Geschichtsphilosoph im Krieg eine Barbarei, in der Ausgleichung, Verständigung und Anpassung eine höhere Stufe und darin allein das Ziel der Geschichte der Menschheit erblicken, vorderhand haben wir die Pflicht, darauf zu achten, daß der kriegerische Geist unserer Altvordern nicht verloren gehe. Sieht die Politik des Aristoteles in der Tapferkeit eine Eigenschaft nicht der wildesten Menschen, sondern der ruhigen, löwenartigen Charaktere, so rühmt gegenüber den Versicherungen der Friedensfreunde Ernst von Lasaulx den Krieg, der durchaus kein ernstliches Kulturhemmnis sei, als belebend, erfrischend, reinigend (*πολεμος πατηρ παντων*). Der Krieg stärkt die Nerven, erschüttert die schlaffgewordenen Gemüter, stellt die vergessenen Tugenden der Gottesfurcht, des Mutes, des Gehorsams, der Geradheit, Festigkeit und Treue, des männlichen Mitleidens wieder her. „Erst in einem großen, gerechten Kriege wird ein Volk wirklich zum Volke, zur bewußten Gesamtpersönlichkeit. Da treten Selbstsucht und Eigennutz und Parteigegensätze zurück, da erst kommt das Größte und Beste der menschlichen Natur, die Fähigkeit, für andere, für die Gesamtheit Opfer zu bringen und sich selbst zu vergessen, zur vollen Geltung, da verschwindet alles vor der einen großen Idee des Vaterlandes" (Otto Kaemmel). Ein Deutscher wird nie vor der ehernen Großartigkeit dieser Thatsache erzittern.

Durchmustert man die alten Zeugnisse auf die Begleiterscheinungen des Furors hin, so könnte eine einseitige Betrachtung den Deutschen über Zornwut und Wildheit hinaus geradezu Grausamkeit vorwerfen. Von vornherein will uns das nicht glaubwürdig vorkommen; und wir haben ein Recht, zu zweifeln: Mißgunst ist immer ungerecht. Schon wenn Horaz vom mordlustigen Sugamber spricht, will uns das nicht gefallen. Weit fremdartiger muten die Bilder, die Gregor von Tours von den merowingischen Zuständen entwirft, die für Menschlichkeit

eingenommene Gegenwart an; auf das kälteste Gemüt muß die behagliche Schilderung der Frevel und Greuel der Brunhild und Fredegunde abstoßend wirken. Und man mag sagen, was man will: auch Karls des Großen blutige That, die er zu Halsmühlen bei Verden an den gefangenen Sachsen vollzogen hat, ist und bleibt für heidnisch-germanisches wie für christliches Empfinden eine grauenhafte Abschlachtung. Aber damit sind wir schon auf dem Boden angelangt, wo uns die Beweggründe, wenn nicht entschuldbar, so doch erklärlich vorkommen: auf dem Boden des zur rücksichtslosesten Rache gereizten Rechtsbewußtseins.

Nichts anderes als das den Deutschen aller Zeiten innewohnende Streben, durch Abschreckung dem verletzten Rechte Geltung zu verschaffen, macht bis zu den letzten Ausläufern der Folter den innersten Kern deutscher Grausamkeiten aus. Das Töten der Wenden nach dem Siege von Lenzen (929) und das Morden der Magyaren nach der Schlacht auf dem Lechfelde (955), das Abschneiden der Nasen, womit Otto I. in Kalabrien 969 die Griechen bestrafte, die blutigen Auftritte des Sachsenkrieges unter Heinrich IV., die der „heilige" Anno von Köln im Jahre 1074 und der Gegenkönig Rudolf vier Jahre später verschuldeten, das Verhalten Friedrichs I. Barbarossas nach dem Falle Mailands (1162), das Strafgericht, das Heinrich VI. in Palermo über die Anhänger Tancreds von Lecce und Rogers von Sizilien verhängte, die merkwürdige Auffassung von der Behandlung unterliegender Helden, die uns aus der Nibelungenklage entgegenklingt, das ist zwar eine lange Reihe Zeugen, aber sie kann uns das Bild vom Charakter unserer Altvordern nicht trüben. Wir Menschen von heute müssen uns auf ein anderes Denken hinabschrauben, wenn wir lesen und mit Behagen gemalt sehen, wie Heinrich VII. am 20. Juni 1311 an dem tapferen Verteidiger Brescias, Thebaldo de' Brusati, handelt. Schimpflich wird der endlich Überwundene durchs Lager geschleift, am Galgen aufgehängt, dem Toten zur rächenden Strafe, die er für den Tod so vieler Deutschen verdiene, der Kopf abgeschlagen, die Eingeweide werden ins Feuer geworfen, der Körper gevierteilt und die einzelnen Glieder aufs Rad geflochten: zum abschreckenden Beispiele für alle, die es wagen sollten, dem Herrn der Christenheit Widerstand zu leisten. Das ist dieselbe germanische Auffassung von strafender Rache, wie sie sich heute noch im Haberfeldtreiben der bayrischen Berge erhalten hat. Fest und innig nebeneinander wurzeln Rache und Recht im Herzen des Deutschen.

b) Der Deutsche und sein bürgerlicher Gegner.

Irgendwo vergleicht Friedrich Schlegel die Deutschen mit den Römern. Was den Deutschen vom Römer besonders unterscheide, das sei die größere Liebe zur Freiheit; nicht bloß ein Wort und eine Regel sei sie bei ihm, sondern angeborenes Gefühl. Zu groß gesinnt, seinen Charakter allen Nationen aufprägen zu wollen, schlug der Deutsche doch überall Wurzel, wo der Boden günstig war; und der Geist der Ehre und Liebe, der Tapferkeit und Treue wuchs dann mit mächtigem Gedeihen hervor. Diese ursprüngliche und unvergängliche Freiheit des deutschen Bodens habe eine fröhliche, kindliche, zwecklose Begeisterung entfacht. Der tiefste Zug aber im deutschen Charakter sei eine gefühlte Rechtlichkeit, die mehr sei als die Gerechtigkeit des Gesetzes und der Ehre, eine kindlich aufrichtige und unerschütterliche Treue und Herzlichkeit der Gesinnung. Wort für Wort können wir diese Schilderung Schlegels unterschreiben. Lebhaftes Rechtsgefühl ist eine Empfindung, ohne die eine deutsche Welt- und Lebensanschauung gar nicht gedacht werden kann; sie ist allen germanischen Völkern eigen. Der ungerechten Staatsgewalt trat ein John Hampden mit derselben Unerschrockenheit entgegen wie die dreizehn britischen Kolonien Nordamerikas im Jahre 1776 ihrem das alte Recht verletzenden Mutterlande, wie

Johann Ludwig Huber der Willkür seines Herzogs. Karl von Württemberg hatte, um die wachsenden Bedürfnisse seines ausschweifenden Hofes befriedigen zu können, eine allgemeine Veränderung der Besteuerung in Vorschlag bringen lassen. Unter den Oberamtleuten des Landes hatte der aus einem Pfarrhause stammende Tübinger Regierungsrat Huber (1762) allein den Mut, dem Minister von Montmartin freimütig zu widersprechen; als ihm dieser mit schimpflicher Entlassung drohte, blieb er nicht nur standhaft bei seiner Meinung, sondern drang auch in die Vorsteher der ihm untergebenen Körperschaft, ohne Rücksicht auf das eigene Wohl das Ansinnen des der Verfassung Hohn sprechenden Fürsten zu verweigern. Das thaten diese, und durch ihr Beispiel ermuntert, zogen auch andere Ämter ihre Zustimmung wieder zurück. Was kommen mußte, geschah. Tübingen wurde militärisch besetzt, und den an einem hitzigen Fieber krank darniederliegenden, trotzdem unerschütterten Huber schleppte man ohne Verhör, Urteil und Recht auf die Feste Asperg. Von allen Seiten aber erhielt der Gemaßregelte die rührendsten Beweise innigster Dankbarkeit seiner Mitbürger. Auf Verwendung des kaiserlichen Ministers und der Landstände nach sechs Monaten mit Verlust seines Amtes freigelassen, beharrte er, ehrenvollen Berufungen nach anderen Orten kein Gehör schenkend, in dem ihm auferlegten Privatleben, ruhte aber nicht, seinem Lande durch rechtliche Gutachten nach Kräften zu nützen; solange er lebte, galt er als Hort des Rechtes von Württemberg. Von einem anderen Schwaben stammen jene Zeilen, die man gut einer Geschichte der Jahre 1813—15 und der folgenden Zeit überschreiben könnte:

„In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt,
Drum soll man nicht zertreten sein altes, gutes Recht.“ (Uhland.)

Und wieder in Tübingen war es, daß am 6. November 1871 Rümelin die schönen Worte sprach: „Das deutsche Volk ist seit den Römertagen das erste, in welchem das Rechtsgefühl einen neuen Ausdruck von eigentümlicher Kraft und Tiefe gefunden hat.“ Nachdem die letzten, allerdings kümmerlichen Reste der deutschen Feme 1811 verschwunden waren, ist erst in den fünfziger Jahren mit den letzten Freischöffen, die der heimlichen Losung mächtig waren, das Geheimnis ins Grab gesunken. Mit dem alten Spruche: „Eins manns redt ist ein halbe redt, man soll die thail verhören bedt“ ist's nicht allein gethan; zum Richten und Richtersein gehört „jener einfache Sinn, der nirgends hinauf als zum Gesetz und von da zur That herunter blickt, jene Rechtlichkeit der Gesinnung, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als das Rechte erkennt, jene Stärke des Willens, welche mit festem, keinem Einflusse weichenden, durch keine Gewalt zu beugenden Arme die Wage der Gerechtigkeit stets in sicherem Gleichgewichte hält“ (Feuerbach, 1817 in Ansbach).

Unrecht zu erdulden, ist nicht bloß an sich unmännlich und starker Naturen unwürdig — der sonst so kluge, doch unbeugsame Italiener Hildebrand sah in der Geduld mehr eine Gefahr für den Menschen als eine Tugend — sondern vor allem durchaus ungermanisch. Bis zum letzten Augenblicke des Lebens den Mut zu haben, alles zu thun, was recht ist, und alles zu bekämpfen, was unrecht ist, das ist deutsch. Dazu gehört persönlicher und sittlicher Mut. Einer der furchtlosesten und unerschrockensten Verteidiger des Rechtes war **Ulrich von Hutten**; unter diesem Gesichtspunkt allein ist sein ganzes Leben mit seinem überreichen Wechsel einheitlich zu verstehen. Seiner Beschreibung des Lebens Ulrichs von Hutten hat Ludwig Schubart vor mehr als hundert Jahren einleitend ein Zwiegespräch zwischen einem Briten und einem Deutschen vorausgeschickt, dessen Mahnungen auch heute noch gehört werden können. „Warum hat euch das Ausland so lange verkannt und fängt nur eben erst an, euren Wert einzusehen und zu benutzen?“ — „Fragt euren Stolz darum! Wir sind nicht gewöhnt, uns aufzudringen, und

handeln gern ohne Geräusch." — „Gut. Aber ich wüßte noch einen anderen Grund." — „Und welchen?" — „Undank gegen eure verdientesten Männer, denen wir Ehrensäulen errichtet hätten. Eben schreib' ich etwas über die Reformation, die von euch ausging. Ich vermisse die Schriften eines der ersten Kämpfer: gib mir die Schriften von eurem Ulrich von Hutten!" Edel und tapfer bis zur Tollkühnheit, geistvoll und freimütig, sein Vaterland über alles liebend: so war Hutten; sein Wesen bezeichnet nichts besser als der kernige Wahlspruch Jacta est alea, ich hab's gewagt.

Die „Kölnische Zeitung" vom 16. April 1842 hatte die ihr aus Kreuznach gemeldete Nachricht gebracht: „Wie man vernimmt, wird auf der Ebernburg, auf welcher es wenigstens wieder wohnlich ist, eine Spielbank errichtet." Da schrieb in hellem Zorne ein anderer deutscher Mann und auch ein Dichter, Ferdinand Freiligrath, jenes von grimmigem Hohn erfüllte Gedicht „Ein Denkmal", das Huttens Leben mit markigen Strichen schildert.

„Ein Spieler war, ein frecher,
Trug Koller und Barett,
Schwang stets den Würfelbecher,
Setzt' alles auf ein Brett;
Sein' einz'ge Lust das Spielen,
Sein Hort die Würfelei,
Und wenn die Knöchel fielen,
Dann war sein Wahlspruch frei:
‚Jacta est alea! Ich hab's gewagt!'

„Meist hatt' er's mit den Pfaffen —
Wie war die Kutte schwach!
Doch Rittern auch in Waffen
Mit Ehren bot er Schach;
Sah Fürsten in die Karte,
Trumpft' ab und stach genug;
In allem Ding beharrte
Er treulich bei dem Spruch:
‚Jacta est alea! Ich hab's gewagt!'

„Drum haben die Obskuren
Und Argen ihn gehaßt.
Sie folgten seinen Spuren,
Verhetzten ihm die Rast.
Sie hätten ihn gern geknechtet,
Den frei'sten Mann im Land;
Er aber floh, geächtet,
Und grollte noch verbannt:
‚Jacta est alea! Ich hab's gewagt!'

„O Deutschland, deine Großen
Zu ehren stets bereit,
Ihm, den die Welt verstoßen,
Ein Denkmal weihst du heut!
Die Zeit ist Mälern günstig,
Wen ehrt nicht seines Orts
Ein Denkmal? Du entsinnst dich
Zur rechten Zeit des Worts:
‚Jacta est alea! Ich hab's gewagt!'"

Ein edler Franke von Geburt, an fünf deutschen Schulen und Universitäten zum Humanisten herangebildet, mit achtzehn Jahren Magister, pflückte Hutten die ersten Lorbeeren als lateinischer Dichter, büßte aber in jugendlicher Thorheit bei der Heeresfahrt von 1509 seine Gesundheit, seine Heiterkeit und die Liebe seiner Verwandten ein. Unstet irrte er umher: die verschiedensten Städte Nord- und Mitteldeutschlands können ihn ebensowenig dauernd halten wie Olmütz und Wien; überall bleibt er nur kurze Wochen und Monate. Und weiter treibt ihn die Wanderlust und der Hang zum Abenteuern. Dreimal zieht er nach dem falschen Welschland. Hier war es im Jahre 1516 zu Viterbo, daß er fünf französische Edelleute, die in seiner Gegenwart den deutschen Kaiser schmähten, mit der Waffe dermaßen zurechtwies, daß sie nach weiterer Belehrung nicht lechzten, sondern unter Zurücklassung eines der Ihren die Flucht ergriffen. Und in Bologna hat er, da ihm die ersten Dunkelmännerbriefe in die Hände fielen, eine Reihe von offenen Briefen geschrieben, die sich den ersten würdig an die Seite stellen; ja, man weiß eigentlich heute noch nicht recht genau, ob man nicht richtiger der von vielen Zeitgenossen ausgesprochenen Vermutung zustimmen müsse, auch die erste Reihe der Briefe sei zum großen Teile von Hutten verfaßt. In einem Mönchslatein, dessen nur dem Kenner der klassischen Sprache verständlichen Scherzen und Spitzen leider keine Übersetzung gerecht werden kann, hat er die Feinde des Rechtes, der Gewissensfreiheit und Aufklärung mit einem Spott übergossen, der Jahrhunderte überdauert

hat und überdauern wird. Wo sich Hutten im Rechte fühlte, sei es gegen den Württemberger Herzog, sei es gegenüber den Dunkelmännern oder den Übergriffen des Papsttums, da stählte ihn ein ausgeprägter Rechtssinn zu dem Kampfe, der jedem anderen aussichtslos erschienen wäre. Seine unleugbar große Begabung hat ihm die Anerkennung seines Kaisers gewonnen: eigenhändig krönte ihn der fürstliche Beschützer künstlerischen Strebens im Jahre 1517 zu Augsburg zum Dichter. Als er in einem seiner Stammburg Steckelberg benachbarten Kloster die berühmte Schrift des italienischen Humanisten Lorenzo Valla über die erdichtete Schenkung Konstantins entdeckt hatte, ließ er sie drucken und hatte die Kühnheit, sie dem Papste Leo zu widmen. Auf dem Augsburger Reichstage forderte er, damals in der Begleitung seines Gönners Albrecht von Mainz, in kräftiger, zu Herzen dringender Sprache die deutschen Fürsten auf, dem gemeinsamen Feinde, den Türken, gegenüber einig zu sein.

Doch am Hofe wehte nicht die Luft, in der sich ein Hutten wohl fühlen konnte; seine Lust war der Kampf, der Kampf ums Recht. Zunächst zog er gegen den verhaßten Württemberger zu Felde; und beim Schwäbischen Bunde wurde er mit Franz von Sickingen bekannt. Sickingen, diesen deutschen Edelmann, dessen Streben einen ebenso hohen Gedankenflug verrät, wie sein Leben an Widersprüchen reich ist, läßt sich seiner innersten Natur nach kaum besser schildern als mit den Worten, die ihm ein Mann in den Mund legt, der in seiner Art auch ein glühender Patriot und seinem Helden wahlverwandt war, Ferdinand Lassalle:

„Ich hab' gethan, was ich gekonnt, und fühle
Mich frei und leicht, wie einer, welcher redlich
Hat abgetragen große Schuld. Zurück
Auf meines Lebens Laufbahn fällt mein Blick,
Er fühlt sich frei von Selbstsucht der Gesinnung.
Mein Name lebt im Angedenken fort,
Und späte Sänger stellen mich zu jenen,
Die für der Menschen Edelstes gekämpft —
So sterb' ich gern."
(Lassalle, „Franz von Sickingen".)

Der so sprechen konnte, war Sickingen; und solange dieser Freund lebte, war Hutten geborgen. Glücklich war der Krieg gegen Ulrich von Württemberg beendigt; danach wurde die gesamte Aufmerksamkeit Huttens von jener Bewegung in Anspruch genommen, die sich an den Namen Luther knüpft. Sah Luther in der Reinigung und Wiederherstellung der einfachen christlichen Lehre seinen Hauptberuf, dem die Widerlegung des Papsttums als Hilfsmittel unterzuordnen sei, so hatte Hutten den Sturz dieses falschen Baues und die Befreiung seines heißgeliebten Vaterlandes von schimpflichem Unrecht sich zum Hauptzwecke gesetzt. Bei aller Bewunderung für die höheren Beweggründe des fünf Jahre älteren Kämpfers ließ er sich von seiner näheren Aufgabe nicht abbringen. „Führ' du uns, du großer Evangelist", so schrieb er an den Gottesmann, „den gekränkten, zehnfach gekreuzigten und von den römischen Pfaffen mißhandelten Christus wieder in seiner Urschönheit und göttlichen Einfalt in unsere Kirchen zurück; inzwischen will ich unseren Landsleuten die Augen öffnen und den tückischen Päpstlern zeigen, daß es unter den barbarischen Deutschen auch Verstand und mehr Mut gibt, als sie sich träumen ließen. Es genügt nicht, daß wir nur Splitter aus ihrem stolzen, auf unsere Blindheit gegründeten Truggebäude herausreißen; unsere Kraft und Zahl reicht, so sollt' ich hoffen, hin, um Hand an die Hauptpfeiler zu legen und seine Grundfeste zu bewegen."

Was zu Huttens Charakterbild ergänzt werden müßte, ehe es an das Luthers heranreicht, das ist die Stetigkeit. Ihr Mangel hat die unleugbar großen Fehler verschuldet, die Hutten vorgeworfen werden können. Lassen wir aber uns ihretwegen nicht den ganzen Mann verleiden! Mit seiner rastlos arbeitenden, mutigen Feder hat er das schwere Reformationswerk so gefördert, daß ihm diese Thätigkeit allein den dauernden Dank aller nichtrömisch Denkenden erworben

hat. Mit einer Schärfe, wie sie nicht schneidender gedacht werden kann, deckte er der römischen Kurie Sünden an Deutschland auf, warb unter seinen adligen Freunden dem neuen Glauben Anhänger und trotzte auf der Ebernburg dem höchlich beleidigten Papste. Sickingens frühzeitiger Untergang im Jahre 1522 stürzte auch Hutten ins Unglück. In Basel nicht sicher, fand er in Zürich bei Zwingli Zuflucht, doch keine Ruhe. Im 36. Lebensjahr erlöste zu Ufnau im Zürcher See den müden Streiter der Tod von allen Gebrechen des Leibes und der Seele.

Das Unrecht war Huttens persönlicher Feind, der Aberglaube ihm ein Greuel und die Knechtung seiner Nation eine Schmach; darum mußten die Römischen seine bittersten Gegner werden. Wir haben ein gutes Sprichwort: viel Feind' viel Ehr'. War Hutten der bestgehaßte Deutsche seiner Zeit, so war er mit allen seinen Fehlern ein braver, deutscher Mann.

„Ein edler Geist ist mit ihm hingegangen,
Ein Herz gebrochen, das die Furcht nicht kannte,
Ein Streiter für die Wahrheit ist gefallen.
Du aber, deutsches Volk, vergiß ihn nicht,
Du darfst dich rühmen, daß er dir gehörte!" (Johannes Jacobi.)

Das Rechtsgefühl kann, so schöne Seiten es aufweisen, so edle Früchte es zeitigen mag, auch in Übertreibung ausarten. Wie deutsche Gründlichkeit leicht in Pedanterei übergeht, so führt allzu empfindliches Rechtsgefühl zur Rechthaberei. Sie ist im deutschen Leben so oft anzutreffen, daß man sie geradezu zum deutschen Erbfehler stempeln kann. Besonders ist sie dem Gelehrten eigen. In dem Bewußtsein, sein Forschungsgebiet gründlich durchgearbeitet zu haben und zu beherrschen, hält er es mit seiner „Ehre" für unvereinbar, eines Irrtums geziehen zu werden. Da aber auf der anderen Seite der Deutsche eine starke kritische Ader hat, die ihn davon abhält, sich dem Wissen eines anderen blindlings zu unterwerfen, sondern ihn veranlaßt, dessen Schwächen aufzuspüren und bloßzulegen, so muß oft ein Kampf entstehen, der auf unbeteiligte Kreise nur peinlich wirken kann. Was hat dies rechthaberische Allesambestenwissenwollen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dem evangelischen Glauben für Abbruch gethan! welch schwere Einbußen hat schon so häufig das Ansehen der Gelehrtenwelt durch gegenseitige gehässige Bekrittelung erfahren! Bis zur Lächerlichkeit hat sich die Sucht, dem Meinen und Denken eines anderen Licht und Luft zu rauben, oft genug verstiegen; im „Neuen Teutschen Merkur" von 1797 teilt Wieland die Thatsache mit, daß das Eislebener Konsistorium bei zehn Thalern Strafe verboten hatte, fortan ein Buch über Kantische Philosophie einzubinden.

Und doch war die wirkliche Kritik, die wissenschaftliche Untersuchung fremder Untersuchungen, erst beinahe ein volles Jahrhundert nach Opitzens „deutscher Poeterei" entstanden. Durch Erforschung der englischen Litteratur, vor allem Miltons, darauf vorbereitet, legten im Jahre 1721 die beiden Schweizer Bodmer und Breitinger in ihren „Diskoursen der Mahlern" einen neuen Maßstab an die bisherigen Leistungen der Deutschen auf dem Gebiete der Poesie und ihrer Stoffe. Mehr auf die Form achtete Gottsched, der zur Vergleichung die klassische Litteratur der Franzosen heranzog. Seitdem hat sich die gelehrte Kritik in Deutschland zu einem mehr breiten als tiefen Strom entwickelt, der leider heutzutage die Gefahr heraufbeschworen hat, mit seiner Verwässerung mehr zu schaden als zu nützen.

Der Kritik sehr nahe, doch auch nahe mit dem Humor verwandt und darum liebenswürdigerer Natur ist die Satire; und einer oben (S. 136) angeführten Beobachtung entspricht die Erscheinung, daß Satiriker von dem Rang eines Geiler von Kaisersberg, eines Thomas Murner zugleich Prediger gewesen sind. Die Satire entspringt einer Weltanschauung, der mehr an dem

Betonen der Unterschiede, am Festnageln der Unvollkommenheiten liegt als am liebevollen Anstreben einer Vermittelung, die der Humorist im Auge hat. Aber bei aller Schärfe des Urteils hängt der deutschen Satire ein gut Teil Romantik und unpraktischer Schwärmerei für ein verschwommenes Besseres und Bestes an. So wundervoll auch 1819 Karl Heinrich Ritter von Lang in seinem „Hammelburger Konversations-Lexikon" das Wörtchen „zurück!" verhöhnend verherrlicht, so schlagend auch 1849 Johann Hermann Detmold und Adolf Schrödter durch die „Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer" die Unfruchtbarkeit der Frankfurter Nationalversammlung treffen, so köstlich auch Wilhelm von Ploennies unter dem Namen Ludwig Siegrist in der Satire „Leberecht vom Knopf" die kurhessischen Militärverhältnisse vor 1866 mitnimmt, die bessere Einsicht erstreckt sich nicht so weit, mit dem Alten gründlich aufzuräumen und ein klar umschriebenes Andere an seine Stelle zu setzen. Solche Charaktere, denen leicht etwas Verschrobenheit anhaftet, können nie zufriedengestellt werden. Die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens, die von anderen als Wohlthat empfunden und freudig begrüßt wurde, erschien dem verbissenen Abtrünnigen von 1848/49 Karl Vogt als das größte Unrecht. Der kindlich-naiven Anschauung des Demokraten Arnold Ruge galten noch im Alter die Vertreter der deutschen Burschenschaft mit ihren unklaren Forderungen als die reifsten Staatsmänner des Jahrhunderts. Der Deutsche hat ein lebhaftes Gefühl dafür, daß und wenn etwas nicht richtig gehandhabt wird; aber den Tadel dadurch wertvoll zu machen, daß dem Niederreißen der Aufbau eines Neuen auf dem Fuße folgt, dazu kann er sich nur selten aufschwingen.

c) Deutscher Dienst.

Ausländer haben den Deutschen Unmäßigkeit, Streitsucht, Plumpheit, Gesetzlosigkeit, Faulheit, Raubgier und andere häßliche Eigenschaften, oft mit Recht, vorgeworfen, doch zweierlei unangetastet gelassen: erstens die deutsche Tapferkeit (vgl. S. 143) und zweitens, mit seltener Einmütigkeit, die deutsche Treue. Die sprichwörtlich gewordene deutsche Treue verträgt sich anscheinend nicht mit dem oben erwähnten Freiheitsdrange. Beide haben sich auch manchmal nicht recht miteinander vertragen. Dann hat der zwîvel zu bitteren Kämpfen geführt und jene Fälle hervorgerufen, wo sich das Banner der deutschen Treue beschämt verhüllen muß; wir brauchen nur an Heinrichs des Löwen Trotz gegenüber seinem Kaiser Friedrich zu erinnern.

Je nach der Kulturstufe, die das Volk einnimmt, wandelt sich seine Auffassung vom Leben und seinen Pflichten; das Gefühlsleben vergangener Zeiten ist von dem unsrigen in manchen Punkten ganz verschieden. Deutlich zeigt sich dies in dem unserem Denken oft entgegengesetzten, ja unverständlichen Verhalten während eines Kampfes von Pflichten gegeneinander. Unbedenklich verurteilen wir die Handlungsweise Theoderichs des Großen gegen Odovakar, die Hagens gegen Siegfried als Verrätereien; das Fortleben aber gerade dieser beiden Gestalten in der volkstümlichen Heldendichtung beweist, daß unsere alten Deutschen von einer Verworfenheit der beiden gar nichts haben wissen wollen. Ein eisenhartes Herz, eine dem einmal höher geglaubten Ideal rücksichts- und reuelos gehaltene Treue, unter Verletzung einer Treupflicht, die wir als die bessere ansehen würden (des Gastrechts, der Kameradschaft gegenüber der Pflicht des Mannen gegen seine Herrin): das trug dem Helden die Liebe des Volkes ein. Und wir wollen nicht leugnen, daß auch in uns noch ein Rest jener Achtung vor kraftvollem, mit den Forderungen anderer Pflichten brechenden Auftreten innewohnt (vgl. S. 207); der deutscheste Held der jüngsten Vergangenheit, Otto von Bismarck, hat im innersten Grunde viel Ähnliches mit jenen beiden treuen, klugen und gewaltigen Volkshelden. Das ist nicht bloß Lust am Ungehorsam, am Trotz, sondern

die Freude an deutscher Männlichkeit. Harte Zeit verlangt harten Sinn. Unbewußt hat Felix Dahn Bismarcks besten Kern getroffen, indem er Hagen in seinem letzten Liede singen läßt:

„Die Reue ist des Narren!
Nur das ist Atmens wert,
Zum Tode auszuharren
Beim Groll, beim Stolz, beim Schwert!"

Im Kampfe der Pflichten siegte manchmal eine, die mit den Forderungen modernen Christentums in schroffem Widerspruche steht. Die alten Helden aber waren, das sollte man nicht vergessen, zu einem guten, vielleicht zu ihrem besten Teile vollkommene Heiden.

In den ersten Zeiten geschichtlichen Auftretens haben sich deutsche Stämme nach römischer Ansicht durchaus nicht durch Treue ausgezeichnet. Dabei haben aber diese Römer lediglich die Treue nach außen, die Vertragstreue im Auge. Selbst auf der römischen Säule Mark Aurels, deren erhaben ausgeführte Völkerbilder den Unterschied zwischen den gefaßten und ruhigen, niemals knieenden Germanen und den zappeligen, dem Römer fremdartig, ja komisch vorkommenden Sarmaten deutlich erkennen lassen, findet sich die Aufopferung der Geringen für ihre eigenen Herren mehrere Male dargestellt. Wenn wir besonderes Gewicht auf einseitig nebeneinandergeordnete Zeugnisse legen wollten, so ergäbe sich ein recht trübes Bild von dem Charakter unserer Altvordern. An einem anderen Orte (vgl. S. 147) haben wir dargethan, daß man bei einiger Geschicklichkeit im Gruppieren von Zeugnissen die alten Deutschen zu furchtbar grausamen Menschen stempeln könnte. Wie sich auf diesem Feld eine durch die vergleichende Völkerkunde geläuterte Geschichtsauffassung als unentbehrlich bewährt, so tritt sie besonders auf dem Gebiete der äußeren Treue in ihr Recht. Der Wilde, der noch nicht oder wenig mit Kultur in Berührung gekommen ist, fühlt bei öfterem Zusammentreffen mit ihr deutlich ihre Überlegenheit. Da ihm eine Bewertung der erst vom Völkerrechte geprägten Begriffe recht, gut, vertragsmäßig unter allen Umständen noch abgeht, so macht sich der Naturmensch kein Gewissen daraus, Verträge zu brechen, wenn ihm das vorteilhaft vorkommt; er wird sie nur so lange halten, als ihm eine andere Handlungsweise gefährlich erscheint.

Die verschiedene Beanlagung wird freilich auch hier Unterschiede zeitigen: ein Volk tritt auch auf niederer Kulturstufe durch eine Zähigkeit im Einhalten von Abmachungen hervor, die einem anderen fremd ist. Bezeichnend aber für das allgemeine Verhalten halbwilder, knapp unterjochter Grenzstämme ist das römische Wort von der trügerischen Zuverlässigkeit der Barbaren (fallax fides barbarorum). Wenn von diesem Gesamttadel auch germanische Völkerschaften getroffen worden sind, so ist das ganz natürlich. Ein Grund zum Tadel läge erst dann für uns und andere vor, wenn sich auf höherer Kulturstufe dieser Vorwurf nicht verlöre, sondern allen sonstigen Errungenschaften zum Trotz dauernd erhielte, und wenn er sich auch auf die innere Treue, auf den Herrendienst, erstreckte. Davon kann bei uns Deutschen gar keine Rede sein. Anderseits darf aus der auffallenden Erscheinung, daß die Treulosigkeit unserer nahen oder entfernteren Nachbarn von den eigenen Geschichtschreibern oft, und durchaus nicht immer bedauernd, erwähnt wird, der Schluß gezogen werden, daß eigentlich nur der Deutsche hohen Wert darauf legt, als treu anerkannt zu werden. Der böhmisch gesinnte, deutschfeindliche, hochmütige Dalimil erzählt bei der Schilderung des Sieges über Heinrich III. (1040) schmunzelnd von böhmischer Tücke und Hinterlist, Abt Gerlach von Mühlhausen, ein Böhme, belegt zum Jahre 1173 einen starken Fall von böhmischer Treulosigkeit, und die etwa 1100 geschriebene Polenchronik bekennt ganz offen: die Treue des Böhmen gleicht dem sich wendenden Rade. Bittere Erfahrungen mögen Jobst von Mähren veranlaßt haben, seine Lebensweisheit in dem trüben Spruche zusammenzufassen: „Jedermann ist lügenhaft." Wie oft müssen außerdem

Vertragsbrüche des böhmischen Adels gegen ihre Könige berichtet werden! Also läßt auch die innere Treue des Slawen zu wünschen übrig.

Selbst bei Seecks kühler Schilderung der alten Germanenart bleibt die Treue und die Ehre des Einzelnen unangetastet bestehen. Aber wir finden, daß später auch der Gesamtheit der Ruhm, in jedem Betrachte treu zu sein, von allen Seiten reichlich und gern gespendet wird. Nicht als ob wir die Treue für uns allein in Anspruch nähmen: man sagt es den Balten nach, daß sie treu und zuverlässig seien; und auf der anderen Seite stoßen wir, besonders in Tagen des allgemeinen Niederganges, auf Zeugnisse, wo von deutscher Treue nichts zu spüren ist. Kaiser Friedrichs II. Gewaltbote, Graf Eberstein, fand im Jahre 1237 in Österreich überall Treulosigkeit. Enea Piccolomini schmäht die Deutschen derselben Ostmark zwei Jahrhunderte später mit folgenden, für einen Italiener besonders scharfen Worten: „Ihre Treue gleicht dem Winde, ist morscher und gebrechlicher als Binsen; über nichts empfinden sie Scham: Beeidetes oder nicht Beeidetes gilt ihnen gleich wenig." Das hat alles seine Richtigkeit und soll weder vertuscht noch bemäntelt werden. Aber diesen herabziehenden Stimmen steht doch eine erdrückende Zahl von günstigen Zeugnissen gegenüber. Wie herrlich ist z. B. in Wolframs „Parzival" die Treue als sittlicher Grundgedanke durchgeführt! Dies will um so mehr bedeuten, als er in dem Vorbilde Wolframs nicht enthalten ist; der Dichter, ganz unser in der Fähigkeit, fremde Stoffe zu verdeutschen, hat dem französischen Ritterroman erst deutschen Inhalt eingeflößt und ihn persönlich vertieft. Streng dachte man in Deutschland über Treue und Dienstpflicht. Als sich Herzog Ernst in unbeugsamer Freundschaft zu seinem Werner trotzig gegen seinen König empörte, hielten seine Vasallen treu zu Konrad. Als aber der von Gregor VII. über den auf seine deutsche Königswürde stolzen Heinrich IV. verhängte Kirchenbann die Gemüter verwirrte, in geistliche Fesseln schlug und Eigennutz hervorrief, da wurde die Unterthanentreue zu schanden: zu Tribur ward Rudolf von Schwaben zum Gegenkönig erwählt. Er unterlag bald. Und da ist es nun recht bezeichnend, daß die mit Miniaturen geschmückten Handschriften der „Sächsischen Weltchronik" bei der Stelle, wo sie von den Folgen der Merseburger Schlacht erzählen, sämtlich ein Bildchen einschalten, das den Vorwurf Rudolfs an die Bischöfe veranschaulicht: „Dit is de hant, mit dere ic mineme herren, deme koninge Heinrike, hulde swor. Mit iuweme rade satte ic mic an sinen koninglihen stol; nu sêd, wo je mic hebbet gelet." (Dies ist die Hand, mit der ich meinem Herrn, dem König Heinrich, Treue geschworen habe. Mit eurem Rate setzte ich mich auf seinen königlichen Stuhl; nun seht, wohin ihr mich geleitet habt.) Die mit Malereien ausgestatteten Handschriften der „Sächsischen Weltchronik" stimmen sonst wenig in der Auswahl ihrer Bilder überein; wenn wir hier einen der seltenen Fälle vor uns haben, wo keine verschmäht, den Text, der an sich nichts Welterschütterndes berichtet, mit einem Bild auszuzeichnen, so ersehen wir daraus, wie stark selbst die dem König Heinrich abhold gesinnten Zeitgenossen das göttliche Strafgericht, das über den wortbrüchigen Herzog hereingebrochen war, beschäftigt hat. Vortrefflich auch zeugt für grundgermanische Treue das angelsächsische Gedicht auf den Heldentod des Eorl Byrchtnoth im Kampfe bei Maldon in Essex. Hier sind es die Herdgenossen, die den Tod ihres bis zuletzt tapfer aushaltenden Führers an den übermächtigen Dänen rächen. Es ist ein schöner Zufall, daß die Heldendichtung der noch nicht mit normännisch-französischem Wesen durchtränkten Angelsachsen am Ende des 10. Jahrhunderts gerade mit dieser Verherrlichung der Mannentreue abschließt.

Das schlagendste Zeugnis aber dafür, daß ohne Treue fremdes Volkstum ganz gut, germanische Art nicht denkbar ist, bietet uns ein unparteiischer Ausländer, ein Italiener. Wie in

unseren Tagen Guglielmo Ferrero in erziehlicher Absicht ausführlich begründet hat, daß Zuverlässigkeit, die Sittlichkeit in der Auffassung von Pflichten beim Germanen tiefer sitze und verbreiteter sei als beim Romanen, genau so unabsichtlich hat der Italiener Marzio dei Galeotti an einer Stelle seiner „Geschichte Ungarns zur Zeit des Matthias Corvinus" den Unterschied zwischen ungarischer Schlauheit und deutscher Untreue bewiesen. Er sagt, die Ungarn seien durch ihre geistige Befähigung und durch die Annahme der Sitten der ehemaligen Pannonier, deren Gebiet sie überkommen hätten, sowohl listig als auch tapfer zu nennen. Schon Tibull habe die Pannonier trügerisch genannt, indem er die Klugheit des Volkes, das die Römer haßte, Hinterlist nannte. Er aber halte dies Volk für ebenso tapfer wie schlau. Wir wundern uns nicht, daß gerade Marzio so urteilt: dem Italiener und dem Ungarn, beiden ist die Lust am Betrügen, das Schlauersein Lebensbedingung. Naive Gutmütigkeit ist ihnen Beschränktheit. Während der Deutsche aus Drang zur Selbständigkeit, und dann meist erst nach hartem inneren Kampf und in dem Glauben, sich nicht unterwerfen zu können, einen Treubruch begeht, bricht der Romane und der Ungar die Treue aus Freude am Klügersein. Lob verdient keins von beiden; wer aber lieber zum Beschränkten, dabei jedoch Selbständigen, Freien, als zu dem schlau die Gelegenheit Benutzenden und ebenso schnell sich wieder Unterwerfenden hält, ist nicht der einzige Anhänger solcher Wertung. Der sprichwörtlichen deutschen Treue steht die übelbeleumundete ungarische Untreue gegenüber, wie sie uns in einem etwa um 1300 geschriebenen Merkversdchen einer Handschrift des Cistercienserklosters Camp entgegentritt. Das Spottliedchen lautet: „Monachus bohemicus, pons polonicus, monialis schwevica, vestis rinatica, largitas bavarica, castitas australica, fides ungarica, jejunia ytalica, glosa iudeica: merdum valent omnia." (Ein böhmischer Mönch, eine polnische Brücke, eine schwäbische Nonne, ein rheinisches Gewand, bayrische Freigebigkeit, südliche Keuschheit, ungarische Treue, italienisches Fasten, jüdische Zunge: alles keinen Heller wert.) Weitverbreitet war die Scheu vor Ungarns Treulosigkeit. Darüber sprechen die benachbarten Geschichtschreiber und Volksdichter Österreichs vom beginnenden 13. bis zum ausgehenden 14. Jahrhundert, von Thomasin Zirkläre bis zu Peter Suchenwirt, einhellig ab; Seifried Helbling sagt: „Aller Ungarn Treue wiegt gar leicht; ein einjährig Kind trägt sie." Lassen wir also ruhig den Fremden ein größeres Maß an Schlauheit; der „dumme deutsche Michel" ist und bleibt ein Ehrenname.

Gewiß hat Lauterkeit und Biederkeit mehr als einmal Deutschlands Söhne ins Verderben gebracht. Unter falschen Vorspiegelungen bediente sich Napoleon des württembergischen Generals Normann zur Ausführung des feigen Bubenstücks, die das feindliche Gebiet verlassenden Freischaren vor Erreichung der festgesetzten Linie zu überfallen. Normann warnte zwar die Lützower früh genug, wurde aber leider von ihrem ebenso lauteren wie schwerfälligen Führer nicht verstanden. Falsch gedeutet hat der Kitzener Überfall vom 17. Juni 1813 lange Zeit hindurch Anlaß zur Verstimmung zwischen Süddeutschland und Preußen geboten. Politisch war es unklug gehandelt, als Friedrich August I. von Sachsen auch in der Not bei Napoleon I. aushielt. Doch den Anspruch, zu den Treuesten der Treuen gezählt zu werden, hat er mit ins Grab genommen. „Nur wen sein Gewissen völlig freispricht, der werfe den ersten Stein auf Friedrich August und sein Volk!" so verteidigte mit vollem Rechte die im August 1814 erschienene „Stimme Teutscher Patrioten" Sachsens König, freilich nur mit halbem Erfolge. Ungeteilt aber blieb ihm gerade im Unglück die Anhänglichkeit seiner Sachsen erhalten. Allerdings ist in politischen Dingen, die sich oft zu dem gemeinen Fühlen und Bewußtsein in schroffsten Widerspruch stellen, nicht immer mit Edelmut und vornehmer Gesinnung durchzukommen. Wenn Bayern

und Württemberg rechtzeitig von Napoleon abfielen, so war das vom nationalen Standpunkt aus ebenso richtig, wie es die Befreiung förderte, als Jahn im Frühjahr 1813 von der drohenden Aufhebung des Königs eine falsche Nachricht aussprengte. Obwohl die Person des Staatsmannes niemals außerhalb des Sittengesetzes treten darf, so steht doch seine Politik anderen Staaten gegenüber nicht mehr darunter. Des großen Staufers Friedrich Rotbart Wahlspruch hieß: „Qui nescit dissimulare, nescit imperare“ (Wer nicht versteht, sich zu verstellen, versteht nicht zu herrschen). Ein Rechtsbruch wie die Auflösung des auf ewig abgeschlossenen, unkündbaren, nur bei Einstimmigkeit der Glieder zu verändernden Deutschen Bundes mußte für den Einzelnen schmerzlich und konnte doch für das Ganze voll Segen sein. Aber eine solche Rechtsverletzung auf sich zu nehmen, dazu sind nicht alle Deutschen geschaffen; die Bismarcke sind seltene Naturen.

Es liegt im Charakter des Deutschen, daß er sich gern in den Dienst eines Höheren stellt, weil er das Verhältnis zwischen Herrn und Diener sittlich anfaßt. Er fühlt sich wohl dabei, wenn auch der befehlende Teil seine Pflicht thut. Daß der deutsche Dienst auf gegenseitiger Pflichterfüllung beruht, geht schon aus der bekannten Stelle der „Germania“ hervor, wo Tacitus von der Gefolgschaft spricht. Und dasselbe Treueverhältnis hat sich bis in die Blütezeit des Mittelalters hinein ungestört erhalten.

Steigt man vom Städtchen Münzenberg in der Wetterau auf den benachbarten Basaltberg hinauf, so liegen vor einem die romantischen Ruinen einer echt mittelalterlichen Burg. Durch drei Thore und die gewölbte Durchfahrt gelangt man in den geräumigen Schloßhof; die günstige Anlage der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erbauten Burg ermöglicht von den beiden hohen Türmen aus eine weite Umsicht. Hier geht uns das Herz auf. Und wir denken uns in jene Vorzeit zurück, wo der Schloßherr, der Ritter Friedrichs des Rotbärtigen, auf der Burg hauste, geliebt und schlicht verehrt von seinen Untergebenen. Wie diese in Treue zu ihrem Herrn standen, so hielt er selbst zu seinem Kaiser; und rief der gewaltige Beherrscher der Christenheit zum Kampfe gegen die falschen Welschen im sonnigen Italien, so zog der Burgherr mit seinen Dienstmannen hinaus, das Seine und die Seinen sorglos zurücklassend. Solange der deutsche Adel so dachte und handelte, so lange war es auch um die Kleinen und Niederen gut bestellt. Als aber über den Herrn, hauptsächlich infolge der grundstürzenden Änderungen im Wirtschaftsleben, die Not hereinbrach, der er verständnis- und machtlos gegenüberstand, da änderte sich und lockerte sich auch das Treueverhältnis. Nach obenhin kein Gehorsam mehr, nach untenhin Bedrückung. Mitten unter den Lobsprüchen, die um 1215 einem tapferen und ritterlichen Adel aus dem Munde Thomasins von Zirkläre gespendet werden („die deutsche Ritterschaft ist die würdigste von allen“), ertönen leider schon Klagen über Verwüstung, Raubzüge und Verwilderung; erst ganz vereinzelt, bald aber zahlreicher und immer vernehmlicher. Die Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage verführt den Adel zum Geiz; Herrengeiz läßt den Diener darben. Im thörichten Streben, den höheren Stand durch Schwelgen und Prassen zu kennzeichnen, tritt den Untergebenen gegenüber Kargheit an die Stelle väterlicher Behandlung; und die übermütig gewordenen Bauern wollen es den Rittern gleichthun, äffen ihnen nach, spielen die Herren und trinken.

„Weill Rusticus, der Paur,
Will sein ein Edlmann,
Es wiert im werden sauer,
Do leith nit vill doran.
Weill sye thain widerstreben
Der frumben obrigkhait,
Die in Gott hat gegeben,
Ist nit ein teuflisch leben?
Sie sprechen fein,
Sie dörffen khein
Herren allein
In hochmuet sich erheben,
Wellen selber herren sein.“

(Volkslied von 1597.)

Ein gegebenes Wort genügt schon beim geringsten Abkommen nicht mehr; „man wil ein bezzer phant dan sîn triuwe von im hân“, klagt Heinrich der Teichner mehrmals. Das schlechte Gewissen verleitet öfter als je zuvor zu eigenwilligem Auftreten, zu offenem Abfall. Innerhalb des Zeitraumes von 120 Jahren (zwischen 1175 und 1296) haben acht Empörungen des österreichischen Adels gegen ihre Herzoge stattgefunden; und 1405 erschlagen grausame Bauern unter leidenschaftlichen Greueln ihren Herrn Albert von Böttau. Das 14. Jahrhundert ist das Zeitalter des Verfalles; in sportmäßigem Turnierbetrieb, Abenteuerei und Stegreif sucht das ebenso verschwenderische wie geldgierige Rittertum von damals seine Befriedigung. In vieler Beziehung nicht besser sind die folgenden Zeiten. „Sie raten nach dem Schlendrian, sie rechnen nach dem Schlendrian, sie borgen und bezahlen nicht nach dem Schlendrian, und Herr und Land gehen zu Grunde nach dem Schlendrian.“ (Friedrich Karl Freiherr von Moser.) Daß solche Zustände den allgemeinen Stand der Sittlichkeit sehr tief herabdrücken müssen, liegt auf der Hand. Im Herrendienste des ausgehenden 16. Jahrhunderts begegnen uns in großer Zahl die häßlichsten Bilder von unmäßigen Trinkgelagen, von endlosem Liegen vor Gericht und von leichtsinnigstem Schuldenmachen. Als freundliches Bild taucht in diesem Lotterleben die sparsame Hofwirtschaft Wilhelms IV. von Hessen-Kassel (1575) auf. Sonst aber in deutschen Landen ist von Treue, Recht und Glauben längst keine Rede mehr. Der rohe und verlotterte Herzog von Liegnitz fälscht seines Mannen Siegel, ohrfeigt seine eigene Gemahlin, schmarotzt in fremden Städten, ohne einen roten Heller in der Tasche zu haben. Der ehrenwerte Ritter Hans von Schweinichen macht zwar wiederholt Versuche der Einsprache, unterwirft sich aber immer wieder unterthänigst und betrinkt sich einen Tag um den anderen.

Auch nach einer anderen Seite hin bietet jene Zeit keinen erhebenden Anblick. Von einem Spanier gegründet, von einem zeitlebens spanisch gebliebenen deutschen Kaiser begünstigt, erhebt sich der dem deutschen Glaubensleben todfeindliche Jesuitenorden. Mißtrauen ist das Kennzeichen der letzten Regierungsjahre Karls V., Mißtrauen beherrscht die ganze Zeit. Des kranken Kaisers Gewissen erhebt sich gegen den Passauer Vertrag; befangen in fremder, undeutscher Moral, glaubt er seiner Gewissenspflicht zu genügen, indem er seine Handlungsweise aus seiner Notlage entschuldigt und die Verantwortung dafür durch eine feierliche Reueerklärung von sich abweist. Man begreift, wie solch einem charakterlosen Kaiser gegenüber äußerste Vorsicht und Klugheit am Platze war, und hat darin einen Schlüssel zum Verständnis von Moritzens Verhalten.

Wir Deutschen haben andere Ansichten von Treu' und Redlichkeit. „Wie deine Rede ist, so soll auch deine That sein.“ Mit Recht hob in der schon oben berührten Festrede vom 9. Januar 1897 Karl Schurz hervor, daß „der beste Teil des amerikanischen Publikums stets auf die Deutsch-Amerikaner rechnet, wenn es sich um solche Dinge wie ehrliche Regierung oder ehrliches Geld handelt“. Ein Volk aber, das seine Geschicklichkeit im Übervorteilen der anderen sucht, nennen wir doppelzüngig; Erfahrungen dieser Art waren es, die der englischen Regierung den begründeten Haß Friedrichs des Großen zugezogen haben. Eine Veränderlichkeit, die sich in Rufen kundgibt wie: „Es lebe der König!“ (1788), „Nieder mit dem König, hoch die Verfassung!“ (1792), „Hoch Robespierre!“ (1793), „Nieder mit ihm!“ (1794), „Es lebe das Direktorium, der Konsul, der Kaiser!“ (1795, 1799, 1804), „Nieder mit dem Kaiser, es lebe der König!“ (1814), „Es lebe der Kaiser!“ (1814), „Nieder mit ihm, es lebe der König!“ (1815) u. s. w., ein solcher französischer Wankelmut ist in Deutschland schlechterdings unmöglich.

Vollkommen falsch wäre es indes, wollte man deutschen Dienst mit blinder Unterwürfigkeit verwechseln; vom „syrupus majoris obedientiae et venerationis erga Caesarem“ (Sirup

der größeren Fügsamkeit und Verehrung gegenüber dem Kaiser), den um 1624 eine „politische Arzney" verschreibt, hat Deutschland nie viel wissen wollen. Byzantinismus ist uns nicht nur als Wort, sondern viel mehr noch als Gesinnung fremd. Eine der schönsten Blüten deutschen Dienstes hat der erste Friedrich Wilhelm von Preußen geschaffen: das Beamtentum. Der deutsche Beamtenstand ist eine Schöpfung, ebenso einzig in ihrer Art wie das deutsche Studententum, der deutsche Buchhandel, das deutsche Heer; weder England noch Frankreich und die übrigen romanischen Völker noch irgend ein slawischer Stamm besitzen etwas Ähnliches. Deutschland verdankt es demselben Manne, den man lange als den polternden, pedantischen Exerziermeister der großen Potsdamer Wachtparade nicht genug erniedrigen konnte; man lese nur Macaulays Schilderung, die sich aus Wörtern wie Tiger, Hölle, Teufel, Tabaksqualm, Pfeife, Bier in angenehmem Wechsel zusammensetzt. Wohldurchdachte Verordnungen dieses Soldatenkönigs waren die ersten Gesetze, die für den Staatsdienst eine gewisse Bildung verlangten und ihn nach einem gewissen Vorwärtskommen regelten. Der als geizig verschrieene Fürst war der erste, der seinen Beamten genügende, in bestimmten Zeiträumen auszuzahlende Gehälter zusicherte. Gern hatte der kluge König fromme Accis-Einnehmer, weil sie ihn nicht betrögen; Friedrich Karl von Moser setzt in seinem Büchlein „Der Herr und der Diener" (1759) richtig hinzu: „Ein Herr kann keine größere Plusmacher finden, als Cammer-Räthe, die wahre Christen seynd."

Kein anderes Land kann es wagen, große Summen unbedenklich einem gering bezahlten Mann anzuvertrauen, wie dies bei uns im Finanz- und Postdienste tagtäglich geübt wird. Der preußische Beamte ist mit seiner Bescheidenheit und Pflichttreue, Unbestechlichkeit und Gewissenhaftigkeit — Tugenden, die selbstverständlich auch ihre Fehler haben können — das Vorbild für den Beamtenstand ganz Deutschlands geworden. Durch seine Gerechtigkeit und Ehrlichkeit zwingt er auch der Mißgunst höchste Achtung ab. Liebedienerei ist nicht sein Beruf; ein charaktervoller Fürst sieht es gern, wenn man ihm beweist, daß man Rückgrat hat. Friedrich der Große, der sich selbst als den ersten Diener seines Staates bezeichnet hat, wurde es müde, über Sklaven zu herrschen; 1783 hat er es der halbslawischen Bevölkerung Oberschlesiens ausdrücklich verboten, ihm Bittschriften knieend zu überreichen. Schwer mag es gewesen sein, unter Friedrich Wilhelm II. neben einem Bischoffswerder, einem Wöllner und Beyer als Mitglied des Kabinetts seine männliche Würde zu bewahren: Anastasius Ludwig Mencken hat sich niemals weggeworfen, sondern konnte trotz seiner freien Weltanschauung, seiner milden und wohlwollenden Art nötigenfalls auch energisch auftreten; er mußte es durch eine längere Zurücksetzung (1792—96) büßen.

Nicht selten sind in der deutschen Geschichte die Fälle, wo der Diener, der das Wohl des Ganzen besser im Auge hatte oder zu haben glaubte, seinem Herrn in mannhafter Weise widerstand, wenn dieser Dinge von ihm verlangte, die er mit seinem Gewissen nicht in Einklang zu bringen vermochte. Als das brandenburgisch-preußische Heer noch in den Anfängen seiner Entwickelung stand, in der Zeit des Übergangs aus der Räuberbande des Dreißigjährigen Krieges zum stehenden Heere, ist neben mancher Gehorsamsverweigerung von kurfürstlichen Obersten besonders der Ungehorsam Derfflingers von 1672 der Anlaß geworden, daß in die Verträge mit neuen Befehlshabern die Bedingung aufgenommen wurde: sich zu verhalten, „wie es Unsere ergangenen Verordnungen, oder die Wir noch ferner ergehen lassen möchten, erfordern". Fehlerhaft ist das Verhältnis zwischen dem Fürsten und seinem Kriegsmann, diesem lutherschen Bauernsohne, der sich durch eigene Tüchtigkeit emporgeschwungen hatte, ohne Zweifel; aber es ist deutsch. Offen widersprach er dem demütigenden Vossemschen Vertrage von 1673; und Frankreich fand auch nach 1679 in Derfflinger einen seiner heftigsten Hasser. Weder ließ

er sich 1680 durch französisches Gold blenden noch 1685 durch französische Liebenswürdigkeit bestechen; lieber will er sich „in Stücke zerhauen lassen". Eine solche Gesinnung erwirbt dem Diener nach deutscher Gepflogenheit das Recht, seinem Herrn, und wär's auch ein „Großer Kurfürst", die Wahrheit unverhüllt zu sagen und, wenn's not thut, ihm zum Trotz, aber zum Wohle des Ganzen den Vorwurf des Ungehorsams auf sich zu nehmen.

Im „Prinzen Friedrich von Homburg" legt Heinrich von Kleist dem alten Obersten Kottwitz seinem Kriegsherrn gegenüber folgende Worte in den Mund:

„Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
Das wirken soll in deiner Feldherrn Brust,
Das ist der Buchstab' deines Willens nicht;
Das ist das Vaterland, das ist die Krone,
Das bist du selber, dessen Haupt sie trägt . . .
Schütt' ich mein Blut dir an dem Tag der Schlacht
Für Sold, sei's Geld, sei's Ehre, in den Staub?
Behüte Gott! dazu ist es zu gut!
Was! meine Lust hab', meine Freude ich,
Frei und für mich im stillen, unabhängig,
An deiner Trefflichkeit und Herrlichkeit,
Am Ruhm und Wachstum deines großen Namens!
Das ist der Lohn, dem sich mein Herz verkauft . . .
Und sprächst du, das Gesetzbuch in der Hand:
‚Kottwitz, du hast den Kopf verwirkt!' so sagt' ich:
‚Das wußt' ich, Herr; da nimm ihn hin, hier ist er.'"

Aus dieser bei aller Ehrerbietung höchst kühnen Rede klingt es heraus wie eine Ahnung von Yorcks That. Schon im Jahre 1777 hatte sich Yorck gegen den militärischen Gehorsam vergangen; aber was er im Jahre 1812 an selbständiger Auffassung der Lage verantwortet hat, überschritt das gewöhnliche Maß im Krieg erlaubter Eigenmächtigkeit so sehr, daß König Friedrich Wilhelm III. das Verhalten Yorcks zwar verstanden, aber niemals ganz verwunden hat. Selbst für das Wartenburger Treffen, das in der fesselnden Schilderung Ludwig Häussers den Charakter des genialen Mannes förmlich widerspiegelt, ist ihm die Anerkennung nur teilweise gewährt worden: im Schlachtbericht ist Yorck nicht einmal erwähnt. Auf den Beifall der Mitwelt kann der wahrhaft Große oft weniger zählen als auf die Gerechtigkeit der Nachwelt; Schills Schädel hat man einst zu Leyden in Spiritus gesetzt vorgefunden.

Der Soldat von heute muß das Auflehnen gegen den Befehl des obersten Kriegsherrn unbedingt verwerfen. Das ist nicht immer so gewesen. Was man jetzt militärischen Gehorsam nennt, stammt zwar nicht von gestern, ist aber seinem Ursprunge nach kaum germanisch. Dem Gallier Tutor legt Tacitus die Worte in den Mund: „Die Germanen lassen sich nicht befehlen, nicht leiten, sondern handeln stets nach eigener Lust"; und Bismarck hat die preußische Disziplin aus der reichlichen Beimischung von Slawenblut erklärt. Der Deutsche ist hart, fest, eigensinnig im Behaupten des eigenen Rechts und liebt die persönliche Freiheit: alles Neigungen, denen die Heeresdisziplin kein Ausleben verstattet. Durch inselhafte Vereinsamung sind diese Eigenschaften im Engländer besonders stark ausgeprägt; daher weist der englische Soldat wenig von dem militärischen Gehorsam auf, wie wir ihn uns denken. Auch wir besäßen ihn nicht, hätte Deutschland und sein Lehrmeister Preußen nicht die Männer von Eisen gehabt, die in weiser Vorausahnung dessen, was künftig am meisten not thun werde, durch harte Arbeit dem Heere den Geist der Disziplin eingeimpft haben. Im 17. Jahrhundert noch scheuen sich alle anständigen Bestandteile der Bevölkerung vor dem rohen und gewaltthätigen Soldaten; aber bereits unter Friedrich Wilhelm I. ist die Zucht derart vorgeschritten, daß sich die Städte bemühen, Garnisonen zu erhalten. Seit 1720 zwang dieser „jähzornige, harte und launenhafte" Soldatenkönig seinen Adel zum Dienste beim Heer; eisern forderte er diese Pflicht gegen einen Sturm von Unwillen und Trotz. Dadurch veredelte er das Junkertum seines Landes; waren die Ahnen der Bismarck, Schulenburg, Alvensleben die schlimmsten Quälgeister des Kurfürsten gewesen, so wurden die Geschlechter nunmehr die sichersten Stützen des Thrones. Von 1725

an legt Friedrich Wilhelm die Uniform nicht mehr ab, um den Wert, den sie in seinen Augen hatte, jedem zu offenbaren.

Während in Österreich bis zum Jahre 1737 jeder Oberst seine eigenen Übungen veranstaltete und mit den Leuten nach eigenem Gutdünken verfuhr, wurde in Preußen bereits 1733 durch das Kantonreglement vom 15. September und den Grundsatz: alle Einwohner des Landes sind für die Waffen geboren, der erste Keim zur **allgemeinen Wehrpflicht** gelegt. Hatte Brandenburg-Preußen im Jahre 1713 erst 38,000 Mann auf den Beinen gehabt, so verfügte es im Jahre 1740 über 80,000 und stand damit in der Reihe der europäischen Kriegsvölker nur hinter Frankreich, Rußland und Österreich zurück, während es der Bodenfläche nach an zehnter, der Bevölkerungszahl nach gar an dreizehnter Stelle stand. Daß diese Leistungen nur durch große Strenge erreicht werden konnten, ist zuzugeben; von Liebe zum Soldatenstande, vom Stolz am bunten Rock war damals keine Rede. Noch vor hundert Jahren hat der Offizier nicht im entferntesten das Ansehen in Bürgerkreisen genossen, das ihm heute zu teil wird. Bezeichnend für den Abscheu vor dem Militär in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist ein zwischen 1730 und 1740 entstandenes Lied eines zum Soldaten ausgehobenen Studenten: „Was hilfft mich mein Studieren ... jetzt muß ich mich bequemen und von mir lassen nehmen die Bücher aus der Hand. — Vor solche Instrumente, so da braucht ein Studente, ist nun gegeben mir Musquete und ein Degen, Kraut, Lunden anzulegen, und was man brauchet hier. — Läßt sich das Kalbfell hören, muß ich nach sein'n Begehren erscheinen alsobald; auf die Wache muß ich ziehen, vor Furcht darff ich nicht fliehen, es sey warm oder kalt. — Pflegt man zu exerzieren, thut man uns auch traktieren auf allerhand Manier; wir müssen Ordnung halten und alle das verwalten, was man uns saget für. — Dann wird man angeführet, also wie sich's gebühret: ergreiffet das Gewehr! macht fertig eure Waffen! stellt euch nicht wie Maulaffen! was sonst des Dienstes mehr .... Und was noch mehr der Dinge; nun mercket auf die Springe, die mir sind unbekand. Wie hab' ich's wollen wissen, weil ich mich nie beflissen, zu lernen solchen Stand?" Würde heute ein deutscher Student solche Klagen anstellen?

Diese merkwürdige Änderung könnte man als Rückkehr zum alten kriegerischen Geiste der Germanen erklärlich machen. Eine angeborene Vorliebe zum Kriegsdienste muß vorhanden sein, bevor man es erreicht, daß jeder mit Freude und Stolz auf die unter Anstrengung und Plackerei verbrachte Dienstzeit zurückblickt. Dazu kommt aber noch ein anderer Vorzug, der dem Deutschen eigen ist: die selbst dem Widerwilligen dämmernde Einsicht, daß er erzogen wird und dafür dankbar zu sein hat. Unsere Felddienstordnung vom 23. Mai 1887 enthält die inhaltschweren Sätze: „Ohne Scheu vor Verantwortung soll jeder Offizier in allen Lagen, auch den außergewöhnlichsten, seine ganze Persönlichkeit einsetzen. Es genügt nicht, daß man befiehlt; vielmehr hat die Art, **wie** man befiehlt, einen großen Einfluß auf den Untergebenen. Haltung und Beispiel stählen das Vertrauen und reißen die Truppen zu Thaten fort, die den Erfolg verbürgen. Ein jeder, der höchste Führer wie der jüngste Soldat, muß sich stets bewußt sein, daß Unterlassen und Versäumnis ihn schwerer belasten als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel." Das ist eine Erziehung, die zum Manne macht. Ordnungssinn, Gehorsam, Ehrgefühl und kriegerischer Geist: das waren die Eigenschaften, die Scharnhorst durch richtige Behandlung im stehenden Heere zu erzeugen sich vornahm. So wenig war er ein Fürsprecher der sogenannten Miliz, daß er im Gegenteil besondere Kriegsanstalten zur Erweckung und Wahrung kriegerischer Formen und Gesinnungen für das wesentlichste Mittel hielt, wodurch der Staat in Zeiten der Verweichlichung selbständig erhalten werden könne. Obwohl er, der Not gehorchend, seine

Pläne in einer Form durchführte, die seinem Ziele nur zum Teil entsprach, vertrat er nicht die allgemeine Volksbewaffnung, die allenfalls zu einer schwächlichen Verteidigung genügt, sondern ist der Schöpfer der wirklichen allgemeinen, auch den Angriffskrieg ermöglichenden Wehrpflicht geworden. Scharnhorst hat damit den kriegerischen Sinn der Germanen, den alten furor teutonicus, und den deutschen Dienst in glücklichster Weise miteinander verschmolzen und in der Verbindung beider eine Einrichtung geschaffen, die eine jahrhundertelange Dauer verbürgt.

d) Der deutsche Kamerad.

Freundschaft hat es zu allen Zeiten gegeben. Kaiser Albrechts II. Spruch, das beste Lebensgut sei ein Freund, ist eine Weisheit, die allen Völkern gemeinsam ist; und haben wir unsern Hagen und Volker, so haben die Griechen ihren Orestes und Pylades. Aber wie es bei anderen Erscheinungen schon der Fall war, so erhält bei uns Deutschen auch die Freundschaft einen germanischen Zusatz, der ihr eine eigentümliche Färbung verleiht. Wir können diese besondere Art am besten mit Kameradschaft bezeichnen. In einer Hinsicht bietet sie weniger, in einer anderen mehr als bloße Freundschaft. Der Deutsche geht gern seine eigenen Wege und liebt das Alleinsein: das hält ihn ab, sich einem anderen zu erschließen, einen Freund zu finden; aber er schließt sich an einen größeren Kreis an und bewegt sich in Vereinen und Gesellschaften. Was ihm damit gegenüber der Freundschaft an Tiefe und Innigkeit verloren geht, das gewinnt er an Unabhängigkeit und Selbständigkeit; daneben befördert die größere Zahl der Kameraden die Möglichkeit, sich auszusprechen, Ansichten auszutauschen und dadurch innerlich Fortschritte zu machen.

Kamerad ist also eine Mehrzahl; das Wort bedeutet eine gewisse Menge von Nebenmenschen, die einem durch das Band gleicher Rechte und Pflichten wert, im günstigen Falle durch gleiche Weltanschauung vertraut sind. Dieser Begriff hat — und das ist echt deutsch — seinen Ursprung im Soldatenstande. Gleiche Mühen, gleicher Lohn; gleiche Aufgaben, gleiche Ziele: die schaffen eine mehr oder weniger große Zahl von Freunden im minder erhabenen Sinn. Und auch nach der Dienstzeit bleibt wenigstens ein lockerer Zusammenhang. Daneben schließt der Deutsche nach und nach eine ganze Reihe von Kameradschaften. Sei es irgend ein Spiel, sei es das Turnen, sei es eine Liebhaberei (Sport): alles wird zur Veranlassung, Vereine zu gründen, Genossen und Kameraden zu finden. Nicht zu verschweigen ist, daß gerade dabei fast in allen Ständen Deutschlands — auch hierin zeigt sich die Gleichmacherei der Jahrhunderte — einer Unsitte gehuldigt wird, dem Trinken. Wie ein Verhängnis schwebt es über uns, daß die Fassung der Aufforderung, die der Deutsche seit Tacitus niemals hört, ohne ihr getreulichst nachzukommen: Ergo bibamus, von dem Deutschenhasser Papst Martin IV. (1281—85) herstammt. Wir brauchen keine statistischen Ziffern zur Hilfe heranzuziehen, um zu beweisen, welche Unsummen Geldes die deutsche Gegenwart jahraus, jahrein in Bier anlegt; und es ist ein schlechter Trost, daß gewisse Jahrhunderte der Vergangenheit den traurigen Vorzug genießen, in Trunksucht, Schwelgerei und Völlerei noch mehr geleistet zu haben.

Kleinere Einheiten zu schaffen, dazu war von je der Deutsche ganz besonders befähigt; und gerade das hat ihn immer wieder gehindert, für das Ganze den Zusammenschluß zu finden. Vor allen anderen Alters- und Gesellschaftsklassen ist dem deutschen Studenten Gelegenheit geboten, Kameradschaft zu schließen. Alles, was von anscheinender Ausartung dem Verbindungswesen anhaftet, wird gemildert durch das Vorrecht des Humors. Der deutsche Student darf nicht nur, er soll sich in lustigen Schelmereien und harmlosen Späßen gütlich thun und

mit fürstlicher Verachtung dem Ernste des Lebens begegnen. Und jeder, der einmal Student gewesen ist, wird es bestätigen, daß man sich in den vertollten Wochen und Monaten einen Schatz fürs ganze spätere Leben gewinnt, um den uns alle anderen Nationen beneiden. Der deutsche Student ist seinem ganzen Wesen nach ebenso eine nurdeutsche Erscheinung wie der deutsche Soldat, der deutsche Beamte, der deutsche Buchhändler. Nicht immer hat das deutsche Studententum so humanem Zwecke gehuldigt; was wir von ihm aus den Zeiten des 16. Jahrhunderts, des Dreißigjährigen Krieges wissen, trägt so sehr den Charakter bloßer Verwilderung, daß die guten Seiten kaum mehr zum Vorschein kommen. Ebensowenig aber ist es zu loben, wenn in diesen unreifen Jahren dem politischen Treiben zu viel Platz eingeräumt wird. Ohne den Wert dessen zu verkennen, was 1813—15 der deutsche Student seinem Vaterlande zuliebe geleistet hat, wird man kein Wort des Bedauerns dafür haben, daß sich bei uns der Student nicht dermaßen an der Politik beteiligt und unter Umständen Einfluß auf sie ausübt wie in südlicheren Ländern. Es ist eine alte Wahrheit: wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. In gewisser Hinsicht ist unser Studententum eine Ausartung von Eigenschaften, die, in anderen Richtungen angewendet, uns Ehre machen; bei anderen würde es zur jämmerlichen Renommisterei herabsinken. Es ist bei uns eine wesentliche Zuthat zu wenigen Jahren. Auch die Deutschen verabscheuen seine vorzeitige Nachäfferei in den Schülerverbindungen und seine übergroße Ausdehnung im „bemoosten Haupte“, dem auch ein Benedix nicht alles Abstoßende nehmen konnte. Doch ein in Grenzen gehaltenes Burschentum, das gesunde Gegengewicht gegen einen neunjährigen Schulzwang, verschafft dem jugendlichen Körper und Geist die willkommene Gelegenheit, sich auszutoben.

„Abgeschüttelt von den Sohlen
Ist der Schulstaub; hohe Wogen
Tragen jetzt das Schiff des Jünglings.
Alle Anker sind gelichtet,
Alle Segel aufgezogen,
Und der Burschenfreiheit Flagge,
Lustig flatternd, zeigt die Inschrift:
‚Nitimur in vetitum!‘

Schöne Tage wilder Freiheit! ...
Hört ihr dort den Schall der Waffen?
Hört ihr dort des Kampfes Tosen?
Hei! wie blitzen scharfe Klingen,
Hei! wie pfeifen Terz' und Quarten,
Wie so mancher haut so manchem
Übers Maul und wird gehau'n!“
(Gustav Schwetschke, „Bismarckias“.)

Bald lächeln wir selbst über den Überschwang und die Leidenschaft, womit wir unter Einsetzung unserer ganzen Person Kameraden verteidigt und Anschauungen verfochten haben, die uns schon nach wenigen Jahren nicht mehr in Wallung versetzen können. Möge diese köstliche Zeit voll Jugendlust, Übermut und Frohsinn, an Kameradschaft so reich und an Sorgen so arm, dem Deutschtum nie ganz verloren gehen!

e) Die deutsche Frau.

Des Deutschen **Verhältnis zum weiblichen Geschlechte** darzustellen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Deutsche Minne läßt sich nur singen; und die deutsche Frau in der Geschichte hat Weinhold in seinem bekannten Buche geschildert. Schon Thukydides läßt Perikles **die** Frau als die beste rühmen, von der man am wenigsten spreche. Gern wird bei der Erörterung der Frage, wie das Eheleben unserer Altvordern bei ihrem Eintreten in die Geschichte beschaffen gewesen sei, auf das Lob des Tacitus hingewiesen; dem Kenner römischer Entsittlichung nötigte die aus keuscher Ehe entspringende unverwüstliche Kraft der Volksvermehrung Hochachtung vor den Germanen ab. Der erste Deutsche, der die deutsche Frau in nationaler Begeisterung über die Frauen des Auslandes stellte und zum erstenmal ihre nationalen Vorzüge verherrlichte,

Walther von der Vogelweide, findet nicht in vergänglicher Schönheit, sondern im Innenleben ihren Preis: Wer Tugend und reine Minne suchen will, der mag kommen in unser Land — da ist viel Wonne. Deutsche Züchtigkeit, deutsche Sittenreinheit, deutsche Treue: das sind die Perlen im Strahlenkranze, den die Geschichte um das Haupt der deutschen Frau gewoben hat. Ihre Liebe zum angetrauten Mann und ihre Treue kann nur durch ein Gefühl überboten werden: durch die Vaterlandsliebe in Zeiten der Not. Klopstock ist es gewesen, der damals, wo man Deutschland nur dem Namen nach kannte, diese Innigkeit des Gemütes einer Deutschen besungen und die Thaten einer Anna Stegen, Eleonore Prochaska, Ferdinande von Schmettau vorausgeahnt hat. Innigen Anteil haben an dem Wirken und Schaffen ihrer Gatten die Frauen unseres Bismarck und Moltke genommen; jener hat es in seinen Tischgesprächen, dieser in seinen Briefen unumwunden anerkannt, wie viel das Streben des Mannes dem stillen und geduldigen Mittragen der Frau zu verdanken hat.

Dies geistige Miteinander-, nicht bloß Nebeneinanderleben von Mann und Frau soll, so sagt man, unserem Volk in höherem Grad eigen sein als anderen Völkern, selbst als anderen germanischen. Daher mag es wohl kommen, daß wir die vollendetste Schilderung des Entwickelungsganges im Seelenleben einer deutschen Frau einem Ausländer verdanken. Es ist eine alte Wahrheit, daß man den kostbarsten Schatz als etwas selbstverständlich Gegebenes behandelt, wenn man ihn täglich genießt, während man nur das in seinem ganzen Werte zu schätzen weiß, was man nicht mehr oder nie ganz besessen hat. Insofern wäre es nicht verwunderlich und beschämend für uns, daß ein Franzose das Lob der deutschen Frau besang; aber er hat mit einem so begnadeten Auge gesehen, mit einer so glücklichen Feder seine Empfindungen in Verse gegossen, daß ihn darin kein einziger deutscher Dichter jemals übertreffen konnte. Und darin liegt wohl etwas Grund zur Beschämung. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß Adalbert von Chamisso zwar von Geburt ein Franzose war, in seinem späteren Leben jedoch ganz der Unsere geworden ist. Er bietet damit neben dem Prinzen Eugen ein zweites Beispiel dafür, daß auch Gliedern anderer Nationen eine große Anpassungsfähigkeit zu eigen sein kann.

„Franzos' an Blut und ritterlichem Feuer,
Ein Deutscher an Gemüt und zartem Sinnen,
So durften wir als Unsern dich gewinnen,
Du löwenmähnig Haupt, uns doppelt teuer." (Paul Heyse, 1877.)

Vielleicht ist es kein Zusammentreffen ohne inneren Zusammenhang, daß der kindlich einfältige und herzensreine Mann, der uns „Frauenliebe und -Leben" geschenkt hat, dem Zeitalter der edelsten Frau angehört, die den deutschen Boden geziert hat, der Königin Luise. Es kann auch kein Zufall sein, daß dies Zeitalter dasselbe war, dem wir das Auferstehen eines neuen Geistes verdanken. Gewiß kennt auch die Vergangenheit Frauennamen von gutem Klang; um nur eine zu erwähnen, so wollen wir uns der ehrenden Worte erinnern, die Schiller der Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen-Kassel (1602—51) gewidmet hat. Aber im ganzen sind doch im alten Deutschland hehre Frauengestalten recht selten. Mit gutem Grunde. „Wollen wir uns einen weiblichen Charakter vom Ende des 15. Jahrhunderts klar und wahr vor Augen führen, so müssen wir entfernen, was unsere Romantiker von den altdeutschen Jungfrauen, von Goldschmieds Töchterlein u. s. w. gedichtet und gefabelt haben; wir müssen alles davon wegthun, was in unserer Zeit Schule, Bildung von Herz und Gemüt, die Anschauung einer unendlich reicheren und verfeinerten Welt dem Weib an Veredlung und Erhöhung des Empfindens und Wollens zulegt. Die Töchter des 15. und 16. Jahrhunderts haben wir im allgemeinen uns nur als

ziemlich derbe Kinder der Natur vorzustellen, gesund am Leib und nicht so reizbar wie manche Verbildungen unserer Zeit, aber geistig fast ohne alle Schule, im engsten Kreise des gewöhnlichsten Bewußtseins aufgewachsen, mit Vorurteilen noch etwas mehr erfüllt als wir, auch durchaus nicht um so viel tugendhafter und ehrbarer, als wir anzunehmen gewöhnt sind." (Christian Meyer, im Vorworte zur Chronik der Familie Dürer.) Das deutsche Gefühlsleben hat, das sehen wir nun auch hier, einen Werdegang über Berge und Thäler durchgemacht, der uns die Unterschiede zwischen einst und jetzt erklären hilft. Man höre nur, wie im angehenden 17. Jahrhundert eine Frau von Quitzow die Erziehung zur höheren Tochter ins Praktische übersetzt. Sie hinterläßt ihren Töchtern Anne Kunecke und Gödecke Christine ein Testament, worin sich unter anderen folgende Verordnungen finden: „Wenn dey junckgesellen sau sehr tau jück (so sehr zu euch) dranget un nich von jück willt (von euch wollen), sau stahet up un lopet hen, wo juwe frue is, darinne jy by im huse sied, un gahet darhinner sitten un kehret den junckgesellen den rüggen tau un seihet öhne (seht sie) by live nich an. Wenn sey mit jück dantzet, sau seihet by live nich up un röget (redet) by live den kopp nich un holet (haltet) juwe hänne vor jück nedder oder an der siete; sau segget denn dey lüe (so sagen dann die Leute): ‚dat sind êrbare mäkens'."

Niemand wird etwas dagegen haben, Elisabeth Charlotte von der Pfalz sowohl wie Frau Rat Goethe für echte deutsche Frauen zu erklären; aber welch tiefe Kluft gähnt, bei aller Berücksichtigung der Standesunterschiede, zwischen den Anschauungen, die sich diese beiden tüchtigen, braven, guten Frauen über Wohlanständigkeit und gute Sitte gebildet hatten! Würde sich „das arme Fräulein" der Marie von Nathusius in dem Bilde des Mädchens „aus guter Familie" wiedererkennen, wie es mit Unbarmherzigkeit Gabriele Reuter gezeichnet hat? Die beschränkte Häuslichkeit der guten alten Zeit hat nichts zu thun mit der im Gefolge der gegenwärtigen Lebenshaltung einherschreitenden „Befreiung des Weibes". Dennoch sind beides Ergüsse der deutschen Frauenseele, die ebensogut von der Zeitströmung beeinflußt wird wie das Denken des Mannes. Während aber das in vielen Strahlen auseinandergehende Gefühlsleben des Mannes zweimal innerhalb der Geschichte des deutschen Volkes: in Luther und in Bismarck, zusammenfassende Verkörperung erfahren hat, wird es schwerlich gelingen, eine deutsche Frau namhaft zu machen, die das Ideal erreicht. Selbst Königin Luise erfüllt diese Forderung nur zu einem, allerdings großen Teile; eher noch möchte Annette von Droste-Hülshoff, „Deutschlands größte Dichterin", dem Urbild entsprechen, in der Verfassung wenigstens, wie es uns aus den Versen Heyses entgegentritt:

„Ein Herz so stark, das Schwerste zu verwinden,
So warm, um leicht in Flammen aufzugehn,
So tief, um ahnend Tiefstes zu verstehn,
So weich, um nur in Starrheit Halt zu finden."

Daheim bleiben, nicht an den Hof gehen, das Haus in Ehren halten, das Vaterunser beten, auch ohne Schläge gehorsam sein, den Putz verschmähen: das waren die bescheidenen Tugenden, die Heinrich der Teichner (1330—75) von der Frau forderte: „dâ lit nicht an, daz ein vrou vil reden kan. Waz bedarf si reden mêr? Wan si schaft ir hûses êr und den paternoster kan und ouch strâft ir undertân und die wîst ûf rehte foug, dar an kan sie reden genuog, dazs niht disputierens darf ûz den siben künsten scharf" (Daran liegt nichts, daß eine Frau viel reden kann. Was braucht sie noch zu reden? Wenn sie ihres Hauses Ehre schafft, das Vaterunser kann, auch ihre Untergebenen schilt und auf rechte Sitte hinweist, daran hat sie genug zu reden, daß es nicht eines scharfen Disputierens aus den sieben Künsten bedarf).



Martin Luther.

Nach dem Altargemälde in der Stadtkirche zu Weimar (begonnen 1552 von Lukas Cranach, vollendet 1555 von seinem Sohne; Originalaufnahme von K. Schwier in Weimar).

Heute verlangen wir etwas mehr. Wir fassen die Ehe als einen zu zweit unternommenen und kameradschaftlich durchgeführten Gang durchs Leben auf. Das Weib, der treue Kamerad: der einzige Fall, wo dem Worte Kamerad nicht die Bedeutung einer Mehrzahl innewohnt, wo sich der Begriff Freundschaft zum denkbar höchsten Werte steigert.

f) Der Deutsche und Gott.

Ein Denken, das mit der schnellen Auffassung für die Verhältnisse des Lebens eine Gewandtheit verbindet, unsere Handlungen der Erfahrung gemäß vorteilhaft zu bestimmen, heißt Klugheit oder Verstand. Ein Denken hingegen, das gewöhnt ist, auf die Gesetze achtzuhaben, von denen die Natur wie das Innere der Menschenseele bewegt wird, heißt Sinnigkeit oder Vernunft. Ist der Verstand eine praktische Anlage für die Bedürfnisse des Lebens, so ist die Vernunft eine wissenschaftliche Anlage zum Nachdenken. Selten bilden sich in *einem* Geiste beide Richtungen des Denkvermögens gleichmäßig aus; vielmehr zeigt sich meist die Vorliebe, sich in der einen oder der anderen Richtung auszuleben. So geht es auch ganzen Völkern. Und wenn wir fragen, in welcher von beiden Denkrichtungen sich hauptsächlich der deutsche Geist bewege, so kann die Antwort nur lauten: in der Richtung der Sinnigkeit. „Deutsch ist der Drang nach einer von der innersten Gedankengrundlage der Wirklichkeit ausgehenden, immer tieferen und intensiveren Bewältigung der wirklichen Welt durch die Innerlichkeit des Geistes, der Drang nach einer von der gründlichsten theoretischen Erfassung jenes Gegensatzes ausgehenden, immer innigeren Versöhnung des Geistes und der realen Welt" (Lassalle in der Gedächtnisrede zu Ehren Fichtes). In der Geschichte des deutschen Volkes nimmt das auf den reinen Gedanken gerichtete Geistesleben einen breiten Raum ein; seine reifste Blüte ist über die Philosophie hinaus der *deutsche Glaube*. Gewiß hat es Zeiten gegeben, wo man bei uns „im Namen der unendlichen Urgüte" taufte und von „einem edeln Weisen von Nazareth, der so manches Gute gefördert habe", predigte; aber der Deutsche hat den wässerigen Rationalismus von 1820 als eine ihm innerlich fremde Auffassung bald überwunden.

Im „König Oidipus" singt Sophokles von den späten Sprossen des alten Kadmos. Aus der tiefsten Wurzel des nationalen Lebens heraufgeholt entfalten große Männer, die auch ein alter Stamm noch erzeugt, oft die ganze Fülle eines halbverborgenen, halbvergessenen Wachstums, einer Frische, wie sie von dem alternden Volke niemand mehr erwartet hätte. Es ist ja nicht wahr, daß das ausgehende deutsche Mittelalter überall und ausschließlich Verfall, Verkümmerung, Absterben erkennen lasse; aber alle Ansätze, die zu verschiedenen Malen und von verschiedenen Seiten zu einer Erneuerung des Geistes gemacht worden waren, hatten keinen Bestand gehabt. Endlich vereinigen sich Kraft, Größe und Einfalt des deutschen Wesens in einer einzigen Erscheinung: in *Martin Luther* (s. die beigeheftete Tafel „Martin Luther"). Sleidan hatte nicht unrecht, als er in den zwei Reden von 1544, worin er den Entwickelungsgang der Deutschen schildert, seine Zeit als den Höhepunkt hinstellte. Wie man auch sonst über das, *was* Martin Luther erstrebt und erreicht hat, denken mag: das steht fest, daß alle Deutschen ihm Dank schulden für die Art, *wie* er gekämpft und gestritten hat. Da ist alles deutsch. Vor allem hat Luther ein warmes Herz für sein Vaterland gehabt. Ein gut Teil der Kraft eines Volkes wurzelt in einem gesunden Bauernstande: „Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest", so kennzeichnet Luther seine Abstammung. Daher die Ursprünglichkeit, womit er zu seinem Volke redet; und das zu einer Zeit, wo Nationalsinn nur in beschränktem Maße vorhanden war. Luthers Schriften lassen, denen seiner altkirchlichen

Vorgänger gegenübergehalten, bei aller Strenggläubigkeit überall den gemütvollen Deutschen ebenso erkennen, wie sie deutsches Feuer und deutsche Kraft atmen. Luther war eben, rein als Mensch betrachtet, ein echter Sohn seines Volkes. Wie er gelehrt hat, so hat er auch gelebt.

Der Grundzug in Luthers Wesen war die Treue. Treu im Amt, treu in Haus und Familie, treu gegen sich und sein Volk: darin ist sein Leben beschlossen; die Wurzel dazu liegt in seiner Treue gegen Gott, seinen Gott. Durch die schwersten Zweifel und Anfechtungen hindurch hat er sich ein Gottvertrauen errungen, das ihn wappnete, den grimmigsten Feinden und Nöten zu widerstehen. Auf der eigenmächtigen Rückreise von der Wartburg nach Wittenberg hat er von Borna aus an seinen Beschützer, den Kurfürsten Friedrich den Weisen, folgende Worte gerichtet: „Ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutze denn des Kurfürsten; ich hab's auch nicht im Sinne, von E. K. F. G. (Euer Kurfürstlichen Gnaden) Schutz begehren. Ja ich halte, ich wollte E. K. F. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte; dazu wenn ich wüßte, daß mich E. K. F. G. könnte und wollte schützen, so wollte ich nicht kommen. Dieser Sache soll noch kann kein Schwert raten oder helfen: Gott muß hier allein schaffen ohne alles menschliche Raten oder Helfen; darum wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß E. K. F. G. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerlei Wege E. K. F. G. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte." Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt: so hat Luthers Gegenbild aus der Gegenwart, Otto von Bismarck, das Verhältnis des Deutschen zu seinem Gott ausgedrückt. Daher auch nimmt Luther das Vorrecht deutschen Dienstes in Anspruch, seinem irdischen Herrn zu jeder Zeit die Wahrheit vorzuhalten. Das gibt ihm ferner den Mut, ja legt ihm als heilige Pflicht auf, sein Volk aufzurütteln und ihm durch Rat und That seine Treue zu beweisen.

Mit Ingrimm hatte er einsehen lernen, daß in Deutschland, wo das Volk in Treuherzigkeit die Religion immer aufs ernstlichste genommen hatte, frecher Unglaube frevle Spiele mit seiner Einfalt treibe. „Wir sind leider lange genug in Finsternis verfaulet und verdorben. Wir sind allzulange genug deutsche Bestien gewesen. Lasset uns auch einmal die Vernunft brauchen, daß Gott merke die Dankbarkeit seiner Güter und andere Leute sehen, daß wir auch Menschen und Leute sind, die etwas Nützliches entweder von ihnen lernen oder sie lehren könnten, damit auch durch uns die Welt gebessert werde": so vermahnt er in seinem Sendschreiben die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte deutschen Landes. Dann würden sie wohl zu Rom merken, daß die Deutschen nicht allezeit toll und voll seien, sondern auch einmal Christen geworden wären, „als die den Spott und Schmach des heiligen Namens Christi, unter welchem solche Büberei und Seelverderben geschieht, nicht mehr zu leiden gedenken, Gott und Gottes Ehre mehr achten denn der Menschen Gewalt." Das war eine Sprache, so kühn und unerschrocken, wie sie selten zuvor in deutschen Landen gegen die öffentlichen und kirchlichen Satzungen gerichtet worden war; aber sie hatte die Wahrheit für sich und darum die Kraft der Überzeugung. Nicht in der Zustimmung einzelner an sich hervorragenden Köpfe, sondern in der Aufnahme durch das *Volk* liegt das Wahrzeichen für das Echte, Wesentliche, Wahre. Das Volk hat dafür einen untrüglichen Wegweiser, das Volksgewissen.

Die neue Lehre ging von einem Manne aus, der in seinem häuslichen Leben, als Gatte, Vater und Hausherr, wohl heute noch allen zum Vorbilde dienen kann. Wie sich Luther seinem Weib und seinen Kindern, seinem Gesinde, seinen Freunden und Gästen gegenüber gegeben hat, das ist jedem, der die „Tischreden" gelesen hat, vertraut. „Die Kinder leben so fein einfältig und rein, ohne Anstoß im Glauben; sie sind im Glauben viel gelehrter denn wir alten Narren,

glauben ohne Disputation und Zweifel, Gott sei gnädig, und nach diesem Leben sei ein ewiges Leben. Sie fragen nichts, was das Korn gelte; denn sie sind in ihrem Herzen sicher und gewiß, sie werden zu essen finden. Gott, der ihnen Leben und Glieder so artig und hübsch geschaffen hat, will sie auch ernähren und erhalten." Wo Luther selbst Erquickung seiner Seele gefunden hat, davon versteht er so zu reden, daß sich auch andere daran erfrischen können; er war ein großer Menschenkenner und hatte Gewalt über die deutsche Sprache. Das Beste aber schöpfte er aus seinem tiefen deutschen Gemüte. Sein glückliches Familienleben im großen wie im kleinen Kreise gab ihm stets die Ruhe wieder nach den Aufregungen und Stürmen des religiösen und kirchlichen Kampfes, den er als treuer Seelsorger seiner Wittenberger Gemeinde heraufbeschworen und in seiner ganzen schweren Folge zu verantworten hatte. Und Luther war die Gnade widerfahren, einem Zeitalter anzugehören, dessen Gefühlsleben vom Fürsten bis zum Bauern herab einheitlich war. Innig und ungekünstelt war das Empfinden in allen Ständen; man hatte einen fröhlichen, auf Scherz und Humor gerichteten Sinn und vertrug eine kernige Grobheit. Luther mit seinem einfachen Gemüte war ganz das Kind seiner Zeit; allen verständlich, wirkte seine volkstümliche Rede unmittelbar und tief.

Die Angel, um die sich die Reformation Luthers dreht, ist das Erringen eines — und das ist ein urdeutscher Zug — persönlichen Verhältnisses zu Gott und zu Christus, und zwar auf dem Grunde der Bibel allein. Die Sehnsucht, das Gotteswort in der Muttersprache zu lesen und zu verstehen, hat sich schon früh im christlichen Deutschland gemeldet. Der 1022 gestorbene Notker Labeo von Sankt Gallen hat zur Ausbildung seiner Klosterschüler eine deutsche Erklärung zu den Psalmen verfaßt und darin eine Beherrschung des deutschen Wortschatzes offenbart, wie sie für seine Zeit einzig dasteht; weder von Heinrich von Mügeln (um 1360) noch vom Heidelberger Rektor Heinrich von Hessen († 1427) ist Notker übertroffen worden. In der volkstümlichen Erfassung des Inhalts ähnelt ihm der aus vornehmem Wormser Geschlechte stammende und in Fulda gebildete Williram, der 1048 Abt des bayrischen Klosters Ebersberg war: seine Übertragung des Hohen Liedes ist eine durchaus selbständige Leistung. Das 14. Jahrhundert mit seinen vielfachen Nöten war besonders dazu angethan, das Verlangen nach einer deutschen Bibel erstarken zu lassen; die babylonische Gefangenschaft der Kirche, die wiederholten Heuschrecken- und Hungersnöte, Erdbeben, die fürchterliche Pest und endlich die Kirchenspaltung: alles das hatte ein unabweisbares Bedürfnis nach Trost erzeugt. Die Kirche und der blindlings gehorchende Staat versagten den Trost: 1369 verbot Karl IV. die deutschen Bücher über die Heilige Schrift; und noch 1485/86 verhängte Erzbischof Berthold von Mainz die Zensur darüber, so daß sich sogar Sebastian Brant und Johannes Geiler von Kaisersberg gegen die deutsche Bibel aussprechen mußten.

So half sich der Deutsche selber; erst der Laie, dann der niedere Geistliche. Allmählich entstanden die zahlreichen hoch- und die niederdeutschen Übertragungen der Heiligen Schrift und einzelner Teile: in der Verborgenheit geschrieben, in der Verborgenheit gelesen, sind ihrer nicht allzu viele erhalten geblieben. Ernst war man bei der Arbeit. Gewissenhaft sondert ein Laie, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die lateinische Bibel ins Niederdeutsche übertrug, den reinen Text von den Erklärungen; ausdrücklich macht er sich bei der mehrfach betonten Verderbnis der Kirche ein Verdienst aus seiner Arbeit, bei der er die Hilfe des Heiligen Geistes als gegenwärtig annimmt. Trotz der Verbreitung aber, die die verschiedenen Ausgaben (14 hoch- und 4 niederdeutsche Drucke sind von den 71 zwischen 1466 und 1522 nachweisbaren mehr oder weniger selbständigen Übertragungen erhalten) gehabt haben, kann man vor 1522

von einer allgemein gültigen, überall verständlichen deutschen Bibel nicht reden. Sicher hat die feste Haltung der braven Drucker in Augsburg, Straßburg und in anderen deutschen Städten, die sich dem Verbote nicht beugten, sondern die Heilige Schrift deutsch herausgaben, der Reformation vorgearbeitet. Wer damals ein deutsches Neues Testament besaß, der kannte es ordentlich. Wie die Beispiele eines Ottheinrich von der Pfalz, eines Schönsperger, eines Knoblauch und des Halberstädters, der 1522 die vierte niederdeutsche Bibel gedruckt hat, beweisen, fand hier die neue Lehre offene Thüren.

Aber wie hoch man auch diese Hilfe einschätzen mag: die deutsche Bibel hat doch erst Martin Luther geschaffen. Das hat schon die Mitwelt freudig anerkannt: in dem kurzen Zeitraume von 1522—33 hat sein Neues Testament 85 Auflagen erlebt; neben so vielen anderen protestantischen Übersetzungen und den katholischen von Emser und Dietenberger! Luther legte in allem, was er sagte, schrieb und that, sein echt deutsches Wesen greifbar nieder. Immer haben wir den ganzen Mann vor uns; nichts ist ausgeklügelt, erkünstelt. Es gibt kaum einen Deutschen, der die Summe des deutschen Volkstums seiner Zeit so verkörperte wie Luther. Wenn der deutschfeindliche Tscheche Hus in Deutschland laute und heimliche Zustimmung gefunden hat, so geschah dies, weil religiöse und wirtschaftliche Gründe davon überzeugten, daß der Mann recht hatte. Dessen brauchte es bei Luther gar nicht erst. Wie die holländische Malerei in ihrer besten Zeit den deutschen Glauben dargestellt, wie ihn Johann Sebastian Bach in Töne gesetzt hat, so ist er vor diesen allen von Luther innerlich erlebt worden. Im „Heliand" war der Versuch gelungen, das deutschem Wesen ursprünglich fremde Christentum volkstümlich umzuschmelzen; doch im späteren Mittelalter waren diese Keime durch die Übermacht der römischen Kirche erstickt und fast vernichtet worden. Die deutschen Mystiker, Männer des Volkes, deren Lehren und Handeln in dem einen Satze gipfelte: Gott von ganzem Herzen lieb haben und den Armen das Evangelium predigen! hatten gewiß mit ihrem reinen und starken Herzen, ihrer deutschen Sprache und ihrem tiefen Gemüte wie Priester im edelsten Sinne des Wortes gewirkt; aber sie waren vereinzelte Erscheinungen geblieben und stehen zu Luther nur in dem Verhältnis von Vorläufern. Ihr örtlich und zeitlich beschränkter Einfluß läßt sich nicht entfernt mit dem vergleichen, den von Beginn des Kampfes gegen den Ablaßhandel an Luther ausgeübt hat. Jetzt handelte es sich nicht mehr um Bethätigung evangelischer Religionsübung in heimlichen, vor dem Bekanntwerden ängstlich sich hütenden Bruderschaften; offen vor Kaiser und Reich, vor Papst und Kirche bekannte dieser unerschrockene Mönch das in allgemein verständlicher Rede, was längst aller Herzen bewegt hatte. Es gibt Männer, die sich fühlen und gebärden als Reformatoren, ehe sie solche geworden sind: Luther ist Reformator geworden, ohne nur mit einem Gedanken daran zu denken, es werden zu wollen.

Wer Luther kennen lernen will, der darf nicht zu viel über ihn, sondern muß öfters in ihm lesen. Besonders die Schriften aus den Jahren 1520 und 1521 sind dazu angethan, tiefe Einblicke in sein Innerstes thun zu lassen: es sind ja in der Hauptsache Streitschriften, die im ersten Zorn, in deutscher Zornwut mit Herzblut geschrieben sind. Ein starkes Gefühl für die Berechtigung, den seichten und feilen, aber um so lauter schreienden Gegnern den Mund gehörig zu stopfen, führte ihm die Feder; und dieser entflossen Worte, die nicht auf der Goldwage gewogen werden wollen, sondern nur von seinem felsenfesten Glauben beredt Zeugnis ablegen. Mit volkstümlichen Ausdrücken sparte Luther nie; ein grober Klotz gehört auf einen groben Keil. Er war eine von den Naturen, die über ihren eigenen treuherzigen Eifer hinstürzen und bis zur Grobheit göttlich sein können. Ein neuer Heiliger war auferstanden, Sankt Grobian geheißen.

J. B. Schupp erinnert in seinem „Teutschen Lehrmeister" an das Wort Karls V.: wenn er mit seinen Feinden reden wolle, spreche er „teutsch". Emser, der „Bock von Leipzig", wird von Luther als Bestie, als Lügner, als Esel gebrandmarkt; nicht besser ergeht es den anderen Widersachern, Thomas Murner, Eck, Alveldt, und wie sie alle heißen mögen. Für diese Art, sich zu wehren, fehlt uns heute das rechte Verständnis; verzärtelte Anschauungen, wie sie seit dem Überwiegen des Franzosentums im 18. Jahrhundert Westeuropa eigen sind, vertragen starke Ausfälle nicht. Läßt man sich aber die Mühe nicht verdrießen, einige Schriften dieser Gattung ohne die Voreingenommenheiten neuzeitlicher Gesittung zu lesen, so wird sich das Gemüt wie von einem kalten Bade wohlthätig erfrischt fühlen. Dem deutschen Volke hat Luther aus dem und zum Herzen gesprochen; wer kennt nicht Hans Sachsens Gruß an die wittenbergisch Nachtigall? Selbst den gebildeten Kreisen klang seine Sprache wie Musik. Das ist das Erbteil, das Luther seiner evangelischen Kirche hinterlassen hat: nüchtern, ehrlich und herb sind bei aller ihrer Innigkeit auch die erbaulichen Gesänge. Beschränkte sich das Erbauliche der katholischen Kirche Deutschlands auf die Anbetung der Mutter Jesu, sie würde dadurch mit deutschem Empfinden nicht in Zwiespalt geraten: noch während der Monate, die seinem Auftreten in Worms unmittelbar vorausgingen, hat Luther an einer Erbauungsschrift zum Preise Mariens gearbeitet. Süßlich-sinnliche Frömmelei ist undeutsch; Andächtelei und Oberflächlichkeit hängen innerlich zusammen. Ehrliche Nüchternheit und Tiefe der Auffassung, das ist deutsche, das war Luthers Art. Sein ganzes Gebaren hat viel vom Kinde, dessen Sinn rein und unbefleckt der Welt gegenübersteht. Trotzig lehnt er sich gegen Übelwollen und Ungerechtigkeit auf; demütig und bescheiden bekennt er sich und seinen Freunden sein menschliches Schwachsein und Irren. „Was wir gelitten, gethan und dran gewandt, das soll niemand erkennen, denn des die Gaben sind, und der durch uns unwürdige, elende, arme Werkzeuge solches gewirkt hat."

Die Reformation hat das germanische Christentum gerettet. Vor fünfzig Jahren rief Rudolf von Raumer aus: „Man gebe unsrer Zeit einen politischen Charakter von Luthers feuriger Thatkraft und großartiger Besonnenheit, und er stellt unser Vaterland auf eine neue politische Grundlage!" In der That: was für unsere Geschichte in politischer Fassung Otto von Bismarck bedeutet, das hat in religiöser Martin Luther geschaffen. „Wenn man nicht fertig wird mit dem Christentume, die Deutschen werden daran schuld sein": so hat, von seinem Gott leugnenden Standpunkt aus ganz folgerichtig, Friedrich Nietzsche prophezeit, der den Protestantismus die unheilbarste und unwiderlegbarste Art Christentum schimpft. In Luthers Religiosität steckt die ganze Gewalt nationalen Empfindens. Der Führer der heutigen Zentrumspartei hat bekannt, daß die deutschen Katholiken nach der Ansicht aller übrigen im ganzen Laufe der Geschichte niemals vollgültige Katholiken gewesen und gar nicht im stande seien, es ihrer Natur- und Volksveranlagung nach überhaupt zu sein; daher das „tedeschi protestanti" der Italiener. Unserem Katholizismus eine nationale Richtung zu geben, das haben der Mainzer Erzbischof Diether von Isenburg-Büdingen, der Altmeister Freiherr von Wessenberg, der von einer volkstümlichen germanisch-katholischen Kirche schwärmende Schenkendorf und andere Deutsche für möglich gehalten; und wieder andere: Christoph von Carlowitz, Grotius und Kalixt, Innocenz XI. und der Landgraf Ernst von Hessen, Leibniz und Hontheim, Nikolaus Krell und Spener, Thomasius und Pufendorf, haben in edelster Absicht zwischen den beiden Bekenntnissen Brücken bauen wollen. Aber ehe nicht dem Volke der Star gestochen sein wird, kann auch nicht die getrübte Sehkraft wiederhergestellt werden; die deutlichste Lehre in dieser Hinsicht gewährt die Geschichte der Emser Punktation und ihrer kläglichen Versandung.

So werden noch lange Jahre im Strome der Zeiten dahinrauschen, ehe der Tag erscheint, wo alles, was deutsch fühlt, in Luther den deutschesten Mann erblicken wird. Das soll uns aber nicht die Freude daran verkümmern, daß uns Luthers Protestantismus, der seinem innersten Wesen nach gar keine bessere Bezeichnung als diese negative gebrauchen kann, die Gewissensfreiheit errungen hat. In schweren Kämpfen mit Opfern an Gut und Blut verteidigt, hat er sich entwickelt zur klaren Quelle vernünftiger bürgerlicher Freiheit; Volksaufklärung und Beförderung des Staatswohles sind seine segensreichen Folgen. Daß die Geisteshelden, die die ganze Welt erleuchtet haben: Klopstock und Lessing, Herder und Winckelmann, Goethe und Schiller, Kant, Fichte und Schleiermacher, Arndt und Stein, Schlosser und Jakob Grimm, Lobeck, Friedrich August Wolf und Wilhelm von Humboldt, deutsche Protestanten gewesen sind, ist kein blöder Zufall; Helmholtz und Mommsen, Bismarck und Moltke sind als strenggläubige Katholiken kaum denkbar. Die Quelle dessen, was man unter allgemeiner Bildung versteht, die deutsche Volksschule, verdankt ihren Ursprung nicht der Kirche, sondern dem Protestantismus. „Frischauf in Gottes Namen, du werte deutsche Nation": diese Töne, die vor 370 Jahren die Lutherischen angestimmt haben, sie klingen auch heute noch hell in deutschen Herzen wieder.

II.

Der Deutsche als Glied eines Ganzen.

In den „Deutschen Charakteren" schildert Richard M. Meyer das deutsche Wesen treffend mit folgenden Worten: „Der Germane ist Individualist durch und durch, gedrängt, sich selbst zu isolieren, wie er die Worte seiner Sprache isoliert, genötigt, ein persönliches Verhältnis zu seinem Gott zu suchen, das aus ihm und seinem Gott eine Gemeinde innerhalb der Gemeinde macht, gezwungen, aus sich heraus eine neue Lösung uralter und ewiger Probleme zu suchen. Hand in Hand aber mit dieser inneren Notwendigkeit der Isolierung geht, weil jede Gemeinschaft Abhängigkeit bedeutet, ein tiefwurzelndes Gefühl der strengen Gliederung, der genauen Unterordnung, der peinlichen Abgrenzung. Wie die Sprache antithetische, beide Teile sorgfältig abwägende Gliederung und Gruppierung liebt, wie die Mythologie die göttlichen Wesen in scharf bestimmte Klassen scheidet, so ist dem Deutschen nicht behaglich in seiner Gemeinsamkeit: er verlangt zu dem Ganzen ein genau definiertes Verhältnis; er erkennt das Ganze — den Stand, die Nation, die Menschheit — als das Höhere an, zu dem er in das dienende, aber herzerwärmende Verhältnis des treuen Vasallen zum guten Herren zu treten wünscht." Neben das Unabhängigkeitsbedürfnis, das Ausleben im Einzelnen und das in verschiedener Richtung sich bethätigende Verhalten dem Nächsten gegenüber tritt die Einordnung in ein größeres Ganze. Diese Eingliederung aber hat in der deutschen Geschichte nicht immer dasselbe Ziel vor Augen gehabt: bald war es der Stand, bald die Nation, bald die Menschheit. Und je fester und bestimmter sich das Verhältnis zu dem einen Höheren ausgestaltete, desto schwankender ward die Stellung der anderen Einheit gegenüber. Eher hat sich der Deutsche in das denkbar größte Ganze, die Menschheit, eingegliedert, als den Wert der Nation erkannt. Gerade das Verhältnis zur Nation aber ist der springende Punkt; das Bewußtsein davon, einer großen Nation anzugehören, und der Stolz darauf ist des Deutschtums Vollendung.

Wollen wir das Werden dieser allmählichen Vervollkommnung kennen lernen, so müssen wir die Geschichte befragen. Das ist nicht ganz einfach. Selbst aus dem die alten Germanen behandelnden Abschnitt in Seecks „Untergang der antiken Welt" ist die Auffassung unserer Väter vom

Staate schwer zu erkennen, obwohl darin die Zeugnisse der Alten geschickt zusammengestellt sind. Ein fortgeschrittener Römer wie Tacitus, der in den Germanen nur Barbaren sieht, kann nicht bloß in der Würdigung ihrer einzelnen Vorzüge und Fehler, sondern auch in der Beurteilung ihrer politischen Weltanschauung unmöglich den Maßstab der Gerechtigkeit anlegen. Ebensowenig gewinnen wir aus den Geschichtschreibern der Slawen, die damals noch zum Deutschen emporblickten, ein richtiges Bild vom alten Deutschtum. Ferner erheischen die gleichzeitigen Berichte über die Jugend unseres Volkes Vorsicht auch deshalb, weil der Unterschied unserer Kultur von der damaligen in jeder Hinsicht zu gewaltig ist, als daß er nicht Einflüsse äußern müßte. Zum Beweise dafür sei aus der Feder des mit römischer Bildung durchtränkten gallischen Bischofs Apollinaris Sidonius (430—479) die Schilderung eines zeitgenössischen Königs, des Westgoten Theoderich II. (453—466), hier eingeschaltet: „Er ist ein Mann, wert, auch von denen gekannt zu werden, die ihn weniger in vertrautem Kreise vor Augen bekommen: so haben der gebietende Gott und die Natur in ihrer Einsicht seine Person mit der gemeinsamen Gabe vollkommenen Glückes überhäuft. Sein Charakter aber ist der Art, daß der Neid auf sein Königtum nicht sein Lob zu beeinträchtigen vermag." Was das Äußere des Königs beträfe, so sei er von männlicher, kräftiger Schönheit; ähnlich rühmt der böhmische Abt Peter von Zittau 1311 die körperliche Schönheit (speciositas) der Germanen seines Landes.

Apollinaris Sidonius fährt also fort: „Wenn du nach seiner täglichen Beschäftigung fragst, wie sie nach außen hin sichtbar wird: vor Tagesanbruch sucht er mit geringem Gefolge die Versammlungen seiner Priester auf und zeigt ihnen mit großem Eifer seine fromme Verehrung. Im geheimen Gespräch indessen kann man bemerken, daß er an dieser Verehrung mehr aus Gewohnheit als aus Überzeugung festhält. Den übrigen Morgen fordert die Sorge um die Reichsregierung für sich. Am Throne steht ein Hofbeamter in Waffen. Damit nun die Schar seines Gefolges, das mit Pelzen bekleidet ist, nicht ferne sei, wird sie zugelassen, aber damit sie nicht durch Geräusch störe, wird sie vor die Schwelle verwiesen; und so tost sie vor den Thüren, abgeschlossen durch Vorhänge, eingeschlossen durch Gitter. Währenddem werden die Gesandtschaften der Völker vorgelassen: er hört das meiste an, aber antwortet wenig; wenn etwas überlegt werden soll, schiebt er es auf; wenn etwas erledigt werden soll, dringt er auf Beschleunigung. So ist die zweite Stunde da: er erhebt sich vom Thron, um sich entweder seine Schatzkammern oder seine Ställe zu beschauen. Ist eine Jagd angesagt, und er tritt an die Öffentlichkeit, so hält er es nicht für vereinbar mit seiner königlichen Würde, an der Seite einen Bogen zu tragen. Wenn ihm der Zufall auf der Jagd oder sonst auf dem Weg einen Vogel oder ein Wild nahebringt, so drückt ihm ein Knabe den Bogen mit lockerer Sehne oder lockerem Riemen in die auf dem Rücken gehaltene Hand; wie er es für knabenhaft ansieht, den Bogen in einem Futteral zu tragen, so hält er es für weibisch, ihn schon gespannt in die Hand zu nehmen. Wenn er ihn in die Hand genommen hat, so spannt er ihn, und dann ergreift er Pfeile, legt sie auf und schießt sie ab. Oder er läßt dich bestimmen, was du getroffen haben willst; du wählst, was er treffen soll: was du gewählt hast, trifft er; und wenn einer von beiden sich irren muß, dann täuscht sich seltener der Wurf des Schützen als der Blick dessen, der das Ziel bestimmt hat. Wenn man zum Gastmahl kommt, das an Werktagen ähnlich wie bei einem Privatmann ist, so setzt kein keuchender Diener eine bunte Menge bleifarbenen Silbers auf die Tische; der größte Wert liegt in den Worten, da dort entweder nichts oder nur Ernsthaftes gesprochen wird. Die Speisen erwecken Wohlgefallen durch die Kunst der Zubereitung, nicht durch den Preis, die aufgetragenen Gänge durch ihr schmuckes Äußere, nicht durch ihre Masse. Wozu viele Worte?

Man kann da sehen griechische Eleganz, gallischen Überfluß, italische Behendigkeit, öffentliche Pracht, die Sorgsamkeit des Privatmanns, königliche Gelehrsamkeit.“ Das war ein germanischer König. Welch ungeheure Kluft trennt den durch ihn verkörperten Staatsgedanken von dem der heutigen Zeit! Wie thöricht wäre es also, selbst von den hellsten Köpfen, die den Anfängen unserer Geschichte die Wege gewiesen haben, politische Anschauungen fordern zu wollen, die wir heute von unseren Führern verlangen!

Tief vergraben im Innern schlummerte den Germanen das Gefühl von der Zugehörigkeit zu einer deutschen Nation; und wenn sie nationale Thaten vollbrachten, so geschah es unbewußt. Segensreich war der ebenso tapfere wie zähe Widerstand, den sie den in ihren Bereich vordringenden Römern jahrhundertelang geleistet haben; aber überschwenglich ist die Auffassung, die Deutschen hätten sich aus Begeisterung für ihr Volkstum so gehalten, um ihm die Ewigkeit zu gewährleisten. Das erste geschichtliche Aufflackern deutschen Nationalbewußtseins im Gegensatze zu einem anderen knüpft sich, bezeichnend für unsere ganze Geschichte, an die Niederlage von Bouvines. Der 27. Juli des Jahres 1214 hat den Nationalhaß gegen unsere westlichen Nachbarn gezeugt; aber es mußten sechs Jahrhunderte vergehen, ehe ein neuer Geist seinen Einzug in die deutschen Lande hielt und den Nationalstolz gebar.

Der Schauplatz.

„In die deutschen Lande“: inhaltsschweres Wort! „Deutschland? aber wo liegt es? ich weiß das Land nicht zu finden: Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf“, so fragt und klagt Schiller in den „Xenien“; so fragen auch wir: wo liegt Deutschland? Was will es sagen, wenn im benachbarten Österreich der Dichter singt:

„Hinaus, hinaus ins weite Feld,
Die Freiheit zu genießen!
Sie winkt, wenn unterm Himmelszelt
Den Bruderbund wir schließen;
Sie naht, wenn alles deutsche Land
Umschlingt der deutschen Einheit Band“?

Als Kaiser Heinrich VI., Rotbarts Sohn, am 1. Mai 1195 sein Königreich Sizilien verlassen hatte, schrieb der dichterisch veranlagte Peter von Eboli, der die kurze Regierung des Staufers in Unteritalien verherrlicht hat, zu seinem „liber in honorem Augusti“ einen Nachtrag und malte in das Pergament folgendes Bild dazu: In der Mitte eines von Säulenhallen umgebenen Hofes des kaiserlichen Palastes sitzt an der Quelle Arethusa, beschützt durch einen das Schwert hochhaltenden Bewaffneten, der Kanzler Heinrichs, Bischof Konrad von Hildesheim, und empfängt als Vertreter des deutschen Kaisers die vom Araber und Inder dargebrachten kostbaren Geschenke. In die Bogen der Säulenhalle aber sind die Namen der Länder, die den Besitzstand und Umfang des damaligen Reiches veranschaulichen, eingetragen: Frisia, Bavaria, Austria, Turingia, Saxonia, Boemia, Olsatia, Scavia, Pomarania, Polenia, Mestfalia (ein gelungener Schreibfehler!), Brabancia, Tuscia, Lombardia, Marchia, Burgundia, Liguria, Suevia, Francia, Lothoringia, Alsacia, Belgia, Anglia, Flandria. Darin könnte als offenbare Übertreibung der Name Anglia auffallen; blättern wir jedoch ein paar Seiten zurück, so sehen wir, wie Richard Löwenherz seine Freilassung nur dadurch erlangte, daß er sein Land vom Kaiser zu Lehen nahm: auf der zu dieser Erzählung gehörigen Zeichnung küßt der gefangene König von England knieend den Fuß Kaiser Heinrichs. Das waren Zeiten! Oder ein anderes Bild. Im Jahre 1521 wurde Karl V. von den deutschen Fürsten das sogenannte

„Reichsregiment" aufgedrängt; dieser Behörde sollten nach der Absicht des Kaisers — die Sache scheiterte aber schon im nächsten Jahr am Widerstande der städtischen Kaufmannschaften — Einnahmen zu gute kommen, die er aus dem Reichszoll ziehen wollte. Für diesen 1522 vorgeschlagenen Reichszoll nun war folgende Grenze vorgesehen: Nikolsburg, Wien, Graz, Villach, Treviso; Trient, Chur; Habsheim, Thann, Metz; Luxemburg; Brügge, Antwerpen, Bergen op Zoom, Dordrecht, Utrecht, Wesel; Hamburg, Lübeck, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Kolberg, Danzig, Königsberg, Frankfurt a. d. Oder, Betschau. Welch gewaltige Ausdehnung! Das darin umschriebene Gebiet hieß damals Deutschland; heute würde man es Mitteleuropa nennen: wir haben gelernt, uns einzuschränken.

Im Jahre 1785 berechnete man die österreichischen Erblande auf 10,320 Quadratmeilen mit 19½ Millionen Menschen; heute noch sind in Österreich nicht die schlechtesten Staatsbürger unserem Reichsschöpfer Bismarck weniger deswegen gram, daß er ein 1866 herbeigeführt, sondern daß er es 1871 unterlassen habe, jene Lande wieder dem Deutschen Reiche anzugliedern. Die Schweiz, die vor 1798 eigentlich kaum eine Nation war, hat lange Jahrhunderte unbestritten als Anhängsel Deutschlands gegolten. Will man sich ein deutliches Bild von des alten deutschen Reiches Größe machen, so greife man nur zu einer der Listen, worin die Teilnehmer an den Römerzügen verzeichnet stehen. Daraus wird man zugleich den Eindruck gewinnen, daß die Schwerkraft des Reiches damals anderswohin gerichtet war als heute. Es ist kein blinder Zufall, daß gerade unter den schwäbischen Staufern die Römerzüge an der Tagesordnung waren: Süddeutschland suchte, und das war kein unpraktischer Größenwahn, die gesunde Anlehnung an das Mittelländische Meer, das nicht bloß für jene Zeiten die Bedeutung eines Ozeans hatte. Während gegenwärtig, hauptsächlich durch die Kolonisation des deutschen Ostens und das Aufkommen der Kolonialmacht Brandenburg-Preußen, die Hauptrichtung unserer Entwickelung westöstlich verläuft, hatte die ehemalige Macht einen ausgeprägt nordsüdlichen Zug, dessen Stärke die Flußlinie des Rheines ausmachte.

Seine Stärke, aber auch seine Schwäche. Die unglückliche Auffassung vom deutschen Grenzstrome, die seit dem Baseler Frieden von 1795 durch Preußens Schuld neu aufgelebt ist, datiert aus sehr früher Zeit: von dem Gebrauche des römischen Wortes Germania, dessen Begriff sich mit einer durch Rhein und Donau begrenzten Provinz deckte, obwohl Germanen auch diesseits wohnten. Seitdem man nun den Begriff „Deutschland" mit dem von „Germania" vertauschen zu dürfen glaubte, ist es leider geschehen, daß gute Deutsche Trier und andere linksrheinische Gebiete zu Gallia, will sagen: zu Frankreich rechneten. So wird 1444 der Dauphin Louis, der spätere König Ludwig XI. von Frankreich, als Wiederhersteller der Grenzen Galliens gepriesen, so sieht 1535 Sebastian Franck in seinem „Weltbuche" den Rhein als deutsche Grenze an, so beschreibt Sebastian Münster trotz des deutlich empfundenen Bewußtseins, die Sache verhalte sich gerade umgekehrt, dennoch Trier, Metz, Lothringen, Brabant, Flandern, Lützelburg, Limburg und Holland nicht im Abschnitt „Germania" seiner „Kosmographie", sondern unter „Gallia". Darum konnte Murner im angehenden 16. Jahrhundert gegenüber Wimpheling, der 1501 bereits Straßburgs drohenden Fall prophezeit hatte, dreist behaupten, Straßburg sei gar nicht deutsch. Während 1604 noch in Mümpelgardt deutsch und französisch gepredigt wurde, hörte man um 1630 allenthalben zwischen Straßburg und Nanzig nur die alten Leute deutsch sprechen: die jungen redeten ein verdorbenes Französisch. Um dieselbe Zeit (1623) hieß die Gegend zwischen Selz, Germersheim, Altripp, Oppenheim, Ingelheim und Bacharach das „kleine Frankreich". Hatte um 1400 Ludwig von Orléans den südwestdeutschen Städten als ein Vertreter der

Anschauung: Deutschland sei nichts als ein Teil des ehemaligen französischen Karolingerreiches, gegolten, so wagte durchaus folgerichtig Ludwig XIV. dem macht- und kraftlosen Reiche die berüchtigten Reunionen zu bieten. Denn war auch jener Herzog viel zu sehr aufstrebender Standesherr gewesen, als daß er bewußt seinem Könige treue Unterthanendienste hätte thun wollen, so hat er doch zum nationalen Zusammenschlusse Frankreichs beigetragen: der Sonnenkönig brauchte nur auf diesem Grunde weiterzubauen.

Eine herrliche Saat ist daraus hervorgesprossen. In den Schulen unseres Nachbarlandes wird gelehrt: da das Elsaß einmal in den Händen Frankreichs gewesen sei, so wäre die Einverleibung Straßburgs eine „fatalité historique“ (unabwendbares Geschick) geworden; „la force des choses a tout fait“ (die Gewalt der Thatsachen hat alles gemacht), damit wäscht Henri Vast die Handlungsweise Ludwigs XIV. rein. Innerhalb dreier Jahre, von 1793—1795, hätte Frankreich jene Grenze des alten Gallien (da haben wir wieder die bekannte Spukgestalt) errungen, die seit dem Vertrage von Verdun verloren gegangen und in neunundeinhalb Jahrhunderten nicht wieder zu gewinnen gewesen sei. Die Volksdiplomatie des Wohlfahrtsausschusses hätte die nationalen Interessen besser verteidigt als die kostspielige, durch Rücksichten auf das regierende Haus behinderte Diplomatie des Königtums. Kurz: die Republik habe Frankreich die Grenzen geschenkt, die ihm die Natur gezogen habe; nur der unheilvolle Ehrgeiz eines Napoleon hätte sie wieder verlieren machen.

Solchen und ähnlichen Schlußfolgerungen gegenüber hat man sich zu fragen, was die Geschichte dazu sagt. Ein merkwürdiger Fehler deutscher Auffassung vom Staat und seinem Boden wie überhaupt von politischer Bethätigung ist große Verschwommenheit der Begriffe. Wie nach 1815 jeder ein einiges Deutschland wünschte, ohne sich klar zu machen, wie es aussehen solle, und auf welchem Weg es zu schaffen sei, wie unser Kaisertum von heute zu den verwickeltsten Einrichtungen gehört und zu den schwierigsten Rechtsuntersuchungen Veranlassung bietet, so steht es auch mit dem Inhalte des Wortes, das den Kern unserer Erörterungen bildet, mit dem staatlichen Inhalte des Wörtchens deutsch. Wir hatten schon oben (S. 142 u. 173) gesehen, daß das römische Gebilde Germania als gleichwertig mit Deutschland verwendet wurde, obwohl Germania nur bis zum Rhein und zur Donau reichte; wenn Bonifatius „universalis ecclesiae legatus germanicus“ heißt, so bedeutet das also noch nicht Apostel der Deutschen. Unter „Theodisci“ aber faßte man ursprünglich nur die eine gemeinsame Sprache, die theodisca, redenden Stämme zusammen; es ist demnach kein wirklicher Volksname. Als dann in der Volkssprache der Gebrauch des Hauptwortes „Deutsche“ den des Beiwortes „deutsch“ allmählich überwucherte, bürgerte sich statt Theodisci der begrifflich engere Name Teutones ein. Um das Land zu bezeichnen, wo diese Deutschen wohnten, gebrauchte man nun Ausdrücke wie Teutonum tellus (1020) oder teutonica patria (1080). Unser Deutschland findet sich als „diutschiu lant“ (Mehrzahl) dreimal im Annoliede (ebenfalls 1080) vor. Diese Lande aber hatten nach der Vorstellung der Zeitgenossen den Rhein nicht zur Grenze, sondern besaßen ihn als Strom. So spricht Heinrich der Löwe in einem Brief an Friedrich I. von dem gesamten teutonischen Lande, das der Rhein zerteile; so schreibt Reinbot von Turn in der Legende vom heiligen Georg (um 1250) das deutsche Gebiet in ein Viereck Bremen—Tirol, Metz—Preßburg ein; so umfaßt nach einem Zeugnis vom Ende des 13. Jahrhunderts Theutonia die Länder zwischen Utrecht—Lübeck und den Alpen, zwischen Freiburg nächst Burgund und Wien. Sebastian Münster (1544), dessen undeutsche Gelehrsamkeit bereits gekennzeichnet worden ist, gibt als Grenzen die Maas und Flandern, Ungarn und Polen, das Meer und die Alpen an. Die

Lombardei dagegen und Italien zählen die älteren Geschichtschreiber, z. B. Thietmar, nicht mehr zum deutschen Gebiete; darin haben erst die späteren zahlreichen Römerfahrten vorübergehend Wandlung geschaffen. Wir Deutschen genießen demnach den zweifelhaften Vorzug, kein klar umschriebenes Ländergebiet zu bewohnen; geschickt und kühn haben namentlich unsere Nachbarn im Westen, deren Staatsgebiet nach drei Seiten hin durch Meer und Hochgebirge scharf begrenzt ist, auf Grund dieser Unsicherheit unberechtigte Ansprüche erhoben.

1. Die alte Zeit.

Wie die alten Deutschen hinter dem Vorwurfe, allzu furiosi zu sein, nur eine preisliche Tugend sahen, in deren Bethätigung sich auszuleben sie als höchste Lust empfanden, so halten wir es für keinen drückenden Tadel, dem Volk anzugehören, als dessen Sinnbild höhnisch lächelnden Nachbarn der deutsche Michel gilt. Wir empfinden es nicht als Schmach, sondern suchen etwas darin, daß wir nicht so schlau sind wie die anderen, weil dieser Mangel an Schlauheit Geradheit und Ehrlichkeit ist. Deutsche Art tritt dem mitschlagenden Herzen oft gerade dort rein und unberührt entgegen, wo der Verstand unglückliche Seiten der vaterländischen Geschichte aufschlägt, wo er unnütze Verzettelung der Kräfte, Keime zum Nieder- und Untergang bemerkt. Nur zweimal in unserer Geschichte haben sich Gemüt und Verstand beisammen gefunden. Das erste Mal überwog das tiefe, deutsche Herz: und es wurde die Reformation geboren; das andere Mal überwog der kühle, abwägende Kopf: seitdem haben wir ein einiges Reich. Es gibt Völker auf der Erde, die in ihrem Auftreten als Gesamtheit niemals den Nutzen aus dem Auge lassen. Wenn sich Karl IV. zeitlebens nach der Beobachtung richtete, das beste sei es, von der Thorheit anderer Nutzen zu ziehen, so beweist der Kaufmann auf dem deutschen Kaiserthrone damit nur sein trotz allem undeutsches Wesen. Adolf von Nassau dagegen hat seinen Wahlspruch: „Besser ein Mann ohne Geld, als Geld ohne Mannhaftigkeit", noch im frischen, fröhlichen Reitertode bekannt. „Wir glauben nicht dem Marktgetöse, wo Krämergeist der Völker Größe nach Pfunden und nach Ellen mißt." (F. G. Fischer, 1852.)

Solche Art besteht schlecht vor dem rein politischen Denken. Wer aber der deutschen Volksseele in ihren geheimsten Regungen nachgeht, wird aufjauchzen bei dem Anblicke recht unpraktischer Thaten und Versuche. Eine stolze Reihe von Römerzügen haben wir aufzuweisen: waren sie etwa die Opfer an Gut und an gutem deutschen Blute wert? Und doch erhebt sich an ihnen das Herz und weitet sich, wenn wir jene Zeiten vor unserem geistigen Auge wieder erstehen lassen, wo man noch an die Verwirklichung von Idealen sein Leben setzte. Der kühle Verstand, der die Schlußrechnung zieht, verurteilt die Romfahrten; aber wer nur einen Funken von Sinn für deutsches Rittertum in sich spürt, der muß hier dem Verstande den Gehorsam aufsagen. Wenn nur nicht das Bewußtsein dafür fehlt, einem Staat anzugehören, der mächtig und angesehen dastehen muß, soll er überhaupt leben und gedeihen, dann ist es keine Schwäche, sich den deutschen Michel gefallen zu lassen. Im Bewußtsein eigener Kraft die kleinen Seelen ringsum in ihrem Streben, uns Abbruch zu thun, belächeln, das entspricht deutschem Wesen besser, als gespannt lauern, ob nicht etwa der klügere Nachbar einen Vorteil ergattere. Der an Klugheit seine Zeit weit übertreffende Staufer Friedrich II. hatte sich zur Lebensregel den Spruch erkoren: „Sapientis est, cum maxime possit, nocere nolle" (Weise ist es, dann dem andern nicht schaden zu wollen, wenn man's am besten thun könnte). Politisch klüger zu sein, durch Schlauheit die dummen Deutschen zu übervorteilen, dessen haben sich vorzeiten die Nachbarn und Feinde laut gerühmt. Wir brauchen das kaum zu bedauern. Auf den Ruhm, den Nutzen nicht

immer im Auge behalten zu haben, verzichten wir gern, weil uns die Treue, die dem deutschen Herzen ihr Dasein verdankt, kostbarer dünkt.

Nach dem Zeitalter der Völkerwanderung trat mit den Franken ein neuer Gegensatz in die Geschichte Westeuropas ein. Schlicht erzählt darüber die „Sächsische Weltchronik": „Die im deutschen Lande sitzen blieben, wurden Franken genannt; die nach Frankreich gezogen waren, hießen Franzosen." Diese wählten sich endlich auch einen König; doch gaben sie ihm „ein krankes Recht". Denn die Herrschaft der Merowinger war krank, weil die Gewalt beim „Größeren des Hauses", dem Major domus, stand. „Diese Krankheit währte von König zu König bis an einen, der Childerich hieß; der war zu dumm zum Herrschen. Zu seinen Zeiten war des Landes Meister Pippin." Ihn salbt Papst Stephan zum König; „also ward das fränkische Reich vom römischen Stuhl erhöht". Mehr noch wurde es erhoben zu den Zeiten König Karls. Er war der erste fränkische König, der das römische Reich gewann, und war der erste, der je zu Rom geweiht wurde. Bis dahin hatte die Wahl zum römischen Kaiser ein Recht der byzantinischen Herrscher ausgemacht; nunmehr aber kam die Kur zu den Franken und von diesen dann zu den deutschen Fürsten. Der Verfasser dieser Geschichte fügt hier, von seiner Vorlage abweichend, selbständig hinzu: „Seitdem die deutschen Fürsten die Kur ausübten, haßten die Könige von Frankreich und andere Könige dies Vorrecht sehr und arbeiteten an des deutschen Reiches Erniedrigung."

Die „Sächsische Weltchronik" stellt die durch Karls Kaiserkrönung vollzogene Verbindung mit Rom in den Vordergrund ihrer Erzählung; wir thun am besten, an diesem Standpunkte festzuhalten. Sicher hat Karl an Glaubenskraft und Kriegsmut, an Klugheit und Seelengröße alle Könige seiner Zeit übertroffen; aus den lebendigen Schilderungen des Mönches von Sankt Gallen geht deutlich hervor, daß dieser Herrscher schon zeitig zur Idealgestalt ausgewachsen ist. Redlich hat er sich den Ehrennamen des Großen, womit man ihn bald und allgemein bezeichnete, verdient; weniger vielleicht durch seine kurzlebige Weltreichsgründung als vielmehr durch die kraftvolle Arbeit am inneren Ausbau seines Frankenreiches. Klassisch-römische und byzantinische Einflüsse, irisch-schottische, selbst syrische und andere orientalische Anregungen hat er in Germanenart zur Vervollkommnung seiner Schöpfungen verwertet. Karl zeichnet sich besonders auf dem Gebiete der Baukunst und der Malerei durch die Fähigkeit aus, das Mittelmäßige von dem Guten zu sondern und nur das Bessere planvoll zu verwenden. Aber Neuschöpfungen sind seine Werke nicht. Den Eindruck einer durch und durch germanischen Persönlichkeit erhält man nicht von Karl. An das Sammeln der alten Heldenlieder, an die Bezeichnung der Winde und Monate mit deutschen Namen ist zwar mit aufrichtigem Danke zu erinnern; dennoch bleiben diese politisch begründeten Handlungen gelegentliche Äußerungen, die dem Charakter des Mannes keinen wesentlichen Zug verleihen. Karl der Große war in dem Gedankenkreise befangen, den Augustinus in seinen Büchern vom Gottesstaat entwickelt hat; sein Wahlspruch lautete: „Christus regnat, vincit, triumphat" (Christus herrscht, siegt, triumphiert). Der dem Germanentume seiner Zeit fremde kirchliche Gedanke beherrscht Karl vor allen anderen; er hat die Verbindung des germanischen Reiches mit der römischen Weltherrschaft hervorgerufen.

Karl hat damit dem Deutschtum keinen Dienst gethan. In ihm haben wir nicht den ersten König des deutschen Reiches, das er sich erobert hat, zu erblicken, sondern zunächst den westfränkischen König und von 800, genauer von 797 an den römischen Kaiser. Charlemagne gehört den Franzosen. Soweit in seiner Regierung nationale Bestandteile in Betracht kommen, sind sie westfränkisch, also deutscher Art entfremdet. Uns bedeutet er den Gründer eines Kaiserreiches, dessen deutschere Auffassung Otto der Große und die beiden Friedriche verkörpern. Karl

der Große hat durch die Betonung des Kirchlich-Römischen dem Germanentume Gedanken eingeflößt, die zwar bald von einzelnen erleuchteten Geistern als fremde gefühlt und bekämpft worden sind, dem Wesen des Volkes in seiner Gesamtheit aber eine undeutsche Richtung gegeben haben. Der in sich widerspruchsvolle Gedanke von der im deutschen Kaiserreiche gebotenen Fortsetzung des römischen hat nicht bloß in den Köpfen der Gebildeten des Mittelalters (Hrotsvith von Gandersheim, Wipo, Adam von Bremen, Ekkehard, Otto von Freising) unverrückbare Gestalt gewonnen, sondern selbst nachlutherische Denker, wie Melanchthon und Sleidan, haben in seinem Banne gestanden. Die innere Entwickelung des Verhältnisses Deutschlands zu Rom hebt an mit Karls Kaiserkrönung. Im Investiturstreite gewinnt die deutsche Auslegung keinen Sieg, vielmehr schlägt, von der Lehre von den zwei Schwertern an bis zu der von Sonne und Mond, der Kampf zu gunsten des undeutschen Papsttums aus.

In Karls des Großen Wesen ist der Fürst vom Christen nicht zu trennen. Wollte er fremde Völkerschaften beherrschen, so durfte er sie nicht im heidnischen Stande lassen. Alemannen, Bayern, Burgunden, Franken und Thüringer fügten sich dem neuen Glauben ohne harten Zwang, weil die Völkerwanderung in das Ansehen der Ortsgötter der alten Heimat mächtige Breschen gelegt hatte. Dagegen konnten die bodenständig gebliebenen Friesen und Sachsen nur mit Gewalt dem Christentum unterworfen werden. Dabei mußte ein gut Teil germanischen Lebens in Stücke gehen. Von zehn edlen Westfalen, fünfzehn Ostfalen und zwölf Engern, deren Söhne als Geiseln nach Mainz geschickt und von dort aus unter Karls Getreue weithin verteilt wurden, sind uns noch die Namen überliefert. Diesen Markrad, Thietmar und Ruodger, diesen Sigibald, Herigild und Benninc, diesen Wilbern, Linther und Warmunt mochte es schwer fallen, auf die Fragen: forsáchistu diobolae end allum diobolgeldae end allum dioboles wercum (sagst du dem Teufel, aller Teufelsgilde und allem Teufelswerk auf)? ohne Zaudern zu antworen: ec forsacho (ich sage auf) diobolae end allum diobolgeldae end allum dioboles wercum and wordum. Und aufrichtig zu bekennen: ec gelobo in (glaube an) got alamehtigan fadaer, in crist, gotes suno, in halogan gast, das war kein leichter Entschluß, weil sie damit thunaer ende woden ende saxnote (Donar, Wodan und Saxnot) hätten abschwören müssen. Das Christentum, das von der persönlichen Ehre nichts wissen will, sondern Demut lehrt, enthält mancherlei, was aus Frömmigkeit und innerlicher Auffassung leicht Andächtelei und äußerliche Bethätigungen entstehen läßt, die germanischem Wesen fremd sind. Merkwürdige Blüten hat die mittelalterliche Askese auch in Deutschland hervorgezaubert. Der brave Sachse Thietmar ist davon angesteckt, des großen Otto Bruder Bruno gibt aus mönchischem Sinne das Baden auf, Gunther von Bamberg verschmäht es 1064, sich seinen Widersachern gegenüber zu verteidigen: alles Anzeichen des Wirkens einer undeutschen Weltanschauung.

Für die Verheerungen, die übertriebene Frömmigkeit und ein allzu heftig aufgenommenes Christentum im Denken eines Deutschen hervorbringen konnten, spricht deutlich das Urteil, das in seiner Beschreibung des Aachener Reiterstandbildes Walahfrid über Theoderich den Großen gefällt hat. Daß Theoderichs Arianismus dem Rechtgläubigen von vornherein als Makel vorkommen mußte, entschuldigt nicht alles. Schon Roß und Wagen sind für Walahfrid Bilder der Hoffart und gottlosen Zuversicht auf eigene Stärke und menschliche Kraft. Dem Geistlichen, der drei Jahrhunderte nach dem großen Ostgoten lebte, gilt dieser als der Kirche grimmer Feind, dessen gewaltige Macht doch nicht hingereicht habe, das göttliche Gericht über ihn und sein Geschlecht abzuwenden. In Goldschmuck prangend, aber ewiger Qual im Schlunde des feuerspeienden Berges auf der Insel Lipari anheimgefallen: das sei das gerechte Schicksal des

Ungeheuers. Dagegen ist der mildthätige und gottesfürchtige Ludwig der Fromme dem Zeitgenossen das Muster eines christlichen Fürsten voll Glanzes, Weisheit und Vollkommenheit. Nicht bloß höfische Schmeichelei läßt Walahfrid so reden: es ist die Gebundenheit, womit sein Geist in der christlichen Anschauung des 9. Jahrhunderts verstrickt war. Von diesem falschen Denken ist Deutschland erst durch die gewaltigen Kämpfe des 16. Jahrhunderts befreit worden. In der innerlichen Erfassung der christlichen Kerngedanken und in der Andacht stehen wir den Zeitgenossen eines Karl und eines Ludwig nicht nach; aber That, Mut und Kraftentfaltung scheinen uns heute mehr als je hehre Vorzüge der alten Helden zu sein. Der Ostgote, von dem selbst der Byzantiner Prokop anerkennt, daß er zwar dem Namen nach ein unrechtmäßiger Herrscher, in der That aber ein wirklicher König gewesen sei, steht uns, die wir über die Erlaubtheit der List strenger denken, trotz seiner schlimmen Seiten viel höher als Ludwig der Fromme. Vor die Wahl gestellt, ob er dem Arianer Theoderich, der, duldsam aus Staatsklugheit, das Papsttum zu vereinzeln und von Byzanz zu lösen versucht, oder dem der rechten Kirche treu ergebenen, über den Wechsel alles Irdischen klagenden Ludwig den Preis zuerkennen solle, wird sich kein Deutscher auch nur einen Augenblick bedenken.

Ein kampffrohes Christentum, wie es Luther und Philipp von Hessen, Christian von Dänemark und Gustav Adolf, Ernst von Mansfeld und Bernhard von Weimar als echte Deutsche bethätigt haben, mutet uns heimisch an; und der Soldat des Dreißigjährigen Krieges hat aus dem unnationalen Gebete des Herrn ein deutsch-nationales Vaterunser gemacht, das wert ist, in Soltaus Liedersammlung nachgelesen zu werden. Auch in Gewissenssachen keinem Zwang unterthan sein, Gewissensfreiheit zu genießen: das ist germanisch. Von ihrem Standpunkt aus hatten die alten Sachsen vollkommen recht, der Mission Karls dreißig Jahre lang den äußersten Widerstand zu leisten. Konnten sie selbst auch nicht ahnen, welche Veränderung das Aufgeben der alten Götter und das Annehmen des Christenglaubens mit sich bringen würde, die Seltenheit germanischen Christentums in der Folgezeit beweist, wie gewaltig die Umwälzung gewesen sein muß. Der zweite Teil des Ludwigsliedes, der prächtige Heliand sind vereinzelte Erscheinungen; und die Stimme eines Theodulf, der sich gegen die Romfahrten, die eines Agobard von Tours, der sich gegen den Bilderdienst wendet, sind die von Predigern in der Wüste. Nur schüchtern wagt sich in Sankt Gallen der Widerwille gegen die Bestrebungen Clunys hervor. Und welche Verheerungen hat der Reliquiendienst mit seinem unseligen Gefolge von Neid, Habgier, Raub und Betrug einst innerhalb religiös gesinnter Kreise angerichtet!

Vom streng deutschen Standpunkt aus ist Karls des Großen Zeitalter kein Abschnitt unserer Geschichte, der deutsches Wesen klar erkennen läßt oder gefördert hat. Sein Reich war eine hier feste, dort lockere Verbindung romanischer und germanischer Bestandteile, die nicht von langer Dauer sein konnte, weil sie nur durch seine Herrscherfaust zusammengehalten wurde. Der Versuch, die den West- wie den Ostfranken in gleicher Weise fernstehenden Sachsen dem gemeinsamen Reich einzugliedern, und die zu gunsten der Bayern verlaufende Vernichtung der Avaren im Osten haben später die Möglichkeit geboten, daß sich ein germanisches Deutschland im Gegensatze zu dem schon gefestigten romanischen Frankreich entwickeln konnte. Für diese unbeabsichtigte, gegen den Geist seines Reiches gerichtete Stärkung des Gedankens einer deutschen Gemeinsamkeit dürfen wir dem großen Karl immerhin dankbar sein.

Es ist kein Zufall, daß es Konrad I. nicht gelingen wollte, das schon vor dem Aussterben der Karolinger in Deutschland in seine Stämme sich auflösende Ostfranken neu zu einen. Konrad war ein Franke; damit war schon gegenüber dem westlichen Nachbarn nicht der Gegensatz

zu erwarten, der für eine klare nationale Sonderung notwendig gewesen wäre. Es ist ein Glück für unser altes Reich gewesen, daß dem viel schrofferen, in diesem Sinne germanischeren Sachsentume die Aufgabe ward, die einander widerstrebenden Stämme der Schwaben, Bayern, Franken und Sachsen zu einem Ganzen zu verschmelzen. Das mittelalterliche Kaiserreich mit seiner Herrlichkeit ist aus der Schöpfung der beiden ersten Sachsenkönige hervorgegangen.

In einer Zeit, wo nicht nur der Reichs- und Staatsbegriff aufs tödlichste verletzt war, sondern wo auch die fremden Slawen und die wilden Magyaren miteinander wetteiferten, Deutschland zu verkleinern, hat Heinrich I. seine zähe, geduldige, ausdauernde Arbeitskraft daran gesetzt, dem kranken Volkskörper frisches Blut einzuimpfen. Die romanische Auffassung vom Staate, wie sie von Karl dem Großen durchgeführt worden und seinen Nachkommen über den Kopf gewachsen war, der Gedanke, daß alles öffentliche Leben vom Staat ausgehe und darum jede Forderung an den Staat gestellt werden dürfe, hatte den germanischen Drang zur Unabhängigkeit nicht zerstören können. In den Stammesherzogen und Grafen, die es verstanden hatten, Lehen und Ämter in Familienbesitz zu verwandeln, erwuchsen der Einheit lästige Gegner. Zwietracht, Selbstsucht und Habgier, Zerrüttung im Inneren, Hilflosigkeit gegen schleichende und stürmische Angriffe von außen kennzeichnen den Stand des ostfränkischen Reiches während des letzten Jahrzehnts des karolingischen Hauses. Bei dem Streben, durch eine hohe Auffassung von seinem Berufe dem Unheil ein Ende zu bereiten, ist der edle Franke Konrad an der Lösung der schwierigen Frage gescheitert. Praktischer und darum erfolgreicher griff sein Widersacher und Erbe, der Sachse Heinrich, die Aufgabe an. Er stand nicht, wie noch König Konrad, auf dem eingebildeten Rechtsboden einer ununterbrochenen Fortsetzung der karolingischen Herrschaft: Heinrich baute sein Reich auf dem festen Grunde der nationalen Einigung auf. Den anderen deutschen Stämmen klar zu machen, daß jetzt der von den Sachsen gekürte König auch über sie herrschen müsse, wenn das Ganze, von dessen Wert sie keine große Meinung hegten, gedeihen solle, war nicht leicht: der bayrische Arnulf war lieber ins Elend zu den Magyaren gegangen, als sich dem Franken Konrad zu unterwerfen. Niemand sprach damals von einem Deutschland, weil man sich neben dem karolingischen Weltreich und den einzelnen Stämmen etwas Drittes gar nicht vorstellen konnte. Heinrich hat überhaupt erst den Begriff des deutschen Staates geschaffen. Schon dadurch, daß er die romanisch-geistliche Königssalbung zurückwies, ließ er durchblicken, welche Ziele er sich im Gegensatze zur öffentlichen Meinung gesteckt habe.

Einfach und für jeden verständlich war seine Reichsordnung. Gegründet wurde sie auf die Herzoge. Diese für den Plan zu gewinnen, kostete allerdings Unterhandlungen, wobei manchmal der Glanz der Krone in zweifelhaftem Licht erscheinen mochte; aber Heinrichs Politik schuf die Möglichkeit einer Einung auf unblutigem Wege. Von jedem Herzog forderte und erhielt der König die Übergabe seines Gebietes; dann bestätigte er es ihm als erblichen Besitz mit der Beschränkung, daß zu allen Zeiten der König der Oberherr blieb. Was sich im Laufe der letzten Jahrzehnte an Gewohnheiten herausgebildet hatte, das erhielt nun die Weihe, vom König anerkannt zu sein. Auf echt germanischen Anschauungen beruhte das Verhältnis der Lehnsleute zu ihrem Lehnsherrn: die Führer der Stämme leisten — nicht laut der Strenge des Gesetzes, sondern zufolge einer auf Treu' und Glauben beruhenden Verpflichtung — dem Könige die Heeres- und Gerichtsfolge. Innerhalb des engeren Vaterlandes ist der Herzog immer noch der einzige, dem der Stamm den Treueid zu leisten hat; er aber hat für seinen Stamm dem obersten Feldherrn, Richter und Schirmherrn gegenüber die Pflichten des Lehnsmannes zu erfüllen: eine beschränkte, doch edle Freiheit.

Meisterlich hat Heinrich I. den Grund zum Deutschen Reiche gelegt. Neben Sachsen und Franken erhielten auch Lothringen, Schwaben und Bayern die gleiche Stellung in staatsrechtlichen Fragen, so daß sich auf allen fünf Stämmen ein allgemeines Reichsrecht aufbaute. Dieser Verzicht auf alte Vorrechte zeitigte die schönsten Früchte: fünf Wochen nach dem Tode Heinrichs haben sämtliche deutschen Stämme seinen Sohn Otto zum Könige gekoren. So hatte sich die Staatsklugheit des ersten wirklich deutschen Königs, die geschichtlich berechtigten Eigenheiten der einzelnen Glieder des Reichsverbandes zu schonen, diese aber zu gemeinsamen Thaten heranzuziehen, glänzend bewährt. Indem Heinrich von seinen Hoheitsrechten: der Bestätigung der Herzoge, der Berufung zu Reichstagen, der kräftigen Handhabung des Landfriedens und der Einsetzung von königlichen Pfalzgrafen, ernsten Gebrauch machte, beugte er auch Widerwillige unter seine Herrschaft. Ein reicher Schatz an Königsgut, den erst die Verschleuderung der Späteren geschwächt und aufgezehrt hat, ermöglichte königliche Belohnung der Getreuen und ein machtvolles Auftreten im Lande. Besonders trug zur Erhöhung des Ansehens die Stellung des sächsischen Königtums zur Kirche Deutschlands bei. Heinrich und sein großer Sohn haben die Äbte und Bischöfe eingesetzt, die Kirchenzucht gehandhabt, vom Kirchengute Steuern eingezogen und über Kirche wie Schule stets als oberste Schirmherren gewacht. Wenn Bildung Macht verleiht, so war die Kirche, ihrer Zeit die alleinige Hüterin geistiger Güter, das mächtigste Glied des Staatswesens. In der Kirche Deutschlands, die damals national wirkte, war dem sächsischen Königtum eine kraftvolle Stütze erstanden.

Das Deutschland Heinrichs und Ottos bedeutet einen echt deutsch gedachten und echt deutsch ausgebildeten Bundesstaat: ein königliches Haupt, und die Glieder mit dem Haupte durch eine Verfassung verbunden, die Rechte und Pflichten ebenmäßig verteilt. Nach den Wirren vorher hatte man nun ein fest gegründetes und bis zum letzten Dorfe beruhigtes Reich; die Zeitgenossen bewunderten schon diesen inneren Frieden wie ein Geschenk vom Himmel. Dadurch aber war die Kraft gewonnen, den gefährlichen äußeren Feinden durchgreifenden Widerstand zu bieten. Heinrich hat nicht das Städte- und das Ritterwesen geschaffen; aber er war, hierin den größten Männern der Geschichte gleichend, ausgerüstet mit dem feinen Gehöre, kommende Zeiten in den Volkstiefen ahnend zu vernehmen. Seine Ordnungen und Einrichtungen waren Wohlthaten. Einer neuen Kriegskunst hat er mit soldatischem Scharfblick die Wege geebnet; und durch Rat und Beispiel hat er planmäßig und rasch darauf hingewirkt, befestigte Städte anzulegen.

Einen reichen Kranz von Sagen hat die dankbare Nachwelt um die Gestalt unseres ersten deutschen Königs gewunden. Heinrich habe sich die Krone auf einer Stange vortragen lassen; das will sagen: auf dem Haupte saß ihm die Krone wohl nicht, besessen hat er sie doch. Die Finken, die er fangen wollte, bekam er sicher in sein Netz: den Finkler oder den Vogelsteller nennt ihn noch heute der Volksmund. Der erste Turnierkönig sei er gewesen, so kündeten die Herolde; das bedeutet: im letzten Grunde wurzelt das deutsche Rittertum in dem Boden der sächsischen Reichsgründung. Und Chroniken des ausgehenden Mittelalters leiten das urgermanische Recht, wonach zur Sühne für Verletzungen oder Tötungen ein Friedegeld, das „Gewette“, an den König als den Wirker des Friedens, entrichtet werden mußte, auf Heinrich zurück. So tief lebte im Volke das Bewußtsein von dem treuen und machtvollen Walten dieses deutschen Königs.

Vieles, was Heinrich gewollt und Otto I. großartig ausgeführt hat, ist in höherem Sinne nur Ansatz geblieben. Zu der nationalen Politik des Sohnes gesellte sich allmählich eine Weltpolitik, die jene zarten Keime überwucherte oder vernichtete. Dies zweite Weltreich war keine einfache Wiederholung des Gebäudes, das Karl der Große auf dem Grunde seines Frankenreiches

aufgeführt hatte, sondern ein Kunstwerk, in dem mit manchen fremden Bestandteilen viel Deutsches verquickt war. Und Otto I., der Große, war ganz der Mann, seine Schöpfung zu bemeistern. Doch der hohe Gedankenflug des zweiten Sachsenkönigs hat dem Deutschen Reiche keinen Segen gebracht. Am Ende desselben Jahrhunderts, dessen Mitte herrliche Blüten deutschen Volkstums gezeitigt hatte, steht dem Reich ein Fürst vor, der, obwohl vom Vater und Großvater her grundsächsischer Abstammung, dank dem byzantinischen Einflusse seiner Mutter, dem italienischen der Großmutter, dem französischen des Lehrers, seine saxonica rusticitas, die sächsische Bäurischkeit ablegt, deren er sich schämt. Derartige das Vaterland verleugnende Neigungen spiegeln in der gesamten Lebenshaltung der Gebildeten der damaligen Zeit wider. Die Geistlichkeit vor allem war undeutsch geworden: ihr höchstes Ziel war eine Verquickung des klassischen Altertums mit dem Christentum in einer sehr niedrigen Auffassung. Trotzdem wäre es falsch, in allem und jedem, auch in der Kunst Bernwards von Hildesheim, fremde Bestandteile wittern zu wollen, nur deshalb, weil diese Kunst einem Mann ihre Blüte verdankt, der, entsprossen einem sächsischen Grafengeschlechte, wegen seines engen Verkehrs mit dem der Nation entfremdeten Kaiser die ausländischen Einflüsse gefördert haben könnte. Die Nachbarn der Deutschen, die näheren und die ferneren, die Franzosen und die Byzantiner, sind ebensowenig unbeeinflußt geblieben, wie es thöricht ist, dem Deutschen jede selbständige Regung auch in Zeiten nationaler Dürre abzusprechen. Anklänge an Leistungen des Auslandes brauchen nicht immer Entlehnungen zu sein: bei gleichem geistigen Zustande können zwei Völker der Erde dasselbe Ding unabhängig voneinander erzeugen. Bei Kunstschöpfungen auf Eigenlob zu verzichten und dafür sklavische Nachahmung des Fremden anzunehmen, sind wir Deutschen so gern bereit, daß wir oft für selbsterworbene Güter Völkern Dank abstatten, die ihn gar nicht verdienen. Liegt aber wirklich Entlehnung vor, so hat unser Volk in den allermeisten Fällen aus dem fremden Gut etwas Neues entwickelt. Das deutsche Volkstum ist vor vielen anderen im stande gewesen, sich Menschen der verschiedensten Abstammung und ihre Leistungen einzuverleiben. Deutschland hat zwar Zeiten durchgemacht, wo sich das Fremde bei uns Bürgerrechte erworben hatte, die einer Unterdrückung deutschen Wesens gleichkamen; aber immer wieder hat es aus dem Inneren die Kraft geschöpft, das Fremde durch Verschmelzung zu überwinden und deutsch zu bleiben.

Kein politisches Gebilde vermag die gesamte Weltgeschichte aufzuweisen, das an Tiefe und Großartigkeit, an Würde und Schönheit mit dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation verglichen werden kann: international, wie es nur eine umfassende Einrichtung des Mittelalters überhaupt sein kann, und dennoch im innersten Grunde deutsch. Unter Karl dem Großen zur einen Hälfte germanisch, zur anderen romanisch verwirklicht, ist der Gedanke: das römische Kaisertum unter dem Segen der von ihm beschirmten Kirche zu erneuern und wieder zur größten Macht der westlichen Länder erstarken zu lassen, durch die Herrscher aus den Häusern der Sachsen, Salier und Staufer in mannigfaltigem Wechsel und mit echt deutschem Idealismus unter großen Opfern an Gut und Blut in die That und das Leben übersetzt worden. Heilig in seinem christlichen Ziele, römisch in seinen geschichtlichen Voraussetzungen und deutsch in seinen Trägern, ist dieses Weltreich des Mittelalters ebenso eine greifbare Macht gewesen wie eine für die Fortbildung der europäischen Menschheit heilsame Entwickelungsstufe. In dem einen Jahre 1032 lagen Mieczislaw von Polen und Odo von Burgund besiegt vor den Füßen Konrads II. Innerhalb des Zeitraums von 1046—54 hat Heinrich III. drei Päpste ab- und vier eingesetzt. Zwischen Römer- und Kreuzzügen hat Walther von der Vogelweide seine schönsten Vaterlandslieder gesungen. Frische, fröhliche Hiebe prasselten auf die falschen Welschen, die

oberitalienischen Welfen, nieder; man blättere nur in der wertvollen Handschrift, die den Romzug Heinrichs VII., des letzten, der die alte Kaiserherrlichkeit auf kurze Zeit wieder aufleben ließ, in zahlreichen farbenprächtigen Bildern schildert. Wenn nach siegreichem Kampfe der Kaiser über die Aufständischen zu Gericht saß, so verhängte er nach den Anschauungen seiner Zeit harte Strafen, und alles stand unter dem Banne der deutschen Herrschermacht (s. die beigeheftete farbige Tafel „Kampf und Gericht beim Romzug Heinrichs VII.“). Noch an der Schwelle einer neuen Zeit haben die Franzosen die größten Anstrengungen gemacht, dies angeblich schemenhafte, wesenlose Gebilde für sich zu gewinnen: im bayrisch-französischen Bündnisvertrage von 1670 setzte Frankreich mit vieler Mühe Bayerns Unterstützung beim Aussterben der Habsburger in Deutschland und Spanien durch. Die Erwerbung der römischen Kaiserkrone galt also auch dem Ausland als ein erstrebenswertes Ziel. Sehen wir einmal vom Papsttume, der großartigsten aller mittelalterlichen Mächte, und von dem Gebiete seiner unmittelbaren Herrschaft ab, so ist es Deutschland gewesen, das die inhaltsreichsten Schöpfungen hervorgebracht hat. Nirgends hat es mächtigere Fürsten, geistliche und weltliche, gegeben, die sich ihren Herrschern, dem Papst und dem Kaiser, oft mindestens ebenbürtig zeigten, als in Deutschland. Der klug gegliederte Lehnsstaat mit seinen verschiedenen Abstufungen, das streitbare Rittertum mit seiner herrlichen Blüte, dem Deutschherrenorden im Preußenlande, das Städtewesen mit seinen stolzen Gilden und ehrbaren Zünften: welch eine Fülle von Erscheinungen voll Leben und Mut, Thatkraft und Selbständigkeit mitten im „trüben, traurigen, dunkeln“ Mittelalter! Bei aller Zersplitterung wahrte man doch eine wenigstens gedachte Einheit unter dem kaiserlichen Oberhaupte; und wo dies versagte, war man bestrebt, der Schwachheit der Vereinzelung durch Bünde abzuhelfen. Die ritterlichen Einungen und die Städtebünde, deren Krone immerdar die deutsche Hanse bleiben wird, zeigen, daß der Deutsche des Mittelalters kein blöder, thörichter Schläfer gewesen ist.

Das deutsche Kaisertum der vergangenen Zeit ist nur sich selbst vergleichbar. Selbst der preußische Aar hätte seine Schwingen nie so kräftig entfalten können, wenn sein Horst nicht im alten Reiche gestanden hätte. Heute freilich hat nur das Reich Anspruch auf Dauer und Macht, das in allererster Linie, ja ausschließlich Staatszwecken huldigt. Früher war das anders. Staat im heutigen Sinne war das heilige römische Reich deutscher Nation *lediglich nebenbei*, zufällig, unbewußt; seine vornehmste Lebensbethätigung lag auf anderem Gebiete. Als ein nur locker gefügtes Ganzes, als ein Gemeinwesen beschränkter und doch höherer Art hat es die Möglichkeit geboten, daß sich die verschiedensten Kräfte uneingeschnürt, unbeengt in fröhlichem Wettstreit entfalten konnten (vgl. S. 188). Politisch kann dabei nur dann etwas Großes erreicht werden, wenn ein eiserner Wille die Widerstrebenden zusammenfaßt und dem von ihm gewollten Ziele zuführt; aber in allen übrigen Dingen wird ein so eigenartiges Wesen vermöge der ihm innewohnenden Lebensfülle bei günstiger geographischer Lage im stande sein, Jahrhunderte hindurch den Durchgangs- und Mittelpunkt für die gesamte gleichzeitige Kultur zu bilden. Diesen Beruf hat Deutschland auch dann noch erfüllt, als die äußeren Umstände sich schon so sehr geändert hatten, daß das Reich sozusagen nur noch als Gedanke in den Köpfen lebte. Wie hätte es sonst so lange sterben können?

An der Vereinigung von geistigen Errungenschaften verschiedener Völker zu einem Gesamtbild ist das Kaisertum des Mittelalters und sein Reich deutlich als deutsches Erzeugnis zu erkennen. Nichts Menschliches ist dem Deutschen fremd; und selten hat eine politische Form die Fähigkeit besessen, den *jeweiligen Stand der Menschheit* darzustellen, wie das alte Deutschland. Betont man den Standpunkt reinen, unverfälschten Deutschtums, so ist diese Eigenschaft kein

Kampf und Gericht beim Romzug Heinrichs VII.;

ein Blatt aus dem Codex Balduineus.

1. Bild: König Heinrich schlägt am 12. Februar 1311 den Aufstand der Mailänder unter Guido della Torre nieder.

Bellum [darüber von anderer, wahrscheinlich Erzbischof Balduins Hand: melant], ibi Gwido de Turri evasit.	Schlacht [in Mailand]; dabei entwich Guido della Torre.

Graf Werner von Homberg (2 schwarze Adler übereinander in gelbem Felde), einer der tapfersten Kämpen des deutschen Heeres und ein Schrecken der Gegner in der Feldschlacht, auch Minnesänger, spaltet einem guelfischen Anführer (2 gekreuzte silberne Lilienzepter in rotem Grunde) mit gewaltigem Schwertstreich Helm und Haupt. Rechts im Hintergrunde kämpft der kühne Führer der Deutschen Ordensritter, der Landeskomtur in Franken Konrad von Gundolfingen (schwarzes Kreuz in silbernem Felde), gegen einen Italiener (blau mit silbernen Sternen). Herzog Leopold von Österreich (rot mit silbernem Balken), die Blume der deutschen Ritterschaft, greift daneben einen Torre (rot) an. Von links eilen herbei: Friedrich von Burtscheid aus der alten, noch blühenden lützelburgischen Dynastenfamilie (3 rote Rebenblätter oder Herzen in Silber), der schöne und ritterliche Graf Walram von Lützelburg (im Sturmhut), der Bruder des Königs, dann Heinrichs Schwager Graf Amadeus von Savoyen (silbernes Kreuz in rotem Grunde) und der lützelburgische Vasall Ritter Gottfried von dem Bongart mit dem Sparren (silberner Sparren in rotem Felde) aus dem Herzogtum Limburg. — Die ritterlichen Kämpfer sind im vollen kriegerischen Schmucke. Schilder, Wappenröcke und Pferdedecken tragen dasselbe heraldische Abzeichen. Unter dem Wappenrock erscheint das an den Beinen durch Schienen und Platten, auf der Brust durch einen Stahlharnisch verstärkte Panzerkleid. Lederne Stulphandschuhe schützen die Hände. Die Sättel aus buntem Leder haben hohe Vorder- und Rücklehnen. Außer dem Lützelburger tragen alle Kämpen Stechhelme mit geschlossenem Visier. Die Schwerter des von Bongart und des blauen Italieners sind durch eine leichte Kette mit dem Brustharnisch verbunden.

2. Bild: König Heinrich sitzt zu Gericht über das aufständische Mailand und die flüchtigen della Torre.

Rex sedet in iudicio, turres destruxit in Melant.	Der König saß zu Gericht und zerstörte die Zwingburgen [Wortspiel: die della Torre] in Mailand.

Der König, das Lilienzepter in der Hand, die Krone auf dem Haupte, sitzt auf einem teppichbehangenen Goldsessel, dessen Armlehnen in Hundeköpfen enden. Das Gewand ist Goldbrokat, der Mantel, in dessen Schleife die linke Hand greift, rot und mit Vehpelz gefüttert. Bischöfe in roten, pelzverbrämten Talaren, Fürsten und Herren in Festgewändern und Panzern stehen zu beiden Seiten. Im Vordergrunde links kniet oder sitzt das Volk von Mailand in bunten, oft geteilten Kleidern und schwört Gehorsam; rechts streckt der Rat dem Könige die Stadtschlüssel entgegen. — Das Urteil über Guido della Torre und die schuldigen Glieder seines Geschlechts, die nach Cremona geflohen waren, lautete auf Verlust des Lebens und der Güter; Guidos Oheim, der Bischof Cassone, mußte auf einige Zeit in die Verbannung gehen.

(Nach G. Irmer: Die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. im Bildercyklus des Codex Balduini Trevirensis, herausg. von der Direktion der K. Preuß. Staatsarchive, Berlin 1881. Die daraus hier wiedergegebene Tafel ist die einzige des aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammenden kostbaren Kodex, die mit Deckfarben ausgeführt ist.)





Kampf und Gericht beim Romzug Heinrichs VII.; ein Blatt aus dem Codex Balduineus.

(Nach G. Irmer, „Die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII.“)





Kampf und Gericht beim Romzug Heinrichs VII.; ein Blatt aus dem Codex Balduineus.

(Nach G. Irmer, „Die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII.“)

Vorzug. Einen Teil der Schuld davon trägt die oben (S. 173) geschilderte geographische Lage. Ungestraft bewohnt kein Volk ein Gebiet, das sich mitten zwischen anderen ausbreitet und über weite Strecken hin mit flüssigen Grenzen ausgestattet ist. Die Alpen sind kein Himalaya, die Ostsee ist kein Ozean; weder Rhein noch Elbe oder Weichsel haben herüber- und hinüberflutende Scharen ernstlich aufhalten können, und mitten ins Herz der Fremden hinein führt die Wasserstraße der Donau. Deutschland ist ein Boden, wo immer wieder die verschiedenartigsten Eindringlinge zusammentreffen, miteinander kämpfen und sich vertragen werden. Normännische Wikinger haben die nördlichen Küsten heimgesucht, magyarische Horden den Osten und Süden verwüstet; slawische Siedelungen haben sich bis nach Bayern hinein ausgedehnt, und in hartnäckigem Ringen ist deutsche Kolonisation im Osten vorgedrungen, wo sie noch heute ehrenvoll, wenn auch nicht ohne Verluste, das Feld behauptet. Die Reformation ist ein deutsches Werk, das von seiner Wiege aus nach allen Seiten um sich griff, besonders aber den stammverwandten Norden erfaßte; England hatte seinen Wiclif, Böhmen seinen Hus gehabt: den Weltreformator konnte nur Deutschland gebären. Für den großen Religionskrieg des 17. Jahrhunderts war Deutschland der gegebene Schauplatz. Die politische Form war im Laufe der Jahrhunderte schwach und schwächer geworden, die Pforten standen überall den Fremden offen; schadlos konnte sich der Spanier, Franzose und Schwede auf deutschem Gebiete tummeln. Aber nach todähnlichem Schlummer erstand ein neues Erwachen in Deutschland: die Welt wird immerdar bewundernd zu den Höhen emporblicken, auf denen unsere Herder und Lessing, unsere Goethe und Schiller, unsere Kant und Hegel thronen. Und europäische Angelegenheiten wurden, nachdem durch Bismarcks unvergleichliche Staatskunst ein neues Reich in strafferer Einheit erstanden war, zu Berlin geordnet und erledigt, als dem politischen Mittelpunkt Europas.

Von allen Herrschern der deutschen Kaiserzeit steht uns menschlich am nächsten Heinrich IV.; die mächtigste Erscheinung ist Friedrich Rotbart, die interessanteste sein Enkel Friedrich II. Heinrichs IV. Charakter ist mit zwingender Gewalt von Wildenbruch gezeichnet worden; gerade in seinen Fehlern, Ecken und Kanten ist er deutsch und uns vertraut. Wirkt Barbarossa durch seine Einsicht und seine Macht, durch das kraftvolle Durchsetzen seiner Pläne, so beruht Heinrichs Deutschtum wesentlich im Wollen allein: er hatte zu viel Gemüt. Mag er auch den Schwamm im deutschen Herzen anderer noch so bitter verhöhnen, ihm selber sitzt er unausrottbar im Inneren. Keines deutschen Kaisers Tod ist so rührend beklagt und beweint worden wie der Heimgang Heinrichs IV. „Wer möchte Wasser meinem Haupte leihen und einen Zährenquell meinen Augen, daß ich bejammere, nicht den Untergang einer bezwungenen Stadt, nicht die Gefangenschaft geringen Volkes, nicht den Verlust meiner Habe, sondern den Tod Heinrichs, des kaiserlichen Herrn, der meine Hoffnung war und alleiniger Trost, der, um von mir zu schweigen, mehr als das gewesen ist: der Stolz Roms, die Zierde des Reiches, die Leuchte der Welt?" So beginnt die in der Litteratur einzig dastehende Totenklage, die „Vita Heinrici IV". „Ich kann mir nicht gebieten, das Leid zu verschmerzen, mögen sie auch ihre Wut schärfen wider mich. Der Schmerz kennt nicht Furcht. Auch nicht alleine beklage ich seinen Tod: das ganze römische Reich betrauert ihn, und außer den lauernden Gegnern seiner Macht und seines Lebens bejammert ihn gemeinsam arm und reich. Ihr, o ihr Armen, habt den mächtigsten Antrieb zur Bekümmernis; denn jetzt erst seid ihr verarmt, da ihr des Trösters eurer Armut verlustig geworden seid." Der ungenannte Freund des Vielgeprüften schließt mit den warm empfundenen Worten: „Wie diese Schilderung der Thaten, der Mildthätigkeit, des Geschickes und des Endes Kaiser Heinrichs von mir ohne Thränen nicht geschrieben werden konnte, so wirst du sie nicht lesen können

ohne Thränen." Man ist versucht, neben diese im Ausdruck hier und da etwas überschwengliche, aber tief ergreifende Klage jene mit verhaltenen Thränen gesprochene, mit Thränen aufgenommene Botschaft zu stellen, die Bismarck nach dem Tode seines kaiserlichen Herrn an den Reichstag gerichtet hat. Trotz aller Verschiedenheit des Charakters hatten Heinrich IV. und Wilhelm I. das eine gemein: vom Volke wie ein Vater geliebt zu werden.

Ganz anders geartet war die Herrschaft des zweiten Friedrich. Wenigen wurde wie ihm eine solche Kette der wechselvollsten Schicksale, eine so eigentümliche Stellung nach Ort und Zeit zu teil. Der schönste und merkwürdigste Ausschnitt aus dem Mittelalter knüpft sich in mehr als einer Beziehung an seinen Namen; kaum eine der größeren Erscheinungen seiner Zeit gibt es, die spurlos, ohne Einfluß auf seine Regierung auszuüben oder von ihr zu erfahren, vorübergegangen wäre. Es war jene Zeit, wo nach dem großen Gegner Heinrichs IV., Gregor VII., durch seinen glücklicheren Nachfolger Innocenz III. die päpstliche Herrschsucht und Anmaßung auf einen fast unmöglichen Grad gesteigert worden war; wo in den Ritterorden, den Bettelorden und in der Inquisition furchtbare und feste Säulen und Stützen des geistlichen Baues aufgerichtet wurden; es war jene Zeit, wo eine in umgekehrter Richtung wiederholte Völkerwanderung nach und nach zehn Millionen Menschen, die Auslese der von einem allgemeinen Gedanken ergriffenen europäischen Menschheit, nach dem Heiligen Land entführte und als schönste Blüte mittelalterlichen Christentums die Kreuzzüge zeitigte; wo in den Waldensern und Albigensern, nachdem mancher Einzelne schon vorher ohnmächtig, doch unvergessen seinen mahnenden Ruf zur Ein- und Umkehr hatte ertönen lassen, Vorläufer des Protestantentums laut wurden; wo das Rittertum durch die Religion geadelt wurde und eine planmäßige Ordnung und Gestalt bekam. Während Friedrichs Regierung begann der Stand des freien Bürgers seine Entwickelung und wenn auch einseitige, so doch glückliche Ausbildung; in Deutschland vom Kaiser gegenüber den Herren begünstigt, in Italien als Genosse und Werkzeug des Papstes bekämpft, fand er in großen Verbindungen nach außen und im Inneren Kraft und den Stützpunkt zu mächtigem Aufschwung. Unter Friedrich II. wurde zum erstenmal in deutscher Sprache gegen das Faustrecht, das Unrecht des Stärkeren, ein Landfriede geboten, fing in seinen frühesten Ansätzen das geheime Gericht der Feme zu arbeiten an; unter Friedrich fand der Provenzalen Gesang eine neue Heimat in Deutschland und Italien, Ehre und Übung bei Kaiser und Fürst. In diese Zeit zeichne man die Gestalt des großen Staufers hinein, und man wird erkennen, wieviel er von ihr, wieviel sie von ihm hat, um wieviel er sie überragt. In dem Staatenbunde des mehr der Zersplitterung als der Einung zuneigenden Deutschlands hatte er einen übermächtigen Adel, im oberen Italien ein übermächtiges Bürgertum, im mittleren eine übermächtige Papstherrschaft zu Gegnern, während es in Unteritalien galt, die einander feindlichen Reste von sechs Völkern zu versöhnen und durch innere Bande zu vereinigen. Von weltlichen wie geistlichen Waffen, von Gegenkönigen, Bann und Interdikt bekämpft, hat Friedrich II., siegreich und besiegt, nahe an vierzig Jahre ausgedauert; er hat die Empörung eines Sohnes, den Verrat des Freundes, den Verlust des Lieblingskindes überstanden. Dem großen Staufer den ein halbes Jahrtausend später die Welt mit seinem Ruhm erfüllenden großen Zoller an die Seite zu stellen, ist mehr als bloße Spielerei mit Namen.

Friedrich der Rotbart und sein Enkel haben nicht umsonst gelebt. Das Schönste, was einem Fürsten zu teil werden kann, ist die in Dichtung und Sage von Jahrhundert zu Jahrhundert fortlebende Liebe der Nation. Weil unser Volk nach dem Untergange der Hohenstaufen sein Sehnen nach dem Erstehen eines neuen, mächtigen Kaisergeschlechtes nicht erfüllt sah, tröstete

es sich, in deutscher Glaubenszähigkeit niemals ganz verzweifelnd, mit der Erinnerung an eine herrliche Vergangenheit, mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Läßt man das erste Auftauchen, Bekannt- und Heimischwerden der Kaisersage in Deutschland und ihre Wandlungen im späteren Mittelalter an sich vorübergleiten, so lernt man ein gut Teil der Geschichte unseres Nationalgefühls kennen. Denn tief und schnell hat sie, der unsere nationale Einigung nicht wenig verdankt, im gesamten Volke Wurzel geschlagen und von alters zu seinen Lieblingsdichtungen gehört; „auf den alten Kaiser warten“ war in Schwaben eine sprichwörtliche Redensart.

Im letzten Grund ist auch unsere Kaisersage aus Keimen ersprossen, die der gesamten Menschheit angehören. Der babylonische Drachenmythus und der Glaube an Zeiten besonderer Verwirrung vor dem Herrscher der letzten Tage und seinem Kampfe mit dem Fürsten der Finsternis sind semitischen Ursprunges; weitere Zuthaten liefern die sibyllinischen Bücher. Diese sich kreuzenden Weissagungen wurden durch den Einfluß des Christentums leicht verändert und treten in dieser Form zum erstenmal unter dem Sohne Konstantins des Großen im 4. Jahrhundert zu Byzanz hervor. Das germanische Abendland nahm sich der Sage mit großer Schnelligkeit an; da sich in der „Edda“ unverkennbare Anklänge an die christliche Überlieferung von Weltuntergang und Welterneuerung wiederfinden, so erklärt sich die sonst merkwürdige Aufnahme und Aneignung fremder Gebilde leicht. Gestalt gewinnt die nunmehr stark christlich gefärbte und dem politischen Denken jener Zeit angepaßte Sage in den trüben Tagen, die über das der Auflösung anheimfallende Frankenreich Karls des Großen am Ausgange des 9. Jahrhunderts hereingebrochen waren. Aber während bis dahin die Hoffnung auf einen mächtigen, das römische Reich erneuernden Friedenskaiser keine nationalen Sondergelüste gezeitigt hatte, tauchen jetzt, wo sich zum ersten Male schüchtern die Knospen nationaler Sinnesart hervorwagen, je nach dem Volke verschieden lautende Prophezeiungen auf.

Doch Deutschlands Geist war noch nicht stark genug, die ihm und seiner Zukunft feindlich gesinnten Bildungen zu verdrängen. Erst das glänzende Auftreten Friedrich Barbarossas hat der deutschen Kaisersage neue Nahrung verliehen. Dennoch knüpft nicht an ihn die Sage von der Wiederkunft eines großen Kaisers an. Sicher mußte die erschütternde Kunde vom jähen Tode Friedrich Rotbarts zusammen mit den trüben Befürchtungen, die nach glänzender Wiedererweckung der staufischen Weltherrschaft das plötzliche Ende Heinrichs VI. in jedem vaterlandsliebenden Deutschen heraufbeschwor, die baldige Erfüllung der alten Kaiserhoffnung zu einer brennenden Frage machen. Sicher hat sich der unerschütterliche Glaube an die endlich einmal kommende, mit einem fürchterlichen Strafgericht über das Böse einsetzende Welterneuerung damals, um 1200, in den Herzen der Deutschen festgesetzt. Aber die Sage von dem im Kyffhäuser schlummernden und des schönen Tages der erfüllten Hoffnung harrenden Kaiser geht ursprünglich auf den zweiten Friedrich zurück. Diesem uns heute Lebenden gleichgearteten Fürsten, dem letzten großen Staufer, war es vorbehalten, der deutschen Kaisersage unverwelkliches Leben einzuhauchen. Seine ganze Persönlichkeit war dazu angethan, zu fesseln, anzuziehen oder abzustoßen. Gleichgültigkeit ihm gegenüber war nicht möglich; hier Bewunderung und Anbetung, dort grimmer Haß und unerbittliche Verurteilung. Solch ein Herrscher mußte die Volksseele in ihren tiefsten Tiefen beschäftigen und aufrühren. Den vom Papste mehrfach gebannten und mit dem Fluche des Antichrists belegten Kaiser verdammen die geistlichen Kreise als den verkörperten Bösen, den Teufel in Person; die weltlichen, freiheitlich und national denkenden Deutschen priesen in ihm den Vorkämpfer für eine geläuterte Weltordnung. Bald nach Friedrichs Tode und lange vor Luther verlangten gut Gesinnte eine Besserung der Kirche nach Haupt und

Gliedern und eine Linderung der wirtschaftlichen Verarmung: in Friedrich II. fanden sie den „guten“ Kaiser, dessen Wiederkommen die Zeit von ihren Gebrechen heilen werde.

Seitdem ist die Kaisersage deutsch geworden. Sie haftet am deutschen Boden; besonders in Thüringen hat man ihr gehuldigt. In Mitteldeutschland zur volkstümlichen Überzeugung geworden, hat sie das Gedankenleben auch der anderen deutschen Stämme so befruchtet, daß sie von dem Augenblick an, wo sich der germanische Götterglaube an Wodans geheimnisvolles Wirken unlösbar mit ihr verschmilzt, zur deutschen Nationalsage wird. Ein mächtiger, guter und weiser Friedrich III. war der ersehnte Gegenstand der niemals verzweifelnden Hoffnungen. Als Friedrich Wilhelm von Preußen todwund auf den jungen deutschen Kaiserthron, nach seiner Anschauung den unveränderten Sitz der alten Kaiserherrlichkeit, berufen wurde, hat er sich, wohl nicht bloß als Nachfolger des Siegers von Roßbach und Leuthen, Friedrich III. genannt. Spät erst verblaßte die merkwürdige Staufergestalt des zweiten Friedrich; und an ihre Stelle trat allmählich, immer fester werdend, die neu heraufgeholte Erinnerung an die volkstümliche Persönlichkeit Friedrich Rotbarts. In den düsteren Tagen der kaiserlosen, schrecklichen Zeit hatte sich die Hoffnung auf die Wiederkunft eines starken Kaisers natürlich an den letzten aus der Reihe des letzten Hauses, an den kürzlich verstorbenen, aber nicht totgeglaubten Friedrich II., kurz darauf an dessen Enkel, den Wettiner Friedrich den Freidigen, geknüpft; als aber Jahrhunderte darüber hinweggerauscht waren, hob sich der dem Volke vertrauter gewesene Barbarossa nach und nach hervor und verdrängte schließlich seinen Enkel. Seit dem Wiederaufleben deutschen Nationalgefühls in den Jahren 1809 und 1813 ist der erste Friedrich der Kaiser des Kyffhäusers; nur der gelehrten Forschung ist es gelungen, hinter seinen wetterharten Zügen andere zu entdecken. Das machtvolle Auftreten Napoleons I. hatte nicht nur einzelne Köpfe, sondern ganze Stämme Deutschlands so gefangen genommen und verwirrt, daß man sich in Thüringen zuraunte, Napoleon habe den Kaiser Rotbart im Kyffhäuser abgelöst; an die Kunde vom Tode des Gewaltigen wollte der kleine Mann, der an dem Kaiser gehangen hatte, der Soldat wie der Bauer, nicht glauben. Keine geringe Arbeit hat es gekostet, gegenüber dieser undeutschen Sagenbildung, die der Hoffnungsfreudigkeit unseres Volkes ein glänzendes, seinem politischen Sinn und Nationalstolz ein trauriges Zeugnis ausstellt, die deutsche wieder zu Ehren zu bringen. Diese hat, neu belebt, die Begeisterung der Freiheitskriege günstig beeinflußt, die trüben Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts überdauert und endlich in der Gründung des zweiten Kaiserreiches die von Geschlecht zu Geschlecht vergeblich herbeigesehnte Verwirklichung erlebt.

Nach Konrads Tod und Konradins Fall gibt es in der deutschen Geschichte nicht viel, was man als staatlich verkörpertes Deutschtum hinstellen dürfte. Rudolfs I. Persönlichkeit hat gewiß manche brave Seite aufzuweisen. Er hat das Bild des stolzen Adlers als Reichswappen eingeführt; und nicht vergessen soll's dem ersten Habsburger werden,

„Daß er wiederverband dem Reiche die blühende Ostmark,
Gläubigen Völkern ein sicherer Wall vor wütendem Andrang
Wildeinstürmender Horden der gottverlassenen Heiden.“ (Collin, 1809.)

Aber erwärmen kann Rudolfs Gestalt nicht: sie ist zu nüchtern; mit gutem Grund ist er ein „tüchtiger Durchschnittsmensch“ genannt worden. Den in seiner Romantik mit Julian dem Abtrünnigen vergleichbaren Heinrich VII., der den von Dante freudig begrüßten Versuch macht, die alte Kaiserherrlichkeit neu erstehen zu lassen, ereilt das traurige Geschick, mitten im Planen und Thaten abgerufen zu werden. Ludwig den Bayern, den eine schwärmerische Geschichtsbetrachtung vergangener Jahrzehnte um seiner römischen Kämpfe willen und dem Rensischen

Kurvereine zuliebe auf eine Stufe mit dem Staufer Friedrich II. zu stellen wagte, dürfen wir mit Gustav Roethe als „einen Dilettanten des Kaisertums" unberücksichtigt lassen; merkwürdig ist er höchstens als ein mittelalterlicher Vorläufer des Biedermeiertums, der deutschen Philisterhaftigkeit des 18. Jahrhunderts. Maximilian, der in seiner Ritterlichkeit an Friedrich III., den zweiten Kaiser unseres neuen Reiches, erinnert, ist der Held manches Landsknechtsliedes und der Stolz vaterlandsliebender Humanisten, wie Bebel und Wimpheling, gewesen. Besonders nach dem Kostnitzer Reichstage von 1507 war die Stimmung der Deutschen kriegerisch und hoffnungsvoll; das Klagelied des Nürnberger Benediktinermönchs Chelidonius auf den Tod von Konrad Celtes gibt ihr beredten Ausdruck. Aber kläglich endete der italienische Feldzug von 1508.

Unberechtigt war der Stolz gewesen, und die Hoffnung trog. Wohl nimmt man immer wieder frischen Anlauf und macht vielversprechende Ansätze; niemals aber und nirgends folgt die rechte Vollendung. Vortrefflichen Geist atmet oft das Streben des Einzelnen; es bleibt Sondergeist. Die Sehnsucht nach einer die Gegensätze überbrückenden Vereinigung, nach einer kräftig zugreifenden Zusammenfassung versiegt nicht; doch nirgends begegnen wir einer Neigung, dafür Opfer zu bringen, den Eigenwillen aufzugeben. Im Mittelpunkte kein gewaltiger, zwingender Wille, im Kreise herum eine Menge größerer und kleinerer Gewalten: woher sollte da die straffe Einung kommen? Deutschlands Geschichte von 1250—1800 ist ein die Eigenliebe selten unterdrückendes, die Selbstsucht mühsam verbergendes S i c h e i n r i c h t e n v e r s c h i e d e n e r M ä c h t e n e b e n -, n i c h t i n e i n a n d e r. Dort der Kaiser, hier der Landesherr; hier der Adel, dort der Fürst; dort der Bischof, hier die Stadt; hier der Bürger, dort der Bauer; dort der Erzbischof, hier der rheinische Städtebund; hier der Graf von Württemberg, dort der schwäbische Städtebund; dort der Herzog, hier die Hanse. In diesem Durcheinander ringen zunächst zwei um die Palme des Sieges: der Landesfürst und die Stadt.

Man hat es den Staufern zum Vorwurfe gemacht, daß sie es versäumt hätten, die aufstrebende Macht der deutschen Städte in den Staat einzugliedern. Ein Kaisertum, das seinen Herrscherberuf in Deutschland allein suchte, hätte das gekonnt; jedenfalls hat das Verhalten der Friedriche, das vom Nützlichkeitsstandpunkt aus fehlerhaft ist, schlimme Folgen gehabt. Der Sondergeist fand die Thür offen und die Wege eben; diese Gunst des Schicksals hat er gründlichst zu benutzen verstanden, das Königtum geschwächt und dem Landesfürstentum zu ungewolltem Wachstume verholfen. Auf der Suche nach Blüten deutschen Volkstums im ausgehenden Mittelalter und weiterhin haben wir uns an die Sondergewalten zu halten. Nicht in der Bethätigung nationalen Sinnes haben die verflossenen Jahrhunderte Nachahmenswertes geleistet, sondern in der Bewahrung deutschen Geistes trotz drohenden und thatsächlichen politischen Auseinanderfallens. Die Nation gerät in den Hintergrund. An ihre Stelle tritt das e n g e r e V a t e r l a n d mit seinen kleinbürgerlichen Verhältnissen. Kam aber dessen Horizont dem weiteren Blicke zu klein vor, konnten seine Zustände den politischen Sinn nicht befriedigen, so verhalf sich das in jedem Deutschen schlummernde Gefühl der Zugehörigkeit zur allgemeinen Menschheit zum Durchbruch: und der deutsche W e l t b ü r g e r war fertig.

Das engere Vaterland und das Weltbürgertum sind Begriffe, die beide ihren Ursprung in der Z e r s p l i t t e r u n g haben. Gemeinhin ist man schnell fertig mit dem Urteil über den in viele Teile und Teilchen aufgelösten Zustand des alten Reiches. Doch hat auch die Zersplitterung Segen gebracht. Karl Ernst von Baer hat an ihr von seinem hohen, die gesamte Menschheit überblickenden Standpunkt aus folgende gute Seite entdeckt: „Der Genius der Menschheit scheint die Zersplitterung Deutschlands, über die man so viel geklagt hat, eingeleitet zu haben,

um viele Regentenfamilien zu gewinnen, durch diese alle (europäischen) Throne allmählich mit germanischen Fürsten zu besetzen und so in Deutschland den Impfstoff für die Verbreitung germanischer Bildung zu sammeln." Greifbareres als diese immerhin anfechtbare geschichtsphilosophische Meinung bieten Erörterungen anderer Art. Ohne weiteres ist einzusehen, daß die Zersplitterung die Verteilung der Kenntnisse, Wissenschaften und Künste, die allgemeine Bildung und Erziehung von verschiedenen Punkten aus schneller ermöglicht und gleichmäßiger ausführt, als dies von einer Mitte aus möglich wäre. Eins lernt vom anderen, eins strebt dem anderen nach und wetteifert, es ihm in Gesittung und Kultur gleichzuthun. Gerade ein Staatengebilde, dessen einzelne Bestandteile nur locker miteinander zusammenhängen, befördert auch bei mangelnder Freizügigkeit die Verbreitung des Volkes und die Ausnutzung des Bodens, die Ausgleichung der Vermögen und der Lebenshaltungen. Der nationale Zug geht deshalb noch nicht verloren.

„Wenn einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll.
Die nimmer noch veraltet,
Du treue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet,
Hans Sachs gesungen hat!
Das ist die deutsche Treue.
Das ist der deutsche Fleiß,
Der ohne Wank noch Reue
Sein Werk zu treiben weiß."

So singt Max von Schenkendorf in seinem Liederkranz auf die deutschen Städte das Lob eines deutschen Gemeinwesens neben zwanzig anderen. Und Fichte sagt in der achten Rede an die deutsche Nation: „Eine Wahrheit, die an einem Orte nicht laut werden durfte, durfte es an einem anderen, an welchem vielleicht im Gegenteile diejenigen verboten waren, die dort erlaubt wurden; und so fand denn, bei manchen Einseitigkeiten und Engherzigkeiten der besonderen Staaten, dennoch in Deutschland, dieses als ein Ganzes genommen, die höchste Freiheit der Erforschung und der Mitteilung statt, die jemals ein Volk besessen; und die höhere Bildung war und blieb allenthalben der Erfolg aus der Wechselwirkung der Bürger aller deutschen Staaten; und diese höhere Bildung kam denn in dieser Gestalt auch allmählich herab zum größeren Volke, das somit immer fortfuhr, sich selber durch sich selbst im großen und ganzen zu erziehen." Daß die Zersplitterung den Wissenschaften, der Denkfreiheit, der Aufopferung für das gemeine Beste mindestens keine Hindernisse in den Weg legt, beweist schon die Zahl der deutschen Universitäten seit der Gründung der Prager Hochschule, verglichen mit der im übrigen Europa.

Trotzdem überwiegen die Nachteile. Mit Händen zu greifen war der Schade zu der Zeit, wo Deutschland in etliche hundert Stücke dauernd auseinanderfiel. Was halfen die beweglichsten Klagen? Eine 1572 gedruckte „Warnung an das Teutschland" läßt uns einen tiefen Blick in die Seele eines Mannes thun, der sein Vaterland liebt und dahinsiechen sieht:

„Ah Teutschlandt wie lang bistu blindt?
Wie bist so wohnwitz worden gschwindt?
Dein altes Lob hat vast ein end:
Dein nam stinckt nun, und ist elend.
Ist das das alte Teutsche Blut,
Glaub, trew, manheit und tapffer mut?
O jr frommen Herrn, Fürsten hehr,
Die jr noch seid in Cron und Ehr,
Rath zu, rath zu, es ist gros zeit,
Gros schad ist ewer langsamkeit.
Seid einig, secht das Vaterlandt,
Und den elenden, bloßen standt:
Die zeit ist da, schlummert doch nicht!
Ein jeden dis billich anficht.
Aber Gott seis im Himmel geklagt,
Wir reden, und ist vil gesagt,
Der bauch vol geschwulst unn wassersucht
Thont, gibt kein ghör, bis ers versucht."

Zu jeder Zeit bietet Deutschland dasselbe Bild: viel Reden und Besserwissen, aber kein Handeln. Mag es sich um 1572, 1832 oder 1848 handeln: der Deutsche ist und bleibt der Schwärmer, der vor lauter Idealen nicht zu praktischen Thaten durchdringt. Politisch

unbehilflich, langsam und machtlos, ohne Entschließung, schwer zum Angriff, schwach zur Verteidigung: **das** sind die Merkmale des alten Reiches nach dem Ausgange der Staufer. **Laßt uns hübsch in Frieden; wir Deutschen wollen euch gewiß nichts thun:** das ist der Gedanke, der seine **Staatsmänner** beseelt. In den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, worin sich Herzog Bernhard von **Weimar** fast allein des Namens eines deutschen Fürsten würdig gezeigt hat, scheint alle **Tugend und Kraft** verloren zu sein; und dem Satze zuliebe, daß kein Mensch besser sein dürfe als seine **Zeit**, wird selbst das Herrlichste unter der allgemeinen Nichtigkeit begraben. Ende 1792 **schlägt Wieland** vor: da die französische Revolution durch die Abschaffung des **Königtums Deutschland** vor einer Wiederholung Ludwigs XIV. sichergestellt habe, so solle man den 14. Juli oder den **14.** September zu einem allgemeinen Festtage für alle patriotischen Deutschen erklären. So tief **hat** der vaterländische Geist sinken können.

An sich ist Zersplitterung keine nurdeutsche Erscheinung. Jedesmal, wenn im alten Ägypten das **Königtum** schwachen Händen anvertraut war, erhob sich eine Menge von Unterkönigen, **Fürsten und Herzogen**, die die Gewalt des einzelnen Landesherrn geschickt gegen die Oberherrlichkeit des Königs ausspielten. Nicht anders stand es damit vor Jahrtausenden im **Zwischenstromland**: in der Geschichte **Babyloniens** und **Assyriens** begegnen uns wiederholt derartige **Sonderbestrebungen**. Die auf übertriebener Selbstschätzung beruhende Unfähigkeit, sich zu einem festen **Staatsverbande** zusammenzuthun, ist außer bei den Deutschen auch bei den Kelten, den Italienern, den **Wüstenarabern** zu finden: beim Beduinen namentlich ist sie mit Trotz und Tapferkeit, Ehrgefühl und Großmut gepaart. In Deutschland war der Kampf zwischen dem wählbaren Oberhaupt und den einheimischen Herzogen inmitten eines Volkes, das sich nie als bezwungen betrachtet hat, in der ersten Zeit scharf genug geführt worden. Doch nach dem Untergange der Hohenstaufen wurde man darin lau und lauer; die Rücksicht auf Hausmachterwerbung band dem Haupte die Hände. Schließlich entstand daraus eine gänzliche Teilung: die Spitze gewann eine neue Art von Kaisertum, die Vasallen legten sich Fürstentümer und Königreiche zu. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bietet uns Deutschland einen doppelten Anblick: dort die absterbende äußere Gewalt, hier die aufstrebenden inneren Mächte.

Ganz anders hat sich **Frankreich** gebildet. Schlau und rücksichtslos war dort der Kampf des erblichen Königtums gegen die Feudalherren geführt und zum Vorteile der Krone entschieden worden. Daher empfand der französische König bald der ohnmächtigen Vielheit seines östlichen Nachbarn gegenüber das Gelüste, die dreifache Krone seines Vorgängers Karls des Großen, die nur durch die Teilungen von 843 und 870 zerbrochen war, auf seinem Haupte wieder zu vereinigen. Seitdem war es ein in Paris unablässig verfolgter Gedanke, mit List oder Gewalt oder beidem zugleich Deutschland dem Franzosenreich einzuverleiben. „Gallici, quos semper animadvertimus ad usurpacionem vel saltem divisionem ecclesie et imperii totis studiis totisque conatibus inhiare“, so lautet eine Stelle in dem vom 1. Oktober 1403 datierten Schreiben Bonifaz' IX. an Ruprecht von der Pfalz („Von den Galliern haben wir die Beobachtung gemacht, daß sie immer mit allem Eifer und aller Entschlossenheit darauf bedacht sind, die Kirche und das Reich zu erobern oder wenigstens zu teilen“).

Dieser französischen Entschlossenheit gegenüber kannte Deutschland oben wie unten nur Schwerfälligkeit und Ungelenkigkeit; neben starker Vernunft war ihm Unverstand, neben Willensstärke kein Geschick eigen, den Willen zu bethätigen. Es führte ein Leben in Vergangenheit und Zukunft, fast niemals in der Gegenwart; es strebte nach dem Höchsten und verlor das Erreichbare. Das Deutsche Reich war die verkörperte **Politik der versäumten Gelegenheit.**

Unter solchen Verhältnissen können dem seltsamen Verhalten Joachims I. von Brandenburg, der 1518 von Frankreich eine Pension nahm, dem Moritzens von Sachsen, der den Verlust von Metz, Toul und Verdun, oder dem Maximilians von Bayern, der den des Elsaß zu verantworten hat, und der Selbständigkeitssucht der Stadt Stralsund, die ihren Übergang in fremde Hände einer Unterwerfung unter Wallenstein vorzog, mildernde Umstände zugebilligt werden. Ebenso wie gegen Ende des 14. Jahrhunderts die meisten oberitalienischen Städte nicht unpatriotisch handelten, als sie sich dem kräftigen Visconte in die Arme warfen, ebenso hatte im letzten Grunde der deutsche Fürst das Wohl seines kleinen Landes im Auge, wenn er sich bei dem Mangel jeglichen Schutzes im Reiche dem Nachbarn anschloß, dessen Macht den eigenen Aufschwung ermöglichte und verbürgte. Selbst die französische Politik Bayerns (1670) könnte von einer nicht voreingenommenen Betrachtung günstiger beurteilt werden, als es von einer rein nationalen geschehen darf. Ende 1540 behauptete zwar Sleidan in seiner Oration an alle Stände des Reiches, daß, „so lang zwischen den Stenden des Reichs eynigheit ist, sie sich vor frembden Nationen nit zu besorgen" hätten — was nützte aber dem Zeitgenossen die beweglichste Mahnung? Als ein unsicherer Wechsel auf die Zukunft galt sie ihm gar nichts, und seine Losung hieß: selbst ist der Mann.

Hat jedes Volk die Regierung, die es verdient, so folgt daraus, daß kein gesundes Volk auf die Dauer eine schlechte Regierung duldet. Den mittelalterlichen Deutschen und ihren Nachkommen paßte die zerstreute Staatsform, weil sie ihrem Charakter entsprach. Erst als sich die Form ausgelebt hatte, fing sie an, unbequem zu werden; erst dann machte sich das Bedürfnis nach einer neuen geltend. Diese zu finden, dazu freilich hat Deutschland lange Zeit gebraucht. Ebenso aber wie unser gegenwärtiges Reich dem Versuche der Rechtslehrer, es in einer Regel unterzubringen, beharrlich trotzt, ebensowenig war das heilige römische Reich deutscher Nation ein Staat nach heutigen Begriffen, sondern eine in ihrer Art einzige, durch und durch deutsche Sonderstiftung, an thatsächlicher Macht arm, doch an Lebensfülle, Glanz und Idealen reich. Deutsch war durchaus nicht dasselbe wie national; nicht einmal heute ist das der Fall. Deutsch sein heißt von allem Ursprung an: frei sein; auf die Dauer duldet es nur einen lockeren Verband. Darum ist auch das Kaiserreich von 1871, die Schöpfung Bismarcks, der die Grenzen seiner Macht kannte, ein Wunderwerk ohnegleichen, weil es, grauen Theorien spottend, dem deutschen Wesen genau angepaßt ist. Eine noch straffere Zusammenfassung nach einem Mittelpunkte hin hätte keinen Bestand gehabt; niemand hat die engeren Vaterländer mehr geschont als der Einiger Deutschlands.

Wir dürfen stolz darauf sein, daß wir trotz unserer nachbarreichen Lage mitten zwischen beutelustigen Feinden durch tausend Jahre genug Kraft besessen und bewahrt haben, unsere Grenzen im großen und ganzen vor über- und angreifenden Gegnern zu behaupten. Unsere Stammeseigentümlichkeiten und -Schwächen entsprechen bei weitem nicht den schroffen Gegensätzen, die Großbritannien in England, Schottland und Irland, die Skandinavien in Schweden und Norwegen scheiden; jene Reiche haben ihre politischen Vorteile nur der Ungestörtheit ihrer geographischen Lage zu verdanken. „Also", sagt Fichte im siebenten Buche seiner Staatslehre, „der merkwürdige Zug im Nationalcharakter der Deutschen wäre ihre Existenz ohne Staat und über den Staat hinaus ihre rein geistige Ausbildung." Andere Völker haben eine einheitliche, planvoll vorwärtsschreitende politische Geschichte; die Deutschen als solche haben bis 1800 keine Geschichte gehabt, sie sind ohne Geschichte gewachsen. „Unsere ganze mittlere Geschichte ist Pathologie." (Herder.) Seit dem Aufkommen der Landesfürsten hat das deutsche Volk keine Gemeinschaft

der Schicksale gekannt, keine Gemeinschaft seines Bewußtseins gefühlt. Der eine Stamm schaute thatenlos, ja schadenfroh zu, wenn der andere Krieg führte; der eine gewann bei den Niederlagen, die der andere erlitt. Da sich dennoch der Nationalcharakter erhalten hat, so muß er tieferen Wurzeln als äußerlichen Dingen und Erlebnissen entstammen; „er ist etwas schlechthin Ursprüngliches", folgert Fichte. Die Macht des einzelnen Fürsten begrenzte nicht zugleich die des deutschen Volksgeistes. Nur zufälliger Natur war in diesem Sinne die Abscheidung nach Stämmen, der es nicht gelingen konnte, des Gesamtvolkes Sprache und Geist auf die Dauer zu unterdrücken, geschweige denn zu vernichten. Auch heute gibt es nicht die deutsche Einheit, deren Ideal Fichte vorschwebte, als er in trübster Zeit unverwüstlicher Hoffnung voll den Satz aussprach: „Der Einheitsbegriff des deutschen Volkes ist noch gar nicht wirklich; er ist ein allgemeines Postulat der Zukunft." Unser Volksgeist hat sich seinen Boden mit Bewußtsein erst selbst schaffen müssen. Im neuen Reich ist der deutsche Einheitsgedanke, dessen Ziel von dem anderer Völker verschieden ist, verkörpert; das Bessere wäre auch hier der Feind des Guten.

Zu derselben Zeit, wo sich Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten noch nicht von dem Gedanken hatte losreißen können, daß ein starkes Deutschland nur gegen Habsburg möglich sei, hat es in einem deutschen Kleinstaat einen Mann gegeben, den man getrost neben die politischen Köpfe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stellen darf. Seine Verdienste strahlen um so heller, als dieser kluge Friedensfürst gerade in den trüben Jahren nach dem Frieden von Münster und Osnabrück seinen Plänen gelebt hat. Er heißt Johann Philipp von Schönborn und war Kurfürst von Mainz (1647—73). Lange hat dieser Vaterlandsfreund nicht die ihm gebührende Würdigung gefunden. Die herrschende Meinung der Zeitgenossen stand im Banne der habsburgischen Politik; und diese war, wenige Lichtblicke abgerechnet, undeutsch. Natürlich übertrug sich diese Richtung auch auf die Geschichtschreibung. So hat Schönborn im wahrsten Sinne des Wortes erst aus dem Staube des Wiesentheidschen Archives gerettet werden müssen. Er war nicht nur ein Feind Habsburgs, dessen verderbliche Richtung gegen ein Gesamtdeutschland seinem das gemeine Wohl im Auge behaltenden Denken nicht verborgen geblieben war, sondern er wandte sich folgerichtig auch gegen das aufstrebende Brandenburg. Daraus nach dem Maßstabe von heute dem Mainzer ein Verbrechen zu machen, ihn einen kleinstaatlichen Gernegroß zu nennen, ist ungerecht. Wer konnte vor Fehrbellin ahnen, welche Rolle Brandenburg-Preußen einst spielen sollte? Selbst einem Pufendorf sind erst im Alter, unter der Regierung Friedrichs III., die Augen über Friedrich Wilhelms Größe aufgegangen. Der Große Kurfürst hat, und das wird ihm merkwürdigerweise von manchen Seiten als Beweis von Vaterlandsliebe und deutscher Gesinnung hoch angerechnet, treu zu Habsburg gehalten, wie es Friedrich I. und die beiden Friedrich Wilhelme des 19. Jahrhunderts ebenfalls gethan haben. Habsburg aber war unfähig, eine Besserung herbeizuführen: verrät also der Glaube an eine andere Lösung, wie sie Philipp von Schönborn für möglich hielt, und die Arbeit daran einen Schwachkopf? Kein Geringerer als Leibniz hat den Gedanken des Mainzers verherrlicht; und seine Durchführung wäre wohl dazu berufen gewesen, der französischen Übermacht wie der schwedischen Gewalt wirksam die Spitze zu bieten.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur neuesten Zeit sind alle europäischen Kriege für die Gewährleistung der Gleichberechtigung und sittlichen Gemeinschaft der größeren Nationen geführt worden. Mit dem Ausgange des Dreißigjährigen Krieges tritt die spanisch-österreichische, katholische Weltherrschaft vom Schauplatz ab; bis zur Herstellung des Gleichgewichtes aber durch die deutsche, protestantische Macht Brandenburg-Preußens hatte es vorläufig noch gute Wege.

Wenn also, wie es Schönborn thatsächlich versucht, Leibniz geistvoll begründet hat, das, was an dem alten Reichsgedanken brauchbar und lebensfähig war, in weitblickender und doch nationaler Weise in eine Form gebracht werden sollte, der zur Übersetzung in die Wirklichkeit nicht die Ausführungsmöglichkeit, sondern nur das Verständnis der Mitwelt fehlte, so sind wir nicht befugt, über das Wollen dieser Männer den Stab zu brechen. Unterdes haben sich die Zeiten geändert. Heute wird es niemand im Ernste bedauern, daß Großdeutschlands Tage endgültig vorüber sind; der Verstand, der uns Beschränkung, die Beschränkung des Meisters, predigt, heißt das die Grenzen mißachtende Herz schweigen. Aber ein engherzig kleindeutscher Standpunkt wird die Schönheiten der völkerverbindenden Eigenschaften deutschen Wesens, wie es sich aus dem Mittelalter gerettet hatte und neuen Verhältnissen angepaßt werden sollte, wird die hohen Ideale des alten Reiches kaum ahnen, nie ganz erfassen, niemals ihnen gerecht werden. Dennoch ruhen dort die Wurzeln unserer Kraft. Wenn damals, wie so oft vorher und nachher, nichts aus den schönsten Plänen geworden ist, so liegt das zum Teil an einer deutschen Tugend, die unter Umständen auch Schaden anrichten kann: an der Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen. Des Deutschen Scheu, am Bestehenden nachdrücklich, gewaltsam zu ändern, hindert ihn, ein Revolutionär zu werden. Das ist im allgemeinen kein Fehler. Es kann aber Fälle geben, wo ohne Blut und Eisen nicht durchzukommen ist. Wir haben Schönborn, der sich auch auf religiösem Gebiet in diesem Sinne bewährt hat, als Friedensfürsten kennen lernen; der Deutschen Köpfe aber sind zu hart, ihr Eigensinn ist zu starr, als daß sie sich durch die überzeugendsten Reden zum Handeln hinreißen ließen. Daran ist auch des Mainzers Plan einer Reichsschöpfung gescheitert.

Scheinbar in Widerspruch und doch in innigem Zusammenhange damit steht eine zweite deutsche Eigenschaft, die wir vom heutigen Standpunkt aus als einen Erbfehler bezeichnen müssen: die Sucht, Fremdes nachzuahmen. Wie die Unzufriedenheit mit kleinbürgerlichen Verhältnissen des engeren Vaterlandes ein Weltbürgertum erzeugt, so ist es ähnlich mit der Nachahmung bestellt. Zu Haus in Deutschland gab es nichts, worin ein hochfahrender politischer Geist hätte Genüge finden können; an eine Änderung zu denken, verbot die angeborene Selbstbescheidung. Drüben aber beim Nachbarn sah er Glanz, Pracht, Ruhm: dem heimatlichen Wesen wurde der Laufpaß gegeben und das Ausland zum Muster genommen. Diese Handlungsweise war kein Verrat an Deutschland. Nicht die schlechtesten Männer haben des krankenden Vaterlandes Heilmittel darin gesehen, jenen Staaten nachzueifern, die es politisch weiter gebracht hatten. Solche Nacheiferung kann, in vernünftigen Grenzen, nur von Segen sein; aber die Lockung, sie zu übertreiben und in Nachäfferei zu verfallen, liegt sehr nahe. Der an den Zuständen der Heimat verzweifelnde Deutsche sieht dann in allem und jedem, was nur das mächtigere Ausland bieten kann, Gegenstände und Einrichtungen, denen man unbedingte Hochachtung und blinde Verehrung entgegenbringen müsse.

Glücklicherweise ist dem Deutschen der Vorzug eigen, das von fremder Hand Dargebotene nicht nur äußerlich an-, sondern in sich aufzunehmen, innerlich zu verarbeiten und es zu einem Bestandteile deutschen Volkstums umzugestalten. Diese Gabe bildet gegen die ungesunden Begleiterscheinungen des Nachahmungstriebes ein vortreffliches Gegengewicht; sie beweist zugleich die urwüchsige Kraft der Nation. In der Fähigkeit, von anderen zu lernen und doch national zu bleiben, gleichen uns die Russen. Im 17. Jahrhundert können Olearius und Schleißing ihren Spott nicht verbergen, wie stark die Sucht Rußlands sei, deutsche Einrichtungen und Gewohnheiten nachzuäffen; trotzdem kann niemand behaupten, daß unser östlicher Nachbar nicht russisch

geblieben wäre. Wir haben Zeiten durchgemacht, wo ein großer Teil Deutschlands seinem Gebaren nach nicht viel mehr als eine Provinz Frankreichs war; und sie sind zwar nicht spurlos, aber ohne starke Gefährdung deutschen Wesens überwunden worden. Die Anpassungsfähigkeit ist eine altgermanische Eigenschaft. Die Ostgoten haben es verstanden, der römischen Kultur, besonders der Baukunst, ihren Stempel aufzudrücken; man spricht von einer ostgotischen Renaissance des römischen Altertums. Am Ende des 13. Jahrhunderts spottet der Satiriker Seifried Helbling über das übertriebene Hofmachen vor fremden Völkern; es sei etwas Lächerliches um einen „Sachsen" aus Wien, einen „Thüringer" aus der Neustadt, einen „Polen" aus Bruck, einen „Meißner" aus Heimburg. Solange der nationale Sinn lebendig wirkt, sind Ausschreitungen dieser Art nicht gefährlich. Der durch seine geographische Lage absonderlich unterstützte Engländer hat fremde Bestandteile in den meisten Fällen mit Leichtigkeit verarbeitet, sobald sie ihm zusagten, oder abgestoßen, sobald sie seinem Wesen nicht entsprachen. Der Deutsche, inmitten von lauter sich kreuzenden Einflüssen, hat in trüben Zeiten politischer Schutzlosigkeit nicht immer Kraft genug besessen, die Thüren rechtzeitig zuzumachen. Vor allem war Frankreich der Eingang an vielen Punkten der vernichteten Westgrenze weit geöffnet; und das zu einer Zeit, wo dies Land auf dem Gipfel des Glanzes angelangt war. Ist der Deutsche an sich geneigt, sich vor fremden Leistungen zu verbeugen, so wird er in Tagen der Ohnmacht keine Schmach darin erblicken, sein Volkstum durch Annahme ausländischen Wesens zu „bereichern".

Im Völkerleben ist Annahme und Verarbeitung fremden Stoffes nichts Ungewöhnliches. Es gibt kein Volk auf der Erde, das seine Kultur aus sich allein heraus erzeugt hätte; und den Fortgang in der Geschichte der Menschheit bedingt „das eigentümliche Leben der verschiedenen Nationen in ihrer Verflechtung untereinander und in ihrer Beziehung zu der idealen Gemeinschaft" (Ranke). Selbst vom nationalen Standpunkt aus ist es also nichts Verwerfliches, wenn ein Volk zum Nachbarn und zu anderen Völkern in Beziehung tritt. Diese als Renaissancen, Endosmosen oder Rezeptionen bezeichneten Stöße von außen sind von Wert für jedes Volk, das vorwärtsschreiten will. Am Hergebrachten zäh festzuhalten, ist zwar eine löbliche Eigenschaft, die das Volkstum stärken und den Nationalsinn fördern kann; wie sehr jedoch ein darin beobachteter Eigensinn Einseitigkeit erzeugt und das Fortschreiten in der Kultur erschwert, wenn nicht unmöglich macht, das beweisen die stolzen Ungarn des 12. bis 14. Jahrhunderts: sie blieben Barbaren und verharrten in halber Wildheit.

Aber auch nach der anderen Richtung hin gibt es eine Grenze, die von der Selbstachtung gezogen wird; es ist schmachvoll, sich selbst wegzuwerfen und alles Gute nur von außen zu erwarten. Als am 22. August 1808 Johann von Müller als Minister des Königs Jérôme Bonaparte den westfälischen Reichstag schloß, hielt er eine Rede, die mit einer von der Afterwissenschaft erborgten Geschicklichkeit das neue Unterthanentum beschönigte. Darin kommt folgende Stelle vor: „Das Sonderbare haben die mitternächtigen Völker, zumal vom germanischen Stamme: so oft in Gottes Rat beschlossen war, ihnen eine neuere Art oder einen höheren Grad von Kultur beizubringen, so mußte ein Stoß von außen kommen; bei allen diesen Völkern wurde das dermaßen Erworbene ungemein vervollkommnet. Gleich als bedürfte die natürliche Ruhe der Völker gewisse von Zeit zu Zeit aufweckende Erschütterungen; das Herkommen schläfert ein. Sobald einmal die neuen Begriffe verstanden, aufgenommen und in den alten Vorrat übergegangen sind, gewinnen sie eine andere Gestalt, eine neue Haltung und Entwickelung." Im allgemeinen aufgestellt, ist die Regel richtig; aber die Nutzanwendung, die Müllers Gesinnungslosigkeit daraus für den vorliegenden Anlaß zog, ist zu verurteilen.

Darin beruht das Geheimnis der Bewertung dessen, wodurch Deutschland im einzelnen und im ganzen von außen her beeinflußt worden ist.

In Zeiten politischer Macht und staatlichen Ansehens werden fremde Einwirkungen ebensowenig ausbleiben wie in denen politischer Ohnmacht und staatlichen Niederganges; der Unterschied beruht lediglich im Grade des Einflusses und seiner Verbreitung. Man hat sich zu fragen: ist unser Volkstum stark genug gewesen, die fremden Geisteserrungenschaften, die es sich aneignete, umzuschmelzen, seinem eigenen Wesen anzupassen, in deutsche Art umzugestalten? Des Deutschen Lernbedürfnis ist jederzeit groß gewesen; des Reiches Machtlosigkeit ließ es in Nachäffen ausarten. Thomasius trifft in seiner Schrift von der Nachahmung der Franzosen (1687) den Nagel auf den Kopf, wenn er auf die Frage: „Wie kommt's doch, daß, wenn von uns Deutschen jemand in Frankreich reiset, ohnerachtet er propre gekleidet ist und sehr geschickt von einem französischen Braten oder Fricassee räsonieren kann, auch perfekt parlieret und seinen Reverenz so gut als ein leibhafftiger Franzos zu machen weiß, er dennoch gemeiniglich als ein einfältiges Schaaf ausgelachet wird?" die Antwort gibt: „Wir müssen mit unserer Nachahmung das rechte Pflöckgen nicht getroffen haben." Aus dem Anfange desselben Jahrhunderts (1614) liegt von dem Schotten John Barclay in seinem „Icon animorum" genau dieselbe Beobachtung vor. Treffend wird auf dem sogenannten „Umlaufft", einer aus dem Jahre 1571 stammenden, der Stadt Leipzig gehörigen größeren Stickerei, die in farbiger Seide neun männliche Kostümbilder, die an satirischen Überschriften erkenntlichen Vertreter von ebensoviel Völkern, darstellt, die neunte Figur — ein nackter Mann, der ein Bündel verschiedener Kleider auf dem Arme hat — mit folgender Reimerei erklärt:

„So bin ich der hohe Deutsche genant;
Aller Nation Kleidung gefelt mir wol,
Weis doch nicht, wie ichs machen sol:
Mir doch eine bas dann die ander gefelt,
Damit ich ein Ansehen hab als ein helt.
So wil ich hin zum Werckman gan
Und im die sache selber zeigen an."

Frühzeitig beginnen die Klagen über das Eindringen französischer Moden, das mit dem übermächtigen Einflusse Clunys auf die Schwarzwaldklöster und das gebildete Deutschland anhebt. Doch im Mittelalter und bis ins 17. Jahrhundert hinein ist unser Volkstum kräftig genug, im allgemeinen die Eindringlinge in ihre Schranken zu weisen. Die Zeiten, wo davon nur noch wenig oder gar nichts mehr zu verspüren ist, liegen nicht weit zurück. Wie ansteckend das undeutsche Wesen der den französischen Glanz nachahmenden Höfe, besonders des kursächsischen, auf die nächste Umgebung gewirkt hat, läßt die Geschichte des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts erkennen. Ein bezeichnendes Beispiel dieser Entartung bietet der mittelmäßige und trotzdem ungeheuer eitle, lobhudelnde Gelegenheitsdichter, der Hofpoet vom Schlag eines Besser oder König. Was in solchen Höflingsseelen überhaupt noch an ehrlichen und selbständigen Keimen verborgen war, wurde durch Umgang und Beruf so vollkommen erstickt, daß als Frucht nur klägliche Bettelei und elende Kriecherei hervorsproß. Das würdigere Gegenbild zu diesen Französlingen ist der an dem Zopfe des Lateinischen unentwegt festhaltende „Humanist"; selbst ein Johann Albrecht Bengel (gest. 1751) lehrt nach dem verkehrten Grundsatze, die deutsche Sprache sei zum Gebrauche beim Unterricht „noch nicht geeignet". Solche Zustände entlockten demselben Herder, dessen die Welt umspannender Geist wie kein anderer die dichterischen Schönheiten fremder Völker verstand und ins Deutsche umprägte, die schmerzliche Frage: „Sollten die Deutschen denn

von jeher bestimmt gewesen sein, nur zu übersetzen, nur nachzuahmen?" Und in bitterem Groll über diese Dienstbarkeit ist ihm der Deutsche „ein Mietlingsgeist, der wiederkäut, was andrer Fuß zertrat". Dieser vorwurfsvollen Auffassung tritt ein neuzeitliches Urteil entgegen, das weniger den angerichteten Schaden als den dadurch bewirkten Fortschritt, besonders in der Litteratur, im Auge hat. In seiner Kaisergeburtstagsrede von 1893 bemerkt Gustav Roethe: „Mit ängstlicher Abschließung einer reinlichen Eigenart hat sich der Germane, Gott sei Dank, nie befaßt; die weitherzige Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, wo er es fand, ist recht eigentlich die Blume deutschen Geistes." Dabei darf man allerdings der Einschränkung nicht vergessen, daß groß und schön sehr dehn- und wandelbare Begriffe sind. Aber auch hier sehen wir wieder, daß deutsch und national mitunter zwei ganz verschiedene Dinge sein können.

Auf der vierten Seite der in der Sankt Gallener Stiftsbibliothek ruhenden „Practica von dem Entcrist" des kurpfälzischen Astrologen Hans Virdung von Haßfurt aus dem Jahre 1523 findet sich folgende Prophezeiung: „. . . ein große coniunction, nach welcher uber neuntzig siben jare werden erfüllet zehen satürnalisch revolucion, das ist so man schreiben würt tausent siben hundert achtzigk unn neun jar, und zwischen diser coniunction und der Endung diser zehen revolucion würt sich nahen daz ende der achten spere (Sphäre) des himels, do dâ an (ohne) zwyfel ein große anderung in der welt würt sich erheben, newe sect unn gesatz." Im Jahre 1789 ist ohne Zweifel eine große Änderung in der Welt vor sich gegangen, neue Sekten und Gesetze sind erstanden: mit der ganzen kultivierten Welt sollte auch unser Deutschland dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden. Unterm 10. März 1793 schreibt Jung-Stilling: „Mir kommt's vor, als wenn der jetzige Krieg der Anfang des großen und letzten Kampfes zwischen Christo und dem eigentlichen Antichristen seye . . und welche Nation hat je so eigentlich den Geist des Widerchristen besessen als eben die Neufranken?" Nicht alle Deutschen haben so national über die französische Revolution gedacht; nicht gegen sie, sondern für sie ist eine große Anzahl persönlich eingetreten, aus der wir nur die Namen Anacharsis Clootz, Georg Forster, Grüwel, C. C. Prinz von Hessen-Rheinfels, Georg Kerner, Luckner, Adam Lux, Karl Friedrich (Graf) Reinhard, Rühl, Eulogius Schneider und Seyffert hervorzuheben brauchen. Christian Wilhelm Dohm schreibt als preußischer Geheimer Kreisdirektorialrat aus Aix unterm 19. Juni 1790: „La Révolution de France m'intéresse comme le plus grand ouvrage de l'humanité. J'ai la plus grande envie de voir moi-même le plus grand spectacle de cette superbe regénération de la première des nations." (Die Revolution Frankreichs fesselt mich als das größte Werk der Menschheit. Ich habe die größte Lust, mir selbst das größte Schauspiel dieser prächtigen Wiedererneuerung der ersten der Nationen anzusehen.)

Um solche Denk- und Handlungsweise in ihren letzten Gründen zu verstehen, genügt ein Blick auf den Titel einer 1797 von Chr. D. Voß in Halle herausgegebenen Monatsschrift „zur Beförderung wahrer und allgemeiner Humanität"; er lautet: „Der Kosmopolit". Das Weltbürgertum ist es, dessen leichter Schlummer durch den Donner der französischen Umwälzung gestört und zu einem Leben erweckt wird, wie es kein anderes Volk jemals gekannt hat. Das war kein Zeichen von Altersschwäche. Gewiß war das Weltbürgertum in der Ausdehnung nach Tiefe und Breite, wie es sich vor hundert Jahren ausgetobt hat, nur möglich durch den gleichzeitigen Untergang des Kaisertums; aber in strengem Sinn ist es nicht dessen Folgeerscheinung, sondern das Abstreifen von Banden, die das engere Vaterland in gewohnheitsmäßigem Zwange bisher auferlegt hatte. Das plötzlich warm empfundene Bedürfnis nach Freiheit und Entfesselung ließ die Beweggründe der Macher der französischen Revolution durchaus falsch verstehen.

Gervinus trifft den Unterschied der Auffassungen schlagend, wenn er sagt: „Die Franzosen sind ganz Nation und Staat, wo wir Menschen und Welt sind.“ Frankreichs Umstürzler dachten ebensowenig wie heute seine Sozialdemokraten daran, ihrem Vaterland untreu zu werden; die verschwommene Vaterlandslosigkeit zu erfinden, das war allein dem Deutschen vorbehalten. Der Deutsche hängt gern und gründlich großen weltumspannenden Gedanken nach und kümmert sich liebevoll um den Fortschritt der gesamten Menschheit. Selten aber oder nie findet seine Liebe Gegenliebe; und zu seinem Spott und Schaden — die Guillotine kann manche Bestätigung dazu liefern — sieht er zu spät ein, daß sein Streben vergeblich war. Gut erklären die beschämende Erscheinung der Schwärmerei für die Revolutionsgedanken Goethes venetianische Epigramme aus dem Frühjahr 1790.

Obwohl sich zur schrankenlosesten Freiheit die schlimmste Knechtung verhält wie zum hellsten Tage die finsterste Nacht, hat es der Deutsche fertig gebracht, sich unmittelbar nach den Enttäuschungen, die ihm die Erkenntnis seiner Thorheit beschert hatte, der entgegengesetzten Schwärmerei blind in die Arme zu werfen. Wenn der Franzose Napoleon I. zujubelte, so ist das verständlich; das war der unverfälschte Ausdruck einer totgehetzten, das Ende der falschen Freiheit begrüßenden und sich nun geborgen fühlenden Liebe zum Vaterlande, dessen Ruhm durch die beispiellosen Thaten des Einzigen in neuem Glanz erstrahlte. Aber es gehörte echt deutsches Weltbürgertum dazu, in Napoleons Gebäude die Ausführung eines aus deutscher Philosophie erzeugten Gedankens zu erblicken: „Wenn Vernunft kein leerer Name sein soll, so muß das Besondere dem Allgemeinen weichen.“ So tief kann sich deutsches Denken erniedrigen, daß es sein Selbst aufzugeben bereit ist, wenn es glaubt, dadurch der Allgemeinheit zu nützen. Man bemüht sich förmlich, die Scheußlichkeiten und Grausamkeiten des Eroberers, der jede nationale Regung rücksichtslos unterdrückte, zu übersehen und dafür die „edlen Züge der Neufranken“ zu bewundern und zu feiern. In seiner Festpredigt zur Thronbesteigung Napoleons verirrt sich Peter Hartmann, ein der französischen Nation einverleibter evangelisch-lutherischer Pfarrer zu Dürkheim an der Haardt, zu der Gesinnungslosigkeit, Napoleon als „Retter und Erhalter von Dürkheim“ zu feiern, und versucht es, sie durch folgende Geschmacklosigkeit zu entschuldigen: „Ehe die Grenzen des Kaisertums der Franzosen bis an den Rhein festgesetzt waren, mußten unsere Voreltern, die Bewohner des diesseitigen Rheinufers, bei jedem Ausbruch des Krieges immer heftig bluten und die fürchterlichsten Lasten tragen. Diesem Übel ist gesteuert, indem durch den Lüneviller Frieden der Rhein als Grenze des Reiches festgesetzet. Wer kann und wird es wagen, diese Grenze zu übersteigen, für Furcht, zurückgeworfen und mit Schande bedeckt zu werden? Welcher Gewinn vor uns, unsre Kinder und späten Enkeln!“

Man darf dies Knieen vor der Gottheit Napoleon nicht mit dem gern gebrauchten Worte von der überwältigenden Größe des Mannes, dem allbezwingenden Zauber seiner Persönlichkeit abthun; dadurch allein wird es nicht erklärt. Was Napoleon die Verehrung, ja Liebe zahlreicher und nicht der schlechtesten Deutschen eintrug, das war die durch ihn anscheinend erfolgte Verwirklichung eines die Grenzen der Nationen überbrückenden Weltreiches. Das Aufheben der Unterschiede der Völker, das Aufgehen in einer größeren Einheit war — darin liegt kein geringer Spott des Schicksals — dem Deutschen vor hundert Jahren erwünschter als das Verschwinden der Stammesgrenzen und das Aufdämmern des Gedankens einer deutschen Nation. Noch nach dem Rieder Vertrage war Bayern nicht national. Die Schlacht von Leipzig zu feiern, war dort erst ganz verboten, dann aber nur erlaubt als „Feier der Schlachten von Leipzig, Hanau und Waterloo“. Unter der Hand wurde die Bewaffnung des Volkes und die

der Freiwilligen so gut wie möglich zurückgehalten; im Hause des Ministers Montgelas ertönte Hohnlachen über die „neu wieder aufkommende fatale Deutschheit". Im Jahr 1809 hatte der Altbayer Freiherr Christoph von Aretin eine etwa geplante Ermordung Napoleons als „das größte Verbrechen" ausgegeben, „dessen Menschen jetzt fähig sein könnten". Der allzu weite und der engste Horizont berühren sich hier. Nichts von deutscher Ehre: um das Bayertum dreht sich alles, Bayern ist die Welt. Ganz ähnlich war es mit Württemberg bestellt; nichts lag König Friedrich I. ferner, als seine Hand zur Schöpfung einer Nation zu reichen. Ein Schritt weiter, und die ekelhafteste Kriecherei war fertig. Dalberg bittet in den überschwenglichsten Ausdrücken den französischen Kaiser, ihm Fesch zum Koadjutor zu geben; der Großherzog Karl von Baden fleht ihn an, ihm die Schweiz als altes Erbteil seines Hauses auszuliefern. Von Stund an beginnt die schmählichste Länderjagd der „deutschen" Fürsten, Grafen und Herren in den Vorzimmern des französischen Kaisers. Ungestraft gebärdet sich das französische Volk so, als ob es allein unter allen Nationen das Vorrecht genieße, sich alles erlauben zu dürfen. Man fühlt sie nicht oder will sie nicht fühlen, die klägliche Rolle, die den übermütigen Knechten Napoleons gegenüber die Mitglieder des Rheinbundes und ihre Abgesandten spielen. „Die Gefühle und der Geist der höheren Stände jener Tage bezeichneten eher den Sklaven als den freien, hochgeborenen Deutschen" (Scharnhorst). Und das hatte, im Vereine mit den vom engeren Vaterland erzeugten Lastern der Gier und des Neides, das deutsche Weltbürgertum gethan.

2. Der neue Geist.

Deutschland hat trübe Tage sehen müssen, ehe ihm die Augen aufgingen über den unseligen Irrtum, in dem es seit langem gefangen lag. Das engere Vaterland und das Weltbürgertum haben sich verzweifelt gewehrt, ehe sie vom Schauplatz abtraten und dem neuen Geiste, dem Nationalsinn und Nationalstolze, die Bahn zu fröhlicher Entwickelung öffneten. „Nein, Bonaparte! dich zu lieben, ist ferner nicht mehr möglich", so läßt sich einer seiner ersten Herolde, Hans von Held, vernehmen. „Du machst es zu arg. Du thust gerade das Gegenteil von dem, wessen die Moral, die Tugend und Vernunft sich zu dir versahen. Viele Tausende in Deutschland, die enthusiastisch an dir hingen, deren Idol du mehrere Jahre hindurch warst, können nicht anders, sie müssen nunmehr auf die entgegengesetzte Seite treten und eingestehen, daß du nicht einmal ein ganz gemeiner Heuchler, ein platter Narr, summa summarum ein Bösewicht geworden bist." So schwer wurde es den edleren Gemütern in Deutschland, sich von Napoleons Selbstsucht zu überzeugen und von ihm abzufallen. Auch Fichte ist Weltbürger gewesen, ehe er sich zum nationalen Denken durchrang. Aus der elenden Haltung der Rheinbundsfürsten geht hervor, daß von oben keine Besserung zu hoffen war; die Erhebung verdanken wir, und das ist ihr bestes Teil, dem deutschen Volke. Und mag auch in dem glühenden Hasse, der dieses beseelt hat, in den Ausschreitungen, die er zeitigte (Kleists „Germania an ihre Kinder"; die Landwehr bei Hagelberg), manch unedle Übertreibung, ein Verfallen ins Gegenteil von der eben geschilderten Gesinnung stecken: auch das Nationalgefühl hat seine Flegeljahre, und tausendmal mehr wert ist Haß als knechtische Kriecherei.

Die Wurzeln des Geistes von 1809 und 1813 haben lange tief verborgen in der Erde, vergraben unter Schutt und Schmutz, gelegen. Sie ruhen in dem Boden vergangener Jahrhunderte; bis zum Großen Kurfürsten lassen sie sich zurückverfolgen. Auch bei Friedrich Wilhelm stand die Rücksicht auf den eigenen Staat im Vordergrunde der Politik; und sein Testament ist gegen die durch Habsburg schlecht vertretene Einheit gerichtet. Aber durch die zielbewußte

Stärkung Brandenburg-Preußens, besonders Polen und dem Norden gegenüber, hat er deutsches Wesen gekräftigt und seine künftige Größe vorbereitet. In stiller, treuer Arbeit eiferte ihm darin König Friedrich Wilhelm I. nach. Während sich sein Vorgänger und sein sächsischer Nachbar nicht genug thun konnten in dem Streben, dem Sonnenkönige gleichzukommen, verhilft sein Hof der alten deutschen Einfachheit und dem ungeschminkten Wesen von neuem zu ihrem Rechte. In „Zopf und Schwert“ läßt Gutzkow Wilhelmine den Unterschied zwischen den Höfen von Brandenburg und Frankreich folgendermaßen kennzeichnen: „In Versailles schwebt alles mit Zephyrflügeln über die glacierten Parketts. Hier tritt man ein wenig derb mit klirrenden Sporen auf. In Versailles hat sich die königliche Familie in eine große Gesellschaft aufgelöst, wo nur noch die Verwandtschaft der Geister, die Bande der ungebundensten Neigungen heilig gehalten werden. Hier ist der Hof eine einzige bürgerliche Familie, wo man noch vor Tische sein Gebet hält, die Ältern immer zuerst reden läßt, mit dem pünktlichsten Gehorsam, wenn es verlangt wird, fünf eine gerade Zahl sein läßt und sich dann nur aus Liebe manchmal ein bißchen zankt, aus Liebe manchmal ein bißchen quält, aus Liebe sich das Leben ein wenig sauer macht.“ Auch Friedrich Wilhelm der König hat ein Testament hinterlassen, aus dem man die ganze Art seines durchaus deutschen Wesens vortrefflich erkennen kann.

Der erste Fürst Deutschlands, von dem man behaupten darf, daß er mit Bewußtsein den Keim zum heutigen Reiche gelegt hat, ist Friedrich der Große. Seine französisch redende Zunge, seine französisch schreibende Hand wurden von einem echt nationalen Denken gelenkt. Verschiedene Absonderlichkeiten, vor allem die bewußt zur Schau getragene Unkenntnis und Verachtung der deutschen Litteratur, haben manchen daran zweifeln lassen, ob wirklich der große Friedrich ein guter Deutscher gewesen sei; aber mehr noch hat lange Zeit eine gerechte Würdigung seiner Verdienste um das Ganze vor der Thatsache Halt gemacht, daß er in erster Linie Preußenkönig war. Die nichtpreußischen Flugschriften des 18. Jahrhunderts verurteilen und verhöhnen Friedrich als Friedensstörer; für Krieg und für Thatkraft hatte man damals keine Anerkennung übrig. Zwischen 1789 und 1791 hat sich Schiller mit dem Gedanken getragen, Friedrich den Großen zu feiern, doch das brave Schwabenherz konnte bei aller Begeisterung für das Vaterländische seinem Gegenstande nicht die Liebe entgegenbringen, die zu einem Heldengedichte nötig war. In seiner ersten Bonner Rede von 1842 faßt dies Dahlmann schön und prophetisch zugleich in die Worte zusammen: „Wo ein mächtiges Glied, gerade vom feinsten Geäder des geistigen Lebens durchdrungen, sich vom Körper-Ganzen loswindet, losreißt, um ein Leben für sich zu führen, da werden alle Schwingungen des Tadels rege; und dieser Vorwurf haftet an dem Preußen, welches lange gegen Deutschland stand, haftet billig selbst an dem königlichen Helden des 18. Jahrhunderts noch und wird nur in der Fülle der Zeiten vor dem unter Preußens Vorgange vollendeten Werke, vor Deutschlands großer Zukunft verstummen dürfen.“ Wie ein Hausvater seinem Familienwesen vorsteht, so bewirtschaftete Friedrich II. seinen Staat; für seiner Unterthanen Bestes dachte und handelte er, wie ein zweiter Karl der Große. Er sah sich nicht als Besitzer seines Landes an, das ihm allein gehöre, sondern nannte sich den ersten Diener seines Staates. Aber wie er diese Grundsätze allenthalben in Ackerbau, Handel und Wandel nötigenfalls mit Zwang durchführte, so war ihm auf der anderen Seite nichts mehr verhaßt als Druck auf die Geister. Duldung in religiösen Fragen, Gleichgültigkeit gegen Ungezogenheiten der Presse kennzeichnen die Größe des über die menschlichen Schwächen erhabenen Königs; sie hebt sich wirksam vom Hintergrunde seiner Zeit ab, wenn man neben sein Charakterbild das seines Nachfolgers stellt.

Mit seinem Krückstocke, so hat man gesagt, schlug der Alte Fritz die Philister. Die Philister, das waren die wenigen Tausende von Bevorrechteten, deren gesteifte und gepuderte „Freiheit", besser: deren dumpfe und enge Weltanschauung, kleinliche Selbstsucht, Gebundenheit und Abschließung, sich von ihren Schlössern und Patrizierhäusern, Kabinetten und Ratsversammlungen, „von Nürnberg oder von Kuhschnappel aus" gegen den Helden eines neuen Staatsgedankens erhob. Der Durchschnittsdeutsche des 18. Jahrhunderts war befangen in alten Gewohnheiten und Ansichten; auch heute noch zeitigt, nur in verändertem Rahmen, das politische Philistertum seine schönsten Blüten in Deutschland. Der Philister braucht lange, ehe er begriffen hat; er bleibt fünfzig Jahre auf demselben Flecke stehen und bekämpft aus Unverstand und natürlicher Feindschaft das Neue. Er treibt entweder eine kurzsichtige Kirchtumspolitik oder gefällt sich in weitschweifenden, uferlosen Verbrüderungen; unter sämtlichen Sozialdemokratien der Erde verdient allein die deutsche das harte Beiwort „vaterlandslos". Der deutsche Philister ist Klein- oder Weltbürger, ohne Staatsbürger zu sein. Vor hundertfünfzig Jahren kam er nicht weiter vor Sonderbestrebungen, und vor hundert Jahren sah er nicht ein, daß die Menschheit zu einem unschmackhaften Brei zusammenrinnt, wenn nicht innerhalb des Allgemeinen im Wetteifer der einzelnen Staaten und Nationen die Bestimmtheit der Volksunterschiede hervortritt.

Den empfindlichsten Schlag erhielt dies deutsche Philistertum durch den Tag von Roßbach. Roßbach hat das Unmögliche möglich gemacht: selbst in bis dahin unempfindlichen Herzen erweckte es eine Ahnung davon, was für ein hohes Ding doch die Nation sei. Mag auch Goethe zu weit gehen, wenn er Lessings „Minna von Barnhelm" als ein Werk „von vollkommenstem norddeutschen Nationalgehalte" bezeichnet: das bleibt unter allen Umständen bestehen, daß dies Lustspiel eines Sachsen ohne die Voraussetzung der preußischen Siegesthaten und des dadurch neugeborenen Nationalsinnes von vornherein unmöglich gewesen wäre. „La gloire de Frédéric II", sagt Bourgeois in seiner Würdigung des Jahres 1757, „fut le ferment de la nationalité allemande" (Der Kriegsruhm Friedrichs II. hat die deutsche Nationalität zusammengeschweißt).

„Wenn Friedrich oder Gott durch ihn
Das große Werk vollbracht,
Gebändigt hat das stolze Wien
Und Deutschland frei gemacht" (Gleim),

dann war ja die Bahn frei. Ein „Sieg von Deutschen über Deutsche" — so mildern gern die Franzosen ihre Niederlage — hat vor anderthalb Jahrhunderten den fröhlichen Anfang verheißen, ein zweiter Sieg von Deutschen über Deutsche hat 109 Jahre später die Vollendung angebahnt.

Die Vollendung angebahnt — nicht gebracht. Deutschland hat geduldiger als irgend ein anderes Land Geduld lernen müssen. Die politische Geduld des Deutschen setzt sich aus drei Bestandteilen zusammen: einer ist das Philistertum, ein zweiter die Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen, der dritte und edelste ist die deutsche Hoffnung. Der Deutsche ist felsenfest davon überzeugt, daß ihn die Hoffnung nicht trügt, die er auf Gott, auf seinen Gott gesetzt hat. Hoffnung läßt nicht zu schanden werden: dieser herrliche Trost hilft über das Elend des Tages hinweg und erwartet das Ersehnte von einer Zukunft, die kommen muß. „Es wäre thöricht, an der Zukunft unseres Volkes zu verzweifeln, weil sich nicht sogleich alle Wünsche erfüllen" (Giesebrecht, 1861). Wie Königin Luise im Jahre 1807 sich und die Ihren mit dem Spruche tröstete: „Meine Hoffnung ruht auf der Verbindung alles dessen, was den deutschen Namen trägt", so hat die unerschütterliche Hoffnung auf Gott und Deutschland auch die besten Männer der Unglücks- und Reaktionsjahre, die Perthes, Arndt und Dahlmann, niemals verlassen.

Erst mußte das alte Reich endgültig gefallen und gestorben sein: der Friede von Campoformio und die Rheinbundsgründung haben das gründlichst besorgt.

„An Helden leer, an Redlichen noch leerer,
Schien mir der Staat nur einer Wüste gleich;
Sein Glanz ging unter, und der Mehrer
Des Reichs fiel wie das Reich.

Den Boden, der sonst einen Kranz von Eichen
Und Lorbeern trug, bedeckte dürrer Sand,
Auf dem nur noch als Trauerzeichen
Die Thränenweide stand." (Thümmel.)

Dann aber mußte Preußen erst noch eine Wiedererneuerung durchmachen. Genau ein halbes Jahrhundert nach der Schlacht von Roßbach wurde es so tief herabgedrückt wie nie zuvor. Durch wenige Schläge war ein Staat vernichtet, der sonst so glücklich gewesen war. Wütend bekämpften sich die Bewohner gegenseitig um den Besitz der Ruinen; sie verrieten, entweihten, entheiligten alles, verleugneten alle Gefühle der Ehre. Wer mit der Feder gegen Mißbräuche stritt, wurde mit Kerker belohnt. Dennoch hat es nur sechs Jahre gedauert, bis Jena und Tilsit durch die Siege bei Berlin, an der Katzbach, in Böhmen und bei Leipzig wettgemacht worden war. Da haben wir den neuen Geist in seiner ganzen Kraft vor uns. Kein Volk, und wäre es das tüchtigste der Welt, hätte eine solche Leistung sozusagen im Handumdrehen vollbracht: hier erntete Preußen die Früchte aus jener Saat, die die beiden Friedrich Wilhelme, der Kurfürst und der König, und der große Friedrich ausgestreut hatten.

Daß aber die Saat so fröhlich emporschoß und eine über alles Erwarten reiche Ernte brachte, das hat Preußen jenen Männern zu verdanken, die der Zeit der Freiheitskriege, der Vorbereitung auf sie und des Ausharrens hinterher ihren Stempel aufgedrückt haben. Das waren die Fichte und Schleiermacher, die Arndt und Jahn, die Stein und Gneisenau und wie sie alle heißen; auch Schiller, der den mächtigen Sturm nicht mehr erleben sollte, aber durch seine Himmel und Erde verknüpfende Begeisterung das Volk zum Bewußtsein seiner selbst gebracht hatte, und Kleist, den die Verzweiflung am Vaterland in den Tod getrieben hat, verdienen hier genannt zu werden. Not lehrt beten; Not bricht Eisen: zu beidem gehören Männer, Helden. Deutschland zeigte dem erstaunten Europa, dem überraschten Napoleon, daß es noch genug von jener Art besaß, von der der Dichter singt:

„Kein Zwingherr und kein Heer besiegt
Den Mann, der lieber bricht als biegt." (Gustav Pfizer.)

Und neben Preußen erhob sich Österreich. Zähneknirschend hat es die fremden Ketten getragen und nach dem vorzeitigen, aber braven Versuche von 1809 vier Jahre darauf abgeschüttelt. Fochten für Preußen Blücher und Yorck, Tauentzien und Kleist, so hatte Österreich, dessen Herrscherhaus noch einmal die Überlieferungen des alten Kaisertums zu verkörpern schien, seinen Erzherzog Karl, seinen Hofer und Speckbacher; und jubelnder Hoffnung voll schmetterte Collin dem Bedrücker seine Wehrmannslieder entgegen. „Was deutsches Wesen sei, wurde niemals besser begriffen." (Giesebrecht.)

Thränen treten einem in die Augen, wenn man sich in jene herrliche Zeiten — so sind sie nie wiedergekommen, auch 1870 nicht — hineindenkt und sich dann die Jahre nach 1815 vergegenwärtigt. So viel Heldensinn, Edelmut, Tapferkeit und Aufopferung — wofür? Der Tyrann war hinweggefegt, und der deutsche Boden war wieder frei. Aber wo blieb der einzige Lohn, den die deutschen Fürsten ihren Völkern zu zahlen im stande waren? Das Träumen von einem einigen Reiche, das Sehnen nach Erweiterung der persönlichen Freiheit und der politischen Rechte durch festgegründete Verfassungen — wurde es erfüllt? „Preußens Volkserhebung war auf allerhöchste Ordre nur verdammte Schuldigkeit" (Schwetschke). Erst zaghaft, dann grausam

hat man jede Regung unterdrückt, die gefährlich oder nur unbequem hätte werden können. „Ein Hund in Schwaben hat mehr Achtung für mich als ein Polizeipräsident in Österreich": so bittere Klage erhob selbst der sanfte Lenau. Hinein in die alten Fesseln! das war der Lohn. Und über dem Grabe der deutschen Freiheit thronte — man hatte nur Namen und Form vertauscht, der Zustand war derselbe geblieben — Metternich, umgeben von knechtischen Schergen.

Schon die Wiener Tagung öffnete jedem, der sehen wollte, die Augen darüber, wessen sich Deutschland und sein Volk nach den Heldenthaten der drei vergangenen Jahre von seinen Fürsten zu versehen haben werde. Findige Köpfe hatten sieben Möglichkeiten ausgedacht, in denen die Neuordnung der deutschen Lande erfolgen könne. Die Liste ist für deutsche Zerfahrenheit und Unklarheit bezeichnend. Geplant waren: 1) ein kaiserliches Deutschland, mit der Unterfrage, ob mit dem Sitz a) in Wien oder b) in Berlin, 2) ein österreichisch-preußisches Deutschland mit einem Kaiser in Wien und einem Ephorat in Berlin, 3) ein österreichisches Deutschland und ein preußisches Deutschland, 4) ein österreichisch-preußisch-bayrisch-hannöverisch-württembergisches Deutschland, daneben eins der Großherzoge und kleineren Fürsten, 5) sieben Kreise mit je einem oder zwei Kreisobersten (die gesetzgebende Gewalt im Kreisrate, das Bundesgericht unter österreichisch-preußischem Vorsitz) und endlich 6) ein Deutschland ohne Österreich und Preußen. Über diese sieben Vorschläge zu einer Reichsverfassung hatten zu beschließen: zwei Nebenbuhler (Österreich und Preußen), zwei vormalige Rheinbündler (Bayern und Württemberg) und ein Überseeischer (Hannover). Mochte auch das deutsche Volk in treuester Waffenbrüderschaft die inneren Grenzen als überflüssige Hemmnisse verwünschen, das durch seine Herren vertretene öffentliche Leben war und blieb undeutsch oder, wenn wir uns an die geschichtliche Bedeutung des Wortes erinnern wollen: echt deutsch. Im Jahre 1848 wiederholte sich das Schauspiel:

„Kleindeutschland hier, Großdeutschland dort,
Scheindeutschland beider Losungswort;
Reindeutschland aber klagend spricht:
Ein Deutschland gibt's auch diesmal nicht." (Dingelstedt.)

Nur ja keine Nation! das war das fürchterliche Schreckensgespenst, vor dem die Fürsten erzitterten. Um jeden Preis eine Nation! darum kämpfte offen, danach seufzte heimlich das Volk.

In der Geschichte der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts mit hohem Geistesflug unternommenen, immer wieder zu Verirrungen und Mißerfolgen gewordenen Versuche, die deutsche Frage zu lösen, nimmt das Hambacher Fest eine klar umschriebene Stellung ein. Mit allen übrigen Anläufen hat es zwar das Eine gemein, daß, ehe und wo man überhaupt zum Handeln kam, ungeheuer viel und schön geredet wurde; daneben aber und darüber hinaus hat es den Vorzug, daß es eine Zeitlang selbst auf Unbefangene den Eindruck gemacht hat, aus dem Reden werde eine befreiende, erlösende That hervorgehen. Daß man schließlich dazu doch nicht gelangt ist, lag an der Unklarheit, die selbst über die allernächsten Ziele herrschte.

Unser Volk wußte vor lauter Reden niemals recht, was es eigentlich wollte. Wünsche wurden mit großer Einmütigkeit gefaßt und verkündet; der Kampf für Wahrheit und Recht, der Schwur, vereint und fest zusammenzuhalten, das Schaffen eines freien, verbrüderten Deutschlands: diese Stichworte kehren immer und immer wieder. Aber über die Hauptfrage, auf welchem Wege die kostbaren Güter zu erringen, mit wessen Hilfe oder ob aus eigener Kraft die Macht der „Tyrannen" zu brechen sei: darüber konnte man die allerverschiedensten Meinungen hören. Gerade bei der Hambacher Zusammenkunft wurde eine uns als einzig richtig vorkommende, damals aber durchaus nicht von allen geteilte, beleidigende Absage an den linksrheinischen

Nachbar nur mit Mühe und Not verhütet. Anderseits gab es Männer genug, die der Polenschwärmerei, die noch 1848 bedenkliche Früchte gezeitigt hat, kräftig ihr Urteil sprachen. Obgleich offener Zwiespalt geschickt vermieden wurde: von vornherein mußte es alle weiteren Schritte, die zur That führen sollten, lähmen, daß man selbst unter sich nicht wagen durfte, einseitigen Nationalstolz für den Kampf als Losung auszugeben. Einzelne haben als Märtyrer der für recht gehaltenen großen Sache deutschen Mut bewiesen, die Gesamtheit jedoch setzte sich aus zwar edlen, aber echten Philistern zusammen. Seine den Regierungen gegenüber nicht hoch einzuschätzenden Kräfte zersplitterte und drückte man künstlich herab, indem man sich für alles mögliche andere, das zu erreichen an sich ganz schön gewesen wäre, mit begeisterte; außerdem bekannte man ganz offen, daß die Stärke fehle, den Kampf gegen die Tyrannei allein durchzuführen. Sein klägliches Anlehnen an die Ausländer verteidigte man nicht übel mit philosophisch angehauchtem Aufkläricht und predigte es als höchste Auffassung wahrer Menschlichkeit; trotzdem bleibt es ein klarer Beweis dafür, daß im Grunde das Scheitern aller Anläufe vollauf verdient war. Aber deutsch sind jene Zeiten durch und durch. Deutsch nicht im höchsten Sinne, wie wir es heute fassen als Inbegriff mächtiger Selbstbesinnung und jugendlich frischer Kraftentfaltung, sondern deutsch im geschichtlichen Sinne. Es ist das unpraktische, allen anderen mithelfen wollende und dabei selbst zu kurz kommende, sich selbst nicht viel zutrauende und das Heil von anderen erwartende Auftreten des Volkes der Idealisten: ein nicht immer anmutiges, aber echt deutsches Geschichtsbild.

Die Ankündigung, am 27. Mai 1832 solle zu Hambach in Rheinbayern ein deutsches Volksfest abgehalten werden, wurde vor allem in Süddeutschland und am Rhein mit großer Begeisterung begrüßt und von der verfolgten Presse nach Kräften verbreitet. Die damalige Volksstimmung darf man sich, soweit sie dem Gedanken günstig war, von folgenden Gesichtspunkten geleitet vorstellen. Die vereinte europäische, besser asiatisch zu nennende Despotie führt mit Hilfe von Ränken, Lug und Trug einen unehrlichen Kampf gegen Menschen- und Volksrechte, vorzüglich gegen die im freieren Westen befindlichen Staaten Süddeutschlands und Frankreich. Die Scheidewand, die Europa von Asien trennte, das unglückliche Polen, ist niedergeworfen und der Barbarei damit Thor und Thür geöffnet. Der blutige Kampf muß bald beginnen; ihm gilt es zuvorzukommen. Da die Volksbefreiung in Deutschland wie in Frankreich herbeigesehnt wird und Anschluß an eine andere Macht ein Gebot der Notwendigkeit ist, handelt nur der zum wahren Besten des deutschen Vaterlandes, der, den Nationalhaß vergessend, für die Verbrüderung der beiden Völker wirkt und den unterdrückten Polen zum Wiederaufbau ihres Königreiches verhilft. Alles, was König oder Kaiser hieß, galt — daran war Metternich schuld — als Feind der Freiheit; niemals war der Gedanke einer deutschen Republik beliebter als damals. Aus den französischen Revolutionskriegen der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hatte man so wenig zu lernen verstanden, daß man überzeugt war, Völker, die für die Freiheit kämpfen, könnten sich nicht gegenseitig der Freiheit berauben. Da haben wir wieder den deutschen Glauben, andere im staatlichen Leben und Streben für ebenso wenig egoistisch zu halten wie sich selber. Die Achtung vor dem Sittlichen und Guten ist dem Deutschen — das gereicht ihm ebenso zur Ehre wie zur Schwachheit — so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es ihn sehr schwer ankommt, eine gesunde Eigenliebe zu entwickeln; damals jedenfalls war man im Volke (anders bei den Regierungen) weit davon entfernt.

Unter solchen Stimmungen erwartete man von dem Maifest ungeheuer viel. In der Geschichte Deutschlands und seiner politischen Wiedergeburt werde, davon waren zahlreiche Süddeutsche überzeugt, das Hambacher Schloß eine höhere Wichtigkeit erlangen als die Wartburg für

die kirchliche Reformation. Schon am 26. Mai trafen die meisten Festteilnehmer in Neustadt a. d. Hardt ein; dem ernsten Drange der verschiedensten Städte der Pfalz folgend, hatte die bayrische Regierung ein vorher erlassenes Verbot der Versammlung wieder zurückgenommen und gerade dadurch den Besuch ungemein befördert. Am Abend läuteten in Neustadt alle Glocken, Geschütze wurden abgefeuert, Freudenfeuer auf den höchsten Punkten der Hardt angezündet. Der eigentliche Festtag, der 27. Mai, ein Sonntag, wurde durch das wiederholte Geläute aller Glocken eingeleitet; dann ordnete sich der Zug auf dem Marktplatze. Voran gingen, zwischen zwei Abteilungen Bürgergarde mit Musik, die Frauen und Jungfrauen mit der polnischen Fahne, die von einem weiß-rot beschärpten Fähnrich getragen wurde. Hinter den durch schwarz-rot-goldene Schärpen kenntlichen Festordnern, in deren Mitte eine Fahne „Deutschlands Wiedergeburt" verkündete, und dem gesamten Landrate von Rheinbayern marschierten die verschiedenen Abordnungen aus den deutschen Gauen, gefolgt von den einzelnen nach Stämmen geordneten Festbesuchern. Eine dritte Abteilung Bürgergarde schloß den Zug. Unter dem Gesange des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?" setzte sich das Ganze in Bewegung; und von Mund zu Munde tönte der Ruf: „Heil dem Tage, wo Deutschlands Fahne Männer aus allen Gauen des Landes zur brüderlichen Eintracht vereinigte!" Während des Ersteigens des Berges, wo sich die Reste des Schlosses erhoben, sang man weiter ein von Siebenpfeiffer, dem Vater und einflußreichsten Beförderer des Festgedankens, und ein von dem Homburger Christian Scharpff gedichtetes Lied; oben wurde zunächst die polnische, dann auf den höchsten Zinnen der Ruine die deutsche Fahne aufgepflanzt. Nach einer oberflächlichen Schätzung sollen 30,000 Personen anwesend gewesen sein. Außerdem hatten durch teils nicht namentlich unterschriebene Adressen ihre Zustimmung bekundet: die Rheinpreußen, „die Deutschen am Niederrhein", verschiedene Konstanzer Bürger, ein „Greis am Bodensee", das polnische Nationalkomité in Paris, die Gesellschaft der „amis du peuple" in Straßburg und die Stadt Frankfurt a. M., eine ebenso durch ihre beträchtliche Zahl achtunggebietende wie der Abstammung und Gesinnung nach gemischte Vereinigung.

Die Begrüßungsansprache hielt Dr. Hepp aus Neustadt, die Hauptreden Siebenpfeiffer und J. G. A. Wirth, der Redakteur der „Deutschen Tribüne" und spätere Geschichtschreiber des Festes. In hinreißendem Schwunge sprachen sie davon, wie endlich der Deutschen Mai erstanden sei, wie man gegenüber der römischen Vergewaltigung, die mit deutschen Fürsten in Vertrag und Bund stehe, auf den politischen Luther hoffe, der das Zepter der unumschränkten Könige zerbreche und die Völker von der Schmach ihrer Knechtschaft erlöse. Politische Einung, Bekämpfung der vom Geburts- und Geldadel — auch sozialistische Gedankenreihen lassen sich durch fast alle Reden hindurch wie ein roter Faden verfolgen — ausgeübten Knechtung durch das wach gewordene Volk: das waren die Stichworte, die den reichlich fließenden Ergüssen immer wieder neue Nahrung zuführten. Als Glaubenssatz galt die nunmehr nahe bevorstehende Wiedergeburt des Vaterlandes. Wirths Rede schloß wuchtig mit einem Hoch auf die vereinigten Freistaaten Deutschlands und auf das verbündete republikanische Europa: das waren die abenteuerlichen Wege, auf denen man zum Ziele zu gelangen hoffte. Denn mochte auch der eine oder andere die wahren Absichten Frankreichs ehrlich enthüllen, mochten sich wieder andere von der Zukunft Deutschlands ein anderes Bild gemacht haben als Siebenpfeiffer oder Wirth: die Hauptmasse blieb bei den Grundgedanken der Führer stehen. Bis in den Abend und die Nacht hinein wurde geredet und geschwärmt, geschwärmt und geredet von Deutschen im edlen Bunde mit Polen und Franzosen; man sprach auch hier und da von Gewaltthaten, ohne die eine Übersetzung der Gedanken in die

That nicht möglich sein werde — aber gehandelt wurde nicht. Bildung patriotischer Gesellschaften in großem Maßstabe, brüderliche Verständigung mit anderen Völkern, großartige Vermehrung der Gelder zur Unterstützung der unabhängigen Presse und zur Verbreitung belehrender Schriften: das waren recht vernünftige Forderungen; ausgeführt worden sind sie nie. Die wichtigen Folgen, von denen das Fest für das gesamte Volk begleitet sein „müsse", blieben entweder ganz aus oder — entluden sich nur über einzelne, zu deren Schaden.

Als das französische Joch gefallen und die Besonnenheit des Tages zurückgekehrt war, da hatte man sich gefragt, was man gewollt, was man erlangt habe. Einig war man im Bekämpfen des äußeren Feindes, einig auch darin gewesen, einen besseren Zustand herbeizuwünschen. Während aber die einen jede Fessel und jeden Zwang zerbrechen wollten, herrschten die Herren den Völkern zu, sich blindlings zu beugen; während sie den Geist des untergegangenen Alten heraufbeschworen, trachteten die Unterthanen, ein dunkelgeahntes Neue zu verwirklichen. Lange schwankte der Kampf, und die verschiedensten Vermittelungsversuche blieben ohne Erfolg. Aber der neue Geist selbst ließ sich nicht mehr unterdrücken; wenn sich auch die Form dafür nicht finden lassen wollte, das **Nationalgefühl war da und blieb**. Alle Versuche, durch ebenso harte wie lächerliche Maßregeln die freie Meinungsäußerung niederzuhalten, scheiterten an der Begeisterung für den deutschen Gedanken und an der lebendigen Überzeugung, daß sie nicht das Eigentum weniger, sondern das Besitztum aller sei. So erhielt fast das gesamte Schriftwesen jener vergangenen Jahrzehnte eine Richtung auf die That, ohne deshalb die That selbst zu erzeugen. **Die Wissenschaft ward Leben.** Besonders war die Zeit unmittelbar vor 1848 mit dem Pulver der Politik geladen. Eine Mitteilung der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" aus Schleswig-Holstein vom 25. September 1846 ergeht sich in folgenden Betrachtungen: „Die Versammlung der deutschen Naturforscher in Kiel ist nun zu Ende. Sie wissen, daß statutenmäßig die Politik von der Naturforscherversammlung ausgeschlossen sein soll; es wird leicht begreiflich sein, daß dies gerade bei uns und unter gegenwärtigen Umständen nicht so ganz leicht war. Und wir sind nicht gemeint, zu behaupten, daß die entschiedene, wenn freilich unvermeidliche Durchführung dieses Prinzips allen Erwartungen entsprochen hat." Daß auch beim fröhlichen Mahle die Stimmung nicht heiter werden kann, wenn die Tischreden unter Zensur stehen, ist begreiflich. Jetzt würden wir mitleidig die Achseln zucken, wenn eine Zusammenkunft von Naturforschern oder Germanisten politische Fragen anschneiden wollte. Will man sich aber einmal erquicken, so greife man zur Litteratur aus den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren! Die herrlichsten Worte über Einheit, Freiheit, Vaterlandsliebe sind geschrieben zu einer Zeit, die praktisch weder ein einiges noch ein freies Vaterland gekannt hat.

In diesem Zusammenhange darf auch an die 1819 erfolgte Gründung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde erinnert werden. Das nach dem glücklichen Kriege gegen den übermächtigen Erbfeind erwachte Gefühl der Selbständigkeit, das Sichbesinnen auf die Nationalität und bald auch die Unzufriedenheit mit der Gegenwart erwarb der **vaterländischen Geschichte** warme Freunde und vereinigte tüchtige Forscher zu gemeinsamen, dem Ruhme des Volkes gewidmeten Unternehmungen. Jener 1779 wohlberechtigte Vorwurf Herders war endlich entkräftet: „Unter seinen drei gebildeten Nachbarinnen, England, Frankreich und Italien, zeichnet sich auch darin Deutschland aus, daß es seine besten Köpfe älterer Zeiten vergißt und also seine eigenen Gaben verschmähet." Außer der Herausgabe der Quellenschriften wandte man auch anderen Denkmälern deutscher Vorzeit Liebe und Sorgfalt zu. 1817 erschienen Görres' „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder", 1819 Grimms „Deutsche Grammatik", 1824 begann Ranke mit

der Aufhellung „der Geschichte von stammverwandten Nationen entweder rein germanischer oder germanisch-romanischer Abkunft". Damit aber auch das Gegenstück dazu nicht fehle: dieselbe Zeit hat auch die Anfänge von Ersch und Grubers Enzyklopädie, wahren Katakomben der Wissenschaft, auf dem Gewissen. Trotz alledem und alledem war Deutschland nunmehr in der Verfassung, den geistigen Verkehr mit dem Auslande, der lange genug ausschließlich oder wesentlich empfangend gewesen war, umgekehrt zu einem gebenden, ausführenden zu gestalten und das alte Wort wieder wahr zu machen: Deutschland ist das Herz von Europa.

Deutschland ist das Herz von Europa, so dachten auch die Herren in der deutschen Bundesversammlung. Wie Hohn klingt es, und es war doch ernst gemeint, als zur Eröffnung der österreichische Gesandte die schönen Worte sprach: „So erscheine das Vaterland der Deutschen wieder als ein Ganzes, als eine politische Einheit, wieder als Macht in der Reihe der Völker!" Denn von selbst verstand sich die Einschränkung, daß die Einheit nicht jene Mannigfaltigkeit der politischen und bürgerlichen Formen aufheben dürfe, wodurch sich Deutschland von jeher vor anderen Ländern „ausgezeichnet" habe; vielmehr mache der den Deutschen eigene Kulturzustand jene Vielgestaltigkeit notwendig, auf der zuletzt Kraft und Leben der Nation beruhe. So richtig auch diese Beobachtung an sich ist, an jener Stelle und in damaliger Zeit bedeutete ihre Betonung weiter nichts als die von der unüberwindlichen Scheu vor einer gründlichen Änderung befohlene Angst vor der „Nation". Zu aller Bundesmitglieder Beruhigung wies Gagern darauf hin, daß der Deutsche Bund kein Makedonien zu fürchten habe, wie im Altertume der griechische. Denn zum Unterschiede von Griechenland stehe Deutschland unter der Bürgschaft des zivilisierten Europas. Widerwillig zog man an den Strängen des unbeliebten, ja verhaßten Österreichs, weil man dem Ehrgeize Preußens mißtraute. So durfte es Metternich wagen, über neunzehn anders denkende Bundesstimmen hinweg die Karlsbader Beschlüsse von 1819 einfach zu Bundesgesetzen zu erheben: eine der tollsten Vergewaltigungen, die sich deutsche Fürsten je haben gefallen lassen.

Die Reaktionspartei — ein von Silvester Jordan eingeführter Ausdruck — hatte die Ansicht und sprach sie 1834 zu Wien öffentlich aus, daß eine Partei in Deutschland thätig sei, die jede Obrigkeit anfeinde, weil sie sich selbst zur Herrschaft berufen wähne, mitten im allgemeinen Frieden einen inneren Krieg unterhalte und die Völker planmäßig zum Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher aufstachele, die ferner entweder von offener Empörung das Heil Deutschlands erwarte oder, schlauer, sich des Deckmantels der in Deutschland eingeführten Verfassungen zu ihren Zwecken bediene. Unter den Rädelsführern aber sei Silvester Jordan einer der gefährlichsten. Darum verurteilte man ihn am 14. Juli 1843 nach vierjähriger Untersuchungshaft, die ihm bei der Strafabmessung mit sechs Monaten angerechnet wurde, durch den Kriminalsenat des kurfürstlichen Obergerichts zu Marburg wegen „Nichtverhinderung eines Komplotts" zu fünfjähriger Festungsstrafe, zum Verluste des Rechtes, die kurhessische Kokarde zu tragen, und zur Bezahlung des auf ihn fallenden Teiles der Prozeßkosten; der ehemalige Bürgermeister Dr. Scheffer, dem eine zehnjährige Festungsstrafe zuerkannt war, wurde im Kasseler Kastell wahnsinnig und endete als Selbstmörder im Krankenhause zu Kassel. Und das ist nur eine von den kaum zu zählenden Verfemungen und Verurteilungen, die von deutschen Behörden gegen die besten Deutschen ihrer Zeit ausgesprochen worden sind. Man hatte sich förmlich in den Glauben verrannt, eine umstürzlerische Partei verfolgen und unterdrücken zu müssen; möge diese den scheinbar gesetzlichen, langsamen, aber sicheren Weg einschlagen oder den des offenen Aufruhrs betreten: stets sei ja derselbe Endzweck vorhanden. Das geschichtlich Gewordene,

nötigenfalls vom grünen Tisch aus Verbesserte vor jeder unpassenden Einsprache der Völker treulich hüten, dem mit Mühe beruhigten Europa zuliebe das Herz Europas in schläfriger Regelmäßigkeit erhalten und vor allen Aufregungen bewahren, das war dieser Weisheit letzter Schluß.

So hat der deutsche Bundestag sein Schicksal redlich verdient, als „ein Gegenstand erst der Scheu, dann kalter Anwiderung" dazustehen und unterzugehen; in seiner Kläglichkeit hat er selbst ein gut Teil mit dazu beigetragen, sich das Grab zu graben. Auf der anderen Seite darf man nicht so weit gehen, den Deutschen Bund für alles politische Unheil voll verantwortlich zu machen, wodurch das dritte bis sechste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts heimgesucht worden ist. Innerhalb eines Vortrags, den am 29. Januar 1831 Christian Graf Bernstorff vor Friedrich Wilhelm III. von Preußen gehalten hat, wird die Streitfrage, auf welchem Wege die Einigung Deutschlands erreicht werden könnte, mit folgenden Worten gestreift: „Ich glaube hier die weit verbreitete und oft wiederholte Beschwerde berühren zu müssen, daß der Deutsche Bund überhaupt nicht leiste, was das gemeinsame Interesse Deutschlands erheischt. Ungeachtet aller, durch die Geschichte der letzten vierzehn Jahre hierzu gelieferten Belege wäre es doch ungerecht, nicht dabei in Erwägung zu ziehen, wie wenig dieser Vorwurf zum Teil und namentlich insofern begründet werden kann, als man von dem Bunde Institutionen und Anordnungen verlangt, wie nur die Einheit einer und derselben Regierung in ihrer über ein ganzes Land gleichmäßig ausgedehnten kräftigen Wirksamkeit sie zu schaffen vermag. Man übersieht zu leicht, daß der Bund — anstatt die hierzu unentbehrlichen Kräfte innerer Einheit zu besitzen — eine Zusammensetzung aus achtunddreißig Staaten bildet, von denen jeder auf Souveränität Ansprüche macht, welche durch die Bundesakte garantiert sind. Die Schöpfung eines allgemeinen deutschen Zoll- und Handelssystemes oder irgend einer anderen allgemeinen und bleibenden Institution ähnlicher Natur ist eine Aufgabe, deren Lösung dem Bunde so lange unmöglich bleiben wird, als derselbe nicht eine andere, von der jetzigen ganz verschiedene und der Ausführung solcher Pläne günstige Organisation besitzt." Einer Einung hatte, das deutet hier Bernstorff nur schüchtern an, unbedingt vorauszugehen die von einem Späteren ebenso zielbewußt wie schonend bewirkte Beschneidung der Unumschränktheit der Einzelstaaten.

Daß, sollte jemals das ersehnte Deutschland greifbare Gestalt gewinnen, **Preußen** allein dazu berufen war, darin die **Führung** zu übernehmen, stand bereits 1823 deutlich vor der Seele Friedrichs von Gagern; trotz der Überlieferung der Familie, die ihn auf Österreich hinwies, spricht sich Friedrich in dem Gedankenaustausche, den er mit seinem Vater, dem niederländischen Gesandten Hans Christoph von Gagern, unterhielt, mehrere Male über diese Frage mit Offenheit, Lauterkeit und Einsicht aus. Wie dies am besten zu bewerkstelligen sei, hatte neunzehn Jahre vorher schon, im Sommer 1804, Hans von Held vorausgeahnt. In seinem „Patriotenspiegel für die Deutschen" macht er einen für seine Zeit höchst kecken Vorschlag; er hält die Rettung vor Napoleon nur dann noch für möglich, wenn „schleunigst preußischerseits die elende deutsche Reichsverfassung kassiert und ganz Norddeutschland bis an den Rhein und Main ohne weitere Komplimente und, ohne sich an Schulmoral und sogenannte Rechtsbegriffe zu kehren, der preußischen Krone unterworfen würden". Daß Schulmoral und Landrecht bei Staatenvergrößerungen unbrauchbar sind, das hatte man von Friedrich dem Großen gelernt, der Schlesien nicht auf Grund von unbestreitbaren Rechtstiteln, sondern allein mit dem Degen in der Faust erobert hat.

„Sollt' ich sterben und verderben — Deutschland, Deutschland, ich bin dein!
Und des großen Friedrichs Erben werden unsre Kaiser sein." (Wilhelm von Ploennies.)

Gerade die Prüfungen, die dem preußischen Staate vorbehalten waren, erzeugten in seinen Bürgern eine Gemeinsamkeit der Gesinnung, die sie der höchsten Anstrengungen fähig machte. Von der Kraft, womit hier Größe und Unabhängigkeit errungen worden waren, durften erleuchtete Männer Heil und Segen für ganz Deutschland erhoffen. Man fühlte aus der Wiedererneuerung, die nach dem Unglück von 1806 die Bewohner neuer Provinzen ebenso wie die alten Angehörigen, das ganze preußische Volk an sich selbst vollzogen hatte, heraus, daß „Vorwärts!“ sein Losungswort war; nicht die schlechtesten Deutschen waren es deshalb, die von dem Anschluß an Preußen ein Vorwärts auch für ihr engeres Vaterland erwarteten. „Wer mit dem Strome segelt, nicht ihm entgegen rudert, kommt vorwärts.“ (Görres im „Rheinischen Merkur“, 1815.)

Selbst im Auslande begann man den Beruf zu begreifen, der Preußen vorgezeichnet war. Im Jahre 1844 äußerte der englische Minister Peel zu Bunsen: „Germany must be strong and she cannot be strong without Prussia“ (Deutschland muß stark sein und kann das nicht ohne Preußen); er erhielt darauf die bezeichnende Antwort: „No more than Prussia without Germany“ (Ebenso wie Preußen nicht ohne Deutschland). Und im Gegensatze zu Preußens Könige Friedrich Wilhelm IV., der am 6. November 1847 an Prinz Albert schreibt: „Deutschland ohne Triest, Tyrol und das herrliche Erzherzogtum! wäre schlimmer als ein Gesicht ohne Nase!“, nennen Fürst Karl von Leiningen und der Prinz-Gemahl Österreich „verfallen“ und denken ebenso vernünftig wie edel über die Rettung Deutschlands durch Preußen. Der Gedanke also: kein Deutschland ohne Preußens Führung, war da — wer aber gab ihm die Wirklichkeit? In dieser Angel hing die Entscheidung.

Das Jahr 1849 brachte dem deutschen Vaterlande die zweite bittere Enttäuschung des Jahrhunderts: die Ablehnung der vom Volke angetragenen Kaiserkrone durch den preußischen König. Da that in banger Sorge, was denn noch aus dem vaterländischen Gedanken werden solle, Johann Georg Fischer die berühmte Frage:

„Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker, ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?
Der ohne Ansehn und Erbarmen
Zuhauf uns treibt im Schlachtenschweiß
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß?
Nur Einen aus den Millionen,
Nur eine eisern harte Faust!“

„Nur einen Mann aus Millionen!“ Das ist das Lied, wodurch der Dichter — bezeichnend für uns Deutsche, daß es gerade ein schwäbischer Lehrer sein mußte, der einen Bismarck ahnend forderte — dem allgemeinen Fühlen Klarheit, Richtung und Gestalt verlieh. Nur einen Mann aus Millionen! das war im Grunde nichts anderes, als was 1664 bereits Pufendorf, der Treitschke des 17. Jahrhunderts, verlangt hatte: eine kräftige, rücksichtslos zugreifende, energisch durchdrückende, mit den alten Vorurteilen gründlich aufräumende, gewaltige, unumschränkt herrschende Persönlichkeit. „Ein Mann thut uns not, wie Luther war“, so ruft am Ende seiner fünfbändigen „Geschichte der deutschen Dichtung“ Gervinus aus; und als er kam, dieser politische Luther, da war der Humanitätsschwärmer und Weltbürger in Gervinus so stark, daß er sich von dem Manne, den er herbeigerufen hatte, in echt deutschem Unverstande grollend abkehrte. Der nationale Staat ohne, ja gegen die Nation, das war dem seine Meinung für alleinseligmachend haltenden gelehrten Professor zu viel und zu wenig. Doch

„der Mann, der euch geweckt,
Der das Riesenwerk begonnen, rastet nicht, bis er's vollstreckt.
Glaubt ihr, daß ein solcher Recke, der in solchen Zeiten kam,
Feig erschreckend nichts bezwecke als ein größres Winkelkram?“ (Wilh. von Ploennies.)

Schon 1625 hatte Gabriel Bethlen dem Brandenburger Kurfürsten die Vernichtung Österreichs als Heilmittel vorgeschlagen; Philipp Bogislav von Chemnitz hatte als Hippolithus a Lapide die grausame, aber richtige Losung wiederholt: „ceterum censeo exstirpandam esse domum Austriacam“ (übrigens bin ich der Ansicht, das Haus Österreich müsse ausgetilgt werden). Aber zwei Jahrhunderte vergingen, ehe der „Stoß ins Herz“ vollzogen war („Il faut frapper au coeur la puissance autrichienne“, Depesche vom 17. Juni 1866). Als am 9. Oktober 1862 der preußische Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff, seines Amtes enthoben wurde und Otto von Bismarck (s. die beigeheftete Tafel „Otto von Bismarck“) an seine Stelle trat, da hat niemand geahnt, daß die zwölfjährige Periode der Schmach, die mit dem Rücktritte des Ministers von Radowitz begonnen hatte, zu Ende war.

Seit dem 28. April 1849, wo sich die preußische Regierung in einer Note an die deutsche Zentralgewalt über ihre Stellung zur Reichsverfassung endgültig erklärt, d. h. die angebotene Kaiserwürde abgelehnt hatte, war Preußen von einer Demütigung in die andere gefallen und hatte in Olmütz trotz seines achtunggebietenden Heeres, das kurz vorher mit ein paar Schüssen einen europäischen Krieg angedeutet hatte, vor Österreich und Rußland seine unterthänigste Verbeugung gemacht. Deutschland knirschte vor Wut und Scham — aber das Streben nach seiner Vereinheitlichung wurde nicht zur That: ein Beweis dafür, daß die Auffassung, die Zustände seien für die Geschichtschreibung das allein Maßgebende, ebenso falsch ist wie die Übertreibung des Heldentums. Wer glaubt, daß Bismarck aus sich heraus das neue Deutsche Reich geschaffen habe, der schießt über das Ziel hinaus; auf der anderen Seite aber wird ihm nicht gerecht, wer meint, die Reichsgründung habe so gewissermaßen in der Luft gelegen und hätte über kurz oder lang doch einmal kommen müssen, auch wenn es keinen eisernen Kanzler gegeben hätte. Mit „Wenn's“ ist schlecht hantieren in der Geschichte. Noch im Jahre 1856 bekannte Ernst von Lasaulx offen: „Mein theoretischer Glaube an Verwirklichung unseres nationalen Ideals ist nicht groß.“ Und bei Gelegenheit der Feier von König Wilhelms Geburtstag im Jahre 1861 sprach Wilhelm Giesebrecht die denkwürdigen Worte: „Das Verlangen nach einer festeren Zentralgewalt, als sie im Bundestage gegeben ist, lebt in der Nation so allgemein, daß es sich nicht mehr unterdrücken läßt; auch denkt daran wohl keine Regierung mehr im Ernst. Aber die Schwierigkeiten, eine solche Zentralgewalt zu begründen, sind bei der Stellung der beiden deutschen Großmächte zu einander und bei der Selbständigkeit, welche alle deutschen Staaten einmal vertragsmäßig gewonnen haben, so groß, daß auf dem Weg allseitiger Verständigung kaum ein befriedigendes Resultat zu erwarten ist.“ Die lange Vorbereitungszeit hatte viel Worte verschwendet, aber wenig Thaten gesehen. Vergleicht man sie dem lange grollenden Donner, dem Wetterleuchten, so gleicht Bismarcks Auftreten dem Einschlagen des Blitzes, dem reinigenden Gewitter, das Deutschland von der dumpfen Schwüle des armseligen politischen Lebens erlöst hat.

„Nun ward dein Ahnen wunderbar vollendet;
Die du geweissagt, unsre höchsten Güter,
Siehst du gewonnen: Freiheit, Reich und Kaiser.“ (Paul Heyse.)

Kurz nach dem Falle Straßburgs im Jahre 1681 kam ein fremder Wandersmann nach Regensburg, dem Sitze des Reichstags. Dort will dem scharfen Beobachter nicht einleuchten, weshalb man den französischen Gesandten Geheimnisse anvertraue — zum Ausplaudern. Dafür wird ihm folgende Erklärung geboten: Von Dingen, deren Geheimhaltung sehr wichtig sei, offen zu sprechen, sei eine alte deutsche Gewohnheit; „denn so wußten die Widriggesinnten oft am wenigsten, wie sie daran wären, würden gemeiniglich sicher und glaubten wohl gar das



Otto von Bismarck.

Nach einer Photographie von Loescher und Petsch in Berlin.

Contrarium". War in den Tagen politischer Ohnmacht solch kluges Verhalten von Wert, so hat es Bismarck zum bewundertsten Hilfsmittel seiner unvergleichlichen Staatskunst veredelt: hinter ihm stand der persönliche Mut und deutsches Selbstvertrauen. Über kriechende Heuchelei wird eine mit Thatkraft und Macht gepaarte ehrliche Offenheit immer den Sieg davontragen; oder, wie Dahlmanns Bekenntnis lautete: „Alle Wirksamkeit, die mir in meinem Leben glückte, ist mir durch Offenheit gelungen." „Tritt frisch auf, thu's Maul auf, hör' bald auf!" Nach diesem altpreußischen Mahnspruch hat Bismarck seine Pläne, besser: seinen Plan entwickelt.

Ein einziger Bau ersteht vor unseren staunenden Blicken, wenn wir sein Wirken Schritt für Schritt verfolgen. Nichts ist verständlicher als die im einzelnen verwickelte und in der Durchführung oft überraschende Politik Bismarcks. Woher kommt diese seltene Folgerichtigkeit, diese merkwürdige Übereinstimmung der Krone des Gebäudes mit seinem untersten Eckstein? Das ganze Geheimnis liegt darin: national vom Scheitel bis zur Sohle war dieser ragende Recke, national vom Anfang bis zum Ende war alles, was er wollte und that. In einer Unterredung mit dem Fürsten, die Heinrich Friedjung im Juni 1890 gehabt und kurz danach aufgezeichnet hat, finden wir den Schlüssel zu dem Innersten bismarckischer Staatskunst. „Es hieße das Wesen der Politik verkennen", so sprach sich der Altreichskanzler aus, „wollte man annehmen, ein Staatsmann könne einen weit aussehenden Plan entwerfen und sich als Gesetz vorschreiben, was er in einem, zwei oder drei Jahren durchführen wolle. Es ist richtig, daß der Gewinn Schleswig-Holsteins einen Krieg wert war; aber in der Politik kann man nicht einen Plan für lange Zeit festlegen und blind in seinem Sinne vorgehen. Man kann sich nur im großen die zu verfolgende Richtung vorzeichnen. Diese freilich muß man unverrückt im Auge behalten; aber man kennt die Straßen nicht genau, auf denen man zu seinem Ziele gelangt. Der Staatsmann gleicht einem Wanderer im Walde, der die Richtung des Marsches kennt, aber nicht den Punkt, an dem er aus dem Forste heraustreten wird. Ebenso wie er muß der Staatsmann die gangbaren Wege einschlagen, wenn er sich nicht verirren soll. Wohl war der Krieg mit Österreich schwer zu vermeiden; aber wer das Gefühl der Verantwortlichkeit für Millionen auch nur in geringem Maße besitzt, wird sich scheuen, einen Krieg zu beginnen, bevor nicht alle anderen Mittel versucht sind. Es war stets ein Fehler der Deutschen, alles erreichen zu wollen oder nichts und sich eigensinnig auf eine bestimmte Methode zu steifen. Ich war dagegen stets erfreut, wenn ich der Einheit Deutschlands, auf welchem Wege immer, auch nur auf drei Schritte näher kam. Ich hätte jede Lösung mit Freuden ergriffen, welche uns ohne Krieg der Vergrößerung Preußens und der Einheit Deutschlands zuführte. Viele Wege führten zu einem Ziele; ich mußte der Reihe nach einen nach dem anderen einschlagen, den gefährlichsten zuletzt. Einförmigkeit im Handeln war nicht meine Sache."

In Bismarck haben wir das Deutschtum — nicht das der Politik — das gute deutsche Volkstum vor uns. Niemand vor ihm hat je deutschem Dienst so edel, so treu gelebt wie er; seit Luther war keine glänzendere Verkörperung des furor teutonicus in einer Person erstanden als in Bismarck. Am schlagendsten wird dies durch die „Ehrennamen" bestätigt, die ihm vom Auslande geworden sind; Anfang der siebziger Jahre bedienten sich französische Zeitungen unter anderem folgender Bezeichnungen: le chancelier formidable (der furchtbare Kanzler), le terrible (der schreckliche), l'homme du siècle (der Mann des Jahrhunderts), le Richelieu de la Prusse (der Richelieu Preußens), le prince de fer (der Fürst von Eisen). Den ehrlichen Hasser, grollend bis zum Grabe, den noch im Tode innigen Freund der Natur, den geselligen Kameraden, den treusorgenden Gatten und Familienvater, den felsenfest auf Gottes Hilfe sich

verlassenden Sünder: alles finden wir in Bismarck vereinigt. Darüber hinaus aber war er der größte Wohlthäter seines engeren und des großen Vaterlandes. Eine solche Fülle deutscher Eigenschaften in einer Person hat es seit 1546 in deutschen Landen nicht wieder gegeben: gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich, faßte Bismarck das Beste, was wir Deutschen von heute unser Eigen nennen, in sich, seinem Wesen, Handeln und Sterben zusammen.

Deutschlands Volk besaß eine große, eine unbegreifliche Langmut; Bismarck hat ihr das Ziel gesetzt. Des Deutschen Gefühl ist tief und nachhaltig, seine Vaterlandsliebe ist eine heilige, nie verlöschende Glut; Bismarck hat uns das wahre Vaterland erstehen lassen. „Gib deinem Deutschland wieder ein deutsches Herz!" forderte Platen, „Der deutsche König gehört nach Deutschland!" forderte Wildenbruch; Bismarck hat das protestantisch-kleindeutsche Kaisertum geschaffen. „Heldenmut, Kameradschaft, Königs- oder Mannestreue sind seit alten Zeiten anerkannte altruistische Auslesefaktoren; das reicht aber in den modernen Kämpfen der Nationen und Rassen nicht mehr aus, es gehört noch bewußtes Volkstum dazu" (Ferdinand Hueppe, 1895). Bismarck schulden wir es, daß sich unser Volk wieder mit stolzen Gedanken seiner selbst bewußt geworden ist. Nationalgefühl kann es geben, und Nationalsinn hat sich gezeigt, als Deutschland nur noch ein geographischer Begriff war; den Nationalstolz, der seit den Tagen der Staufer keine Stätte mehr in Deutschland fand, hat Bismarck von neuem gezeugt.

4.

Die deutsche Sprache.

Von

Oskar Weise.

Die deutsche Sprache.

I.

Sprache und Volkscharakter.

1. Die Formen der deutschen Sprache.

Nur wenige Sprachen Europas sind den Einwirkungen des Auslandes in gleichem Grade unterworfen gewesen wie die deutsche. Wohl hat das Latein geraume Zeit im Banne der höheren Gesittung Griechenlands gestanden, wohl hat auch das Englische lange den mächtigen Druck des Normannentumes zu ertragen gehabt, aber unsere Sprache ist zweimal von der Flut römischer und zweimal von der Brandung romanischer Kulturwogen überschwemmt worden: jenes in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung und im Gefolge der humanistischen Bestrebungen, dieses nach dem Aufblühen des Rittertumes und im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Man könnte daher glauben, sie sei in allen ihren Erscheinungsformen mit fremden Keimen durchsetzt und überwuchert. Thatsächlich sind jedoch die Spuren dieses Einflusses nach ihrer Art und Bedeutung für den Sprachkörper viel geringer, als man erwartet; sie bestehen hauptsächlich in der Übernahme einer allerdings beträchtlichen Zahl fremder Ausdrücke, die mit den stofflichen und geistigen Errungenschaften der Nachbarvölker zu uns gekommen sind und sich in ihrem Äußeren den heimischen Gebilden bald mehr, bald weniger angeglichen haben. Dagegen sind die wesentlichen Merkmale der deutschen Zunge davon nicht berührt worden, vielmehr hat diese die ihr eigentümlichen Züge ziemlich treu bewahrt und sich trotz aller Störungen und Eingriffe von außen in der durch den Volkscharakter bestimmten Bahn, in der ihr von vornherein eigentümlichen Richtung weiter entwickelt.

So weist sie zunächst im Bereiche der Lautlehre Übergänge von Vokalen und Konsonanten auf, durch die sie sich von den übrigen indogermanischen Sprachen wesentlich unterscheidet, z. B. die Verschiebung der P-, K- und T-laute; ferner zeigt sie eine beständig zunehmende Neigung, die Vokale der Endungen zu schwächen oder abzustoßen und die Konsonanten zu häufen: die schönen volltönenden Selbstlaute, die noch das Althochdeutsche zierten, waren schon im Mittelhochdeutschen großenteils zu mattem e herabgesunken, im Neuhochdeutschen aber ist diese Verstümmelung der Wörter noch viel weiter gegangen. Läßt daher schon ein Vergleich einzelner neuhochdeutscher Gebilde, z. B. Grummet, Drittel, Wimper und Gärtner, mit den entsprechenden mittelhochdeutschen Ausdrücken gruonmât (grüenmât), dritteil, wintbrâ (wintbrâwe = sich windende Braue) und gartenaere die Größe des Verlustes erkennen, so noch mehr die Gegenüberstellung althochdeutscher und neuhochdeutscher Formen oder gar ganzer Sprachdenkmäler

wie des Hildebrandsliedes und eines modernen Epos. Gewiß können Dichter auch heute noch eine solche Gewalt über die Sprache gewinnen, daß sie ihr höheren Glanz, mächtigere Entfaltung, wirkungsvolleren Schwung verleihen, als man je für erreichbar gehalten hätte; aber die Kraft, ja Wucht in der Sprache des Hildebrandsliedes und anderseits die Fülle wohlklingender Vokale, durch die sich die Verse dieses herrlichen Bruchstückes unserem Ohre einschmeicheln, sind heute nicht mehr zu erzielen. Wenn der alte Held verzweiflungsvoll ausruft: „Welaga nû, waltant got, wêwurt skihit“ — wie viel mächtiger und packender wirkt das als in der neuhochdeutschen Übersetzung: „Weh nun, Herrscher Gott, Mißgeschick geschieht.“ So stellt sich uns das Hildebrandslied, von dessen erster Seite die beigeheftete Tafel eine getreue Nachbildung gibt, nicht nur als das einzige Denkmal unserer Volksepik aus vormittelhochdeutscher Zeit dar, sondern zugleich als ehrwürdigster Zeuge der frühesten Vergangenheit unserer deutschen Sprache.

Daß aber die Klangfülle der Vokale in unserer gegenwärtigen Sprache wie hinter der Schönheit des Alt- und Mittelhochdeutschen, so auch hinter dem Wohllaut der romanischen Idiome sehr zurücksteht, kann man schon aus der Behandlung der Lehnwörter deutlich ersehen. Denn in Paspel, Kuppel, Kork und anderen vermißt man den volleren Wortausgang des französischen passepoil, des italienischen cupola und des spanischen corcho (aus lat. cortex, Rinde). Während ferner bei den Romanen selten drei oder mehr Konsonanten unmittelbar aufeinander folgen, sind bei uns Bildungen wie Amtspflicht, Rechtsspruch, Angstschweiß und Impfzwang mit fünf bis sechs zusammenstoßenden Mitlauten, die dem Deutschen ein etwas rauheres Aussehen geben, ganz gewöhnlich.

Ebenso eigenartig ist die **Wortbiegung** unserer Sprache entwickelt, die beim Nomen wie beim Zeitwort eine starke und eine schwache Form ausgeprägt hat, dergestalt, daß die alten Stammverba meist nach jener und die abgeleiteten gewöhnlich nach dieser abgewandelt werden (trinke, trank, getrunken, aber tränke, tränkte, getränkt; ziehe, zog, gezogen, aber zücke, zückte, gezückt), ferner die mit dem Artikel eingeführten attributiven Eigenschaftswörter schwache und die des Artikels ermangelnden starke Bildung zeigen (starke Äste stattlicher Eichen; aber die starken Äste der stattlichen Eichen).

Ferner zeigt sie im Vergleich zu anderen Sprachen eine geringe Beweglichkeit auf dem Gebiete der **Wortableitung**. Denn wenn auch nach und nach aus manchen alten Suffixen neue entsprossen sind und sich z. B. in Anlehnung an n- und l-Stämme wie Garten und edel aus den Bildungssilben -er und -ing neue Formen auf -ner und -ling entwickelt haben (vgl. neben Gärtn-er: Harf-ner und Huf-ner; neben Edel-ing: Frisch-ling und Früh-ling), so verfügt sie doch mit alleiniger Ausnahme der abstrakten Begriffe über eine ziemlich kleine Summe derartiger Wortbildungsmittel. Daher ist sie, um nur ein Beispiel zu nennen, gegenüber den romanischen Sprachen arm an Ableitungssilben zum Ausdruck der Verkleinerung oder Vergrößerung (Diminutiva und Augmentativa). Auch macht sie von den ihr zu Gebote stehenden Suffixen einen viel geringeren Gebrauch, so daß sie z. B. den französischen Bezeichnungen der Obstbäume (pommier, poirier u. a.) keine entsprechenden Formen gegenüberzustellen hat.

Dagegen besitzt das Deutsche von alters her eine weit bedeutendere **Fügsamkeit für Zusammensetzungen** (vgl. Volkslied mit poésie populaire, Gesichtspunkt mit point de vue), eine Eigenschaft, die im Laufe der Jahrhunderte an Stärke und Wirkungskraft noch gewaltig zugenommen hat. Denn während Otfried von Weißenburg um 868 noch thio hôhûn giziti sagte, hieß es schon im Nibelungenliede die hôchgezît (Hochzeit), und während wir im höfischen Epos der Ritterzeit noch von einem niuwen jâr, obern gewant, krumben stap lesen, bietet das Schrifttum der Gegenwart dafür Neujahr, Obergewand und Krummstab; wenn endlich Luther noch

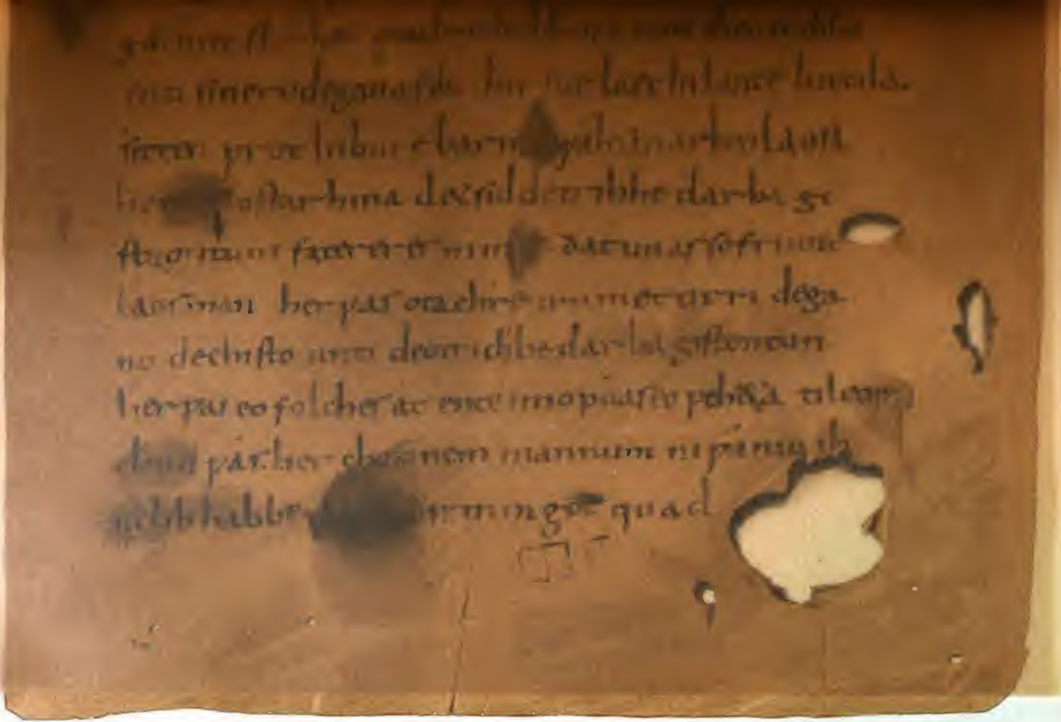
Übertragung der umſtehenden Handſchrift.

Ik gihorta dat ſeggen,
dat ſih urhettun ǣnon muotin
hiltibraht enti hadubrant untar heriun tuem.
ſunufatarungo iro ſaro rihtun,
garutun ſe iro gudhamun, gurtun ſih iro ſuert ana,
helidoſ, ubar ringa, do ſie to dero hiltiu ritun.
hiltibraht gimahalta, heribranteſ ſunu (her uuaſ heroro man,
feraheſ frotoro) her fragen giſtuont
ſohem uuortum, wer ſin fater wari
fireo in folche, „eddo welihheſ cnuosleſ du ſiſ.
ibu du mi ęnan ſageſ, ik mi de odre uuet,
chind, in chunincriche chud iſt min[1] al irmindeot."
hadubraht gimahalta, hiltibranteſ ſunu:
„dat ſagetun mi uſere liuti,
alte anti frote, dea érhina warun,
dat hiltibrant hætti min fater; ih heittu hadubrant.
forn her oſtar gihueit (floh her otachreſ nid)
hina miti theotrihhe enti ſinero degano filu.
her furlæt in lante luttila ſitten
prut in bure, barn unwahſan,
arbeo laoſa. her *ræt*[2] oſtar hina d*et*[3],
ſid detrihhe darba giſtuontum[4]
fatereres[5] mineſ. dat uuaſ ſo friuntlaoſ man:
her waſ otachre ummettirri,
degano dechiſto unti[6] deotrichhe darba giſtontun[7];
her waſ eo folcheſ at ente, imo wuaſ eo feh*e*ta ti leop,
chud waſ her chonnem mannum: ni waniu ih iu lib habbe."
„*wettu*[8] irmingot quad [. . .]

Ich hörte das ſagen,
daß ſich als Kämpfer allein begegneten
Hiltibracht und Hadubrant zwiſchen zwei Heeren.
Sohn und Vater ordneten ihre Rüſtungen,
ſie machten ihre Kampfgewande bereit, gürteten ſich ihre Schwerter an,
die Helden, über die Panzerringe, da ſie zum Streite ritten.
Hiltibracht ſprach, Heribrants Sohn (er war der ältere Mann, der Lebenserfahrenere) er begann zu fragen
mit wenigen Worten, wer ſein Vater wäre
im Volke der Menſchen, „oder welches Geſchlechtes du ſeiſt.
Wenn du mir einen ſagſt, weiß ich mir die andern,
Jüngling, im Königreiche iſt mir kund alles Menſchenvolk."
Hadubracht ſprach, Hiltibrants Sohn:
„Das ſagten mir unſere Leute,
alte und erfahrene, die ehemals waren,
daß Hiltibrant hieße mein Vater; ich heiße Hadubrant.
Einſt zog er oſtwärts (er floh Otachers Haß)
von hier mit Theotrich und vielen ſeiner Krieger.
Er ließ im Lande elend ſitzen
die junge Frau in der Wohnung, das unerwachſene Kind
der Erbtümer ledig. Er ritt oſtwärts von hier,
da dem Dietrich Bedürfnis erwuchs
meines Vaters: das war ein ſo freundloſer Mann.
Er (Hildebrand) war dem Otacher über die Maßen ergrimmt,
der Helden ergebenſter bei Dietrich.
Er war immer an der Spitze der Heerſchar, ihm war immer Fechten zu lieb,
kund war er kühnen Männern: ich wähne nicht, daß er noch das Leben habe."
„. . . der große Gott", ſprach [. . .]

[1] Lies mi. — [2] Jetzt nicht mehr zu erkennen, da die Handſchrift durch Anwendung von chemiſchen Reagenzien gelitten hat. — [3] d*et* iſt zu ſtreichen. — [4] Lies giſtuontun. — [5] Lies fatereſ. — [6] Lies miti (mit). — [7] darba giſtontun iſt zu ſtreichen. — [8] Das Wort iſt jetzt nicht mehr zu erkennen, und was man früher dort geleſen hat, wird verſchieden erklärt. Lachmann deutete wëttu als „weiß Tiu" (der Kriegsgott); andere erklären: „ich rufe zum Zeugen an den großen Gott".

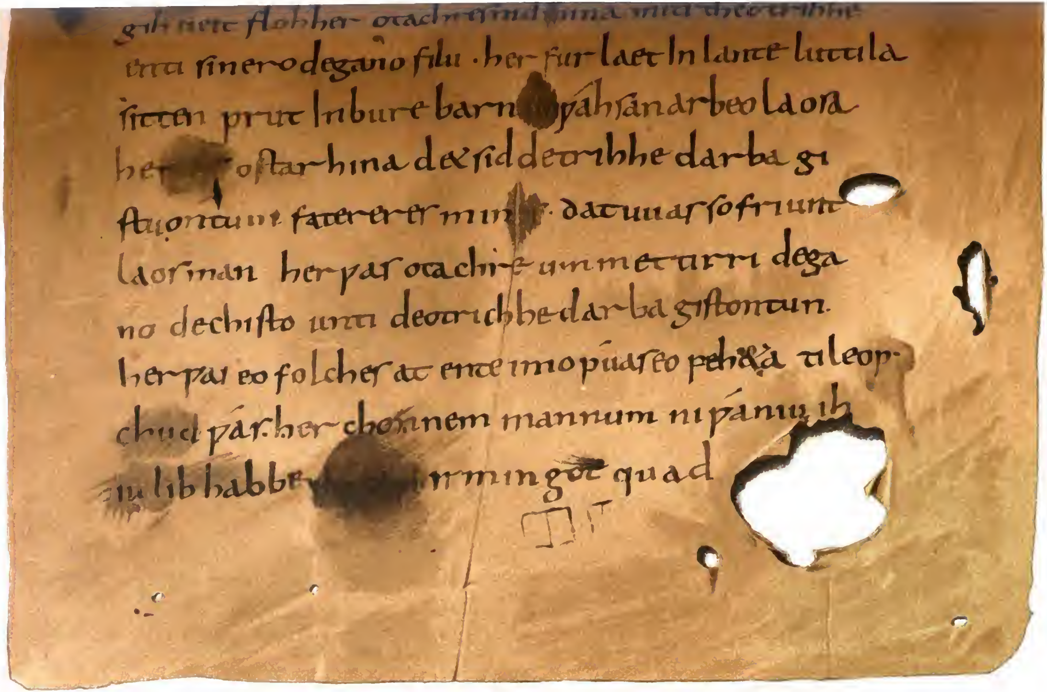
Ik gihorta dat seggen dat sih [illegible] ænon muo
tin · hiltibraht enti hadubrant · untar heriun tuem ·
sunu fatarungo · iro saro rihtun garutun se iro
gudhamun · gurtun sih iro · suert ana · helidos
[illegible] ringa do sie to dero hiltu ritun · hiltibraht
[illegible]mahalta heribrantes sunu · her uuas heroro
man ferahes frotoro · her fragen gistuont fohem
uuortum · wer sin fater wari fireo in folche eddo
welihhes cnuosles du sis · ibu du mi enan sages · ik
mi deo odre uuet chind in chunincriche · chud ist
min al irmindeot · hadubraht gimahalta hilti
brantes sunu · dat sagetun mi usere liuti alte anti
frote dea erhina warun · dat hiltibrant hætti



Die erste Seite des „Hildebrandsliedes".

Nach der Handschrift (8.—9. Jahrh.) in der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

Ik gihorta dat seggen dat sih urhettun ænon muo
tin hiltibraht enti hadubrant untar heriun tuem
sunufatarungo iro saro rihtun garutun se iro
gudhamun gurtun sih iro suert ana helidos
ubar ringa do sie to dero hiltiu ritun hiltibraht
gimahalta heribrantes sunu her uuas heroro
man ferahes frotoro her fragen gistuont fohem
uuortum hwer sin fater wari fireo in folche eddo
huelihhes cnuosles du sis ibu du mi enan sages ik
mi de odre uuet chind in chunincriche chud ist
mi al irmindeot hadubraht gimahalta hiltibrantes
[illegible]
[illegible]



Die erste Seite des „Hildebrandsliedes".

Nach der Handschrift (8.—9. Jahrh.) in der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

bis 1528 von den edelen Steinen und der ersten Geburt spricht, so verwendet er später dafür die zusammengesetzten Ausdrücke Edelstein und Erstgeburt. Doch nicht bloß Eigenschafts- und Hauptwörter sind in dieser Weise verschmolzen worden, sondern auch Wortgruppen anderer Art. Namentlich wachsen oft Substantiva mit den davon abhängigen Genitiven zu einheitlichen Gebilden zusammen, wie z. B. für althochd. daz Frankôno lant und für mittelhochd. der Nibelunge hort jetzt das Frankenland und der Nibelungenhort steht.

Demnach kann es die deutsche Sprache, was Menge und Schönheit der Zusammensetzungen anbetrifft, mit jeder anderen aufnehmen, selbst mit der in dieser Hinsicht sehr bevorzugten altgriechischen. Kein Wunder, daß sie Klopstock für „die bildsamste von allen Sprachen" hält und rühmend hervorhebt, „Bildsamkeit sei ein Hauptzug, der die Sprache der Deutschen unterscheide". Hat man doch im Wörterbuch der Brüder Grimm ungefähr 613 Komposita mit „Kunst", etwa gleich viel mit „Hand" und „Krieg" und nicht viel weniger mit „Geist" gezählt. Und dabei ist der Vorrat noch keineswegs erschöpft, wie z. B. zu den 287 Gebilden mit „Liebe", die dort verzeichnet werden, von anderer Seite noch etwa 600 aus der deutschen Litteratur nachgetragen worden sind.

In der Syntax endlich lieben die Deutschen außerordentlich, die Sätze lose aneinander zu fügen, nicht künstlich zu verschlingen, und stehen damit im schroffsten Gegensatz zu anderen Völkern, z. B. den Römern. Denn wo diese eine Reihe logisch zusammengehöriger Satzgebilde ineinander schachteln und zu einer oft verwickelten Periode aufbauen, setzen wir gern ein Glied einfach neben das andere und schaffen so statt eines festgeschlossenen Ringes eine locker zusammenhängende Kette. Und wenn auch bei uns in vielen Fällen die Beiordnung der Unterordnung hat weichen müssen, so ist uns jene doch so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir sie immer noch häufig, selbst unbewußt, im mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch verwenden, unter anderem in Bedingungssätzen. Denn aus den drei Fügungen: „Käme er (= käme er doch!), so würde ich mich freuen; kommt er (= kommt er?), so wirst du staunen; komm (= komm!), so wirst du das Buch erhalten", läßt sich mit Leichtigkeit die ursprüngliche Bedeutung und Geltung der vorangestellten Worte als selbständiger Wunsch-, Frage- und Befehlssätze erkennen. Häufig kommt auch in unserem Schrifttum, z. B. bei Herder, Goethe und anderen, der Fall vor, daß in mehrgliederigen Relativsätzen nach dem ersten Teile die subordinierende Fügung aufgegeben und in die koordinierende umgesprungen wird, nach Art der bekannten Stelle in Luthers Bibelübersetzung (Matth. 7, 15): „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe" (= inwendig aber reißende Wölfe sind). So hat unsere Sprache trotz äußerer Einflüsse auf den wesentlichsten Gebieten ihr charakteristisches Gepräge bewahrt.

Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß hier und da die fremden Anregungen einen deutlichen Widerhall in ihr gefunden haben; das war indes gewöhnlich nur dann der Fall, wenn die betreffenden Erscheinungen unserem Denken und Fühlen entsprachen und in den Rahmen unserer Darstellungsmittel hineinpaßten. Liefen sie dagegen dem Geiste des Deutschtumes zuwider, so konnten sie wohl vorübergehend von einzelnen Personen, ja selbst von ganzen Ständen nachgeahmt werden, vermochten sich aber nur selten festzusetzen, geschweige denn, daß sie jemals allgemein durchgedrungen und verbreitet worden wären. Prüfen wir darauf hin einige der hier in Betracht kommenden Beispiele.

Da die griechische Sprache der unsrigen in mancher Hinsicht geistesverwandt ist, so war es ganz natürlich, daß unsere Litteratur seit dem Wiederaufblühen der klassischen Altertumswissenschaft von dorther mächtig gefördert wurde und nach Inhalt und Form viele neue Antriebe

empfing. Namentlich mußten unsere Dichter durch das Vorbild Homers und anderer gottbegnadeter Sänger der Hellenen zu neuen, schönen Wortschöpfungen begeistert werden. Daher nehmen die Komposita mit Partizipien der Vergangenheit, die im Alt- und Mittelhochdeutschen nur schüchtern und ganz vereinzelt hervortreten, seit dem Zeitalter des Humanismus in gewaltigem Umfange zu. Wie Goethe siegdurchglüht, neidgetroffen, schneebehangen bildet, so hatte schon lange vorher Fischart die Formen weingetränkt, goldbeladen, streiterhitzt geschaffen; und von demselben Odem griechischen Geistes angehaucht, spricht Klopstock von donnergesplitterten Wäldern und Schiller von sturmbewegten Wellen, Voß von hauptumlockten Achäern und Platen von dem felsenumgürteten Eilande Capri, Lenau von mondbeglänztem Laube und Annette von Droste-Hülshoff von duftbesäumter Höhe. Ebenso mehren sich seit jener Zeit die Komposita mit Partizipien der Gegenwart in auffälliger Weise: Wir erinnern an Gebilde wie silberprangender, schlangenwandelnder, freudebrausender Felsenquell (Goethe), an die völkerwimmelnde Stadt (Schiller), das liebejauchzende Geschmetter der Nachtigall (Voß), das liebeglühende Herz (Körner), die liebelächelnde Grazie (Hölty) und andere. Sind die aufgezählten Wörter auch meist Eigentum der Dichtersprache geblieben, so haben doch viele ähnlich geformte allmählich in der Prosa und im Munde der Gebildeten, zum Teil auch in der Rede des Volkes das Bürgerrecht erworben, wie blutbefleckt, gottergeben, fluchbeladen, angstgequält, wonnebebend, freudestrahlend, kraftstrotzend, himmelschreiend und andere. Dagegen sind Nachahmungen langatmiger indischer Komposita seit dem Bekanntwerden der morgenländischen Poesie wohl von einzelnen Dichtern gewagt worden, haben aber keine Aussicht, jemals allgemein gebräuchlich zu werden. Denn Formen wie gattensehnsuchtthränenumflossen, waldvogelgesangdurchtönt, blütengesproßbekrönt, die Rückert bei der Übersetzung des indischen Epos „Nal und Damajanti" geschaffen hat, erscheinen uns zu gekünstelt und widerstreben unserem Sprachgefühl.

Das Nämliche wie auf dem Gebiete der Wortbildung können wir auch im Bereiche des Wortgefüges beobachten. Wir reden jetzt unbedenklich von dem Dichter Schiller, dem Maler Kaulbach, dem Philosophen Schelling oder (ohne Artikel) von König Friedrich und Kaiser Wilhelm, scheuen uns also nicht, substantivische Beifügungen eines Hauptwortes diesem voranzustellen, anstatt sie appositiv folgen zu lassen. In den ältesten Volksepen aber ist von diesem Brauche noch keine Spur vorhanden und in Otfrieds Evangelienbuche findet sich nur ein Beispiel (I, 21,1: ther kuning Hêrôd, der König Herodes). Dagegen ist diese Sitte bei den althochdeutschen Übersetzern lateinischer Schriften ziemlich verbreitet, so daß wir genügend Grund haben, darin die Nachahmung eines lateinischen Vorbildes (rex Deiotarus, urbs Roma, flumen Rhenus) zu vermuten. Denn da diese Wortfolge an der gewöhnlichen Stellung attributiver Eigenschaftswörter ein Seitenstück hatte, so erregte sie von vornherein wenig Anstoß und konnte sich daher um so leichter einbürgern. Dagegen ist die lateinische Periodenform, die besonders in den Kanzleien oft nachgebildet wurde, stets von dem gesunden Sinne des Volkes wieder abgewiesen worden. Sie hat selbst in der Schriftsprache niemals festen Boden gefunden, wenn auch hervorragende Schriftsteller, wie Luther, in vereinzelten Fällen dem Vorbilde der Römer gefolgt sind, und bedeutende Dichter, wie Goethe, sich bisweilen haben verleiten lassen, dem lateinischen Satzbau einen bescheidenen Tribut zu zollen. Nur bei den Juristen der alten Schule, die mit den Gepflogenheiten des römischen Rechtes eng verwachsen waren, herrschte lange Zeit die Unsitte, die verwickelten Konstruktionen des Corpus Juris und anderer Rechtsbücher nachzuahmen, ja womöglich ein ganzes Erkenntnis in einem einzigen Satze unterzubringen. Doch beginnt auch der juristische Stil neuerdings, sich einfach und leichtverständlich, mit einem Worte

deutsch auszudrücken. Daher haben die Schöpfer des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches nicht nur sachlich die Forderungen des deutschen Rechtes stärker betont, sondern sich auch mehr an die in der deutschen Sprache geltenden Grundsätze angeschlossen.

Aber in gleicher Weise wie mit den alten hat sich unser Volksgeist auch mit den neueren Sprachen abgefunden und aus ihnen zwar verwandte, seiner Art gemäße Züge angenommen, ihr widersprechende dagegen fern zu halten gesucht, und wenn sie dennoch spärlich eindrangen, sie nach und nach wieder ausgemerzt und abgestoßen. In nachlutherischer Zeit ist aus Frankreich eine neue Satzfügung zu uns gekommen, die darin besteht, daß das Zeitwort „sein" in Verbindung mit dem Verhältniswort „von" zur Kennzeichnung einer Eigenschaft oder eines Standes gebraucht wird, z. B. „Das liebe Mädchen ist von der reizendsten, verehrungswürdigsten Unschuld" (Lessing, „Hamburgische Dramaturgie") oder „Ist sie von Adel?" (Schiller, „Kabale und Liebe"). Noch Gottsched erklärt 1764 solche Wendungen für undeutsch und leitet sie richtig aus französischer Quelle ab (vgl. il est un homme de condition, er ist ein Mann von Stande); aber später sind sie völlig bei uns heimisch geworden und finden sich bei den besten Schriftstellern und in der Umgangssprache der Gegenwart so häufig, daß sie uns durchaus nicht mehr wie fremdes Gut anmuten. Das rührt hauptsächlich daher, daß sie an gut deutschen Ausdrücken, wie „es war ein Knabe von zehn Jahren", hinlänglichen Rückhalt hatten. Dagegen wird der französische Gebrauch des besitzanzeigenden Fürwortes in Sätzen wie: „Warum wagt sie es nicht, sich in meine Arme zu werfen?" (Goethe, „Wahlverwandtschaften") noch jetzt, z. B. von Th. Matthias, als Versündigung gegen den Geist unserer Sprache bezeichnet. Denn der mehr gefühlvollen und innerlichen Auffassung des Deutschen sagt es besser zu, den Dativ des persönlichen Fürwortes zu setzen, um den Anteil der Person an der Handlung mehr zum Ausdruck zu bringen (also: er warf sich mir in die Arme; das kommt mir nicht in den Sinn). Ebensowenig hat sich das dem französischen c'est que entsprechende „es ist, daß" zur nachdrücklichen Hervorhebung eines einzelnen Begriffes (z. B. in dem Satze: An dieser Stelle ist es, daß man den Fluß bequem überschreiten kann) trotz wiederholter Einbürgerungsversuche festsetzen können. Denn so berechtigt diese Verbindung in der Sprache unserer westlichen Nachbarn ist, so schlecht steht sie der unsrigen zu Gesicht, zumal da diese über ganz andere Mittel verfügt, ein Wort bedeutsam herauszuheben. Genügt ihr doch zu diesem Zwecke in der Regel schon die starke Betonung. Wir halten es daher für einen Verstoß gegen die Sprachrichtigkeit, ja für eine Geschmacksverirrung, wenn F. Lewald schreibt: „Es ist bei dieser Gelegenheit, daß jenes Bekenntnis zu stande kam", um so mehr, als hier zu der fremden Konstruktion noch ein Fehler im Gebrauche der Zeitstufen hinzukommt.

Aus alledem ergibt sich, daß der sprachliche Einfluß des Auslandes nur dann erfolgreich gewesen ist, wenn die in Frage kommenden Erscheinungen mit den Gesetzen und dem Wesen der heimischen Ausdrucksweise in Einklang standen. Und das ist verhältnismäßig selten geschehen. Was wollen also diese Einwirkungen besagen gegenüber den zahlreichen Lebenskeimen, mit denen unsere Sprache von hervorragenden Dichtern und Denkern des Inlandes, ja durch die schöpferische Kraft des ganzen Volkes befruchtet worden ist? Denn in der Hauptsache bleibt eine Sprache das Erzeugnis der großen Masse und wird in ihrer Entwickelung stets von dem unbewußt schaffenden Geiste der Gesamtheit beeinflußt.

2. Das geistige Gepräge der deutschen Sprache.

Wilhelm von Humboldt sagt mit Recht: „Unter allen Lebensäußerungen, an welchen Geist und Charakter eines Volkes erkennbar sind, ist die Sprache die geeignetste, beides in ihren

geheimsten Gängen und Falten darzulegen"; und Jakob Grimm kommt zu demselben Ergebnis, wenn er ausführt, daß die innersten Vorzüge und Mängel einer Sprache stärker, als man wähne, und sogar als andere Besitztümer mit der sinnlichen wie geistigen Naturanlage der Völker, denen sie gehören, zusammenhänge.

In der That ist die deutsche Sprache ein Stück Deutschtum. Heißt doch deutsch von Haus aus soviel wie volkstümlich und ist eines Stammes mit mittelhochd. diet, Volk (vgl. Dietrich = der Volksherr). Darum bethätigen wir in der Art und Weise, wie wir die Wörter bilden, abwandeln und zum Satze verknüpfen, kurz wie wir unsere Vorstellungen und Empfindungen zum Ausdruck bringen, unsere geistige Beanlagung, unser Denken, Fühlen und Wollen in hervorragendem Maße und weben in und mit der Sprache ein Gewand unseres inneren Lebens, das keiner anderen Nation so gut sitzen oder zu Gesicht stehen würde. Fällt also einmal von ungefähr ein Fremdwort in den lebendigen Brunnen einer deutschen Mundart, so wird es darin so lange umhergetrieben, bis es sein ausländisches Wesen mehr oder weniger abgestreift hat und den heimischen Gebilden lautlich nahegerückt ist. Wenn aus lateinisch consolida und genista Günsel und Ginster hervorgegangen, oder wenn französisch valise und planchette zu Felleisen und Blankscheit, slavisch vilczura, Wolfspelz, und pomalu, langsam, zu Wildschur und pomadig umgedeutet worden sind, so können wir in diesen Lautübergängen deutlich den unbewußten Drang des Volkes wahrnehmen, die fremden Ausdrücke dem deutschen Wortschatze anzupassen, sie sich mundgerecht zu machen und nach heimischen Klängen umzumodeln. Die slavischen Ortsnamen des Gebietes östlich der Elbe und Saale, die lateinischen Bezeichnungen von heilkräftigen Pflanzen und Kräutern, die französischen Ausdrücke für Bekleidungsgegenstände und andere sind eine wahre Fundgrube für den, der den schaffenden Volksgeist in seiner umfangreichen Thätigkeit kennen lernen will.

Dieses Bestreben, Fremdes umzugestalten, ist besonders den deutschen Mundarten in hohem Grade eigen; in keinem Lande hat die Volksetymologie so tiefe Wurzeln geschlagen wie in dem unsrigen, selbst nicht in England, das in zweite Linie zu stellen ist. In keiner anderen Sprache sind so viele volkstümlich zurechtgestutzte Formen aus den Mundarten in die Schriftsprache eingedrungen wie in der deutschen. Denn auch darin unterscheidet sich diese von ihren indogermanischen Schwestern wesentlich, daß sie dem Dialekte einen weit stärkeren Einfluß auf die Litteratur gestattet und den Schriftstellern daher in höherem Maße die Möglichkeit gegeben hat, ihren Wortschatz aus dem fruchtbaren Nährboden der engeren Heimat zu bereichern und dort neue Darstellungsmittel für ihre Ideen zu suchen. Nachdem von Lessing im 13. Litteraturbriefe dringend empfohlen worden war, gute Wörter aus der Mundart hervorzuholen und der Schriftsprache zuzuführen, haben dies bedeutende Geister, wie Klopstock, Schiller, Goethe, aber auch Dichter zweiten Ranges, wie die Schweizer Bodmer, Haller und andere, in hervorragendem Maße gethan und wesentlich mit dazu beigetragen, daß unsere Sprache jetzt zu den wortreichsten Europas gehört und z. B. die romanischen an Umfang des Wortschatzes bei weitem übertrifft.

Die nationaldeutschen Eigentümlichkeiten der Sprache kommen am klarsten zum Ausdruck im Satzbau und in der stilistischen Färbung der Rede, im Wortschatz und in den sprichwörtlichen Redensarten. Die Satzfügung läßt uns vor allem einen Blick in die Werkstätte des Verstandes und der Einbildungskraft thun; denn sie zeigt, wie unser Volk die Wörter miteinander verknüpft und den Gedanken ihr bestimmtes Gepräge verleiht. Die Bedeutungslehre, das tiefere Eingehen auf den Sinn und Ursprung des Wortvorrates ermöglicht uns eine Umschau über die große Menge der Vorstellungen und Gefühle, von denen die Gesamtheit beseelt ist, und einen Überblick über die Fortschritte, die sie im Laufe der Jahrhunderte

gemacht hat; endlich die Sprichwörter als die Weisheit auf der Gasse geben uns Kunde von den Lebenserfahrungen, die das Volk tagtäglich macht, sie predigen also allgemeine Wahrheiten, wie die Sprüche der sieben Weisen, in denen die ältesten Griechen ihre sittlichen Anschauungen niedergelegt haben. Denn, um mit Goethe zu reden,

Sprichwort bedeutet Nationen,
Mußt aber erst unter ihnen wohnen.

Aber auch in den übrigen Äußerungen des Sprachlebens ist, hier mehr, dort weniger, die nationale Eigenart des Volkes erkennbar; darum werden auch sie mit herangezogen werden müssen, da wir ja nur dann ein deutliches Bild von dem Niederschlage des Volkscharakters in der Sprache gewinnen können, wenn wir alle einzelnen Züge zusammenfassen, alle Teile wieder zu einem geordneten Ganzen vereinigen. Überdies ist es von Nutzen, ab und zu das Augenmerk auf eine fremde Sprache zu richten und ihr Wesen mit dem der unsrigen in Vergleich zu stellen, weil durch die Erweiterung des Gesichtsfeldes unser Blick freier, durch die Gegenüberstellung verschiedenartigen Stoffes die gewonnenen Ergebnisse anschaulicher und sicherer werden.

Vor allem ist unserer Sprache durch den Entwickelungsgang des deutschen Geistes die doppelte Aufgabe zu teil geworden, für die erhabenen Lehren bedeutender Philosophen ein kleidsames Gewand abzugeben und den goldenen Worten großer Dichter eine würdige Form zu verleihen. Schon Leibniz rühmt von ihr, daß sie zur Weltweisheit wie geschaffen sei (philosophiae nata videtur), ja, daß für den Prüfstein der Philosophie keine andere Sprache in Europa geeigneter sei als die deutsche (illud asserere ausim huic tentamento probatorio atque examini philosophematum nullam esse in Europa linguam Germanica aptiorem). Er meint damit, wie aus seinen „Unvorgreiflichen Gedanken“ hervorgeht, daß unsere philosophische Sprache gerade darum so klar und durchsichtig sei, weil sie die Dunkelheit schulmäßiger, namentlich scholastischer Kunstwörter nicht kenne, sondern unmittelbar aus dem vollen Leben schöpfe, d. h. weil sie noch nicht durch einen zu langen Bildungsgang verblaßt sei und daher gestatte, die der Wortbedeutung zu Grunde liegenden Bilder leicht zu erkennen, Stamm und Endung deutlich zu sondern, also den Gedanken durch den Lautkörper durchschimmern lasse. In viel stärkerer Weise spricht Fichte dieselbe Ansicht in seinen „Reden an die deutsche Nation“ aus, wo er die lebendige deutsche Sprache in Gegensatz zu den „toten romanischen“ stellt und betont, daß wohl in jener das Denken leicht symbolischen Ausdruck finden könne und das Wort lebendig und sinnlich sei, somit das ganze eigene Leben darstelle und in dasselbe eingreife, daß man dagegen in den romanischen Sprachen, um eine lebendige Wirksamkeit der Gedanken zu erzielen, sich erst historische Kenntnisse aus einer abgestorbenen Welt (der römischen) holen und sich in eine fremde Denkart hineinversetzen müsse.

Es ist offenbar, daß Leibniz wie Fichte mit dieser Ausführung zu weit gehen, aber ebensowenig läßt sich leugnen, daß sie in vieler Beziehung recht haben; denn thatsächlich übertrifft das Deutsche in der einfachen und durchsichtigen Ausdrucksweise z. B. das Französische und das Englische. Dazu kommt, daß diese beiden Sprachen gerade ihre wissenschaftliche Terminologie weit mehr als die deutsche aus einer für die große Masse fremden Welt geholt haben. Denn wenn bei uns, besonders seit Chr. Wolff, die Kunstausdrücke der Philosophie meist deutsch sind, haben die Franzosen sie größtenteils aus dem Latein, die Engländer aber aus dem Französischen entlehnt. Daher stehen sie in diesen Sprachen gewöhnlich zusammenhanglos innerhalb des Wortschatzes, klingen nicht an andere wurzel- und bedeutungsverwandte Ausdrücke an, sind also weniger anschaulich. Wichtiger und für die Philosophen wesentlicher ist eine andere Eigenschaft

unserer Sprache, nämlich ihre große Beweglichkeit und Bildungsfähigkeit, die es dem Denker ermöglicht, für jeden Begriff mit Leichtigkeit eine gewünschte Bezeichnung zu schaffen. Ist es ihm doch vergönnt, von einer Ineinsbildung und einem Insichhineinleben, von einem Anundfürsichsein, ja sogar von einem Auchnichtseinundauchandersseinkönnen zu reden. So kommt es, daß der Engländer William Whewell in seiner „Philosophie der induktiven Wissenschaften auf Grund ihrer Geschichte" das Urteil fällt: „Von den neueren europäischen Sprachen besitzt das Deutsche die größte Leichtigkeit der Zusammensetzung. Daher sind die Männer der Wissenschaft in den Stand gesetzt, Kunstausdrücke zu erfinden, die in den übrigen Sprachen Europas unmöglich nachgeahmt werden können." Während also der Franzose Diderot über die Fesseln klagt, welche die Grammatik seiner Muttersprache angelegt habe, und meint, diese sei zwar schön zum Bücherschreiben, aber nicht beweglich genug für das Genie, steht den deutschen Philosophen für die unbeschränkte Ausübung der subjektivsten aller Wissenschaften die subjektivste Sprache zur Verfügung.

Ebenso große Vorzüge besitzt das Deutsche für die Dichtkunst. In dieser Beziehung äußert sich Wilhelm v. Humboldt in seiner Charakteristik Schillers folgendermaßen: „Schiller sprach nur auf seine individuelle Weise aus, was seine Deutschheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er so trefflich vernahm und so meisterhaft wieder zu benutzen verstand. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen, in allem, was hieran geknüpft ist." Und wenn, wie Goethe („Götz von Berlichingen") sagt, „ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz den Dichter macht", wenn ferner das innerste Wesen der Poesie darin besteht, die Eindrücke der Außenwelt auf das Gemüt mit gestaltender Phantasie widerzuspiegeln, so muß unsere Nation zu den am meisten poetisch beanlagten gezählt werden, aber nicht minder unsere Sprache. Denn sie gewährt, um hier nur einige Punkte herauszugreifen, in der beweglichen Wortstellung, im Gebrauch des Artikels, des persönlichen Fürwortes und anderer Redeteile die Möglichkeit, sehr feine Abschattungen des Sinnes zum Ausdruck zu bringen, und sie bietet in der Freiheit, zu archaisieren, ein Mittel, der Rede Hoheit und Würde zu verleihen. Jakob Grimm hat in seiner deutschen Grammatik darauf aufmerksam gemacht, welche leisen, aber für den Dichter bedeutsamen Unterschiede enthalten seien in den vier Fügungen: „Erntezeit, Zeit der Ernte, der Ernte Zeit, die Zeit der Ernte" und dies an dem Goetheschen Worte: „Wie atmet hier Gefühl der Stille!" nachgewiesen. Er sagt, der Ausdruck würde schon geschwächt, wenn man dafür setzen wollte: „das Gefühl der Stille", und noch mehr durch die Änderung in „der Stille Gefühl". Die Allgemeinheit Gefühl wolle den Artikel nicht, die Bestimmtheit der Stille dagegen wolle ihn, das Allgemeine aber gehe voraus und werde dann aufs Besondere angewandt. Eine uneigentliche Zusammensetzung Stillegefühl, die vielleicht ein geringerer, für die Schönheiten seiner Sprache weniger feinfühliger Dichter gewählt hätte, würde an dieser Stelle ganz unerträglich sein.

Es kommt ferner dem deutschen Dichter sehr zu statten, daß ihm die Sprache erlaubt, ein stark betontes Wort an eine wichtige Satzstelle zu rücken. Er kann, um mit Klopstock („Von der Sprache der Poesie") zu reden, „die Gegenstände, die in einer Vorstellung am meisten rühren, zuerst zeigen, bisweilen darf ihn sogar der dadurch zu erreichende Wohlklang veranlassen, Worte umzustellen, um so dem Verse eine gewisse glückliche Wendung zu geben"; er kann auch durch Verbinden und Trennen der Sätze, durch die ganze logische Fügung der

Rede die Rhythmik der aufgeregten Seele noch kräftiger zum Ausdruck bringen als die Romanen mit den tönenden Schwingungen ihrer Recitation. Man vergleiche Sätze wie „Des Speerwurfs ein Verächter, trug er nur Pfeil und Bogen" (Scheffel), wo der objektive Genitiv vor ein mit unbestimmtem Geschlechtswort versehenes Substantiv getreten ist, oder „Nachtigallen Lieder sangen rings umher im Blütenhain" (Mahlmann), wo das Objekt vor das Prädikat gestellt ist, oder „Abblüht die Blume" (Herder), wo entgegen den sonstigen Gepflogenheiten unserer Sprache das Verhältniswort nicht durch Tmesis vom Verb getrennt ist, und man wird erkennen, daß es dem Dichter unbenommen bleibt, nach Bedürfnis mit den Worten zu schalten, zumal wenn er einen Begriff besonders herausheben und dadurch dem Leser innerlich näher bringen will.

Aber auch sonst vermag er, dank der Schmiegsamkeit unserer Sprache, mit unbedeutenden Mitteln schöne Wirkungen zu erzielen. Er kann der Rede einen naiven Ausdruck und eine volkstümliche Färbung geben, z. B. dadurch, daß er das Fürwort unterdrückt, wie Goethe, wenn er singt: „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz" („An den Mond") und „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", oder dadurch, daß er ein Pronomen zur Verdeutlichung einschiebt, wie Goethe im Hochzeitslied: „Die Kinder, sie hören es gerne."

Doch damit ist die Freiheit der dichterischen Darstellung noch lange nicht erschöpft: sie kann auch alte Wörter und Wortverbindungen aus vergangenen Jahrhunderten wieder hervorholen, um der Rede eine gewisse Stimmung zu geben. Daher sagt Jean Paul in seiner „Vorschule der Ästhetik" mit Recht: „Unsere Sprache schwimmt in einer so schönen Fülle, daß sie bloß sich selber auszuschöpfen und ihre Schöpfwerke in drei reiche Adern zu senken braucht, nämlich der verschiedenen Provinzen, der alten Zeiten und der sinnlichen Handwerkssprache. Wollte man die bedeckten Goldschächte altdeutscher Sprachschätze wieder öffnen, so könnte man z. B. aus Fischarts Werken allein ein Wörterbuch heben. Wollten wir Deutschen uns doch recht der Freiheit erfreuen, veraltete Wörter zu verjüngen, indessen Briten und Franzosen nur die Aufnahme neugemachter wagen, welche sie noch dazu aus ausländischem Thone formen, wenn wir unsere aus inländischem schaffen können." Ebenso fordert Herder wiederholt dazu auf, aus älteren Schriftstellern, wie Opitz und Logau, Idiotismen zu sammeln und die in Luthers Bibelübersetzung verborgenen Schätze ans Tageslicht zu ziehen.

Diesen Grundsätzen folgten besonders die Romantiker, wie Uhland, die uns eine große Zahl alter Wörter wiedergeschenkt haben, z. B. Ferge, Ger, Gadem, baß, gülden, birschen und andere. Doch auch sonst zeigt sich die altertümelnde Neigung der Poesie, wo sie eine gewisse Stimmung beabsichtigt: Wie der Satzbau des Dichters die alte Beiordnung bevorzugt und dem verwickelten System längerer Perioden aus dem Wege geht, so hält er auch gern den früheren Sprachzustand in den Endungen und Flexionsformen fest. Bald begegnen wir alten Wortausgängen beim Adverb, wie in ewiglich, wonniglich, bitterlich, geschwinde, zurücke, alleine, bald beim Substantiv, wie in Schöne = Schönheit, Wage = Wagnis; in dem einen Falle ist der Vokalstand altertümlicher (z. B. er dräut, fleugt), im anderen der Konsonantismus (du willt, du sollt). Hier zeigt die flektierte Form archaisches Gepräge (Röslein auf der Heiden), dort die unflektierte (ein eisern Gitterthor), hier die Einzahl (der Schatte, Bronne), dort wieder die Mehrzahl (Lande, Bande, Thale). Ähnlich verhält es sich mit der Syntax: denn in Sätzen wie „er fühlt sich bald ein Mann" („Iphigenie" I, 2) und „welch ein Band ist sichrer als der Gatten" („Iphigenie" III, 2) verlangt das prosaische Sprachgefühl der Gegenwart die Zufügung der Wörter als und das, in anderen, wie „Harre, meine Seele, harre des Herrn (= auf den Herrn) oder „eurer Gegenwart seid bedankt" (= für eure Gegenwart; Uhland, „Herzog Ernst") setzen wir in schlichter

Rede jetzt die Präposition ein. Vielleicht das glänzendste Beispiel geschickter Verwendung altertümlicher Sprachformen in der ganzen deutschen Litteratur ist Goethes anheimelndes und kraftvolles Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung“.

Nach alledem können wir es wohl begreifen, daß Klopstock in seinen grammatischen Gesprächen sagt: „Die deutsche Sprache ist eine unserer liebsten, weil sie uns nicht leicht in Verlegenheit setzt, wenn wir uns ausdrücken wollen, sondern auch in Beziehung auf edlere Gegenstände bestimmt und ganz sagen läßt, was wir sagen wollen“, und die Begeisterung würdigen, mit der er in einer seiner Oden äußert: „Die Gedanken, die Empfindungen treffend und mit Kraft, mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist, Sprache des Thuiskon, dir wie unseren Helden Eroberung ein Spiel.“ Wenn aber Goethe in seinen venetianischen Epigrammen mehrfach über die Sprödigkeit der deutschen Sprache klagt und mißmutig ausruft: „So verderb' ich unglücklicher Dichter in dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst“, so sehen wir darin nur den Unmut einer der genialsten und schöpferischsten Naturen über die Schranken, die gerade diese da am meisten empfinden, wo sich dem unendlichen Reichtum ihrer Ideen und Empfindungen die Ausdrucksmittel nicht völlig fügen wollen.

Ohne Zweifel bietet unsere Sprache der Phantasie reichen Anlaß, die Schwingen zu entfalten. Sie kommt uns daher bei unseren stilistischen Neigungen und Eigentümlichkeiten auf halbem Wege entgegen. Während sich die Franzosen gleich den Römern für den Aufputz der Darstellung mit rhetorischen Figuren begeistern, ist der Deutsche weder ein Freund von vielen Sinnspitzen (Pointen) noch von gehäuften Gegensätzen (Antithesen) oder anderem Putz der Sprache, der mehr blendet als das Herz gewinnt. Dagegen heben wir gern eigentümliche, bedeutungsvolle Züge hervor, die der Einbildungskraft Nahrung geben und obendrein das Gemüt beschäftigen. Wie wir uns den alten Fritz kaum ohne seinen Krückstock oder den alten Bismarck ohne seinen Schlapphut denken können, so erfassen wir auch sonst gern einzelne Punkte an den in unseren Gesichtskreis tretenden Gegenständen. Das Allgemeine und Einförmige, das Nüchterne und Platte ist nicht nach unserem Sinne. Die fortlaufende Numerierung der amerikanischen Straßenbezeichnung ist unserm Gefühl gänzlich zuwider; auch wollen uns, obwohl wir im allgemeinen, dank der philosophischen Beanlagung des deutschen Volkes, abgezogene Begriffe lieben, bei ganz sinnfälligen und greifbaren Erscheinungen, wie öffentlichen Plätzen, Abstraktionen nach Art des französischen Place de la Concorde oder des italienischen Piazza dell' Independenza nicht zusagen, vielmehr knüpfen wir bei Bezeichnung solcher Örtlichkeiten am liebsten an die Namen von gefeierten Personen oder an die Beschaffenheit der Gegend an und ziehen es vor, von einem Goethe- oder Wilhelmsplatze, von einer Berg- oder Lindengasse zu sprechen. Aber auch sonst betont der Deutsche gern das Besondere in seiner Sprache und hebt darum mit Vorliebe charakteristische Züge hervor. So spielen namentlich im mündlichen Verkehr die auf Vergleichen mit Naturerscheinungen beruhenden Beiwörter eine große Rolle; grasgrün, turmhoch, kugelrund, aalglatt, baumlang und ähnliche Zusammensetzungen, die unsere Einbildungskraft durch den Hinweis auf die uns umgebende Sinnenwelt anregen, sind dem Volk außerordentlich geläufig, ja sie werden oft noch durch Hervorhebung mehrerer Momente verstärkt, z. B. kohlrabenschwarz, splitterfasernackt, funkelnagelneu, hellerlichterloh.

Gleichfalls ein malerischer Zug unserer Sprache ist der ihr von Anfang an eigentümliche Hang zu Wortpaaren, denen wir schon in den ältesten Dichtungen zahlreich begegnen. Sie sind meist durch Stabreim oder Vokalanklang (Assonanz) miteinander verbunden, und zwar gilt dies gleichermaßen von Substantiven (Gift und Galle, Mann und Maus, Wind und Wetter,

Spott und Hohn, Ach und Krach) wie von Adjektiven (dick und dünn, braun und blau, klipp und klar, angst und bange, kurz und gut, toll und voll) und von Verben (hüten und hegen, zittern und zagen, biegen oder brechen, schalten und walten, scheiden und meiden, lügen und trügen). Zunächst ist es dem Schöpfer derartiger Verbindungen dabei gewiß um die Stärke der Vorstellung zu thun, die er wecken will. Denn „die Leidenschaft, voll von ihr selber, ist mehr redselig als beredt. Das Herz, voll von einer überströmenden Empfindung, wiederholt immer dasselbe und wird nie fertig, es zu sagen, wie eine sprudelnde Quelle, die unaufhörlich fließt und sich niemals erschöpft". So wird der Ausdruck gehäuft, weil man durch starkes Auftragen mehr auszusprechen meint. Aber mit der Verwendung von Synonymen will man auch den Begriff deutlicher, anschaulicher und greifbarer vorführen. Denn in den Doppelformen spiegelt er sich mehrfach mit verschiedenen Abschattungen, wie ein im Prisma gebrochener Strahl. So gibt es den Anschein, als ob man nach einem genau entsprechenden Ausdruck des inneren Bildes gerungen habe. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die Menge der in unserer Sprache vorhandenen Wortpaare ziemlich groß ist. Über ihre Zahl erhalten wir den besten Aufschluß in der umfangreichen Sammlung, die Jakob Grimm aus alten Weistümern, Gesetzen und anderen Sprachdenkmälern der Urzeit in seinen „Rechtsaltertümern" zusammengestellt hat; ihre Bedeutung für die Gegenwart aber können wir schon daraus entnehmen, daß wir ihnen nicht bloß in der volkstümlichen Rede oft begegnen, sondern auch in der Sprache der Gebildeten und in der Litteratur.

Mit diesen Zwillingsformeln kann man Ausdrücke, wie Vorahnung und Rückerinnerung, Herabminderung und Rückantwort, vergleichen oder Ortsbestimmungen, wie auf den Berg hinauf, über den Bach hinüber, durch das Dorf hindurch, aus denen überall das Bestreben erkennbar ist, die betreffenden Erscheinungen recht greifbar vor die Augen zu führen. Ebenso ist ein Beweis für das allzeit rege Verlangen unseres Volkes nach Anschaulichkeit und Sinnfälligkeit seine große Vorliebe für die Klangmalerei. Immer haben unsere Dichter, zumal die lyrischen, an diesem Tonspiel mit Worten Gefallen gefunden. Die Sprache selbst hat ihnen in dieser Hinsicht trefflich vorgearbeitet, da sie über eine stattliche Zahl von schallnachahmenden Ausdrücken verfügt: von dem leisen Säuseln und Lispeln bis zum lauten Rauschen und Klatschen, von dem kaum vernehmbaren Kichern und Zirpen bis zum weithin tönenden Klirren und Knarren, von dem dumpfen Dröhnen und Poltern bis zum starken Donnern und Schmettern sind darin alle Stufen der lautmalenden Wortbildung reichlich vertreten. Zählt doch Hermann Paul in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte" nicht weniger als 200 derartige Wörter auf, die meist erst in neuhochdeutscher Zeit geschaffen worden sind. Und wie viele besitzen wir nicht schon von alters her! Unter denselben Gesichtspunkt fällt der grammatische Vokalwandel des Ablautes, der nicht nur die starke Biegung der Verba durchdringt (werfe, warf, geworfen; liege, lag, gelegen; laufe, lief, gelaufen), sondern sich auch in einer Menge von Substantiven (die Binde, das Band, der Bund, der Schneider, der Schnitter, die Biegung, die Beuge, der Bogen, die Bucht), besonders in klangreichen Allitterationsformen, wie Singsang, Wirrwarr, Mischmasch, geltend macht. Im Latein und in seinen Töchtersprachen sucht man diese Erscheinung fast vergeblich. Denn im Gegensatz zum Griechischen, das sich hier wie in so vielen anderen Beziehungen dem Deutschen zur Seite stellt, hat die Prosa des hauptsächlich für Staatsrecht und Krieg begeisterten Volkes der Römer das alte, schöne Erbteil der Indogermanen aufgegeben.

Nichts aber legt für die Stärke der Einbildungskraft unseres Volkes lebhafteres Zeugnis ab als die Fähigkeit, alle Gegenstände der Natur als belebte, beseelte Wesen aufzufassen: Wohl sind in jeder Sprache Bilder und Metaphern die Haupthebel der Bedeutungsentwickelung

und des sprachlichen Fortschrittes überhaupt geworden, aber in vielen ist diese lebendige Kraft der bewußten oder unbewußten Schöpfung neuer Personifikationen jetzt ziemlich gering. Je mehr sich ein Volk gleich dem unsrigen die alte Naivität bewahrt hat, je innigere Beziehungen es zur Natur unterhält, um so ergiebiger sind die Quellen, aus denen derartige Gebilde fließen. Man braucht dabei nicht an die Dichter zu denken, die gern leblose Wesen oder abstrakte Begriffe als lebende und handelnde Geschöpfe einführen, wie Schiller in seiner „Braut von Messina“: „Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe liegt er gelagert am ruhigen Bach, und die hüpfenden Lämmer grasen lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen. Süßes Tönen entlockt er der Flöte, und das Echo des Waldes wird wach, oder im Schlummer der Abendröte wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach“; nein, unsere ganze Sprache steckt voll solcher Übertragungen lebensvoller Züge auf das Leblose: „Wie in der Fabel Pflanzen und Steine reden, so thun sie es auch im Volksliede: verwüstete Schlösser klagen ihr Leid, die Linde hilft trauern, und die Haselstaude warnt das Mädchen, das zum Tanze geht.“ Ebenso springt nach der Anschauung des Volkes der Fels in die Höhe, bricht das Feuer aus wie ein grimmiger Löwe, schneuzen sich die Sterne (Sternschnuppe), schauen die Berge in die Gegend hinaus, erhebt sich und legt sich der Wind wie ein gewaltiger Riese, will der Nagel nicht in das Brett, hat das daneben treffende Beil seinen Kopf für sich und anderes mehr. Wird ferner nicht auch dem Steine Gefühl zugeschrieben (das könnte einen Stein erbarmen), lächelt nicht der See, kann eine Gegend nicht anziehend, entzückend, reizend sein wie eine Sirene, sagt man nicht von einem Menschen, daß er „die Gesundheit“ oder „das blühende Leben“ selbst sei? Und wenn wir dem ursprünglichen Sinne der folgenden Bilder gerecht werden wollen, müssen wir die Gewalt vor dem Rechte, die Not an den Mann und drei Tage ins Land gehen sehen, so leibhaftig, als wenn sie Personen von Fleisch und Bein wären.

Dies führt uns zu dem träumerischen Zuge, der der deutschen Phantasie eigen ist und in der Hingabe an das Geheimnisvolle und Zauberhafte seinen beredtesten Ausdruck findet. Wenn Alfred Fouillée von der Vorliebe der Germanen für die Mondscheinbeleuchtung (du nocturne et de tous les clairs de lune transcendantaux chers aux Germains) spricht als einer Erscheinung, die seinen eigenen Landsleuten vollständig fremd sei, so meint er damit wohl hauptsächlich die Anschauungen der deutschen Philosophen und ihre Richtung auf das Übersinnliche, doch denkt er dabei auch an die Sprache. Und in der That, wenn wir genau zusehen, so erscheint uns gegenüber dem hellen Sonnenschein, der über die französische Sprache ausgegossen ist, unser Deutsch vielfach in einem Dämmerlichte. Wie die Aufklärung auf französischem Boden ihre festeste Stütze gehabt hat, der Mystizismus aber in Deutschland heimatsberechtigt ist, so liebt der Franzose über alles Klarheit und nüchterne, verstandesmäßige Auffassung („Ce qui n'est pas clair, n'est pas français; clareté est la base éternelle de notre langue“, sagt Rivarol), der Deutsche dagegen den magischen Schein des Halbdunkels auch in seinem Stile. Die Farbe der Rembrandtschen Malerei zeigt sich, wie auf so vielen Gebieten des deutschen Geisteslebens, so vor allem im Bereiche des sprachlichen Ausdruckes. „Wo der Lateiner nicht müde wird, alle Beziehungen durch sorgfältige Übereinstimmung der Flexion klar und scharf hervortreten zu lassen, begnügt sich unsere Sprache mit möglichst unbestimmten Andeutungen, die wie ein Schleier die Form verhüllen, um sie ahnen zu lassen“, sagt ein so hervorragender Kenner unserer Sprache wie Hermann Wunderlich.

Zu demselben Ergebnis kommen wir bei einer vergleichenden Zusammenstellung mit den romanischen Sprachen. Abweichend von ihnen bringen wir im Prädikatsnomen weder das

Geschlecht noch die Zahl zum Ausdruck, ja in dem Satze: „Am 23. Juli des vorigen Jahres vom äußersten Osten des Reiches in der Hauptstadt eingetroffen, begab sich Frau Z. unverzüglich zur Königin“ müssen wir erst 17 Worte lesen, ehe wir dahinter kommen, ob von einem männlichen oder weiblichen Wesen die Rede ist, während in dem entsprechenden französischen Satze gleich von vornherein kein Zweifel darüber obwaltet; denn hier sagt uns sofort die Form des Mittelwortes, ob wir ein Maskulin oder Feminin vor uns haben. Eine andere hierher gehörige Eigentümlichkeit unserer Sprache ist schon Friedrich dem Großen aufgefallen, der in seiner Schrift über die deutsche Litteratur („De la Littérature Allemande“, 1780) hervorhebt, daß man oft erst am Ende einer ganzen Seite das Zeitwort finde, aus dem sich erst der Sinn des Satzes erkläre (souvent vous ne trouvez qu'au but d'une page entière le verbe, d'où dépend le sens de toute la phrase). So selten auch die vom Könige getadelte Unart der Kanzleisprache gegenwärtig vorkommt, so wird doch noch immer häufig eine ganze Reihe von Satzgliedern dem Worte, zu dem sie gehören, vorausgeschickt: Seit Jahrhunderten ist es mehr und mehr zur festen Regel geworden, daß das Zeitwort im Nebensatze die letzte Stelle erhält. Daher müssen wir alle Objekte und Umstandswörter, die von ihm abhängen, anhören oder lesen, ehe wir erfahren, worauf sie sich beziehen, werden sonach lange in Ungewißheit über die Beziehungen der einzelnen Satzglieder gelassen, ja oft genug auf eine harte Geduldprobe gestellt, bis wir den Sinn des ganzen Gefüges verstehen. In gleicher Weise erklärt sich die Thatsache, daß bei uns zwischen den Artikel und das dazu gehörige Hauptwort eine schier endlose Zahl von Beifügungen und adverbialen Bestimmungen eingeschoben werden kann, eine Unsitte, die Esaias Tegnér zu der Mahnung an die deutsche Sprache veranlaßt hat:

> „Rascher werde dein Gang, leg' ab dein Phlegma, auf daß man
> den Beginn nicht vergess', ehe man nahte dem Schluß!“

So ist z. B. in dem Satze: „Der am gestrigen Tage im Spiegelsaale des Schlosses zu Berlin in Gegenwart des Kaisers und verschiedener Fürsten aus allen Teilen des deutschen Landes eröffnete Reichstag hat über wichtige Vorlagen zu beraten“ „der“ von seinem Substantiv „Reichstag“ durch 23 Wörter getrennt. Eine so große Einschiebung ist also nach unseren Sprachgesetzen sehr wohl möglich, während dem lebhaften Franzosen schon bei halb so langen Gefügen die Geduld ausgehen würde. Denn in seiner Sprache rollt sich die Erzählung in einer Weise ab, daß der den Worten des Redners Lauschende nicht erst lange aufmerksam zu warten braucht und dann urplötzlich von der Hauptsache in Kenntnis gesetzt wird, sondern so, daß er ganz planmäßig das Vorgetragene in sich aufnehmen kann und immer zunächst das bestimmende, dann das dadurch näher bestimmte Satzglied erfährt.

Nach dem oben Gesagten begreifen wir auch die Neigung unserer Sprache zu dem mit einem geheimnisvollen Zauber umgebenen Fürwort „es“, das so oft vom Volke und von den Dichtern benutzt wird, um das unerforschliche Walten der Naturkräfte, das wunderbare Treiben dämonischer Wesen in Flur und Hain zu bezeichnen. Wie der Deutsche von jeher mit der neckfrohen Schar der Elfen und Nixen, Kobolde und Heinzelmännchen, die im Dämmerlichte weben, auf vertrautem Fuße gestanden hat, so liebt er es auch, bei der Erzählung von wunderbaren Naturvorgängen durch die sprachliche Darstellung auf die Phantasie der Hörer einzuwirken. Dazu dient ihm unter anderem das Wörtlein „es“. Oder wird nicht in Schillers „Taucher“ bei dem Berichte des Knappen: „Da kroch 's heran, regte hundert Gelenke zugleich“, und in Schlegels Hamletübersetzung bei der Wiederkehr des Geistes: „Schau, wie es da wiederkommt!“ die Unheimlichkeit der Lage durch dieses auf eine rätselhafte Erscheinung hindeutende „es“ noch erhöht?

Selbst dann, wenn es als Vorläufer des hinter das Zeitwort gerückten Subjektes auftritt, liegt noch etwas Spannendes darin, wiewohl hier seine Kraft schon stark abgeschwächt worden ist. Man vergleiche die Worte: „Es zogen drei Burschen zum Thore hinaus“ mit den anderen: „Drei Burschen zogen zum Thore hinaus“, und man wird erklärlich finden, warum das Volkslied und die volkstümliche Erzählung (z. B. es war einmal ein Mann) sich so gern dieser Art des Satzanfanges bedient haben. Die Thätigkeit der Einbildungskraft offenbart sich aber auch im Gebrauche des sächlichen Geschlechtes bei Diminutiven und Sammelbegriffen. Wenn uns der Knabe als Knäbchen und die Braut als Bräutchen entgegentritt, so sind sie in unseren Augen nicht bloß verkleinert, sondern zu ganz neuen Wesen umgeschaffen worden; denn sie haben auch das Genus gewechselt. Und in ähnlicher Weise hat man Kollektiva, wie das Gebirge (aber der Berg) und das Gemäuer (aber die Mauer), zu Neutris umgestaltet, um das Umfangreichere, Ausgedehntere, Umfassendere gegenüber dem Grundwort zum Ausdruck zu bringen. Erscheint doch auch bei Gattungsbegriffen wie das Pferd (neben der Hengst und die Stute) und das Rind (neben der Ochs und die Kuh) gerade das Neutrum als das zusammenfassende, Männliches und Weibliches in sich begreifende Geschlecht, ganz im Gegensatz zum Latein und zu den romanischen Sprachen, die diese Feinheit der Unterscheidung nicht kennen.

Weniger zahlreich sind die Züge, die durch den schöpferischen Einfluß des Verstandes unserer Sprache aufgedrückt worden sind. Auch treten sie nicht sowohl in der Organisation des Satzganzen hervor, wie im Französischen, als vielmehr in der Behandlung des Einzelbegriffes. Zunächst kommt die logische Bestimmtheit des Deutschen im Wortton zum Ausdruck. Wie stark es hierin von anderen Sprachen abweicht, lehrt einmal ein Vergleich mit den slavischen Idiomen: denn während das Russische in dieser Hinsicht ungebunden ist, betont das Polnische immer die vorletzte, das Böhmische (Tschechische) aber stets die erste Silbe. Sodann läßt es sich an der Accentuation der übernommenen Fremdwörter erkennen. Wenn man nämlich die Formen Vater und Mutter mit Natur (lateinisch natura) und Kadett (französisch cadet) vergleicht, so sieht man, daß jene das Hauptgewicht auf die Stammsilbe legen, diese dagegen nicht; und verfolgt man die Art der Betonung in die indogermanische Vorzeit zurück, so ergibt sich, daß auch dort wesentliche Abweichungen von unserer jetzigen bestanden haben. Denn damals war, wie noch vielfach im klassischen Griechisch, der Accent frei (mén, ménós), d. h. er konnte auch auf die Endung gerückt werden, jetzt aber ist er bei uns an den Stamm gebunden. Der Stamm gilt nun aber als Träger der Bedeutung, also des im Worte dauernden, unveränderlich Bleibenden, die Endung dagegen ist beweglich und läßt die verschiedensten Wandelungen zu. Daraus folgt, daß der Deutsche den Inhalt über die Form stellt, daß er bestrebt ist, „das logische Moment stark herauszuarbeiten“; oder wie Scherer sagt: „In der Vorstellung der Germanen hat das stoffliche, gegenständliche Element des Wortes eine ausschließlich überwiegende Intensität und Lebhaftigkeit erlangt.“ Das ist schon von Bopp erkannt worden und wird noch von vielen Sprachforschern der Gegenwart verfochten (vgl. K. Luick in den Wissenschaftlichen Beiheften der „Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins“ 1897, und R. M. Meyer, „Deutsche Charaktere“). Wenn aber Wilmanns die Legung des Accentes in unserer Sprache lediglich aus mechanischen Gründen ableiten will, so läßt er unbeachtet, daß die in Betracht kommenden Erscheinungen vielfach gar nicht mit Formübertragung und Analogiewirkung erklärt werden können, daß daher noch andere, besonders logische Rücksichten bei der Regelung der Tonverhältnisse maßgebend gewesen sein müssen. Deutlich erkennt man dies namentlich an den wenigen Fällen, wo die Betonung dem Hauptgesetze zuwider nicht auf der Stammsilbe liegt. Denn

wenn wir bei unschuldig und Unglück den Nachdruck auf die erste Silbe legen, so geschieht dies wegen des Gegensatzes zu schuldig und Glück, also aus inneren, aber nicht aus äußeren Gründen. Im Lateinischen dagegen und in anderen Sprachen wird durch die Zusammensetzung mit in- (= un-) der Accent nicht verschoben (vgl. dignus und indignus).

Die philosophische Anlage unseres Volkes und seine Hinneigung zum begrifflichen Denken zeigt sich auch in der Vorliebe für **abstrakte Ausdrucksweise**. So erklärt sich die gewaltige Herrschaft des Substantives in unserer Sprache, die schon in alter Zeit durch den Stabreim begünstigt wurde, dann aber unter Mitwirkung der Philosophie in riesigem Umfange zunahm, so daß wir jetzt selbst für einfache Passiva, wie „abgedruckt werden, behandelt werden, beachtet werden", die abstrakten Redensarten „zum Abdruck kommen, eine Behandlung erfahren, Beachtung finden" gebrauchen und für die aktiven Ausdrücke „abstehen, aufführen, berechnen" die Wendungen „Abstand nehmen, zur Aufführung bringen, in Berechnung ziehen" einsetzen. Schon im Althochdeutschen sind die Wörter auf -ung (z. B. skidunga, Scheidung, anascouwunga, Anschauung), -heit (z. B. sâligheit, Seligkeit, mêrheit, Mehrheit), -schaft (z. B. heidinscaft, Heidenschaft, fiantscaft, Feindschaft), -nis (z. B. finstarnissi, Finsternis, firstantnissi, Verständnis), -tum (z. B. piscoftuom, Bischoftum, heidantuom, Heidentum), -de (z. B. ziarida neben ziarî, Zierde neben Zier), -e (z. B. liupî, Liebe, gilouba, Glaube), -t (z. B. maht, list) und andere ziemlich häufig, doch mehren sie sich im Mittelhochdeutschen bedeutend, namentlich unter dem Einflusse der Mystiker, denen wir Begriffe wie Innigkeit, Mitleid, Demütigkeit, Einigkeit, Empfindlichkeit, Herzlichkeit, Inwendigkeit, Menschheit, Lieblichkeit, Klarheit, Wesenheit, Wirklichkeit, Möglichkeit, Unbegreiflichkeit, Vernünftigkeit, Verständigkeit 2c. verdanken, noch mehr im Neuhochdeutschen, zunächst durch die Zeitströmung des Humanismus sowie der gelehrten Studien überhaupt und sodann durch die Thätigkeit der Dichter (Opitz, Gryphius, Logau und anderer). So sind im 15. Jahrhundert Wörter wie Parteiung, Veränderung, Selbständigkeit, Widerspruch, Vermögen entstanden, im 16. Jahrhundert Gemütsbewegung, Vorstellung, Beschaffenheit, Genauigkeit, Wahrscheinlichkeit, Leidenschaft und andere, während durch die schöpferische Thätigkeit neuerer Philosophen gebildet worden sind Endzweck, Gesichtspunkt, Schlußfolge (Leibniz), Bewußtsein, Verhältnis (Wolff), Einbildungskraft, Weltweisheit (Thomasius) u. s. f. Hat doch ein Gelehrter mehrere hundert neuer Abstraktbildungen zusammengestellt, die allein von den Anhängern der ersten Schlesischen Dichterschule geprägt und in Umlauf gesetzt worden sind. Die Folge dieses üppigen Wucherns solcher Gebilde war, daß wir sogar vom Auslande Endungen für abgezogene Begriffe entlehnt (-ei in Betrügerei = französisch -ie in Partie = Partei, und -lei in mancherlei, einerlei = altfranz. ley = lat. legem) und zahlreiche Infinitive mit substantivischer Kraft ausgestattet haben, z. B. Wesen, Leben, Dasein, Betragen, Belieben, Verlangen, Vermögen, Ansehen, Aussehen, Vorhaben, Gutdünken, Wohlwollen, Wohlergehen.

Mit der besonderen Heraushebung und Bevorzugung des Hauptwortes hängt es ferner auch zusammen, daß im Neuhochdeutschen das Substantiv einen **großen Anfangsbuchstaben** zeigt. Während in den Handschriften des Mittelalters und noch in den Drucken des 15. Jahrhunderts diese Schreibweise nur den Eigennamen und den am Beginne der Sätze oder Reihen stehenden Ausdrücken zu teil wurde, verbreitete sich der Brauch besonders seit dem 16. Jahrhundert auch auf Sachnamen und abgezogene Begriffe und setzte sich in der Folgezeit so fest, daß selbst der Eifer großer Gelehrten, wie Jakob Grimms, dagegen nichts auszurichten vermocht hat. Dem Engländer aber blieb es bekanntlich vorbehalten, sein liebes Ich mit großem Buchstaben zu schreiben.

Aus dieser besonders auf das Einzelne gerichteten Thätigkeit erklärt sich auch unsere Sucht zum Haarspalten und zur Wortklauberei. Das Trennen, Zerlegen, Zergliedern macht uns größere Freude als das Aufbauen; bei den Franzosen ist es umgekehrt. Wir grübeln gern, d. h. graben in die Tiefe, wie Faust, das Urbild der Deutschen, der Franzose aber haftet lieber an der schönen Oberfläche. Wir schätzen das Geistvolle höher, er das Geistreiche. Bonmots sind keine deutsche Erfindung, und ihr Name ist erst seit 1743 in unserer Litteratur bezeugt; auch Schöngeist ist nicht germanischen Ursprunges, sondern aus bel esprit übersetzt, und für das einfache esprit haben wir bis zum heutigen Tage noch keinen sich völlig damit deckenden Ausdruck finden können. Geistreich ist erst im 18. Jahrhundert zu seiner jetzigen Bedeutung gekommen, früher hieß es so viel wie gottesfürchtig, reich an geistlichem, frommem Leben, wie sich denn bei uns überhaupt das Geistliche mit dem Geistigen ziemlich eng berührt; und Witz hat um dieselbe Zeit die allgemeine Bedeutung von Wissen, Weisheit (vgl. Mutterwitz, Vorwitz) in die engere der Gegenwart umgewandelt, sicherlich unter dem Einflusse der französischen Sprache, die mit ihren vielen gleichklingenden Silben (z. B. sang, sans, sens, sent, cent, s'en, c'en) diese Art des Wortspieles von jeher begünstigt und daher frühzeitig ausgebildet hat.

Aber weil wir mehr denken als gestalten, so vernachlässigen wir leicht über dem Inneren das Äußere. Indem wir uns in die Sache versenken, vergessen wir im sprachlichen Ausdruck oft die Rücksichtnahme auf andere, denen wir die Ergebnisse der Forschung bieten wollen. Unsere Sätze ziehen häufig nicht in leichtem, gefälligem Gewande an dem Auge des Lesers vorüber, sondern in schwerem Rüstzeug. Da wir es selten verstehen, Waffenstrenge und Anmut in der Darstellung zu vereinigen, so schreiben wir meist einen mehr charakteristischen als formschönen, mehr inhaltreichen und gedankenschweren als eleganten und flüssigen Stil. Daher macht unsere Satzfügung vielfach den Eindruck des Ungelenken und Gezwungenen. Wenn die Sprache eines Jakob Grimm, die den Deutschen immer als edel, kräftig, bilderreich und von dem Zauber poesievoller Anschauung beseelt erschien, einem französischen Zeitgenossen plus d'une fois négligé, lourd et diffus vorkam und zu der Bemerkung Anlaß gab: Les érudits allemands travaillent pour eux et non pour leurs lecteurs, wie mag da das Urteil desselben Gewährsmannes etwa über Kants „Kritik der reinen Vernunft" gelautet haben? Thatsache ist, daß es die deutschen Gelehrten oft unter ihrer Würde halten, wissenschaftliche Stoffe in allgemeinverständlicher, leicht faßbarer Form zu bieten, und es dem Leser zumuten, sich mit Mühe anzueignen, was sie selbst im Schweiße ihres Angesichts vollbracht haben. Selbst dichterische Erzeugnisse unseres Volkes, wie die alten Heldengesänge und Volkslieder, ringen häufig mit dem Ausdrucke. „Leicht zu plaudern, zierlicher und witziger Rede froh, nicht sowohl der Sache als der Form wegen die Causerie zu üben, scheint dem Deutschen insgemein bis auf wenige Ausnahmen versagt. Wir haben einen Schatz vieltöniger, individueller Briefe deutscher Männer und Frauen, aber nur eine Briefkünstlerin, Karoline Schlegel, während Frankreich einen ausgeglichenen, durchgebildeten Briefstil besaß und zum Teil noch besitzt." (E. Schmidt, „Lessing".) Französische Art ist es, lebendig und fesselnd, schwungvoll und anregend darzustellen; ein nicht schön geschriebenes Buch würde trotz seines gediegenen Inhaltes jenseits der Vogesen nicht gelesen werden.

Wie mit der schriftlichen Ausdrucksweise verhält es sich auch mit der mündlichen. Der Ungewandtheit und Schwerfälligkeit der Deutschen steht die Schmiegsamkeit und Beweglichkeit der Franzosen gegenüber. Auch hier sind diese als sozial beanlagte Wesen unübertroffene Meister, ja Rousseau bezeichnet es als das größte Verdienst seiner Nation, gut zu plaudern (de bien babiller),

und Schiller ergänzt ihn, wenn er in der „Jungfrau von Orleans" ausspricht: „Der Franke (Franzose) nur weiß Zierliches zu sagen." Der Deutsche dagegen setzt seinen größten Ruhm darein, gelehrt zu sein. Und bedeutet nicht das Wort „Mann" (verwandt mit lateinisch mens, Verstand, und meminisse, sich erinnern) gleich dem davon abgeleiteten „Mensch" (= männisch, substantiviertes Eigenschaftswort) nach der gewöhnlichen Auffassung so viel wie Denker, ist nicht „reden" eines Stammes mit „ratio", Vernunft? Aber was wir in uns haben, können wir oft nicht recht von uns geben, wir sind daher leicht „einsilbig" im Gespräch (d. h. beschränken uns gern auf Ja und Nein). Und wie wir kaum Anstoß an der ungelenken Schreibart unseres größten Philosophen nehmen, so stellen wir uns auch den gewaltigen Schlachtenlenker Moltke gern als „großen Schweiger" vor.

3. Die Freiheit der deutschen Sprache.

Am stärksten tritt im deutschen Gedankenaustausch der feste Wille und das tiefe Gemüt in den Vordergrund. Vor allem spiegelt sich in unserer Rede der ungestüme Drang nach Geltendmachung persönlicher Eigenart. „Nimmer fügen wir uns dem Zwange" und halten frei sein nicht bloß für das Recht, sondern auch für die Pflicht eines jeden. Unser Grundsatz lautet: „Selber ist der Mann", und glücklich preisen wir den, der auf sich gestellt ist, „auf eigene Faust" vorgehen und „sein eigener Herr sein" kann. Und wie das Volk, so ist auch die Schrift geartet: Sie bringt mit ihren eckigen, gebrochenen, scharfkantigen Zeichen das Wesen des deutschen Charakters klar zum Ausdruck. Wohl ist sie nicht teutonischen Ursprunges, sondern wie die Buchstabenformen aller Kulturvölker aus den lateinischen Charakteren umgebildet, aber während die Romanen, welche gleichfalls seit dem 13. Jahrhundert die verschnörkelten Züge der „Mönchsschrift" kannten, schon längst wieder zur Antiqua zurückgekehrt sind, haben die germanischen Stämme in Dänemark, Norwegen und Schweden den namentlich von Albrecht Dürer weitergebildeten „gotischen" Zeichen bis in unser Jahrhundert den Vorzug gegeben, und wir Deutschen sind diesen Schriftzeichen in noch viel größerem Umfange bis zur Gegenwart treu geblieben, eben deshalb, weil sie unserer Eigenart viel besser entsprechen als die weichen, abgerundeten Schriftformen der Romanen und der Römer. Wohl haben viele deutsche Gelehrte, zumal die Germanisten, nach Jakob Grimms Vorgang ihre Werke häufig in den weiterverbreiteten lateinischen Typen drucken lassen; aber wie der urdeutsche Bismarck stets seine Vorliebe für die eckige Minuskel gezeigt und ausgesprochen hat, so werden auch die Herausgeber und Drucker der deutschen Tageszeitungen von dem richtigen Gefühl geleitet, daß die große Menge das am liebsten liest, was mit „deutschen" Lettern gesetzt ist. Ebenso haben die Bibel und das Gesangbuch, die Werke unserer Klassiker und die Jugendlitteratur an der heimischen Frakturschrift festgehalten; ja wir könnten uns diese Bücher für das Volk gar nicht anders gedruckt vorstellen: so eng sind die gotischen Züge mit allen unseren nationalen Empfindungen verwachsen.

Aber auch unsere Sprache selbst hat deutlich das Gepräge des deutschen Volkscharakters. Sie zeigt unter allen Kultursprachen die individuellste Beanlagung und trägt, da sie nicht konventionell geregelt ist, sondern frei und ungezwungen dahinschreitet, den Neigungen des Einzelnen in vollem Umfange Rechnung. Im Französischen wird den Satzgliedern ihre bestimmte Marschordnung ein für allemal vorgeschrieben, im Deutschen aber ist ihnen weit größere Unabhängigkeit gewahrt. Wohl gibt es auch hier verschiedene Regeln für die Wortstellung, doch bleibt es der leidenschaftlich bewegten Rede unbenommen, sich darüber hinwegzusetzen. So

ist es bei uns in der mündlichen und schriftlichen Darstellung üblich, daß das attributive Eigenschaftswort seinem Substantiv vorausgeht. Aber in der Erregung durchbrechen wir die Schranken des Herkommens und gestatten uns Wendungen wie: „Mann, einziger, geliebter!“ oder: „Schurke, elender!“, und ebenso vermag das hochgestimmte Gemüt des Dichters noch immer wie einst die Schöpfer des Volksepos mit dem Adjektiv nach Belieben umzuspringen. So hören wir bei Goethe von einem Röslein rot und lesen in Schillers „Glück“: „Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon liebten.“

Doch diese Ungebundenheit ist nicht ein Vorrecht des Eigenschaftswortes, sondern kommt auch den übrigen Wortgattungen zu. Jede kann, wenn sie stark hervorgehoben werden soll, an die Spitze des Satzes treten und den Hochton erhalten; zunächst die genitivische Beifügung und das dieser übergeordnete Hauptwort, denn „der Segen des Vaters“ wechselt mit „des Vaters Segen“ oder der noch kürzeren Fassung „Vaters Segen“; dann aber auch Subjekt und Prädikat, denn in dem Fragesatz: „Bist du krank?“ sind durch Umstellung der Worte noch die beiden Ausdrucksweisen möglich: „Krank bist du?“ und „Du bist krank?“ Fällt aber das Pronomen oder das Zeitwort weg, so ergeben sich noch zwei neue Satzformen: „Bist krank?“ und „Du (und) krank?“ Macht man endlich die Probe mit dem einfachen Aussagesatze: „Er wird den Brief noch heute erhalten“, so kommt man zu demselben Ergebnis: denn gleich, als ob wir es mit Zahlen oder Buchstaben zu thun hätten, die nach den Gesetzen der Permutation ihren Ort beliebig wechseln können, ist es uns hier freigestellt, das Wort, welches unser Empfinden am stärksten in Anspruch nimmt und unserem Bewußtsein am nächsten liegt, an den Anfang zu rücken. Daher ergeben sich die Formen: „Den Brief wird er noch heute erhalten; noch heute wird er den Brief erhalten; erhalten wird er den Brief noch heute; er wird noch heute den Brief erhalten.“ Wenn schon mit so wenigen Worten eine derartige Abwechselung erzielt werden kann, um wie viel mehr bei größeren Gefügen! Kein Wunder, daß Otfried von Weißenburg in der lateinischen Widmung seines Evangelienbuches von unserer Sprache gesagt hat, sie sei ungewohnt, sich von den Zügeln grammatischer Regeln leiten zu lassen.

Doch nicht allein die Wortstellung unserer Sprache kommt hier in Betracht; wir können im Ausdruck alle Saiten anschlagen, starke und schwache, hohe und tiefe; wir können leise oder derb auftreten ohne ängstliche Scheu vor einem zu heftigen Worte. Denn wir wissen nichts von der Furcht des Franzosen de l'expression trop violente ou simplement trop énergique et trop concise (Fouillée). Den hohen Grad der Subjektivität aber, der unsere Sprache auszeichnet, können wir am besten an der großen Zahl von Hilfszeitwörtern erkennen, durch die wir der Rede die gewünschte Färbung geben. Die sechs Wörter, die uns nach Rückerts Ausspruch täglich beschäftigen, „ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag“, und verschiedene andere kehren bei uns in jeglicher Art des Gedankenaustausches viel öfter wieder als bei den übrigen Völkern; sie sind gewissermaßen Ventile unseres Inneren, Abzugskanäle der Gefühle, die dem Herzen entströmen. Wir verfügen über eine erstaunliche Mannigfaltigkeit der Ausdrucksweise, wenn wir unser Begehren, unsere Wünsche und Gefühle kundgeben wollen. Die in bescheidener Form gehaltene Aufforderung: „Könntest du nicht das Buch hergeben!“ oder „Möchtest du nicht das Buch hergeben!“ läßt sich verstärken zu dem einfach deutlichen: „Gib das Buch her!“ oder dem bestimmten: „Du wirst das Buch hergeben!“ und „Du mußt das Buch hergeben!“; ferner zu dem kurz angebundenen Befehle: „Hergeben!“ oder „Hergegeben!“, den Friedrich August Wolf den Kutscherimperativ genannt hat, endlich zu dem gedrungenen, von Zorn zeugenden: „Her!“ oder „Her damit!“ Da haben wir also eine ganze Stufenleiter von Begehrungssätzen,

die den jeweiligen Gemütszustand des Redenden getreulich zum Ausdruck bringen. Denn individuell, wie sie ist, paßt sich unsere Sprache genau den Absichten des Redenden an, und

„In eigner Fülle schwellend
Und aus Herzens Tiefe quellend,
Spottet sie der Regeln Zwang".

Hatten wir es bisher mit der Freiheit der Satzfügung zu thun, so haben wir nun auch der größeren Beweglichkeit zu gedenken, die dem Worte an und für sich vergönnt ist. In den romanischen Sprachen sind die Unterschiede zwischen den einzelnen Biegungsarten des Hauptwortes und des Zeitwortes mehr oder weniger ausgeglichen; z. B. sind die fünf verschiedenen Deklinationen des Lateins im Französischen zu einer einzigen zusammengeflossen, bei uns haben sich die Besonderheiten in ziemlich bedeutendem Umfange erhalten. Wohl ist auch im Deutschen das Bestreben, alles gleich zu machen, nicht erfolglos betrieben worden, aber die Spuren des Ablautes (singe, sang, gesungen), des Umlautes (Gast, Gäste, Buch, Bücher, zog, zöge, trug, trüge), der Vokalerhöhung (Feld, Gefilde, Berg, Gebirge) oder Vokalbrechung (Gulden, Gold, Huld, hold) lassen sich nicht so leicht verwischen, und die Gegensätze zwischen der starken und schwachen Biegung sind so gewaltig, daß sie nur schwer aus der Welt geschafft werden können. Vergleicht man daher die Bildung der französichen oder italienischen Deklination mit der der unsrigen (franz. le livre, les livres, la table, les tables; ital. il libro, i libri, la casa, le case; der Tisch, die Tische, der Hahn, die Hähne, der Thor, die Thoren, das Land, die Länder 2c.), so wird man die große Verschiedenheit sofort wahrnehmen. Das Gleiche gilt von der Syntax, z. B. von der Konstruktion der Verhältniswörter: In den romanischen Sprachen werden sie alle in übereinstimmender Weise mit dem 4. Falle verbunden, bei uns entweder mit dem 2. oder 3. oder 4., dergestalt, daß meist auf die Frage wo? ein anderer Kasus steht als auf die Frage wohin? (z. B. in dem Walde leben, in den Wald gehen, auf dem Dache sitzen, auf das Dach klettern) und häufig auch durch den Wechsel der Konstruktion örtliche und übertragene Bedeutung unterschieden wird (der Vogel schwebt über dem See, ich freue mich über den See).

Ferner können im Deutschen abweichend vom Gebrauche anderer Sprachen erstarrte Umstandswörter wieder neu belebt und durch Antritt einer Endung zu Adjektiven umgewandelt werden. Aus dem infolge von Isolierung zum Adverbium gewordenen Akkusativ jenseit (jene Seite) läßt sich mit Hilfe der Endung -ig das Eigenschaftswort jenseitig bilden, aus dem alten Genitiv derart (der Art) derartig, aus dem Dativ morgen (althochd. morgane) morgig oder morgend, aus dem Instrumentalis heuer (hiu jâru, in diesem Jahre) heurig. Selbst Personen- und Ortsnamen ermöglichen die Ableitung von Eigenschaftswörtern (die Darwinsche Theorie, das Kölnische Wasser = la théorie de Darwin, l'eau de Cologne), weshalb wir, abweichend von den Romanen, den Besitz auf dreifache Weise ausdrücken können: Die Grimmschen Märchen, die Märchen von Grimm, die Märchen Grimms oder Grimms Märchen (vgl. auch Stoffbezeichnungen, wie ein elfenbeinerner Griff, ein Griff von Elfenbein, ein Elfenbeingriff). Noch größere Kühnheiten dürfen wir uns sonst im Bereiche der Wortbildung erlauben: Neben unmäßig langen Zusammensetzungen, die Büreaubeamte schaffen (Altersversorgungskassenhilfsbeamter, Reichsviehseuchengesetzgebungskontrolle, Kommunaleinkommensteuereinschätzungsbehörden) und Geschäftsleute nachahmen (Zentralreinigungsinstitutsbesitzer, Damenkonfektionsgeschäftsinhaber), stehen kurz abgerissene Ausdrücke, die das wort- und silbenkarge Volk verstümmelt, wie Thaler = Joachimsthaler, Cello = Violoncello, Sarg = Sarkophag. Ebenso gestattet uns unsere Sprache, die meisten intransitiven Zeitwörter transitiv zu gebrauchen, sei es ohne

weiteres, sei es nach Zusammensetzung mit einem Verhältnisworte. Wie der junge Goethe in seinem Gedichte „Seefahrt“ von dem Matrosen spricht, der die Reisenden dem Schlafe „entjauchzt“, oder von sich erzählt, daß er im Hafen gesessen habe, sich Geduld und Mut „erzechend“, so hat schon vor ihm Klopstock die Konstruktionen gewagt: „Seine Wangen leuchten Glut“ oder „ihre Augen funkelten Rache“, die uns jetzt so geläufig geworden sind, daß wir an Ausdrücken, wie Freude strahlend, Hoheit blickend, nicht den geringsten Anstoß mehr nehmen. Umgekehrt steht uns nichts im Wege, wenn wir bei transitiv gebrauchten Zeitwörtern ein gewohnheitsmäßiges Objekt unterdrücken wollen, z. B. der Bauer fährt ein (Getreide), der Vater schreibt (einen Brief), die Mutter bäckt (Kuchen), der Hund frißt (sein Futter).

Mit dieser uneingeschränkten Beweglichkeit unserer Sprache steht im Einklang, daß sie die Erscheinungen der sogenannten Sandhi nicht kennt. In der indogermanischen Grundsprache nämlich galt der Satz als sprachliche Einheit, und das einzelne Wort mußte sich dem Ganzen so weit unterordnen, daß es bald so, bald anders gestaltet wurde, je nachdem es die eine oder andere Stellung im Satze einnahm. Im Deutschen ist davon keine Rede; hier gibt das einzelne Wort den Ausschlag, es ist unabhängig in seiner Form und paßt sich daher in keiner Weise den Forderungen des Satzes an. Aber auch in anderer Hinsicht ist der Freiheitsdrang unserer Sprache größer als der von Idiomen benachbarter Völker. So haben die deutschen Dichter wiederholt die beengenden Fesseln des Reimes oder überhaupt der gebundenen Rede abgestreift: Die Stürmer und Dränger warfen am liebsten jegliches Versmaß über Bord und schrieben eine poetische Prosa; Klopstocks Dichtkunst aber erreicht ihren Höhepunkt in den freien Rhythmen der „Frühlingsfeier“ sowie anderer Oden, und Goethes Lyrik feiert ihre größten Triumphe in den reimlosen Schöpfungen seiner Jugend, wie „Prometheus“, „Der Wanderer“, „Mahomets Gesang“. Und wie grundverschieden ist unser Dramenvers, der fünffüßige Jambus, den jeder Dichter nach seiner Weise handhabt, von dem regelmäßigen französischen Alexandriner, den selbst ein französischer Gelehrter der Gegenwart (H. Schoen, „La période de Crise“) als massif bezeichnet hat im Gegensatz zu dem vers fugitif der Germanen. Mit Recht änderte daher Goethe, als er Voltaires „Mahomet“ für die deutsche Bühne bearbeitete, das Metrum, und Schiller wollte lieber eine „Phädra“ in reimfreien, fünffüßigen Jamben bieten, als unserer Sprache den ihr unerträglichen Alexandrinerschritt zumuten; denn (wie er an Goethe schreibt) die Eigenschaft dieses französischen Verses „sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht bloß die ganze Sprache, sie bestimmen auch den ganzen inneren Geist der Stücke, die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen. Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenkelige Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüts und die Gedanken.“

Viel freier ist ferner im Deutschen die Verwendung der übrigen Metra. Schaffen doch unsere Dichter oft absichtlich kleine Unebenheiten, um einen besonderen Zweck damit zu erreichen. So erscheint unter den iambisch-anapästischen Füßen des Goetheschen „Erlkönigs“ der Vers: „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt“, der zwar mit seinen drei Senkungen zwischen der ersten und zweiten Hebung (-be dich, mich) die schablonenhafte Gleichmäßigkeit des Metrums stört, aber dadurch in trefflicher Weise die gesteigerte Empfindung, die ausbrechende leidenschaftliche Ungeduld des Redenden zum Ausdruck bringt. Und ziemlich häufig sind Fälle schwebender Betonung, wie in Goethes Lied: „Kennst du das Land“ oder in Schillers Glocke: „Wohlthätig ist des Feuers Macht“ (⏗ ⏑ ⏑ ⏗ für ⏑ ⏗ ⏑ ⏗), besonders seit Klopstock in unserer

Dichtersprache. Auch findet sich eine Menge solcher rhythmischer Freiheiten in den Volksliedern, in Heines lyrischen Gedichten und vielen anderen Schöpfungen der deutschen Dichtkunst.

Noch mehr! In Frankreich steht fast jeder Schriftsteller unter dem Banne der Überlieferung und richtet sich mit seinem Stile im großen und ganzen nach der herkömmlichen Darstellungsform, bei uns aber spricht jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und gestaltet dem entsprechend auch seine schriftlichen Aufzeichnungen. Daher weichen im Deutschen die dichterischen Erzeugnisse wie die in ungebundener Rede geschaffenen Werke verschiedener Verfasser je nach der persönlichen Eigenart des Schreibenden stilistisch bedeutend voneinander ab. Welch ein Sprung von der epigrammatischen Schärfe Lessingscher Stücke zu den geglätteten Versen der Goetheschen „Iphigenie"! Welch ein Abstand von den Verstandes- und Genieblitzen der oft leidenschaftlich zerklüfteten Ausdrucksweise Klopstocks zu den klangreichen, von gleichmäßiger Wärme getragenen Worten des „Tasso"! Und vergleichen wir zwei Prosastücke miteinander, etwa Lessings „Laokoon" mit der Abhandlung Goethes über denselben Gegenstand, so finden wir ebenso gewaltige Gegensätze. Jener führt uns eine reiche Auswahl rhetorischer Figuren vor. Da er die Mittel der gerichtlichen und politischen Debatte auf die litterarischen Erörterungen überträgt, so denkt er sich immer einen Gegner anwesend, den er fragt und auffordert, mit dem er Schritt für Schritt die Untersuchung weiter führt. Der Beweglichkeit, ja man möchte sagen Leidenschaftlichkeit seines Stiles steht die Anmut des Goetheschen gegenüber, der des rednerischen Beiwerkes fast ganz entbehrt und wie ein breiter Strom in sanftem Flusse der Gedanken dahingleitet, schlicht und einfach, glatt und ohne Härten, durchsichtig und anschaulich.

Nach alledem ist es nicht zu verwundern, daß wohl in Frankreich der Einfluß einer Akademie auf sprachlichem Gebiete von großem Erfolge gewesen ist, in Deutschland aber die verschiedensten Versuche in dieser Richtung fehlgeschlagen sind. Wie wäre es auch möglich, daß in einem Volke, wo so schwer zwei unter einen Hut zu bringen sind, Bestimmungen eines Gerichtshofes über die Art und Weise, auf welche man künftig deutsch zu schreiben habe, Anklang finden sollten! Daraus erhellt von selbst, daß sich unsere Sprache mit ihrer Zwanglosigkeit und Freiheit mehr als jede andere zur getreuen Wiedergabe ausländischer Geistesschöpfungen eignet. Keine ist wie sie befähigt, den „fernliegendsten Idiomen noch etwas von ihrem Charakter abzugewinnen, der fernliegendsten Poesie und ihren Formen noch ein verwandtes Moment aus ihrem Eigensten entgegenzubringen, um sie dadurch in die fremde Lebensluft herüber zu pflanzen und doch den ursprünglichen Duft nicht gänzlich zu verwischen" (Scherer, „Vorträge und Aufsätze"). Dank der Geschmeidigkeit und Biegsamkeit unserer Muttersprache haben wir, wie Geibel („Deutsch und Fremd") so schön sagt, kühngemut

„Den fremden Geist in deutsch Gefäß ergossen,
Die fremde Form durchströmt mit deutschem Blut.
Da ward, im Ringen tiefer nur genossen,
Zum Eigentum uns das entlehnte Gut,
Und keine Blume, die mit frohem Glanze
Der Menschheit aufging, fehlt in unserm Kranze".

Und wahrlich „was Nord und Süd in hundertfältigen Zungen dem Lied vertraut, Wer hat's wie wir durchdrungen?" Wir brauchen nur an Vossens Übersetzung der „Ilias" und „Odyssee" zu denken, die dem Geiste Homers in so wunderbarer Weise gerecht wird, daß nach Klopstocks Urteil das griechische Epos, wenn es verloren ginge, aus dem Deutschen wieder „vergriecht" werden könnte, ferner an die Volkslieder Herders, die, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun, den Charakter des Originales trefflich widerspiegeln, dann an Rückerts

morgenländische Gesänge, in denen die Eigentümlichkeiten der arabischen und persischen Poesie deutlich hervortreten, oder an die Bibelbearbeitung Luthers, die alle vorangegangenen Übertragungen der Heiligen Schrift an volkstümlicher Kraft und Allgemeinverständlichkeit weit hinter sich läßt, weil sich keiner der Vorgänger so mit ganzer Seele in Gottes Wort versenkt und in den Sinn der göttlichen Offenbarung hineingelebt, aber auch keiner so genau mit der Ausdrucksweise des Volkes vertraut gemacht hat wie er. (Vgl. die beigeheftete Tafel „Eine Seite aus der ersten Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments".) Aber nicht bloß kongeniale, den Geist des fremden Werkes treulich widerspiegelnde Übertragungen ermöglicht unsere Sprache, sie gestattet auch, deutschen Dichtungen den Hauch eines ausländischen Idioms zu verleihen. Hat doch Goethe in seiner „Iphigenie" die griechische Dramensprache so unvergleichlich schön nachgeahmt, daß Wieland im „Deutschen Merkur" darüber das Urteil fällen konnte: „Sie scheint bis zur Täuschung selbst eines mit den griechischen Dichtern wohlbekannten Lesers ein altgriechisches Werk zu sein. Der Zauber dieser Täuschung liegt teils in der Vorstellungsart der Personen und dem genau beobachteten Kostüm, teils und vornehmlich in der Sprache; der Verfasser scheint sich aus dem Griechischen eine Art von Ideal gebildet und nach diesem gearbeitet zu haben."

Nahe verwandt mit dieser sprachlichen Anpassungskraft unseres Volkes ist eine andere Eigenschaft der Deutschen, ihre allumfassende Geistesrichtung und der weltbürgerliche Zug in ihrem Charakter, der Hand in Hand geht mit ihrer Neigung, in fremden Ländern umherzuschweifen, Sitten und Gewohnheiten anderer Nationen kennen zu lernen. „En littérature comme en politique les Allemands ont trop de considération pour les étrangers et pas assez de préjugés nationaux", konnte leider Frau v. Staël mit Recht sagen. Dagegen stellt Herder die erfreuliche Seite dieser deutschen Eigenschaft dar, wenn er von sich sagt: „Ich gehe durch fremde Gärten, um für meine Sprache als eine Verlobte meiner Denkart Blumen zu holen: ich sehe fremde Sitten, um die meinigen wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern." Wie einst unsere Altvordern auf ihren Völkerwanderungen besonders von der Schönheit des südlichen Himmels angezogen wurden, so erfüllt uns noch jetzt ein mächtiger Drang nach den heiteren Gefilden Italiens und anderer sonniger Länder; überhaupt „die Fremde lockt uns alle" (E. Geibel). Dieser Wandertrieb läßt sich auch in den sprachlichen Niederschlägen erkennen: Im Volksepos hat das Wort „Recke", das ursprünglich einen umherziehenden Krieger, einen Abenteurer oder Flüchtling bezeichnet, die ehrende Bedeutung „Held" angenommen, das Volksmärchen aber redet von lustigen Gesellen, die „mit Siebenmeilenstiefeln" oder „mit Riesenschritten" durch die Welt ziehen und, ehe man sich's versieht, „über alle Berge" sind. Und wenn der Franzose mit der Formel: „Wie tragen Sie sich?" (comment vous portez-vous?), die noch immer neben comment allez-vous? üblich ist, oder der Engländer mit der anderen: „Wie thun Sie thun?" (how do you do?) nach dem Befinden jemandes fragt, jener also zunächst an das Äußere, dieser an die Beschäftigung denkt, so forscht der wanderlustige Deutsche danach, „wie es geht", sicherlich ein Zufall, aber ein merkwürdiger.

Mit diesem Charakterzug hängt es auch zusammen, daß der Deutsche alles, was er nicht aus entlegenen Gebieten geholt hat, für „nicht weit her" hält, ganz im Gegensatz zum Engländer, der im allgemeinen das Ausländische für minderwertig ansieht und daher auch dem Ausdrucke foreign gern den Nebensinn des Geringschätzigen gibt; dagegen nennen wir jeden, der auf seinen „Fahrten" viel erlebt hat, „erfahren", und den, der weit in der Welt umhergezogen ist, wohl „bewandert", müssen jedoch auch zugestehen, daß der Aufenthalt in der Fremde allerlei

Sanct Johannes. LXV.

Das erst Capitel.



Gen. 1. IM anfang war dz wort.
vnnd das wort war bey
Gott/vnd Gott war das wort/das-
selb war ym anfang bey Gott/Al-
le ding sind durch dasselb gemacht /
vnnd on dasselb ist nichts gemacht
was gemacht ist / Jn yhm war das
leben / vnd das leben war eyn liecht
der menschen / vnd das liecht schey-
net ynn die finsternis/ vnd die finster
nis habens nicht begriffen.

Matth. 3. Es wart eyn mensch/võ Gott ge-
Marci. 1. sand /der hies Johannes /der selb
Luce. 3. kam zum zeugnis /das er võ dem li-
echt zeugete/ auff das sie alle durch
yhn glewbten /Er war nicht das liecht /sondern das er zeugete von
dem liecht/ Das war eyn warhafftigs liecht/wilchs alle menschen
erleucht/durch seyn zu kunfft ynn dise wellt / Es war ynn der wellt/
vñ die wellt ist durch dasselb gemacht/vnd die wellt kandt es nicht.

Er kam ynn seyn eygenthum/vñ die seynen namen yhn nicht auff /
Wie viel yhn aber auffnamen / den gab er macht / Gottis kinder zu
werden/denen /die da an seynen namen glewben /wilche nicht von
dem geblutt/noch von dem willen des fleyschis / noch von dem wil-
len eynes mannes/sondern von Gott geporen sindt.

Matth. 1. Vnd das wort ward fleysch /vñ wonete vnter vns/ vnd wyr sahen
Luce. 2. seyne herlickeyt/eyn herlickeyt als des eyngepornen sons vom vatter/
voller gnade vnd warheyt.

Johannes zeuget von yhm/schreyt/vnd spricht/Diser war es/von
dem ich gesagt hab/Nach myr wirt komen/der fur myr gewesen ist /
denn er war ehe denn ich/vnd von seyner fulle/habẽ wyr alle genom-
men/gnade vmb gnade/denn das gesetz ist durch Mosen geben/die
gnade vnnd warheyt ist durch Jhesum Christ worden / Niemant
hatt Got yhe gesehen /der eyngeporne son/der ynn des vatters schoß
ist/der hatts vns verkundiget.

(gnad vmb gnad) Vnser gnad ist vns geben/ vmb Christus gnade / die ym geben ist/ das wyr durch yhn das gesetz erfullen vnnd den vatter erkennẽ/ da mit heuchley auf hore vnd wyr ware rechtschaffnen menschen werden.

Vnnd dis ist das zeugnis Johannis/da die Juden sandten von
Jerusalem priester vñ Leuiten/das sie yhn frageten / wer bistu? Vnd
er bekant vnd leugnet nicht/vnd er bekant/ich byn nicht Christus/vñ
sie fragten yhn/was denn? Bistu Elias? Er sprach/Jch byns nitt.
Matth. 3. Bistu eyn prophet? vnnd er antwort/ Neyn/Da sprachẽ sie zu yhm/
Marci. 1. Was bistu denn/das wyr antwort geben denen/die vns gesand ha-
Luce. 3. ben? was sagistu võ dyr selbs? Er sprach/ich byn eyn ruffende stym
Isa. 40. ynn der wusten/ Richtet den weg des herñ/ wie der prophet Jsaias
gesagt M

Eine Seite aus der ersten Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments, der sogenannten „Septemberbibel" (1522).

Nach der Groteschen Nachbildung (Berlin 1883).

Ungemach mit sich bringt, denn leiden ist = althochd. lîdan, ziehen, wandern. Wer aber ans Haus gebannt ist, der schickt „auf luft'gen Schwingen den Wolkenpilger, den Gedanken aus, daß forschend er, was draußen liegt, bezwinge". So ist der Bedeutungsübergang von althochd. sinnan, gehen (vgl. Gesinde = Gefolgschaft) zu sinnen = überdenken erklärt. Eine Folge dieses zentrifugalen Triebes, dieses Allerweltsinnes, der uns von jeher im Blute gelegen hat, ist die Neigung, uns fremde Sprachen anzueignen. Im Gegensatz zu den Franzosen, die im allgemeinen weniger Lust dazu verspüren, sind wir bestrebt, womöglich mehrere Sprachen zu erlernen, und folgen dabei einem Grundsatze, der schon in der altgermanischen Edda ausgesprochen wird. Denn dort prophezeit man dem Herrscher den Besitz höchster Glückseligkeit mit den Worten: „Sie werden dich Runen lehren, die sämtliche Menschen besitzen möchten, dazu auch fremder Völker Sprachen und die Gabe der Heilkunst — sei glücklich, Herrscher!" Daher rührt auch die schon erwähnte Vorliebe unseres Volkes für den Gebrauch von auswärts übernommener Wörter. Wie die deutsche Litteratur mehr, als ihr gut ist, unter dem Einflusse des Auslandes steht, so hat auch die deutsche Sprache eine beträchtliche Zahl von Fremdlingen in sich aufgenommen, für die doch vielfach gute heimische Ausdrücke zur Verfügung stehen. „Unseren Ohren tönt gar leicht römischer Laut vornehm, unseren Augen erscheint römische Sitte edler, dagegen das Deutsche gemein; und da wir nicht so glücklich waren, dieses alles aus der ersten Hand zu erhalten, so lassen wir es uns auch aus der zweiten und durch den Zwischenhandel der neuen Römer (= Romanen) recht wohl gefallen. Solange wir deutsch sind, erscheinen wir uns als Männer wie andere auch; wenn wir halb oder auch über die Hälfte undeutsch reden, so dünken wir uns vornehm" (Fichte, „Reden an die deutsche Nation"). Auf allen Gebieten treffen wir in Deutschland exotische Gewächse an, die sich leicht an ihrer ganzen Art als entlehntes Gut erkennen lassen. Wir sind gerade in sprachlicher Beziehung gegen das Ausland meist zu nachgiebig, obwohl wir sonst in hervorragendem Maße die Gabe besitzen, fremden Erscheinungen ein heimisches Gepräge zu verleihen. Kein Wunder, daß unsere Litteratur eine erschreckend große Zahl von Fremdwörterbüchern aufzuweisen hat, die bei der sich stets vergrößernden Menge undeutscher Ausdrücke unentbehrlich geworden sind. Werden doch deren seit dem Jahre 1572, wo das erste solche Werk im Druck erschien, fast neunzig gezählt.

Aber wie wir mit unserem Temperament im allgemeinen die Mitte halten zwischen der großen Lebendigkeit des Franzosen und der langsamen Art des Engländers, so wissen wir auch im Tempo unserer Rede meist das richtige Durchschnittsmaß zu treffen zwischen dem eilig hingeworfenen, leichtbeschwingten Ausdruck, den jener liebt, und der bedächtigen und gemessenen Rede, wie wir sie von diesem zu hören gewohnt sind. Auch geht Schopenhauer viel zu weit, wenn er als den Grundzug des deutschen Nationalcharakters die Schwerfälligkeit bezeichnet, mit der Ausführung, daß sie aus dem Gange, dem Thun und Treiben, der Sprache, dem Erzählen, Verstehen und Denken, ganz besonders aber aus dem Stile hervorleuchte („Parerga"). Allerdings wissen wir oft eine Sache nicht richtig anzufassen und tragen auch wohl gelegentlich „die Kirche ums Dorf herum". Anstatt etwas rasch anzugreifen, lassen wir uns gern erst dazu nötigen. „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben" hört man bei uns in den verschiedensten Tonarten widerhallen: „Kommst du heute nicht, so kommst du morgen, Gut Ding will Weile haben, Rom ist nicht in einem Tag erbaut worden, Was lange währt, wird gut, Erst wäg's, dann wag's, Erst besinn's, dann beginn's." Diesem Mangel steht aber auch ein Vorzug zur Seite: Wenn der Deutsche eine Aufgabe übernommen hat, so hält er sie in der Regel fest. Beständigkeit und Beharrlichkeit führen ihn zwar nicht immer schnell, aber doch sicher zum gewünschten Ziele.

Denn „Übung macht den Meister, Wer ausharrt, wird gekrönt, Steter Tropfen höhlt den Stein, Durch viele Streiche fällt auch die stärkste Eiche, Auf einen Hieb fällt kein Baum, Nur Beharrung führt zum Ziel". Auch ist er weit weniger reizbar als viele Vertreter anderer Nationen. Aber wenn ihn einmal die Leidenschaft ergriffen hat, kennt er sich nicht mehr. Dann erinnert sich der deutsche Michel, daß er diesen Namen mit dem schwertbewaffneten Erzengel gemein hat, dann wird er zum furor Teutonicus entflammt, wie einst seine nordischen Verwandten zur Berserkerwut. Der Deutsche ist schwer „in Harnisch zu bringen", aber noch schwerer wieder heraus. Darum „Wer Unglück will im Kriege han, der fange mit den Deutschen an".

Deutsche Tapferkeit und deutscher Heldenmut sind von den ältesten Zeiten her erprobt; denn, wie Th. Vischer in seiner „Ästhetik" sagt: „Tapferkeit, Kriegsgeist, eigentlich Passion für den Krieg, abgesehen selbst von allem Zweck, ist Grundeigenschaft der Deutschen, dieser ersten Reiter und Fechtmeister der Welt von Anfang an. Im Kriege lag die ganze Idealität einer germanischen Existenz. Den Krieg verherrlichte die Poesie, indem sie Musterbilder des Heroismus ausgestaltete und in die Seele pflanzte. Der Krieg wandelte das Haus, indem er wie ein zauberischer Duft auch die Frauen berückte und zur Wundenpflege, ja selbst zum Männerkampfe begeisterte. Der Krieg wandelte sogar die Religion, indem er den höchsten Gott (Ziu = Zeus) zum Kriegsgott, den kriegerischsten Gott (Wodan, Wuotan) zum höchsten machte." Die Idiome unserer Nachbarvölker sind daher voll von germanischen Ausdrücken des Kriegswesens; denn die Deutschen waren ihre Lehrmeister im Kampfe. Unsere alten Volksepen, vor allem das „Nibelungenlied", die „Gudrun" und der „Heliand", wissen in jedem Gesange von Recken und Helden, Degen und Kämpen, Weiganden (= wîgant, Kämpfender) und Reisigen zu melden. Auch ist unsere Sprache noch jetzt mit vielen bildlichen Ausdrücken erfüllt, die Schlachtgeschrei und Kriegsgetümmel atmen, und der Waffendienst ist seit alter Zeit eine unerschöpfliche Quelle germanischer Namengebung gewesen: Hildebrand heißt Kampfschwert, Sigwart und Sigmund der den Sieg Wahrende oder Schützende, Eckbert der Schwertglänzende, Gumbert (= Gundbrecht) der Schlachtenglänzende, Walther der Heerwaltende, Gerhard der Speerstarke, Volkmar der unter dem Kriegsvolk Berühmte. Und daß auch die Frauen an mutigem Sinne nicht zurückstehen, bekunden die Namen, die ihnen unsere Altvordern gaben, wie Gertrud die Speerkämpferin, Brunhilde die im Panzer Kämpfende, Sigelinde die Siegesschlange und andere. „Von den Blumennamen der Inder und den klangvollen Schmucknamen der Hellenen, welche Glanz und Schönheit des Weibes bezeichnen, ist unter den Deutschen wenig zu finden. Speerlieb, Kampfwalterin, Wolftraut klingen die Namen ihrer Frauen" (G. Freytag, „Bilder aus der deutschen Vergangenheit").

Selbst ganze Volksstämme leiten ihre Benennungen von ihrer kriegerischen Thätigkeit ab, wie die Franken (= Wurfspeerträger, vgl. angels. franca, Wurfspeer), die Sachsen (= Schwertbewaffnete, vgl. mittelhochd. sahs, Schwert), die Cherusker (= Schwertmänner, vgl. got. hairus, Schwert) und die Langobarden (= die mit langen Barten Ausgerüsteten). Da ist es denn selbstverständlich, daß die Tapfersten „auf den Schild erhoben" und zu Herrschern und Heerführern ausgerufen wurden. Bedeutet doch auch der Name des gotischen Königsgeschlechtes der Balthen nichts anderes als die Tapferen, Kühnen (vgl. got. balths, kühn, und Willibald = mit kühnem Willen). Und weiter: ein Zusammentreffen wird dem Germanen zum „Treffen", d. h. Kampfe, und „grüßen" ist von Haus aus das Wortgefecht, womit sich die Helden der Vorzeit zum Kampfe reizten. „Herberge" bezeichnete einstmals das „Heerlager", in dem die Reisigen (von Reise = Kriegszug) sich „bargen", wenn sie nicht im „Hinterhalte" lagen, d. h. „hinter" Bergen oder Bäumen „hielten". Die „rüstigen" (= gerüsteten) „Spießgesellen"

verrichteten, wenn sie zum Zuge „fertig" (von Fahrt = Heerfahrt) waren, alles aus dem „Stegreife", d. h. aus dem Steigbügel ihrer Rosse, mit denen sie eng verwachsen waren. Etwas „aufzustecken" (ursprünglich das Schwert an der Wand aufzustecken), war nicht ihre Sache; was sie wollten, wußten sie zu „kriegen" (= durch Krieg bekommen, vgl. auch fechten = betteln). Niemals „abgespannt" (ursprünglich vom Bogen), aber mit den Nachbarn oft auf „gespanntem" Fuße, „schlugen" sie sich durch die Welt, immer „schlagfertig", „hurtig" (von mittelhochd. hurt, Anprall) beim Angriff und „behende" (= bei der Hand), wenn es galt, dem Feinde beizukommen.

Ebenso reich ist das Deutsche an übertragenen Ausdrücken, die von der neueren Kriegskunst geprägt und dann in allgemeineren Gebrauch gekommen sind. Auf die Verwendung von Handfeuerwaffen sind Redensarten zurückzuführen wie etwas auf dem Rohre haben oder aufs Korn nehmen, sein Absehen richten oder einen Anschlag machen auf etwas, etwas auf der Pfanne haben oder es anlegen auf etwas; ferner ins Schwarze treffen und den Zweck (= die Zwecke als Zielpunkt in der Mitte der Scheibe) verfehlen, über das Ziel hinausschießen und zu kurz kommen, die Flinte ins Korn werfen und Knall und Fall. Dem Geschützwesen aber verdanken Metaphern ihr Dasein, wie bombardieren und bombenfest, abprotzen und Lunte riechen, Bresche legen und alle Minen springen lassen. Andere militärische Vorgänge und Einrichtungen spiegeln sich ab in überflügeln und Front machen gegen, ins Hintertreffen kommen und ins Gepäck fallen, ausfällig werden und den Weg verlegen, aufbrechen (das Lager abbrechen) und Posto fassen, auf Kriegsfuß stehen, der Rädelsführer (Führer eines Rädleins, d. h. Heerhaufens) oder ein unsicherer Kantonist sein und anderen.

4. Das Gemütsleben in der deutschen Sprache.

Haben wir es bisher mit Spracherscheinungen zu thun gehabt, die mehr die Willensthätigkeit des deutschen Volkes bekunden, so betrachten wir nun auch solche, die über die Tiefe seines Gemütes Aufschluß geben. Und auf diesem Gebiete entfalten sich die glänzendsten Seiten unserer Muttersprache, ja hier steht sie in mancher Hinsicht einzig da. Ein neuerer französischer Schriftsteller sagt von den Deutschen: „Dieu, la patrie, la famille, telle est la triple inspiration, qui fait l'unité . . de la nation et qui donne à son esprit quelque chose d'élevé et de poétique. C'est la source de sa poésie populaire, de ses admirables lieder", und schon Herder bezeichnet die gemütvolle Art als eine überall im Schrifttum hervortretende Eigentümlichkeit unserer Nation: „In allen Liedern, die von unserer Jugend gesungen werden, so verschieden der Genius der Dichter sein mag, in Claudius, Hölty, Stolberg, Jacobi, Voß, Schiller, ist der Charakter unserer Nation, Gemüt, erkennbar." Unsere Sprichwörter, Sittensprüche und Fabeln sind nach einem anderen Ausspruche Herders erfüllt von „Biederkeit und Rechtsliebe, von Billigkeit und Treue". Ebenso blickt uns aus der Bedeutung einzelner Ausdrücke, aus zahlreichen Metaphern und Redensarten die liebevolle und herzliche, fromme und gottergebene Richtung unseres Volkes entgegen, so daß wir die Worte Fausts: „Gefühl ist alles", auch auf unsere Sprache anwenden können, von der ja Klopstock sagt, sie sei „die trauliche, die fromme, hehre, sie, der Empfindung, sie Gespielin des Gesanges, der frei im Tanze wie Sphärengesang einherschwebt". Und in der That, den lebendigen Pulsschlag des Deutschen, sein warmes, weich empfindendes Herz kann man in den verschiedenartigsten Äußerungen seiner Sprache wiederfinden.

Sehen wir zunächst, wie sich die deutsche Frömmigkeit darin ausgeprägt hat. In wenigen Sprachen kommen so viele mythologische Beziehungen in den Namen der Pflanzen, der Sträucher

und Stauden, Blumen und Gräser vor wie im Deutschen. Wie sich die altheidnischen Götternamen in den Bezeichnungen Donnerbart (= Donars Bart), Donnerkraut (= Donars Kraut) ꝛc. finden, so ist auch die christliche Glaubenslehre durch zahlreiche Benennungen vertreten, besonders solche, die an die Leidenszeit unseres Heilandes erinnern, wie Kreuzblume, Kreuzraute, Passionsblume und andere (vgl. Söhns, „Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenserklärung", Straßburg 1897). Aber auch sonst ist unsere Sprache reich an Ausdrücken, die von dem frommen und gläubigen Sinne des deutschen Volkes Zeugnis ablegen. Daß in Wortbildungen wie Friedhof, Gottesacker, mein seliger Vater und ähnlichen ein idealer Zug und ein tief religiöses Gefühl liegt, wird selbst von Fremden ausdrücklich hervorgehoben. Auch sind viele Wörter des täglichen Gebrauches zusammengesetzt mit Gott (z. B. gottvoll = wunderschön, gottsjämmerlich, gottserbärmlich, mittelhochd. gotesarm = sehr arm) oder mit Hölle (Höllenlärm, Höllenangst), Kreuz (kreuzbrav, kreuzfidel), Sünde (Sündengeld, Sündflut, volksetymologisch zurechtgelegt aus Sintflut = große Flut), Teufel (Teufelskerl, Teufelsglück). Und wie viele Wendungen unserer Umgangssprache sind nicht mit christlichen Anschauungen erfüllt? Denn wenn wir von einem Sündenregister reden, so liegt diesem Begriffe die Vorstellung zu Grunde, daß, wie man im Mittelalter glaubte, der Teufel wirklich alle Sünden der Menschen verzeichnet und diesen nach ihrem Ableben ein Register derselben überreicht; und wenn wir jetzt sagen: „Der fragt den Teufel danach", so ist das ursprünglich wörtlich genommen worden. Hören wir aber die Engel im Himmel pfeifen, oder hängt uns der Himmel voller Geigen, so dürfen wir dabei nicht vergessen, daß der naive Sinn einst an das Bestehen eines himmlischen Orchesters glaubte. Im tagtäglichen Leben spielen Redensarten, wie: „er klagt Gott und aller Welt sein Leid, ich bin noch nicht auf Gottes Erdboden gekommen, Gott hab' ihn selig! Vor Gott und nach Gott beten, wenn Gott der Herr den Schaden besieht" und andere eine große Rolle. Auch können wir „in höheren Regionen weilen", „verzückt", „entzückt" (= weggezogen von der Welt, der Sinnenwelt entrückt) und „in Gott vergnügt" sein.

In wenigen Sprachen gibt es so viele biblische Redensarten wie in der unsrigen. Büchmann weiß davon in seinen „Geflügelten Worten" hunderte aufzuzählen. Zum Teil sind sie uns so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir uns ihres Ursprunges gar nicht mehr bewußt werden. Denn thatsächlich ist nur wenigen bekannt, daß himmelschreiend und wetterwendisch, ein Dorn im Auge und ein Kind des Todes, sein Herz ausschütten und auf keinen grünen Zweig kommen, die Schale des Zorns ausgießen und die Axt an die Wurzel legen, herrlich und in Freuden leben und wissen, wes Geistes Kind jemand ist, zuerst von Luther in seiner Übersetzung der Heiligen Schrift gebraucht worden sind oder in biblischen Redensarten ihren Ursprung haben. Ebenso weht aus zahlreichen deutschen Sprichwörtern ein Geist innigen Gottvertrauens. Es genügt, aus ihrer großen Menge einige wenige herauszuheben, wie „Gott ist mit dem Schwachen oder Gott ist im Schwachen mächtig; Fürchte Gott, thue recht, scheue niemand; Gott verläßt keinen Deutschen; Jeder für sich, Gott für uns alle; Man muß mit Gott in die Hand speien; Einsamkeit eine schwere Last, wenn du Gott nicht bei dir hast; Der Mensch denkt, Gott lenkt; Der Mensch dichtet, Gott schlichtet; Gott muß es schicken, wenn's soll glücken; Frisch, fromm, fröhlich, frei, das andre Gott befohlen sei; Gott vertraut, wohl gebaut; Bete und arbeite" und andere. Von den verschiedenen Verbindungen endlich, in denen das Wort lieb stehend geworden ist (die liebe Sonne, das liebe Brot), kommt der „liebe Gott" am häufigsten vor. So tritt derselbe fromme Sinn, der im Pietismus wie im Mysticismus liegt und die Kirchenreformation veranlaßt hat, der die Bibel neben der Fibel (beides griech.

biblia, Plural von biblion, das Buch) als die Grundlage der Erziehung betrachtet, recht deutlich auch im Sprachleben hervor.

Nächst der Frömmigkeit ist die Sangesfreudigkeit und musikalische Beanlagung ein deutscher Charakterzug. Das schönste Zeichen eines frohgestimmten Herzens ist dem Deutschen ein fröhliches Lied. Des Liedes Inhalt, seine Form, seine Melodie, alles heimelt uns an. Ja schon in dem Worte Lied, das für die meisten fremden Sprachen unübersetzbar ist, liegt nach unserem Gefühl ein großer Zauber. Das alles wäre nicht möglich ohne die Eigenart unserer Sprache, in der sich die musikalische Anlage des Deutschen das Ausdrucksmittel geschaffen hat. Ihr iambisch-trochäischer Rhythmus, ihre Vorliebe für Klangfiguren, ihr Vermögen, die Naturlaute und Stimmungen des Menschenherzens in trefflicher, harmonischer Weise zum Ausdruck zu bringen, tritt von alters her klar zu Tage. Zwar ist das Althochdeutsche wohllautender als das Mittelhochdeutsche, und dieses wieder steht an Klangschönheit über unserer jetzigen Sprache, aber wie bezaubernd sind die Goetheschen Lieder, wie einschmeichelnd Platens oder Geibels Verse! Das Melodiöse in Klopstocks Oden hat schon Herder gebührend betont: „Man erhebe die Stimme und lese sie vor, auch wenn man sie sich selbst liest. So heben sie sich vom Blatte und werden nicht nur verständlich, sondern lebendig, im Tanze der Silben eine Gedankengestalt, sich auf und nieder schwingend; in den meisten Fällen aber, vom einfachen Laut bis zur Modulation, werden sie ein sich vollendender Ausdruck der Empfindung. Kaum hat unsere Sprache ein Buch, in dem so viel lebendiger Wohllaut in melodischer Bewegung so leicht und harmonienreich tönt wie in diesem.“ (Recension von Klopstocks Oden.) Wie der fromme Sänger im Lispeln des Laubes, im Wehen der Palmen, im sanften Hauche des Zephyrs und in der donnernden Brandung des erregten Meeres die Töne einer großartigen Symphonie vernahm, die ein Loblied für den allmächtigen Schöpfer der Welten enthielt, so wußte er auch in seine Worte alle Reize der Musik hineinzulegen, so daß wir in ihrer rhythmischen Gewalt ein melodisches Nachschwingen der Naturbewegung wahrnehmen. Und dazu gab ihm die deutsche Sprache die Mittel an die Hand. Daher verfügt diese, wenn sie auch nicht die Weichheit und Farbenfreudigkeit der vokalreichen italienischen aufzuweisen hat und in ihrer Konsonantenhäufung oft hart ist, doch über alle Stimmen des Herzens und ermöglicht es dem Dichter, jederzeit Lieder zu schaffen, die in Musik zu setzen eine ebenso dankbare wie erfreuliche Aufgabe bildet.

Aus der hohen Wertschätzung des Gesanges erklären sich auch manche sprichwörtliche Redensarten, die im deutschen Volk verbreitet sind: „Ein Lied von etwas singen können, Immer wieder das alte Lied, Das ist das Ende vom Liede, Wes Brot ich ess', des Lied ich sing', Sich einen Vers auf etwas machen, Das reimt sich nicht, Ungereimtes Zeug“ und andere. Dieser Neigung zum Gesang entspricht die allgemein verbreitete Lust und Liebe zur Instrumentalmusik. In einem Lande, das Meister der Tonkunst wie Mozart und Beethoven, Mendelssohn und Wagner, Schubert und Schumann hervorgebracht hat, ist es begreiflich, daß eine stattliche Reihe von sprachlichen Bildern aus dem musikalischen Gebiete geschöpft sind. Wir können „den Ton angeben“ und „in allen Tonarten klagen“, „eintönig“ und „verstimmt“ sein, „eine Saite anschlagen“ oder „eine andere Saite aufziehen“, auch sprechen wir von Handlungen, die mit einem „versöhnenden Accord“ oder mit einem „Mißklang“ schließen, „harmonisch“ sind oder „Disharmonie“ zeigen. Und oft genug hört man, daß jemand „die erste Geige spielt“, daß er einem anderen die Wahrheit „geigen“ oder den „Marsch blasen“, ihn ganz „piano“ anfassen oder „nach Noten heimgeigen“ will. Wer mit seiner Gesundheit nicht recht „taktfest“ ist, wird vielleicht bald „auf dem letzten Loche pfeifen“, und wer etwas „ausposaunt“, verdient, daß ihm

„ein Dämpfer aufgesetzt" wird. Will man auf etwas „anspielen", so braucht man nicht gleich „alle Register zu ziehen", sondern kann zeigen, daß man ein „zartbesaitetes Gemüt" hat. Will man rasch zum Ziele kommen, so darf man nicht allzu große „Präludien" oder „Präambeln" machen. Endlich für diejenigen, denen tüchtig „mitgespielt" wird, hängt schwerlich der Himmel „voller Baßgeigen", vielmehr halten sie „die Pfeife im Sack" (werden kleinlaut), diejenigen aber, denen alles „Larifari" ist, lassen nur zu oft auf sich „herumtrommeln".

Tief im Gemüte unseres Volkes wurzelt die innige Liebe zu Haus und Hof und was damit zusammenhängt: zum Garten mit seinen Blumen, zu den Haustieren, mit denen wir tagtäglich in Berührung kommen. Wir bezeichnen das Heim als traut, weil sich's so „traulich", d. h. vertraulich, zutraulich und so „gemütlich" darin lebt, ja wir fühlen uns selbst dann noch behaglich in unseren vier Pfählen, wenn wir allein wie eine Mutterseele (mutterseelenallein) sind und draußen die Nacht „unheimlich" dunkelt. Ebenso erfreuen uns die Blumen durch Farbe, Gestalt und Duft. Ihnen haben wir darum oft so poetische, sinnige Namen gegeben wie Männertreu und Augentrost, brennende Liebe und Vergißmeinnicht, Maßliebchen (mundartlich matelief = die Matte liebend) und Braut im Haar.

Auch die Haustiere, ja die Tiere der Heimat überhaupt sind Gegenstände unserer besonderen Teilnahme. Wie das Lied von Reineke Fuchs und das Stillleben der Malerei auf germanischem Boden zu Hause sind, so hat auch unser Volk besonders viele Schmeichelnamen für die Bewohner des Waldes und Feldes aufzuweisen. Koseformen wie Hinze für den Kater und Petz oder Bätz für den Bären (der kleine Heinrich und Bernhard), Reineke für den Fuchs und Matz für den Star oder das Schwein (der kleine Reinhard und Matthes), Spatz und Lüning für den Sperling sind noch jetzt gäng und gäbe, andere aber, wie Lütke (der Kranich), Tibbeke (die Ente) und Metke (die Ziege), die Verkleinerungswörter von Ludolf, Dietbrecht und Mathilde, sind uns durch die Sage bekannt. Ebenso übertreffen die aus dem Tierreich geschöpften Bilder und Vergleiche diejenigen anderer Sprachen an Zahl bei weitem und sind überdies so lehrreich, daß wir davon eine kleine Auswahl mitteilen: Wer denkt nicht sofort an das Roß, wenn er vernimmt, daß ein Mensch hochtrabend, kurz angebunden und gut beschlagen sei, oder wenn er hört, daß jemand über den Strang schlägt, große Sprünge macht, sich ins Geschirr oder Zeug (Geschirr) legt, sich auf die Hinterbeine stellt oder kopfscheu wird? Auch führen Wendungen wie anspornen, umsatteln, sich satteln, zu Paaren treiben (zum Barn = mittelhochd. barn, barne, Krippe), die Ohren spitzen und steif halten oder hängen lassen, angestrengt (am Strange) sein, auf den Zahn fühlen (beim Pferdehandel), zügeln, die Zügel schießen lassen, im Zaume halten und vielleicht auch foltern (von mittellat. poledrus, Fohlen aus Holz mit scharfkantigem Rücken) auf die nämliche Quelle zurück. Ferner erinnern uns Ausdrücke wie naseweis (mit der Nase klug, vom Jagdhunde), pfiffig (auf den Pfiff folgend), vorlaut (vor der Zeit bellend), Wind bekommen, etwas wittern, durchstöbern (mittelhochd. stöuber, Jagdhund), jemand die Zähne zeigen, schwänzeln, schweifwedeln, speichellecken, sich verbissen haben, darauf los gehen (auf das Wild), dran hetzen und der Magen knurrt mir, an die Thätigkeit der Hunde. Dagegen sind die Metaphern: auf seine Hörner nehmen, sich die Hörner abstoßen, den Nacken unter das Joch beugen, wohl vom Rinde hergenommen, ausmerzen (d. h. Schafe im März von der Herde aussondern), halbschürig (wie diejenige Schafwolle, die jährlich zweimal abgeschoren wird und darum von geringerer Güte ist), in der Wolle sitzen (wie das Schaf, das sich wohl fühlt, weil es noch nicht geschoren ist), vom Wollvieh, endlich die Wendungen: sich einnisten, über etwas brüten, die Flügel hängen lassen, sich mausig machen (sich mausern, die Federn wechseln), ruppig (gerupft), auf den Leim (die

Leimrute) oder ins Garn gehen, erpicht (am Pech klebend), umstrickt (vom Netze umgeben), berückt (wenn das Netz darüber gerückt ist), den Kopf aus der Schlinge ziehen, Hahn im Korbe sein, von der Vogelwelt.

Übertragungen anderer Art liegen vor, wenn wir von Würmern und Sperlingen, Raupen und Schnaken reden, die jemand im Kopfe hat, oder von Grillen und Mücken (vgl. seine Mucken haben), die er fängt. Und wie man Böcke oder Lerchen schießen, Blindekuh spielen und Schwein haben kann, Pudel (Fehler) und faule Fische (Ausflüchte) macht oder Enten losläßt, so war es früher auch möglich, Wachteln und Gänse (Lügen) fliegen zu lassen. Ferner sind viele Gerätschaften und verwandte Dinge von ihrer Ähnlichkeit mit Tieren benannt worden, wie Ramme (von ram, Widder, vgl. Ramsnase) und Kran (Kranich), Fliegenkopf und Gänsefüßchen, Schraube (lat. scrofa, Mutterschwein) und Bierhahn. Noch häufiger sind Berge, Pflanzen und andere Naturerscheinungen auf demselben Wege zu ihren Namen gekommen, wie Katzenbuckel, Kattegat (Katzenloch), Ochsenkopf, Hun(d)srück (nicht gleich Hünenrücken oder hoher Rücken), Bärlapp (althochd. lappo, Tatze), Otterzunge, Löwenzahn, Hahnenfuß, Mausohr, Bocksbart, Storchschnabel und Bärenklau. Bei anderen, wie Roßkastanie und Roßameise, Hundsveilchen und Hundsrose, gibt uns die Zusammensetzung mit Roß und Hund Andeutungen über die Größe oder Wertschätzung des Gegenstandes. Gleich diesen sind Komposita mit Tiernamen: Neidhammel, Kampfhahn, Schlafratz, Landratte, Sündenbock, Paradehengst, Kammerkätzchen, Windhund, Bönhase, Nestküchlein, Brummbär, Eintagsfliege, Hahnrei (eigentlich Kapaun), Bücherwurm, Backfisch, Schmutzfink, Briefmarder, Pechvogel, Großprotz (von brotze, Kröte, weil sich beide blähen), Pickelhering (Possenreißer, ursprünglich so viel wie gepökelter Hering, dann nach der Lieblingsspeise auf den Lustigmacher übertragen), womit zu vergleichen sind Maulwurfsarbeit, Bienenfleiß, Eselsbrücke, Katzensprung, Krokodilsthräne, Zeitungsente, Schnurrbart (von den Schnurren = Barthaaren der Katze), Grünschnabel, die gleichfalls in übertragenem Sinne gebraucht werden. Und sind nicht viele Schiffe (Seeadler, Geier, Falke, Sperber und andere) nach Tieren benannt, waren nicht im Beginn der Neuzeit die einzelnen Kaliber der Geschütze durch Vogelnamen wie Sperber, Eule, Falke, Adler unterschieden? Gar nicht zu gedenken der großen Menge von Wohnhäusern und Wirtshäusern, die seit alter Zeit nach Erscheinungen der Tierwelt benannt worden sind, der Schimpfwörter (Gimpel, Gans, Gauch = Kuckuck, komischer Kauz, Schaf, Esel, Ochse) und der durch volksetymologische Umdeutung geschaffenen Bezeichnungen wie Eberraute (abrotonum), Bockbier (Eimbecker Bier), sein Schäfchen (Schiffchen) ins Trockene bringen, Katzball (Fangball, von holländisch kaats = chasse, Jagd), Kater (Katarrh), Genserich (potentilla = grenserich von grans, Schnabel), Kälberkern (Kerbel, caerefolium), Katzenellenbogen (Cattimelibocus).

Wie die Substantiva, so sind auch die Eigenschaftswörter, die auf Vergleichung des Menschen mit der Tierwelt beruhen, ziemlich zahlreich. Dahin gehören: emsig (von der Ameise oder Emse), flatterhaft (vom Schmetterling oder anderen geflügelten Tieren), dickfellig (vom Nashorn oder anderen Dickhäutern), ungeleckt (vom Bären), aalglatt, fuchswild, lammfromm, löwenstark, mäuschenstill, katzenfreundlich, spinnefeind, wolfshungrig, bockbeinig, bärbeißig, hundsgemein, sauwohl; desgleichen Zeitwörter wie ätzen und beizen (durch Säure essen oder beißen lassen), ködern, sich einpuppen, schwärmen, die Fühler oder Fühlhörner ausstrecken, sich hinschlängeln, züngeln, mit allen Hunden hetzen (das Wild), tapfer einhauen (vom Eber), der Kamm schwillt ihm (dem Hahne), die Cholera ist ausgebrochen (wie ein wildes Tier), oder volkstümlichere wie schwanen, wurmen, verhunzen, nachäffen, mausen, ochsen, büffeln, storchen, kälbern, sich

schnäbeln, sich mopsen, sich katzbalgen, maikäfern, kaponieren (zu einem Kapaun machen), (an)petzen, schnüffeln, schnauzen. Auch hört man oft Redensarten wie: der hat Blut geleckt (vom Löwen oder Wolf), du hast ihm den roten Hahn aufs Dach gesetzt, du stichst in ein Wespennest, wir reiten auf Schusters Rappen, die Ratten verlassen das Schiff, ihr sitzt auf dem hohen Pferde, du bist der Hecht im Karpfenteich, er ist das Karnickel, ich habe mit ihm noch ein Hühnchen zu rupfen, er hat mir einen Bären aufgebunden (losgebunden), sie ergreifen das Hasenpanier, oder Vergleiche wie: er ist fortgeschlichen wie der Ratz vom Taubenschlag, sie hacken auf mich los wie die Raben, er zankt wie ein Rohrspatz, er ist arm wie eine Kirchenmaus, selten wie ein weißer Rabe, geputzt wie ein Pfingstochse, munter wie ein Eichkätzchen, neugierig wie ein Spitz, sie vertragen sich wie Hund und Katze und andere.

Wesentlicher als das Verhältnis zur Tierwelt sind die Beziehungen zu den Mitmenschen, die Neigung zu teuren Freunden, die Hingabe an Weib und Kind, die Pflicht gegen das Vaterland. Von unseren Ahnen ist uns die Treue als ein wichtiges Vermächtnis hinterlassen worden; sie wird schon gepriesen in einem uralten Runenspruche, des Inhaltes, daß „Wodan mit teurem Lohne Treue vergelte“, sie hallt vor allem aus den alten deutschen Volksepen wider in den verschiedenen Spielarten der Freundes-, Gatten- und Mannentreue, ja sie tritt schon in Beteuerungen wie „meiner Treue“ und „traun“ = in Treuen zu Tage. „Ein treuer Freund drei starke Brücken, in Not, in Leid, in heitern Stücken“ sagt das Sprichwort; aber auch: „Gewisser Freund, erprobtes Schwert, die sind in Nöten Goldes wert“, „Sei ohne Freund, wie viel verliert dein Leben!“ und „Geteilte Freude ist doppelte Freude, geteilter Schmerz ist halber Schmerz“. Im Briefwechsel vertraut kaum ein anderes Volk so zärtliche Empfindungen, so tief aus dem Herzen quellende Äußerungen dem Papiere an wie das deutsche: Herzig und herzlich, Herzblatt und Herzliebchen, Busenfreund und Blutsbruder sind bezeichnende Ausdrücke. Das Bewußtsein treuer Gesinnung macht uns fröhlich (fidelis, treu = fidel, lustig); ein gegebenes Wort bindet, ja ein Druck der Hand gilt dem Eide gleich, denn „ein Mann, ein Wort“. Unsere Sprache ist ganz besonders reich an Bildungen mit „ge“ = con, die das Zusammenleben und die innige Gemeinschaft mit einem anderen ausdrücken. Dahin gehören Genosse (der mit mir den Nießbrauch einer Sache hat), Gefährte (Begleiter auf der Heerfahrt), Geselle (Saal- oder Hausgenosse; vgl. Kamerad und Kammer), Gesinde (vgl. senden, althochd. gisindi, Kriegsgefolgschaft), Gespiele, Gevatter (Mitvater, compater), Gebrüder, Geschwister (mundartlich Knän, mittelhochd. genamne, desselben Namens, Namensvetter), an die sich in der älteren Sprache noch viele andere anreihen, wie gimazzo (Tischgenosse von althochd. maz, Speise, vgl. Messer), gipetto (der das Bett teilt), gislâfo, giteilo, gileibo und andere. Ebenso gibt es viele Zusammensetzungen, die das Verhältniswort „mit“ als ersten Bestandteil aufweisen: Mitmensch (homo), Mitbürger (civis), Mitstreiter, mitleiden, mitfühlen &c. Selbst in der Verleihung des Brudertitels sind wir ziemlich freigebig (vgl. sich verbrüdern) und trinken nicht nur Brüderschaft, sondern reden auch vom Bruder Studio und Zechbruder, ja sogar vom Bruder Liederlich oder Bruder Lust (Lustikus). Ein inniges Verhältnis zum Nächsten spricht auch aus den so gern in die Rede eingestreuten ethischen Dativen (z. B. Das war dir eine Freude), denen wir in volkstümlichen Schriften besonders häufig begegnen.

Höher als der Freund steht die Gattin, deren Treue auf dem festen Grunde gleicher, inniger Liebe ruht. Die Hochschätzung des weiblichen Geschlechtes, welche die Franzosen im letzten Feldzuge an unseren Soldaten bewundert haben, ist ein allgemein deutscher Zug. Über sie urteilt Gabriel Monod („Allemands et Français“): „Le respect des Allemands pour

les femmes est le trait le plus remarquable de cette campagne; car c'est là une qualité nationale et une des sources de la force de la race germanique.“ Die beiden Gatten (die Zusammengehörigen) sind ein unzertrennliches Ganzes, von dem die Frau die „Ehehälfte" bildet: sie sind einander anvertraut (getraut) zu ewigem Bunde; denn ewig und Ehe (althochd. êwa) sind eines Stammes. Darum sagt G. Freytag in seinen „Bildern der deutschen Vergangenheit": „Kein anderes Volk hat so sehr aus innerstem Herzensbedürfnis das älteste Verhältnis, welches zwei Menschen aneinander schließt, so edel aufgefaßt wie die Deutschen." Die Gemahlin ist die Königin unseres Herzens; darin thront sie, weil wir sie „ins Herz geschlossen haben" gleich dem mittelalterlichen Sänger, der die Geliebte anredet:

Dû bist mîn, ich bin dîn;
Des solt dû gewis sîn;
Dû bist beslozzen in mînem herzen;
Verlorn ist daz slüzzelin,
Dû muost immer darinne sîn.

Als „Hausfrau" waltet sie mit häuslichem Sinne, als vrouwe (Frau = Herrin) steht sie dem vrô (Herr; vgl. Frondienst, frönen, Fronleichnamsfest) treu zur Seite. Nach dem Volksmunde hat die deutsche Jungfrau den Besten zum Liebsten, die welsche aber den Liebsten zum besten.

Die Beziehung des Deutschen zu den Kindern ist insofern eine besonders herzliche, als er ihnen nicht bloß Elternliebe, sondern auch Freundesliebe und kindlichen Sinn entgegenbringt, gern mit ihnen spielt und scherzt, sich in ihre Traum- und Phantasiewelt hineinversetzt und an ihren kleinen Interessen Gefallen findet. Unser Volk ist noch im edelsten Sinne des Wortes naiv und kindlich. Darum liest auch der Vater und die Mutter gern mit dem Kinde noch einmal die alten lieben Erzählungen aus dem Märchen- und Wunderlande; ja bei trauten Gestalten wie Dornröschen, Sneewittchen (Schneeweißchen) und Rotkäppchen ziehen uns schon die Namen an, deren verkleinerndes, liebkosendes -chen zur Genüge sagt, daß das Volk mit allen Herzfasern an ihnen hängt. Die Sprache dieser Märchen aber zeigt dieselbe Schlichtheit und Einfachheit wie sonstige Geschichten, die wir aus dem Munde des Volkes vernehmen. Wie international die Märchenstoffe auch sein mögen, selten ist doch ein Tropfen fremden Blutes in der Sprache unserer Märchen zu finden, ganz entsprechend der Art des deutschen Kinderspieles, das noch immer dem König oder Hauptmann eine wichtigere Rolle zuweist als Fremdlingen, z. B. dem Kaiser (lat. Caesar) oder Major. Auch machen gar manche Redensarten aus den Märchen und den ihnen geistesverwandten Fabeln die Runde durch unser Vaterland und gleiten uns im Gespräche häufig über die Zunge, ohne daß wir nach ihrer Herkunft fragen: denn oft hören wir, daß jemand kein Wasser trübe oder sich mit fremden Federn schmücke, daß er für einen anderen die Kastanien aus dem Feuer geholt oder den Löwenanteil davongetragen habe, daß er dem Fuchse beichten oder das Aschenbrödel abgeben solle, daß er endlich etwas Geringfügiges für die Katze bestimmt habe oder aufgefordert worden sei, der Katze die Schelle anzuhängen.

Die Liebe des Deutschen zum Vaterland als dem Erbe der Väter, zur heimischen Scholle tritt uns in der Sprache nicht bloß in der Bedeutung einzelner Begriffe wie „Elend" (alia terra, Ausland) und „Heimweh" (vgl. auch die sprichwörtliche Wendung: „Ich bin noch nicht auf deutschen Boden gekommen") oder in dem hohen Gefühlswerte von Bezeichnungen wie „Heimat, Vaterland, Muttersprache, Landesvater" entgegen, sondern auch in den Ortsnamen, die unsere Kolonisten neugegründeten Ansiedelungen verliehen haben. Während die spanischen und portugiesischen Seefahrer des Zeitalters der Entdeckungen in frommem Glaubenseifer hauptsächlich die Namen von Heiligen und kirchlichen Gedenktagen in der Nomenklatur der

afrikanischen und südamerikanischen Küste verbreitet (vgl. z. B. die häufigen Orte Namens San Pablo = St. Paulus, Santiago = St. Jacobus, San Miguel = St. Michael, San Juan = St. Johannes, San Salvador = Sanctus Servator, Trinidad = Dreieinigkeit, Santa Fé = Heiliger Glaube) und die Römer ihren Ortsbezeichnungen, besonders den Kolonien, ein politisch-militärisches Gepräge gegeben haben, zeigten die germanischen Stämme, zumal die Deutschen und die bis zum Ende des Mittelalters zu Deutschland gehörigen Niederländer, ihre Anhänglichkeit an die heimische Scholle und ihre pietätvolle Gesinnung gegen die großen Männer des Vaterlandes unter anderem dadurch, daß sie Neugründungen gern nach den Städten der alten Heimat oder nach hervorragenden Fürsten und Feldherren benannten, wenn sie auch vielfach gleich den alten Griechen an die Eigentümlichkeiten der Natur des Landes anknüpften. So erklären sich Wörter wie Hamburg in Arkansas, Frankfurt in Kentucky, Neuulm in Minnesota, Neubraunschweig, Neumecklenburg, Kaiser Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel, so die Häufigkeit des Namens Mauritius (Moritz von Oranien), Willem (Wilhelm von Oranien), van Diemen, Oranien, Nassau bei Örtlichkeiten in überseeischen Kolonien.

Und weiter! Da auch das Lehnswesen echt germanischem Geiste entsprossen ist, so kann es nicht wundernehmen, wenn der Sänger des „Heliand" das Verhältnis zwischen Christus und seinen zwölf Aposteln als das von Mannen zu ihrem Könige auffaßt und die Weisen aus dem Morgenlande als gewaltige Helden (schnelle Degen) darstellt, die diesem den Vasalleneid leisten. Und läßt nicht der Ausdruck „Jünger" als Gegensatz zu Herr (althochd. hêrro, der Hehrere, Höhere) dieselbe Anschauung durchblicken? Sind nicht ursprünglich damit Mannen gemeint, die sich in Lehnstreue einem Mächtigeren ergeben haben? Denn wie sich Friedrich der Große als den ersten Diener seines Staates betrachtete, so ist auch vom deutschen Volke freiwilliges Dienen immer für eine der schönsten Aufgaben angesehen worden. „Der hervorragenden Kraft begabter Führer folgten unsere Altvordern mit freiem Entschlusse und vollendeter Treue, und ohne erbliche Fürstengewalt oder Adel anzuerkennen, ehrten sie doch das Blut berühmter Heldengeschlechter hoch. Dieser Zug verständiger, persönlicher Hingabe ist weithin durch ihre Geschichte bemerkbar." (G. Freytag.) Wie das deutsche Volk monarchisch gesinnt ist, so zeigt sich auch im Märchen und in der Tierfabel kein demokratischer Zug, vielmehr bildet dort der Prinz oder die Prinzessin die typische Idealgestalt, und hier finden wir einen freigewählten König an der Spitze des Tierreiches. Sagt doch schon Walther von der Vogelweide im Wahlstreite, daß auch diu mucke ir künec hât; denn die Tiere kiusent künege unde reht. So haben wir neben dem Wüstenkönig Löwe auch Gebieter, die auf beschränkterem Raume ihres Amtes walten, wie den Zaunkönig oder Schneekönig und die Bienenkönigin, den Ratten- und Ameisenkönig. Naturgemäß besitzen auch die Elfen ein Oberhaupt, das die Sprache schon durch den Ausdruck Alberich (Elfenkönig, Ellerkönig, Erlkönig von Elf und rîch = rex, Herrscher) hinlänglich gekennzeichnet hat; ebensowenig dürfen die Pflanzen zurückstehen, unter denen der Waldmeister (Meister des Waldes) und der Wegerich (Beherrscher des Weges) mit dem Zepter begnadet sind, gar nicht zu gedenken der leblosen Natur, in der z. B. Berge, wie der Hochkönig, Hochkaiser, Altvater, an Rang den übrigen voranstehen.

Mit dieser Auffassung stimmt es überein, daß Wörter wie Dirne (Dienerin) und Degen (althochd. degan, Gefolgsmann, Diener) einst die Bedeutung der Dienstbarkeit enthalten haben. Und wie Demut von Haus aus die Tugend des dienenden Christen bezeichnet (mittelhochd. diemuot von dio = got. thius, Knecht, Diener), so ist auch die Achtung des Untergebenen gegen den Vorgesetzten deutlich in dem höheren Gefühlswerte ausgesprochen, der an dem Worte „Ehrfurcht" haftet. Man vergleiche es mit „Respekt", aus dem es im 17. Jahrhundert übersetzt

worden ist, oder man halte das Wortpaar „Ehrgefühl“ und „Ambition“ dagegen, und man wird dies bestätigt finden. Unsere Losung lautet: „Ehre, dem Ehre gebührt.“ Die übeln Folgen des Hochmutes hingegen werden mehrfach im Sprichwort hervorgehoben: „Hochmut kommt vor dem Falle, Übermut thut selten gut, Thorheit und Stolz wachsen auf einem Holz.“

Die Sprache ist auch ein Spiegel dafür, daß in Deutschland gerade die Gelehrtesten und Klügsten in der Regel am bescheidensten sind. Sie arbeiten gewöhnlich nicht aus Berechnung, sondern um der Sache willen, lediglich aus Lust und Liebe zum Gegenstande ohne Nebenabsichten. „Gescheit“ (scitus von scire) und „bescheiden“ (vgl. Bescheid wissen) sind derselben Wurzel entsprossen. Die deutsche Bescheidenheit zeigt sich aber auch von ihrer schwachen Seite, z. B. im Briefstil. So wird seit dem 16. Jahrhundert im kaufmännischen Schreiben und später im brieflichen Verkehr überhaupt das Ich gern unterdrückt, und Jean Paul findet mit Recht den Grund „zum grammatischen Selbstmord“ dieses Wortes darin, daß wir Deutschen „wie Perser und Türken“ zu höflich seien, vor anderen Personen ein Ich zu haben. Aus demselben Grund wird es noch heutzutage in amtlichen Berichten und in Gesuchen an Behörden so oft mit dem Selbstbewußtsein über Bord geworfen. Doch nicht allein bei gescheit und bescheiden berühren sich Verstandes- und Gemütsseite in unserer Sprache, sondern auch „Wissen“ und „Gewissen“ sind eines Stammes. Aus der Erkenntnis der Unvollkommenheit unserer Handlungen entspringt die Sorge vor Fehlgriffen aller Art. Darum macht man sich häufig „Gedanken“ und geht in sich; anderseits flößt das Bewußtsein der Kraft auch Mut ein: „kühn“ ist wurzelverwandt mit kennen und können, und Konrad heißt eigentlich der weise, kluge Ratgeber (kuonrat, d. h. kühn, klug im Rat).

Daß deutsche Biederkeit, Geradheit und Ehrlichkeit sich auch in der deutschen Sprache äußern, hebt unter anderen Karl Schurz in einer Rede hervor: „Ehrlichkeit ist ein hervorragender Charakterzug unserer deutschen Muttersprache. Andere Sprachen, besonders die romanischen, zeichnen sich durch feine und schmiegsame Eleganz ihrer wohltönenden Redewendungen aus. Es ist in ihnen leicht, etwas sehr hübsch Klingendes zu sagen, was eigentlich nichts ist. Auf deutsch geht das schwer; denn die deutsche Muttersprache ist nicht Sprache gleisnerischer Zierlichkeit, aber dafür besitzt sie um so mehr alle Orgelregister der Kraft, der Hoheit, des begeisterten Schwungs, der Biederkeit, des innigen Gefühls.“ Und Heinrich Rückert sagt in einer seiner kleinen Schriften: „Jedes Volk fühlt in seinem Wesen eine moralische Eigenschaft heraus, die in dieser Stärke und eigentümlichen Färbung nach seinem Glauben nur ihm zugehört, und eignet sie sich demgemäß als seine providentielle Mitgift zu. Der Instinkt des Volksgeistes geht dabei immer sicher, wie sich schon daraus erkennen läßt, daß die Fremden, wenn sie wohlwollender Gesinnung sind, gerade dieser spezifischen Nationaltugend das Schlagwort zu einer Charakteristik des betreffenden Volks entnehmen; wenn sie aber übler Gesinnung sind, dieselbe zu einer Karikatur seines ganzen Wesens verdrehen. Wenn der Grieche seine Kalokagathie (καλοκἀγαθία, die Vereinigung von Schönem und Gutem, Gewandtheit und Tüchtigkeit) für sich beanspruchte, der Römer vorzugsweise ein vir fortis atque strenuus heißen wollte, der Franzose die bravoure für die französische Kardinaltugend hält (gloire der grande nation!), der Spanier die Grandezza, der Engländer die respectability, so wird jeder unbefangene Beobachter jedem von ihnen recht geben. Keins dieser Wörter kann in seiner Vollkraft in irgend eine fremde Sprache übertragen werden. Ebenso ist im Italienischen galantuomo der Inbegriff des nationalen Tugendideals, im Deutschen aber der ehrliche Mann, der brave Mann, der Biedermann.“

Schon das deutsche Sprichwort sagt: „Ehrlich währt am längsten“ und „Biedermanns Erbe liegt in allen Landen“, aber auch „Lügen haben kurze Beine“ und „Wer lügt, der stiehlt“, ja „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht“. Daher hat Goethe den Charakter der Iphigenie des Euripides völlig umgestaltet; denn die List und Verschlagenheit der Griechin vertrug sich schlecht mit den Forderungen des deutschen Volksgeistes. „Scham“ und „Schande“ sind wurzelverwandte Ausdrücke. Bereits im Nibelungenliede heißt es: „Wie zimet helede liegen?“ (lügen), und Weber sagt im „Demokrit“: „Nur der Deutsche darf noch deutsch handeln für gerade handeln von sich gebrauchen“, während „Franzmanns Wort und dürres Laub jedem Winde wird zum Raub“.

Wie die Vorzüge unseres Volkes, so prägen sich natürlich auch seine Mängel in der Sprache aus: Der Deutsche trinkt gern; „weinselig“ oder „bierselig“ sind dafür sehr bezeichnende Ausdrücke. Trinken kehrt in unzähligen verblümten und nicht verblümten Redensarten und in einer großen Menge von Metaphern unserer Sprache wieder, z. B. wonnetrunken, freudetrunken, Rachedurst, Thatendurst, Wonnetaumel, reinen Wein einschenken, Bescheid thun, an dem ist Hopfen und Malz verloren, nachahmen (d. h. mit dem Ohm nachmessen), schenken, ursprünglich zu trinken geben (vgl. Schenkwirt), aber seit langer Zeit in der allgemeinen Bedeutung von geben gebräuchlich; ferner: kaufen, das aus dem lateinischen cauponari (von caupo, Schenkwirt) entlehnt ist, und seufzen (Ableitung von saufen).

Mit dem Trinkteufel wetteifert der Spielteufel. Im „Parzival“ Wolframs von Eschenbach sind nächst dem Ritterwesen die meisten Vergleiche dem Würfelspiele, und im Niederländischen, abgesehen vom Seewesen, die zahlreichsten Metaphern dem Spiele überhaupt entnommen. Vom Würfeln, das schon zur Zeit des Tacitus in Deutschland außerordentlich verbreitet gewesen zu sein scheint, stammt vermutlich der Ausdruck „jemand gefallen“ (ursprünglich vom Fallen der Würfel) wie französisch chance = cadentia von cadere; vom Kartenspiel die Wendung Schwein haben, denn Sau ist = As; vom Schach das Wort (schach-) matt = schlaff (eigentlich arabisch-persisch schâh mate, der König ist tot). Aus der großen Zahl der anderen bildlichen Ausdrücke, die unseren Karten- und Brettspielen entlehnt sind, sei nur noch folgendes herausgegriffen: Wer „gewonnen Spiel hat“, oder „jemand ausgestochen hat“, braucht nicht erst „einen Trumpf drauf zu setzen“ oder gar den „letzten Trumpf auszuspielen“, ja er kann „andere aus dem Spiele lassen“, die „die Hand im Spiele gehabt“ hatten. Wer aber „abgetrumpft“ wird, muß „klein beigeben“, und wer keine „Farbe bekennt“, wo er sie hat, muß sich in die „Karten sehen lassen“. Setzt man „alles aufs Spiel“, so kann man „labet“ (la bête) oder „kaput“ (être capot) werden und „anderen zum Stichblatt“ oder zum „Spielball“ dienen, die dann „kurze fuufzehn mit einem machen“. „Pikfein“ ist es aber, einen „schlauen Zug“ oder einen „guten Wurf“ zu thun und statt einer „Niete“ (holländisch = Nichts) „das große Los zu gewinnen“, ebenso bei jemand „einen Stein im Brette zu haben“ ꝛc.

Ungemein deutlich spricht sich in der deutschen Sprache die Neigung unseres Volkes zur Kleinigkeitskrämerei und Pedanterie aus. Mit Titeln nimmt es kaum ein anderes so genau; denn während die Franzosen selbst die Frau des Präsidenten der Republik schriftlich und mündlich mit Madame anreden, darf bei uns nirgends die Beifügung des amtlichen Charakters vom Gatten fehlen. Die Anrede „Frau Schulze“ will uns nicht genügen, aber Frau Assessor Schulze oder Frau Kirchenrat Schulze klingt deutschen Ohren meist recht annehmbar. Und wie sich selbst ein Goethe in seiner Jugend gelegentlich dem Zwange des Kanzleistiles fügen mußte und z. B. sein Gesuch um Zulassung zur Advokatur in Frankfurt a. M. „an die

wohl- und hochedelgebohrene, veste und hochgelehrte und wohlfürsichtige, insbesondere hochgebiethende Herren Gerichtsschultheiß und Schöffen" seiner Vaterstadt richtete, so wägt der Deutsche noch jetzt sorgfältig ab zwischen wohlgeboren und hochwohlgeboren, geehrter, sehr geehrter, geehrtester Herr *c. Wo sich ferner unsere Nachbarn jenseit des Wasgenwaldes bei der Anrede mit vous genügen lassen, haben wir die Stufenleiter von Du über Ihr zu Er und Sie durchlaufen, weil ein Wort nach dem anderen abgenutzt wurde. Schon Jakob Grimm macht in einer besonderen Abhandlung seiner Nation zum Vorwurf, daß sie in der Rechtschreibung so kleinlich sei. Gegen die schöne und für die lernende Jugend so bequeme Regel des Mittelhochdeutschen, jedes Wort außer an der Spitze des Satzes und bei Eigennamen mit einem kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben, empörte sich der Geist deutscher Peinlichkeit. Er fand es nicht in der Ordnung, daß Haupt- und Eigenschaftswörter über einen Kamm geschoren würden, und gab daher jenen große Anfangsbuchstaben, die seit dem 15. Jahrhunderte allmählich durchdrangen und auch auf andere Wortgattungen ausgedehnt wurden, sobald diese die Stelle von Substantiven einnahmen, z. B. die Wenn und die Aber, das liebe Ich. Wo ferner andere Sprachen, wie die französische, die Silbenlänge nur durch einen Accent ausdrücken, kann sich der Deutsche in der Mannigfaltigkeit der Längenzeichen nicht genug thun: bei a, o und e macht er die Verlängerung oft durch Doppelsetzung des Vokals für das Auge sichtbar, bei i fügt er nicht selten ein e, bei allen fünf Selbstlauten ein h als Dehnungsmerkmal hinzu, zwei Zeichen, die an Wörtern wie mittelhochdeutsch tier, tief (= althochdeutsch tior, tiof) und zehen (= althochdeutsch zehan, lateinisch decem) erwachsen, also eigentlich organisch und berechtigt waren und nur durch Analogie auf andere Wortgebilde übertragen wurden. Und wie man im 17. Jahrhundert die Konsonanten unnatürlich häufte (vgl. unndt = und), so glaubte man auch die Vokallänge in verschiedenen Wörtern doppelt hervorheben zu müssen und schrieb demgemäß „miethen, Thier" u. a. mit e und h. Doch ist glücklicherweise jene Unsitte schon im vorigen Jahrhundert durch die Bemühungen der Grammatiker, diese in den letzten Jahrzehnten durch die neue Rechtschreibung wieder beseitigt worden. Aber unsere große Vorliebe für den reichlichen Gebrauch von Satzzeichen lassen wir uns nicht so leicht nehmen. Denn wir verwenden weit mehr Kommata, Gänsefüßchen, Apostrophe *c. als andere Nationen. Auch scheuen wir uns, bei Ableitungen von Eigennamen einen Buchstaben über Bord zu werfen und sagen lieber lübecksch, rügensch als lübisch, rügisch; desgleichen tragen wir Bedenken, einen Buch- oder Zeitungstitel in einen andern Fall als den ersten (Nominativ) zu rücken, schreiben also lieber: „In ‚Die neuesten Nachrichten' steht" oder „Herr N. N. wird über ‚Der Kampf mit dem Drachen' sprechen" als: „In den neuesten Nachrichten steht" u. s. f. Mit Recht tadelt J. Grimm auch die pedantische Art, bei der Übernahme von Fremdwörtern neben dem Stamme die ausländische Endung mit zu borgen und an diese womöglich noch ein deutsches Suffix anzufügen, z. B. Français: der Franzose statt der Franze oder Franzmann, blâmer: blamieren (vgl. prüfen, proben oder erproben und probieren = altfranz. prover und lat. probare). Wie anders der Engländer, der das ausländische Gebilde unbarmherzig der heimischen Lautgebung anpaßt und sogar im Accent nach britischem, d. h. germanischem, Betonungsgesetze ummodelt (vgl. mittellat. observatórium mit engl. obsérvatory, Sternwarte)!

Die deutsche Wertschätzung der Umgangsformen und der Sinn für äußere Verfeinerung haben sich, soweit sie in der Menge des Volkes vorhanden sind, vorwiegend unter fremdem Einfluß gebildet. Auch dies zeigt unsere Sprache. „Etikette" und „Toilette", „galant" und „honett" stammen mit zahlreichen ähnlichen Begriffen aus dem Französischen; ebendaher sind

„Geschmack" (goût) und „guter Ton" (bon ton), „den Hof machen" (faire la cour, vgl. die Cour schneiden) und „höflich" (courtois, vgl. höfisch und hübsch) übersetzt. Selbst „artig" und „anmutig" (graziös) haben die Beziehung auf das gefällige Äußere unter der nämlichen Einwirkung erfahren; aber „urwüchsig" und „ungeschlacht" (desselben Stammes wie Geschlecht) sind echt deutsche Ausdrücke. Der Spiegel ist uns nicht entfernt ein so wichtiger Hausrat wie unseren westlichen Nachbarn, die sich darin bewundern (miroir von mirari, bewundern); haben doch „aufmutzen" (ursprünglich = aufputzen) und „zimpfer", fein (vgl. zimperlich), bei uns einen übeln Beigeschmack angenommen. Wir machen eben nicht gern „viel Federlesens", d. h. lesen nicht gern die Federn von jemandes Kleidern ab, und lieben auch nicht viel „Schererei" von Bart und Haar, freuen uns vielmehr, wenn man uns „ungeschoren" läßt. Eitelkeit ist uns so viel wie Nichtigkeit, leerer Tand. Mit eitel bezeichnen wir nach Goethe nur einen, der „die Freude an seinem Nichts, die Zufriedenheit mit einer hohlen Existenz nicht verbergen kann". Aus ähnlichen Gründen hat auch das Fremdwort „Mode" bei uns keinen so hohen Gefühlswert wie das heimische „Sitte" (vgl. sittig und sittlich). Wohl gelingt es uns, nach römischer Kraft und nach griechischer Schönheit zu ringen, aber schwer glückt uns der gallische Sprung (Schiller, „Deutscher Genius"). Denn Elogen (von éloge = elogium, Grabschrift), d. h. Schmeicheleien, ins Gesicht zu sagen, ist nicht des Deutschen Sache. Dazu eignet sich wohl die „kokette" Art des gallischen Hahnes (coq), aber weder der „ungeleckte deutsche Bär", noch seine „Bärensprache" (Heine im „Atta Troll" und Jean Paul); lieber sagen wir jemand „derb die Wahrheit". „Komplimente machen" (compliment, Vollkommenheit) ist nicht deutsche Art. Dieser Ansicht ist auch der Verfasser des „Unartigen teutschen Sprachverderbers" (1643), der sich über die besonders während des Dreißigjährigen Krieges stark um sich greifende Nachäffung französischen Wesens entrüstet äußert: „Was soll ich sagen von dem Worte Complimenten, welches sehr gemein geworden? Ich sage, mit diesem Wort sey auch seine Krafft in Teutschland eingeführt worden. Denn Complimenten ist so viel als Gepräng (gut teutsch Auffschneiderey, Betrug, Heucheley). Wann ist aber bei den Teutschen jemahl mehr Prangens, Auffschneidens und Betrugs gewesen, als eben jetzunder, da das Wort Compliment aufgekommen ist? Wie die Zeiten, so sind die Wort, und hinwiderumb wie die Wort, so sind auch die Zeiten. Es ist ein gleicher Verstand in diesen Reden: Was erlogen ist, das muß mit Complimenten gezieret werden, und was mit Complimenten gezieret ist, das ist erlogen."

Dem Franzosen legt es sein Volkscharakter nahe, das Spiel mit den Worten, die gefällige äußere Form für die Hauptsache zu halten, dem Deutschen ist Wortgepränge und gekünstelte, gezierte Rede verhaßt. Wir sprechen gern „frisch von der Leber weg", „wie uns der Schnabel gewachsen ist", „nehmen kein Blatt vor den Mund". Auch wirkt auf uns nach einer Äußerung Lessings das Große, das Schreckliche, das Melancholische im Drama wie im Leben besser als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; und „da der Grundzug der deutschen Kunst tiefe seelische Bewegung ist, so liegt unserem Wesen die Phrase fern. Denn wessen Gemüt unter dem hochgespannten Druck äußerer oder innerer Gewalt steht, der findet weder Zeit noch Lust dazu, seine stürmisch bewegte Seele in spielenden Redeschmuck oder in wohlgedrechselte Worte zu füllen. Vielmehr wird, wenn er nicht in seiner Qual verstummt, sondern ein Gott ihm zu sagen gab, was er leidet, sein Inneres sich in jenen gewaltigen, unmittelbaren Äußerungen einer großen und starken Natur offenbaren, wie sie uns bei großen Geisteskämpfern und Dichtern wie Shakespeare, Luther, Goethe und anderen zu staunender Bewunderung hinreißt" (Lyon, „Bismarcks Reden und Briefe"). Wes das Herz voll ist, geht der Mund über. Darum haben wir auch in unseren

Tragödien keine Helden, die mit ihren Worten prunken oder, um mit Voltaire zu reden, erhabene und glänzende, d. h. den Zuschauer blendende, Gedanken aussprechen, während ihre Thaten dem Wortschwall keineswegs entsprechen. Das ist mehr oder weniger dem Roman und der Romanze eigen, zwei Wörter, die das Wesen der Romanen deutlich kennzeichnen. Dem Deutschen gilt es als erforderlich, daß sich Worte und Handlungen decken.

Es ist darum auch begreiflich, daß sich das Französische so vorzüglich zur internationalen Verkehrssprache der immer auf höflichen Umgang, aber auch auf Kniffe und Schachzüge bedachten Diplomatie eignet, wozu es seit dem Frieden von Nymwegen unter dem Hochdruck der damaligen Machtstellung Frankreichs erhoben worden ist. Das bestätigt Talleyrand, wenn er sagt, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen; das bestätigt auch Frau von Staël, die in ihrem Buche über Deutschland schreibt, „es gebe in der französischen Sprache sehr viele Redensarten, um etwas zu sagen und gleichzeitig nicht zu sagen, um Hoffnung zu erregen, ohne ein Versprechen zu geben, selbst um zu versprechen, ohne sich zu binden. Das Deutsche sei weniger nachgiebig und thue wohl daran, so zu bleiben. Denn nichts sei widerwärtiger als diese teutonische (tudesque) Sprache, wenn sie zu Lügen verwendet werde, welcher Art sie auch seien. Ihre schleppende Konstruktion (construction traînante), ihr gediegener Bau, ihre gehäuften Konsonanten, ihre verständige Grammatik (grammaire savante) erlaubten ihr keinerlei Willfährigkeit für Ränke und Kniffe, und man könne sagen, daß sie sich in ihrem Innersten aufs hartnäckigste widersetze, sobald man sie benutzen wolle, die Wahrheit zu verraten"; ja dieselbe Schriftstellerin macht die feine Bemerkung, Goethe lasse in seinem „Wilhelm Meister" Mariannen das Vorhaben ihres Verlobten, sie im Stiche zu lassen, daran erkennen, daß dieser ihr französisch schreibe.

Doch sind dies nicht die einzigen Äußerungen, die wir aus französischem Munde über die deutsche Sprache haben; anerkennend sagt z. B. Lamartine, unsere Sprache sei faltig wie ein Königsmantel, und tief versenke sich darin der Gedanke, und noch 1875 nennt sie Joret in einer Schrift über Herder „cet admirable instrument sans égal peut-être parmi les idiomes modernes". Tiefer aber haben die deutschen Dichter und Denker selbst den Geist ihrer Muttersprache erfaßt. Der Grammatiker Schottel nennt sie weit, geräumig, tief, rein und herrlich, voller Kunst und Geheimnisse („Ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache", 1663), und Herder erhebt sie mit den Worten: „Seligkeit und Wollust fühlt das Ohr, wenn es diesen Wohllaut seiner Sprache in langen Zügen trinken kann, wenn es Macht und sanfte Schwäche, Süßigkeit und Würde, Langsamkeit und Schnelle, Geräusch und Stille sich auch in Tönen vorbilden hört, wenn es alle diese Tonfarben in dem inneren Bau der Wörter findet, ohne daß Dichter sie einzwingen durften. Wahrlich die schönsten und edelsten Worte unserer Sprache sind erschaffen wie ein Silberton, der in einer reinen Himmelsluft auf einmal ganz hervortritt: sie wurden bei ihrer Geburt in das süße Meer des Wohllauts getaucht und sind im lebendigen Gefühl der Sache gebildet." In Klopstocks Ode „Die deutsche Sprache" wird unsere Sprache einem Strome verglichen, der ferne Gestade und ein breites Bett habe, und in dem die Woge durchsichtig sei bis zu den Kieseln auf seinem Grunde, möge er nun blinkend durch die ihn umgebenden Ufergebüsche gleiten oder, im Katarakt herabstürzend, wieder emporstäuben zu duftigem Gewölk, und in der Ode „Die deutsche Bibel" rühmt er ihren Adel, ihre Keuschheit und Fähigkeit zu heiterem Lächeln wie zu tiefem Ernste. Adolf Stöber preist in seinem Gedichte „Muttersprache deutschen Klanges, o wie hängt mein Sinn an dir!" vor allem die Fülle und Tiefe der Sprache, die ihm des Gebetes und Gesanges heilige Laute gegeben habe, Emanuel Geibel nennt sie in einem

Sonett die reichste aller Zungen, wie Lenzwind schmeichelnd, stark wie Wetterdröhnen, und Klaus Groth redet sie mit den innigen Worten an: „Min Modersprak, so slicht und recht, du olle frame Red!" Schiller rühmt von ihr, daß sie das Tiefste und das Flüchtigste auszudrücken wisse, daß wir das jugendlich Griechische und das modern Ideale mit ihr wiedergeben könnten. Endlich hat ihr Ernst Moritz Arndt („Kleine Schriften") ein herrliches Denkmal gesetzt in dem schönen Ausspruche: „Die deutsche Sprache ist nach allgemeinem Einverständnisse eine der wichtigsten der Welt, tief und schwer an Sinn und Geist, in ihren Gestalten und Bildungen unendlich frei und beweglich, in ihren Färbungen und Beleuchtungen der inneren und äußeren Welt unendlich vielseitig und mannigfaltig. Sie hat Ton, Accent, Musik ..., sie hat einen Reichtum, den man wirklich unerschöpflich nennen kann, und den ein Deutscher mit dem angestrengtesten Studium eines langen Lebens nimmer umfassen mag ... Alle Beziehungen, welche ein unmittelbares Auge und Ohr für die innerste Natur und ihre heiligen Geheimnisse andeuten, alle Beschreibungen des Charakterlebens und was die Götter und Geister in dem Lichte und dem Klange und in der Wonne des Himmels und der Gestirne von Seligkeit schlürfen, alles das ist in der deutschen Sprache mit einer Mannigfaltigkeit und einem Reichtum abgespiegelt und ausgedrückt, welchem sich wenige Sprachen gleichstellen können." So gilt auch von der deutschen Sprache, was Wilhelm v. Humboldt vom deutschen Volke sagt:

„Stärke, die mit dem Gefühle ringt,
Bis alle Tiefen sie der Brust durchdringt,
Und Phantasie, die sich im Äther wiegt,
Dem Zartesten sich an in Milde schmiegt
Und sich in neuen Blüten stets verjüngt,
Von Urzeit her in Thuiskons Volke liegt."

II.

Zur Geschichte der deutschen Sprache.

Wie jedes Volk, das dem Fortschritte geneigt ist, gern Anregungen Folge gibt, die es von außen empfängt, so hat sich auch das deutsche weder auf materiellem noch auf geistigem Gebiete je mit dem begnügt, was es aus eigener Kraft errungen, sondern es hat unabläſſig wichtigen Neuerungen Eingang gewährt, mochten sie kommen, woher sie wollten. Infolge der zentralen Lage seiner Heimat im Herzen Europas fand sich dazu oft Gelegenheit; indessen sind die Beeinflussungen weniger von Norden und Osten her erfolgt als von Süden und Westen. Denn da sich der Strom der Gesittung einst vom Orient über Griechenland und Italien ergoß und von dort aus mit den Grenzen des römischen Reiches weiter nordwärts drang, so wurden uns seit alter Zeit bedeutsame Kulturgaben durch die Alpenthäler oder über Gallien zugeführt, und in späterer Zeit war es besonders unsern Nachbarn jenseits des Wasgenwaldes und der Alpen beschieden, das Werk fortzusetzen, das die Römer begonnen hatten. Aber gleichviel, ob Handel und Verkehr oder schriftlicher Gedankenaustausch die Völker einander näherte, immer blieb ein geringerer oder größerer Niederschlag davon in der Sprache zurück.

Seitdem die alten Germanen an den Grenzen ihres Landes mit römischen Kaufleuten und Soldaten zusammentrafen, wurden die lateinischen Namen unserer meisten Gartengewächse, zahlreiche Ausdrücke für Obstzucht und Weinbereitung, Weinbau und Kochkunst aus Italien übernommen und die Bezeichnungen vieler anderer Errungenschaften entlehnt, die ein hochzivilisiertes Volk einem auf weit tieferer Kulturstufe stehenden zu bieten vermag. Gleich dem Kohl (caulis) und Eppich (apium) oder Kümmel (cuminum) und Rettich (radix) fanden damals auch die Birne (pirum) und Kirsche (cerasum) nebst der Technik des Pfropfens

(propagare) und Pflanzens (plantare), Kochens (coquere) und Mischens (miscere) bei uns Eingang. Doch schliffen sich die unbequemen ausländischen Benennungen im Volksmunde so schnell ab, daß sie in ihrem Äußeren bald den heimischen ähnlich sahen. In erster Linie schwand die lateinische Endung und Betonung, häufig wurden aber auch noch störende Laute beseitigt oder umgemodelt: so ging calcatura in Kelter, caerefolium in Kerbel, prunum in Pflaume über.

In gleicher Weise verfuhr man mit der großen Menge lateinischer Ausdrücke, die durch die römische Kirche in Deutschland eingebürgert wurde. Denn Winfried und Willibrord, St. Gallus und andere Glaubensboten haben unseren Altvorderen nicht bloß das Evangelium vom gekreuzigten Christus gepredigt, sondern auch die lateinischen Namen der geistlichen Würden und Ämter, der gottesdienstlichen Gebäude und Geräte, der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen mitgebracht, die wir bis zum heutigen Tage noch besitzen. Wer sieht es aber Bezeichnungen wie Segen, Kreuz, Pein, Mönch und anderen an, daß sie aus den Akkusativen von signum, crux, poena und monachus hervorgegangen sind? So viele auswärtige Elemente indes damals in unserer Sprache Aufnahme fanden, so veränderte sich doch deren Charakter keineswegs und wurde selbst dadurch kaum beeinträchtigt, daß der Hof der sächsischen Kaiser, besonders der Ottonen, das geglättete Latein vor der ungelenken und „barbarischen" Sprache des niederen Volkes bevorzugte, daß die Hauptträger höherer Bildung, die Klosterbrüder und weltlichen Geistlichen, in dieser fremden Zunge redeten und schrieben, daß Geschichtswerke und Rechtsbücher, Urkunden und andere Schriftstücke damals ein undeutsches Gepräge trugen. Denn die große Masse blieb der heimischen Mundart treu; und so zeigen die Nationalepen, wie das Hildebrandslied, in Denken und Empfinden, Stil und Wortform nur volkstümliche Züge. Dagegen sind die Dichtungen gelehrter Mönche, wie das Evangelienbuch Otfrieds, in ihrem Ausdruck schon einigermaßen von der lateinischen Satzfügung beeinflußt, noch mehr die Werke von Autoren, die sich zur Aufgabe gemacht hatten, Teile der Bibel oder Schriften der Kirchenväter ins Deutsche zu übersetzen. Glücklicherweise ist von diesen syntaktischen Einwirkungen sehr wenig in unserer Sprache haften geblieben; denn der gesunde Sinn des Volkes hat sie beharrlich von sich abgewiesen.

Wie sehr die unteren Stände ihr Deutsch liebten, ergibt sich zur Genüge daraus, daß sie gerade damals diesen Begriff von der Sprache (deutsch = volkstümlich) auf die Nationalität übertrugen. Noch in den achtziger Jahren des 8. Jahrhunderts, wo wir ihm zuerst in der Litteratur begegnen, bezeichnete er nur den Gegensatz des Deutschen zu anderen Zungen, innerhalb der nächsten fünfzig Jahre aber entwickelte sich aus dem Sinne der Sprachgemeinschaft die der politischen Zusammengehörigkeit. Während also das Volk bis dahin den keltischen Namen „Germanen" getragen hatte, bezeichnete es sich jetzt nach der Volkstümlichkeit seiner Rede im Gegensatz zum gelehrten Latein als das „deutsche". Sobald dann das Bürgertum erstarkte, brach sich die nationale Richtung vollends mächtig Bahn. So kam es, daß um 1230 zuerst ein Rechtsbuch (der Sachsenspiegel) und ein Geschichtswerk (die Weltchronik des Eike von Repkow) in der Muttersprache abgefaßt wurden, daß Meister Eckhart, Johannes Tauler, Heinrich Seuse (Suso) und andere Mystiker deutsche Schriften veröffentlichten und für ihre Lehre eine große Zahl wissenschaftlicher Kunstausdrücke schufen, daß damals Heinrich von Nördlingen und andere Männer gewandte, formvollendete Briefe in deutscher Sprache schrieben, ja daß auch im Bereich der Urkunden das Latein seit der Mitte des 13. Jahrhunderts aus seiner festen Stellung verdrängt wurde. Das älteste deutsche Schriftstück dieser Art stammt aus dem Jahre 1240 und betrifft eine Abmachung der süddeutschen Stadt Kaufbeuren mit einem adligen Herrn; etwa ein Menschenalter später treten deutsche Urkunden in der Mitte des Reiches und weitere zwanzig

Jahre danach im Norden auf. Die kaiserliche Kanzlei bediente sich der heimischen Sprache bei wichtigen Erlassen, wie Landfrieden, regelmäßig seit der Zeit Ludwigs des Bayern, und bald darauf schlossen sich größere Gemeinden diesem Vorgange bei Abfassung ihrer Stadtrechte an. Das hatte zur Folge, daß auch in Privaturkunden das Latein bald ganz aus dem Felde geschlagen wurde: im Süden um 1300, in Mitteldeutschland um 1330, im Norden um 1350. Damit war die deutsche Sprache, die bereits Karl der Große so hoch geschätzt hatte, daß er deutsche Volkslieder sammelte, die Abfassung einer deutschen Grammatik begann und deutsche Monatsnamen einführte, wieder in ihre alten Rechte eingesetzt worden.

Mittlerweile hatte sich freilich ein anderer Feind gegen sie erhoben: Seit der nahen Berührung, welche die Kreuzzüge zwischen dem deutschen und dem französischen Rittertum ermöglicht hatten, wurden die adligen Kreise unseres Vaterlandes stark verwelscht. Turnier, Jagd und Tanz fanden von Westen her in Deutschland Eingang, die Feinheiten des Tafelgenusses und geselligen Verkehrs, die französische Art, sich zu kleiden, und die Kunst, müßige Stunden durch allerlei Spiele zu kürzen, erfreuten sich gleich ihren fremden Benennungen williger Aufnahme in deutschen Landen. Seitdem grüßen wir mit „Adieu", seitdem bezeichnen wir das, was uns durch seine äußere Erscheinung gefällt, als „fein" (franz. fin). Das „Parlieren" aber stand fortan so hoch im Werte, daß man gern auswärtige Hofmeister kommen ließ, um es den Kindern schon frühzeitig beizubringen. Wenn die lateinfrohen Mönche die Sprache der Römer gleich gut im schriftlichen wie im mündlichen Verkehr beherrscht hatten, so war es jetzt nur auf das Französischsprechen abgesehen. Dagegen galt es für keine Schande, überhaupt nicht schreiben und lesen zu können. Selbst hervorragende Dichter der Ritterzeit, wie Wolfram von Eschenbach, waren mit jenen elementaren Dingen nicht vertraut und ließen sich daher die Werke der Troubadours und Trouveres von schriftkundigen Leuten vorlesen, um danach ihre eigenen Dichtungen zu entwerfen. Da sie diese dann ihren Schreibern zum Zwecke der Aufzeichnung vortrugen, so hat das Wort Diktieren die Bedeutung „dichten" erhalten (dichten = dictare, wiederholt sagen).

Unter den obwaltenden Umständen wird man auf Reinheit der Sprache in ihren Epen kaum rechnen können. Thatsächlich haben die höfischen Dichter so viel welsche Brocken eingestreut, daß ihr Stil einem schönen Gewande gleicht, das mit einer Menge von bunten Lappen besetzt ist. Am maßvollsten zeigt sich in dieser Hinsicht Hartmann von Aue, am maßlosesten Gottfried von Straßburg. Hat dieser doch sogar an Stellen, wo das Feuer und die Leidenschaft der Jugend spricht und darum deutsche Worte aus dem Herzen quellen sollten, ganze französische Verse eingefügt. Echt deutsch blieben dagegen, von einigen Fremdwörtern abgesehen, die alten Heldengesänge von den Nibelungen und der Gudrun, die damals ihre endgültige Form erhielten, echt deutsch waren wie ihren Stoffen und der in ihnen waltenden Gesinnung so auch ihrer Sprache nach die patriotischen Lieder Walthers von der Vogelweide, des Hauptvertreters vom deutschen Minnesang, und seiner Gesinnungsgenossen, echt deutsch endlich die Weisen, die von den „fahrenden" Spielleuten zum Preise der Minne angestimmt wurden.

Glücklicherweise drang die Neigung zur Ausländerei auch dieses Mal nicht in die großen Massen; denn die Kolonisten, die das slavische Gebiet östlich der Elbe und Saale besiedelten, hielten sich von der Welschsucht ebenso frei wie die in Westdeutschland zurückbleibenden Scharen des Volkes. So erklärt es sich, daß von all den „höfischen" Wörtern, die sich zu jener Zeit in den Kunstepen breit machten, nur noch eine winzige Zahl vorhanden ist, und daß mit dem Dahinsinken des Rittertums die ganze franzosenfreundliche Richtung ein Ende nahm. Was schon Walther befürchtend ausgesprochen, daß die unvuoge, d. h. Roheit, über das hoveliche singen

den Sieg davontragen möchte, ward vor Eintritt des 14. Jahrhunderts zur Wahrheit, und mit Heinrich von Meißen, dem Frauenlob, schwand der Minnesang dahin, um den Dichtungen der Handwerksmeister Platz zu machen. Gleichzeitig ging aber die Sprache auch der Vorzüge verlustig, die sie zur Blütezeit der höfischen Poesie besessen hatte. Denn einmal zeigte der Stil nicht im entferntesten mehr die Geschmeidigkeit und Glätte, die er unter dem Einflusse der provençalischen und französischen Sänger erhalten hatte, und ferner zerrann der Ansatz zu einer einheitlichen, über den Mundarten stehenden Schriftsprache wieder in nichts, der dadurch geschaffen worden war, daß die Dichter in Wortschatz und Syntax, in Lautform und Schreibweise eine feste Norm angestrebt hatten.

Noch ehe mit Kaiser Maximilian „der letzte Ritter" zu Grabe getragen worden war, nahte unserer Sprache Gefahr von einer anderen Seite, von dem mit der Renaissance aus Italien kommenden Humanismus. Wie der deutsche Adel des 12. und 13. Jahrhunderts das weichere Französisch vor dem rauheren Idiom der Heimat bevorzugt hatte, so die deutschen Gelehrten des 15. und 16. Jahrhunderts das in der ganzen gebildeten Welt verständliche und im Schrifttum seit alter Zeit bewährte Latein vor dem noch wenig entwickelten Deutsch. In diesem Bestreben, sich mit Hilfe des Lateinischen überall verständlich zu machen, liegt zum Teil sogar ein Grund dafür, daß sich die Deutschen so bald und so gründlich dem Humanismus zuwandten: die Gelehrtensprache kam ihrem Weltbürgersinn entgegen. Die Humanisten setzten geradezu eine Ehre darein, lateinisch zu reden, und hielten es unter ihrer Würde, die „barbarische" Muttersprache zur Abfassung ihrer Werke zu verwenden. Ciceronianisch sollte der Stil in Abhandlungen und Briefen, Vergilianisch in den Gedichten sein. Rhetorischer Schmuck der Rede war außerordentlich beliebt, verblümter, d. h. mit Redeblumen verzierter Ausdruck galt als erstrebenswertes Ziel. Das Latein wurde zur Unterrichtssprache der Gelehrtenschulen erhoben und das heimische Wort selbst bei der Unterhaltung der Schüler verpönt. Natürlich waren auch die deutschen Familiennamen jetzt nicht mehr gut genug und mußten nach lateinischen oder griechischen Mustern umgestaltet werden. Wie sich Ölmann in Goethes „Götz von Berlichingen" „nach dem Beispiele und auf Anraten würdiger Rechtslehrer" in Olearius umtaufte, um „den Mißstand auf dem Titel seiner lateinischen Schriften zu vermeiden", so hat noch Goethes Großvater mütterlicherseits seinen ehrlichen deutschen Namen Weber in Textor umgewandelt. Was sich nicht so leichthin übertragen ließ, konnte ja zurechtgerenkt werden: So wurde Schwarzert zu Schwarzerd = Melanchthon, Waltzemüller zu Waldseemüller = Hylacomylus.

Ein für unsere Sprache besonders unheilvoller Schritt war die Aufnahme des römischen Rechtes (1495). Denn seitdem wurde der deutsche Stil der gerichtlichen Entscheidungen unnatürlich, zumal die als Vorbild dienende römische Periode Satzungeheuer ins Leben rief, die selbst den Römern unerhört gewesen wären. Auch war jetzt dem Zuflusse lateinischer Kunstausdrücke in die Sprache des Rechtes Thür und Thor geöffnet, so daß die gerichtlichen Urteile von Fremdwörtern strotzten und die Juristen nach Moscherosch's Ausspruch voller Distinktionen, Divisionen, Konziliationen, Extravagantien, Seditionen, Rezesse ꝛc. staken. Selbstverständlich scheute man sich nun nicht mehr, die Fremdlinge im deutschen Texte nach Art der Originalwörter abzuwandeln. Wenn wir jetzt einmal in alten Schriftstücken lesen, daß der Herr Syndikus im Hause des Herrn Ephori mit dem Herrn Diacono zusammengekommen sei, so schütteln wir wohl den Kopf und vergessen ganz, daß noch Lessing Gradum und Notarium, Phases und Phrases sagte und Schiller „die Herren Doktores", „aus meiner Praxi", „von keinem Malefico" schrieb, daß auch in den volkstümlichen Werken des 17. Jahrhunderts wie in Grimmelshausens

„Simplicissimus" von des Catonis Dolch, des Bruti Degen, des Mithridatis Gift und der Kleopatrā Ottern in einem Atem die Rede war, ja daß selbst Sprachreiniger wie Justus Georg Schottel (gest. 1676) in dieser Hinsicht dem von den Vätern überlieferten Brauche unbedenklich Folge leisteten. Und wenn wir auch gegenwärtig nicht mehr wie zu Joachim Heinrich Campes (gest. 1818) Zeit darüber in Zweifel sind, ob wir Frau Baccalaureussin, Frau Baccalaurea oder Frau Baccalaurei sagen sollen, so haben wir doch den alten Zopf noch keineswegs völlig abgeschnitten. Denn wir schreiben noch immer Exercitia und Extemporalia, reden von Temporibus und Modis, verkehren mit Mathematicis und Musicis, lernen Verba a verbo und anderes mehr.

Freilich war diese sprachliche Unart der Humanisten ebensowenig volkstümlich wie die Bevorzugung des Französischen zur Ritterzeit. Im Gegenteil. Denn da die Gelehrten vielfach nur lateinisch sprachen, um sich ein größeres Ansehen zu geben und mehr vom gemeinen Manne abzuheben, so wurde die Kluft zwischen Studierten und Nichtstudierten immer gewaltiger. Das Volk gab seinem Unwillen darüber durch Redensarten wie: „Gelehrt, verkehrt" unverhohlen Ausdruck und ließ sich durch das Gebaren der Humanisten weder im Gebrauche der Muttersprache noch in seinen Ansichten über deren Wert irgendwie irre machen, sondern redete nach wie vor, wie ihm der Schnabel gewachsen war, d. h. ohne Kauderwelsch und ohne die langatmigen Satzfügungen der Juristen. Und alle, die es gut mit ihm meinten, unterstützten es in seinen Bestrebungen; sei es dadurch, daß sie einen einfachen und natürlichen deutschen Stil schrieben, oder dadurch, daß sie der Ausländerei direkt zu Leibe gingen. Wie das Sprichwort und das Volkslied deutsch blieben, so nicht minder die Predigt und das Kirchenlied, kurz alles, was zum Herzen des Volkes sprechen sollte. Daß auch die ehrsamen Handwerker, die den Meistergesang pflegten, wie Hans Sachs, von Sprachmischung nicht viel wissen wollten, ist leicht begreiflich.

Wie sollte da Luther, dieser echt deutsche Mann, der Fremdwörtersucht seiner Zeit große Zugeständnisse gemacht haben? Thatsächlich finden wir von den rund zweitausend lateinischen und griechischen Ausdrücken, die damals durch den Humanismus in Deutschland eingeführt worden waren, nur ganz wenige in seiner Bibelübersetzung. Überdies erkennen wir aus einer brieflichen Äußerung, wie sehr ihm selbst daran lag, die Sprache der Heiligen Schrift von allen entstellenden und dem Volke unverständlichen Fremdwörtern frei zu halten. Denn im Jahre 1522 schrieb er an Spalatin: „Helft mir die Worte zurechtsetzen, aber also, daß Ihr keine Ausdrücke von Höflingen und Soldaten an die Hand gebt." Und da auch der Satzbau dieses herrlichen Buches so einfach und durchsichtig war, nimmt es nicht wunder, daß alle bedeutenden Dichter der Folgezeit ihren Stil daran bildeten und Goethe einem jungen Manne empfehlen konnte: „Lies fleißig in Luthers Bibel; daraus lernst du deutlich denken." Wir müssen daher Ranke beipflichten, wenn er von Luther sagt: „Gewaltiger ist wohl nie ein Schriftsteller aufgetreten in keiner Nation der Welt. Auch dürfte kein anderer zu nennen sein, der die vollkommenste Verständlichkeit und Popularität, gesunden, treuherzigen Menschenverstand mit so viel echtem Geist, Schwung und Genius vereinigt hätte. Er gab der Litteratur den Charakter, den sie seitdem behalten, den der Forschung und des Tiefsinnes."

Luthers Beispiel war maßgebend für viele seiner Anhänger, namentlich für protestantische Theologen, aber im übrigen wandelten die Gelehrten noch meist in den alten Bahnen. Nur ab und zu ließ sich aus ihrer Mitte eine warnende Stimme gegen die Lateinsucht vernehmen. So eiferte der Schweizer Chronist Ägidius Tschudi (gest. 1572) gegen „die naseweisen Kanzler und konsistorischen Schreiber", sie könnten nicht eine Zeile ohne lateinische Wörter schreiben, obwohl sie deutsche genug hätten. Ja die Gelehrten schämten sich deutscher Ausdrücke so sehr, daß

sie oft für nötig befänden, lateinische hinzuzufügen: exercieret und geübet, Desperation und Verzweiflung ꝛc. Ferner war der Grammatiker J. G. Schottel bemüht, die Kunstwörter der lateinischen Sprache zu übertragen oder durch geeignete deutsche zu übersetzen, doch mit geringem Erfolge; erst im 18. Jahrhundert vermochte Christian Wolff (gest. 1754) die Sprache der Weltweisheit von den lateinischen Schlacken gründlich zu reinigen. Auf verschiedenen anderen Gebieten der Wissenschaft und Kunst haben sich die Fremdwörter bis in die jüngste Zeit erhalten.

Indes kann die Vermischung der Sprache mit Fremdwörtern im Zeitalter des Humanismus gegenüber dem Bestreben, jede wissenschaftliche Arbeit lateinisch abzufassen, als das kleinere Übel angesehen werden. Fast die ganze Litteratur hatte ein römisches Gewand angelegt. Können wir doch nachrechnen, daß im Jahre 1570 etwa siebzig vom Hundert aller Druckschriften lateinisch geschrieben waren, und daß diese Zahl erst 1730 auf die Hälfte herabging; wissen wir doch, daß die Rechtswissenschaft dem alten Brauche noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts treu blieb, und daß in juristischen Werken erst seit dem Jahre 1752 das Deutsche zu überwiegen anfing.

An Streitern und Vorkämpfern für die Muttersprache und die nationale Sache hat es freilich nicht gefehlt. Zunächst sind die evangelischen Geistlichen zu nennen, die sich nach Luthers Vorbild in den für weitere Kreise bestimmten Schriften der heimischen Sprache bedienten. Ferner wurden durch die Forderung der Kirche, daß das Volk die Bibel und den Katechismus in seiner Muttersprache lesen solle, auch die Grammatiker öfter bestimmt, ihre deutschen Lehrbücher nicht mehr lateinisch, sondern deutsch abzufassen. Durch die Reformen des Pädagogen Wolfgang Ratich (Ratke) und seiner Gesinnungsgenossen wurde die fremde Sprache auch in den Lateinschulen aus ihrer bevorzugten Stellung zurückgedrängt; und Ratichs Anhänger Johann Kromayer (gest. 1643) verfaßte 1618 die erste deutsch geschriebene Schulgrammatik. Daß diese Bestrebungen auf günstigen Boden fielen, ersieht man unter anderm aus der Vergleichung zweier Schulordnungen, einer kursächsischen vom Jahre 1528 und einer kurpfälzischen vom Jahre 1615. Dort heißt es: „Erstlich sollen die Schulmeister Fleiß ankehren, daß sie die Kinder Lateinisch lehren, nicht Deutsch oder Griechisch oder Hebräisch", hier aber: „Auch auf Lateinkundige (latine doctos) macht die heimische Sprache einen größeren Eindruck." Schwerer waren die Hochschulen und ihre Professoren von der Vorliebe für das Latein abzubringen. Noch Gottfried Wilhelm Leibniz (gest. 1716), der ein warmes Herz für seine Muttersprache hatte und mehrere Schriften zu deren Verbesserung schrieb, fand nichts Störendes darin, wissenschaftliche Werke in einem fremden Idiom drucken zu lassen. Ganz allgemein wurden die Vorlesungen an den Universitäten lateinisch abgehalten, bis es 1687 dem Leipziger, später Halleschen Professor Christian Thomasius (gest. 1728) gelang, dem geraume Zeit als Aschenbrödel behandelten Deutsch auch hier die gebührende Stellung zu sichern. Jedoch die Unsitte, Doktordissertationen und Ankündigungen am schwarzen Brett lateinisch zu schreiben, hat sich bis heute zu behaupten gewußt.

Noch gilt es, eines anderen Angriffes zu gedenken, der auf den Besitzstand unserer Muttersprache gemacht worden ist, d. h. die Einwirkungen zu erörtern, denen sie von Frankreich aus im 17. und 18. Jahrhundert ausgesetzt war. Die Ursachen dieses Vorganges liegen auf der Hand. Wie im Zeitalter der Kreuzzüge die Poesie der provençalischen Sänger von großem Einfluß auf die deutsche Litteratur und Sprache gewesen war, so zeigte sich jetzt die auf dem Gipfel ihrer Höhe stehende Dramatik und Philosophie der Franzosen nicht minder wirksam und anregend. Die Dichter Molière (gest. 1673), Corneille (gest. 1684), Racine (gest. 1699) und die Gelehrten Descartes (gest. 1650), Pascal (gest. 1662), Bayle (gest. 1706) überragten damals mit ihren Schöpfungen die Alltagsleistungen der Deutschen so sehr, daß diese sich willig

herbeiließen, ihre Nachbeter zu werden. Dazu kamen noch verschiedene andere Umstände, welche die Einbürgerung der französischen Sprache in den höheren Schichten der deutschen Gesellschaft begünstigten: Zunächst die politische Übermacht Frankreichs und die glanzvolle Hofhaltung Ludwigs XIV., der nicht nur auf dem Gebiete des Staatswesens den Ton angab, sondern auch in Fragen der Etikette und Mode, der Küche und Gartenkunst; ferner der Mangel an jeglichem Selbstgefühl, der infolge der Zersplitterung und Ohnmacht des deutschen Vaterlandes weite Kreise beherrschte, und der geistige Druck, der seit den Zeiten des verhängnisvollen Religionskrieges auf Deutschland lastete. Auch die Sitte junger Leute, auf französischen Universitäten, besonders in Paris, zu studieren und Reisen durch Frankreich zu unternehmen, trug viel zur Einbürgerung des Französischen bei, gar nicht zu gedenken des unmittelbaren Einflusses, den die überall umherziehenden französischen Soldaten, die eifrig gesuchten Erzieher, Friseure, Köche und Kammerdiener, dann die seit der Aufhebung des Edikts von Nantes auf deutschen Boden geflüchteten Hugenotten sowie die Günstlinge und Vorleser von Fürsten, wie Voltaire, Maupertuis und Lamettrie, auszuüben vermochten.

Französisch zu sprechen, galt jetzt nicht bloß für fein, sondern sogar für unerläßlich, wenn man auf den Namen eines Gebildeten Anspruch machen wollte. Wie hätte sonst Voltaire aussprechen können, er sei in Deutschland ganz in Frankreich, weil alle Welt französisch rede? Graf Leopold v. Stolberg (gest. 1819) aber erzählt mit Entrüstung: „Deutsche Kinder wurden gewöhnt, die hohe, edle Muttersprache als Gesindesprache anzusehen, weil es Hausgesetz ward, bei der Tafel nur zu parlieren, weil jeder kindliche Wunsch den Eltern in französischer Sprache vorgetragen werden mußte. Jeder bemerkte Verstoß wider diese ward gerügt, die gröbsten Fehler des Deutschen in seiner eigenen Muttersprache kaum bemerkt"; und um dieselbe Zeit schreibt Goethe in seinen venetianischen Epigrammen (1790):

„Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geschieht."

Französisch galt nach einer Äußerung Gottscheds für die allein „anständige" Briefsprache; natürlich durfte auch kein Brief mit einer anderen als französischen Aufschrift versehen sein; ja der gesunde Sinn mancher Leute verirrte sich so weit, daß z. B. Chr. Ludwig v. Hagedorn, der Direktor der Dresdener Kunstakademie, im Jahre 1754 den Tod seines älteren Bruders, des bekannten Dichters, in französischen Versen besang.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der Büchermarkt nicht nur mit allen möglichen Erzeugnissen der französischen Litteratur, mit Schäfer- und Schelmenromanen, Heiratsbüchern, Reisebeschreibungen ꝛc. überschwemmt wurde, sondern daß auch in Deutschland viele Bücher in welscher Sprache erschienen. In den Jahren 1750—80 betrug deren Zahl den zehnten Teil aller Drucksachen. Und wie konnte es anders sein, wenn selbst Männer wie Friedrich der Große dem Zuge der Zeit folgten? So oft man sich aber veranlaßt sah, das verachtete Deutsch zu schriftlicher oder mündlicher Darstellung zu verwenden, durchsetzte man es mit zahlreichen Fremdwörtern, die man noch dazu, um sie stärker hervortreten zu lassen, nach dem Vorbilde der Humanisten mit lateinischen Buchstaben schrieb. Wie damals Pflästerchen zur Erhöhung der Schönheit auf das Gesicht geklebt wurden, so sollten auch die eingestreuten fremden Gebilde den Glanz der Rede vermehren. Man nannte einen solchen Stil alamodisch (à la mode) und that sich viel darauf zu gute, besonders die Frauen:

„Da heißt das andre Wort gloire, renommée,
Massacre, bel esprit, fier, capricieux;
La précieuse hat das Deutsche gar verschworen,
Es klingt ja zu paysan in ihren zarten Ohren
Und kommt nach ihrem goût zu canailleux heraus;
Ein Wort französisch ziert den ganzen Menschen aus."

So spricht sich ein Zeitgenosse über das Kauderwelsch des Alamodedeutsch aus. Konnte jemand außer französischen Elementen noch Wörter aus anderen Sprachen einfließen lassen, so war er doppelt befriedigt. Daher läßt Johann Rist, der Stifter des Elbschwanenordens, einmal einen alamodischen Krieger sprechen: „Stehet es nicht tausendmal zierlicher, wenn man im parliren oder Reden zum öftern die Sprachen changiret?" So hatten nicht selten fünf verschiedene Sprachen die Ehre, in einem einzigen Satze vertreten zu sein, wie in dem Berichte, den Wallenstein nach seinem Siege über Gustav Adolf bei Nürnberg an den Kaiser schickte: „So hat sich der König bei dieser Impresa (ital. Unternehmung) gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen oder kein König sein; er hat auch seine Völker über die Maßen discouragiret (franz. entmutigt), daß er sie so hazardosamente (span. auf gut Glück) angeführt, daß sie in vorfallenden Occasionen (lat. Gelegenheiten) ihm desto weniger trauen werden." Liest man solche Sprachmengerei, die namentlich bei den Vertretern der zweiten schlesischen Dichterschule, Männern wie Hoffmannswaldau (gest. 1679) und Lohenstein (gest. 1683), beliebt war, so ist man versucht, mit Georg Neumark, dem Dichter des Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", auszurufen: „Wenn alle anderen Sprachen ihre Übersetzungen finden — wer teutschet mir das Teutsche?"

Doch mit dem Gebrauche der fremden Ausdrücke hatte es sein Bewenden nicht; auch die französische **Wortbetonung** drang in vielen Fällen durch, wo sie nicht am Platze war. In Gegenden Deutschlands, deren Mundart das schließende -e abzuwerfen pflegte, schützte man gern seinen Namen durch Anwendung des accent aigu vor Verstümmelung. Daher erklären sich Schreibungen wie Winné, Lersé, Nestlé, daher auch die Thatsache, daß sich Goethes Großvater, dieser Sitte huldigend, zeitweilig Goethé zeichnete. Selbst griechische und lateinische Wörter, denen man während der Zeit des Humanismus die römische Betonung und Endung gegeben hatte, mußten sich jetzt vielfach dazu bequemen, nach „französischer Façon" gekleidet zu werden: Hesíodus und Heródotus wurden zu Hesiód und Herodót, Philólogus und Parágraphus zu Philológ und Paragráph, música und phaenómenon zu Musík und Phänomén. Dadurch und zugleich infolge der Vorliebe unseres Volkes für alles Fremde stumpfte sich das Gefühl für die Notwendigkeit einer einheitlichen Gestaltung des Wortschatzes so weit ab, daß man nicht mehr daran dachte, die fremden Laute nach deutschen Sprachgesetzen umzumodeln; ja die Pedanterie der Gebildeten, die sich scheute, bei ausländischen Wörtern auch nur eine Silbe anzutasten, artete fortan in dem Maße aus, daß man sich Mühe gab, jeden fremden Namen möglichst genau nach der Aussprache des betreffenden Landes wiederzugeben. Und auf diesem Standpunkte stehen wir noch. Oder haben wir nicht erst kürzlich eingehende Untersuchungen deutscher Gelehrter über die richtige Aussprache des chinesischen Namens Kiautschau gelesen?

Das Schlimmste aber an der Welschsucht war, daß die Neuerung diesmal nicht auf die höheren Stände beschränkt blieb, sondern das **ganze Volk** ergriff. Wohl waren die Bürger und Bauern in der Regel nicht der französischen Sprache mächtig, aber da es für vornehm galt, bei der Unterhaltung Fremdwörter unterlaufen zu lassen, so lauschten sie bald dieses bequeme Mittel, sich den Anstrich einer feineren Bildung zu geben, dem Adel und seinen Gesinnungsgenossen ab.

Kein Wunder, daß Leibniz von diesem gleichsam französischen Zeitwechsel spricht, in welchem französisch gesinnte Deutsche viele Jahre lang über Deutschland regiert und dieses fast, wo nicht der französischen Herrschaft, so doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht hätten, und daß Lessing in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" äußert: „Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles, was uns von jenseit des Rheins kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten." Daher die große Zahl der Fremdwörterbücher, die jetzt wie Pilze aus der Erde schossen. Denn seit 1572, wo das erste erschien, sind bisher über hundert veröffentlicht worden. Leider waren sie nötig. Denn trotz aller Maßnahmen, die gegen die Modekrankheit getroffen wurden, blieb diese lange in fast ungeschwächter Kraft bestehen. Vergeblich kämpften einsichtsvolle Männer des 17. und 18. Jahrhunderts dagegen an. So machten es sich Sprachorden wie die Fruchtbringende Gesellschaft in Weimar oder die Pegnitzschäfer in Nürnberg zur Hauptaufgabe, die entbehrlichen Fremdlinge auszumerzen, Satiriker wie Lauremberg und Rachel übergossen die Alamodedichter mit der Lauge ihres Zornes, Sprachreiniger wie Moscherosch und der Verfasser des „Unartig deutschen Sprachverderbers" zogen dagegen zu Felde, Dichter wie Opitz, Logau, Gleim, Klopstock, Bürger verteidigten mit glühender Begeisterung die schnöde zurückgesetzte Muttersprache und gaben selbst in ihren Dichtungen Muster sprachlicher Reinheit; aber der Erfolg war verhältnismäßig gering. Mochten auch durch die Bemühungen patriotischer Gelehrter einige hundert Fremdwörter beseitigt und die dadurch geschaffene Lücke mit guten deutschen Ausdrücken ausgefüllt werden, mochte auch die poetische Darstellung der führenden Geister des vorigen Jahrhunderts frei von ausländischem Aufputz sein, so blieb doch in der Sprache der höheren Stände, ja auch im Volksmunde die Unart noch lange haften.

Vorübergehend zeigte sich eine Besserung während der Befreiungskriege. Denn wie damals Arndt und Schenkendorf, Rückert und Körner nur reine Weisen zum Ruhme des Vaterlandes anstimmten, so entschlossen sich viele Gebildete dazu, im schriftlichen Verkehr und im mündlichen Ausdruck die Muttersprache möglichst rein zu gebrauchen, ja die Gastwirte begannen nach der Völkerschlacht von Leipzig die französischen Hotelnamen in deutsche Gasthofsbezeichnungen umzuwandeln. Und da auch andere Kreise damals vielfach in sich gingen, so konnte Goethe 1814, bei Übersendung eines Stiefmütterchenstraußes an eine Dame, unbedenklich schreiben:

„Die deutsche Sprache wird nun rein,
Pensée darf künftig nicht mehr gelten.
Doch wenn man sagt: Gedenke mein!
So hoff' ich, soll uns niemand schelten."

Der Einfluß der Zopfzeit war aber zu stark, als daß man den alten Schlendrian mit einem Male hätte ablegen können. Eine tiefere Wirkung hatten erst die Siege von 1870 und 1871. Sie erst vermochten das Nationalbewußtsein nachhaltig zu stärken und die Hoffnung neu zu beleben, daß in absehbarer Zeit die entbehrlichen französischen Flitter über Bord geworfen sein werden. Denn wenn ein jeder, wie der junge Goethe in Straßburg, den festen Entschluß faßt, die „französische Sprache gänzlich abzulehnen und sich mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen", dann werden wir uns bald eines reinen Deutsch auch in der Prosadarstellung zu erfreuen haben.

Leider sind wir noch weit von diesem Ziele entfernt. Allerdings haben verschiedene Behörden, vor allem die Postverwaltung, ein gutes Beispiel gegeben, auch im Eisenbahn- und Heerwesen sind Ansätze zur Besserung wahrzunehmen, ja selbst im Gebiete des Rechts hat man mit der alten Überlieferung zu brechen begonnen und z. B. das neue bürgerliche Gesetzbuch



Wilhelm Grimm.



Jakob Grimm.

Nach dem Stich von Biow-Sichling im I. Bande des „Deutschen Wörterbuches“ von J. und W. Grimm (1854).

möglichst frei von Fremdlingen zu halten gewußt. Daher werden neuerdings Ausdrücke wie rekommandiert, Terrain, Perron, Expropriation und andere mehr und mehr gemieden zu gunsten von eingeschrieben, Gelände, Bahnsteig, Enteignung. Doch das Zeitungsdeutsch sowie die Sprache der Ärzte und der Kanzleien läßt noch viel zu wünschen übrig. Auch namhafte deutsche Schriftsteller sperren sich noch gegen die Einsicht, daß wir Deutschen die Pflicht haben, unsere Rede von unnützen fremden Zuthaten frei zu halten; eine größere Zahl von ihnen hat erst Ende der achtziger Jahre in den „Preußischen Jahrbüchern" eine Erklärung abgegeben des Inhalts, daß sie sich das Recht der Sprachmengerei nicht nehmen lassen wollen. So schreiben sie denn ihren halb französischen Stil weiter, über den sich selbst die Franzosen lustig machen. Sie sind aber zu kurzsichtig, um einzusehen, daß die Würde und Schönheit, Richtigkeit und Deutlichkeit der Muttersprache unter ihrem Kauderwelsch arg zu leiden hat.

Wie ganz anders denkt darüber der 1885 ins Leben gerufene Allgemeine deutsche Sprachverein! Er hat sich zum Grundsatz gemacht: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann!" und kämpft mit Ernst für die gute Sache. Zunächst sucht er durch Aufstellung von Mustern zu bessern. So lobt er die reine Darstellung von deutschen Schriftstellern der Vergangenheit, wie Fischart, Herder, Gleim, Musäus, Uhland und anderen, aber auch von hervorragenden Männern der Gegenwart, wie Moltke und Bismarck. Hat er doch am 80. Geburtstage des Altreichskanzlers, eines der Sprachgewaltigsten seiner Zeit, der in kecken Bildern stark ausgeprägten Individualismus, in seinen behaglich breiten Briefen die Kunst humorvollen Plauderns zeigt, dessen kernigem deutschen Stile eine ganze Nummer seiner Zeitschrift gewidmet. Ebenso gibt er durch Abfassung von Verdeutschungsbüchern für die Speisekarte, den Handel, das häusliche und gesellschaftliche Leben, die Vornamen, die Amtssprache, das Berg- und Hüttenwesen, die Schule ꝛc. Mittel zur Besserung an die Hand. Und wie er überhaupt darauf bedacht ist, „Entartungen und Verkrüppelungen" in der Sprache zu beseitigen, „Künsteleien und Zierereien" abzuwerfen und zu „richtigem, sachgemäßem Denken im Zusammenhange mit dem scharf zutreffenden Ausdrucke" anzuregen, so weckt er insbesondere das sprachliche Gewissen im Volke, auf daß ein jeder Deutsche in berechtigtem Stolze auf seine Muttersprache eine Ehre darein setze, möglichst rein und gut deutsch zu sprechen und zu schreiben. Zu diesem Zweck wendet er sich an Behörden und bittet um Abstellung von sprachlichen Mißständen, tadelt er in seiner Zeitschrift den Gebrauch französisch gedruckter Besuchs- und Tanzkarten, sticht er mangelhafte Anzeigen in öffentlichen Blättern auf und brandmarkt Abhandlungen oder Bücher, die in schlechtem Deutsch abgefaßt sind. Kurz, er strebt mit allen Mitteln danach, unsere Muttersprache zu fördern und von den Übeln frei zu machen, die ihr namentlich seit den unglücklichen Zeitläuften des Dreißigjährigen Krieges anhaften.

Dagegen wendet er sich nicht gegen die Einwirkungen, die unser Schrifttum von Griechenland aus erfahren hat. Mit vollem Rechte. Denn da das Griechische dem Deutschen geistesverwandt ist, so hat sich alles, was von dorther entlehnt wurde, aufs engste mit dem heimischen Sprachgute verschmolzen. Auch verdanken wir den alten Griechen weniger Fremdwörter als Anregungen im Bereiche der Wortbildung und Syntax. Hier haben vor allen die Schweizer Bodmer, Breitinger und Haller bahnbrechend gewirkt. Von der richtigen Ansicht geleitet, daß die Sprache der Poesie nicht der Alltagsrede gleichen dürfe, suchten sie durch eine neue Art, die Worte zu stellen und die Satzteile zu verbinden, durch die Verwendung zahlreicher, dem Homer und anderen griechischen Dichtern abgelauschter Beiwörter und Metaphern den Ausdruck zu heben und die Sprache zu beleben. Überdies führten sie in Sätzen, wie: „In Hamburg

17*

das Schiff verlassend, erblickte ich meinen Vater", nach griechischem Vorbilde die fast aus dem Gebrauche geschwundene Konstruktion des freieren, nicht attributiven Partizips Präsentis wieder ein, und wenn sich auch Gottsched und seine Leipziger Freunde über die „Partizipianer" lustig machten und die neue Dichtersprache als „alpinische Seuche" bezeichneten, so ließen sich jene dadurch nicht beirren. Ihr Hauptverdienst aber war die Erkenntnis, daß sich die Sprache, um frisch und lebenskräftig zu bleiben, stets in dem lebendigen Quell der Mundarten verjüngen müsse, eine Ansicht, die nach und nach gleich ihren übrigen Grundsätzen allgemeine Anerkennung fand. Den Spuren der Schweizer folgte zunächst Klopstock, welchen Herder mit einem Alexander vergleicht, dem sein Macedonien, die deutsche Sprache jener Zeit, zu eng gewesen sei, dessen Eroberungskraft ihre Grenzen, besonders unter Anlehnung an griechische Muster, machtvoll erweitert habe; dann Voß und andere hexametrische Dichter bei ihren Übersetzungen klassischer Schriftsteller, ebenso Schiller, der weder in seinen Romanzen noch in seinen Dramen verleugnen kann, daß er bei den Griechen in die Schule gegangen ist, endlich Goethe, dessen von der Sonne des Hellenentums erwärmte Sprache in der „Iphigenie" und im „Tasso" die höchste Stufe der Vollendung erreicht. Denn er sucht nicht wie viele andere Dichter das Poetische zu verwirklichen, sondern nach Mercks Wunsch dem Wirklichen poetische Gestalt zu geben, und darum ist auch sein Stil so natürlich und wahr, sein Ausdruck so einfach und klar. In der That hat er nach seinem eigenen Geständnis das Talent, deutsch zu schreiben, unter dem Hauche griechischen Geistes der Meisterschaft nahe gebracht.

So war die Muttersprache kunstvoll ausgebaut, noch fehlte ihr aber die historische Durchforschung. Dazu gaben die Romantiker die erste Anregung, die sich selbst liebevoll in sie vertieften und aus ihren halb verdeckten Schächten manchen alten Ausdruck wieder hervorholten, um ihn mit neuem Gepräge zu versehen. Diesem Vorgange folgten die Germanisten, die ihren grammatischen Bau und ihre Geschichte mit wissenschaftlicher Gründlichkeit untersuchten, allen voran die Brüder Grimm (s. die Tafel bei S. 258). Ihnen hat daher das dankbare Volk in ihrer Vaterstadt Hanau ein großartiges Denkmal gesetzt; aber ein schöneres, das Erz und Stein überdauert, haben sie sich selbst durch ihre Schriften errichtet. Während sich Wilhelm mehr durch die Herausgabe einer großen Zahl altdeutscher Dichtungen verdient gemacht hat, liegt der Schwerpunkt von Jakobs Thätigkeit in der systematischen Bearbeitung der deutschen Sprachlehre und Altertumswissenschaft. Die vierbändige Grammatik, in die er „ein historisches Leben mit allem Fluß freudiger Entwickelung zu zaubern" wußte, die Geschichte der deutschen Sprache und die Sammlung von Weistümern, die Darstellung der deutschen Mythologie und der deutschen Rechtsaltertümer haben seinen Namen für alle Zeit mit der Geschichte der deutschen Litteratur, Sprach- und Altertumskunde verknüpft. Ebenso wertvolle Dienste leisteten beide Brüder ihrer Nation durch die gemeinschaftlich vorgenommene Sammlung der deutschen Kindermärchen und Sagen sowie durch die Herausgabe ihres deutschen Wörterbuches. Dieses herrliche Werk, das sie um die Mitte unseres Jahrhunderts zu veröffentlichen begannen, ist nach ihrem Tode von verschiedenen Gelehrten in demselben Sinne fortgesetzt worden und wird in wenigen Jahren vollendet sein. Damit ist die Arbeit an der Sprache, die Luther durch seine praktische Thätigkeit begonnen, theoretisch zu einem gewissen Ziele geführt worden. Denn Luthers Bibelwerk war das A, Grimms Wörterbuch aber das O der neuhochdeutschen Schriftsprache während ihres vierhundertjährigen Bestehens.

5.

Die deutschen Sitten und Bräuche.

Von

Eugen Mogk.

Die deutschen Sitten und Bräuche.

I.

Deutsche Sitten und Bräuche in alter Zeit.

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß in Deutschland die Kluft zwischen dem gemeinen Manne und den sogenannten höheren Ständen innerhalb der letzten Jahrzehnte immer größer und größer geworden ist, so daß die Besten unseres Volkes die Frage aufgeworfen haben: Wohin soll das führen, wenn es so fortgeht? Soziale Verhältnisse, die gewiß eine der Hauptursachen jener Kluft sind, können unmöglich allein diese Scheidewand geschaffen haben und sie vergrößern. Es haben noch ganz andere Umstände hier eingegriffen und überhaupt erst die soziale Unzufriedenheit, Neid und Haß gegen die besser gestellten Mitmenschen wachgerufen: seit mehreren Menschenaltern ist unter den Gebildeten ein fremder Geist eingezogen, der in vielen Stücken dem deutschen Volksgeiste direkt widerspricht, sich lustig macht über das, was der schlichte Mann aus dem Volke liebt und treibt, auf volkstümliche Sitte und volkstümlichen Brauch von oben herabschaut und sogar durch Gesetze und Polizeivorschriften die unschuldige Freude zerstört, die sich Jahrhunderte wie ein roter Faden durch die mühselige Alltagsarbeit der großen Menge gezogen hat.

Man hat hiermit unserem gesamten Volke ein Stück seines eigenen Wesens geraubt, und diese Thatsache hat wesentlich mit dazu beigetragen, die Erbitterung gegen die gebildeten Stände zu wecken und zu schüren. Selten hängt wohl ein Volk mit allen Fasern seines Lebens so fest an althergebrachter Sitte und altem Brauch wie gerade das deutsche. Man hat dem deutschen Bauer sein Eigentum, man hat ihm seine rechtliche, ja sogar seine persönliche Freiheit genommen, Kriegsjahre und Krankheiten sind über ihn hereingebrochen, aber immer ist er wieder zu sich selbst zurückgekehrt, und aus dem Strudel des Unglücks hat er sein Wesen zu retten vermocht. Das ist das unsterbliche Volk, das in Immermanns „Münchhausen" der Diakonus so trefflich charakterisiert, das Volk, in dem sich der wahre Ruhm, die Macht und die Herrlichkeit der Nation immer neu gebiert, dieses Volk, das wie ein Wunderkind beständig Perlen und Edelsteine findet, aber ihrer nicht achtet, das tiefsinnig, treu, unschuldig, tapfer ist, und das sich diese Tugenden unter Umständen bewahrt hat, welche andere Völker oberflächlich, frech, treulos, feige gemacht haben. Dieser echt deutsche Kern, der durch die Jahrhunderte sich gleich geblieben ist, darf auch heute noch nicht als vernichtet angesehen werden. Immer mehr und mehr ist man auch in den weitesten Kreisen auf ihn aufmerksam geworden, und es ist zu hoffen, daß sich einst in ihm das Volk wieder eint, nachdem das in die oberen Schichten unserer Gesellschaft eingedrungene ungesunde Fremde abgestoßen ist.

Es sind reichlich zwei Jahrtausende vergangen, seit die germanische Rasse das erste Mal in die Weltgeschichte eingegriffen hat. Seit dieser Zeit kennen wir auch unser Volk in all seinem Thun und Treiben. Die Römer, denen wir die ältesten Nachrichten über altgermanische Sitte verdanken, sind voll des Ruhmes von der gesunden Natur, der Jugendfrische und der großen Innerlichkeit unserer Vorfahren. Sie stellen den Charakter dieses Volkes und seine Sitten in vollen Gegensatz zu sich selbst und zu seinen westlichen Nachbarn, den Galliern. Ganz besonders rühmen sie die Sittenreinheit der Germanen, aus der sich die Heiligkeit der Ehe und die hohe Stellung, die die Frau bei ihnen einnimmt, erklärt. „Sie sind fast die einzigen Barbaren", sagt Tacitus, „welche sich mit je einer Frau begnügen, ganz wenige ausgenommen, die aber nicht der Sinnlichkeit zuliebe, sondern nur aus Standesrücksichten mehrere Frauen haben." Der Ehebruch, der ungemein selten vorkam, wird aufs härteste bestraft: mit abgeschnittenen Haaren und entkleidet wird die Verbrecherin in Gegenwart der Anverwandten von dem Gatten aus dem Hause gestoßen und durchs Dorf gepeitscht. Die Tugend preiszugeben, fand keine Entschuldigung. Aus dieser Achtung vor dem Weibe, in dem man etwas Heiliges, ein mit besonderen inneren Kräften begabtes Wesen erblickte, erklärt es sich, daß sie der Mann nicht als seine Dienerin, sondern als Genossin in ihr neues Heim führt: ein gezäumtes Roß, Schild, Schwert und Lanze hat er ihr geboten, als er in Gegenwart ihrer Verwandten das mundium über sie angetreten hat; sie soll die ebenbürtige Genossin seiner Mühsale und Gefahren werden. Und in der That bezeugen die alten Historiker zur Genüge, welch lebhaften Anteil die Frauen an den Gefahren der Männer nahmen. Ihre Frauen trieben die Cimbern und Teutonen an, wenn die Kämpfenden wankten: in ihrer Nähe befand sich das Teuerste, Weib und Kind, und das war den Kriegern der größte Sporn der Tapferkeit. Ja, nicht selten war auch der Fall, daß Frauen oder Jungfrauen sich selbst am Kampfe beteiligten und mit Schild und Lanze neben den Männern herritten. Jahrhunderte hindurch hat sich dieser altgermanische Zug der Kampfeslust und Willensstärke bei der deutschen Frau erhalten: mit den Grütztöpfen in der Hand sollen die friesischen Weiber gegen die Dänen vorgegangen sein, als ihre Männer wichen, und mehr als eine Frau hat in Männerkleidung an den Befreiungskämpfen im Anfange unseres Jahrhunderts heldenmütig teilgenommen.

In der Familie gehört der Frau in erster Linie die Erziehung der Kinder. Diese wachsen neben und unter den Haustieren auf, an denen der Deutsche schon in ältester Zeit fast mit Zärtlichkeit hing. Durch den Umgang mit den Haustieren sollte das Kind den Ausdruck seines Gemütes, seine Menschlichkeit üben. Waren die Knaben älter geworden, so kamen sie in der Regel zum Mutterbruder, der ihnen nach dem Vater am nächsten stand, und der in jeder Weise für das Wohl seines Neffen sorgte. Im Mittelalter nahm dieselbe Stellung, die in altgermanischer Zeit der mütterliche Oheim hatte, der Pate ein, der ja in vielen Gegenden Deutschlands noch heute für Leib und Seele seines Taufkindes zu sorgen hat.

Nur wenige Völker besitzen von Haus aus ein so ausgeprägtes Rechtsgefühl und so feines Unterscheidungsvermögen für Recht und Unrecht wie die germanischen. Bezeichnend für dieses ist Tacitus' Schilderung der Chauken. Sie sind nach ihm ein hochangesehenes Volk unter den Deutschen, und zwar ausschließlich wegen ihres Sinnes für Gerechtigkeit. Ohne Gier, ohne Leidenschaft, ruhig und auf sich beschränkt, erregen sie keinen Krieg, schaden nicht durch Raub- und Plünderungszüge. Doch sind sie jederzeit schlagfertig, und wo es not thut, steht ein Heer da, Mann und Roß in Menge; und ohne daß sie sich rühren, hält sich ihr Ruf. Dieser ausgeprägte Rechtssinn, der sich in unserem Volke bis heute erhalten hat, läßt den Germanen auch seit

grauer Vorzeit für die Menschenrechte eintreten. Hieraus erklärt sich die Stellung, die jederzeit die Leibeigenen, später das Gesinde bei den germanischen Völkern eingenommen haben. Sie galten als ein Teil der Familie und sind auch dem entsprechend behandelt worden. Welch ein Unterschied zeigt sich in diesem Punkte zwischen den hochentwickelten Römern und den Germanen! Dort wurde bei dem geringsten Versehen der Knecht gepeitscht, mit Fesseln und Zwangsarbeit belegt, sogar Husten, Niesen, Schluchzen wurde mit Schlägen geahndet; hier dagegen besaß der Knecht fast seine volle persönliche Freiheit. Er hat nur gewisse Abgaben an den Herrn zu zahlen; kommt er diesen Pflichten nach, so läßt ihn der Herr schalten und walten. Daher lesen wir nirgends etwas von Sklavenunruhen, wie sie die Staaten griechisch-romanischer Völker wiederholt in Bewegung gesetzt haben.

Mann mit Weib, Kind und Gesinde bildeten bei den Germanen die Hausgenossenschaft. Wie noch heute die Familie das ganze Sinnen und Trachten des Deutschen umspannt, wie er sich am wohlsten am häuslichen Herde fühlt, wie er hier Erholung von den Mühsalen des Lebens sucht und findet, so ist es seit uralter Zeit gewesen. Der Deutsche ist meist verschlossen nach außen hin, aber im Kreise seiner Angehörigen und dann unter seinen nächsten Verwandten läßt er sich gehen, da kommt der Reichtum seines Gemütes allein recht zur Geltung. Schon bei der Anlage seines Hauses sucht der Germane nicht Orte auf, wo bereits Menschen sitzen, sondern einsam und abgesondert, wo eine Quelle, eine Aue, ein Gehölz einladet, baut er sich an. Nur die Sippschaft hält zusammen. Sie feiert alle Feste gemeinsam, sie nimmt in ihrer Gesamtheit Anteil an dem Wergeld, wenn ein Glied von ihr erschlagen worden ist, sie rächt alle Unbill ihrer Mitglieder, sie zieht gemeinsam in den Kampf, wenn auswärtige Feinde das Land verheeren. Die Sippschaft wacht aber auch streng über die Tugenden ihrer Angehörigen. Persönlichen Mut, Tapferkeit rechnet man zu den höchsten dieser Tugenden. Im Kampfe gilt es als Schande, von anderen sich an Tapferkeit überbieten zu lassen. Feiglinge und Verräter trifft die schmählichste Strafe: niemand schenkt ihnen Glauben, in einem Morast oder Sumpf werden sie ersäuft oder an Bäumen aufgeknüpft. Freiwillig begeben sich die Jünglinge ihrer persönlichen Freiheit, stellen sich und bilden das Gefolge der Fürsten, um unter diesen Heldenthaten zu verbringen.

Aus diesem den Germanen angeborenen Sinn für persönliche Tapferkeit erklären sich auch die Hauptbeschäftigungen unserer Vorfahren: der Krieg und die Jagd, wenn auch bei letzterer wirtschaftliche Bedingungen mitsprechen. Selbst beim Spiele tritt dieser Sinn zu Tage. Schauspiele und Belustigungen, wie sie die Römer zu ihrem Zeitvertreib hatten, kannte man nicht, die einzige Lustbarkeit, an der sie ihre Freude fanden, war der Schwerttanz. Bei ihm tummelten sich nackte Jünglinge zwischen Schwertern und Lanzen und ergötzten durch ihren Mut und ihre Behendigkeit die Zuschauer. Das ist dasselbe Waffenspiel, das sich in verschiedenen Gegenden Deutschlands noch bis heute erhalten hat.

Neben dieser persönlichen Tapferkeit leuchtet die germanische Treue. Dem Führer im Kriege und Leiter im Frieden, den sie selbst gewählt hatten, blieben die Deutschen treu bis in den Tod. Hinterlist ist ihrer Natur zuwider. Das einmal gegebene Wort wird gehalten, auch wenn dadurch die persönliche Freiheit verspielt ist. Wo Tacitus von diesem höchsten Grad der Treue im Gefolge der Spielwut berichtet, bricht der Römer kopfschüttelnd in die Worte aus: „So starrköpfig sind sie in dieser verwerflichen Sache; sie selbst nennen's Treue."

In dem Thun und Treiben der Germanen zeigt sich ferner schon in den ältesten Quellen jene Freigebigkeit, jener Drang, andere an den Freuden des Lebens teilnehmen zu lassen, den wir durch die Jahrhunderte verfolgen können, den die mittelhochdeutschen Dichter als milde

preisen, der noch heute unsere skandinavischen Stammesbrüder oft zu einer Gastfreundschaft treibt, die keine Grenzen kennt und sie zu Grunde richtet. Jeder Fremde, woher und in welcher Absicht er auch immer kommen mag, ist in der germanischen Hütte herzlich willkommen. Er gilt als heilig und unverletzlich. Das Haus steht ihm offen, und freie Tafel wartet seiner. Bittet er sich beim Abschiede etwas aus, so verlangt's die Sitte, daß man es ihm gewähre. Jemand die Thür zu verschließen, gilt geradezu für ein Verbrechen. Und ist der Vorrat aufgezehrt, dann geht man mit dem Gastfreunde in die nächste Hütte, wo ihm gleiche Aufnahme zu teil wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese unbegrenzte Gastfreundschaft in Verschwendung ausarten konnte und noch kann, wie wir es bisweilen bei den Schweden finden. Denn war ein Gastfreund im Hause, so wurde der Speise und dem Trank mehr zugesprochen als gewöhnlich. Zumal beim Trunk wird ja die Brust offener und freier, und manches Wort, das sonst verschlossen bleibt, kommt bei dieser Gelegenheit hervor. Und den Trieb nach freier, offener Aussprache im Freundeskreise hat der Germane stets gehabt. Daraus erklärt sich seine Freude am Schmaus und Gelage und die große Trinklust, die nun einmal ein Erbfehler der germanischen Rasse ist und bleiben wird. Bei jeder Gelegenheit suchte man durch frohes Gelage die Stunden zu kürzen. So war Trunkenheit nicht selten. Und doch wußte der Germane auch in diesem Zustande die Manneselhre hoch zu halten, und selbst wenn er gereizt wurde, verletzte er nur selten durch kränkende Worte. Eher kam es zu Wunden und Totschlag. Aber in diesem Zustande fühlte man sich auch um so freier. Wiederaussöhnung mit alten Feinden war bei dem Gelage nichts Seltenes, Verwandtschaften wurden geschlossen, über die Wahl der Häuptlinge, über alles, was die Gesamtheit der Sippe oder den Gau betraf, wurde beraten. Jeder sprach seine Meinung unumwunden aus. Und doch wußte man, daß in der Trunkenheit manches über die Lippe kommt, das im Grunde des Herzens nicht Wurzel geschlagen hat. Deshalb wurde am folgenden Morgen, wenn man nüchtern war, nochmals alles geprüft und so der deutschen Bedächtigkeit und Gründlichkeit ihr Recht gegeben.

Ist das eine Laster der Germanen erwähnt, so darf auch ein zweites nicht vergessen werden, das wie die Trunksucht ebenfalls bis heute tief in unserem Volke wurzelt: die Spielsucht. Es liegt etwas Geheimnisvolles in dem Zufall des Spieles. Und dies Geheimnisvolle zog den Germanen wie in der Natur und im Wirken göttlicher Gewalt auch hier an, und mit Leidenschaft suchte er das Glück der Würfel an sich zu reißen. „Das Würfelspiel treiben sie im nüchternen Zustande als etwas Ernsthaftes, mit solchem Leichtsinn bei Gewinn und Verlust, daß sie ihre Freiheit und ihre Person an den letzten Wurf wagen, wenn ihnen nichts mehr übriggeblieben ist.“ (Tacitus.) Der Römer wundert sich über den deutschen Ernst auch beim Verwerflichen. Er konnte von seinem Volkscharakter aus nicht begreifen, daß der Germane nichts als gehaltlose Tändelei kennt. Was er anfaßt, mag es gut oder tadelnswert sein, erfüllt seine ganze Seele; Halbheit und Oberflächlichkeit ist dem Germanen fremd.

In seinem Alltagsleben, seiner Nahrung, seiner Kleidung, seiner Wohnung zeigt der Germane, abhold allem Äußerlichen, die größte Einfachheit. Aus rohem Gebälk ist sein Wohnhaus hergestellt, ohne Bedacht auf Verschönerung. Nur hier und da sind Stellen mit rötlicher Erde bestrichen, die dann wie gemalt aussehen. Auch das eng anliegende Gewand, das bei der Frau ähnlich wie beim Manne ist, entbehrt alles Putzes. Selbst die Waffen, die besonders aus der kurzen Lanze, der Framea, dem Schilde und dem Schwerte bestehen, sind ohne Prunk. Der Schild allein wird meist mit bunter Farbe bemalt. Wir finden hierin, wie schon beim Anstrich der Wohnung und bei dem Purpurstreifen, der häufig in das Linnengewand der Frauen

eingewebt war, die Freude an grellen Farben, die wir bis auf den heutigen Tag bei der ländlichen Bevölkerung wahrnehmen können. Nur auf ihre Haartracht legten einige Stämme besonderes Gewicht, denn das lange, freie Haar ist das Zeichen des freien Mannes. So wird von den Sueben hervorgehoben, daß sie das Haar in einen Zopf zusammenbanden. Eine Hauptrolle spielte im Alltagsleben das Baden. Cäsar erzählt, daß beide Geschlechter sich in den Flüssen gebadet hätten, und nach Tacitus war es die erste Beschäftigung am Morgen, ein warmes Bad zu nehmen. Auch die Kost ist einfach: wilde Baumfrüchte, frisches Wildbret oder saure Milch vertreiben den Hunger. Das Getränk ist hauptsächlich ein Gebräu aus Gerste. In dieser Einfachheit lebten die Germanen auch fort, als römische Kaufleute ihr Land durchzogen und ihnen die Erzeugnisse wärmerer Länder zuzuführen bemüht waren. Die Gallier sind infolge des Verkehres mit den Römern verweichlicht, die Germanen beharren, zäh und konservativ, wie ihr Volkscharakter es bedingte, in ihrer einfacheren, altertümlichen Weise: sie nehmen nur an, was ihrem nüchternen, unverdorbenen Sinne zusagt, und auch das passen sie erst mit echt germanischer Assimilationskraft ihrem eigenen Wesen an.

Das ist ungefähr das Bild von den Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren, das wir von den Römern erhalten. Als Cäsar schrieb, war unser Volk erst in der Geschichte aufgetaucht. Seitdem ist es in stetem Wechselverkehr mit anderen Völkern geblieben, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß dieser Verkehr auch vielfach auf die Sitten und Gebräuche unseres Volkes eingewirkt hat. Aber wann und woher das Fremde auch gekommen ist, immer hat es sich der Volksseele anpassen müssen, jener Doppelnatur, aus der auf der einen Seite ein scharf rechnender und berechnender Sinn, ein derb realistischer Nationalismus spricht, auf der anderen ein starker Hang zur Mystik, der in allen Lagen des Lebens den Glauben an den Zusammenhang zwischen Naturvorgang und Lebensgang des Menschen nicht verloren hat (Elard Hugo Meyer).

Leider ist es schwer, in den meisten Fällen geradezu unmöglich, festzustellen, was unser Volk an Sitte und Brauch aus der Urzeit mitgebracht, und was es durch den Verkehr mit anderen Völkern von diesen angenommen hat. Hier lassen uns die Quellen im Stich, und wir können nur auf indirektem Wege mit der Wahrscheinlichkeit rechnen. Der Deutsche hat von jeher eine besondere Neigung gehabt, sich Fremdes anzueignen. Die Schriftsteller aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bezeugen wiederholt, wie die Germanen von den Römern mancherlei auf friedlichem Wege angenommen haben. „Wenn man ihnen zuredet, so fügen sie sich leicht in das, was ihnen nutzt", sagt Strabo, „weshalb ihnen auch Bildung und Redekunst nicht fern geblieben ist." Dasselbe bezeugt auch Dio Cassius. „Die Barbaren", sagt er, „wurden durch römische Sitte wie umgewandelt." Und Ammianus Marcellinus hebt ausdrücklich von den rechtsrheinischen Germanen hervor, daß die Römer durch steten Verkehr, durch Einführung ihrer Sitten und Gebräuche viel mehr Herren jener Stämme geworden seien als durch die Waffen. Dieser gewaltige Einfluß der Römer zeigte sich ganz besonders in der Zeit zwischen dem Auftreten des Drusus und Varus. Drusus hatte Germanien bis zur Elbe unterworfen, Tiberius war seinem Beispiel gefolgt, und beide Feldherren hatten es verstanden, durch kluge Politik die Germanen nicht zu reizen. Daher fingen diese in den Friedensjahren, die den Zügen des Tiberius folgten, an, sich mit römischen Sitten zu befreunden und sich diese anzueignen. Erst das kurzsichtige Gebaren des Varus, der mit unbedachter Rücksichtslosigkeit die Einführung römischer Sitte und Sprache in Deutschland erzwingen wollte, ließ den größeren Teil der Bewohner Mitteldeutschlands sich empört zusammenscharen und mit der Fremdherrschaft auch einen Teil

römischer Sitte wieder abwerfen, wenn auch die Chauken, einer der volkreichsten Stämme in Norddeutschland, nach wie vor den Römern befreundet blieben und römische Besatzung in ihrem Gebiete duldeten.

Mannigfach waren die Gründe, die einen römischen Einfluß auf Sitte und Brauch bedingten. Römische Kaufleute durchzogen vom Rhein und von der Donau aus die Lande und brachten neue Lebensmittel, andere Kleidung, Waffen, Schmucksachen und mit all diesen Dingen andere Auffassungen zu dem unverdorbenen Volke. Friedlicher Verkehr wurde mit ihm bei Märkten und anderen Gelegenheiten unterhalten. Römische Soldaten lagen in germanischen Ländern und durchzogen sie. Germanen standen in römischem Solde und sind nicht selten Kampfgenossen der Römer in fernen Ländern: im Kampfe gegen die thrakischen Bergvölker finden wir Sugamber neben den Römern; in römischen Buchstaben und nach römischer Weise errichten Friesen am Hadrianswalle ihren heimischen Göttern Altäre, und die batavischen Reiterkohorten gewöhnen sich in ihren Kasernen zu Rom an die Votivsteine, wie die Landsleute zu beiden Ufern des Rheines und an der Donau es verstehen, diese zu errichten und den heimischen Göttern römische Namen zu geben. Vornehme Germanen werden in Rom erzogen: Arminius, Marobodus, der Markomannenhäuptling, und andere haben sich ihre Kenntnisse und neue Anschauungen in Rom angeeignet. Germanenkinder werden von römischen Sklaven unterrichtet, Geiseln kommen nach Italien und schauen hier neue Sitten, neue Bräuche. So strömt aus unzähligen Quellen neues Blut in den jugendfrischen Körper, der es zu läutern und so der Nachwelt zu erhalten vermag. Und wohin wir auch blicken, fast auf allen Gebieten des Handelns und Schaffens zeigt sich das Ergebnis dieses engen und unausgesetzten Verkehres zwischen Römern und Germanen.

Wo andere Quellen schweigen, ist uns nicht selten die Sprache des Volkes ein wichtiger Wegweiser. So ist es auch hier. Sie lehrt uns am besten, wie gewaltig der römische Geist auf das Germanentum eingewirkt, wie aber auf der anderen Seite der germanische Geist auch dem römischen Einflusse seine Grenzen gesetzt hat. Die alte Weidewirtschaft, die in vorrömischer Zeit neben einer oberflächlichen Bestellung des Feldes im Mittelpunkte germanischer Lebensinteressen stand, wird allmählich von einer rationellen Bearbeitung von Grund und Boden verdrängt. Mancher Brauch, an dem noch heute der Bauer bei Aussaat oder Ernte treulichst festhält, mag damals mit zu unseren Vorfahren gewandert sein. Die alte Handmühle, mit der man sonst das Getreide zu zerreiben pflegte, verschwand immer mehr und räumte der Wassermühle der Römer ihren Platz ein. Die Nahrungsmittel wurden anders. Selbst die Bereitung von Butter und Käse blieb nicht die alte, wie die Worte lehren, ohne daß wir sagen können, worin die Veränderung in der Zubereitung bestanden habe. Bisher unbekannte Speisen werden eingeführt: man lernt die Erbse, den Rettich, den Kürbis kennen. Von Früchten genießt man bald den Apfel, die Pflaume, die Kirsche, die Pfirsiche. Schon kommen Reizmittel des Geschmackes, wie Pfeffer und Essig, vor. Die Zubereitung der Speisen geschieht nicht selten nach römischer Weise, und man beginnt, wie in Rom, in der Küche in Pfannen, Kesseln und Tiegeln zu kochen. Zu den altgermanischen Getränken, die aus heimischem Getreide bereitet waren, gesellt sich frühzeitig der römische Wein und der Most. Man findet an dem neuen Getränk in Deutschland bald solchen Geschmack, daß man auch hier die Anpflanzung der Traube versucht, und so entsteht der neue Stand der Winzer, der die Frucht in Bottichen keltert. Mit dem fremden Getränk sind zugleich neue Trinkgefäße gekommen: neben dem Horn und der Schale, woraus man früher zu trinken pflegte, wird jetzt der Wein aus Bechern und Humpen geleert, und zeitig schon füllte man ihn in die ebenfalls den Römern entlehnte Flasche.

Auch die Wohnung wird unter römischem Einflusse kunstvoller und fester. Neben den alten Holz- und Erdbauten tauchen massive Häuser aus Steinmauern auf, die mit Kalk übertüncht und mit Ziegeln oder Schindeln bedeckt sind. Der innere Raum zerfällt nun in Stube und Kammer, an die sich der Speicher als Aufbewahrungsort des Getreides anschließt. Über dem Wohnraume befindet sich der Söller, unter ihm der Keller, der unterirdische Vorratsraum. In das Innere des Hauses zieht größere Bequemlichkeit ein: man lernt den Schemel zum Sitzen, den Pfühl zum Ruhen kennen, und schon fängt man an, aus besonderen Schüsseln zu speisen. Mit manchem anderen Geräte antiker Kultur findet jetzt auch der Spiegel in dem germanischen Hause Aufnahme, und wo einst nur das Herdfeuer geflackert hat, brennen Kerzen und Fackeln. Selbst die Haustiere, die Genossen der Kinder, bleiben nicht die alten ausschließlich; zum Hunde gesellt sich die Katze und zum Rosse der Esel.

Solcher Wandel der Kultur mußte natürlich auch auf die Beschäftigung der Germanen einwirken. Ganz neue Erwerbszweige tauchen auf. Es sind nicht nur Römer, die den Handel in Händen gehabt haben, sondern auch Germanen haben sich damit abgegeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß die germanische Rasse von Natur eine große Neigung für den Handel hat, und überall, wo zu ihr die Anregung zu diesem gekommen ist, oder wo die Lage des Landes auf ihn hingewiesen hat, finden wir bei einem großen Teile der Bevölkerung den Handel als Mittelpunkt der Lebensinteressen. Aber wo immer wir diese Beschäftigung antreffen mögen, überall zeigt auch bei ihr der Germane einen ausgeprägten Sinn für rechtliches Thun und Handeln; er verabscheut Hintergehung und Betrug sowohl bei Freunden wie bei Feinden und wird deshalb nicht selten das Opfer seiner Ehrlichkeit. Von der Römerzeit an nimmt der deutsche Handel, wenn auch nicht seinen Anfang, so doch besonderen Aufschwung. Am Rhein und an der Donau wie im Inneren des Landes entstehen bereits eine Art Märkte; dort verkehren die Deutschen mit Römern, hier mit ihren Stammesgenossen. Aber auch zu den nordgermanischen Stammesbrüdern weisen die Verkehrswege, und mancher Gegenstand ist durch die Deutschen zu Lande oder zu Wasser nach Skandinavien gebracht oder dorthin von den Eingeborenen aus dem Süden geholt worden. Die römischen Heerstraßen mit ihren Meilensteinen werden bald Handelsstraßen, an deren Gräben sich Bäume hinziehen. Münzen und Gewichte finden Aufnahme und verdrängen mit der Zeit den alten Tauschhandel.

Mit den Waren kamen aus dem Süden zugleich die Buchstaben. Gebrauchte man diese in den ersten Zeiten auch hauptsächlich nur zum Zauber, so begann man doch auch bald, mit ihnen einzelne Worte, vor allem Namen, zu schreiben. Daneben hält die römische Zeitrechnung ihren Einzug: die Nacht, die in altgermanischer Auffassung als Gefährtin des Mondes die Zeiten gelenkt hatte, wird jetzt vom Tage verdrängt, das Mondjahr vom römischen Sonnenjahre mit seinen zwölf Monaten und seinen zweiundfünfzig Wochen von je sieben Tagen.

II.

Deutscher Inhalt in heutigen Sitten und Bräuchen.

1. Allgemeines.

So haben die germanischen Völker gleich nach ihrem ersten Auftreten in der Geschichte einen Gärungsprozeß durchgemacht, dessen Folgen sich auch heute noch auf Schritt und Tritt erkennen lassen. Seitdem hat die Arbeit unseres Volkes nicht aufgehört: es hat ununterbrochen von außen

her neue Ströme frischen Lebens aufgenommen, es hat Altes, Unzeitgemäßes abgestoßen, es hat wiederholt Strömungen der Zeit, die im Auslande krank geworden waren, geläutert und in reinerer Gestalt der Welt wiedergeschenkt. Alle diese geschichtlichen Wandlungen haben natürlich auch auf die Sitten des Volkes eingewirkt, allein dieser Vorgang kann hier nicht im einzelnen verfolgt, vielmehr soll nur gezeigt werden, wie Sitten und Bräuche der Gegenwart diesen Wandel zum Teil noch widerspiegeln, wie sie aber doch im Kerne echt deutsch, echt germanisch geblieben sind. Wohl hat es Zeiten gegeben, wo auch unser Volk am Rande des Verderbens stand. Zustände, wie sie während der „kaiserlosen Zeit" herrschten, oder Ereignisse wie der Dreißigjährige Krieg mußten die Sitten verderben und das Volk verrohen, aber den Kern seines Wesens haben weder diese noch verheerende Krankheiten, wie der Schwarze Tod, zu treffen vermocht.

Außerdem sind von den Kulturwellen, die der Verkehr mit dem Ausland brachte, nicht alle Gegenden auf gleiche Weise berührt worden. Im deutschen Süden und Westen hat sich der fremde Einfluß viel nachhaltiger gezeigt als im Norden, wo das Land an das Meer oder die stamm- und sinnesverwandten Skandinavier grenzt. Hier ist man jederzeit viel konservativer gewesen, und so läßt sich vom frühen Mittelalter an bis zur Neuzeit ein nicht unbedeutender Gegensatz zwischen dem deutschen Süden und Norden beobachten, der ganz besonders durch die Reformation vergrößert worden ist. Einen beträchtlichen Teil alter Sitte, die sich an die Verehrung der Heiligen und an den römischen Kult knüpfte, hat man im Norden abgelegt, wo sie überhaupt nie so herrschend gewesen ist wie im Süden.

Schon im frühen Mittelalter zeigt der norddeutsche, besonders der sächsische Bauer seinen festen konservativen Sinn. Während fast im ganzen alten fränkischen Reich unter Karl dem Großen die altgermanische Freiheit und somit der alte Bauernstand immer mehr schwindet, hat er sich bei dem sächsischen Stamme durch das ganze Mittelalter hindurch gehalten. So finden hier auch das Rittertum und ritterliche Beschäftigung und Sitte, wie sie doch in ganz Süd- und Mitteldeutschland blühen, keine offenen Thore. Ob seiner bäuerlichen alten Sitte gilt der Sachse den höfischen Sängern als roh und ungebildet, und nirgends lesen wir, daß aus seinem Stamme ein höfischer Dichter hervorgegangen ist. Mit eiserner Zähigkeit haben die Norddeutschen an dem Alten festgehalten und sich gegen Neuerungen verschlossen. Das Heim ist noch heute in vielen Gegenden Westfalens der Mittelpunkt alles Lebens. Fern von den Verkehrswegen ist das niedersächsische Haus gebaut, das in seiner ganzen Einrichtung den Bewohner von der Außenwelt abschließt und ihn um so mehr auf das engste Zusammenleben mit den Seinen hinweist. Wie in altgermanischer Zeit, hat noch bis in unsere Tage hinein der Herd den Mittelpunkt aller feierlichen Handlungen gebildet: an ihm wurde die junge Hausfrau von den Eltern ihres Mannes empfangen und gesegnet, um ihn wurde die neue Magd nach dem Antritt ihres Dienstes geführt, von ihm aus schaltete die Hausfrau über Gesinde und Vieh. Nichts von allen diesen echt- und altdeutschen Zügen des Hanges nach Einsamkeit und der Einkehr in sich selbst finden wir in Süd- und Mitteldeutschland mehr. Hier liegt das Haus an der Straße, nach ihr gehen die Fenster, es ist in verschiedene Räume geteilt und zeichnet sich auch äußerlich durch Zierate aus, von denen das sächsische nur die Pferdeköpfe an der Giebelseite kennt, ein Schutzmittel aus heidnischer Zeit zur Abwehr dämonischer Gewalten. Ist bei dem Süddeutschen schon frühzeitig das Interesse zwischen Heim und Außenwelt geteilt, so hat sich bei ihm auch schnell ein Wirtshausleben eingebürgert, das in Norddeutschland erst in jüngster Zeit allgemein geworden ist. Hier feierte man die Feste in der Sippschaft, die sich ungleich länger als Ganzes gefühlt hat als in Süddeutschland.

Das Gemüt des Norddeutschen ist viel ernster, sein Sinn viel verschlossener, und diese Thatsachen bestimmen all sein Thun und Handeln. In seinem Gehöft mag er keine fremden Leute um sich haben; er ist sein eigener Zimmermann, Schmied, Wagenbauer oder läßt diese Arbeiten von seinen Knechten besorgen. Um so mehr hält er auf seine Leute; sie sind ihm ein Teil der Familie, und er kümmert sich nicht nur um ihr leibliches, sondern auch um ihr seelisches Wohl. In der Kleidung bewahrt der Norddeutsche die alte Einfachheit. Der bunte Flitter, den wir so oft bei süd- und mitteldeutschen Stämmen finden, ist nicht nach seinem Sinn. Schon Berthold von Regensburg hebt in seinen Predigten ausdrücklich hervor, daß sich die Sachsen von den Oberländern wie durch Sprache und Sitten so auch durch die Kleidung wesentlich unterscheiden. Derselbe Zug nach Einfachheit zeigt sich in Norddeutschland auch bei den Festen. Jenen äußerlichen Pomp, den der Süddeutsche von den romanischen Völkern, namentlich bei kirchlichen Festen, angenommen hat, kennt der Norddeutsche nicht. Ihm kommt es auf die Sache an, die Veranlassung zum Feste gegeben hat, und diese erfaßt er mit der vollen Tiefe seines Gemütes; die äußere Form ist ihm Nebensache. Rein äußerliche, seinem realen Sinne widerstrebende Handlungen, wie die Einsegnung des Hauses durch den Geistlichen, hat er nie angenommen, und hieraus erklärt es sich, daß die Prediger des Mittelalters immer und immer wieder die „Niederländer“ als sündige Höllenkinder bezeichnen. Und dieselbe Tiefe des norddeutschen Gemütes gerade in religiösen Dingen lehrt auch die Thatsache, daß von dem Norddeutschen der Karfreitag als heiligster aller Tage in stiller Zurückgezogenheit und in der Kirche gefeiert wird, während er in dem katholischen Süden ein Werkeltag ist wie die anderen Tage der Karwoche. Alle diese Züge, die sich der Norddeutsche erhalten hat, gehören zum altgermanischen Charakter, der sich demnach in Nordwestdeutschland am unverdorbensten findet, wie ja auch diese Gegend am wenigsten von fremden Einflüssen berührt worden ist und ihre Bewohner sich nicht mit fremden Völkern gemischt haben.

Wenn im Vorhergehenden der Unterschied deutscher Sitte zwischen Nord und Süd angedeutet worden ist, so betrifft dieser fast ausschließlich die ländliche, bäurische Bevölkerung. Etwas anders sieht es in den Städten aus. Das enge Zusammenleben auf begrenztem Raume ist an und für sich dem Germanen fremd, ja er haßt es, wie sich Tacitus äußert. Der Verkehr mit den Römern und neue Lebensverhältnisse, neue Anschauungen haben die Anlage von Städten bedingt. Auch bei ihr hat die deutsche Volksseele ihr Wort gesprochen. Die ältesten Stadtanlagen sind Landstädte, wo der Bewohner zugleich Ackerbau trieb oder wenigstens in dem Garten, der sein Haus umgab, ein Stück Natur haben mußte. In den Städten selbst wurde der Verkehr der Einwohner unter sich ein ganz anderer. Neue Beschäftigungen fanden Eingang, neue Lebensinteressen verdrängten die alten, und so mußten sich auch Sitte und Brauch den Verhältnissen anpassen: sie sind anders geworden, und neue sind neben den alten aufgetaucht, wenn auch diese das Vorbild zu jenen gaben. Da nun aber in den Städten die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse im Süden ähnlich, ja fast gleich waren wie im Norden, so zeigt sich bei ihnen nicht der grelle Gegensatz zwischen Nord und Süd wie auf dem flachen Lande.

Allen diesen Thatsachen ist im folgenden Rechnung zu tragen, wo gezeigt werden soll, wie die Volksseele trotz aller Wandlungen der Zeiten in Sitte und Brauch auch heute noch ihr altes Wesen erhalten hat. Was eine höhere Kultur nur einer Schicht der Bevölkerung gebracht hat, ist dabei aus dem Spiele gelassen. Das Leben und Treiben des Volkes aber soll ins Auge gefaßt werden: a) bei den Ereignissen, die dem Menschen als die wichtigsten im Leben erscheinen; b) im Alltagsleben und an den großen und kleinen Festtagen; c) bei seinen Beschäftigungen.

2. Geburt, Hochzeit, Tod.

Will man den Charakter des deutschen Volkes am besten kennen lernen, so muß man einen Blick in sein Familienleben werfen und muß es vor allem aufsuchen bei den Ereignissen, die die wichtigsten im menschlichen Leben sind, bei der Geburt des Kindes, der Hochzeit des Jünglings und der Jungfrau, dem Tode des Greises und der Greisin. Bei diesen Vorgängen entwickelt das Gemüt und die Phantasie des regsamen Volkes einen fast unerschöpflichen Reichtum, der sich in allen möglichen Sitten und Gebräuchen widerspiegelt. Bei der Geburt und der sich an diese knüpfenden Taufe tritt die treue Fürsorge des Familienvaters für Frau und Kind und seine tiefe Religiosität in den Vordergrund, bei der Hochzeit der echt deutsche Humor und deutsche Sinnigkeit, bei dem Tode die Tiefe des Gemütes und die heilige Scheu vor der rätselhaften Macht, die in der menschlichen Seele wohnt. Daneben zeigt sich bei der einen wie der anderen Gelegenheit die deutsche Trink- und Eßlust, der alle Gesetze vergangener Jahrhunderte nicht haben steuern können: eine Taufe ohne Taufschmaus, eine Hochzeit, an der es in Essen und Trinken nicht hoch hergeht, ein Begräbnis ohne Leichentrunk und Leichenschmaus sind in allen deutschen Gegenden fast unmögliche Dinge.

Von der Herkunft der Kinder hat sich in grauer Vorzeit die kindliche Phantasie des Volkes mancherlei erdacht, was sich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat. Die Seele ist schon vor der Geburt des Kindes in der Welt. Sie weilt bald in Seen oder Teichen oder Brunnen, bald in Bäumen oder Bergen, wie in dem Untersberge in Salzburg. Von dort bringt sie der Storch oder der Sommervogel oder der Schwan, wie in manchen Gegenden Norddeutschlands. Ist dann der neue Weltbürger da, so herrscht fast allerorten lebhafte Freude, die bei der Geburt eines Knaben größer ist als bei der eines Mädchens, weil der Vater im Knaben die Fortpflanzung seines Geschlechtes und damit seiner persönlichen Eigenart, auf die der individualistische Deutsche so viel Wert legt, gesichert sieht. Vielfach verbreitet ist die schöne, den deutschen Familiensinn mit dem deutschen Natursinn verknüpfende Sitte, daß der Vater in der Geburtsstunde des Kindes ein Bäumchen setzt, an das gewissermaßen das Leben des Kindes geknüpft ist. Im Aargau z. B. ist dieser Brauch allgemein; man meint dort, der Neugeborene gedeihe oder verkümmere wie dieses Bäumchen. Wie ferner bei unseren Vorfahren das Kind erst dann rechtliche Anerkennung fand, wenn es der Vater aufgehoben hatte, so legt man noch heute in mehreren Gegenden das Kind unter den Ofen; hier hebt es der Vater auf, und erst nach der Aufhebung erhält es das erste Bad. In letzteres wird, der deutschen Religiosität gehorchend, ein Rosenkranz gelegt, damit es fromm werde, oder auch, dem praktischen Sinne des Deutschen folgend, ein Geldstück, damit es dem Kinde im Leben nie an Geld fehle; dem Mädchen aber wird zugleich eine Spule mit hineingelegt, damit es eine fleißige Spinnerin werde. Mit dem Wasser des ersten Bades wird zuweilen auch ein Fruchtbaum begossen, der dann, geradeso wie andernorts das jung gepflanzte Bäumchen, der Lebensbaum des Kindes wird.

In den ersten Stunden seines Lebens muß das Kind ganz besonders gehütet werden; es ist noch nicht getauft und steht deshalb nach der Auffassung des von Aberglauben nicht freien Deutschen in der Gewalt der bösen Geister. Um es aus deren Macht zu erretten, nimmt man so schnell wie möglich die Taufe vor. Erst in jüngster Zeit, und zwar hauptsächlich im protestantischen Norden Deutschlands, ist es Sitte geworden, diese um Wochen hinauszuschieben; früher, und in vielen Gegenden noch heute, muß sie innerhalb der ersten drei Tage vollzogen sein. Da gilt es für den Hausvater, die Paten oder, wie sie in Oberdeutschland heißen, die

Götten, zu laden. Im allgemeinen macht sich der junge Vater selbst zu diesen auf. Nur hier und da tritt eine Mittelsperson für ihn ein, ähnlich dem Hochzeitsbitter, die dann in wohlgewählten Versen ihr Anliegen vorbringt. Aber auch wenn der Vater des Kindes selbst kommt, muß eine bestimmte Formel der Bitte angewendet werden, die der altgermanischen Citation zum Rechtsgange nachgebildet zu sein scheint. Sie ist in den einzelnen Gegenden verschieden.

In ähnlicher feierlicher Weise, wie der Kindtaufsvater sie ausspricht, pflegt der Pate die Aufforderung dankend anzunehmen. Die Zahl der Paten beträgt seit alter Zeit in der Regel drei, denn dies war eine heilige Zahl des Deutschen, und zwar werden sie meist aus der Verwandtschaft genommen. In manchen Gegenden ist es Sitte, daß eine Familie bei allen Kindern dieselben Paten nimmt. Nur wenn einer von diesen stirbt, tritt ein anderer an seine Stelle. Unter den Paten muß an vielen Orten auf alle Fälle ein männlicher sein, da man lauter Paten weiblichen Geschlechtes nur unehelichen Kindern zu geben pflegt.

Zwischen den Eltern des Täuflings und den Paten einerseits und diesen und dem Täuflinge anderseits tritt das engste und schönste Verhältnis ein, wie wir es in gleicher Weise bei keinem anderen Volke finden. Die altgermanische Sitte, das Kind dem Bruder der Mutter oder einem treuen Freunde des Vaters zur Erziehung und Pflege zu geben, lebt zweifellos in dem Verhältnisse zwischen Paten und Patenkinde fort. Die enge Bande der Sippschaft, die schon im germanischen Altertume eine leibliche wie geistige war, hat sich hier in christlicher Form erhalten. Auch die Wöchnerin liegt den Paten besonders am Herzen. Sie erkundigen sich wiederholt nach ihrem Befinden, machen ihr einen feierlichen Besuch, bringen ihr dabei Spenden und senden ihr die Wochensuppe. Dem Kinde legen sie Gaben in die Wiege oder unter das Kopfkissen, in der Regel Münzen, damit es reich werde. Vielenorts erhält das Kind den Namen eines Paten, denn mit dem Namen, glaubte man, gehen zugleich die Eigenschaften der Person, die ihn bisher getragen hat, auf den Täufling über. Von nun an sorgen die Paten für das Kind fast treuer als die Eltern: sie beobachten all sein Thun und Treiben, bringen ihm öfters Geschenke, wenigstens zweimal in der Jugend neue Kleidung, begleiten es beim ersten Gang nach, beim letzten aus der Schule, genießen mit ihm das heilige Abendmahl, und erleben sie die Hochzeit ihres Patenkindes, so nehmen sie bei dieser den Ehrenplatz ein und tanzen auch mit dem Brautpaare den Ehrentanz. Stirbt das Patenkind, so tragen die Paten in verschiedenen Gegenden den Sarg. Auf der anderen Seite unterläßt es die erwachsene Jungfrau, wenn ihre Paten gestorben sind, an ihrem Ehren- und Freudentage, dem Hochzeitstage, nicht, hinauszuwallen zum Grabe des Paten und in stillem Gebete sich zu sammeln. Die deutsche Treue zeigt sich in diesem Verhältnis zwischen Paten und Patenkind in schönster Entfaltung.

Wie in der Auffassung vom Amte der Paten zeigt sich auch noch in anderem, vielfach verbreitetem Brauche bei der Taufe ein Gemisch von altheidnisch-germanischem und christlichem Geiste. Man hüllt das Kind zum Zeichen seiner Unschuld in ein weißes Gewand, glaubt aber zugleich, daß es gerade an diesem Tage bösen Geistern besonders zugänglich sei. Daher pflegt man beim Taufgange zu schießen, um die Geister zu vertreiben, und bringt an der Wiege allerlei Schutzmittel, z. B. den Drudenfuß und anderes, an, durch die den Dämonen der Zugang versagt wird, wie auch vor dem Taufgange zu demselben Zwecke jederzeit eine Person bei dem Kinde bleiben muß. Ein echt germanischer Zug zeigt sich auch im Taufschmaus, der nirgends fehlen darf. Er findet bald im Elternhause statt und wird dann meist von den Eltern gegeben, zuweilen aber auch im Wirtshause, wo dann vielenorts die Paten die Kosten des Mahles bestreiten.

In der **Erziehung** seiner Kinder zeigt der Deutsche einen ausgeprägt praktischen Sinn. Wohl flicht schon um das Kind in der Wiege die Poesie der Wiegenlieder ihre Kränze, und wenn es dann hinaus in die freie Natur geht, in Wald und Feld, da erwacht in der kindlichen Brust die Sehnsucht nach Lied und Gesang. Auch im kindlichen Spiele mit den Jugendgenossen sehen wir sie hervortreten, und besonders zu Zeiten und an Tagen, wo heiterer Scherz und Fröhlichkeit die Alltagsarbeit durchbricht. Sonst wird das Kind zu ernster Arbeit für das Leben erzogen. „Langeweile ist unser größter Feind, und eine nützliche Arbeit unsere dauerhafteste Freundin", an diesen Grundsatz gewöhnt fast allerorten der Vater seine Kinder von Jugend an. Was sie zu thun haben, weiß der konservative Deutsche aus seiner eigenen Jugend: der Sohn hat dem Vater bei seinen Arbeiten beizustehen und lebt sich dadurch von selbst in den Beruf des Vaters ein, den er später einmal ergreift, während das Mädchen schon frühzeitig von der Mutter zu allen häuslichen Arbeiten angehalten und dadurch an Ordnung, Sparsamkeit, Reinlichkeit gewöhnt wird. Solange das deutsche Haus ausschließlich die Erziehung der Kinder übernommen hat, und wo es dies noch thut, da wachsen deutsche Männer und deutsche Hausfrauen, die einen offenen Blick für das praktische Leben haben, die eingreifen, wo es einzugreifen gilt. Schillers Tell oder der Schulze in Immermanns „Münchhausen" sind Bilder solch echt praktischer deutscher Familienväter, die bei all ihrem Thun Herz und Hand auf der richtigen Stelle haben.

Im **Verhältnis der Geschlechter** ist eine ideale Liebe, wie sie oft unsere moderne Zeit kennt, dem germanischen Geiste ebenso fremd, wie es jene Liebeständeleien mit verheirateten Frauen sind, die die mittelhochdeutschen Lyriker unter dem Einflusse romanischer Sitte in ihren Gedichten zum Ausdruck bringen. Der Germane kennt nur die gesunde Geschlechtsliebe, und auch in der Ehe ist es von Haus aus nicht eine schwärmerische Gemütsneigung gewesen, die Mann und Frau zusammengehalten hat, sondern die Achtung vor der Frau und vor allem die Treue, das Festhalten an dem Worte, das der Jüngling dem Mädchen bei der Verlobung gegeben hat. Als dann das christliche Sittengesetz kam und eine neue Liebe predigte, die Liebe der Entsagung und der völligen Hingabe des einen an den anderen, da gingen germanischer Geist und christliche Sittenlehre jenen Bund ein, der bis auf den heutigen Tag im allgemeinen die Grundlage der deutschen Ehe bildet: die Frau ist die Genossin des Mannes, die ihm in allen Lebenslagen, in Freude und Leid treu zur Seite steht, der aber auch der Gatte auf alle mögliche Weise die Last des Lebens zu erleichtern sucht. Jeder der beiden Gatten hält das im Verlöbnis gegebene Wort. Besonders sind es die Bewohner der kleineren Städte und die Bauern, die treu diesen alten Geist in der Ehe schirmen, während in größeren Städten vielfach ein Zug von Lüsternheit eingezogen ist, der sonst der deutschen Ehe fremd war. Aber dieser Zug hat bei den Bauern nur wenig Eingang gefunden: so sittenlos hier auch meist das Leben in der Jugend ist, Ehebruch finden wir auf dem Lande selten.

Cäsar sowohl als Tacitus sind des Lobes voll von der **Keuschheit** der germanischen Jugend. „Je länger man unverheiratet bleibt, desto rühmlicher ist es. Dadurch wird man nach ihrer Meinung groß, stark und eisennervig. Umgang mit Weibern vor dem zwanzigsten Jahre ist die größte Schande", sagt jener, und ähnlich berichtet Tacitus. Heute sieht es in dieser Beziehung vielfach anders aus. Schon zeitig fangen bei der ländlichen Bevölkerung im Norden wie im Süden die jungen Burschen zu „gasseln Gehen" und zu „Fensterln" an, d. h. bei nächtlicher Weile die jungen Mädchen zu besuchen. Die Alten haben es nicht anders gethan, und daher drücken sie beim Thun und Treiben der Kinder ein Auge zu. Auf dem Tanzboden werden meist die Bekanntschaften angeknüpft. Daher eiferten in verflossenen Jahrhunderten geistliche sowohl

wie weltliche Verordnungen immer und immer wieder gegen die „Tanzwut“ der Bauern. Nicht viel zur Hebung der Sittlichkeit trugen besonders die Spinn- oder Rocken- oder Kunkelstuben, hier und da auch Heimgarten genannt, bei, die sich in verflossenen Zeiten überall in Deutschland fanden und manchenorts auch heute noch nicht verschwunden sind. Hier kommen Mädchen und Burschen zusammen. Erst sind die Mädchen allein; sie haben eine Spule abzuspinnen. Dann aber kommen die Burschen, und nun beginnen alle möglichen Neckereien, die nicht selten in Zoten ausarten. Zuweilen werden Märchen und Sagen erzählt oder gemeinsam Volkslieder gesungen. Gesellschaftsspiele, bei denen der Kuß die Hauptrolle spielt, und Tänze pflegen den Abend zu beenden, worauf der Bursche sein Mädchen nach Hause bringt. Diese Spinnabende finden an gewissen Tagen (Dienstag, Donnerstag, Sonnabend) der Woche statt und werden abwechselnd in den einzelnen Familien gehalten.

Spinnstube und Fensterln hängen aufs engste zusammen. Dem Liebhaber, der dem Mädchen den Spinnrocken zur und von der Rockenstube tragen darf, ist in der Regel auch der nächtliche Besuch gestattet. Daher heißt in der Schweiz sowohl dieser wie der Besuch in der Spinnstube der Kilt, d. h. Besuch zur Nachtzeit. Ursprünglich mögen diese nächtlichen Besuche wie die Spinnstubenbesuche ganz harmloser Natur gewesen sein, denn noch in diesem Jahrhunderte verteidigt sich in der Schweiz das Volk ganz entschieden gegen die Angriffe der Geistlichen und Lehrer, die diesem alten Brauch den Krieg erklärt hatten. „Die Herren verstehen das nicht; sie halten den Kiltgang nur deshalb für böse, weil sie nicht im stande wären, auf ehrliche Weise bei einem Mädchen zu weilen“, entgegnet es diesen. Allein im Laufe der Zeit haben sich doch arge Mißbräuche eingestellt, und diese sind auch dort nicht aufgegeben, wo die Spinnstuben längst geschwunden sind. Die unehelichen Geburten haben sich gerade auf dem Lande in den letzten Zeiten in erschrecklicher Weise gemehrt, und alles Eifern der Geistlichkeit hat dieser Sittenlosigkeit keine Schranken zu setzen vermocht. Zur Ehre unseres Volkes muß jedoch hervorgehoben werden, daß in den meisten Fällen der Vater des Kindes die Mutter heiratet, und daß er während der Ehe selbst dieser die Treue wahrt. Haben sich doch meist Jüngling und Mädchen schon das Versprechen der Ehe gegeben, bevor dieses ihrem Freier den heimlichen Besuch gestattet. Und das Mädchen verlassen, zumal wenn man es zu Falle gebracht hat, gilt in ganz Deutschland als Schlechtigkeit, und überall geht die deutsche Gerechtigkeitsliebe und der Sinn für deutsche Treue mit dem Manne, der dies gethan hat, arg ins Gericht, wie anderseits auch das untreue Mädchen an den Pranger gestellt wird. Wenn wir heute die Sittlichkeitsverhältnisse zwischen den Deutschen und unseren westlichen Nachbarn, den Franzosen, miteinander vergleichen, so stellt sich als ziemlich schroffer Gegensatz heraus, daß wir in unserem Volke wohl häufig jugendliche Verirrungen finden, während nach der Verheiratung die Treue bewahrt wird, daß dagegen bei den Franzosen jugendliche Sünden verhältnismäßig seltener sind, während dort Ehebruch ungleich häufiger ist als bei den Deutschen.

Und doch weht auch aus der heutigen deutschen Sitte noch häufig die Luft der altgermanischen Reinheit und Keuschheit. Jener fremde Zug der Unkeuschheit mag in einer Zeit in unserem Lande zur Herrschaft gelangt sein, als der alte freie Bauernstand aufgehört und der Unfreie zugleich mit der Freiheit den Adel der Natur eingebüßt hatte. In den Städten, wohin sich damals ein guter Teil der früheren ländlichen Bevölkerung zurückgezogen hat, ist jenem Zug der Zugang fast überall verwehrt worden. Noch bis in unsere Zeit herrscht hier auch unter der Jugend die alte Sittenreinheit, und erst in neuerer Zeit sieht man hier und da den fremden Geist einziehen.

Wie in altgermanischer Zeit, ist auch heute noch in allen Gegenden Deutschlands die Eheschließung in den bei weitem meisten Fällen weniger eine Herzensangelegenheit als eine Geschäftssache. Man erkundigt sich genau über das Vermögen des Mädchens, wie auch dieses nicht jedem Beliebigen Hand und Kuß gewährt. Bei der Werbung, die der Verlobung vorangeht, haben sich bis heute noch viele alte Bräuche erhalten, die auch nicht außer acht gelassen werden, wenn sich Jüngling und Mädchen längst kennen. Nicht selten tritt eine Mittelsperson, meist ein Freund des Vaters oder naher Verwandter, auf und bringt die Werbung an. Alsdann wird genau festgesetzt, was das Mädchen, was der Mann mitbekommen soll. Ist man darüber einig, so geht der Freier in das Haus der Braut und zahlt das „Drangeld“, eine Summe Geldes, die z. B. in Oberbayern je nach dem Vermögen zwischen 3 und 10 Thalern schwankt. Ist so die Verlobung richtig gemacht, so bereitet die Braut ein Essen, das in den einzelnen Gegenden verschieden ist. Dies genießen die Neuverlobten gemeinsam, und nun gehören sie nach alter Sitte zusammen.

Das Hochzeitsfest ist für den Deutschen der Höhepunkt im menschlichen Leben, der Ehrentag für Braut und Bräutigam. An ihm offenbart sich deutscher Humor und deutsches Gemüt auf die schönste Weise. Es sind Tage ausgelassener Fröhlichkeit, an der Anteil nehmen soll, wer in irgend einem Verhältnisse zu den Verlobten oder ihren Eltern steht. „Hochzeit“ nennt heute unser Volk diesen Festtag, er ist ihm eine „hôhgezît“, wie man im Mittelalter die höchsten Feste, besonders die hohen kirchlichen, nannte, und dem entsprechend feiert man ihn. Aber auch an diesen Tagen ausgelassenster Freude begegnen wir manchem ernsten, schönen Zug, der von dem tiefen Gemüte und vor allem von der Pietät unseres Volkes gegen die Verstorbenen ein schönes Zeugnis ablegt.

Wie in alter Zeit finden auch heute noch in vielen ländlichen Gegenden Deutschlands die Hochzeiten im Spätherbste oder Winter statt. Das ist die Zeit, wo die Jahresarbeit zu ruhen pflegt und die Ernte, die Frucht der sauern Arbeit, hereingebracht ist. Alter Glaube lehrt das Volk, daß bei einem wichtigen Schritte im menschlichen Leben auch die Gestirne, vor allem der Mond, von Bedeutung sind: nur bei zunehmendem Monde oder Vollmond darf die Hochzeit gefeiert werden. Selbst auf den Tag der Woche wird noch gewissenhaft geachtet; nicht jeder ist zu diesem Feste geeignet, sondern nur die Glückstage. Verschmäht vor allem ist Mittwoch. In ganz wenigen Gegenden germanischen Gebietes gehört dieser Tag zu den Hochzeitstagen. Auch Montag und Freitag sind vielenorts verpönt, während an anderen, besonders in Norddeutschland, der Freitag ein beliebter Hochzeitstag ist. Dagegen sind die Tage, an denen die Ehe mit Vorliebe geschlossen wird, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Namentlich ist es der Dienstag, an dem in vielen Gegenden Deutschlands, im Norden wie im Süden, unentwegt festgehalten wird, und diese Auswahl der Tage ist ein Rest altheidnischer religiöser Vorstellungen. Auch auf die Witterung am Hochzeitstag wird genau geachtet: sie sagt dem jungen Paare, wie es einst in der Ehe aussehen wird; deutscher Natursinn und deutscher Aberglaube gehen hier Hand in Hand. Sonnenschein kündet heitere Tage an, Wind dagegen deutet meist auf Unfrieden in der Ehe. In einigen Gegenden Deutschlands wird auch der Regen als Unglücksbote angesehen, während er in anderen Glück, namentlich Reichtum voraussagt. „Regen in den Brautkranz ist blinkend Gold.“

Ist der Tag der Hochzeit festgesetzt, so tritt der Hochzeitsbitter oder Hochzeitslader sein Amt an. Er ist während der ganzen Festtage die Hauptperson, der Redner, die lustige Gestalt, die für Scherz und Spaß zu sorgen hat. Von seiner Wahl hängt das Gelingen des Festes ab.

Nur Personen mit Gemüt und Phantasie, mit erfrischendem, gesundkräftigem Humor und etwas poetischem Talente eignen sich zu diesem Amt. In feierlichem Anzuge, den Stab oder Hochzeitsspieß in der Hand, das Knopfloch oder den Hut mit Rosmarin geschmückt, oft mit bunten Bändern und Goldborten geziert, macht er sich auf, um zunächst die Hochzeitsgäste zum Feste zu laden. Hier und da erscheint er stattlich zu Roß. Nach alter Sitte darf diese Einladung nicht in trockenen Worten bestehen, sie muß Schwung haben und ist deshalb vielenorts poetisch. Wie ganz anders klingt eine solche alte Ladung, wie sie noch um die Mitte unseres Jahrhunderts der „Ummabidders" in Klein-Schöppenstedt im Braunschweigischen vorbrachte, im Vergleich zu den nüchternen Einladungen der Gegenwart, die jetzt allmählich die Herrschaft gewinnen:

Lieben Leute, ich komme zu euch geritten,
Um euch alle einzuladen und zu bitten,
Keinen von den Hausleuten ausgenommen,
Freitag Morgen zu N. N. zur Hochzeit zu kommen.
Kommt aber nicht mit vollem Magen,
Denn sie werden tüchtig auftragen.
Bräutigam und Braut thut die Myrte zieren,
Mit Trompetenklang wollen zum Altar wir sie führen.
Und kommen wir zur Kirche heraus,
Dann gibt es einen großen Schmaus,
Dann wird getrunken und kuranzt
Und die ganze Nacht hindurch getanzt.
Am andern Tag mit heiterm Sinn
Geht's wieder zum Hochzeitshause hin,
Da tanzen und schmausen wir wieder so
Wie am vorigen Tage froh.
Am Sonntag wird der Brautschmuck wieder angelegt
Und im Hochzeitszuge zur Kirche sich bewegt.
Und ist die Kirche wieder aus,
Geht's wiederum ins Hochzeitshaus.
Nach dem Schmause tanzen wir weiter
Nach der Musik ganz lustig und heiter.
Am Montag wird an nichts gedacht,
Denn der wird völlig blau gemacht.
Am Dienstag sind wir lustig und wohl,
Es schmeckt dann vortrefflich der saure Kohl.
Darauf an dem lieben Mittwoch
Sind wir wieder vergnügt, doch
Wenn dann Küche und Keller noch was vermag,
Feiern wir auch noch den Donnerstag.
Dann aber ist die Hochzeit aus,
Und jeder geht wieder in sein Haus.

Zuweilen, besonders bei dem fränkischen Stamme, findet noch heute die Ladung mehrmals statt: es ist ein Überbleibsel der altfränkischen Ladung zum Gericht, die wenigstens dreimal geschehen mußte. In Oberbayern und mehreren Gegenden Österreichs wird sogar die Braut durch den Hochzeitsbitter zur Hochzeit geladen. Sie versteckt sich im Hause und muß gesucht werden. Anfangs sträubt sie sich, die Einladung anzunehmen; nachdem sie aber die Zusage gegeben hat, wird der Bote freundlichst bewirtet, wie überhaupt eine Bewirtung auch bei anderen stattfindet, die geladen worden sind: das ist der gastfreundliche Sinn des Deutschen in einer altertümlichen Form.

In der Regel einige Tage, meist am Sonnabend vor der Hochzeit, in Norddeutschland auch vielfach erst nach der Trauung, wird die Ausstattung der Braut in feierlichem Zuge in das neue Heim geführt. Das ist der Kammerwagen oder das Brautfuder in Österreich, der Fedelwagen in Oberbayern, das Primißführen im Innviertel, der Kästewagen im Braunschweigischen. Der ganze Zug ist feierlichst ausgestattet. Kutschen und Rosse sind mit bunten Bändern und Rosmarinsträußen geschmückt. Meist geht die Braut neben dem Prunkwagen her; nur hier und da sitzt sie auf ihm. Auf dem Wagen selbst befindet sich alles, dessen die junge Frau in ihrer neuen Wirtschaft bedarf: Schränke, Betten, Tische 2c. Auch Salz und Brot darf nicht fehlen. Obenauf befindet sich der Spinnrocken, und fast nirgends wird die Wiege vergessen. Hinter dem Wagen folgt namentlich in Oberdeutschland eine stattliche Kuh, öfter mit Kalb. In Thüringen folgt alles Vieh, das die Braut von Hause mitbekommt. Auch dieses ist mit Bändern geschmückt. Wo der Zug vorüberfährt, wird er feierlichst begrüßt, und geht es am Wirtshaus vorbei, dann tritt der Wirt heraus und reicht der Braut den Krug. In mehreren Gegenden wird schon bei dieser Gelegenheit von den jungen Burschen geschossen, wodurch

die der Ehe Unheil drohenden Geister vertrieben werden sollen. Vor seinem Hause empfängt dann der Bräutigam die Braut und bietet ihr den Empfangstrunk. In anderen Gegenden heißt die Mutter des jungen Mannes die neue Wirtin willkommen und führt sie in das neue Heim. Diese dagegen pflegt ihrem Verlobten ein selbstgesponnenes Hemd zu überreichen.

Die eigentlichen Festtage beginnen mit dem Polterabend, dem Tage vor der Hochzeit. Schon an diesem herrscht ausgelassene Freude; weit verbreitet ist das Zerschlagen thönerner und gläserner Gefäße. Schön ist auch die Sitte, daß an diesem Tage nochmals die Gespielinnen der Braut mit dieser, die jungen Burschen mit dem Bräutigam zusammen sind. Am Abend vereinen sich dann beide Geschlechter, oft bei Tanz und Schmaus. Das sind dieselben, die dann am Hochzeitstage die Begleiter von Braut und Bräutigam sind, die Brautjungfern und die Brautführer.

Nur selten begnügt man sich auch heute noch bei einer echten Bauernhochzeit mit einem Tag der Feier. Oft sind es deren drei bis vier, hier und da wird sogar die ganze Woche gefeiert. Diese Ausdehnung des Festes hat in altgermanischen Verhältnissen ihre Wurzel. In alter Zeit waren die Gäste oft weit hergekommen; ein einziger Tag der Feier hätte die Mühe ihrer Fahrt nicht gelohnt. In uralte beschränkte Verhältnisse führt uns auch der Brauch zurück, daß in manchen Gegenden die Gäste Messer und Gabel zu dem Festmahle mitbringen: wie noch heute in Norwegen der Bauer sein Messer immer an der Seite bei sich trägt und den Wirt nie um ein solches bittet, so ist es früher in ganz Deutschland gewesen.

Im Mittelpunkt aller der mannigfachen Sitten und alten Bräuche, die wir im deutschen Volke noch heute am Hochzeitstage beobachten können, stehen zwei, die bis auf die älteste Zeit zurückgehen und in den Rechtsauffassungen und dem Frohsinn unseres Volkes wurzeln: die Übergabe der Braut, woran sich unter kirchlichem Einflusse die Trauung geknüpft hat, und das Festmahl. Jene findet, wie auch im Mittelalter, im Hause der Braut, dieses im allgemeinen in dem des Bräutigams statt. Daß die Hochzeit im Hause der Braut oder gar an drittem Orte gefeiert wird, davon will unser deutscher Bauer, der auch hierin wie in anderen Punkten konservativer ist als der Städter, in den meisten Gegenden nichts wissen.

Ist der Hochzeitstag angebrochen, so rüstet sich alles in der Gemeinde. In frommer Einfalt geht die Tiroler Braut schon vor Sonnenaufgang hinaus in die Natur, um unter Gottes freiem Himmel zu beten: das bringt Glück in die Ehe. Im Hause des Bräutigams wird es bald rege: hier sammeln sich die Hochzeitsgäste, die freilich nicht alle an der ganzen Handlung, sondern nur am Mahle und an den Belustigungen teilnehmen. Mit Schmausen beginnt die Feier: es wird die Morgen- oder Brautsuppe eingenommen, ein Voressen, das in den einzelnen Gegenden schon aus bestimmten Gerichten besteht. Dann holt der Bräutigam, meist begleitet von den Brautführern, die Braut ab. In verschiedenen Gegenden, besonders in den katholischen Ländern Oberdeutschlands, erbittet er sich den Segen des Vaters, bevor er diesen wichtigen Schritt thut. Im Hause der Braut wird noch mehrfach zum zweiten Male in aller Förmlichkeit um diese geworben. Auch die Braut verläßt das elterliche Haus nicht, ohne ihren Angehörigen, vor allem den Eltern, nochmals herzlich für alle Liebe und Treue zu danken und den Segen der letzteren zu erbitten. In Schwaben nehmen sie die Eltern mit hinaus und führen sie zum Weihbronnen, wo ihr der Segen erteilt wird. Nur wenige Worte spricht dann der Vater noch zum Bräutigam, aber diese sind inniger als lange, feierliche Reden: „Johannes, då host me Annele, verlaß sie itt." Liegt aber der Vater oder die Mutter draußen auf dem Kirchhof, da weiht das Mädchen diesen noch Augenblicke treuer Minne, nachdem es

schon am Sonntag vorher auf dem Grabe seiner Lieben gebetet und damit ein Zeichen deutscher Frömmigkeit und Pietät gegeben hat.

Von dem Hause der Braut geht der Zug entweder zum Heim des Bräutigams zurück oder sofort nach der Kirche. Ist das Mädchen aus einem anderen Dorfe, so wird im Eifelgebiete, in Mähren und anderwärts den nach der Kirche Ziehenden ein Band vorgehalten; der Bräutigam muß dann seine Braut durch ein Geschenk lösen. Vor und nach dem Kirchgange ertönen fast überall Pistolenschüsse, welche die bösen Geister vertreiben sollen. In Fränkisch-Henneberg findet sich die schöne, dem deutschen Natursinn entspringende Sitte, daß der Weg zur Kirche mit Tannenbäumen besetzt ist, wie auch im Gebiete des Thüringer Waldes und Erzgebirges vielfach Tannen vor dem Hochzeitshause angebracht werden. Während der Trauung selbst überwiegt der Aberglaube fast das religiöse Interesse. Man achtet genau darauf, daß kein Raum zwischen Braut und Bräutigam entstehe, wenn beide vor dem Altar knieen, denn sonst zwängt sich der Teufel dazwischen; verliert eines den Ring, so stirbt es bald; wer die Hand während der Trauung oben hat, oder wer den anderen nach ihr zuerst auf den Fuß tritt, bekommt die Oberhand in der Ehe. Eine wichtige Rolle spielt in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands, besonders in Mecklenburg und den Marken, das Erb- oder Brautschloß. Wenn ein neidischer Feind dieses während des kirchlichen Segens dreimal auf- und zuschließt, so bleibt die Ehe kinderlos. Alles wird aufgeboten, um dies zu verhindern, und unter Thränen haben junge Frauen sich von ihrem Gatten ferngehalten, weil sie in dem Wahne lebten, daß sie durch den Zauber jenes Erbschlosses nie Mutter werden könnten. Es ist ein kleiner mystischer Zug, den dieser Aberglaube lehrt, aber aus ihm spricht die altgermanische Auffassung, die auch das Weib hatte, daß die Fortpflanzung des Geschlechtes der Angelpunkt der Ehe sei.

Auch zwischen der Trauung und dem Mahle haben sich alte Gebräuche erhalten, die zum Teil bis in die älteste Vorzeit reichen. Das altdeutsche Wort „Brautlauf" für Hochzeit scheint auf eine Zeit hinzuweisen, wo der Mann die Frau gewaltsam entführte. Schon Jahrtausende ist diese alte Sitte abgeschafft, aber in der symbolischen Handlung lebt sie in verschiedenen Gegenden noch heute fort: Nach dem Kirchgange pflegt die Braut eilenden Laufes zu entweichen, und der Bräutigam muß ihr nachlaufen. In anderen Gebieten, wie in Oberbayern, sind es die Burschen, die den Wettlauf veranstalten; der Sieger erhält von der Braut, für die er gewissermaßen gelaufen ist, ein Gebäck als Preis. Und an diesen alten Brauch schließt sich in altsächsischem Gebiete ein zweiter, ebenso ernster wie schöner: Hat der Bräutigam seine Braut gefangen, so trägt er sie in seinen Armen zur großen Diele des Hauses und wandelt mit ihr dreimal um Herd und Kesselhaken, damit sie die neue Heimat lieb gewinne. Dies Umgehen des Herdes, des heiligsten Ortes des Hauses, ist ein Zug, der sich namentlich bei dem sächsischen und friesischen Stamme zeigt. Führt der Bräutigam sein junges Weib nicht an den Herd, so thut es seine Mutter, die im Saterlande vor der Thür des Hauses die aus der Kirche heimkehrende Braut empfängt, sie an der Hand um den Herd führt und ihr einen hölzernen Schöpflöffel zum Zeichen ihrer Gewalt über Herd und Küche schenkt.

Im Hause des jungen Ehemannes findet der Höhepunkt des Festes, das Mahl, statt. Zu diesem sind schon Wochen vorher Vorbereitungen getroffen worden. Nimmt doch zuweilen das ganze Dorf an diesem Mahle teil, das mitteilsamer Frohsinn und Gastlichkeit darbietet. Hildesheimer Urkunden aus dem 16. Jahrhundert berichten, daß 500 Personen bei einer Hochzeit zugegen gewesen seien, und noch in unserer Zeit sollen in der Lüneburger Heide bei einer großen Bauernhochzeit 800--1000 Mann beteiligt sein. Um diese Menge zu befriedigen, wird

gebacken, geschlachtet, gebraut. Tile Brandis, der Burgemeister von Hildesheim, erzählt, daß bei der Hochzeit seines Bruders (1540) 2 Wildschweine, 2 Hirsche, 2 Bären, 3 Ochsen und 24 Hammel verzehrt worden seien, und zu den großen Hochzeiten in Wohlmuthhausen in Thüringen pflegte man noch in unserer Zeit 2 gemästete Ochsen, 6 fette Schweine und 8 Kälber zu schlachten, außerdem 8 Fuldaer Malter Korn und 10 Malter Weizen zu verbacken. Während der Tafel selbst wird allerlei Scherz getrieben. Namentlich ist es das Amt des Hochzeitsbitters, durch scherzhafte Reden oder Gedichte die Anwesenden zu unterhalten. Sein Auftreten ist der letzte Überrest der altgermanischen Sänger und Erzähler, die bei keinem größeren Gelage fehlen durften. Aber nicht nur scherzhafte, sondern auch ernste Gedichte mischen sich zuweilen in die allgemeine Festfreude. Solche stimmungsvolle Hochzeitslieder finden wir vor allem bei den Siebenbürger Sachsen und den Deutschen in der Gottschee. Dabei wird nicht selten mitten während der Freuden des Festes auch der Verstorbenen gedacht und ihnen in inniger Pietät ein Wort der Wehmut und des Gedenkens gewidmet. Während der Tafel darf bei dem tönefrohen Deutschen auch die Musik nirgends fehlen. Schon am frühen Morgen hat sie sich eingestellt, sie hat den Zug zur Kirche begleitet, sie spielt auch zum Tanz auf, der den Schmaus zuzeiten unterbricht und sich an diesen anschließt. Die Tänze, die am Hochzeitstage getanzt werden, sind meist besonderer Art; sie sind in den einzelnen Gauen Deutschlands verschieden, bald Reihen-, bald Rundtänze, aber bei allen herrscht Heiterkeit und Lust. In vielen Gegenden steht der Brauttanz in dem Vordergrund: der älteste Bruder der Braut oder ihr Oheim eröffnet ihn mit der Braut, die dann von fast allen Teilnehmern durch einen Tanz geehrt wird.

Unter den mannigfachen Scherzen und Vergnügungen, die in den Abendstunden geübt werden, finden wir in allen Gegenden Deutschlands das **Abnehmen des Brautkranzes** und **Aufsetzen der Haube**. Dabei entspinnt sich zwischen den verheirateten Frauen und den Mädchen heftiger Streit. Die junge Frau gehört nun jenen an, allein die Mädchen wollen ihr den Brautkranz nicht nehmen lassen und verteidigen ihn, so gut sie können, bis schließlich die Frauen sich seiner bemächtigt und der jungen Frau die Haube, das Zeichen der Ehegattin und angehenden Mutter, aufgesetzt haben.

Der Tag der Festlichkeit ist zu Ende. Mit Musik wird das junge Ehepaar noch in vielen Gegenden nach dem Brautgemach begleitet und dann sich überlassen. Diese Begleitung ist der letzte Rest jener altgermanischen Sitte der „Deckebeschlagung", die im Mittelalter noch durchweg herrschte und in dem Rechtssinne der Deutschen ihre Wurzel hat: in Gegenwart von Zeugen mußten sich Braut und Bräutigam unter eine Decke legen, wodurch der letzte Akt einer rechtsgültigen Ehe symbolisch besiegelt wurde.

Im Strudel der Freude vergißt der Deutsche aber auch nie die Zukunft und blickt zugleich im Vollgefühl seines eigenen Glückes auf die Leiden seiner darbenden Mitmenschen. Aus dieser Gemütsstimmung heraus sind die Spenden für die Armen geflossen, die wir fast bei allen größeren Hochzeiten finden, aus jenen Erwägungen aber die Geschenke, die alle Teilnehmer dem neuvermählten Paare darbringen. Man nimmt das junge Paar nicht nur in die Gemeinschaft der Eheleute auf, sondern man will es auch bei der Begründung seines Haushaltes durch die That unterstützen. Das sind alte, patriarchalische Sitten, die sich aus der Zeit erhalten haben, da die Gemeinde noch eine große Familie bildete. Die Zeit, wann man diese Gaben spendet, ist in den einzelnen Gegenden verschieden. Meist geschieht es während des Mahles, in anderen Gauen schon am Abend vor der Hochzeit, in noch anderen erst am zweiten Tage nach dieser. Sie bestehen teils in Gegenständen, die zu dem jungen Haushalt unbedingt nötig sind, teils in

blanker Münze. Luxus- und Ziergegenstände als Hochzeitsgeschenke kannte man in alter Zeit und kennt sie auch heute noch in vielen Gegenden nicht: der praktische Sinn unseres Volkes fordert auch praktische Gaben.

Ähnlich wie der erste Festtag sind auch die folgenden. Schmaus und Tanz und harmloser Scherz lassen die Stunden schnell verstreichen, bis alles zu seiner alten Arbeit und Gewohnheit zurückkehrt.

Das dritte wichtigste Ereignis im menschlichen Leben ist der Tod. Man hat vor ihm meist keine Scheu; mit ruhigem Auge sieht der Greis ihm entgegen, da er für ihn eine natürliche Notwendigkeit ist, und da ihm sein Gottvertrauen die Schrecknisse des Todes nimmt. Dicht neben diesem Gottvertrauen steht aber auch hier beim Deutschen der Aberglaube. Mancherlei Erscheinungen künden das Nahen des Todes an. Bald ruft das Käuzchen oder der Kuckuck, daß man in kurzem sterben muß, bald mahnt an den Tod ein Leichenzug, der uns begegnet, bald das Fehlen des Schattens oder der doppelte Schatten am Weihnachtsabend. Schier unzählig sind die Vorzeichen des nahen Todes, die die Volksphantasie erfunden hat, und die zum Teil in graue Vorzeit zurückgehen. Ist nun aber die Todesstunde wirklich da, und sieht die Umgebung des Kranken, daß auf Besserung nicht zu hoffen ist und das Leben jeden Augenblick erlöschen kann, dann sucht man mitleidsvoll in jeder Weise dem Sterbenden seine letzte Stunde zu erleichtern. Das Klagen hört auf, da der Kranke sonst schwerer stirbt, man nimmt ihm das Kissen unter dem Kopfe weg, ja man legt ihn sogar zur Erde auf Stroh, weil man meint, daß es dem Menschen bestimmt sei, auf der Erde zu sterben. Vielfach verbreitet ist auch die schöne Sitte, dem Sterbenden eine Bibel oder ein Gesangbuch unter das Kissen zu legen. In den katholischen Ländern wird in der Todesstunde die heilige Kerze angebrannt, die nur zu dieser Stunde brennen darf.

Ist der Tod eingetreten, so ist es die erste Pflicht, für die Ruhe des Toten zu wirken und alles zu thun, was seine Wiederkehr verhindern kann. Alle Fenster und Thüren werden geöffnet, alle Gefäße umgestellt, die Uhr angehalten, Spiegel und Bilder verhängt, damit die Seele ja nirgends hängen bleibe oder aus Liebe zu werten Dingen nochmals raste. In der Pfalz und an anderen Orten achtet man sorgfältig darauf, daß dem Toten keine Thränen der Leidtragenden auf die Brust fallen, da er sonst keine Ruhe im Grabe findet. Es ist ein sonderbares Gemisch von Mystik, Liebe zu dem Toten und doch auch Fürsorge für die Zurückgebliebenen, das sich in diesen zahlreichen Todesgebräuchen offenbart. Denn daß auch die letztere nicht fehlt, lehrt die Sitte, daß die Anzeige vom Tode des Hausherrn sofort den Bienen, dem Vieh im Stalle, den Haustieren, ja der ganzen Wirtschaft zu erstatten ist. Und wiederum spricht aus diesem alten Brauch, der sich bei allen germanischen Stämmen findet, ein tief gemütvoller Zug, der durch die deutsche Häuslichkeit weht.

Hat man dem Toten die Augen zugedrückt, so legt man ihn in den Dörfern alsbald auf das Stroh. Wie in altgermanischer Zeit halten an verschiedenen Orten Freunde und Verwandte die Totenwacht, solange er nicht der Erde übergeben ist. Wenn er dann zu seiner letzten Fahrt angekleidet werden soll, dann wird bei den Siebenbürger Sachsen das Hochzeitshemd oder bei Kindern das Patenhemd hervorgesucht und angezogen, da es nur zu diesem Gange aufbewahrt worden ist. In den Sarg selbst werden dem Toten noch häufig Gegenstände, die er im Leben besonders gern gehabt oder gebraucht hat, gelegt, damit er sie auch fernerhin habe. Alten patriarchalischen Sinn zeigt unser Volk auch noch vielfach beim Begräbnis. So wird der Sarg des Kindes von den Paten, der der Jungfrau von Jungfrauen, der des Mannes von

den nächsten Freunden getragen. Zur Ehrung des Toten wird die Leiche nicht auf dem gewöhnlichen Fahrweg nach dem Gottesacker gebracht, sondern auf dem Kirchwege, wenn dieser auch ein Umweg oder wenig gangbar ist.

An das Begräbnis schließt sich in allen Gegenden Deutschlands der Leichenschmaus an. Es ist die letzte Ehre, die dem Toten erwiesen wird, und in verschiedenen Orten pflegt man sogar einen Platz für den Toten frei zu lassen und auf diesen Speisen zu stellen. An diesen Leichenessen hält man fest, so viele Verordnungen auch gegen sie in vergangenen Jahrhunderten erlassen worden sind. Selbst in Niederösterreich, wo das Landvolk alles äußere Gepränge beim Begräbnis meidet, wo kein Kranz Sarg und Grab schmückt, wo nur ein einfaches Kreuz aus Holz den Namen des Toten nennt, selbst da hängt man treu an dieser althergebrachten Sitte. Ein ganz eigentümlicher Brauch, der sich nur als ein Auswuchs dieser und altdeutscher Trinksucht erklärt, ist in fast ganz Mittel- und Norddeutschland, vor allem auf altsächsischem und friesischem Gebiete, verbreitet: man kehrt hier auf dem Heimwege vom Grabe im nächsten Wirtshaus ein, um „das Fell oder die Haut oder den Bast zu versaufen". Und doch steckt auch hinter diesem scheinbar rohen Ausdrucke ein gemütvoller Zug: auch dieser Trunk gilt dem Gedächtnis des Toten wie das Minnetrinken in Oberdeutschland.

Es sei endlich noch auf zwei Dinge hingewiesen, aus denen die Tiefe des deutschen Gemütes spricht: auf die Leichen- oder Rebretter und auf die sorgfältige Pflege der Gräber. In dem größten Teile Oberdeutschlands, namentlich im Gebiete des Böhmisch-bayrischen Waldes, ist es Sitte, daß man das Brett, auf dem der Tote gelegen hat, nach der Beerdigung am Kreuzwege oder am Kruzifix oder an der Kirchenmauer aufpflanzt; das sind die Re- d. h. Totenbretter. Sie enthalten Namen, Geburts- und Todestag des Verstorbenen, hier und da auch einen Spruch, der die Vergänglichkeit alles Irdischen lehrt. Das sind die Bauta- und Runensteine des Südens, Zeichen treuen Gedenkens der Hinterbliebenen. Und dieselbe Treue und Liebe, die über den Tod hinausgeht, zeigt sich auch in der Pflege der Gräber. Bei keinem Volke der Erde wird so viel still und einsam hinaus gewandelt nach dem Gottesacker, wie bei den Deutschen, bei keinem Volke gleichen die Gräber so sehr einem sich fortwährend erneuernden Blumengarten, wie bei unserem. Unsere Kirchhöfe sind das schönste Zeugnis von einer Liebe, die keine Erwartung einer Vergeltung nährt, von einer Treue, die der Wandel der Zeiten nicht berührt, von einer Dankbarkeit, der nur das Grab selbst ein Ziel setzt.

3. Der Deutsche im Alltagsleben und an den großen und kleinen Festtagen.

„Tages Arbeit, abends Gäste, Saure Wochen, frohe Feste." In diesen Worten hat Goethe trefflich das Trachten und Streben des deutschen Mannes zum Ausdruck gebracht. Deutschland ist kein Land, dessen Erde von selbst ihre Früchte gibt, es ist ein Land, das zu steter Arbeit auffordert, vielenorts zur Arbeit, bei der täglich, ja fast stündlich das Leben des Einzelnen auf dem Spiele steht. Nur wenige Striche gibt es, wo der Mensch in behaglicher Ruhe seiner Beschäftigung nachgehen kann; in vielen Gegenden lebt er für sein Dasein in stetem Kampfe mit der Natur: im Norden ist das Meer, sind die flachen Ufer der Ströme seine schlimmsten Gegner, auf den Höhen des Mittelgebirges ringt er unter den größten Anstrengungen dem Boden die kärgliche Nahrung ab, in den Alpenländern vermag er sich nur mit Aufbietung aller Kräfte gegen die dämonischen Gewalten der Berge zu schützen.

So ist das deutsche Volk ein Volk der Arbeit geworden, und überall im Auslande sind deutsche Arbeiter gesucht und werden gern aufgenommen. Ganz besonders rühmt man ihre mit

Umsicht gepaarte Ausdauer, die nicht mechanisch den gegebenen Auftrag ausführt, sondern selbstthätig mit eingreift. Zu solcher Arbeit wird das Kind von früher Jugend an erzogen, gewissenhaft achten die Eltern darauf, daß Langeweile und zerstörendes Nichtsthun den Kindern fern bleibt. „Wer durchs Leben sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz gerüstet sein.“ Diese Worte Tells sind der pädagogische Grundsatz des deutschen Volkes. Immer und immer wieder tritt er uns in den Schriften entgegen, die uns Bilder aus dem Volksleben bringen. Er wohnt in den volkstümlichen Gestalten eines Möser, Immermann, Rosegger, Hansjakob und anderer. „Langeweile ist unser größter Feind, und eine nützliche Arbeit unsere dauerhafteste Freundin“, ruft der westfälische Landmann seinem zukünftigen Schwiegersohne zu, und wie jubelte Jeremias Gotthelf, als er nach langem Umherirren endlich wieder eine dauernde Beschäftigung gefunden hatte.

Jederzeit hat sich auch der Deutsche in gerechtem Selbstbewußtsein seiner Arbeit gerühmt, und Faulenzer sind immer die Zielscheibe seines Spottes gewesen. Wenn es gemeinsam an die Arbeit geht, so zeigt sich ein eifriges Streben, daß man bei ihr der Erste sei. In aller Frühe sucht der norddeutsche Mäher seinen Genossen bei der Arbeit vorauszueilen, um den ersten Schnitt zu thun und somit der Vormäher zu werden. Bleibt einer bei der Arbeit zurück, so folgt ihm Spott und Hohn. Wer die letzten Halme schneidet oder bindet, wird das ganze Jahr hindurch faul genannt. In vielen Gegenden Norddeutschlands wird der letzte Mäher fast ganz in Kornhalme gehüllt und dann auf dem Feld umhergetragen, wobei er von den Harkenstielen der Mädchen arg zugedeckt wird. In den Weingegenden werden von den Arbeitern dem trägsten, der die meisten Trauben hat hängen lassen, so viel Schläge verabreicht, als noch Trauben an den Stöcken sind. Dabei singt die arbeitsfrohe Schar: „Da steht der Traubendieb, ein jeder geb' ihm einen Hieb.“ Die Holzknechte des Bayrischen Waldes drängen sich um die schwierigste Arbeit, und ein jeder sucht bei der so gefährlichen Aufgabe der Holztrift das Seinige zu thun. Und dieser Arbeitseifer ist hineingetragen von dem offenen Lande in die Mauern der Städte, in die Werkstätten der Handwerker, selbst in die poesielosen Räume der Fabriken.

Auch beim weiblichen Geschlechte läßt sich dieser Eifer allerorten beobachten. Die Hauptbeschäftigung unserer Mädchen und Frauen war in früherer Zeit das Spinnen. In den Spinnstuben, wo man zu gemeinsamer Arbeit zusammenkam, entwickelte sich ein edler Wettstreit. Wer seine Spule nicht abgesponnen hatte, durfte auch nicht an den Scherzen des jungen Volkes teilnehmen, während in vielen Gegenden die fleißigen Spinnerinnen belohnt wurden. Trefflich läßt die Volksphantasie jenes mythische Wesen, das sie bald Frau Holle, bald Perchta, bald Werre und ähnlich nennt, die Arbeit der Spinnerinnen beobachten: wer von ihnen zu bestimmter Zeit die Spulen nicht abgesponnen hat, die bestraft sie und besudelt ihren Rocken. Auf ganz ähnliche Weise erscheint der norddeutsche Bauer nach seinem Tode den faulen Knechten und treibt sie durch eine Ohrfeige zur Arbeit an.

So lebt in der Seele des deutschen Volkes der Drang zur Arbeit, die Freude an der Arbeit, aber sie ist nicht nur hervorgegangen aus der Nötigung durch die Natur des heimischen Landes, sondern auch geweckt und gestärkt durch die deutsche Lebens- und Willenskraft, die nach Bethätigung strebt. Auch die Arbeit ist dem Deutschen ein Stück Poesie und wird von der Poesie begleitet. Wenn der Hirt sein Vieh auf die Weide treibt, wenn die Schnitter ausziehen und heimkehren, wenn der Holzknecht die Axt an den Baum legt, wenn der Jäger an steilen Abhängen die Spur der Gemse verfolgt, wenn der Schiffer die Segel hißt oder den Kahn den Fluß hinaufzieht, dann singt der eine wie der andere sein Lied. Auch in der Spinnstube und am

Klöppelsack hört man die Weisen der jungen Mädchen. Und es ist noch nicht so lange her, daß jeder Handwerker bei seiner Arbeit seinen Sang kannte, ohne den der Hände Werk nicht recht von statten gehen wollte. Gesang und Arbeit sind bei unserem Volke seit uralter Zeit Hand in Hand gegangen, denn die Seele war froh bei der Arbeit, und ein fröhliches Gemüt mußte der inneren Stimmung Ausdruck verleihen. Daß dies Lied bei der Beschäftigung unseres Volkes immer mehr schwindet, erhöht seine Arbeitsfreude wahrlich nicht. Wo es noch herrscht, da lebt auch noch die alte Heiterkeit und Zufriedenheit, wo es dagegen vergessen ist, da zieht Unzufriedenheit und Unlust am Leben ein, Stimmungen, die nicht im Charakter des deutschen Volkes liegen.

„Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn", sagt ein altes Sprichwort, aber wo ruht es sich besser aus als am heimischen Herde, bei Weib und Kind? Die volle Tiefe seines Gemütes offenbart der Deutsche nirgends schöner als in seinem Heim, im Kreise der Seinen, wo er sich geben kann, wie er ist, wo er seiner Liebe denen gegenüber Ausdruck verleihen kann, für die er im Kampfe des Daseins wirkt und schafft, die ihm oft höher stehen als das eigene Leben. Ein geregeltes Familienleben ist dem Deutschen ein Bedürfnis; daher bietet er, sobald er herangewachsen ist, alles auf, um sich dieses zu erringen. Daß wir diesen Zug nach einer friedlichen Häuslichkeit gerade bei dem einfachen, besitzlosen Manne in den meisten Gegenden mehr hervortreten sehen als in den besitzenden Klassen, darf uns nicht wundernehmen: dort hat bei dem Eingehen der Ehe fast ausschließlich das Gemüt gesprochen, bei den Leuten der besitzenden Klasse dagegen oft der berechnende Verstand. Und doch kommt auch im Heim der letzteren das Gemüt nach und nach zur Herrschaft, zumal wenn der Ehe Kinder entsprossen sind, in deren Liebe sich Mann und Frau teilen. Diese Liebe zum Heim und zur Familie bezeichnet am besten der lakonische, in vielen Gegenden bekannte Ausdruck: „Derhême is derhême". Hier ruht der Mann nach des Tages Arbeit aus, hier widmet er sich am Abend den Kindern, hier gibt er sich am Sonntag behaglicher Ruhe hin, hier feiert er in Zufriedenheit und Glück die großen und kleinen Feste der einzelnen Familienglieder, der ganzen Familie. Dies Glück im engsten Kreise entspricht ganz dem Wesen des Deutschen. Hat er seinen Herd, seine Familie, so kümmert sich der schlichte Mann um niemand weiter in der Welt. Er fühlt sich auch am wohlsten, wenn sich in seiner Nachbarschaft niemand ansiedelt. Solchen Zug nach Vereinzelung erwähnt bereits Tacitus. Noch heute ist er dem deutschen Bauer in vielen Gegenden eigen. Schon die Anlage seines Gehöftes zeigt dies. In einem großen Teile Nord- und Westdeutschlands, besonders in Westfalen, aber auch in Mittel- und Oberdeutschland, findet man die Einzelhöfe oder Einödhöfe, wie sie der Bayer nennt, d. h. Gehöfte, die mitten in der Feldmark ihres Besitzers und fern von anderen menschlichen Wohnstätten liegen. Das ist dieselbe Art der Ansiedelung, die wir in fast ganz Skandinavien antreffen, und die das Selbstbewußtsein, den trotzigen Sinn eines großen Teiles unserer ländlichen Bevölkerung großgezogen hat. Auf seinem Gehöft schaltet und waltet der Besitzer, der Hofbauer, frei und ungebunden wie ein Fürst. Seiner Umgebung, den Kindern und dem Gesinde, ist er „der Bauer" schlechthin und läßt sich von ihr nie anders anreden. Dieselbe Achtung, die er in seiner Jugend vor seinem Vater, dem „alten Bauer", gehabt hat, verlangt er für sich. Er kennt keinen Widerspruch und duldet ihn nicht, wenn er sich in der Umgebung regen sollte. Neuerungen ist er abhold: die Vorfahren haben sich unter solchen Verhältnissen auf ihrem Gehöft wohlgefühlt, was sind da neue Sitten, neue Gebräuche nötig? So hängt der Hofbauer mit eisernen Banden bis zur Starrköpfigkeit am Alten fest, und diesen konservativen Sinn überträgt er auf alle Gebiete des wirtschaftlichen, sozialen, politischen, religiösen Lebens.

Allein nicht nur bei dem Hofbauer, sondern auch bei dem Dorfbauer zeigt sich das Streben, am Alten festzuhalten und Neuerungen den Zugang zu wehren. Neben dem Einzelhofe finden wir schon in ältester Zeit das Dorf, besonders das Haufen- oder Sippendorf. Die Sippschaft hat sich zu gemeinsamer Besiedelung ein Stück Land ausgesucht und bebaut dies gemeinsam, indem jedem Gliede sein Anteil zugeschrieben wird. Hierdurch wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das bereits durch die Verwandtschaft vorhanden ist, immer wach erhalten und gestärkt. Fühlt man sich so, von regem genossenschaftlichen Sinne geleitet, auf der einen Seite untereinander verbunden, so hält man andere Gemeinden für fremde Körperschaften, wenn diese auch gleiche Sitten, gleiche Gesetze, gleiche Sprache haben. Hieraus entspringt einerseits die große Hilfsbereitschaft, mit der die gesamte Gemeinde ihren Mitgliedern in Freud' und Leid zur Seite steht, anderseits aber auch der deutsche Partikularismus, durch den Nachbargemeinden sich nicht selten in grimmiger Feindschaft gegenübertreten. Diese Züge deutschen Wesens finden wir dann bei der städtischen Bevölkerung wieder: auch hier fühlt sich die Gemeinde als Ganzes; man hilft dem Mitbürger, wenn Feuersbrunst sein Eigentum vernichtet, wenn schwere Krankheit ihn unfähig zum Erwerb macht, wenn er den Eid zu leisten hat, kurz, in allen Lagen des Lebens. Auf die Nachbarstadt jedoch schaut man von oben herab und bespöttelt das Thun und Treiben ihrer Bürger, wo sich nur Gelegenheit dazu bietet. Hieraus erklären sich die zahlreichen Ortsanekdoten und Krähwinkelsagen, die wir in vielen Gegenden Deutschlands finden: sie haben fast durchweg ihren Ursprung in einer Stadt, die der verhöhnten benachbart ist.

Seine **Häuslichkeit** verlangt der Deutsche einfach, aber behaglich. Schon äußerlich muß das Wohnhaus einen einladenden Eindruck machen. Die glatten, leblosen Mauern, die einförmigen Ziegeldächer, die wir heute so oft in den Städten und in Dörfern antreffen, sind dem deutschen Wesen zuwider. In Fachwerk zu bauen ist deutsche Art. Bereits Tacitus hebt dies ausdrücklich hervor, und wo heute noch der alte Sinn für ein behagliches Heim waltet, da sehen wir auch die dunkeln Balken die Eintönigkeit der übertünchten Mauern durchbrechen, mögen wir in Nord-, Mittel- oder Süddeutschland weilen. Mancherlei Schmuck ziert das Haus. Die farbigen Wände, deren Tacitus gedenkt, finden wir noch heute in verschiedenen Gegenden Nord- und Oberdeutschlands. Als besondere äußerliche Zierde springen am niedersächsischen Bauernhause die Pferdeköpfe am Dachfirst und die Donnerbesen an den Giebelwänden in die Augen, in Mitteldeutschland finden wir an vielen Orten das Vorgärtchen mit seiner Laube, seinen bunten Blumenbeeten und Stachel- und Johannisbeersträuchern, in Oberdeutschland die malerischen Galerien und Altane, die, durch das Dach vor Regen geschützt, die Wände schmücken. Vielenorts erhebt sich ferner vor dem Eingange des Hauses eine mächtige Linde, deren Gezweig die Bänke beschattet, auf denen man sich in den Abendstunden und an Feiertagen erholt. Zu dem äußeren Schmuck der Häuser gehören ferner die Inschriften, die wir in allen Gegenden Deutschlands finden, und die ein sprechendes Zeugnis für deutsches Gottvertrauen, deutsche Innerlichkeit, deutsche Lebensauffassung sind. Da liest man an vielen Häusern:

„Gott beschütze dieses Haus und alle, die da gehen ein und aus."

oder am Giebel manches sächsischen Hauses in Siebenbürgen:

„Einst seh' ich an der Laufbahn Ende
Auf meine Tage fröhlich hin
Und sage: ‚Herr, durch deine Hände
Empfing ich, was ich hab' und bin.
Hier ist mein Tagewerk! Nicht mein,
Dein ist der Ruhm, die Ehre dein!'"

Besonders häufig wendet sich der Hausspruch gegen die Kritisierwut unfreundlicher Nachbarn; es heißt da unter anderm:

„Ich kehr' mich nichts daran,
Ich laſſ' die Leute klügeln:
Wer kann denn jedermann
Das loſe Maul verriegeln?"

Bei der Ausschmückung des Hauses im Innern waltet derselbe Geist. Auch hier verlangt der Deutsche Schmuck und Zier, damit Auge und Herz zugleich erfreut werden. In den niedersächsischen Bauernhäusern, wo der Herd der Mittelpunkt des Familienlebens ist, schmücken diesen zinnerne Schüsseln, Teller und Kannen, und an seinem oberen Rande sind häufig fromme Sprüche angebracht. In Mittel- und Oberdeutschland sind besonders das Wohngemach und die Gaststube oder sogenannte gute Stube mit Zierat versehen. Mag der Erwerb auch noch so klein sein, auch der geringste Arbeiter hat vielenorts den Drang, sein Gemüt an der Betrachtung des Schönen zu erheben. So schmücken Kränze und Bilder die Wände seines Zimmers, gemalte Teller und Schüsseln oder bunte Gefäße den Sims des alten Kachelofens, Blumenstöcke oder Blumensträuße das Fenster. Wohl ist der Geschmack des einfachen Mannes bei der Auswahl seines Hausschmuckes oft eigentümlicher Art, er liebt das Glänzende, bunte und grelle Farben, aber gerade darin zeigt sich der kindliche Sinn des Volkes: wie das Kind, das noch nicht verstehen gelernt hat, greift es zu dem, was am meisten in die Augen fällt.

In den Wohnungen der meisten Gegenden Deutschlands herrscht ferner die größte Sauberkeit. Heben doch schon Cäsar und Tacitus den Drang der Deutschen nach Reinlichkeit hervor. An ihrem Körper zeigen sie ihn in erster Linie. Nichts wurde früh unternommen, bevor man sich nicht gebadet hatte. Im Mittelalter finden wir auf dem flachen Lande sowohl wie in den Städten Badestuben, die immer besucht waren. Das Baden ist dem Deutschen unerläßliches Bedürfnis; nur daraus erklärt es sich, daß das zeitweilige Verbot des Badens eine der Strafen war, die von der Kirche für Todsünden auferlegt wurden. Diese Sauberkeit, die man seinem Körper schuldig war, übertrug man auch auf die Häuslichkeit. Es ist deutsche Sitte, am Morgen alles im Hause zu fegen und zu kehren. Am Sonnabend aber, und besonders vor Festtagen, muß alles gescheuert und geputzt werden, damit auch das Heim ein sonntägliches und feiertägliches Gewand erhalte.

Die Erholung des Familienvaters am häuslichen Herde nach des Tages Arbeit ist mannigfaltig, aber bei allem, was er hier thut, gibt er sich frei und offen den Eindrücken des Augenblickes hin, genießt das Gebotene in freudiger Stimmung, denkt aber auch immer in frommer Dankbarkeit an seinen Gott. In den meisten Gegenden versammelt sich auch heute noch die Familie morgens und abends zu gemeinsamer Andacht, und keine Mahlzeit wird eingenommen, wenn nicht zuvor das Tischgebet gesprochen ist. Der Sonntag Vormittag ist für den Besuch des Gotteshauses bestimmt. Dieser Zug echter Religiosität findet sich im protestantischen Norden geradeso wie im katholischen Süden. Keine Entfernung, kein Wetter kann die erwachsenen Glieder der Familie abhalten, gemeinsam zur Kirche zu wallen. Die Heilighaltung des Sonntags durch den Kirchenbesuch wurzelt tief in unserem Volke. Man hält es noch in vielen Gegenden geradezu für Sünde, wenn nicht wenigstens eines aus der Familie zum Gottesdienste geht, falls die anderen durch Krankheit oder zwingende Umstände abgehalten sind. „Bete mit für mich!" ruft man dem Fortgehenden zu. Im engsten Zusammenhange hiermit steht die Thatsache, daß die meisten Gemeinden ihr Gotteshaus haben, zu dem auch der Ärmste freudig beigesteuert hat. Die vielen, zum Teil recht schmucken Kirchen, die man vor allem in Oberdeutschland

findet, zeugen für die Opferwilligkeit des Volkes und seinen religiösen Sinn. Aus diesem entspringt auch die Achtung, die man vor dem Geistlichen hat, der vielenorts nicht nur als Berater in seelischen Angelegenheiten, sondern auch in weltlichen Dingen angegangen wird. Bei den Siebenbürger Sachsen wird daher der Pfarrer „Herr Vater", seine Gattin „Frau Mutter" angeredet. Auch noch in anderer Weise zeigt sich der religiöse Sinn unseres Volkes. Im protestantischen Norden findet sich fast in jedem Hause die Bibel, aus der der Hausvater am Sonntage vorzulesen pflegt. In vielen Gegenden, besonders Mitteldeutschlands, erhält das Brautpaar bei der Trauung vom Geistlichen eine Bibel oder ein Gesangbuch, das ebenfalls in keinem Hause fehlt. Zu diesen beiden Büchern gesellen sich Erbauungsbücher, im katholischen Süden Heiligenlegenden, die ihren Platz unter dem Kruzifix haben, wie es stets in einer Ecke des Hauses angebracht ist. Trotz dieses religiösen Sinnes hört man den Deutschen nur selten über die Religion sprechen. Was bei ihm Herzenssache ist, hat er nicht auf der Zunge. Ja nicht einmal mit Religionslästerern läßt er sich in einen Streit der Ansichten ein; ihnen gegenüber kennt er nur Verachtung.

Der Sonntag Nachmittag wird geradeso wie der Feierabend bald der Familie, bald der Geselligkeit gewidmet. Jenes überwiegt in Nord- und Westdeutschland, dieses in Oberdeutschland. Während der Städter am Sonntag mit den Seinen hinaus in die freie Natur zu gehen pflegt, setzt sich der Landmann auf die Bank am Hause. Um ihn herum sitzen oder spielen die Kinder, denen er gute Lehren gibt oder Geschichten und Märchen erzählt, wie er sie selbst in seiner Jugend vernommen hat. Diese Freude am Erzählen und Zuhören, die schon den alten Germanen die Stunden der Erholung gekürzt hat, ist heute noch nicht in unserem Volk erstorben. Neben den Märchen und Ortssagen, die der Vater oder die Mutter erzählt, wird nicht selten auch von geschichtlichen Ereignissen berichtet, zumal wenn der Vater selbst mit an den großen Kämpfen unseres Vaterlandes teilgenommen hat. In solchen Feierstunden macht sich auch die Neigung zu Musik und Gesang geltend. Wir finden sie in Süd- und Mitteldeutschland ungleich mehr ausgeprägt als in Norddeutschland. Wer nur irgend kann, läßt dort seinem musikalischen Gefühle freien Lauf. In den Alpen wie auf den Höhen des deutschen Mittelgebirges hört man in solchen Feierstunden frischen Gesang und nicht selten auch das Spiel der Zither, der Flöte, der Ziehharmonika. Diese Freude am harmonischen Tone, die die Fröhlichkeit des Gemütes erhöht, hat die Bewohner des Erzgebirges, des Thüringer Waldes, des Harzes und anderer Gegenden zu Vogelstellern gemacht: nur selten finden wir hier ein Haus, aus dem uns nicht die Stimme eines gefangenen Waldsängers entgegenschlägt.

Zu den Erholungen an den Feierabenden und an den Sonntagen gehört auch das Wirtshausleben. Während sich die jungen Leute bei Tanz, Gesang und Gesellschaftsspielen die Zeit vertreiben, suchen die älteren Männer die Wirtsstube auf, wo getrunken und gespielt wird. Bei keinem Volke findet sich ein solcher Hang zu gemeinsamem Trunk wie bei dem deutschen. Nicht nur die Feste sind es, die zu Zusammenkünften Veranlassung geben, sondern auch die Ruhestunden am Abend, am Sonntag. Wohl nur ganz wenig Dörfer in Deutschland gibt es, wo sich nicht ein Wirtshaus oder ein Krug befindet. Was einst Tacitus über die gewaltige Zechlust der alten Germanen geäußert hat, gilt auch heute noch von der ihrer Nachkommen. Und daß es im Mittelalter nicht anders gewesen ist, bezeugen die Strafpredigten der Geistlichen und die vielen Erlasse gegen die Trunksucht. Wollten doch im Elsaß, dessen Bewohner wie in anderen Dingen so auch in der Zechlust sich jederzeit als echt germanischen Stamm gezeigt haben, die Bauern trotz aller gesetzlichen Bestimmungen keinen unter sich dulden, der im Zechen ermüdete, und ihre Losung war: „Sauf oder lauf." Und wie die Bauern trieben es auch die Bürger und der Adel. Die

Trinkhornbruderschaft, die aus lauter Adligen bestand und ihre bacchanalen Versammlungen auf dem Schlosse Hoch-Bar hielt, gewährte nur dem Edelmanne Aufnahme, der ein großes Büffelhorn, welches vier Liter besten Rebensaftes aus dem Elsaß enthielt, auf einen Zug und stehenden Fußes bis zur Neige leeren konnte. War doch das gemeinsame Zechen, woraus sich unser Wirtshausleben entwickelt hat, den Deutschen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie sich kein Jenseits ohne dieses Zechen vorstellen konnten. In der nordischen Dichtung ist aus dieser Auffassung die Mythe von den Einherjern entstanden, die sich täglich am Kampf erfreuen, am Abend aber zu gemeinsamem Gelage vereinen, wobei die Walküren ihnen das Horn reichen. Trinkbecher, die man in altdeutschen Gräbern gefunden hat, bezeugen, daß bei unseren Vorfahren ein ähnlicher Glaube bestand. Noch heute kennt man fast in ganz Niederdeutschland die Nobiskrüge, d. h. Grenzwirtshäuser: sie sind hervorgegangen aus dem Glauben des Volkes, daß die Seele des Abgeschiedenen noch einmal im Wirtshaus einkehre, bevor sie ins Jenseits gelange.

Keine Gelegenheit zu gemeinsamem Trunke wird vorübergelassen. Wie dem Deutschen die Familienfeste ohne Trunk undenkbar sind, ist bereits S. 272 gezeigt worden. Aber auch bei vielen anderen Ereignissen ist er in der Volksauffassung nötig: wenn gemeinsam beraten wird, wenn zwischen mehreren ein rechtliches Abkommen getroffen, wenn ein Prozeß zu Ende, eine gemeinsame Erbschaft angetreten ist, stets muß ein Trunk bei solchen Gelegenheiten das Wort oder die Handlung bekräftigen. Und hierin finden wir keinen Unterschied zwischen Nord und Süd, zwischen Stadt und Land, zwischen früherer und späterer Zeit. Von dem flachen Lande ist die Freude am Trinken mit in die Stadt gezogen und ist hier, wie die große Anzahl der Wirtshäuser lehrt, nicht verkümmert. In den Innungen und Zünften hat sie besonders geblüht: keine Morgensprache, d. h. gemeinsame Besprechung, war denkbar, zu der nicht ein Faß Bier aufgelegt wurde. Eine besondere Ausbildung hat ferner das Kneipleben unter unserer akademischen Jugend erlangt. Bei keinem Volke können wir ähnliche Zechgelage finden, wie sie unsere Studenten haben. Gesang und andere Bräuche, die sich daran knüpfen, gehen wie die Namen dieser Bräuche zum Teil auf die ältesten Zeiten zurück. Wie noch heute ein feierliches Gelage mit dem sogenannten „Anstich“ eröffnet wird, so lehrte einst die nordische Brynhilde den jungen Sigurd: „Den ersten Becher sollst du segnen“, und bei jedem größeren Feste wurde das erste Horn oder der erste Becher den Göttern geweiht. Und wie heute noch lästerhafte Worte beim Gelage in eingewurzeltem Gerechtigkeitssinn mit dem Ausschluß des Lästernden bestraft werden, so saß nach der alten Fridthjofssaga bei König Angantyr ein Mann beim Gelage abseits von den anderen und mußte Wacht halten und ein Horn nach dem anderen leeren. In dem deutschen Zechgelage paart sich deutscher Frohsinn mit dem alten germanischen Erbfehler, der Trunksucht. Getrunken wird dabei meist Bier, das echt nationale Getränk der Deutschen. Nur in den Weingegenden West- und Süddeutschlands überwiegt der Wein. Ganz besonders ist Bayern das Land des Bieres und des Zechens, weshalb man auch im Auslande, so in Dänemark, das in der Heimat nach deutscher Art gebraute Bier schlechthin „Bayrisch“ nennt.

Zu solch gemeinsamem Trunke vereinen sich nach gethaner Arbeit die Dorf- oder Gruppen von Stadtgenossen. Nicht selten hat jeder im Wirtshaus einen bestimmten Tisch, den „Stammtisch“, ja oft einen bestimmten Platz, an dem er sitzt. Auch hieraus spricht der konservative Sinn unseres Volkes. Selbst die ältesten Leute zieht es zur bestimmten Stunde nach dem Wirtshause. Man kann beobachten, daß drei, vier oder mehr ältere Herren stundenlang zusammensitzen, oft ohne ein Wort zu sprechen; und doch gehen sie auch an einem solchen Abende befriedigt auseinander. In der Regel unterhält man sich über Personen oder Dinge, die öffentliche Angelegenheiten

betreffen. Daneben liebt man es jetzt auch mehr, zu politisieren, als früher. Je nach der Gemütsart der Teilnehmer verlaufen die Gespräche ruhig oder erregt. In letzterem Falle kommt es nicht selten zu Raufereien und Schlägereien. Ganz besonders berüchtigt sind in dieser Beziehung die Oberbayern, deren heftige Gemütsart häufig in Thätlichkeiten Ausdruck findet.

Neben der Freude am Trinken hat sich auch noch das andere Erblaster unserer Vorfahren bis auf den heutigen Tag in alter Frische erhalten: die Spielsucht. Würfel- und Kartenspiele, also Beschäftigungen, bei denen mehr oder weniger der blinde Zufall herrscht, vertreiben noch vielen Tausenden in Deutschland die Zeit. Im Mittelalter und den späteren Jahrhunderten gehörte „ein Würfel und ein Karten" zum Handwerkszeuge der deutschen Landsknechte, und auch heute finden sich wenige Familien, die nicht im Besitze eines Kartenspieles sind. Das Würfelspiel ist wohl etwas zurückgetreten, um so mehr hat aber das Kartenspiel, zumal in Mitteldeutschland, wo sich Altenburg, das Land des Skates, befindet, an Gebiet gewonnen. Unter den Spielen, die Kraft und Gewandtheit erfordern, muß das Kegelspiel als spezifisch deutsches genannt werden: auch bei ihm zeigt sich nicht selten die altdeutsche Leidenschaft des Spielens. Im Gebiet des Böhmisch-bayrischen Waldes z. B. sind oft die Burschen vom Sonnabend Abend bis Montag früh mit ihm beschäftigt.

Kehren wir vom Wirtshause zur Familie zurück. Neben den Kindern gehören zu dieser die Dienstboten, das Gesinde. Es ist bereits S. 265 hervorgehoben worden, daß der Germane einen Sklavenstand in der römischen Auffassung des Wortes nicht gekannt hat. Wohl hatte auch er Unfreie, die ihm dienten und seinem Willen gefügig waren. Allein er war ihnen gegenüber jederzeit menschenfreundlich, und wie ihm selbst die persönliche Freiheit über alles ging, so ließ er diese auch seinen Untergebenen. Als dann die christliche Lehre von der menschlichen Behandlung der Dienstleute zu den germanischen Stämmen kam, so deckte sie sich ganz mit seinen Grundanschauungen und fand deshalb widerstandslos Aufnahme. So entwickelte sich das schöne Verhältnis zwischen Dienstherrn und Dienstboten, wie es sich noch heute bei fast allen germanischen Stämmen zeigt, wie es in den Städten in dem Verhältnisse zwischen Meister und Gesellen seinen Widerhall gefunden hat. Der Dienstbote ist kein Fremdling im Hause. Schon der Empfang ist nicht kalt oder gar verletzend. In vielen Orten West- und Mitteldeutschlands wird der Dienstbote von seinem neuen Herrn abgeholt, in altsächsischem Gebiete wird die Magd am Herde feierlichst empfangen, fast überall werden die Dienstleute in freundlicher Weise in ihr neues Amt eingeführt. Der Hausherr hat für ihr körperliches wie für ihr seelisches Wohl zu sorgen, und er kommt dieser Pflicht meist mit deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit nach. Keine Morgen- oder Abendandacht, kein Tischgebet wird ohne die Dienstleute gesprochen. Am Sonntag müssen sie wie die Herrschaft ins Gotteshaus gehen. Auf moralische Fehler oder Vergehen macht sie der Bauer oder der Wirt, Baas, Meister aufmerksam und weist sie auf den Weg des Rechten: das hohe ethische Pflichtgefühl des Deutschen steht hier im Dienste des Mitgefühls für den irrenden Nächsten. Die Mahlzeiten werden noch hier und da von der Herrschaft und den Dienstleuten gemeinsam eingenommen; in althergebrachter Rangfolge sitzt dann die ganze Familie vom Hausherrn bis zum Tagelöhner und Knaben an einem Tisch. Auch für die Erholung, für die Zukunft der Leute sorgen Hausvater und Hausmutter. An bestimmten Tagen, an den Jahrmärkten, dem Kirchweihfeste, den Feiertagen, besonders von Weihnachten bis Neujahr, sind sie ihr eigener Herr. In der Regel erhalten sie an diesen Tagen auch noch Geschenke, aber nicht solche, die eitler Tand sind, sondern Gegenstände, die zur Gründung des eigenen späteren Haushaltes unbedingt notwendig sind, so vor allem Wäsche; denn anders läßt es der

praktische Sinn des Deutschen nicht zu. Auf der anderen Seite sind aber auch die Dienstleute nicht teilnahmlos gegen das, was die Herrschaft betrifft. Sie zeigen in jeder Beziehung Anhänglichkeit, Treue und Ergebenheit, sind nicht selten dem Herrn Ratgeber, nehmen an allen Freuden und Leiden, an allen Besorgnissen und Hoffnungen der Familie regen Anteil und sind jederzeit bereit, den Willen ihres Herrn zu erfüllen. Wenn heute vielfach über die Dienstleute, namentlich in den Städten, geklagt wird, so liegt die Schuld auf beiden Seiten: der Herrschaft ist leider nur zu oft der deutsche Gerechtigkeitssinn und das deutsche Herz für die Mitmenschen abhanden gekommen, den Dienstboten aber die alte Ehrfurcht und Treue, die zu den Kardinaltugenden des deutschen Volkes gehören.

Dieser Gerechtigkeitssinn des Deutschen, verbunden mit reiner Herzenseinfalt und innigem Mitleid, offenbart sich aber nicht nur in dem Verhältnis des Herrn zum Knecht, sondern auch im Verhältnisse der einzelnen Mitglieder der Gemeinde zu einander. Offen und ehrlich kommt man dem Nachbar entgegen und verlangt von ihm Gleiches. In einzelnen Gegenden, wie z. B. in Tirol, wird noch heute weder Thür noch Thor am Abend verschlossen. Bei der Verteilung des gemeinsamen Wiesenlandes oder Waldes, die sich in Norddeutschland bis zur Gegenwart erhalten hat, sieht man streng auf gerechte Behandlung des Einzelnen: nach altgermanischer Weise schneiden die zur Teilung Berechtigten auf Holzstäbchen ihre Hausmarke ein; diese Holzstäbchen werden dann im Dorfkruge in einen Hut geworfen und von dem Ältesten einzeln herausgenommen. Wessen Los zuerst gezogen wird, erhält Anteil 1 u. s. w. Die Gemeindemitglieder sorgen auch gemeinsam dafür, daß jedem sein Eigentum bleibt. Maßt sich einer fremdes Eigentum an, oder übervorteilt er auf andere Weise seine Nachbarn, so empört sich das Rechtsgefühl, aber auch der genossenschaftliche Sinn des Volkes gegen ein solches Gebaren. Hieraus erklären sich die Volksgerichte, die wir im Mittelalter allgemein in Deutschland verbreitet finden, und die noch heute im bayrischen Haberfeldtreiben fortleben. Auf der anderen Seite unterstützt man nach Kräften die Mitglieder der Gemeinde, die durch unverschuldete Verhältnisse in Not geraten sind. Nach einer Feuersbrunst trägt jeder dazu bei, das Haus wieder aufzubauen; bei Krankheiten helfen die Nachbarn das Feld bestellen; bei Vernichtung der Saaten unterstützen sie sich durch Vorschießen von Aussaatgetreide u. dgl. Wer unrecht thut oder geizig ist, wird von den anderen verachtet; nach dem Glauben des Volkes findet weder der eine noch der andere im Grabe Ruhe, und der Deutsche, der Ruhe im Äußeren wie im Inneren so hoch schätzt, sieht dies für eine furchtbare Strafe an. Auch der Bettler wird nicht hartherzig behandelt. Er ist in der Auffassung des deutschen Volkes ein bedauernswerter Mensch, der auf alle Fälle, mag er verschuldet oder unverschuldet ins Unglück gekommen sein, das Mitleid der Mitmenschen verdient. Und die Armen der Gemeinde sind noch vielenorts den Bemittelten geradezu ans Herz gewachsen: bei besonderen Festlichkeiten, wie bei Hochzeiten oder zu Weihnachten, in katholischen Ländern vor allem am Allerheiligentage, vergißt man sie nie: an diesen erhalten alle doppelte Spende.

Wie in seinem häuslichen Leben, wie bei seiner Alltagsarbeit zeigt der Deutsche auch einen unerschütterlichen Hang zum Alten bei der Feier seiner Feste. Wollen wir unser Volk von dieser Seite kennen lernen, so dürfen wir uns nicht in den Mauern der Großstädte umschauen, wo Handel und Industrie und ein krankhaftes Ringen nach Reichtum die Oberhand gewonnen haben, sondern wir müssen auf das flache Land, in die Berge und in die kleinen Städte gehen. Hier herrscht noch das alte fröhliche Treiben, hier leben noch die alten Feste, an denen jung und alt, vornehm und gering in gleicher Herzlichkeit teilnehmen.

In ähnlicher Weise wie bei der Feier, die sich an die wichtigsten Familienereignisse knüpft, zeigt sich der deutsche Charakter auch bei den Sitten und Gebräuchen, die das **kirchliche Jahr** oder der **Wechsel in der Natur** bedingt hat. Nicht aus gleicher Quelle sind sie geflossen, nicht zu gleicher Zeit sind sie entstanden: die einen haben ihren Ursprung in grauer Vorzeit, als unsere Vorfahren noch Heiden waren und in der freien Natur ihre Götter verehrten, andere hat uns die Berührung mit fremden Völkern, besonders mit den Römern, gebracht, noch andere die christliche Religion. Daher kommt es auch, daß wir manches Fest mit unseren Nachbarn und anderen Völkern gemein haben, und daß sich manche Sitte, mancher Festbrauch auch anderorts in gleicher oder ähnlicher Weise findet wie bei uns. Allein die Übereinstimmung ist zum größten Teil nur äußerlich; es lassen sich bei den Sitten und Gebräuchen der deutschen Jahresfeste gewisse Grundzüge feststellen, die sich bei allen wiederholen, und die wir in ähnlicher Weise bei den anderen Völkern nicht wahrnehmen können. Was auch dem Deutschen Veranlassung zum Feste gegeben haben mag, woher auch die Form gekommen ist, er hat diese mit seinen Anschauungen vom Leben und vom Lebensgenuß, mit seinem Gemüt, mit seinem ganzen Wesen erfüllt. So ist auch das fremde Fest ein echt deutsches geworden, wie es sich z. B. beim schönsten aller Feste, beim Christfeste, zeigt.

Und diese Feste sind dem Deutschen geradezu ein Bedürfnis, weil zwei seiner charakteristischsten Eigenschaften, Gemüt und Humor, darin zum Ausdruck kommen können. „Fröhlich und guter Dinge sein“, sagt im Anfang des 16. Jahrhunderts Johannes Agricola in seinen Sprichwörtern, „wohlleben, herrlich essen und trinken ist löblich, wenn's selten geschieht; wenn es aber täglich geschieht, so ist es sträflich. Wir Deutsche halten Faßnacht, St. Burchard und St. Martin, Pfingsten und Ostern für die Zeit, da man soll für andern Gezeiten im Jahre fröhlich sein und schlemmen; Burchards Abend um des neuen Mosts willen, St. Martin um des neuen Weins willen; da brät man feiste Gans und freut sich alle Welt. Zu Ostern bäckt man Fladen. Zu Pfingsten macht man Laubeshütten, und man trinkt Pfingstbier wohl acht Tage. Zu den Kirchmessen oder Kirchweihen gehen die Deutschen vier, fünf Ortschaften zusammen; es geschieht aber des Jahres nur einmal, darum ist es löblich und ehrlich, sintemal die Leute dazu geschaffen sind, daß sie freundlich und ehrlich untereinander leben sollen.“

Je nach dem Ursprung des Festes überwiegt die ernste oder heitere Feier; dort offenbart sich die Tiefe des deutschen Gemütes, hier frischer Humor, Sorglosigkeit und ungebundene Lebenslust, vor allem die Freude an der Natur, an Tanz und Sang. Da nun aber die meisten Feste Vermischungen alter Volksfeste und kirchlicher Feste sind, so zeigt sich bei den meisten das deutsche Wesen nach beiden Seiten hin, nach der ernsten und nach der heiteren. Doch überwiegt fast durchgängig die heitere Feier, zumal da sie entschieden die ältere ist.

Ferner zeigt sich der Deutsche bei der Feier seiner Feste allem äußeren Prunke abhold. Ihm kommt es auf die Sache an und nicht auf die Form. Großartige Aufzüge, wie wir sie namentlich bei den Festen der romanischen Völker so oft finden, sind dem deutschen Volkscharakter zuwider. Daher hat z. B. der Karneval in vielen Gegenden, besonders in dem protestantischen Norden, nie Eingang gefunden; wo man versucht hat, ihn einzuführen, wie in Leipzig und Berlin, hat er nur wenige Jahre ein Scheindasein gefristet, und auch in den katholischen Ländern im Süden und Westen Deutschlands zeigt er einen wesentlich anderen Charakter, als wir ihn in den Städten Italiens antreffen. Vor allem ist es der Nordwestdeutsche, der nichts von dem äußeren Prunke wissen will; er zeigt auch nach dieser Richtung, daß er den alten Volkscharakter am reinsten bewahrt hat.

Wenn wir im folgenden auf das deutsche Volkstum eingehen, wie es sich in den Sitten und Gebräuchen an den einzelnen Festtagen zeigt, so dürfte es geraten sein, vom kirchlichen Jahre auszugehen. Die volkstümlichen Feste sind fast durchweg im Laufe der Zeit auf Tage kirchlicher Feste verlegt worden, auch wenn sie von Hause aus nicht mit diesen zusammenfielen.

Unser Kirchenjahr eröffnet die Advents- und Weihnachtszeit. Sie nimmt ihren Anfang mit dem Andreasabende (30. November) und endigt mit dem Tage der heiligen drei Könige (6. Januar). Es ist die frohe Zeit schlechthin, eine Zeit, die bei keinem anderen Volke in ähnlicher Weise gefeiert wird wie bei uns. Im Mittelpunkte dieser Tage steht das Christfest, und dieses ist ein echtes deutsches Familienfest geworden, das sich der Deutsche im Laufe der Zeit gestaltet hat, wie es seinem Gemüte am meisten entspricht. Die Feier im engen Kreise der Familie unter dem Schimmer des Tannenbaumes, mit dem gleichsam ein Stück Natur in die behaglichen Räume des Hauses getragen ist, die Freude am Geben, die Lust an Essen und Trinken und an besonderem Gebäck, und daneben der Besuch der heiligen Kirche und die Freude am Gesange der Christlieder (s. die beigeheftete Tafel „Deutsche Weihnacht, von Ludwig Richter“), alles das sind Züge, die in der Seele des germanischen Volkes gewachsen und zu einem harmonischen Ganzen vereint sind. Wir wissen heutzutage, daß unsere Weihnachtsfeier in der jetzigen Form durchaus nicht alt ist. Im Mittelalter hat man von ihr nichts gewußt, und unser Lichterbaum, der heute gewissermaßen den Mittelpunkt des Festes bildet, hat sich erst in diesem Jahrhundert über fast alle Länder verbreitet, wo Deutsche wohnen; in den früheren findet er sich nur vereinzelt, und vor dem siebzehnten ist er überhaupt nicht nachweisbar. Und ebenso steht es mit dem Verteilen der Gaben unter dem Christbaum. Noch Sebastian Franck in seiner Weltchronik kennt diesen Brauch am Weihnachtstage nicht; er erzählt nur, daß es zu seiner Zeit gang und gäbe sei, am Neujahrstage Geschenke zu machen, eine Sitte, die wir ja auch bei anderen Völkern antreffen. Im Mittelalter und den folgenden Jahrhunderten stand beim eigentlichen Christfest die kirchliche Feier im Vordergrunde, aber daneben finden wir in der ganzen Weihnachtszeit eine Menge Sitten und Gebräuche, die sich auch heute noch erhalten haben, und die zum Teil sicher bis in die heidnische Zeit unserer Vorfahren zurückreichen.

Diese Sitten und Gebräuche, die wir in der Weihnachtszeit bei allen germanischen Völkern beobachten können, sind verschiedenen Ursprungs: die einen stammen, wie bemerkt, aus der heidnischen Zeit der Germanen, andere hat die Einführung des Christentums mit sich gebracht, noch andere sind erst in späthistorischer Zeit entstanden oder in Anlehnung an andere Festgebräuche geschaffen worden. Schon unseren heidnischen Vorfahren waren die Wochen, da die Natur abgestorben war und sich zu neuem Leben vorbereitete, eine heilige Zeit. Das waren die Tage, wo die Geister, die Seelen der Abgeschiedenen, ihr Wesen mehr als sonst trieben. Im Freien, vor allem in den Wäldern, heulten die Stürme: diese mögen die erste Veranlassung zum Glauben an den Spuk der Geister gegeben haben. Bald fuhren diese allein, bald vom Wind- und Totengotte oder von dessen Frau geführt, durch die Lüfte. Bis auf den heutigen Tag haben sich jene alten Mythen vom wütenden oder vom Wodesheere oder vom wilden Jäger erhalten, denen sich die von der Frau Holle oder Perchta zur Seite stellen. Zu Ehren dieser fahrenden Geister und ihres Führers oder ihrer Führerin fanden Opfer und Opferschmäuse statt. Für diese war die Zeit besonders geeignet: das Vieh sowohl wie die Äcker lagen in Ruhe, und demnach hatte auch der Mensch wenig Arbeit. Der Mangel an Futter und der Haushalt hatten dann weiter gefordert, daß ein Teil der Haustiere eingeschlachtet worden war, und so waren Mittel für die Feier des Festes genügend vorhanden. An diesen Opferschmäusen nahmen die Geister selbst



Deutsche Weihnacht, von Ludwig Richter.

Nach einem Holzschnitt von A. Gaber in „Beschauliches und Erbauliches", Leipzig 1879.

teil: an gewissen Orten, besonders an Kreuzwegen, tafelte man ihnen auf; ihr Führer erhielt auf der für ihn bestimmten Opferstätte seinen Anteil. War jemand während des verflossenen Jahres in der Familie gestorben, so wurde ihm an dem Platze, wo er bei Lebzeiten zu sitzen pflegte, der Tisch gedeckt. In jener Zeit trieben auch Geisterbanner und Wahrsagerinnen ganz besonders ihr Wesen, denn die Seelen der Abgeschiedenen konnten in ferne Gegenden und in die Zukunft sehen und waren dem dienstbar, der es verstand, sie durch Zauber festzuhalten. Die erregte Phantasie glaubte dann jene Geister mit Augen zu schauen, bald in menschlicher, bald in tierischer Gestalt. Diese Erscheinungen wurden von den Menschen festgehalten: sie ahmen sie selbst nach und zeigen sich dann ihren Mitmenschen in allerlei Karikaturen.

Alle diese Züge altgermanischen Glaubens und Kultes können wir noch heute in den Sitten und Gebräuchen, im Aberglauben zur Weihnachtszeit bei unserem Volke wiederfinden. Es ist besonders die Zeit der Zwölf Nächte oder der Unternächte, d. h. der Zwischennächte, wie sie der Vogtländer nennt, oder der Lostage, d. h. der Schicksalstage, an denen wir sie beobachten können. Diese Tage fallen in den einzelnen Gegenden Deutschlands verschieden. Wohl unter christlichem Einflusse sind sie als die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstag festgelegt worden; in Schlesien sind es die zwölf Tage vor Weihnachten, in Mecklenburg und Franken die zwölf ersten Tage des neuen Jahres. Nach christlicher Umdeutung treiben die Hexen an ihnen ihr Wesen. Die Geister fahren noch heute im Glauben des Volkes durch die Lüfte, nicht selten vom Teufel geführt. Daher muß man an diesen Tagen das Vieh im Auge behalten, muß ihm besonderes Futter geben, muß vor der Schwelle seines Stalles oder an die Wand das Kreuz oder den Drudenfuß befestigen oder zeichnen. Auch die Bäume des Gartens werden mit Stroh umwunden, damit ihnen die Geister nichts anhaben können und sie im nächsten Jahre reiche Frucht tragen. Die Alltagsarbeit muß ferner zu dieser Zeit ruhen: in ganz Norddeutschland herrscht noch heute der Glaube, daß der wilde Jäger dem Schaden zufüge, der arbeite, und wenn an diesen Tagen das Mädchen am Spinnrocken sitzt, dann kommt Frau Holle oder der Wod und zerzaust die Spinnerin oder besudelt sie und den Rocken mit Pferdemist. Im altfränkischen Gebiet kommt Ungezieser oder Krankheit in das Haus, in dem während der Zwölf Nächte gearbeitet worden ist, oder der Wolf fährt in die Herde des Besitzers. In den katholischen Ländern Oberdeutschlands geht der Hausvater durch alle Gemächer, Ställe und Wirtschaftsgebäude seines Besitztumes, besprengt sie mit Weihwasser und durchräuchert sie mit Weihrauch, weshalb hier diese Tage Rauch- oder Rauhnächte genannt werden. Aber auch diese Sitte, in der alter heidnischer Aberglaube und christliche Frömmigkeit einen merkwürdigen Bund eingegangen sind, ist, wie alle anderen jener Zeit, nicht auf zwölf Tage beschränkt, sondern erstreckt sich auf den ganzen Zeitraum von St. Andreas bis Epiphanias.

Die Weihnachtszeit ist ferner im Volksglauben die Zeit der Weissagung, die Zeit des Zaubers. Daher die Bezeichnung Lostage. Mit dem Andreasabende beginnt diese Zeit der allgemeinen Prophetie, hinter der etwas mehr steckt als ein kindischer Scherz: es ist der naive Wunsch unseres Volkes, hinter den Schleier der Zukunft zu schauen, ein Zug, der in erster Linie unserem weiblichen Geschlechte eigen ist. Erwachsene, unverheiratete Mädchen sind es vor allem, die an diesen Tagen eine Frage an das Schicksal stellen und zu erfahren suchen, ob sie ihr Lebensziel, die Verheiratung, im kommenden Jahr erreichen werden, und was für ein Mann ihnen zugedacht sei. Am meisten verbreitet ist die Sitte des Bleigießens: aus der Form, die das geschmolzene Blei annimmt, wird die Gestalt oder die Beschäftigung des Zukünftigen erschlossen. Hinter den Rücken geworfene Apfelschalen zeigen den Anfangsbuchstaben des zukünftigen

Bräutigams. In den meisten Gegenden Deutschlands findet sich ferner das Schuh- oder Pantoffelwerfen. Die Mädchen werfen, mit dem Rücken nach der Thür gekehrt, einen Schuh hinter sich; liegt dieser mit der Spitze nach der Stube zu, so kommt im folgenden Jahre der Bräutigam. Die Richtung der Schuhspitze weist dabei noch auf die Gegend, woher er kommt. Die mannigfachsten Mittel hat sich bei dieser Art des Orakels die kindliche Phantasie des Volkes ausgedacht, um durch sie die Zukunft zu erfahren. Dabei ist man auch auf Dinge gekommen, die von dem Gemüte unseres Volkes Zeugnis geben: die Tiere, für die das Mädchen zu sorgen hat, besonders Hühner und Schweine, geben ihm an diesen Lostagen auch die beste Auskunft. So geht die Jungfrau in vielen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands des Nachts an den Hühnerstall und klopft dreimal an die Thür; meldet sich zuerst der Hahn, so macht sie in diesem Jahre Hochzeit, meldet sich dagegen die Henne, so bleibt sie noch ledig. Auch zum Wasser, in dem ja nach der Auffassung des Deutschen geheimnisvolle Geister walten, wird oft die Zuflucht genommen: gewisse Brunnen oder Quellen zeigen dem Mädchen in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr das Bild des zukünftigen Geliebten.

Solches Schicksalsfragen, das tief in unserem Volkstum wurzelt, wird nicht nur am Andreasabend, sondern auch am Thomastage, am Christabend, am Silvester vorgenommen. Aber nicht nur für die Mädchen, sondern für das ganze Volk sind diese Tage Schicksalstage. Was in den Zwölf Nächten geträumt wird, geht zweifellos in Erfüllung. Besonders die bäuerliche Bevölkerung achtet genau auf die Erscheinungen in dieser Zeit. So schneidet man z. B. fast in ganz Mitteldeutschland eine Zwiebel in zwölf Stücke, bestreut diese mit Salz und legt sie so der Reihe nach hin, durch jedes einen Monat bezeichnend; derjenige Monat, auf dessen Stück das Salz besonders feucht ist, wird naß sein. Andernorts thut man dasselbe mit zwölf Nußschalen, die mit Salz gefüllt sind, oder mit Mehlhäufchen. Eine besondere Rolle spielt in Oberdeutschland bei diesem Orakel der Schatten. Sieht man seine Gestalt am Christabend an der Wand ohne Schatten, oder kann man beim Heimgange von der Mette seinen eigenen Schatten schauen, so stirbt man im folgenden Jahre. Auch dieser Aberglaube wuchert in unzähligen Gestalten und steckt so tief in unserer Volksseele, daß vielenorts selbst der Gebildete und Aufgeklärte unwillkürlich in seinem Banne steht.

Der Weihnachtszeit eigentümlich sind weiter das **Auftreten und die Umgänge verschiedener Gestalten**, denen man meist Namen aus der Heiligengeschichte gegeben hat, und die Weihnachtsspiele, in denen diese und ähnliche Personen erscheinen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie an die Stelle älterer, heidnischer Vorbilder getreten sind, denn Konzilien, Bußordnungen und Satzungen der Fürsten eifern im frühen Mittelalter unausgesetzt gegen den Mummenschanz in der Weihnachts- und Neujahrszeit, den sie als heidnisch bezeichnen und auszurotten suchen. Man hat den alten Gestalten nur neue Namen, neue Form gegeben, sonst läßt man sie, auch hier zäh am Hergebrachten festhaltend, nach wie vor schalten und walten. In ihnen zeigt sich aber ein Stück Gemüts- und Geistesleben unseres Volkes; sie geben Zeugnis von seinem frischen Humor, von seinen gesunden pädagogischen Grundsätzen, aber auch zugleich von seiner tiefen Religiosität. Nicht überall sind christliche Personen an Stelle der altheidnischen getreten; namentlich in Norddeutschland hat sich auch in diesen Anschauungen bis heute das Alte erhalten. Hier huscht noch der alte Schimmelreiter durch die Straßen, ein Bursche, dem vor die Brust ein Sieb mit langer Stange gebunden ist, an der sich ein Pferdekopf befindet. Ihm gesellt sich in Pommern der Klapperbock zu, der wie der skandinavische Julbock die Kinder, welche nicht beten können, stößt und erschreckt. Jener wirft unter die Kinder Äpfel und Nüsse, wodurch

er sie mit seiner abschreckenden Gestalt zu versöhnen sucht. In Schwaben erscheint der Schimmelreiter als Pelzmärte oder Buzegraale. In einem großen Teile Mittel- und Süddeutschlands ist an seine Stelle Knecht Ruprecht, in anderen Gegenden, vor allem im nordwestlichen und südlichen Deutschland, der Kalenderheilige Nikolaus getreten. Am ersten Adventsonntage pflegt er seinen ersten Umgang zu halten, andernorts am 6. Dezember. In manchen Gegenden begleitet ihn das Christkindlein, in Oberdeutschland auch hier und da die Perchta. Dann bestraft er die faulen und ungezogenen Kinder, während das Christkind die guten und fleißigen belohnt. Nicht immer zeigt auch dieser Weihnachtsmann, zumal wenn er allein auftritt, ein erschreckendes Äußere. Schon in Mitteldeutschland hat dies eine mildere Form. Hier ist Knecht Ruprecht meist eine alte, ehrwürdige Gestalt, mit langem, weißem Bart, und erweckt mehr Ehrfurcht als Schrecken. In den katholischen Gegenden Oberdeutschlands erscheint St. Nikolaus im Bischofsgewand, mit der Bischofsmütze und den Bischofsstab in der Hand. Dann gibt er auch nicht selten gute Lehren und ermahnt die Kinder zum Fleiß und Gehorsam. Oft teilt er dabei nicht nur Äpfel und Nüsse, sondern auch Backwerk und Geschenke aus. Wird doch in verschiedenen Gegenden West- und besonders Nordwestdeutschlands am St. Nikolausabend feierlichst durch den St. Nikolaus beschert.

So ist überall die alte Geisterwelt unserer Vorfahren von christlichen Formen umkleidet, von ethischen Gedanken durchtränkt. Aber sie hat sich stellenweise auch noch in alter Form erhalten. Hierher gehört vor allem der Spuk, den man in Oberdeutschland während der Knöpflesoder Bosselnächte, wie sie der Schwabe nennt, treibt. Da thun sich junge Leute oder Kinder zusammen, lärmen durch die Straßen, klopfen mit Hämmern und Ruten an die Thüren und werfen Erbsen oder Linsen an die Fenster der Häuser. Das geschieht an den Donnerstagen in der Adventszeit.

Eine schöne Sitte, die wir heute nur noch in einzelnen Gegenden Oberdeutschlands finden, sind die deutschen Weihnachtsspiele. Wir können sie bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen; sie sind einst viel verbreiteter gewesen als heute. Sie sind unter sich ziemlich verschiedenartig nach der Örtlichkeit und der Art und Weise ihrer Aufführung, aber nur eines wollen sie alle bezwecken: die Darstellung und Feier der Geburt Christi. In diese Spiele haben ihre Verfasser, schlichte Männer aus dem Volke, ihre Auffassung von der Menschwerdung Christi gelegt, und so hat man diese Dichtung mit vollem Rechte „ein wichtiges Stück alten deutschen Volkstums“ genannt, „aus dem man deutsche Art in Gedanken und Worten erkennen kann“.

Im Mittelpunkte der Weihnachtszeit steht heute die Feier der Geburt Christi. Nach den gottesdienstlichen Vorschriften des römischen Bischofs Liberius ist der Tag der Menschwerdung Christi, der früher ganz verschieden gefeiert wurde, im Jahre 354 auf den 25. Dezember festgelegt worden, und seitdem wird an diesem Tage, wie in der ganzen abendländischen Kirche, auch bei den germanischen Völkern das Christfest gefeiert. Mitten in der Zeit, wo die Natur abgestorben zu sein scheint, in den Tagen, die schon in heidnischer Zeit Festtage waren, das Geburtsfest des Heilandes zu feiern, der die Menschheit vom Wahne der Finsternis befreit hat, das Fest, an dem sich der Mann zu einem Kinde herabließ, um es zu verehren, an dem die Kinder gleichen Anteil nehmen wie die Erwachsenen, das war ein Gedanke, der die tiefsten Saiten unserer Volksseele anschlagen und freudig von ihr aufgenommen werden mußte. Wohl ist lange Zeit das Christfest ein überwiegend kirchliches Fest gewesen, aber aus ihm heraus und neben ihm hat sich ein Familienfest entwickelt, wie wir es bei keinem anderen Volke finden: das Weihnachtsfest in seiner heutigen Form ist der lebhafteste Ausdruck deutschen Gemütes am deutschen Herde, die

schönste Poesie, die ein ganzes Volk besitzt. Wir brauchen nicht zu suchen und zu prüfen, ob die einzelnen Sitten und Gebräuche, die heute unser Weihnachtsfest zu einem echten Familienfeste stempeln, germanisch-heidnischen oder christlichen oder fremden Ursprungs sind: mögen sie ererbt oder von außen gekommen sein, sie hätten sich nicht erhalten oder wären nicht aufgenommen worden, wenn sie in der Seele des deutschen Volkes keinen Widerhall gefunden hätten.

Schon Wochen vor dem eigentlichen Festtage zieht durch die Zurüstungen auf das Fest ein Stück Poesie in fast jedes Haus. Bei verschlossenen Thüren werden die Gaben für die Angehörigen vorbereitet. Selbst den Familienvater fesselt es an diesen Tagen und Abenden mehr an das Heim und an eine außergewöhnliche Arbeit als sonst. Unter den Kindern herrscht Heimlichthun und Flüstern, Sehnsucht und erwartungsvolle Freude. Dem Mitgefühl für die darbenden Mitmenschen ist zu keiner Zeit das Herz so geöffnet wie in diesen Wochen. Auf der Straße und in den Stuben hört man fast zu allen Zeiten aus dem Kindermunde das Lied vom Christkindlein, von der Heiligen Nacht und vom grünen Tannenbaume. Und wenn dann auf dem Markte des Ortes mitten im Winter ein flüchtiger Fichten- oder Tannenwald entsteht und im Hause Nüsse und Äpfel vergoldet und der Weihnachtsstollen gebacken wird, da erreicht die Spannung des kindlichen Gemütes ihren Höhepunkt, und die Stunden bis zum Christabend werden gezählt, wo Vater oder Mutter die Kinderschar zu den mit Äpfeln, Nüssen und anderem Naschwerk geschmückten Lichterbaum ruft, unter dem das Festgebäck aufgetafelt ist, die Festgaben ausgebreitet sind. Der Ruf unter den Christbaum ist zugleich das Zeichen zum Beginn der Familienfeier. Zuvor jedoch muß fast in allen Gegenden Deutschlands nach alter guter Sitte (und gottlob hat sich diese auch in den größeren Städten in ihrer Frische erhalten) das Gotteshaus besucht und hier das Evangelium von der Menschwerdung Christi angehört werden. Mag das Gehöft auch noch so entfernt von der Kirche liegen, mag es draußen auch noch so sehr schneien und wettern, ein Christfest ohne Besuch der Christmette ist noch in vielen Gegenden Deutschlands undenkbar, ebensowohl im katholischen Süden wie im protestantischen Norden. Und mit der Herrschaft muß sich auch das Gesinde an diesem Kirchgange beteiligen.

Unter allen Gebräuchen am Weihnachtsfeste knüpft sich an den **Lichterbaum** die schönste Poesie. Um seinem Magdale wenigstens diese nicht zu zerstören, wurde der Pecherlenz, der sein Lebtag keinem ein Haar gekrümmt hatte, zum Waldfrevler und betäubte die Stimme des Gewissens, die ihn warnte, das Christbäumlein im Walde seines Herrn abzuschneiden (Rosegger). Weder in der Hütte noch im Palast darf heute der leuchtende Tannenbaum fehlen. Er ist noch nicht so alt, wie man glauben könnte. Die ältesten Nachrichten von dem Tannenbaum auf dem Weihnachtstische stammen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und weisen nach dem Elsaß, nach der Umgebung von Straßburg. Damals prangte der Baum nur mit Rosen aus buntem Papier, Flittergold, Zuckerwerk, Äpfeln und dergleichen; die Lichter strahlten noch nicht von ihm herab. Auch im ganzen Jahrhundert werden sie noch nicht erwähnt; aus Schweden scheint diese Sitte während des Dreißigjährigen Krieges zu uns gekommen zu sein und sich dann ganz besonders im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts sehr schnell in allen Gegenden, wo die deutsche Zunge klingt, verbreitet zu haben. Die Liebe zur Natur, vor allem zu dem Walde, wurzelt ja tief in unserem Volke. Im Mittelalter herrschte allerorten der Glaube, daß ze wîhen nahten die Bäume blühten, ja daß die Apfelbäume Früchte trügen, und noch heute pflegt man Zweige von Obstbäumen am Andreastage zu pflücken und ins Wasser zu setzen, damit sie zu Weihnachten blühen. Solche Sehnsucht nach der Natur und solche Freude an ihr ließ die anfangs örtlich beschränkte Sitte, die grünen Bäume des Winters, Tannen oder Fichten, in die menschlichen

Wohnungen zu tragen, überall Anklang finden und sich schnell fortpflanzen. Zu dem Grün gesellte sich später der Glanz der Kerzen, die Licht und Freude in der Stube verbreiten sollten. Wo der Deutsche hinkommt, nimmt er diese Sitte mit. Als unsere Krieger 1870 auf Frankreichs Boden standen, da hat es wohl wenige Regimenter gegeben, die sich am Christabend keinen Tannenbaum angezündet hätten: das waren deutsche Weihnachten im Feindeslande.

Wie der Lichterbaum hat sich auch das Weihnachtsgeschenk in späthistorischer Zeit erst allmählich entwickelt. In Anlehnung an altrömische Sitte hat man früher am Neujahrstage sich gegenseitig beschenkt, wie es in den romanischen Ländern noch heute geschieht. Später ist vielenorts der Nikolaustag dazu verwendet worden. Am Christtage die Geschenke unter den Weihnachtsbaum zu legen, hat im protestantischen Deutschland seinen Ursprung. Heute fehlt das Christgeschenk wohl nirgends in deutschen Landen. Und überall, wo wir es finden, da zeigt sich auch, daß die Freude, zu geben, größer ist als die Freude, Gaben zu empfangen.

Wie an allen Tagen der Freude spielt auch am Christfest das Essen und Trinken bei dem Deutschen eine besondere Rolle. Vielenorts sind es ganz bestimmte Gerichte, die an diesem Tage gegessen werden; sie sind nach den einzelnen Gegenden verschieden, Fisch und Backobst treten vor allem hervor. Auch besonderes Gebäck muß am Christfest in der Familie genossen werden. Im östlichen Mittel- und Norddeutschland ist es der Christstollen, in Schwaben das Hutzelbrot, bei dem bayrischen Stamme das Klozenbrot, das in keiner Familie in dieser Zeit fehlen darf. Auch Honigkuchen gibt es an diesen Tagen fast in jedem Hause. Mit solchem Gebäck sucht man auch die Armen zu erfreuen. Aber nicht nur die darbenden Mitmenschen sollen Anteil an der allgemeinen Freude haben, sondern auch die Tiere erhalten an diesem Festtage besseres Futter als sonst. Eine besonders schöne Sitte, die wir vereinzelt auch in Oberdeutschland, allgemein bei unseren Stammesbrüdern in Norwegen finden, ist das Füttern der Vögel zu Weihnachten: hier gibt es fast kein Gehöft, wo wir nicht an den Zäunen oder auf den Dächern der Häuser und auf Bäumen ein Bündel Hafer befestigt sehen, damit die befiederten Bewohner der Luft ihren Hunger stillen können.

Mit diesem Zuge kindlichen Mitgefühls verlassen wir das deutsche Weihnachten und die Weihnachtszeit. Wie bei keinem anderen Fest läßt sich bei diesem der schroffe Gegensatz zwischen der germanischen und romanischen Rasse wahrnehmen: bei dieser steht die pomphafte Feier in der Kirche mit ihren rauschenden Klängen und ihrer äußeren Pracht im Mittelpunkt des Festes, bei jener verlebt man die Stunden des Festes im Familienkreise, hier wird das Auge gesättigt, dort bringt das Fest Nahrung für das Gemüt.

Man ist vielfach in dem Wahne, Weihnachten sei an die Stelle eines altgermanischen Festes getreten, das unsere Vorfahren einst zu Ehren der wiedererwachten Sonne gefeiert hätten. Nicht die geringste Andeutung spricht für diese Thatsache. Zur Zeit der Zwölf Nächte merkt der natürliche Mensch noch nichts von einer Rückkehr der Sonne, von der er überhaupt erst dann zu sprechen pflegt, wenn er die Wirkung ihrer erneuten Kraft auf die Natur und auf den Menschen empfindet. Und dazu sind die meist kalten und rauhen Tage des Januar wahrlich nicht angethan. Erst im Februar macht es sich allmählich fühlbar, daß wir uns wieder der Sonne nähern. Dies ist die Zeit, wo heute unter kirchlichem Einflusse die Fastnacht gefeiert wird: die Art und Weise der volkstümlichen Sitten und Bräuche, die wir an diesen Tagen bei allen deutschen Stämmen finden, läßt vermuten, daß an ihnen einst unsere Vorfahren der wiederkehrenden jungen Sonne entgegengejubelt und ihr Spenden der Freude dargebracht haben. Noch heute ist die volkstümliche Feier der Fastnacht, d. h. des Frühjahrsfeuerfestes, an keinen festen Tag

gebunden; sie muß in den meisten Gegenden Deutschlands einst im März stattgefunden haben und ist nur in einzelnen Gebieten unter kirchlichem Einflusse auf einen früheren Zeitpunkt festgelegt worden. Daher finden wir die ältesten volkstümlichen Bräuche auch nicht an die Fastnacht gebunden, sondern ganz allgemein in der Fastenzeit, die ja besonders in den März fällt.

Waren die deutschen Weihnachten ein beredtes Zeugnis für das Gemüt und den Familiensinn des deutschen Volkes, so zeigen uns die Sitten und Bräuche der Fastenzeit seine Freude an dem erwachenden Leben in der Natur, der es durch symbolische Handlungen, harmlosen Scherz und fröhliche Gelage Ausdruck zu geben sucht. Die Chronik des alten Klosters Lorsch berichtet, daß im März des Jahres 1090 die prächtige Kirche und ein großer Teil der Gebäude des Klosters durch Feuer vernichtet worden seien. Die Ursache dieses Unglücks war das Emporschleudern einer brennenden Holzscheibe bei einem am Abend der Frühjahrstag- und Nachtgleiche stattfindenden Volksfeste gewesen. Dies ist das älteste Zeugnis für das Scheibenwerfen oder Scheibenschlagen in der Fastenzeit, das wir ausschließlich in Oberdeutschland, aber auch sonst in keinem anderen Lande Europas, antreffen. Noch heute ist diese Sitte im schwäbisch-alemannischen Gebiete ziemlich allgemein, muß sich aber früher weiter nördlich auch über Franken erstreckt haben. Aus dieser Gegend haben wir aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts das Zeugnis des Johannes Bohemus Aubanus, der zwar nicht von einem Scheibenschlagen, aber dem diesem ähnlichen Scheibentreiben berichtet. Nach ihm erzählt davon Sebastian Franck in seiner „Wahrhaftigen Beschreibung aller Teile der Welt": „Zu Mitterfasten flechten sie ein alt Wagenrad voller Stroh, tragens auf einen hohen, jähen Berg, haben darauf den gantzen Tag ein guten Mut, mit vielerley Kurtzweil, singen, springen, dantzen, Geradigkeit und anderer Abentheuer, umb die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassens mit vollem Lauff ins Thal lauffen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel lief." Daß in diesem Rad die Sonne symbolisch dargestellt werden soll, unterliegt wohl keinem Zweifel. Sie muß sinnbildlich zugegen sein, wenn man zu Ehren ihrer Wiederkehr ein Fest feiern will, das sich ja allerorten an diese symbolische Handlung anschließt. Wie dieser Vorgang schon an und für sich ein Stück lebensvoller Poesie unseres Volkes ist, so wird er auch noch von der Poesie begleitet. Wo das Sonnenrad geworfen oder getrieben wird, da fehlt auch der Spruch nicht. So singen die Burschen am Feldberg, wenn sie die Scheibe schlagen:

„Schib, Schib, Schib,
Schib wol über de Rhi;
Weam soll denn die Schib si?
Die Schib got krumm,
Die Schib got grad,
Got reacht, got schleacht,
Sie got dem N. N. eaben reacht.
Got sie net, so gilt sie net."

In der Regel findet diese Feier am ersten Sonntage der Fastenzeit (Invocavit) statt, der nach ihr im Volksmunde Funkensonntag oder Schoffsonntag (d. h. Strohwischsonntag) heißt. Mit ihr verbunden ist das Anzünden von großen Strohfeuern, an denen man die Scheibe anbrennt. Die Strohfeuer in der Fastenzeit sind noch heute verbreitet, und zwar auch in Gegenden, wo man nichts mehr vom Scheibenschlagen weiß. Dort, wo wir das Scheibenschlagen nicht finden, wird in der Regel eine Strohfigur in dem Feuer verbrannt, in einigen Gegenden sogar eine lebende Katze. Jene Strohpuppe wird dann die „Hexe" genannt: sie ist wahrscheinlich eine symbolische Darstellung der dämonischen Mächte des Winters. Um das Feuer pflegen die Burschen und Mädchen zu tanzen und zu jubeln; hier und da schwingen jene dabei brennende Fackeln. Die gleichen Sitten und Bräuche sind auch in Norddeutschland allgemein verbreitet, nur finden sie hier nicht in der Fastenzeit, sondern erst in der Osterzeit statt. Diese zeitliche Trennung gleicher

Feier mit demselben religiösen Hintergrunde dürfte sich wohl daraus erklären, daß in Niederdeutschland das Weichen des Winters sich erst etwas später bemerklich macht als in Süddeutschland. Möglicherweise hat aber auch unter dem Einflusse der Kirche und der Fastnachtfeier in den südeuropäischen Ländern eine Verlegung der altdeutschen Frühlingsfeier auf eine frühere Zeit stattgefunden, da ja Oberdeutschland besonders mit Italien in einem viel regeren Wechselverkehr gestanden hat als Norddeutschland.

Auf einen ähnlichen alten Volksglauben wie die Frühjahrsfeuer ist das Todaustragen zurückzuführen, das wir in ganz Mitteldeutschland antreffen, und das auch die slawischen Völker teilweise von uns angenommen haben. Es findet in der Regel am Sonntag Lätare statt, der deshalb auch der Schwarze Sonntag oder der Rosensonntag heißt. In den meisten Gegenden ist das Todaustragen zu einem Kinderfest geworden. Die Knaben tragen eine Figur, welche den Tod, d. h. den Tod in der Natur, den Winter, darstellen soll, herum und verbrennen sie zuletzt oder werfen sie ins Wasser. Dabei singen sie:

„Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in den Kasten.
Heute ist Mittfasten.“

In mancherlei Gestalt und unter mancherlei Namen — so heißt er in Schlesien „der alte Jude“ — wird der Winter in den einzelnen Gegenden aus dem Dorfbezirk getragen. Nicht selten, besonders in Österreich, hat das Vertreiben des Winters Veranlassung zu dramatischen Scherzen gegeben. Burschen stellen dann Winter und Sommer dar, und beide beginnen untereinander einen Streit, der natürlich mit dem Sieg des Sommers endet. Der Winter zeigt sich in Pelzwerk und mit Pelzhandschuhen oder mit dem Dreschflegel, der Sommer dagegen in weißem, lichtem Gewande oder mit einer Sichel in der Hand. Jede dieser Gestalten hat eine zahlreiche Kinderschar in ihrem Gefolge, die den poetischen Worten der Streitenden lauscht. In Steiermark wird zwischen Sommer und Winter ein förmlicher Rechtshandel eingeleitet, der mit der Verurteilung des Winters schließt. In dem einen wie in dem anderen Falle knüpfen sich aber auch an diese symbolischen Darstellungen Tanz und Gelage am Abend.

Die Fastnachtszeit ist aber auch reich an einer weiteren Reihe harmloser Scherze, Vermummungen und Versteckspiele, die wir besonders in Süddeutschland finden, und die ihre höchste Blüte, fast möchte man sagen Ausartung, in den Karnevalen der großen Städte erlangt, die mehr oder weniger sich unter südeuropäischem Einflusse entwickelt haben und deshalb ein fremdes Reis am deutschen Stamme sind. Die Anfänge der Vermummungen in der Fastenzeit sind sicher alt, und in ihrer einfachen Weise entsprechen sie ganz dem deutschen Volkscharakter in seiner kindlichen, sonnigen Heiterkeit und Lebensfreude, wie er uns in den harmlosen Verkleidungen der Weihnachtszeit entgegengetreten ist. So geht das Hanseli im Schwarzwalde mit einem Fuchsschwanz auf dem Rücken und mit Flittergold geschmückt umher und verteilt unter die Kinder Nüsse und Äpfel, die es in einem Korbe bei sich hat. In Tirol wirft der Hudler in ähnlicher Weise Brezeln unter die Jugend und schlägt dann mit seiner langen Peitsche die um das Gebäck Streitenden. Vom flachen Lande sind diese harmlosen Belustigungen auch in die Städte gekommen, wo sie besonders die Zünfte gepflegt haben. Aus ihnen sind die Feste der Metzger, Böttcher, Küfer und anderer Innungen hervorgegangen, die fast durchweg in der Fastnachtszeit gefeiert wurden: am Tage durchzogen die Innungsgenossen in feierlichem Aufzuge die Stadt, und den Abend verbrachten sie dann unter Tanz und Gelage.

Der Winter ist vorüber, die Natur ist erwacht und prangt in frischem Grün, allerorten erklingt das Lied der muntern Vögel, Weg und Stege sind wieder gangbar: der Mai ist gekommen. Das sind die Tage, die von jeher das deutsche Gemüt in freudigste Stimmung versetzt haben, die die Dichter des Mittelalters über alle Freuden der Welt erheben.

„Sælic meie, dû aleine
trôstest al die welde gar“

singt Ulrich von Lichtenstein, und Walther von der Vogelweide:

Muget ir schouwen, waz dem meien	Könnt ihr schauen, was den Maien
wunders ist beschert?	Wunders all belebt?
Seht an pfaffen, seht an leien,	Seht die Pfaffen, seht die Laien,
wie daz allez vert.	Wie das alles lebt.
Grôz ist sîn gewalt:	Groß ist sein' Gewalt,
ine weiz obe er zouber künne;	Alles wird durch ihn vollbracht;
swar er vert in sîner wünne,	Wo er schwebt in seiner Pracht,
dân ist nieman alt.	Da ist niemand alt.
Uns wil schiere wol gelingen.	Frohsinn herrscht in allen Dingen.
wir suln sîn gemeit,	Fröhlich laßt uns sein,
Tanzen, lachen unde singen,	Laßt uns tanzen, lachen, singen
âne dörperheit.	Anstandsvoll und fein!
Wê wer wære unfrô,	Wer ist da nicht froh,
sît die vogelin alsô schône	Wenn die Vöglein also schöne
schallent mit ir besten dône?	Spenden ihre besten Töne?
tuon wir ouch alsô!	Thun wir auch also!

Was hier Walther anstimmt, ist das Echo der deutschen Volksseele. Keine Zeit wird von dem Volke, das so eng mit der heimischen Natur verwachsen ist, so freudig begrüßt wie die Maientage, und dieser Freude wird Ausdruck gegeben in mannigfaltigen Belustigungen, Sitten und Gebräuchen, die wir in gleicher oder ähnlicher Weise in allen Gegenden Deutschlands finden, und die heute noch fortleben, wie sie schon im frühen Mittelalter die Gemüter bewegt haben. Man trifft sie nicht immer am 1. Mai. Auch sie sind unter dem Einflusse der Kirche auf ein kirchliches Fest verlegt worden, auf das Pfingstfest, das daher in vielen Gegenden zu einem Volksfeste in der freien Natur geworden ist, an dem die kirchliche Seite ganz zurücktritt. Am allgemeinsten von den Maigebräuchen ist die Einholung und die Aufpflanzung der Maibäume, eine Sitte, die wir schon im 13. Jahrhundert überall verbreitet finden. Die Glieder einer Gemeinde oder die Bürger einer Stadt, die Mitglieder einer Zunft ziehen am 1. Mai oder zu Pfingsten hinaus in den Wald, um den Mai zu suchen. Hier pflücken sie junge Bäume, meist Birken oder Tannen, tragen diese heim und pflanzen sie vor dem Hause oder dem Viehstalle auf. Nicht selten werden diese Maibäumchen unter dem Absingen von Liedern von Haus zu Haus getragen. Die Träger, die sogenannten Maien- oder Pfingstknechte, heischen in den einzelnen Häusern Gaben an Wurst, Speck, Eiern und dergleichen. In vielen Gegenden setzen die Burschen den Mädchen Maibäume. Dabei offenbart sich der Sinn unseres Volkes für Ehre und Recht: ein Mädchen, das Wankelmut in der Liebe zeigt oder unkeusch gewesen oder zänkisch ist, erhält einen Strohmann oder einen dürren Baum vor ihre Thüre.

Neben diesen Maibäumen, die ja heute von Händlern nach der Stadt gebracht und am Pfingstabend vor den Häusern aufgepflanzt werden, kennt man noch in vielen Gegenden Deutschlands den großen Maibaum, den Maibaum des Orts, die Maistange. Auch diese ist in der Regel eine große Birke oder Tanne. Auf gemeinsamen Beschluß der ganzen Gemeinde wird sie

aus dem Walde geholt und im Mittelpunkte des Ortes oder auf dem Markte der Stadt aufgepflanzt. Dieser Baum muß sorgfältig gehütet werden, da die Nachbargemeinden ihn zu entführen suchen. Gelingt dies, so muß er ausgelöst und dann in feierlichem Aufzuge zurückgebracht werden. Fast durchweg wird dieser Baum seiner Äste beraubt; nur die Krone behält er. In dieser werden Bänder, Tücher, Kuchen, Würste und andere Dinge befestigt, die die Burschen durch Klettern zu erwerben suchen. Auf unseren Schützenfesten lebt dieser Maibaum in der Kletterstange fort. Um den Maibaum wird auch ein festlicher Reigen aufgeführt, an dem sich kein Mädchen von makelhaftem Ruf beteiligen darf. Vielfach findet dieser Tanz auch unter der Dorflinde statt.

Doch nicht nur ein Baum wird aus dem Walde in das Dorf, in die Stadt gebracht, sondern der Mai selbst mit all seiner Kraft soll hereingeführt werden. Wir lesen bei den mittelhochdeutschen Dichtern wiederholt, daß der Mai König genannt und als solcher feierlichst begrüßt wird. Die Allegorie scheint hier an Stelle der alten Gottheit getreten zu sein. In unzähligen Sitten und Gebräuchen, die sich in allen germanischen Ländern nachweisen lassen, hat sich ein Nachklang des heidnischen Ursprungs erhalten, ein Nachklang, der vielfach an das Nerthusfest des Tacitus erinnert. In vielen Gegenden Deutschlands spielt am Pfingstfeste der **Maikönig** eine hervorragende Rolle. Er wird meist von der Dorfjugend oder von den Burschen aus ihrem Kreise gewählt, mit Laub umhüllt und in feierlichem Zuge nach dem Ort gebracht. Ihm zur Seite stehen die verschiedenen Diener des Königs, die aus der Wirklichkeit genommen, und denen symbolische Gestalten gegeben worden sind. Auf eine ältere Zeit weisen Koch und Kellermeister, auf eine spätere Oberst, Rittmeister, Fähndrich. Zwei der angesehensten Burschen in stattlichem Anzuge mit weißen Stäben führen den Zug an, Musik begleitet ihn. So zieht man in den Ort ein, wo an bestimmtem Platze oder vor dem Wirtshause Halt gemacht wird. Während des Zuges sind überall für den König Gaben gesammelt worden, die meist in Naturalien bestehen und am Abend von der Gesamtheit verspeist werden, denn auch bei dieser Feier schließt Tanz und Gelage das Fest. An manchen Orten wird dann der König mit Wasser begossen oder in den Teich oder Bach getaucht, hier und da wird auch die Laubhülle, die ihn schmückt, verbrannt. Wenn nicht ein bloßer Volksscherz in diesen letzten Handlungen vorliegt, so scheint eine ältere Gestalt, der Winter, mit dem Maikönig vermischt zu sein.

In vielen Gegenden kennt das Volk den Namen Maikönig nicht, aber seine Phantasie hat ähnliche Gestalten geschaffen, denen es die verschiedensten Namen gegeben hat. So kennt man in Thüringen den grünen Mann, das Laubmännchen, im Erzgebirge den wilden Mann, im Elsaß das Pfingstklötzel, in Bayern das Pfingstl, in Schwaben den Latzmann und andere. Nicht immer sind sie in Laub gehüllt, sondern meist in Stroh. Auch sie werden nach dem Ort gebracht, und hier wird ihre Hülle unter allgemeinem Jubel ins Wasser geworfen oder gepeischt oder verbrannt. Zuweilen wird die Gestalt zuvor mit Ruß oder schwarzer Farbe bestrichen. Daß diese symbolische Figur den Dämon des neuen Sommers darstellen soll, ist wenig wahrscheinlich; vielmehr scheint sie die vergangene Jahreszeit zu versinnbildlichen, der im Mai der Garaus gemacht wird, wofür auch die Thatsache spricht, daß man sie in einigen Gegenden in der Fastnachtszeit antrifft. Der Volkshumor hat an den Scherzen Vergnügen gefunden und hat sie daher andernorts an den Pfingstkönig geknüpft. Und wenn wir weiter in der Geschichte zurückgehen, können wir noch die doppelten Gestalten nebeneinander finden.

Der Maikönig hat auch Aufnahme in den Städten gefunden. Hier erscheint er als Maigraf und bildete den Mittelpunkt des Mai- oder Pfingstfestes der mittelalterlichen Schutzgilden in den hanseatischen Städten Niederdeutschlands und Skandinaviens. Dieser Maigraf behielt seine

Würde ein ganzes Jahr. Mit ihm ritten am 1. Mai oder zu Pfingsten die Gilden im 15. bis 17. Jahrhundert hinaus ins freie Feld, wo man einen neuen Maigrafen wählte, den man mit einem Kranze schmückte und dann in feierlichem Zuge nach der Stadt führte. In der Gildestube mußte dann der alte Maigraf einen großen Festschmaus ausrichten. Das Maigrafenfest, das nun folgte, dauerte in der Regel mehrere Tage, an denen Ausritte und Trinkgelage stattfanden. Mit ihm waren meist Schützenfeste verbunden, die sich ja in vielen Städten bis heute erhalten haben und noch vorwiegend in der Pfingstwoche veranstaltet werden. Hier und da nahm sich der Rat des Festes an, empfing den Maigrafen feierlichst und gab selbst ein großes Gelage. Als diese von Haus aus harmlosen und einfachen Feste in Üppigkeit ausarteten, sah man sich genötigt, durch Verordnungen dagegen einzuschreiten: sie sind auf deutschem Boden heute ganz verschwunden und mit ihnen ein Stück Poesie aus den Mauern der Städte; mag auch im Schützenkönig der alte Maigraf noch fortleben, die Freude an der wiedererwachten Natur, die diesen geschaffen hat, läßt sich in unseren Schützenfesten nicht wiederfinden.

Außer dem Maikönig kennt das deutsche Volk auch eine Maikönigin. Während die Sitten, die sich an den Maikönig knüpfen, eine gewisse Derbheit zeigen, spricht aus den Umzügen der Maikönigin die zarte Poesie unseres Volkes. Die Mädchen wählen aus ihrer Mitte die Schönste zur Pfingstkönigin, zieren sie mit Blumen und tragen sie dann singend durch die Straßen des Dorfes. Vor jedem Hause hält man an, die Mädchen schließen um die Königin einen Kreis, singen althergebrachte Volkslieder und nehmen Gaben in Empfang. So verstreicht unter Gesang und Musik der ganze Tag. In anderen Gegenden treten Maikönig und Maikönigin nebeneinander auf; sie heißen dann das Brautpaar und werden ebenfalls in feierlichem Umzuge durch den Ort geführt. Der Maikönig, der von den Burschen erkürt ist, wählt sich seine Maikönigin, der er sich ein volles Jahr zu widmen hat. Alsdann werden in feierlicher Sitzung die anderen heiratsfähigen Mädchen an ehrenhafte Burschen vergeben; jeder hat für sein Mädchen das ganze Jahr zu sorgen, hat sie bei allen Festlichkeiten abzuholen und heimzubegleiten. Das ist die eine Form der Mailehen, die wir in ganz Hessen, Westfalen, den Rheinlanden verbreitet finden. Nach einer anderen werden die Mädchen angesichts des lodernden Maifeuers mit den meistbietenden Burschen auf ein Jahr vereint. Das Mädchen kann seinen Käufer beim ersten Tanze durch einen Knix ablehnen; heftet sie ihm dagegen eine Blume an die Kopfbedeckung, so erkennt sie ihn an. Am Abend findet gemeinsamer Tanz unter der Linde statt; die durch die Versteigerung eingebrachten Gelder werden von den Burschen vertrunken. Auch bei dieser Festlichkeit wird streng auf die Ehrenhaftigkeit des Burschen und des Mädchens gesehen: der geringste Makel schließt von der Feier aus. So zeigt unser Volk auch in den Tagen der höchsten Lust und Freude sittlichen Ernst.

Mit der neuerwachten Natur regt sich in unserem lebenskräftigen und wettkampflustigen Volke auch der Trieb, die Kraft des Körpers, die Gewandtheit der Glieder zu proben, zu zeigen und an anderen zu messen. Daher fallen in die Maien- und Pfingstzeit die meisten Spiele unseres Volkes, die von jenen Eigenschaften Zeugnis geben. Zu diesen altdeutschen Spielen gehört das volkstümliche Wettrennen, das bald zu Fuß, bald zu Roß stattfindet. Bei ihm fehlt auch die lustige Person nicht, der Spaßmacher, der dem an und für sich ernsten Spiele einen heiteren Anstrich gibt. Ein schlechtes Pferd und ein schalkhaftes Kostüm kennzeichnen ihn; in kurzen, humoristischen Sinnsprüchen pflegt er den anwesenden jungen Mädchen, aber auch den Bauern in echt deutscher Geradheit und Offenherzigkeit die Wahrheit über ihr Thun und Wandeln oder ihr Äußeres zu sagen. So sagt er in Schwaben:



Sonnenwendfeuer im mittleren Inngebiet.

Nach einer Zeichnung in „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild". (Wien [illegible].)

„Von (beim) X. is a Moad (Maid), sitzt bon Thaoa (Thor)
Wei (wie) a Krapa (Krähe), wei a Hetz (Elster),
Hat se d' Küdl (Kutte) alla gesetzt."

oder zum Hofbauer: „De X. is a Muan (Mann), dear alls passeln (pasteln, selbst machen) kuan". In Niederdeutschland, wo das Pfingstreiten unter der ländlichen Bevölkerung noch heute am verbreitetsten ist, ist vielenorts das Ringstechen mit dem Wettritt oder Wettlauf verbunden, eine Belustigung, die Kraft und Gewandtheit zugleich fordert, und die wir auch hier und da bei den Tirolern antreffen. An einem Stricke, der über zwei Pfählen liegt, ist eine Scheibe mit fünf Löchern aufgehängt. Diese Löcher muß man nach bestimmter Reihenfolge mit einem runden hölzernen Stecher, der fast gerade so dick wie das Loch selbst ist, mitten im Lauf durchstechen. Wer am schnellsten in der vorgeschriebenen Reihenfolge die Löcher durchstochen hat, ist der Sieger.

An solchen Belustigungen nimmt natürlich die ganze Gemeinde regen Anteil. Die Alten schauen ruhig zu und beurteilen die Leistungen der Burschen, die Mädchen jubeln bei jedem Erfolg und spenden dann dem Sieger oder König ein seidenes Taschentuch, wofür er freilich verpflichtet ist, mit jeder am Abend zu tanzen, denn wie bei all solchen Festlichkeiten fehlt auch bei dieser Tanz und Gelage nicht.

Die nächste volkstümliche Festzeit im Kreislauf des Jahres sind die Tage der Johanniszeit, an denen die Sonne nach der volkstümlichen Auffassung ihren Höhepunkt erreicht, die Tage Ende Juni, an denen die Kirche das Gedächtnis Johannis des Täufers und der Apostel Petrus und Paulus zu feiern pflegt. Um die Bräuche zu verstehen, die an diesen Tagen geübt werden, muß man sich in die Seele des Landmanns versetzen: das Getreide, der Lohn saurer Arbeit und die Hoffnung auf Gewinn, geht der Reife entgegen, seine Herden weiden in der freien Natur, bangen Herzens schaut er täglich nach dem Himmel, der in wenigen Stunden alle seine Hoffnungen vernichten kann. Ist doch die Zeit des Hochsommers die Zeit, wo Hagel und Gewitter besonders häufig auftreten, und wo sich verheerende Krankheiten unter Tieren und Menschen einstellen. In ihnen allen treiben nach altem Glauben feindliche Dämonen ihr Wesen und bemühen sich, dem Menschen zu schaden. Gegen sie sucht er sich zu schützen: aus der symbolischen Abwehr gegen diese verderblichen Gewalten erklären sich die meisten Gebräuche, die wir in der Johanniszeit bei unserem Volke finden, und die sich bis auf die frühesten Zeiten unserer Geschichte zurückverfolgen lassen.

Das Feuer hat nach altgermanischem Glauben reinigende und Dämonen abwehrende Kraft. Bei Besitzergreifung neuen Gebietes pflegten unsere Vorfahren mit einem Feuerbrande den erworbenen Grund und Boden zu umgehen, um das Land vor verderblichen Geistern zu schirmen; in manchen Gegenden wiederholt sich dieser Vorgang jedes Jahr vor der Bestellung des Feldes; vielenorts brennen noch heute in der Osterzeit die Feuer auf den Feldern, ein Überbleibsel in der Sitte aus den Tagen des lebendigen Glaubens. So können wir die abwehrenden Feuer zu verschiedenen Zeiten, bei den verschiedensten Gelegenheiten beobachten. Aber nie spielen sie eine so hervorragende Rolle in der Volkssitte wie zur Zeit der Sommersonnenwende, zu der wir die Not-, Hagel- oder Johannisfeuer in fast allen Gegenden Deutschlands finden. (S. die beigeheftete Tafel „Sonnenwendfeuer im mittleren Inngebiet".) Sinnlose, nichtssagende Spielereien sind diese Feuer nicht. Der Deutsche hat einen viel zu praktischen Sinn, als daß er solche unter sich hätte aufkommen lassen. Das Feuer des Holzstoßes hat ihn belehrt, wie die Luft von schädlichen Stoffen, nach volkstümlicher Auffassung von feindlichen Dämonen, gereinigt werden könne, und so entstand bei Seuchen oder ansteckenden Krankheiten das Notfeuer, gegen

das schon die Synoden des 8. Jahrhunderts als einen heidnischen Brauch ankämpfen. Es war ursprünglich an keine bestimmte Zeit geknüpft, sondern wurde entfacht, wenn epidemische Krankheiten unter Menschen oder Vieh ausgebrochen waren, und zwar auf Beschluß und mit Hilfe der ganzen Gemeinde. Zuvor wurden alle Feuer des Ortes ausgelöscht. Dann zog alt und jung vor Sonnenaufgang nach einem festgesetzten Platze und brachte hierher Nahrung für ein neues Feuer mit. Dieses mußte ein reiner Jüngling durch Reiben eines harten Holzes mit einem weichen entfachen (daher hieß das Feuer „Notfeuer", d. h. durch Reibung erzeugtes Feuer), worauf jedes Glied der Gemeinde das Feuer nährte. Durch den brennenden Holzstoß wurde dann das gesamte Vieh der Gemeinde dreimal getrieben, bis die Menschen endlich selbst durch die Flamme sprangen. Zum Schlusse nahm jede Familie etwas Feuer mit nach dem heimischen Herde, während die Asche auf Felder und Wiesen gestreut wurde.

Die Quellen berichten ausdrücklich, das sei gegen die Drachen geschehen, so die Luft verderbeten. Nun trieben aber im Volksglauben die Drachen, d. h. die bösen Geister, vor allem in der Johanniszeit ihr Wesen, worüber uns ebenfalls mittelalterliche Quellen belehren. Und so kam man auf den Gedanken, der Gefahr der Verseuchung vorzubeugen und das abwehrende Feuer jährlich in dieser Zeit zu entzünden. Diese Sitte der Notfeuer zur Sommersonnenwende hat sich in Niederdeutschland bis in unser Jahrhundert in alter Frische erhalten; in anderen Gegenden ist sie jedoch schon länger verblaßt, und das Johannisfeuer ist nur als schwaches Abbild davon übriggeblieben. Auf die Art der Entfachung wird bei ihm nicht mehr gesehen, und an Stelle des heiligen Ernstes ist meist Scherz und harmlose Fröhlichkeit getreten. Aber auch in dieser abgeschwächten Form erinnert manches an den lebendigen Volksglauben. Vielenorts glaubt man noch heute, daß diese Feuer vor Krankheiten und Unwetter schützen. So errichtet der Steiermärker an seinem Felde ein solches Feuer und spricht dabei:

O heiliger Johanni und Donati,
Behüte unser Feld und unser Vieh
Vor Blitz und Donner und Schauertoben,
Auf daß wir euch immer und ewiglich loben.

Ähnliches geschieht in Bayern, Schwaben u. s. w. In anderen Gegenden vertreibt nach dem Volksglauben das Hagelfeuer die Hexen. Auch den Sprung durch das Feuer können wir noch antreffen, besonders in Oberdeutschland, wo der Bursche gemeinsam mit seinem Mädchen über das Feuer zu springen pflegt. Nur mit dem Vieh ist man vorsichtiger geworden; man hütet sich jetzt, es durchs Feuer zu treiben, aber in mehreren Gegenden führt man es am nächsten Morgen über die Asche und glaubt dadurch auch ihm gegenüber seine Pflicht zu erfüllen. In anderen Orten wird um das Feuer getanzt. Auch werden nach alter Weise zuweilen Blumen oder Bänder, ja selbst Gebäck in das Feuer geworfen, und manche Maid will aus ihm ihre Zukunft lesen.

Wenn wir am Johannisabend in den Vorbergen der Sudeten uns befinden, sehen wir Hunderte solcher Johannisfeuer leuchten. Sie machen schon an und für sich einen erhebenden Eindruck. Aber hinter ihnen flammt ein Stück alten Volkstums auf, das uns belehrt, wie in ihrer Weise unsere Vorfahren die Rätsel der Natur zu lösen suchten. Alles Eifern der Geistlichkeit gegen diese altheidnische Sitte, die mahnenden Worte des heiligen Elegius im 7. Jahrhundert wie die Bestimmungen dagegen, die von Burchard von Worms herrühren, sind vergeblich gewesen: auch heute wird man die Sonnenwendfeuer bei der deutschen Bevölkerung Böhmens nicht auszurotten vermögen, trotz der scharfen Verfügungen, die eine vom Slawentum beeinflußte Regierung gegen diese alte Sitte erläßt.

Für den Landmann ist der Sommer die Zeit der Arbeit, der Ernte. Für Festlichkeiten ist in diesen Monaten kein Raum. In den Städten nur regt sich hier und da fröhliches Leben. In manchen Gegenden sind die Schützenfeste von Pfingsten auf den Sommer verlegt, in anderen kommen sangesfrohe Brüder zusammen, um in gemeinsamem Chore ein deutsches Lied erklingen zu lassen. „Denn Deutschland ist ein Land des Gesanges, und das deutsche Wort ‚Lied‘, ohne das sich der Franzose den Deutschen gar nicht vorstellen kann, ist französisch geworden. Der Chorgesang deutscher Männer ist mit ihnen nach England geschifft und in die neue Welt gezogen. Und in Deutschland ist die Liebe zum heimatlichen Gesange mächtig gewachsen. Mag man an Tafeln, in Kränzchen oder in Bünden sein, der Gesang wird geübt, das Lied geliebt“ (von Reinsberg-Düringsfeld). Solche Zeit des gemeinsamen Sanges ist besonders die Sommerzeit, zu der in den Städten die Arbeit weniger drängt als im Winter.

Frohsinn und heiterer Lebensgenuß erreichen allerorten in Deutschland noch einmal ihren Höhepunkt im Herbste, zur Zeit, wenn die Ernte vorüber ist und die Garben eingesammelt sind. Ob auch dies Erntefest auf ein altheidnisches Dankfest zurückgeht, bleibe dahingestellt, jedenfalls ist es in seiner Art ein echt deutsches Fest geworden, worauf sich schon im Mittelalter jung und alt wochenlang freute. Dies Herbstfest ist auch ein durchaus volkstümliches Fest, und wenn es gleich seit alter Zeit einen kirchlichen Namen geführt hat, so ist doch jederzeit seine kirchliche Bedeutung ganz nebensächlich gewesen. Um dem volkstümlich heidnischen Treiben in dieser Zeit ein christliches Mäntelchen umzuhängen, hat die Kirche bestimmt, daß im Herbste jedes Jahres die Erinnerung an die Weihe der Kirche, die Kirchweihe und die damit verbundene Kirchmesse, gefeiert werde. Das ist die alemannische Kilchwih, die schwäbische Kirbe, die mitteldeutsche Kirmes oder Kermse.

In dieser Zeit sind die Speicher mit neuem Getreide gefüllt, und der Bauer hat bereits begonnen, einen Teil des Viehes einzuschlachten. Essen und Trinken steht daher im Mittelpunkte dieser Festlichkeit, und die altgermanische Gastfreundschaft zeigt sich an diesen Tagen in manchen Gegenden in alter Frische. Wie in altheidnischer Zeit feierliche Gelage stattfanden, zu denen Verwandte und Freunde von nah und fern geladen wurden, so geschieht es manchenorts auch zur Kirmes. In der Pfalz z. B. ist diese ein großes Familien-, ein Gemeindefest. Es wird geschlachtet, gebacken, gebraut wie zu einer Hochzeit. Nicht mit einem Tage ist die Feier abgethan, sondern meist dauert sie drei. Während sich die Alten am Essen und Trinken erfreuen, tummelt sich die Jugend im Tanze. Manch alter Brauch unterbricht das eine wie das andere. In manchen Gegenden wird in diesen Tagen ein Hammel oder ein Schwein ausgetanzt oder ausgekegelt, um dann gemeinsam genossen zu werden. In Thüringen pflegt man in feierlichem Ritte einen Hammel aus der Herde zu holen und zu schlachten, in Böhmen ist der Hahnschlag heimisch; auch hier wird der erschlagene Hahn gemeinsam verzehrt. Wie ein altes Opfer sieht eine symbolische Handlung aus, die wir in vielen Gegenden, besonders Ober- und Mitteldeutschlands, antreffen: das ist die alte Sitte, die „Kirmes zu begraben“. Dies pflegt am letzten Tage der Feier zu geschehen. Im Zuge zieht man nach einem bestimmten Orte, gräbt hier ein Loch, wirft in dasselbe eine Flasche Wein oder, wie in Mitteldeutschland, eine Strohpuppe, in Niederdeutschland einen Pferdekopf mit Kuchen, Brot und anderen Dingen und bricht dann in ein verstelltes Weinen und Klagen über das Ende der Kirmes aus. Die Freude unseres Volkes an der Natur läßt vermuten, daß dies symbolische Klagen der absterbenden Natur gilt. An solchem Kirmesfeste muß jeder in der Familie teilnehmen. Auch bei dem Gesinde muß die Arbeit ruhen; besondere Speisen und Geschenke müssen ihm an diesen Tagen zugedacht werden. Wie

volkstümlich gerade dieses Fest ist, lehrt am besten eine Thatsache: In Schwaben wird an einigen Orten das Fest nicht gefeiert. Der Volksmund sagt, daß den Bewohnern dieser Orte die Feier verboten worden sei, weil sie sich einer Frevelthat schuldig gemacht hätten; in dem einen Orte haben sie einen Bettelmann verhungern lassen, in anderen haben sich Bettler oder Frauen aus Streitsucht einst in diesen Tagen erschlagen.

In der Regel findet die Kirmes im Oktober statt, doch wird auch sie hier früher, dort später gefeiert. Eine ganz ähnliche Feier wird im nächsten Monat noch einmal, und zwar am Martinstage, begangen. Daß wir es auch an diesem Tage mit einem alten volkstümlichen Feste zu thun haben, zeigt die Thatsache, daß in nichtgermanischen Ländern, wie in Frankreich, das Gedächtnis des St. Martin nur in der Kirche, und zwar mit allem möglichen Pomp, gefeiert wurde und noch gefeiert wird. Von einem volkstümlichen Feste findet sich hier keine Spur, während es in allen germanischen Ländern von der Schweiz bis nach Norwegen gleich und ganz allgemein ist. Im Mittelpunkte dieser Feier steht der Martinsschmaus und der Martinstrunk, wogegen bereits die Synode zu Auxerre im Jahre 590 als gegen eine heidnische Sitte eifert. Da wir es hier mit rein germanischen Bräuchen zu thun haben, mag St. Martin nach seiner Heiligsprechung an Stelle einer germanischen Gottheit getreten sein, der zu Ehren in früherer Zeit unsere Vorfahren für den Segen der Herden, in späterer für die Früchte des Gartens und des Weinstocks Opfer und Spenden brachten. Denn St. Martin galt bald als Schutzpatron der Herden und des Geflügels unter den Haustieren, und die Winzer riefen ihn an, daß er die Trauben wachsen und gedeihen lasse. Vor allem wurde ihm die Gans als heiliges Tier zugeschrieben, weshalb noch in unserem Jahrhunderte am Martinsabende oder Martinstage der Gänsebraten ein allgemeines Gericht von den Alpen bis zu den norwegischen Fjorden ist. Schon Sebastian Franck sagt in Anlehnung an Bohemus: „St. Martins fest celebriert diss volck wunder ehrlich. erstlich loben sie Martin mit gutem wein, gänsen, biss sie voll werden. unselig ist das hauß, das nicht auff diese nacht ein ganß zu essen hat, da zepffen sie ihre newe wein an, die sie bisher behalten haben, da gibt man auff diesen tag den armen ein gute notturfft." Mag man nun dieses Fest auf heidnische Zeit zurückführen oder nicht, auf alle Fälle spricht aus dem Gedächtnismahl und der Feier der Drang des deutschen Gemüts nach Dankbarkeit gegen eine höhere Macht, in deren Hand man sich befindet, und dadurch zugleich der tief religiöse Sinn unseres Volkes.

Außer Schmaus und Gelage knüpfen sich an den Martinstag noch andere Sitten, die wir an den verschiedenen volkstümlichen Festen schon beobachtet haben. So pflegte man früher allgemein am Martinsabende Feuer zu entfachen, wozu man Holz, Reisig, Körbe und anderes Material in der Gemeinde sammelte. In einigen Gegenden durchziehen die Kinder noch heute mit Lichtern die Straßen des Ortes. Vielfach treffen wir auch das Martinssingen an: Kinder gehen im Zuge von Haus zu Haus, singen das Lob des heiligen Martin und sammeln bei dieser Gelegenheit alle möglichen Gaben ein. Auch Vermummungen finden wir, besonders in Norddeutschland, am Martinstage. Endlich darf auch hier und da ein besonderes Gebäck in dieser Zeit, das in Schlesien z. B. Martinshörnl heißt, nicht fehlen.

Mit dem St. Martinstage schließt der Kreislauf der volkstümlichen Feste des deutschen Volkes. Sie wurzeln alle mehr oder weniger in dem wirtschaftlichen Leben des gemeinen Mannes, sie zeugen allerorten für die Freude an einem heiteren Lebensgenusse, an der Natur, an harmlosem Scherze, an Poesie und Gesang. Auf der anderen Seite sprechen sie auch für die heilige Scheu, die der Deutsche jederzeit vor dem höheren Wesen gehabt hat, und für den Drang nach Dankbarkeit, der zur Natur unseres Volkes gehört.

4. Deutsche Sitten und Bräuche bei den wichtigsten Beschäftigungen und in den verschiedenen Ständen.

Eine weitere Reihe Sitten und Gebräuche, aus denen das Wesen unseres Volksstammes spricht, knüpft sich an die mannigfachen Beschäftigungen, die dem Deutschen den Unterhalt für sich und die Seinen gewähren. Als die Germanen in die Geschichte eintraten, herrschte bei ihnen im allgemeinen noch Weidewirtschaft. In ihren Herden bestand ihr Reichtum, vom Gedeihen der Herden war mehr oder weniger ihr Wohlstand abhängig. Daher wurde diesen besondere Aufmerksamkeit gewidmet: durch alle möglichen symbolischen Handlungen pflegte man sie unter den Schutz der Götter zu stellen und diesen einen Anteil nach dem Heimtrieb bei Beginn des Winters zu bringen. Viele von diesen religiösen Handlungen haben sich in Sitte und Brauch geflüchtet und sind bei der Landbevölkerung bis auf den heutigen Tag erhalten. Außer der Weidewirtschaft kannten aber die Germanen auch den Ackerbau, der durch den Verkehr mit den Römern in rationelleren Betrieb gebracht wurde, und der seit dem Ausgang der Völkerwanderung den Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens bildete. Auf dieser Stufe wirtschaftlichen Lebens blieb der überwiegend größere Teil unseres Volkes bis zum Beginn der Neuzeit, und auch heute noch herrscht auf weiten Gebieten unseres Vaterlandes der Ackerbau; die Viehzucht hat sich mit diesem verbunden, ist ihm aber in den meisten Gegenden untergeordnet worden. Noch mehr als der Hirt ist der Landmann von der ihn umgebenden Natur abhängig, und von dem Bewußtsein dieser Abhängigkeit ist er vollständig durchdrungen.

Wie noch heute der Bauer in banger Sorge nach dem Himmel schaut, wenn das Getreide der Reife entgegengeht oder gemäht auf den Feldern liegt, so hat er es auch in alter Zeit gethan. Aber während er jetzt ein inbrünstiges Gebet zum Himmel sendet, hat er früher die schädigenden Dämonen seines Glaubens ähnlich wie der Hirt durch symbolische Handlungen unschädlich und wohlwollende Gottheiten sich geneigt zu machen gesucht. Auch diese symbolischen Handlungen haben sich zum großen Teil in alter oder neuerer Form bis auf den heutigen Tag erhalten. Gerade bei der Landbevölkerung zeigt sich dieses Hängen am Überlieferten am ausgeprägtesten: die ewig gleiche Natur hat den Landleuten den konservativen Sinn gepredigt, der bei dem bedächtigen Wesen der germanischen Rasse Aufnahme und Pflege gefunden hat. Zum Feldbau hat sich später der Obst- und in verschiedenen Gegenden der Weinbau gesellt, und die Sitten, die an jenem hafteten, sind auf diese übertragen worden.

Neben diesen alten bildeten sich im Mittelalter neue Erwerbszweige heraus: in den Mauern der Städte entstand das Handwerk, entfaltete sich der Handel. Der Handwerker und der Kaufmann sind gezwungen, den Verhältnissen, den Zeiten, ihrer Umgebung Rechnung zu tragen. Sie dürfen nicht auf dem Alten beharren, sondern müssen vorwärts streben, und dieser Notwendigkeit kommt der deutsche Trieb nach Bethätigung der Lebens- und Arbeitskraft entgegen. Daher sind die Städte der Sitz des Fortschrittes, der Weiterentwickelung unseres Volkes geworden, und der Drang nach Neuerung und Fortschritt ist in ihnen um so größer, je reger der Verkehr mit anderen Städten und Ländern ist, und je mehr die Bevölkerung wächst und fremde Elemente in sich aufnimmt. Wohl haben bis in unsere Zeit manche Städte noch ein halb ländliches Aussehen bewahrt, und ein großer Teil der Bürger treibt außer seinem Handwerk auch Ackerbau, aber solche Städte verschwinden durch die neueren Verkehrsmittel immer mehr, und schon hat sich die emporstrebende Industrie eines Teiles des flachen Landes bemächtigt und von hier die ländliche Bevölkerung verdrängt oder sie von sich abhängig gemacht. In jene Städte ist nun auch

in früherer Zeit ein Teil der alten Sitten und Bräuche zugleich mit der ländlichen Bevölkerung eingezogen; hier aber fanden diese keinen Grund und Boden, sie wurden entweder verdrängt und durch neue ersetzt oder umgestaltet. Und doch zeigen auch diese neuen Bräuche in den Städten denselben Grundton germanischen Wesens, den man bei den ländlichen Sitten und Gebräuchen beobachten kann; nur dort ist er verwischt worden, wo ein internationaler Kaufmannstand die Herrschaft erlangt oder sozialistische Heilsapostel unsere Volksseele vergiftet haben. Aber auch in solchen Orten bewahrt der Mittelstand meist seine alten Sitten und mit ihnen den unverdorbenen Kern unserer Volksseele.

Eine ausgeprägte Weidewirtschaft finden wir schon in der früheren Zeit germanischen Lebens fast in allen Gegenden zurückgedrängt. Daher hat es auch keinen eigentlichen Hirtenstand gegeben. Allein die Viehzucht ist in allen Ländern deutscher Zunge ein wesentlicher Bestandteil der Landwirtschaft, ja sie überwiegt in einigen Gebieten, wie in den Alpen, den rauheren Gegenden des Mittelgebirges, den norddeutschen Marschen den Ackerbau, ja man kann sogar sagen, sie steht dort im Mittelpunkte des wirtschaftlichen Lebens. Dabei tritt, je nach der Beschaffenheit des Bodens, die Pflege dieser oder jener Tierart in den Vordergrund. Dieses rege Interesse für die Viehzucht ist unstreitig ein Überbleibsel der alten Weidewirtschaft, und wie sich somit diese selbst, wenn auch in etwas anderer Form, erhalten hat, so finden wir auch viele Sitten und Gebräuche, die in uralter Zeit schon bestanden haben, bei denjenigen, welchen die Pflege des Viehes vor allen zukommt, bei den Hirten. Zu diesen nahm man in früherer Zeit allgemein, heute nur noch hauptsächlich in den Alpen, jüngere Leute, denen die Obhut über das im Freien weidende Vieh die erste Stufe ihres bäuerlichen Berufes war.

Aber nicht nur die Hirten, sondern auch der Besitzer des Viehes selbst und alle seine Leute nehmen regen Anteil an dem Gedeihen der Haustiere und suchen es durch alle möglichen symbolischen Handlungen zu fördern und Krankheiten fernzuhalten. Wohl hat es den Anschein, als ob diese Maßregeln, diese Sitten und Bräuche aus rein praktischen Rücksichten sich erklärten, und zweifellos haben diese auch ganz wesentlich dazu beigetragen, das Alte Jahrhunderte hindurch zu erhalten, allein sie sind unterstützt worden durch das rege Interesse, das der Deutsche für alles Getier hat, das sich in seiner Umgebung befindet. Aus seinem Verhalten diesem gegenüber spricht ebensosehr sein kindlicher Sinn wie sein tiefes Gemüt. Mit welcher Freude werden z. B. allerorts die Wandervögel bei ihrer Rückkehr im Frühjahr begrüßt! Sie gelten als heilige Tiere, und niemand darf ihnen irgend ein Leid zufügen. Welche Poesie und Gemütstiefe knüpft sich an die Schwalbe, das Rotkehlchen, den Storch! Wenn die Schwalben kommen, öffnet der westfälische Hausvater das Thor der Scheune und ladet den alten Hausfreund feierlich zum Einzuge ein. In Hessen wurde lange Zeit die Ankunft der ersten Schwalben vom Turmwächter angezeigt und von der Ortsbehörde öffentlich ausgerufen. Mit der Schwalbe zieht Frieden in das Haus, und wo Unfriede waltet, verläßt alsbald der Vogel seine Niststätte. In dem Gebäude, wo die Schwalbe ihr Heim aufgeschlagen hat, bricht kein Feuer aus, schlägt kein Blitz ein. Wehe dem, der diesem Tiere etwas zuleide thut: ihn verfolgt das Unglück auf Schritt und Tritt, seine Kühe geben rote Milch oder gar keine, seiner Wohnung droht fortwährend Feuersgefahr, seiner Familie Krankheit und Tod. Eine ähnliche Bedeutung in der Volksauffassung und infolgedessen auch denselben Schutz genießen das Rotkehlchen, das Rotschwänzchen, die Bachstelze und besonders der Kreuzschnabel, den der kindlich religiöse Sinn des Deutschen mit Christi Leidensgeschichte in Verbindung brachte. Letzterer hängt namentlich in den Waldgegenden Mitteldeutschlands fast an jedem Hause, ja man bringt ihn an das Bett des

Kranken, da er die Krankheit an sich zieht und vor Behexung schützt. In Norddeutschland ist der Storch oder der Herrgottsvogel, wie er vielenorts heißt, das heilige Tier, dem man ein Wagenrad auf das Dach legt, damit er im Gehöfte niste und Glück und Kindersegen bringe. Er ist zugleich der Prophet des Hauses: wie es ihm und den Seinen ergeht, so ergeht es auch der Familie des Hauses, auf dem er sein Nest hat.

Neben diesen freien Tieren der Vogelwelt spielen eine besondere Rolle im Gemütsleben unseres Volkes die Bienen, die freilich in vielen Gegenden zu den Haustieren gerechnet werden und deshalb dieselbe Sorgfalt fordern wie diese. Bienen wegfangen wurde schon nach den mittelalterlichen Gesetzen und Weistümern schwer geahndet. Wer sie tötet, ist nach altem Glauben dem Teufel verfallen, ja man darf nicht einmal von ihnen sagen, wie von anderen Tieren, daß sie „fressen“ oder „krepieren“: sie essen und sterben. Daß ihnen in erster Linie der Tod des Hausherrn angesagt wird, ist bereits S. 281 hervorgehoben worden.

Ein Volk, das solchen Anteil an dem Geschick der Tiere in der freien Natur nimmt, mußte natürlich auch großen an den Geschöpfen nehmen, mit denen es selbst jahraus jahrein unter einem Dache lebte, von deren Wohlbefinden zum Teil der eigene Wohlstand abhängig war: an den Haustieren. Solange das Vieh im Stalle war, wurde alles aufgeboten, um ihm Krankheiten fern zu halten. Im Mittelalter besuchte jeder Landmann allabendlich sein Vieh, beobachtete es scharf und genau, um zu sehen, ob nicht aus der Gebärde des einen oder anderen auf eine Krankheit oder Schwäche zu schließen sei. Auf der Schwelle oder an den Pfosten der Stallthür wurden und werden noch heute in kindlich einfältigem Aberglauben heilige Zeichen angebracht: ein Hufeisen oder der Drudenfuß oder drei Kreuze mit den Buchstaben C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar) oder die Maigerte, mit der das ausziehende Vieh geschlagen worden ist, und andere geweihte Zweige. Durch all diese Mittel sollen die bösen Geister und somit Krankheiten ferngehalten werden. Zu gleichem Zwecke wird das Vieh mit geweihtem Oster= oder Pfingstwasser besprengt, gibt man ihm zur Johannisnacht oder in den Zwölf Nächten gewisse Kräuter mit Mehl und geweihtem Salze, macht ihm selbst ein Kreuz auf die Stirn und dergleichen. Zu den Stallungen wählt man in der Regel die wärmsten Gemächer des ganzen Gebäudes. Jede Tierart hat ihren Schutzheiligen, an dessen Namenstage man um Gesundheit des Viehes zu bitten und dem Geistlichen Spenden zu bringen pflegt. Auch das Vieh zu schlagen oder zu quälen, ist streng verboten. So schreiben die Tiroler Weistümer vor: „Der schweiner (Schweinehirt) soll mit den schweinen nit grob sein, auch nit mit großen pengl (Prügel) oder stecken und geißlen umgehen und nit mit stein werfen“, und selbst wenn sich das Vieh auf die umzäunten Wiesen oder auf fremden Grund und Boden verirrt hat, darf es nicht geschlagen oder gestoßen werden, sondern man soll es, wie es in einem anderen Weistume heißt, „tugenlich daruß triben“. Geht man doch so weit in der Fürsorge für das Vieh, daß man in verschiedenen Gegenden Oberdeutschlands sogar seinem Heimweh zu steuern sucht. Will sich eine neugekaufte Kuh nicht eingewöhnen, und merkt man, daß sie nur wenig frißt und infolgedessen nicht gut gedeiht, so führt man sie über ein Tuch und gibt ihr von den Brosamen des eigenen Tisches zu essen, damit sie sich an die neue Familie gewöhne und merke, daß sie auch im neuen Heim gewissermaßen als Familienglied gelte.

Ebenfalls einen trefflichen Einblick in das Gemütsleben des deutschen Hirten und Landmannes gewährt ferner die Namengebung des Viehes. Vor allem im Alpengebiete, aber auch in West= und Norddeutschland, hat fast jede Kuh ihren Namen; in Mitteldeutschland sind es besonders die Rosse, die man in ähnlicher Weise wie Menschen zu nennen und zu rufen pflegt.

Durch diese persönliche, trauliche Benennungsweise wird das Tier gewissermaßen fester an den Menschen gekettet. Bald haben Geburtstage oder Geburtsmonate des Tieres den Namen für das Tier hergeben müssen, bald war seine Farbe oder Gestalt Veranlassung zu diesem. Häufig finden wir aber den Tieren, namentlich den Pferden, auch menschliche Taufnamen beigelegt. Wenn das Tier zu derselben Zeit geboren wird wie ein Knabe oder ein Mädchen in der Familie, so bekommen beide in verschiedenen Gegenden Deutschlands denselben Namen. Diese Namengebung erstreckt sich auch auf diejenigen Tiere des Hauses, die wir dort finden, wo keine Viehzucht, kein Landbau getrieben wird, und die daher Haustiere in der eigentlichen Bedeutung des Wortes sind, auf Hund und Katze. Beide Tiere fanden sich früher in den meisten Familien, und in erster Linie war es der Hund, der stete Begleiter seines Herrn, der Wächter des Hauses, der Freund und Spielkamerad der Kinder, der nirgends fehlen durfte. Seine Treue und Anhänglichkeit haben ihn von jeher zum lebenden Inventar der deutschen Familie gemacht, und dies Tier mit seinem Gattungsnamen zu nennen, gilt noch heute als hart und herzlos; jeder Hund hat seinen Namen, durch den er gewissermaßen Mitglied der Familie geworden ist.

Die wichtigsten periodischen und zugleich ältesten Sitten und Bräuche im Hirtenleben und bei der Viehzucht finden wir beim **Austrieb und Heimtrieb des Viehes**. Fast überall, wo Viehzucht zu Hause ist, müssen die Tiere den Sommer im Freien zubringen, wo sie in reiner Luft und bei frischem Futter ungleich besser gedeihen. In den meisten Gegenden Deutschlands werden heute allabendlich die Tiere in die Ställe getrieben, und nur in einzelnen, vor allem in den Alpen, läßt man sie auch während der Nacht im Freien. Aber in dem einen wie in dem anderen Falle hält man an den alten Sitten, die sich an Aus- und Heimtrieb knüpfen, noch heute vielfach fest, und zwar auch dort, wo die Tiere keiner besonderen Obhut bedürfen. In erster Linie ist die Zeit des Austriebes reich an solchen alten Sitten und frommen Bräuchen. Sie fällt in den Anfang des Mai, in die Zeit um Pfingsten, und wie zu dieser allgemein die Frühjahrsfeuer lohen, so zündet auch der Hirt ein Feuer an, wenn er seine Tiere zum ersten Male auf die Weide führt. Wie die alten Notfeuer haben diese Feuer für sein Vieh reinigende Kraft: sie halten die schädigenden Krankheitsdämonen während des Sommers ab, weshalb in früherer Zeit die Herde durch das Feuer getrieben wurde, bevor sie zur Trift ging. Ein eigentümlicher alter Brauch hat sich in Westfalen erhalten. Hier schlägt vor dem Austrieb der Hirt die junge Kuh, die noch nicht gekalbt hat, die „Stärke", mit der Fruchtrute oder Maigerte, einem Zweige der Eberesche, in Gegenwart der Hausgenossen dreimal auf ihr Kreuz, ihre Hüfte und ihr Euter und spricht dabei:

Quick, quick, quick,
Miälk (Milch) in dinen Strick (Zitze).
De Sap (Saft) es (ist) in den Biärken,
Een Namen kritt (kriegt) de Stärken,
Den Namen saft du genaiten (sollst du genießen):
Bunte lève (Bunte Liebe) saft du haiten.

Dieses Lebensreis, das die Fruchtbarkeit des jungen Tieres erwecken soll, wird dann an der Stallthür befestigt, damit es feindliche Mächte vom Stalle fernhalte. Ähnlichen Brauch kennt man auch in anderen Gegenden altsächsischen Gebietes. Zu diesen volkstümlichen Bräuchen haben sich frühzeitig christliche Sitten gesellt. In verschiedenen Gebieten Oberdeutschlands geht der Hirt allein oder mit seinem Bûr vor dem Austrieb ins Gotteshaus und betet hier für das Gedeihen seines Viehes. Dann besprengt er dieses mit geweihtem Wasser. In anderen Gegenden werden die Kühe mit heiligem Salze bestreut, damit sie wohlgenährt und gesund von der Weide zurückkehren.

Auch das **Leben des Hirten auf der Weide** ist ein Stück Poesie. Unter Gesang treibt er noch in vielen Gegenden sein Vieh aus, auf den Bergen, besonders in Tirol, ist das Lied der

stete Begleiter des Sennen. Überhaupt ist der Kuhhirte Oberdeutschlands eine fröhliche, heitere Natur. Er steht in dieser Beziehung fast im Gegensatze zu dem mehr ernsten Schäfer Mittel- und Norddeutschlands, der auf etwas öderer Trift seine Herde in Gemeinschaft mit seinem treuen Hunde weidet. Aber doch berühren sich beide in ihrem religiösen Sinne. Denn wenn aus dem Thale herauf nach den Bergen die Abendglocke ertönt, dann fällt der Senne auf seine Kniee, um sein Abendgebet zu sprechen, und ebenso zieht der Schäfer seinen Hut vom Kopfe und faltet die Hände zum Gebet, wenn aus der Nähe oder Ferne die ersten Klänge der Kirchenglocke hörbar werden. Unsere Schäfer zeigen ferner bis in die Neuzeit Züge, die tief in unserem Volkscharakter wurzeln. Die Unthätigkeit des Körpers bei ihrer leichten Arbeit läßt ihren Geist sich üben, läßt sie die Natur, den Zug der Wolken und Wetter, das Gebaren der Tiere genau beobachten, läßt sie auf die Kräuter achtgeben, die das Wohlbefinden der Herde fördern. So sind unsere Schäfer Wunderdoktoren und Wetterpropheten geworden, zu denen noch heute oft der Mann aus dem Volke seine Zuflucht nimmt, wenn er von Krankheiten befallen ist oder die Witterung Tage voraus wissen möchte. Und daneben hat sich in ihrer Einsamkeit ganz besonders der Sinn für mystische Spekulationen entwickelt, der ja dem Deutschen mehr eigen ist als den meisten anderen Völkern, und hat sie zu Männern gemacht, die in schlichter Weise die zukünftigen Ereignisse zu wissen wähnen. Es sei nur an die Prophetien des Schäfers Thomas erinnert, dessen Schriften immer noch guten Absatz finden.

In ähnlicher feierlicher Weise, wie im Frühlinge der Hirt seine Herde ausgetrieben hat, treibt er sie zu Anfang des Winters, meist im Oktober oder Anfang November, wieder heim. Auch beim Heimtrieb wird kein Unterschied gemacht, ob das Vieh während des ganzen Sommers und Herbstes oder nur während des Tages in der freien Natur gewesen ist. Wenn in den Alpen die Herde heimwärts kommt, da hört man in den Thälern nichts als Glockenklang und Peitschenknall, Singen und Jauchzen. Geschmückt und unter dem harmonischen Klange der Kuhglocken ziehen die Herden in die Thäler. Nur wenn sich Tiere „verfallen" haben, d. h. umgekommen sind, verläßt die Herde ungeschmückt und klanglos die Berge. Auch der Hirt in Mittel- und Norddeutschland schmückt am letzten Weidetage sein Vieh und kehrt ebenfalls unter Gesang und Peitschenknall fröhlich heim, denn wie den Sennen der Alm erwarten auch ihn Geschenke und frohe Stunden, die ihm der Bauer bereitet. Dann beginnt die Zeit des Einschlachtens und mit ihr zugleich die der Festtage, die das wirtschaftliche Jahr unseres Volkes abschließen.

Während sich dem Hirtenleben und der Viehzucht eine gewisse Eintönigkeit, trotz der sinnigen und poetischen Züge, die sich hier und da finden, nicht absprechen läßt, zeigt die Beschäftigung mit dem Acker- und dem verwandten Obstbau einen fortwährenden Wechsel der Arbeit. Schon die Mannigfaltigkeit der Feldfrüchte bedingt ihn. Daher sind hier die volkstümlichen Sitten und Bräuche ungleich zahlreicher als bei der Viehzucht. Aber auch bei dieser Beschäftigung können wir zwei Zeitpunkte wahrnehmen, die die anderen an Wichtigkeit überragen, wie bei dem Hirtenleben die Zeit des Aus- und Heimtriebes: das sind die Tage der Aussaat und die der Ernte, die heiligen Tage, die Festtage des Landmanns. Die Sitten und Bräuche, die sich an diese knüpfen, sind bereits bei dem volkstümlichen festlichen Jahre der Deutschen erörtert worden; wir haben hier unsere Blicke nur auf die Arbeit des Landmannes zu richten.

Der deutsche Landmann ist die konservativste Natur, die man sich denken kann. Er wurzelt mit allen Fasern seines Lebens in dem Stück Land, das er sein eigen nennt. Lieber will er seine Freiheit opfern als den Grund und Boden aufgeben, auf dem er geboren ist. Hieraus erklärt es sich, daß schon im frühen Mittelalter viele Freibauern, die ihr unbewegliches Eigentum

nicht mehr halten konnten, es einem Stärkeren übergaben, um es von diesem als Lehen wiederzubekommen. Noch heute geben in verschiedenen Strichen Oberdeutschlands die jüngeren Geschwister ihr Erb- und Pflichtteil auf, wenn der älteste Bruder nach dem Tode des Vaters das Gut übernommen hat, um nur auf dem väterlichen Sitze weiterleben zu können. Diese Liebe des Landmanns zur Heimat geht aber nicht zum kleinen Teil zurück auf die Liebe zu der Natur, die ihn von Jugend an umgeben hat, die die erste Poesie seines Lebens gewesen ist, die gleichsam Anteil an all seinen Freuden und Leiden genommen hat. Man kann den Älpler in die fruchtbarsten Gegenden bringen, man mag dem Bauern der mitteldeutschen Bergländer das schönste Los vormalen, immer wird es jenen nach seinen Bergen, diesen nach seinen Wäldern mit Allgewalt ziehen, wie den norddeutschen Seemann nach seinem Meere. Und mit diesem Hange an der Heimat steht in engster Verbindung der Hang an alter Sitte, an altem Brauche. Auch in dieser Hinsicht ist der deutsche Bauer eine durchaus konservative Natur: in keinem Stande hat sich so viel Altes bewahrt wie bei ihm. Aus all diesen bäuerlichen Sitten spricht aber das innige Verwachsensein mit der Natur. „Mensch und Natur", sagt Hugo Elard Meyer mit vollem Rechte, „stehen bei unserem Volke in regstem Wechselverkehr, in einem persönlichen Doppelverbande zu einander. Die Natur ist dem Landmann nicht nur ein Gleichnis, eine nur poetisch empfundene Analogie des menschlichen Lebens, sondern ihr Thun und Leiden ruft auch wirklich ein ähnliches Thun und Leiden im menschlichen Leben hervor." So spricht durch gewisse Vorgänge und Erscheinungen die Natur zu dem Menschen, wie anderseits der Mensch durch symbolische Handlungen die Natur zu dem zu bewegen sucht, wonach Sinn und Herz sich sehnt. In dieser kindlichen Auffassung der Dinge wurzelt der größte Teil alter Sitten und Bräuche unserer Landleute. Der uralte Trieb unseres Volkes, der einst die Gottheit und das Opfer erzeugt hat, ist also noch nicht erstorben; er ist der reinste Ausdruck wahrer Religiosität, den das Christentum nur neu belebt und befruchtet hat.

In den bei weitem meisten Gegenden Deutschlands wird keine Feldarbeit ohne Gebet und Spende verrichtet. Bevor der Pflug die mütterliche Erde aufwühlt, betet der Landmann in dem Gotteshause oder vor dem Pfluge sein stilles Vaterunser. In den katholischen Ländern West- und Oberdeutschlands wird der Pflug wie die Zugochsen mit Weihwasser besprengt, und nicht selten brennt an jenem die geweihte Kerze. An vielen Orten wird der Pflug über ein Brot geführt, das dann entweder den Armen oder dem Zugtier und dem Knecht gegeben wird. Ist das Feld zum Empfang der Saat hergestellt, so beginnt mit der Aussaat vielenorts noch heute eine heilige Zeit, in der man sich aller Vergnügungen, in der der sächsisch-siebenbürgische Bauer sich sogar des ehelichen Beischlafes enthält. Damit die Feldfrucht gedeihe, muß vor allem die mütterliche Erde ihre Kraft geben. Daher bringt man dieser in vielen Gegenden Spenden, nachdem man unter tiefstem Stillschweigen die heilige Aussaat vollendet hat. Wie schon im 10. Jahrhunderte die Angelsachsen nach vollbrachter Aussaat mit Milch geknetetes Brot in die Erde vergruben, so thut man es noch heute in manchen Gegenden Deutschlands. Aber auch die junge keimende und aufgehende Saat sucht man im voraus vor ihren schlimmsten Gegnern, namentlich vor Vögeln und Gewürm, zu schützen: man wirft diesem Getier eine Handvoll Getreide hin und spricht dazu einen Zauberspruch, der die schädigenden Tiere fernhalten soll. So sagt der Thüringer Landmann:

„Mein Weizen will ich säen,
Die Vögel sollen Erden fressen
Und meinen Weizen lassen stehen!
Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und heiligen Geistes †."

Und in derselben Gegend wirft der Sämann die ersten Körner an die Außenseiten des Ackers und spricht dazu die Worte: „Das ist für die Vögel." Oder in der Rheinpfalz wehrt man sich gegen Schneckenschaden, indem man die Körnerspende hinwirft und dazu sagt:

„Da thu' ich meinen Samen hinschmeißen,
Daß mir die grauen, die schwarzen und die weißen
Den Samen nicht abbeißen."

Eine besondere Rolle spielt bei diesem Aussaatspenden das Ei, dessen Schalen in vielen Gegenden auf den eben besäten Acker geworfen werden, und das der Sämann vor seiner Arbeit gegessen haben muß. Diesen altheidnischen Bräuchen haben sich christliche zugesellt. Auch an die Aussaat macht sich der Bauer nie ohne Gebet oder ein „Mit Gott!" In dem katholischen Oberdeutschland wird noch vielfach das Saatkorn mit Weihwasser besprengt, wie es hier und da in Franken auch der Priester einsegnet, damit der gefürchtete Bilwisschnitter der jungen Saat nicht schade, jene mythische Gestalt unseres Volksglaubens, die nächtlicherweile mit ihrem Sichelschuhe durch die Furchen der Felder geht. Beim ersten Auswurf wird die Gottheit um Schutz gegen alle bösen Mächte angefleht, und nur selten wird die Handlung ohne Gebet geschlossen. Ganz ähnliche Bräuche finden wir auch beim Säen des Flachses und Hanfes, beim Pflanzen des Krautes und anderer Feldfrüchte. Es fehlen bei der Aussaat des Flachses die Körner nicht, die man, z. B. in der Oberpfalz, dem Holzfräulein in die Büsche des nahen Waldes wirft, und ebensowenig der Wunsch- und Segensspruch, daß der Flachs groß und stark werde. So sagt der Bauer in Schleswig-Holstein beim Flachssäen:

„Flass, ick streu dy in den Sant,
Du must wassen (wachsen) as en Arm dick
Und as en Kaerl (Mann) lank."

Reich wie die Aussaat ist die **Ernte** an alten Sitten und Bräuchen. Auch sie wird nie ohne Gebet begonnen. Der Bauer begibt sich mit den Schnittern zuvor ins Gotteshaus und bittet Gott in der heiligen Messe um günstiges Wetter, oder er fällt vor der ersten Mahd unter freiem Himmel auf seine Kniee und erfleht den Segen des Himmels zur Arbeit, die eben beginnen soll. Der Feierlichkeit der Handlung soll auch durch die Kleidung Ausdruck gegeben werden. In Sonntagskleidern gehen die Siebenbürger Sachsen am ersten Mähtage hinaus aufs Feld, und ist die erste Garbe in der Gemeinde geschnitten, dann trägt sie der Bauer zum Pfarrer, der für den nächsten Morgen alle Umwohnenden zum Gottesdienste ruft. Wehe dem, der diesen meidet! Eine Sage berichtet, daß ein Nachbar, der dies gethan habe, bald darauf eines jähen Todes gestorben sei. In Nord- und Westdeutschland wird in verschiedenen Gegenden die Ernte eingeläutet. Auch hier schmücken sich die Mäher und ziehen in feierlichem Zuge hinaus aufs Feld, um mit einem „Walt's Gott!" die Arbeit zu beginnen. Am Tage, wo die Ernte ihren Anfang nimmt, werden vor allem in Mitteldeutschland bessere Speisen genossen als gewöhnlich; hier und da wird auch Kuchen gebacken, wodurch ebenfalls der Tag des Erntebeginnes zu einem Festtage gestempelt wird.

Als besonders heilig gelten die ersten Ähren, die erste Garbe. In vielen Gegenden Deutschlands werden von dem Schnitter oder wenigstens von dem Vormäher drei Ähren vor Beginn der Mahd abgeschnitten und an die Lenden gebunden: sie schützen gegen Kreuzschmerzen und verhüten Verwundung durch Sense oder Sichel. Die drei ersten Ähren werden auch kreuzweise auf den Acker gelegt oder, wie in der Oberpfalz, an der Hausthüre festgenagelt; hier wie dort sollen sie schädigende Geister von Feld und Haus fernhalten. Andernorts, wie in Thüringen,

werden diese ersten Ähren des Nachts hinter das Scheunenthor gestellt und sind hier für die Engel bestimmt. Diese Art der Spende mag eine christliche Umwandlung der altheidnischen Spende sein, die man mit der ersten Garbe zum Schutze gegen den Drachen brachte, wovon noch die Chemnitzer Rockenphilosophie, jenes bekannte Werk über Aberglauben aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, zu erzählen weiß, oder gegen die Mäuse in der Scheune, denen man noch heute in einigen Gegenden Thüringens die erste Garbe auf die Tenne wirft. An alte Opferspenden erinnern auch die feierliche Überreichung der ersten Garbe an den Gutsherrn in dem größten Teile des altsächsischen Gebietes, das Salz und Brot, das in fränkischem Gebiete in die erste Garbe gebunden wird, oder der Johanniswein, mit welchem man diese besprengt.

Ähnliche Handlungen wie die, welche sich an diese erste Garbe und an den Anfang der Mahd knüpfen, finden wir dann auch bei der letzten Garbe, bei dem Schlusse der Ernte. Auch aus ihnen spricht ein Stück Poesie unseres Landvolkes, das sich in Thaten äußert, wie ja anderseits auch den Schnitt des Getreides hier und da das Lied oder harmloser Scherz begleitet. Nirgends fehlt die Mittagsruhe, denn in den Mittagsstunden streicht die „Mittagsmutter" durch die Felder und verwirrt den Mähern das Haar. Am Abend aber ziehen die Schnitter unter dem Gesange alter Volkslieder, aus denen mehr ernste als heitere Stimmung spricht, heimwärts, denn der Schnitt des Getreides selbst stimmt sie ernst, als ob sie mit ihm ein Stück Leben in der Natur vernichtet hätten. Ist dann der Schnitt beendet, so tritt die letzte Garbe in den Vordergrund der Handlung. Bald bleibt diese auf dem Felde stehen, bald wird sie unter feierlichen Zeremonien zum Gehöft gebracht. Das erstere scheint das ältere zu sein und auf ein altes Opfer hinzuweisen. Dies Büschel, das da auf dem Felde gelassen wird, hat im Volksmunde mancherlei Namen erhalten; bald heißt es die Alte, bald der Wolf, bald das Wichtelmännchen, der Feldmann, in Österreich das Bärimandl, in der Schweiz das Erdmännel, in Bayern Oswald, in Norddeutschland der Vergodendeelsstruß und dergleichen. Nicolaus Gryse weiß noch im 16. Jahrhundert zu erzählen, daß damals das Landvolk in Niederdeutschland dies Büschel Getreide dem Affgade Woden dargebracht habe, und daß die Leute um dasselbe getanzt und gesungen hätten:

„Wode, hale (hole) dynem Rosse nu Voder (Futter),
Nu Distel vnde Dorn,
Thom (Zum) andren Jhar beter Korn."

Noch in unserem Jahrhundert wird in gleicher Weise um dieses letzte Büschel, das in der Regel mit Blumen und bunten Bändern geschmückt ist, getanzt und gesungen, und wo dieser altheidnische Brauch geschwunden ist, wie in verschiedenen Strichen Oberdeutschlands, da betet man wenigstens noch bei dem letzten Halmbüschel ein Vaterunser. Auch von den dämonischen und göttlichen Gestalten, denen einst diese Spende als Dankopfer für den Erntesegen und zugleich als Bittopfer für das kommende Jahr gegolten hat, will man jetzt meist nichts mehr wissen, aber das Büschel läßt man nach wie vor aus Scheu vor der alten Sitte draußen auf dem Felde stehen und deutet es schön und sinnig als Spende für die Vögel.

Neben diesem Brauch wird in vielen Gegenden Deutschlands die letzte Garbe, wie bemerkt, feierlichst nach dem Gehöft gebracht. Auch dann führt sie mancherlei Namen; besonders oft heißt sie die Alte, der Wolf, der Bock, die Roggensau, der Roggenhund, die Habergeiß und ähnlich. Das Wogen des Getreides hat den Mythus entstehen lassen, daß in ihm ein Dämon in Tiergestalt sein Wesen treibe. Wenn der Schnitt begonnen hat, flüchtet dieser aus einer Garbe in die andere, bis er in der letzten gefangen wird. Diese wird dann besonders aufgeputzt, mit Blumen und bunten Bändern versehen und auf dem letzten Erntewagen heimgebracht. Hier wird sie

feierlichst dem Gutsherrn überreicht, der dafür den Schnittern das Erntebier geben muß, oder sie wird dreimal um die Scheune gefahren und dann in dieser an besonderem Platze aufgestellt. Nach dem Glauben des Volkes wohnt ihr eine besondere Kraft inne, denn die Körner dieser Garbe müssen auf alle Fälle unter das Saatkorn des folgenden Jahres gemischt werden, wenn dieses reiche Frucht tragen soll.

Ganz ähnliche Sitten wie bei der Getreideernte findet man auch bei der Heu-, bei der Flachs-, bei der Beerenernte: überall zeigt sich im Volksglauben das Bewußtsein, daß der Mensch in der Gewalt eines höheren Wesens steht, von dem allein das Gedeihen des Werkes seiner Hände abhängig ist; sich diesem Wesen dankbar zu zeigen und ihm das Bewußtsein menschlicher Ohnmacht zu erkennen zu geben, das ist der Kern unseres Volksglaubens, der sich in all diesen Sitten und Gebräuchen deutlich abspiegelt. Und diesen Glauben können wir auch beim Obstbauer wahrnehmen, vor allem beim Winzer, der ja manchen Brauch, manche Sitte vom Ackerbauer in seine Thätigkeit aufgenommen und seinen Verhältnissen angepaßt hat. Seit der heilige Urban im Volksglauben der Schutzheilige des Weinstockes geworden ist, werden ihm dankbar vom ersten jungen Most Trankspenden dargebracht, und wie die letzte Garbe vom Felde unter besonderer Feierlichkeit eingeholt wird, so wird in manchen Weingegenden auch das letzte Faß des neuen Weines, mit Bändern und Blumen geschmückt, von den Winzern feierlichst von den Weinbergen heimgeführt.

Daß sich alte Sitten und Gebräuche, die in der Jugendzeit unseres Volkes entstanden sind und daher den Volkscharakter am klarsten widerspiegeln, gerade bei der ländlichen Bevölkerung am längsten erhalten haben, erklärt sich hauptsächlich daraus, daß der Hirt und Landmann seiner Thätigkeit in der freien Natur nachgeht und das Leben in dieser den germanischen Volkscharakter am meisten anspricht. Wo die Natur die Arbeit des Deutschen bestimmt, da herrscht auch die größte Zufriedenheit und Genügsamkeit, und beides ist bei dem Hirten und dem Landmann zu Hause. Und dasselbe ungetrübte Glück, das wir hier antreffen, finden wir auch in den anderen Berufen, die den Arbeiter an die Natur ketten. Der Holzknecht des bayrischen Hochlandes und des Schwarzwaldes ist heiter und frohen Sinnes bei seiner gefährlichen Arbeit, der schon so mancher erlegen ist; laut ertönt im Bergwalde sein Jauchzen, das nur einige Tage ruht oder gedämpfter klingt, wenn die Arbeit wieder einen der Kameraden gefordert hat und an dem Orte, wo er gefallen ist, das Marterl, die Gedenktafel, errichtet worden ist. Mit heiterem Sang geht der Jäger im Walde und auf den Bergen seiner Beschäftigung nach, und derselbe Mann, der täglich Getier zur Strecke bringt, hat das wärmste Herz für jedes Tier, kennt genau seine Freuden und Leiden und sucht nicht selten die Qualen, die ihm die Natur bereitet, zu lindern. Der Wald ist sein Element, „in dem er lebt, in dem er sich wohl fühlt, jener deutsche Wald, ohne den das deutsche Volk gar nicht denkbar ist, der den inwendigen Menschen erwärmt und einer der wichtigsten Faktoren zur Kraftentwickelung unseres Stammes ist" (Riehl). Und wie der Oberdeutsche an seinen Bergen, der Mitteldeutsche an seinem Walde, so hängt der Niederdeutsche an seiner See. Der heitere Sinn des Ober- und Mitteldeutschen geht wohl dem norddeutschen Schiffer ab, aber deshalb nicht das Gemüt und der kindliche Sinn, mit dem er seine Umgebung auffaßt. Beim deutschen Seemann zeigt sich vor allem der deutsche Mut in der Todesgefahr, die ihn so oft umgibt, und die Opferfreudigkeit, dem Mitmenschen beizustehen, wenn diesem das Verhängnis droht. Weder auf das eigene Leben noch auf Weib und Kind wird geachtet, wenn draußen auf dem Meere ein Schiff dem Untergange nahe ist: Retten ist in diesem Falle seine Pflicht, und wo die Pflicht ruft, da gibt es für den Deutschen keine Rücksichten, kein Zaudern

und Zögern. Schon mancher deutsche Seemann ist beim Rettungswerke selbst von den Wellen begraben worden, aber trotzdem bleibt keiner zurück, wenn der Obmann zum Rettungsboote ruft.

Etwas anders als bei den Bewohnern des flachen Landes hat sich das Leben in den deutschen Städten entwickelt. Von Haus aus ist der Deutsche dem Zusammenleben in eng begrenzten Orten feind; er hat sich erst im Laufe der Zeit daran gewöhnt. Hier in den Städten hat der Deutsche seine Anhänglichkeit an die freie Natur, an Wald und Heide wenigstens zum Teil preisgeben müssen, aber um so mehr hat sich dafür seine Neigung zur Geselligkeit ausgebildet. Wie im Mittelalter die Innungen der Handwerker oder die Gilden der Kaufleute bei jeder Gelegenheit zusammenkamen und nicht nur geschäftliche Dinge besprachen, sondern auch den Becher kreisen und manches fröhliche Lied erklingen ließen, so trifft man sich auch heute noch in allen möglichen Vereinen und Vereinchen, um Gelegenheit zu gemeinsamem Trunke und Aufheiterung des Gemüts zu haben. Und der Deutsche bedarf solcher Aufheiterung, wie ja schon die Feste der ländlichen Bevölkerung gelehrt haben.

Aber auch noch andere echt deutsche Charakterzüge haben in die Städte ihren Einzug mitgehalten: die Freude an Lied und Dichtung ist in der Stadt nicht verkümmert. Als die Ritter aufgehört hatten, zu singen und zu sagen, da nahmen sich die deutschen Meister in den Städten der Poesie an, später ist manch treffliches Wander- und Burschenlied hier entstanden, und die Arbeit in den Werkstätten hat bis in unser Jahrhundert Schritt gehalten mit dem Rhythmus des Liedes. Die alte Religiosität unseres Volkes ist ebenfalls mit in die Stadt gezogen: das beweisen noch heute die Heilighaltung des Sonntags und die vollen Kirchen, die wir in großen und kleinen Städten antreffen. Auch den unserem Volke eigenen Sinn für Recht und Pflicht hat der Deutsche nicht in den Mauern der Stadt verkümmern lassen, und die deutsche Waffenfreudigkeit und Vaterlandsliebe zeigen sich in den Städten in keinem schwächeren Lichte als auf dem Lande. Seit sich die Bürger der Stadt Worms des unglücklichen Heinrich IV. angenommen und ihr Geld und ihre Waffen gegen bischöfliche und fürstliche Anmaßung ihrem Könige zur Verfügung gestellt haben, ist zu unzähligen Malen die bewaffnete Macht der Städte die Mauer gewesen, an der vaterlandsloser Sinn und habgieriges Streben äußerer Feinde zu Grunde gegangen sind. Selbst zu Zeiten, wo die Neigung des Landmannes für das Waffenhandwerk erstorben zu sein schien, wie während und nach dem Dreißigjährigen Kriege, lebte sie in den Städten fort und erhielt sich hier, bis sie durch die Großthaten eines Friedrich II. und durch die Gewaltherrschaft eines Napoleon zu neuem Leben entfacht wurde. Und dieser Waffenfreudigkeit, dieses alten Erbteiles von unseren Vorfahren her, bedürfen wir mehr als jedes andere Volk, wenn wir unsere Eigenart erhalten wollen, da wir auf allen Seiten von fremden Völkern umgeben sind, die auf Kosten unseres Landes ihr Gebiet zu vergrößern trachten. Diese Waffenfreudigkeit, der äußere Ausdruck persönlichen Mutes, hat neben der deutschen Religiosität und der Freude an der Natur den Kern unseres Volkes gesund erhalten. Solange diese drei Eigenschaften in uns noch nicht erstorben sind, werden wir uns auch ferner allen äußeren Feinden gegenüber schützen können: sie sind die Grundpfeiler des Lebens unseres Stammes, und wer sie zu vernichten strebt, hat keinen Anteil an dem Volk, in dem er geboren ist, an der heiligen Heimat, die ihn großgezogen hat.

6.

Die altdeutsche heidnische Religion.

Von

Eugen Mogk.

Die altdeutsche heidnische Religion.

I.

Der deutsche Götterglaube.

Im Herzen von Altgermanien, zwischen Elbe und Oder, saß in grauer Urzeit der Völkerbund der Sueben. Von ihnen, so berichtet Tacitus, waren die Semnonen am angesehensten. Das Alter ihres Stammes ließ die Nachbarstämme eine heilige Scheu vor ihnen haben, und sie waren die Schirmer heiliger Waldungen, in denen die höchste Gottheit ihre Wohnstätte hatte. In diesem geweihten Walde kamen zu bestimmten Zeiten die Blutsverwandten zusammen und brachten dem Lenker aller Dinge ihre blutigen Opfer. Nur gefesselt traten sie unter das dichte Laubdach, und wer auf diesem heiligen Gange strauchelte, der durfte sich nicht wieder erheben, sondern mußte kriechend den Ausgang des Waldes suchen. Solche Ehrfurcht hatten die Sueben vor ihrer Gottheit. Und das war ein Zweig desselben Volkes, vor dem das stolze, unbesiegbare Rom gezittert hat, dessen Freiheitsliebe den Römern gefährlicher geworden ist als die Tapferkeit der Samniter, Punier, Gallier und Parther. Tapferkeit und Gottvertrauen gingen bei ihm Hand in Hand.

Wie unsere Krieger im Jahre 1870 unter dem Gesange altehrwürdiger Kirchenlieder dem Feind entgegenzogen, so sangen die alten Germanen zum Preis ihrer Götter, wenn der Feind in Sicht war und der Kampf bevorstand. So weit wir die deutsche Geschichte und deutsches Leben zurückverfolgen können, überall tritt uns das gleiche, feste Gottvertrauen unseres Volkes entgegen. Aus ihrer Urheimat hatten die Germanen den Glauben an einen Gott des lichten Himmels mitgebracht. Es war dieselbe Gottheit, die von den Griechen als Zeus, von den Römern als Jupiter verehrt wurde. Wir finden sie als Ziu oder Tyr bei allen germanischen Stämmen. Als der allgewaltige Herrscher mag dieser Gott noch unter den Semnonen fortgelebt haben, bei den meisten Stämmen dagegen war sein Gebiet in menschliche Sphäre gezogen worden. Krieg war das Lebenselement unserer Vorfahren geworden, durch Krieg mußten sie sich ihre Wohnsitze erwerben, zum Krieg wurde der Knabe erzogen, am Kriege fand der Mann seine höchste Freude, und im Schlachtentode sah er sein Streben belohnt: kein Wunder, wenn der alte Himmelsgott hauptsächlich zum Kriegsgotte wurde, so daß die Römer in ihm ihren Mars wiederzufinden meinten. Und doch verehrte man ihn nicht ausschließlich als Kriegsgott, denn eine einseitige Götterverehrung war den Germanen fremd. Wenn nach langer Wintersnacht im hohen Norden die wiederkehrende Sonne ihre leuchtenden Vorboten sandte, da vereinten sich die Bewohner der Gegend zur Begrüßung derselben Gottheit und empfingen sie mit Schmaus

und Gelage, und als Friesen in römischem Solde am Hadrianswall gegen Pikten und Skoten kämpften, gedachten sie des Gottes, der in der Heimat des Dinges waltete, und setzten ihm und seinen jungfräulichen Begleiterinnen nach römischem Vorbild Altäre.

Was jeden einzelnen germanischen Stamm am meisten bewegte, worin er seine Lebensinteressen fand, das erbat er von der Gottheit, das schrieb er ihrem Walten zu. Ideale Schwärmer sind die alten Germanen wie auf keinem anderen, so auch nicht auf religiösem Gebiete gewesen: die Verehrung der Gottheit entsprang überall der heiligen Scheu vor etwas Höherem, das man nicht begreifen konnte, und aus den Lebensinteressen. Und da diese bei den einzelnen germanischen Stämmen ganz verschieden waren, da sie bei den ackerbautreibenden Westgermanen andere als bei den mehr wandernden Ostgermanen waren, da sie bei den Oberdeutschen sich mit denen der Niederdeutschen nicht deckten, so wurde dieselbe Gottheit auch bei den verschiedenen Stämmen nicht aus gleichen Ursachen verehrt. Nur die Art und Weise der Verehrung war überall die gleiche: allerorten dieselbe Scheu vor dem höheren Wesen, derselbe Ernst in religiösen Dingen, dieselbe Innigkeit, durch die der Mensch getrieben wurde, die waltende Gottheit zu erfreuen.

Und was von dem höchsten Gott der germanischen Stämme gilt, das zeigt sich auch bei den Göttern, die neben diesem und nach diesem von allen Germanen verehrt wurden. Den Wagen der Nerthus, jener mütterlichen Gottheit, die auf meerumflossener Insel sieben Stämme an der Ost- oder Nordsee verehrten, durfte nur der Priester berühren. In heiligem Haine stand er aufbewahrt und fuhr nur durch die Gefilde, wenn das große Fest der Göttin unter allgemeiner Freude und Waffenruhe gefeiert wurde. Kein Sklave durfte am Leben bleiben, der bei seiner heiligen Arbeit dem Priester beigestanden hatte, jeder wurde der Göttin geweiht. Waren aber die Tage vorüber, an denen die Göttin unsichtbar unter den Sterblichen weilte, dann wurde der Wagen seinem Heiligtum zurückgegeben; das geheimnisvolle Rauschen der Blätter nahm ihn auf, das Rauschen, durch welches die Nerthus ihre Gegenwart verkündete. Ähnliche heilige Scheu hatten die Friesen vor ihrem Fosite, nach dem die Insel Helgoland Fositesland hieß. Alcuin berichtet in seiner Lebensbeschreibung des Willebrord, daß jener Stamm für die dem Gott geweihte Stätte die höchste Verehrung gehabt habe. Keiner der Heiden des Landes wagte Tiere, die dort weideten, oder irgend welchen Gegenstand des Landes zu berühren, nur schweigend schöpften sie Wasser aus der Quelle, die dort entsprang. Nach König Redbads Satzung galt es für ein des Todes würdiges Verbrechen, als Willebrords Gefährten Tiere der Insel zur Nahrung schlachteten und Willebrord drei Leute in der heiligen Quelle taufte.

Aus dieser Scheu vor den höheren Mächten erklärt sich auch die Ehrfurcht, die der Germane vor den Dienern der Gottheit, den Priestern, hatte und vor den heiligen Frauen, durch deren Mund der höhere Wille sprach. Der König und der Herzog waren den alten Germanen nur ein Vorbild; ein Recht, über den freien Mann zu richten und zu strafen, hatten sie nicht: das war Sache des Priesters, der es im Auftrage der Gottheit that, die im Krieg und Frieden dem Menschen zur Seite steht. Dem Priester wird es auch überlassen, durch das Los zu erforschen, ob die höheren Mächte Verhandlungen über wichtige Angelegenheiten gestatten oder verbieten, ob sie das Leben eines Gefangenen wünschen oder nicht. Und neben dem Priester steht die heilige Frau mit ihrer prophetischen Gabe, deren Ratschläge angehört und treulichst ausgeführt werden; denn in der Frauenseele walten nach der Auffassung des Germanen besondere mystische Kräfte. Allgewaltig war z. B. die Veleda aus dem Bruktererstamme im Bataveraufstande. Der Glaube an ihren prophetischen Blick war durch das Glück der Deutschen

unter Civilis, das sie vorausgesagt hatte, gewachsen, auf ihr Geheiß wurde der römische Unterfeldherr Mummius Lupercus den Göttern geweiht, ihrem Schiedsspruch unterwarfen sich Tenkterer und Kölner, als jene die unbedingte Rückkehr zur germanischen Freiheit von diesen verlangten. Von hoher Warte aus gab sie, den gewöhnlichen Sterblichen unnahbar, die Antwort; nur ein Erkorener vermittelte zwischen ihr und dem Volke: auf sie war die Scheu vor der Gottheit in vollem Maße übertragen.

Ihre Gottheit und der Ort, wo sie verehrt wurde, ging den Germanen über alles. Wiederholt erzählen uns die alten Schriftsteller, daß zum Schutz der Gottheit heftige Kämpfe geführt worden seien, wie die kampflustigen Deutschen ihre Ideale ja immer mit den Waffen in der Hand verteidigten. Nicht nur wegen ihrer Stammesverwandtschaft mit den Marsern ergriffen die Brukterer, Tubanten und Usipeter im westlichen Deutschland die Waffen gegen Germanicus, als dieser die marsischen Gefilde verödet hatte, nein, die Römer hatten das alte Heiligtum der Marser, den hochgehaltenen Tempel der Tanfana, dem Erdboden gleichgemacht, und solche Freventhat forderte die Rache der Glaubensgenossen heraus und ließ sie wie ein Mann gegen die Frevler am Heiligtume aufstehen. Und der Kampf, den Jahrhunderte später Karl der Große gegen die heidnischen Sachsen zu führen hatte, nahm erst an Umfang und Heftigkeit zu, als es in Nord- und Westgermanien bekannt geworden war, daß es der Frankenkönig auf die Vernichtung der alten heimischen Götter, der alten Religion abgesehen hatte. Die Zerstörung des heiligen Waldes der Westfalen, in dem sich die Irminsäule erhob, war das Zeichen zum Aufstand aller derer, die sich zum sächsischen Völkerbund bekannten. Alle inneren Zwistigkeiten wurden vergessen, die verletzte Gottheit rief zu den Waffen und zwang zur Einigkeit.

Aber auch unter den Stammesverwandten entbrannte zuweilen der Kampf um das Vorrecht der Gottheit und um heilige Orte: der deutsche Partikularismus machte sich auf religiösem Gebiete geltend. Zwischen dem Lande der Chatten und Hermunduren bildete ein salzreicher Fluß die Grenze. Um diesen haben beide Stämme heftige Kämpfe geführt, die mit dem Siege der Hermunduren endeten, weil diese dem Ziu und Wodan die feindlichen Krieger geweiht hatten. Nicht der Salzreichtum des Wassers ließ sie diesen Fluß bis auf den letzten Mann verteidigen, sondern der alte Glaube, daß die Waldungen zu beiden Seiten des Flusses dem Himmel besonders nahe seien, daß deshalb in dieser Gegend die Gebete mehr als andernorts von den Göttern gehört und erfüllt würden. Das Salz, das der Fluß barg, wuchs nur durch die Gnade der verehrten Gottheit.

Welch schroffer Gegensatz der Götterverehrung dieses gesunden, natürlichen Volkes und der des römischen! Bei diesem war alles äußere Form, und nur selten zeigte sich zur Zeit des Tacitus noch die Tiefe der Überzeugung; hier lebte alles in und mit der Gottheit, und niemand wagte es, frevelnde Worte über Dinge zu äußern, die schon der Väter Herz und Gemüt erfüllt hatten. Die äußere Form der Götterverehrung tritt dagegen bei den Germanen ganz in den Hintergrund. Was sie erfüllt, ist der **Inhalt**, die Sache; Schein und Blendwerk sind unseren Vorfahren auf religiösem Gebiete fremd gewesen. Wohl knüpften sich an die Götterfeste durchweg Festlichkeiten und frohe Gelage, allein diese hatten in dem natürlichen Hange des Germanen zu harmlosem Lebensgenuß und gemütlicher Geselligkeit ihre Wurzel und wurden zugleich für das praktische Leben ausgenützt. Die Gottheit war in jeder Beziehung menschlich gedacht, daher hatte sie auch menschliche Leidenschaften, menschliche Gefühle, menschliche Bedürfnisse. Sie weilte im Glauben des Volkes unter den Feiernden, und je mehr ihr zu Ehren gezecht wurde, um so mehr fühlte sie sich selbst geehrt. Zugleich fanden aber bei diesen Festlichkeiten

Beratungen über öffentliche Angelegenheiten statt, die den gesamten Kultverband oder einzelne Glieder desselben betrafen.

Natürlich dauerte das Fest in der Regel mehrere Tage, und schon dieser Umstand bedingte es, daß an dem geweihten Orte eine Art Gebäude für die Festteilnehmer errichtet wurde, in dem das Gelage stattfand, in dem sie während der Nacht ausruhten, wo sie sich miteinander besprachen. Neben diesem Versammlungsgebäude mag schon frühzeitig ein Nebengebäude entstanden sein, in dem das Opfer vom Priester vorgenommen wurde, in dem man auf kunstlosem Steine das Bild der Götter aufgestellt hatte. Auf diese Weise entstand das Gotteshaus, der Tempel. Ursprünglich ist dieses unseren Vorfahren fremd gewesen, doch schon Tacitus gedenkt seiner zu wiederholten Malen.

Auch in der Auffassung von der Götterwohnung steht der Germane in schroffem Gegensatze zu dem Römer. Er, der selbst die Freiheit der Person, die Freiheit in der Natur, die Freiheit in allem Thun und Handeln über alles liebte, konnte sich nicht denken, daß seine Gottheit in engen Wänden eingeschlossen ihr Dasein friste. Im schattigen Walde, in dem großen, von der Natur selbst errichteten Hause, unter dessen Laubdach noch heute heilige Stimmung in die fühlende Brust des Deutschen einzieht, mußte sie wohnen, denn einen schöneren Aufenthalt für sie konnte sich das deutsche Naturgefühl nicht denken, und wenn der Wind die Zweige bewegte oder der Sturm sie peitschte, da gab sie Zeichen ihres Daseins. Daher bedeuten die altgermanischen Worte für die Götterwohnung sowohl „Wald" als auch „Tempel", „Gotteshaus". Daneben heißt sie auch das Heiligtum schlechthin (althochdeutsch wîh) oder die geweihte Friedensstätte (friduwîh). Denn eine Friedensstätte war der heilige Hain; niemand durfte ihn bewaffnet betreten, und selbst dem Friedlosen gewährte er Schutz und Schirm. Wie sich der Deutsche selber in nie zweifelndem Gottvertrauen an seine Götter wandte, so sollte auch das Vertrauen selbst seines Feindes nicht getäuscht werden, und dieser Zug von Mitleid, Gutmütigkeit und Pietät ist nicht nur ein Zeichen für die kindliche Herzenseinfalt des Deutschen, sondern auch für sein hohes ethisches Pflichtgefühl.

Aber auch in Wäldern, die kein besonderes Kultheiligtum, keine eigentliche Friedensstätte aufzuweisen hatten, fühlten die alten Germanen sich wohl und heimisch, denn auch aus ihnen schien eine Gottheit oder wenigstens die Seelenschar Verstorbener zu ihnen zu sprechen, wie sich das deutsche Naturgefühl immer mit religiös-mystischen Anschauungen verband. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß gerade der Windgott bei den meisten germanischen Stämmen eine Machtfülle erlangt hat wie kein anderer. Wenn es draußen stürmt, wenn der Wind die Zweige der Äste beugt, sagt man noch heute in vielen Gegenden Deutschlands „Der Wode jagt" und weiß sich zu erzählen von „Wuotes" oder von dem „wütenden" Heere. Aus solchen Naturerscheinungen ist auch in grauer Urzeit der Glaube an ein mächtiges Windwesen hervorgegangen, das die oberdeutschen Stämme Wuotan, die niederdeutschen Wôdan, die nordischen Ôðinn nannten. Seinem Namen nach war es von Haus aus nur der Gott des Windes. Da aber nach altem Volksglauben im Winde das Heer der abgeschiedenen Seelen durch die Lüfte fuhr, so wurde Wodan zugleich Totengott, weshalb die Römer ihren Mercurius für ihn setzen, wenn von ihm die Rede ist. Zur Zeit des Tacitus hatte Wodan in vielen Gegenden Deutschlands sich bereits zum obersten Gott emporgeschwungen, er war zum allgewaltigen Himmelsgotte geworden, und der alte Ziu hatte ihm das Feld räumen müssen. Ein Bild dieses Gottes in seiner erweiterten Machtfülle gibt die beigeheftete farbige Tafel nach Wilhelm Engelhards kraftvoller Kolossalstatue „Odin". Nur das Schwert, das dem Gotte nicht zukommt, hätte der Künstler durch den





Odin.

Nach der Kolossalstatue von Wilhelm Engelhard.

Speer ersetzen sollen; dieser allein ist Wodans Waffe. Für Wodans allgemeine Verehrung und seine Machtfülle spricht es, daß ihm besonders die heiligen Haine geweiht waren. Und wenn die Hermunduren im Kampfe mit den Chatten außer dem Kriegsgotte dem Wodan die Feinde darbrachten, so scheint es jene Gottheit gewesen zu sein, die in den Wäldern am Salzflusse wohnte und den Umwohnenden das Salz spendete.

So wurzelt der altgermanische Wodansglaube und die Wodansverehrung wesentlich mit in der heiligen Scheu vor der Natur. Aber noch eine andere Gottheit der Germanen ist auf demselben Boden ersprossen, das ist der Donar. Die unheimliche Gewalt des Gewitters, das zuckende Licht am hellen Tage und der langanhaltende Donner haben bei fast allen Völkern, die diese Naturerscheinung in ihrer Heimat kennen, den Glauben an ein höheres Wesen erzeugt, das in Blitz und Donner sein Dasein zu erkennen gibt. Darum konnte es auch nicht bei einem Volke fehlen, das, wie unsere Vorfahren, mit der Natur gleichsam verwachsen war, und dem kein Vorgang in der Natur entging. Nach dem nachhallenden Donner, der noch heute auf kindliche Seelen tieferen Eindruck macht als der schnell verschwindende Blitz, nannten sie dieses höhere Wesen. Mit großem Barte stellten sie es sich vor, und wenn der Gott durch die Lüfte fuhr, dann rief er in diesen Bart. Diese Thätigkeit des Gottes ahmten die Krieger nach, wenn sie in die Schlacht zogen: das ist der den Römern fürchterliche Bartgesang (barditus). Das schnelle Erscheinen und Verschwinden des Blitzes konnte aber nur von einer Waffe herrühren, die der Gott warf, und die alsbald wieder in die Hand des Werfenden zurückkam. So dachte man ihn mit einem Hammer oder einer Keule bewaffnet, womit er die den Menschen feindlichen Dämonen vernichtete. Hieraus erklärt es sich, daß die Römer diesen germanischen Gott bald mit ihrem Jupiter identifizieren, bald mit Herkules übersetzen. Auch er wurde, wie Ziu und Wodan, von allen germanischen Stämmen verehrt und ist die dritte Gestalt in der altgermanischen Götterdreiheit. Wie dem Ziu unter römischem Einflusse der Dienstag, dem Wodan der Mittwoch, so wurde ihm der Donnerstag geweiht. Auch seiner Minne setzen, wie der jener Gottheiten, die batavischen Reiterschwadronen in Rom Denksteine, ihn schwören in Oberdeutschland nach Einführung des Christentums die Alemannen ab, wie in Niederdeutschland auf Befehl Karls des Großen die Sachsen.

Neben dieser männlichen Götterdreiheit finden wir noch bei fast allen germanischen Stämmen eine weibliche Göttergestalt. Auch sie ist von Haus aus eine Naturgottheit, aber bald wie die anderen Götter zur ethischen Gestalt geworden. Wir finden diese Göttin bald allein, bald mit diesem oder jenem Gott ehelich verbunden. Es ist die mütterliche Erde, die die Saat wachsen und die Früchte gedeihen läßt. Aus dem 12. Jahrhundert erfahren wir von einem alten niederdeutschen Brauch, der uns noch wie ein Stück Heidentum entgegenleuchtet, obgleich er unter der Leitung christlicher Priester geschieht. Geistliche der verschiedensten Klassen wählten nämlich im Frühjahre unter allgemeiner Teilnahme der Bevölkerung von den Frauen eine aus, schmückten sie mit Purpur und Krone, setzten sie auf einen Thron und behandelten sie wie eine Königin. Dann sangen sie den ganzen Tag unter Musikbegleitung feierliche Lieder und erwiesen ihr alle Ehren wie einem Götzenbilde. Diese Schilderung läßt auf den ersten Blick erkennen, daß wir hier eine Darstellung jener alten Maigrafenfeste vor uns haben, die in allen Gegenden Deutschlands, namentlich Norddeutschlands, und des germanischen Skandinavien bis in unsere Zeit hinein tief im Volke wurzeln. Sobald sich die Erde verjüngt und der Mai mit seiner Wonne da ist, wird das schönste Mädchen aus der Gemeinde ausgewählt, feierlichst geschmückt und mit Blumen geziert und dann von den anderen Mädchen und den Burschen in dem Bezirk der Gemeinde herumgeführt. Tanz und Gelage beenden am Abend die Festlichkeit.

Das ist die Maikönigin. Ein Maikönig wird ihr oft zur Seite gestellt, er ist ihr Auserwählter an diesen Tagen der Freude. In anderen Orten tritt an ihre Stelle ein männliches Wesen: der Maikönig, wie diese festliche Gestalt namentlich in Norddeutschland heißt, oder der Graskönig, wie ihn die Thüringer, der Pfingstklötzel, wie ihn die Elsässer, der Latzmann, wie ihn die Schwaben nennen. In feierlicher Prozession wird er vor der Stadt oder vor dem Dorfe abgeholt und ebenfalls in der Gemeinde herumgeführt. „Das heißt den Sommer in die Stadt führen“, sagt ein alter Chronist der Stadt Ripen.

Wir brauchten dieses alte Zeugnis nicht, um die Ursache und den natürlichen Hintergrund dieses Festes zu durchschauen. Wenn die Natur im Frühjahre erwacht ist, dann jubelt noch heute unsere Brust der verjüngten Erde entgegen. Und ein Volk, das wie die Deutschen ganz in dieser Freude aufgeht, empfängt in seiner Natürlichkeit diese verjüngte Natur unter symbolischen Gestalten, feiert ihnen und ihr zur Ehre frohe Feste, und kein Priester wagt es, diesen in unschuldigem Gewande auftretenden heidnischen Brauch zu stören. Es ist dasselbe Sehnen nach Frühlings- und Sommertagen, dieselbe Freude über die neu belebte Erde, die in grauer Vorzeit den Glauben an die mütterliche Göttin und ihre Verehrung hat emporkeimen lassen. Unter dem Namen Nerthus, d. h. die Unterirdische, tritt sie uns im nördlichen Deutschland entgegen. Tacitus fand keine bessere Wiedergabe ihres Namens als „Mutter Erde“ (terra mater). Westlich vom Nerthusgebiete, am Unterlaufe des Rheines und der Schelde und auf den der Küste vorlagernden Inseln, namentlich auf Walcheren, wurde dieselbe Gottheit als Nehalennia verehrt. Auf den Steinbildern, deren Bruchstücke noch heute von ihrem Kulte zeugen, finden sich die Spenden, die man der Göttin zu reichen pflegte, nachdem sie diese in der Natur hatte gedeihen lassen: in ihrem Schoße, auf einigen Bildern auch neben sich am Boden, hat sie den Fruchtkorb. Ihr zur Seite steht der Hund, der treue Begleiter wie des Menschen so hier auch der Göttin. Unter dem Namen Tanfana verehrten im westlichen Mitteldeutschland die Marser die mütterliche Erde. Im Herbste, wenn die Früchte eingeerntet sind, wurde ihr zu Ehren das große Fest gefeiert, an dem einst Germanicus die Deutschen überraschte: er fand sie schlafend auf Bänken und neben den Tischen, an denen sie zu Ehren der Göttin mächtig gezecht und fröhlich geschmaust hatten.

Neben dieser mütterlichen Göttin der Erde ist schon frühzeitig ein weiteres weibliches göttliches Wesen von den Germanen verehrt worden, das ebenfalls in mystischer Auffassung von Vorgängen in der Natur seine Wurzel hat, in dem sich aber auch zugleich die altgermanische Auffassung von der Ehe und von der Heiligkeit des Weibes widerspiegelt. Außer dem Wode fahren noch mannigfache Wesen durch die Lüfte; namentlich um Weihnachten herum, zur Zeit der Zwölf Nächte, wo die Stürme am meisten in den altgermanischen Wäldern tobten, sind sie den Menschen bemerkbar. Bald sind es Druden, Mahren, Hexen, bald die wilden Weiber schlechthin oder Holz-, Moos-, Lohjungfern. Aber auch als weiße Frauen, Saligfräulein, Nachtfräulein erscheinen sie in einigen Gegenden Deutschlands. Der poetische Sinn der Germanen hat eine solche Frau mit Wodan in engsten Zusammenhang gebracht und den Mythus entstehen lassen, daß der Windgott ein solches weibliches Wesen verfolge. Das ist die Windsbraut der deutschen Volkssage. Sie wird weißfarbig dargestellt, mit langem, flatterndem Haare und herabhängenden Brüsten, und sie besitzt die Kraft, sich immer kleiner zu machen: alles spricht dafür, daß die vom Winde gepeitschte Wolke jenem Mythus von der verfolgten Windsbraut Gehalt und Farbe gegeben habe. Verfolgt aber der Windgott seine Braut, so kann er dies nur gethan haben, um sich mit ihr zu vereinen, sie zu seiner Gattin zu machen.

In uralter Zeit muß es bei den Germanen, wie noch heute bei mehreren wilden Völkern, Sitte gewesen sein, die Braut zu entführen. Schon das Wort „Brautlauf“ für Hochzeit, das alle germanischen Stämme kennen, spricht dafür, und in manchen Gegenden Deutschlands hat sich noch heute die Sitte der scheinbaren Brautentführung erhalten. Solches Erjagen der Braut steckt auch hinter dem Mythus von der Windsbraut. Aber der Gott hat seine Verfolgte auch eingeholt und führt nun mit ihr ein gemeinschaftliches Leben, sie ist sein Weib geworden. Als solches heißt die Göttin Frija, d. h. die Geliebte, das Weib schlechthin. In unserem „Freitag“ lebt die Erinnerung an sie fort. Mit Wodan ist sie zur Himmelsgöttin emporgestiegen und die Göttin der Ehe und Liebe geworden, zugleich aber, vom deutschen Sinn für Häuslichkeit und Gemütlichkeit in dieser Richtung ausgebildet, eine echte und rechte germanische Hausfrau, zu der die irdischen Hausfrauen ihre Zuflucht nehmen, wenn sie da oder dort der Hilfe bedürfen. Nicht tyrannisch zeigt sich ihr Gatte ihr gegenüber, im Gegenteil, er hört ihren Rat an und befolgt ihn gern, sobald er ihn für richtig befunden hat, handelt also geradeso, wie es der Germane mit seiner Frau zu thun pflegte, denn Klugheit wohnte nach seiner Auffassung dem Weibe oft mehr inne als dem Manne. Darum kann es auch vorkommen, daß die Frija ihren Gatten überlistet.

Ein schönes Beispiel solcher weiblichen Klugheit der Frija enthält der Mythus vom Ursprung des Langobardennamens. Zwischen den Winilern und Wandalen ist es zum Streit gekommen; letztere bitten Wodan um Sieg. Der Gott antwortet, er wolle denen den Sieg verleihen, die er bei Sonnenaufgang zuerst sehen werde. Auf Veranlassung ihrer Mutter wenden sich dagegen die Fürsten der Winiler an die Frea, Wodans Frau, und bitten diese um ihren Beistand. Da gab Frea den Rat, die Winiler sollten bei Sonnenaufgang sofort auf dem Plane sein und zwar nicht allein die Männer, sondern auch die Frauen, die ihre Haare lose vorn über die Brust herabfallen lassen möchten. Als es nun am anderen Morgen hell wurde, da ging Frea an das Lager ihres Mannes, wandte sein Antlitz gen Osten und weckte ihn auf. Sein erster Blick fällt auf die Winiler, und wie er da die Frauen mit den lose herabhängenden Haaren sieht, fragt er: „Wer sind denn diese Langbärte dort?“ Die wenigen Worte lassen die Frea ihr Ziel erreichen. „Herr, du hast ihnen den Namen gegeben“, fiel die Göttin sofort ein, „so gib ihnen nun auch den Sieg.“ Es war nämlich altgermanische Sitte, daß der Namengebung des Kindes ein Geschenk folgte, mochte der Vater oder ein naher Verwandter oder Fremder diese heilige Handlung vornehmen. So war Wodan durch die Klugheit seiner Frau überlistet: er hielt sein Wort und gab den Winilern den Sieg. Diese hießen aber von dieser Zeit an Langobarden, d. h. Langbärte.

Wie dürftig auch unsere Quellen über den altgermanischen Götterglauben fließen, so gestatten sie uns doch einen tiefen Blick in die Volksseele, der dieser Glaube in seiner Eigenart entsprossen ist. Überall spricht aus ihm neben der Scheu vor dem höheren unsichtbaren Wesen, verbunden mit der Ehrfurcht vor den mystischen Anlagen der Frauenseele, die Liebe zu der Natur. Die Mythen, die sich an die alten germanischen Götter knüpfen, sind zum nicht geringen Teil ein Stück Naturpoesie, und der Kult, in dem sich der Götterglaube äußert, ist häufig Naturverehrung. Aber auch diese Naturverehrung hat eine tiefere Wurzel, eine Wurzel, die weder Zeit noch Christentum aus unserem Volke hat ausjäten können: das ist der Glaube an das Fortleben der Seelen in der Natur und an die elfischen und dämonischen Gestalten, deren Vorhandensein die schöpferische Phantasie des Volkes im Laufe der Zeit aus diesem Glauben gefolgert hat.

II.
Der deutsche Seelen- und Dämonenglaube.

Wenn man vor einem altgermanischen Gräberfelde steht, deren ja unser Jahrhundert so viele bloßgelegt hat, so staunt man über die Ordnung und Sorgfalt, die in diesen altheidnischen Begräbnisstätten herrschen. Sie zeugen für die Verehrung, die unsere Vorfahren, ausgezeichnet durch Pietät wie ihre Nachkommen noch heute, den Toten gegenüber an den Tag gelegt haben. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit kam man den überlieferten Forderungen nach, wenn ein Toter dem Erdboden übergeben wurde. Endete doch der Tod das seelische Leben des Menschen keineswegs: er trennte nur die Seele vom Leibe. Jene aber lebte fort, bald im Winde als unsichtbarer Hauch, bald im Nebel und in Flüssen oder in Bergen, sie nahm zuweilen wieder menschliche Gestalt an oder besuchte ihren toten Körper oder zeigte sich in diesem oder jenem Tiere. Es ist eine eigentümliche und doch schöne Poesie, die sich an diesen alten Glauben vom Fortleben der Seele bei unseren Vorfahren geknüpft hat. Und dieser Glaube ist uralt: die Funde in der Erde, die aus einer Zeit stammen, wo noch an keine schriftliche Überlieferung zu denken war, geben uns von ihm Zeugnis. Jahrtausende sind seitdem vergangen, aber noch heute lebt dieser Glaube in der Brust von Millionen.

Man ist lange in dem Wahne gewesen, daß unsere Vorfahren nur einen Glauben vom Fortleben der Seele in Walhall gehabt hätten, und daß dem Toten deshalb die Waffen mit in das Grab gegeben worden wären. Allein dieser Glaube von dem Kriegerparadiese ist nur eine im germanischen Norden ausgebildete poetische Form von der allgemeinen Überzeugung, daß der Mensch sein Erdenleben nach dem Tode fortsetze. Und wie dieses in den einzelnen Gegenden, in den einzelnen Zeiten ganz verschieden gewesen ist, so war natürlich auch die Vorstellung vom Fortleben der Seele verschieden: sie fügte sich ganz den materiellen und wirtschaftlichen Interessen der Zurückbleibenden an. Daher findet man auch bei den verschiedenen Geschlechtern, in den verschiedenen Zeiten und Gegenden die verschiedensten Gegenstände in den Gräbern: die Frau bedarf ihres Schmuckes, sie bedarf der Nadel und der Spindel; ihr das im Tode zu versagen, wäre die Verletzung der heiligsten Pflicht gewesen, und so gab man die Gegenstände der Toten mit ins Grab. Ganz ähnlich bei den Männern: in kriegerischen Zeiten durften Speer, Schwert und Schild nicht fehlen. Auch das Roß, der Haushund, der Falke begleiteten den gestorbenen Herrn ins Jenseits. Daneben fehlten Kamm und Schermesser nicht und der Becher oder das Horn, welches bei dem zu erwartenden Gelage unbedingt nötig war. Den kriegerischen Zeiten sind friedliche gefolgt, dem Heidentum das Christentum, aber der alte Glaube ist nicht ganz ausgestorben, und noch in unserem Jahrhundert hat man Kamm, Rasiermesser und Waschzeug oder Regenschirm und Gummischuhe dem Toten mit ins Grab gegeben, weil er sie hier gebrauchen kann.

Ein weiterer Zug aufrichtigen Glaubens an das Fortleben der Seele und großer Ehrfurcht vor den Toten liegt in den Leichenschmäusen, die jederzeit bis auf den heutigen Tag bei allen deutschen Stämmen bestanden haben. Man hat in der Nähe alter Grabstätten Steine mit Vertiefungen gefunden, in denen sich Getreideüberreste befanden. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß wir es hier nicht mit einem einfachen Opfer für den Toten zu thun, sondern daß hier zu Ehren des Toten einst Schmäuse stattgefunden haben. An diesen, glaubte man, nehme der Tote unsichtbar teil. Daher setzte man eine besondere Schüssel für ihn hin, die auch stehen blieb, wenn der Leichenschmaus vorüber war. Es war allgemeine Anschauung, daß der Tote

um so mehr geehrt würde, je zahlreicher die Teilnehmer am Leichenschmause waren. Noch im späteren Mittelalter verwerfen Quedlinburger Mönche diesen alten Glauben der heidnischen Väter durchaus nicht und lehren geradezu, daß die Verstorbenen um so mehr gelabt würden, je mehr man bei Todesfällen schmause. Ja in der bayrischen Oberpfalz huldigte man noch in unserem Jahrhundert dem Grundsatze, je mehr bei einem Leichenmahl getrunken würde, desto besser sei's: es komme dem Toten zu gute. Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit diesen Leichenschmäusen ein anderer Zug inniger Pietät verbunden war: man trank des Toten Minne, d. h. man weihte seinem Gedenken den ersten Becher oder das erste Horn und rühmte seine Thaten, sein Leben. Nicht immer, sogar sehr selten, fand diese Feierlichkeit des Minnetrinkens unmittelbar nach dem Tode statt, da es zu ihr der Einladung bedurfte, sondern in der Regel erst am dreißigsten Tage nach dem Abscheiden.

Innerhalb dieser Zeit ließ man auch alles beim alten: das hinterlassene Eigentum des Verstorbenen blieb unberührt, die Witwe blieb im Vollbesitz der Hinterlassenschaft, das Gesinde durfte nicht entlassen, das Vieh nicht verkauft, an eine Erbteilung durfte nicht gedacht werden. In christlicher Zeit wurden in verschiedenen Gegenden Deutschlands, namentlich in Oberdeutschland, während dieser Tage Seelenmessen für den Toten gelesen. Während dieser Zug aber fremdem, christlichem Einflusse zuzuschreiben ist, ist die Unantastbarkeit der Hinterlassenschaft ein echt germanischer und ausschließlich germanischer: durch ihn zeigt das deutsche Gemüt seine Scheu vor einer völligen und plötzlichen Umkehr des Hauswesens, seinen Konservativismus auch in diesen mehr oder weniger äußerlichen und unwichtigen Dingen. Das Recht des neuen Gebieters wird mit Rücksicht gegen die Hausgenossen ausgeglichen, und die hinterlassene Witwe insbesondere soll ihre bisherige Stellung nicht in schroffem Wechsel verlieren. Erst nach Ablauf dieser Frist erfolgt die Erbteilung, und der neue Erbe tritt beim Gedächtnismahl des Toten in den Vollbesitz seiner neuen Rechte.

Solange der Leichnam nicht der Erde übergeben ist, weilt die Seele nach dem Glauben unserer Vorfahren noch in seiner Nähe, ja vielenorts sogar im Hause. Aber auch nach der Beerdigung strebt sie oft dem Leibe wieder zu und hält sich daher besonders gern auf dem Kirchhofe auf. Sie gibt sich den Zurückgebliebenen durch alle möglichen Zeichen zu erkennen und sucht mit sich zu nehmen, was sie bekommen kann. Damit sie aber nichts an dem Ort finde, wo es der Lebende zu sehen gewohnt war, werden Tische und Bänke umgestellt, die Gerätschaften an andere Orte gebracht, die Blumentöpfe aus dem Zimmer getragen, Uhren, Spiegel, Vogelbauer und andere Dinge verhängt.

Tief zeigt sich bei einem Todesfalle das Gemüt des Deutschen in seinem Benehmen gegen die Haustiere, ohne die er sich ja seine Häuslichkeit nicht denken kann. Sie bilden ein Glied seines Hauswesens und müssen daher auch Nachricht von der Trauerkunde haben, die die Zurückgebliebenen so erschüttert hat. Ist der Hausherr oder die Hausfrau gestorben, so muß dies allen Tieren in den Ställen, vor allem den Bienen im Stocke, angekündigt werden. In Thüringen z. B. geht nach dem Tode des Hausherrn das nächste Familienglied zu jedem Tiere im Stalle und ruft ihm zu: „Laß es dir melden, dein Herr ist zu dieser Stunde gestorben", und in Westfalen tritt man zu den einzelnen Bienenstöcken, wenn der Bienenvater gestorben ist, und sagt: „Imme, dein Herr ist tot, verlaß mich nicht in meiner Not." In anderen Gauen wird sogar den Bäumen, dem Getreide und allen Sämereien die Trauerbotschaft überbracht.

Wohl an keinen Vorgang im menschlichen Leben knüpft sich bei den Deutschen — und das ist ja ganz natürlich — noch heute so viel abergläubischer Brauch wie gerade an den

Tod. Diesen Brauch können wir in der Geschichte zurückverfolgen bis zu den Anfängen des Christentums: die alten Konzilien und die ersten deutschen Bischöfe eifern bereits dagegen, denn schon damals erkannte die Kirche, daß die Richtung des Deutschen aufs Mystische eng verschwistert ist mit der Neigung zum Aberglauben. Mannigfach sind diese Gebräuche, aber ein Grundgedanke durchzieht sie alle: das ist das von Gemüt und Pietät eingegebene Streben, der abgeschiedenen Seele Ruhe zu bereiten und dadurch selbst vor ihr Ruhe zu haben. Damit sie diese erlange, gibt man ihr ins Grab mit, was dem Menschen ganz besonders lieb gewesen ist; man wäscht und rasiert den Körper sorgfältig, damit nicht Gespenster kommen und diese Arbeit verrichten. Wird die Leiche im Sarge fortgetragen, so müssen die Füße vorn sein, wird der Sarg auf die Bahre gesetzt, so wird er zuvor dreimal in die Höhe gehoben, sonst hat der Tote keine Ruhe. Auch übermäßiges Weinen und Klagen mag die abgeschiedene Seele nicht: es stört ihre Ruhe. Wohl ist letzteres ein Glaube, der sich bei vielen Völkern findet und Stoff zu mancherlei Mythen gegeben hat, aber keine von allen ist so sinnig und gemütvoll wie die Thüringer Sage vom Thränenkrüglein, nach der die irrende Kindesseele zur Mutter kommt, die weinend auf des Kindes Grabe sitzt, und sie in ihrer kindlichen Weise bittet, von dem Weinen abzulassen, da durch der Mutter Thränen das Thränenkrüglein, das die Kindesseele trage, nur immer schwerer werde.

Der Glaube an das Verweilen der Seele in der Nähe des alten Heimes, in der Nähe ihres Körpers ist es aber auch gewesen, in dem die altdeutsche **Weissagung** und der altdeutsche **Zauber**, wie sie in ihrer üppigen Fülle dem Reichtum der Deutschen an hellseherischer Phantasie entsprachen, ihre Wurzel haben. Die Seele, die im Luftraum frei umherschwebte, konnte nicht nur ferne Gegenden schauen und von ihnen künden, sondern sie sah auch das Zukünftige voraus. Eine tägliche Erfahrung hat den natürlichen Menschen zu dieser Überzeugung gebracht. Wir wissen, welche Rolle die **Träume** in der deutschen Dichtung, im deutschen Volksleben spielen. Es ist eine allgemeine Annahme, daß man durch sie die Zukunft erfahre; „die Träume trügen nicht" hört man noch heute sagen. Der Traum aber ist ein Stück Seelenleben während des Schlafes, den auch die Germanen als Bruder des Todes auffaßten. Im Schlafe verläßt die Seele den Körper und schaut dann frei über Ort und Zeit. Die deutsche Sage weiß aus allen Zeiten Mythen von Seelen zu erzählen, die in Gestalt einer Maus oder einer Schlange oder eines anderen kleinen Tieres den Körper des Menschen während des Schlafes verlassen haben und erfahrungsreicher in diesen zurückgekehrt sind. Eine der ältesten Aufzeichnungen verdanken wir dem Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus. Er erzählt, wie einst der fränkische König Guntram allein mit einem Diener auf der Jagd gewesen und, von Müdigkeit erschöpft, im Schoße seines treuen Begleiters eingeschlafen sei. Da sah der Diener, wie aus Guntrams Mund ein Tierlein in Schlangenweise herausschlich und an einem Bache, über den es nicht wegspringen konnte, Halt machte. Wie das des Königs Genosse merkte, nahm er sein Schwert und legte es über den Bach. Auf dem Schwerte schritt das Tierlein über das Wasser, ging dann in das Loch eines nahen Berges, kehrte nach einigen Stunden zurück und verschwand wieder, nachdem es zum andern Male über die Schwertbrücke gegangen war, in dem Mund des Königs. Wie dieser kurz danach erwachte, äußerte er zu seinem Gesellen: „Ich muß dir einen Traum erzählen, den ich gehabt habe: Ich erblickte einen großen, breiten Fluß, darüber war eine eiserne Brücke gebaut. Über diese ging ich und kam dann in die Höhle eines Berges, in der ein unsäglich großer Schatz der alten Vorfahren lag." Da erzählte ihm der Geselle, was er unter der Zeit des Schlafes gesehen hatte, und wie der Traum mit der wirklichen Erscheinung

übereinstimme. Darauf ward an jenem Orte nachgegraben, und in der That ist in dem Berge eine große Menge Silbers und Goldes gefunden worden.

Aus solchen Erfahrungen, die uns diese und ähnliche Sagen lehren, ist der Glaube an die Allwissenheit der freischwebenden Seele entstanden. Daher treiben die Menschen, die die Geister zu citieren vermögen, am häufigsten kurz nach eingetretenem Tode in der Nähe des Leichnams ihr Handwerk. Durch geheimnisvolle Lieder, gegen die die Verordnungen der alten christlichen Kirche immer und immer wieder eifern, rufen sie die Seele und zwingen sie, ihnen Rede und Antwort zu stehen. Aber sie gehen auch zuweilen weiter. Haben diese Menschen (in der Regel sind es Frauen, denn die Frau ist dem Deutschen die Trägerin besonderer mystischer Kräfte) durch ihre Lieder die Seele gebannt, dann steht diese auch in ihrem Dienste. Und diesen Dienst der Geister benutzen sie zum Zauber, indem sie durch die Seele dem Menschen entweder Unglück bringen lassen oder solches von ihm wegnehmen. Denn auch zu solchem Thun und Treiben besitzt die freie Seele Kraft. Es liegt eben etwas Geheimnisvolles im Scheiden der Seele vom Leibe, und gerade dies Geheimnis hat die Phantasie unserer Vorfahren tief erregt und erregt sie heute noch. Fast aller Aberglaube, soweit er heimischen Ursprunges ist, hängt mit dem Tode aufs engste zusammen.

Daneben haben wir aus alter Zeit untrügliche Zeugnisse, daß man die Zauberer und Geisterbeschwörer für verworfen hielt, sie haßte und bestrafte. Dies kann nicht allein darin seinen Grund gehabt haben, daß diese Menschen zuweilen Unglück über ihre Mitmenschen gebracht haben; es muß tiefer liegen. Die Pietät vor der abgeschiedenen Seele verlangte, daß diese möglichst bald Ruhe erhielt; wer diese Ruhe störte, machte sich eines Verbrechens schuldig. Und das thaten die Geisterbeschwörer. Denn im allgemeinen kam die Seele bald in die große Schar der Geister, die in Flüssen und Quellen, in Bergen und Wäldern fortlebte, die mit dem Totengotte durch die Lüfte fuhr und Veranlassung zu den vielen mythischen Gestalten dämonischer Wesen gegeben hat. Nur wer im Leben unrecht gehandelt hat, findet keine Ruhe nach dem Tode. Dieser Glaube ist das schönste Zeugnis für den ausgeprägten Gerechtigkeitssinn des Germanen, denn was seine Seele bewegt, hat er auch in seinem Glauben niedergelegt. Wie noch heute der unverdorbene Deutsche mit der vollen Kraft seines Geistes für das eintritt, was er für recht erkennt, so haben es auch schon unsere Vorfahren gethan. Rechtlich muß der Mensch handeln, das war ihm selbstverständlich; und wenn er das that, so that er nichts als seine Pflicht und Schuldigkeit. Daher wissen die alten Deutschen nichts von einer Belohnung für gute Thaten nach dem Tode. Anders stand es mit dem Übelthäter, der seine Mitmenschen in ihrem Rechte beeinflußt, der ihnen ihr Eigentum entwendet, der ihnen gesetzwidrig Schaden am Körper zugefügt oder auch nur aus Eigennutz die gesellschaftlichen Pflichten vernachlässigt hatte. Dieser wurde nach dem Tode bestraft, und die Strafe bestand darin, daß seine Seele wenigstens so lange keine Ruhe fand, als seine Frevel unter den Mitmenschen nicht gesühnt waren. Aus diesem Glauben heraus sind die unzähligen Spuksagen entstanden, die wir in allen germanischen Ländern finden.

Als dann das Christentum angenommen und die heidnischen Götter abgeschworen waren, da hörte dieser Glaube nicht auf, sondern er wurde nur christlich verändert und vertieft: auch diejenigen, die gegen die christliche Sittenlehre gehandelt hatten, fanden im Grabe keine Ruhe. Noch heute kennt man im bayrischen Dialekte das Wort „Weiz, Weize" und bezeichnet damit die Strafe der abgeschiedenen Seelen oder die Spukgeister, die keine Ruhe finden und umgehen müssen; das Wort ist das althochdeutsche wîzi, das die Strafe für jedes rechtliche und

gesellschaftliche Vergehen bezeichnet. Wie weit man in diesem Rechtssinn gegangen ist, lehren die vielen Tierprozesse, die im Mittelalter gespielt haben. Die Geister konnten ja nach dem Tode nicht nur menschliche Gestalt, sondern auch Tiergestalt annehmen, und in dieser Gestalt wurde ihnen, wie v. Amira an der Hand umfangreichen Materials nachgewiesen hat, während des ganzen Mittelalters in aller juristischen Form der Prozeß gemacht; die immer noch Böses übende Seele sollte auch nach dem leiblichen Tode noch mit weltlichen Strafen belegt werden. Dieser Rechtssinn lebt noch heute in unserem Volke in alter Frische fort und erzeugt in Anlehnung an die alten immer neue Mythen und Sagen. Wer den Grenzstein verrückt, wer einen Meineid geschworen, wer dem Nachbar heimlich Getreide oder Gras entwendet, wer einem Fremden sein Obdach versagt, wer sein Gelübde nicht gehalten hat, wer hartherzig gegen seine Mitmenschen gewesen ist, der Mörder, der der weltlichen Strafe entgangen ist, der Geizige, der Wucherer, alle finden nach allgemeinem Volksglauben nach dem Tode keine Ruhe und zeigen sich bald hier, bald dort. Weitverbreitet sind ferner die Mythen von jenen Geizhälsen, die ihr Geld vergraben haben: sie irren während der Nacht unstet umher, erscheinen den Leuten, winken ihnen, mitzugehen, und finden erst Ruhe, wenn einer den Schatz hebt, den sie in die Erde versenkt haben. Der Glaube in christlichem Gewande läßt dann Ungetaufte, Sonntagsschänder, Selbstmörder, Leute, die nicht die letzte Ölung genossen haben, und andere keine Ruhe nach dem Tode finden. In den Berner Landen erzählt man sich, wie Mädchen, die infolge ihrer Tanzleidenschaft gestorben sind, nach ihrem Tode unruhig um die Wirtshäuser herumfahren, und wer auf Erden allzu ungestüm seinem Jägerhandwerke nachgegangen ist, der muß mit der wilden Jagd bis zum Ende der Welt durch die Lüfte fahren.

Wer sich jemals mit deutschen Sagen beschäftigt hat, kennt die Menge solcher Spuk- und Geistergeschichten. Es gibt keine deutsche Gegend, die nicht von der einen oder anderen Person weiß, daß sie umgehe, von der einen oder anderen Stätte, daß es hier spuke. Aber diese Sagen sind fast durchweg nicht in gleichgültigem Ton erzählt, sondern es geht meist durch sie ein Zug des **Mitleids** für die ruhelose Seele und spricht aus ihnen eine **Mahnung** an die noch Lebenden. So sind sie ein Stück Sittenlehre für unser Volk, das aus dem ihm angeborenen Sinn für Recht und Pflicht hervorgegangen ist. Allein dieser Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode ist noch von einer anderen Seite durch den Volksgeist befruchtet worden. Was auf das kindliche Gemüt des Deutschen von außen einwirkt, nimmt er mit voller Seele in sich auf und durchtränkt es mit den Gefühlen und Neigungen, die sein Innerstes selbst erfüllen. Und wenn er sich dann dieser Eindrücke wieder entäußert, so fördert er ein Stück Poesie zu Tage, die das Innerste seiner Seele, all sein Denken und Fühlen widerspiegelt. Ein solches Stück Poesie sind auch die unzähligen **Mythen und Sagen von dämonischen Wesen**. Die ganze Natur, seine nächste Umgebung ist für den Deutschen belebt, erfüllt mit Lebewesen, denen er eine im allgemeinen von ihm nicht viel verschiedene, aber bald größere, bald kleinere Gestalt gibt. So sind die Riesen, Zwerge und elfischen Geister des deutschen Volksglaubens entstanden. Jene, die Riesen, sind dem Menschen feindliche Mächte, sie hat das Element erzeugt; diese, die elfischen Geister, sind dem Menschen meist freundlich gesinnt. Die letzteren haben ihre Wurzel im Glauben an das Fortleben der Seele, wenn sich auch bald die Dichtung von diesem frei gemacht und die subjektive Phantasie neue Gestalten geschaffen hat. Weiß doch noch heute die Volksmythe von den verschiedensten elfischen Geistern zu erzählen, daß in ihnen Menschenseelen fortleben. So erzählt man im Vogtlande, daß der Kobold der Geist eines ungetauften Kindes sei; eine Rügener Sage berichtet, wie der Klabautermann eine Kindesseele ist, die in einen Baum fährt und dann

mit dem Stamme des Baumes auf das Schiff kommt, wo sie nun ihr Wesen treibt. Auch die Nixen im Wasser, die Wald- und Feldgeister sind nach weitverbreitetem Glauben Seelen Verstorbener.

In beiden Fällen fühlt der Germane mit seinem stark ausgebildeten Natursinn das geheimnisvolle Walten in den Elementen oder an gewissen Orten, und er fühlt sich ihm gegenüber verpflichtet, von ihm abhängig. Hieraus erklären sich die Spenden, die seit grauer Vorzeit bis auf den heutigen Tag jenen Elementen gebracht werden. Römische und griechische Schriftsteller berichten, wie die Alamannen, die Franken, die Langobarden und andere germanische Stämme den Flüssen oder Quellen ihre Opfer gebracht haben. Die christlichen Gesetze des frühen Mittelalters richten sich gegen diese altheidnische Sitte. Und doch hat sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wenn sie sich auch meist in symbolische Handlungen geflüchtet hat. In welcher Gegend Deutschlands ist nicht die Sage verbreitet, daß ein See, ein Fluß, ein Teich alljährlich sein Opfer fordere? Besonders ist es der Walpurgis- und Johannistag, an dem das Wasser ein Menschenleben verlangt. Das ist die unfreiwillige Spende, die noch heute die Geister des feuchten Elements sich holen. Im Heidentum brachten die Menschen freiwillig die Gabe dar. Als die Franken z. B. den Po überschritten, opferten sie dem Wasser dieses Flusses die Weiber und Kinder der Kriegsgefangenen, und Alamannen brachten an den Strudeln der Flüsse Pferdeopfer. In der Schweiz und andernorts ist es Sitte, daß man Seen, Brunnen oder Quellen und andere Gewässer segnet, daß man verbietet, sie zu beunruhigen, daß man ihnen an bestimmten Tagen Brot, Früchte, Blumen und dergleichen darbringt. Weit und breit sind auch die Brunnenfeste bis auf den heutigen Tag noch auf der Tagesordnung, an denen in der Regel eine Puppe, zuweilen auch ein Mensch, in das Wasser geworfen, aber natürlich alsbald wieder herausgezogen wird. Zu diesem im Grunde ernsten Spiele gesellt sich vielenorts das sinnige Symbol. Wenn in Hessen die jungen Leute am zweiten Ostertage aus der Quelle am Meißner Wasser schöpfen, so thun sie es nie, ohne Blumen mitzubringen, und die Kinder von Sievershausen werfen Blumen und Zwieback in den Ilkenborn. In Schwaben schmücken die Mädchen am Maitage die Brunnen, aus denen sie ihr Vieh zu tränken pflegen, mit frischen Maien, die mit bunten Bändern geziert sind. Sie bitten die Geister des Elements, auch ferner das Vieh gedeihen zu lassen. Einen weiteren Zug deutscher Sinnigkeit, der sich an den Glauben an die Wassergeister knüpft, finden wir im Erzgebirge: hat sich hier das junge Mädchen zum ersten Male in der Kunst des Spitzenklöppelns versucht, so bringt es die ersten Spitzen dem Wasser und bittet um Segen für seine fernere Arbeit. Nach altheidnischer Weise werden dann auch an den Brunnen oder an anderen Gewässern zu bestimmten heiligen Zeiten, namentlich im Frühjahre, Schmäuse abgehalten oder Belustigungen anderer Art, wie Tanz, getrieben.

Diese Heiligkeit, die der germanische Natursinn dem Wasser wegen der in ihm wohnenden Geisterwelt verliehen hat, ist es auch gewesen, die dieses Element heilkräftig macht und die Zukunft künden läßt. Vor Sonnenaufgang geht man an bestimmten Tagen, besonders an dem heiligen Oster- und Pfingstmorgen, zu dem fließenden Wasser; schweigend, wie man auf dem ganzen Gange sein muß, schöpft man das Krüglein voll: solches Wasser fault nie und hilft gegen verschiedene Krankheiten. Oder wer an einem solchen geweihten Tage die abgeschnittenen Nägel dem Flusse übergibt, der bleibt das Jahr über von Zahnweh verschont. Überall ist ferner das Wasserorakel verbreitet. An vielen Orten gehen in einer bestimmten Nacht die Mädchen an eine Quelle, brennen hier Lichter an und erkunden auf die mannigfachste Art die Zukunft. Im Bergischen werfen sie einen grünen Kranz und einen Strohkranz ins Wasser und greifen dann rücklings nach einem; erwischen sie den grünen, so bedeutet es Glück, der Strohkranz

dagegen bringt Unglück. In Böhmen wirft man ein grünes Kreuz in die Quelle; bleibt es oben, so bedeutet es Glück, sinkt es unter, Unglück. In ganz Nord- und Westdeutschland herrscht der Glaube, daß der Wasserstand eines Teiches oder Sees oder auch nur eines Brunnens im Frühjahr angebe, wie teuer das Getreide der kommenden Ernte werde, und in der Nähe von Wien steht ein Brünnlein, nach dem alljährlich am Karfreitag, am Johannistag und am Tage der heiligen drei Könige gewallfahrtet wird, weil das Wasser dieser Quelle die Nummer lesen läßt, die bei dem Lotteriespiel gewinnt. Das sind alles alte Bräuche, wenn auch die Form neu ist. Sie finden sich wohl auch bei anderen Völkern, aber keines kommt dabei dem deutschen an Überzeugungstreue und Innigkeit nahe.

Ganz ähnlich und aus demselben Grunde wie das Wasser und seine Geister wurden die Windgeister von unseren Vorfahren verehrt. Wie der alte Wodansglaube aufs engste mit dieser Verehrung zusammenhängt, wurde bereits gezeigt. Ist doch der Wind diejenige Naturerscheinung, die von jeher einen tiefen Eindruck auf das Gemüt des Deutschen gemacht hat und es noch heute thut. Im Heulen des Sturmes glaubt man Männerstimmen und Tierlärm zu vernehmen, in dem sanften Wehen der bewegten Luft das Wandern ruhiger Geister zu spüren. Aus dieser poesievollen Umdeutung der Naturerscheinungen sind jene zahlreichen Mythen entstanden, die heute noch der gemeine Mann zu erzählen weiß, jene Mythen vom Wütenden Heere und vom Wilden Jäger oder der Frau Holle, der Perchta, dem Seelenheere u. dgl. Namentlich in der Zeit der Zwölf Nächte halten diese Geisterscharen ihre Umzüge: das ist die Zeit, zu der in dem alten Deutschland die Winde am meisten tobten und den Geistern der Sonne ihr Licht und ihre Kraft genommen zu haben schienen. Die Menschen bringen dem Heere dann ihre Spenden. Namentlich an Kreuzwegen pflegen sie sie niederzulegen. Dieses alte Windopfer, durch das man ein fruchtbares Jahr zu erlangen hoffte, hat sich bei dem gemeinen Mann noch bis in unsere Zeit erhalten. Prätorius weiß im 17. Jahrhundert von einer Frau in Bamberg zu erzählen, die einst bei heftigem Winde einen Sack Mehl zum Fenster hinausgeschüttet und dabei die Worte gesprochen habe: „Leg' dich, lieber Wind, Bringe dies deinem Kind." In Niederösterreich wird am St. Blasiustage der Wind gefüttert, und zwar mit Mehl oder Salz, damit er in der Heuernte nicht wehe, und im Möllthale in Kärnten wird das erste Heu in die Luft geworfen mit den Worten: „Da hat der Wind sein Teil." Wohl denkt man hier so wenig wie dort noch an die Geister, die im Winde daherfahren, allein man fühlt sich wie in alter Zeit von dem Elemente abhängig und sucht dieses daher wohlwollend zu stimmen.

Dachte man sich im Winde eine Schar Geister, so mußten diese auch ihren Ruheort haben, wo sie sich aufhielten, wenn draußen in der Natur sich die Luft nicht bewegte. In erster Linie galten als solche Zufluchtsstätten die Berge. Hieraus erklärt sich die Verehrung, die in heidnischer Zeit die Berge genossen. Immer und immer wieder eifern die mittelalterlichen Konzilien gegen die Opfer, die man auf Bergen und Hügeln brachte, und die Bußbücher setzen auf solchen Bergkult harte Strafe. Dieser Glaube, daß die Berge der Aufenthaltsort der Seelen seien, hat sich gleichwohl durch die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt. Von vielen Bergen Deutschlands weiß man zu erzählen, daß in ihnen Geister ihr Wesen treiben, die von Zeit zu Zeit das Gestein verlassen. Namentlich häufig findet sich der Mythus, daß diese Geister Seelen von Kriegern seien, die nach dem Tode in der Luft ihr Handwerk fortsetzen. Zu diesem Kreis von Mythen gehört auch die Barbarossasage, die so recht zeigt, wie es der deutsche Volksgeist verstanden hat, einem fremden Stoffe deutschen Glauben und deutschen Geist einzuhauchen. Die Barbarossasage ist der Glaube und die lebendige Hoffnung auf die Weltbestimmung des

deutschen Volkes in einer Zeit, in der es ohnmächtig im Rate der Völker saß. Aus dem romanischen Süden war die Sage gekommen, daß einst ein mächtiger Fürst erscheinen und die Völker vor dem Auftreten des Antichristen durch Kampf zum Sieg führen werde. Zur Zeit der Hohenstaufen hatte man diese Sage mit Kaiser Friedrich II. zusammengebracht: man wollte nicht glauben, daß er gestorben sei, man hoffte, er werde einst wiederkommen und Deutschland von dem fremden Joch befreien. Und an diesem Glauben hielt das Volk in den Zeiten der Not mit staunenswerter Beharrlichkeit, mit jener Zähigkeit fest, die zu den charakteristischen Eigenschaften des Deutschen gehört: es hatte dem Kaiser — und hierbei greift alter heimischer Glaube ein — einen Ort gegeben, wo er weilte. In den Kyffhäuser sollte er sich mit seinem Gefolge zurückgezogen haben, und von hier aus sollte er aufbrechen, um sich an die Spitze der Seinen zu stellen.

Während aber in den Bergen hauptsächlich der Führer der Geisterscharen wohnt, hausen diese selbst auf den Bergen, in den Wäldern, die diese krönen. Jeder Baum, der hier grünt, hat seine Seele, wie diese überhaupt allen Bäumen zugeschrieben wird. So lebendig hat sich der Glaube vom Geist im Baume bis heute erhalten, daß man an verschiedenen Orten Deutschlands den Bäumen den Tod des Hausherrn anzukündigen pflegt, wie andernorts dem Hausvieh oder den Bienen. Man weiß noch heute vielfach von diesen Menschenseelen in Bäumen zu erzählen. In der Oberpfalz z. B. hängt man an dem Orte, wo jemand gewaltsamen Todes gestorben ist, eine Tafel mit einer Gedächtnisschrift an einen Baum. Bei Tage soll dann die arme Seele des Getöteten im Baume hausen, nachts aber entbunden sein und in gewissem Umkreise frei schalten dürfen. Weitverbreitet sind ferner die Sagen von den Blutbäumen, in denen die Seelen schuldlos Hingerichteter wohnen sollen. Aus diesem Glauben erklären sich die harten Strafen, die im Volksrechte auf Baumfrevel gesetzt sind. Die Weistümer schreiben vor, man soll dem Baumschäler die Gedärme aus dem Leibe schneiden und mit ihnen die wunde Stelle des Baumes umwinden, oder es solle dem Frevler der Kopf abgeschlagen und dieser auf dem verwundeten Baume aufgepflanzt werden. Wie weiter nach altem Volksglauben verletzte Bäume bluten sollen, ist aus Schillers „Tell“ hinlänglich bekannt. Noch heute bittet der Oberpfälzler, wenn er einen gesunden Waldbaum fällen muß, diesen um Verzeihung. In den Bäumen wohnen auch die Schutzgeister der Einzelnen, des Hauses, des Dorfes. Namentlich niederdeutsche Mythen erzählen, wie diese in den Baumstämmen bleiben, wenn letztere auch gefällt sind. Mit den bearbeiteten Baumstämmen ziehen diese Geister als Schutzgeist in das Haus, wenn der Stamm zum Dachbalken, auf das Schiff, wenn er zum Mast verwendet wird. So fühlt sich der Deutsche aufs engste mit dem Baume verwachsen, und daher darf dieser auch nie fehlen, wenn Freude über die Natur seine Brust schwellen läßt. Kein Frühlings- oder Maifest vergeht, wo nicht die Maie in die menschlichen Wohnungen gebracht wird, kein Erntefest wird ohne den Erntebaum gefeiert, und seit den letzten Jahrhunderten darf nirgends der Christbaum fehlen, wo Deutsche das sinnigste aller germanischen Feste feiern.

Aber neben diesen seelischen Gestalten läßt der Natursinn im Volksglauben auch noch dämonische in denselben Elementen, an denselben Orten hausen. Das sind mythische Gestalten, die nicht selten Märchenmotive belebt haben. Im Wasser lebt der Nix mit seinem grünen Haar und seinen behaarten Zähnen, der bald in Zwerg-, bald aber auch in Roß- oder Stiergestalt erscheint. Daneben haust hier die weibliche Nixe, die in der Sonne ihr goldenes Haar kämmt, wie die Loreley auf dem nach ihr benannten Felsen, die Freundin des Tanzes, des Gesanges und der Musik. Beiden darf man nicht nahe kommen, denn sie lieben es, den Menschen in ihr feuchtes Reich zu ziehen. Kindern, die nicht gehorchen wollen, droht man, daß sie der Nix holen

werde. Auch die Berge hat die Volksphantasie mit einer Reihe dämonischer Gestalten bevölkert. In ihrem Inneren wohnt neben den Seelen das Völkchen der kunstreichen Zwerge, die namentlich in Gegenden zu Hause sind, wo man sich mit Bergbau beschäftigt. Ferner leben auf den Bergen die Riesen, so der Watzmann in Tirol, Gibich im Harz, der Katzenveit im Vogtlande. Unter ihnen ist besonders Rübezahl, der Dämon des Riesengebirges, eine auch anderorts berühmte volkstümliche Gestalt geworden, ein Geist, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft, also gleichzeitig ein Erzeugnis deutschen Gerechtigkeitssinnes. Auch in den Wäldern schalten und walten Dämonen. Weibliche Wesen sind es zumeist, Holzweibel, Waldfräulein, Moosleute, in Tirol Salige oder Saligfräulein, auch Fengen genannt. Ihren Leib denkt sich die Volksphantasie ihrer Heimat entsprechend: sie haben einen behaarten Körper, ein altes, runzeliges Gesicht und sind fast ganz in Moos gehüllt. In Oberdeutschland erscheinen sie mehr als Dämonen in übermenschlicher Gestalt, die dem Menschen zu schaden suchen, in Mittel- und Norddeutschland dagegen sind es mehr zwerghafte Wesen, die dem Menschen freundlich gesinnt sind und ihn bei seinen Arbeiten im Walde unterstützen. Es ist eigentümlich, wie gerade auf diese mythischen Wesen die Natur der Gegend in den einzelnen deutschen Gauen verschieden eingewirkt hat: die mächtigen Berge des Südens mit ihren uralten Stämmen haben riesische Gebilde erzeugt, während in der Ebene und besonders in der Hügellandschaft dasselbe Wesen fast rein menschliche Formen angenommen hat.

Den Waldfrauen ähnlich erscheinen auch die **Korndämonen**. Wenn der Wind das Getreide bewegt, daß es auf und nieder schwankt, dann treibt allerorten in Deutschland ein Dämon in ihm sein Wesen. Bald ist es ein Weib, das durch das Getreidefeld zieht, das Kornweib, die Kornmutter, Roggenmutter, Roggenmuhme, auch Großmutter genannt, ein Weib mit lang herabhängenden Brüsten und feurigen Fingern, bald ist es ein Tier, der Roggenwolf, die Roggensau, der Roggenhund, der Haferbock, die Kornkatze. Der Geist wohnt im Getreide selbst. Wird dies geschnitten, so hüpft er von einem Halme zum anderen, um den Schnittern zu entrinnen, bis er in dem letzten gefangen genommen wird. Dann ist sein Schicksal besiegelt: in einigen Gegenden wird er getötet, in anderen dagegen zunächst feierlichst mit der letzten Garbe heimgeführt. In letzterem Falle wird der Garbe die Gestalt einer Puppe gegeben; der Fuhrmann, der sie auf seinem Wagen hat, muß schnell fahren; im Gutshofe wird sie mit Jubelgeschrei empfangen, und alsbald stürzen sich alle Arbeiter auf sie, um sie zu vernichten. Ein gleicher Dämon wie im Getreide herrscht auch im Gras, im Klee.

Mag man dem Glauben an diese dämonischen Gestalten auch keinen tieferen, ethischen Hintergrund zuschreiben dürfen, so spricht er doch für den Drang unseres Volkes nach Poesie, der sich in allen jenen mythischen Gebilden offenbart. Sie sind nicht zum geringen Teile der Jungbrunn des gemeinen Mannes gewesen, durch den sein oft kärgliches Dasein erfrischt worden ist, und der ihm immer neuen Lebensmut gegeben hat. Sucht man sie ihm zu nehmen, so unterbindet man ihm die eigentliche Lebensader. Der Deutsche mit seinem tiefen Gemüt verlangt nach solchen poetischen Gestalten; mit ihnen zerstört man zugleich sein individuelles Leben. Mögen diese Erscheinungen auch im Kerne im Heidentum und in heidnischer Anschauungsweise wurzeln: sie schaden heute, sobald sie nicht ausarten, dem Staat ebensowenig wie dem Christentum.

7.

Das deutsche Christentum.

Von

Karl Sell.

Das deutsche Christentum.

1. Der Begriff des deutschen Christentums.

Die deutsche Religion oder das Verhältnis, in welchem bewußterweise die deutsche Menschheit sich zu den Mächten einer übersinnlichen und überirdischen, unendlich wertvollen und unendlich erstrebenswerten göttlichen Gestaltenwelt befunden hat und noch befindet, wenigstens ihrer überwiegenden Mehrzahl nach, ist nicht die einfache Folge der von Anfang an feststehenden deutschen Gemüts- und Geistesart, sondern das Produkt, das entstanden ist aus der Wechselwirkung dieser angestammten Art mit den geschichtlichen Erlebnissen, in denen die Weltstellung des deutschen Volkes begründet ward. Wir vermögen weder zu erraten, was aus der ursprünglichen, nur noch in versprengten Bruchstücken zu enträtselnden heidnischen Religion der Deutschen geworden wäre, wie sie im vorausgehenden Abschnitt skizziert ist, wenn ihr nicht in dem römischen Reiche, dem sie das Ende bereiteten, die geistig und sittlich so viel höher stehende christliche Religion entgegengetreten wäre, noch vermögen wir uns vorzustellen, welche Entwickelung der deutsch-religiöse Genius genommen haben würde, wenn ihm zur Zeit, als die Deutschen seßhaft geworden und ein in Krieg und Frieden geordnetes Dasein zu führen begannen, statt der Lehre der Hierarchie und des Mönchswesens der lateinischen Kirche das schlichte Evangelium, wie es die ersten Jünger Jesu verkündigten, mitgeteilt worden wäre. Der Gang der Geschichte hat nicht das Evangelium, sondern das bereits zur Kirche gewordene Christentum dem deutschen Geist entgegengebracht, und in ihrer wechselseitigen Durchdringung ist so die Religion erwachsen, in der seit anderthalbtausend Jahren unser Volk seine höchsten Ideale gefunden und niedergelegt hat.

Bei der Aufgabe, dieses deutsche Christentum als „die deutsche Religion" zu schildern, unter deren Zeichen unser Volk seine größten weltgeschichtlichen Thaten vollbracht hat, darf daran erinnert werden, daß in allem höheren Geistesleben einer Nation, in Kunst, Wissenschaft und Litteratur ein religiöses Element im weiteren Sinne des Wortes mit enthalten ist. Demnach wird auch in der Schilderung, die diesen Seiten des Volkslebens gewidmet ist, das Religiöse irgendwie zu Tage treten. Vornehmlich tritt das religiöse Element zu Tage in Dichtung, Kunst und Musik. Noch weit mehr aber ist das unbewußte Volksleben in Sprache, Sage, Sitte, Brauch und Recht durchdrungen von uralten, niemals ganz verlierbaren Stimmungen, Ahnungen und Gewohnheiten, einer aus unvordenklicher Zeit stammenden „natürlichen Religion", von der in der vorliegenden Schilderung Abstand genommen werden mußte. Ein vom Christentum und seiner rationellen Kultur noch nicht aufgezehrter oder beschatteter Rest solchen

deutschen „Heidentums“, solcher wildwachsenden urtümlichen Religiosität lebt heute noch fort in dem Schatz gemütvoller volkstümlicher Überlieferungen und unser Seelenleben durchklingender Stimmungen. Erst wenn man diese unwillkürlichen religiösen Regungen mit den öffentlichen und privaten Religionsformen, die wir unser Christentum nennen, zusammen schaut, gewinnt man ein Gesamtbild unserer deutschen Religion.

Dagegen ist es aus Mangel an ausreichender Überlieferung unmöglich, die religiöse Vorstellungswelt wieder ganz zurückzurufen, die in ungezählten Jahrhunderten die Deutschen erfüllt hat, bevor sie Christen wurden. Sie wurde absichtlich und unabsichtlich von der Kirche zerstört. Wir sind bei unserem eigenen Volke nicht in der glücklichen Lage, wie bei den Völkern der antiken Welt, Griechen und Römern, aus einer Fülle von litterarischen und künstlerischen Denkmälern uns ein annähernd getreues Bild ihrer natürlichen Religion machen zu können, um dann aus der Veränderung, die mit Annahme des Christentums in ihnen vorgegangen ist, den Einfluß genau abzuschätzen, den das Christentum auf ihre angeborene Natur gehabt hat; ebensowenig wie das Maß ihrer Rückwirkung auf das überlieferte Christentum. Kein Volk verhält sich ja einer ihm von außen her als göttliche Offenbarung zugebrachten Religion gegenüber rein rezeptiv, sondern es wird diesen Stoff, auch ohne bewußte Absicht, indem es ihn aneignet, zugleich umwandeln.

Eben diese Eigenart vermögen wir nur aus Andeutungen zu erschließen, und wir müssen aus Analogien folgern, daß sie zunächst von der neuen Offenbarung bedeckt wurde. Denn diese Offenbarung trat den deutschen Stämmen entgegen in der Gestalt einer ihnen vollkommen überlegenen Kultur, der Kultur der lateinisch redenden Kirche. Das Christentum war bei ihnen nicht so wie bei den antiken Völkern die Sonne, die den Spätherbst ihres Lebens mit matten Strahlen vergoldete, sondern das Licht, das in ihre noch jugendlichen Seelen hineinfiel, als sie eben dem epischen und mythischen Alter ihrer Wander- und Heldenzeit entwuchsen. Sie werden, wie das die Jugend thut, zunächst lange Zeit kritiklos der angenommenen Autorität sich beugen, bis aus der innerlichen Verschmelzung des von außen her angenommenen Glaubens mit der nun erst recht sich entwickelnden Innerlichkeit des angeborenen Charakters sich das entwickelt, was wir das deutsche Christentum nennen, die dem Genius des Volkes entsprechende Form einer es im Innersten bewegenden Religion.

Tiefer als in irgend eines anderen Volkes Schicksal hat das kirchliche Christentum in das unsere eingegriffen, aber auch die Rückwirkung der Nation auf die Gestalt des Christentums ist gewaltiger. Sie hat sich schließlich in mehreren typischen Gestalten ausgeprägt, von denen man keine als die alleingültige oder dem deutschen Wesen am besten zusagende Form bezeichnen kann, die vielmehr alle in gewissen gemeinsamen Zügen den Ursprung aus einer und derselben religiösen Charakteranlage verraten. Jede dieser Gestalten deutschen Christentums hat ihre Geschichte, ihre Helden, ihre Märtyrer, und alle durchdringen sich heute noch im Volksleben der Gegenwart aufs wirksamste. Konfessionelle Voreingenommenheit und nationaler Stolz hat immer wieder eine Form des deutschen Christentums als die normale und darum allein berechtigte angesehen. Mit Unrecht. Es ist immer wieder der Traum hochsinniger Gemüter gewesen, jenes ursprüngliche Christentum zurückzurufen, wie es zuerst unter dem beseelenden und beseligenden Verkehr des Meisters von Nazareth mit den Auserwählten unter seinen galiläischen und judäischen Landsleuten entsprang, als ein neuer todüberwindender Glaube, der sie zu Gemeindegründern machte, oder wenigstens in der Gestalt, mittels deren Paulus, der Apostel Christi, aus der Sklaven- und Arbeiterwelt der hellenischen Großstädte die Anfänge der

Kirche schuf; doch sowenig der Meister und seine Jünger zurückgerufen werden können, wiederholen sich die nationalen, politischen und sozialen Umstände, unter denen ihr Evangelium zündete. Gerade darum aber gehört das, was durch die Befruchtung mit ihrem Worte sich auf dem Boden des deutschen Gemütes und Charakters in diesen dreizehnhundert Jahren entwickelt hat, zu den bedeutsamsten geschichtlichen Schöpfungen des Christentums überhaupt.

Es sind thatsächlich die Hauptwendepunkte in der Entwickelung des Christentums, die dem Eintritt der deutschen Nation als Ganzes in die Kirche entstammen. Das deutsche Kaisertum hat im frühen Mittelalter durch rechtzeitiges Eingreifen das Papsttum aus tiefem Fall erhoben und somit die Kirche gerettet; man wird auf protestantischer Seite stets behaupten, daß die deutsche Reformation in höchst kritischer Zeit das Christentum in der Kirche gerettet hat, und wenn die im vorigen und in diesem Jahrhundert in Deutschland auf humaner Grundlage erwachsene vollkommen freie Geistesbildung die Ehrfurcht vor dem Walten Gottes in Natur und Geschichte und die Begründung aller Sittlichkeit hierauf bewahrt hat, so hat sie damit für die gesamte gebildete Welt die Religion gerettet.

Diesen geschichtlichen Vorgängen entsprechen die drei Grundformen, in denen sich bis jetzt das deutsche Christentum ausgesprochen hat, und die heute noch alle mit unverminderter Kraft nebeneinander bestehen. Wir wollen sie in Ermangelung einer bereits festgestellten Ausdrucksweise deutsches katholisches Christentum, protestantisches Christentum und konfessionslose Religiosität nennen. Während die Formen des Katholizismus den Deutschen von außen überliefert wurden und sie nur einer innerlichen Umgestaltung unterlagen, sind Protestantismus und konfessionslose Religiosität spezifisch deutschen Ursprunges und von hier aus erst zu den anderen Völkern gekommen. Als ihre typischen Vertreter lassen sich bezeichnen, wenn auch nur beispielshalber und nicht um damit das Ganze jeder dieser drei Religionsgestalten zu zeichnen, Karl der Große, Luther, Goethe. Diese drei Formen deutscher Religion hängen zusammen. Die späteren sind aus den früheren entsprungen, sind durch sie bedingt, ja sie bedürfen einander gegenseitig, und sie gedeihen nur recht im lebendigen Wetteifer miteinander. Die Deutschen sind nicht nur das einzige wirklich paritätische Volk Europas, sie zählen auch unter den Genossen der verschiedenen Konfessionen eine nicht unerhebliche Anzahl solcher, die sich innerhalb der Konfession zu den Grundsätzen eines eigentlich konfessionslosen Christentums bekennen. Anderseits ist der Reichtum und die Tiefe der europäischen Religionsentwickelung dadurch bedingt, daß für jede Hauptgestalt derselben deutsche Geister eintreten.

So erscheinen die genannten Formen wie drei verschiedene Temperamente unseres religiösen Volkscharakters, und erst alle drei zusammen eröffnen uns den Blick in den geheimnisvollen Grund, aus dem sie ihre Nahrung ziehen: das deutsche religiöse Gemüt. Natürlich können diese drei Grundformen deutschen Christentums hier nicht in der Breite ihrer allmählichen persönlichen und geschichtlichen Entfaltung geschildert, sondern nur in den Spitzen ihrer Erscheinungen angedeutet werden. Wenige einzelne Namen müssen dazu dienen, ganze Gruppen religiöser Bewegungen zu charakterisieren, hunderte müssen verschwiegen werden, und die Schilderung religiöser und kirchlicher Zustände, die in den verschiedenen Jahrhunderten sehr verschiedene Bilder zeigen, muß meist ganz unterbleiben.

2. Der deutsche Katholizismus.

Die erste Form des deutschen Christentums war katholisch. Man versteht darunter jene Gestalt des gläubigen Christentums, die den Zusammenhang der einzelnen Seele mit Gott und

den Besitz der göttlichen Offenbarung verbürgt sieht allein durch die auf göttlicher Stiftung beruhende **Kirche**. Diese Form des Christentums wurde von den Deutschen fertig vorgefunden. Aber sie haben auch darauf und darin einen umbildenden Einfluß anderer Art und Richtung bewiesen als die romanischen Völker. Die „Kirche" ist den Deutschen etwas anderes, innerlicheres, geheimnisvolleres geworden, als sie jemals in römischantiken oder französischen Köpfen war. Dabei ist nicht die frühe Entscheidung für das Christentum, sondern das zähe Festhalten an ihm, nachdem es einmal die nationale Religion geworden, das für alle germanische Nationen Charakteristische. Von einer besonderen Vorherbestimmung gerade dieser Nationen für das Christentum wird man kaum sprechen dürfen, wenn man bedenkt, daß bis zum Eintritt aller germanischen Stämme in die Kirche, von den ältesten Goten bis zu den Schweden, mehr als 600 Jahre verflossen sind, während die antike Welt weniger als die Hälfte dieser Zeit dazu brauchte, und daß die Annahme des Christentums durch germanische Stämme nur zum geringeren Teil die Folge einer eigentlichen Bekehrung aus freiem Entschluß, zum größeren Teil ein Werk der Politik und des Zwanges war.

Dürften wir das älteste Schriftdenkmal in einer deutschen Sprache, die Bibelübersetzung des Gotenbischofs **Ulfila**, zu den im engeren Sinne deutschen Werken rechnen, so würden sich hier bereits eigentümliche Züge deutscher Religiosität vorfinden. Aber Ulfila ist mehr der Prophet seines Volkes gewesen, der ihm ein Ideal künftiger Religiosität vorhielt. Die Form des damals im römischen Reiche herrschenden arianischen Bekenntnisses mag einem stark monotheistischen Zuge des gotischen Gemütes entsprochen haben, wie er aus dem erhaltenen Glaubensbekenntnis des Ulfila hervorgeht, und in der weit geringeren Ausbildung der Hierarchie in den gotischen Kirchen kann man eine Hindeutung auf spätere deutsche Neigungen finden. Sicherlich haben aber für den Arianismus äußere Gründe am stärksten gewirkt. Dem arianischen Christentum der Goten folgten Vandalen und andere ostgermanische Stämme, die um so zäher an dieser „Irrlehre" festhielten, als sie von den Römern verworfen wurde, deren Reich sie in Italien, Gallien, Spanien, Afrika zerstörten. Bekanntlich ist dieser Arianismus mit seinen Trägern verschwunden. Westgoten und Burgunder haben ihn noch rechtzeitig für ihre Erhaltung als weltgeschichtlicher Faktoren mit dem „katholischen" Christentum vertauscht.

Das epochemachende Ereignis für die Einführung des Christentums bei den eigentlichen Deutschen, der thatsächliche Anfang der Christianisierung unseres Vaterlandes, ist der Übertritt des Frankenkönigs **Chlodovech** (Chlodwig) mit seinem kriegerischen Gefolge zur katholischen Kirche (496 n. Chr.). Die persönlichen Motive dieses Übertrittes mögen ähnlich gewesen sein denen Konstantins des Großen, mit dem auch an weltgeschichtlicher Wirkung Chlodovech verglichen werden kann. Beide überzeugten sich davon, daß Christus der stärkere, der den Sieg verleihende Gott sei. Aber zu diesem persönlichen Motiv gesellte sich die politische Erwägung des Vorteils, der dem deutschen Sieger erwuchs aus der Annahme der Religion der besiegten romanisierten Gallier. Sie beförderte die Verschmelzung beider zu einem Volk. Doch lassen weder Chlodovech und sein Geschlecht noch seine Franken vorerst jene sittlichen Wirkungen des neuen Glaubens verspüren, in denen wir den Kern des Christentums erblicken. Vergleicht man die Beschreibung, die der gallische Schriftsteller Salvianus von der bewundernswerten Züchtigkeit der verschiedenen germanischen Stämme entwirft, die teils ketzerische Arianer, teils noch Heiden sind, und von ihren Tugenden, von der Keuschheit der Goten, der Gastfreiheit der Franken, der Mildherzigkeit der Sachsen, mit den offenherzigen Schilderungen des Bischofs Gregor von Tours von dem Leben seiner fränkischen Zeitgenossen drei Menschenalter nach diesem Übertritt, so sieht

man, daß hier zunächst nur ein Tausch der Religion, keine Bekehrung zu einer neuen religiösen Sinnesweise stattgefunden hat. Nicht die christliche Religion, sondern die Ordnungen und Lebensgewöhnungen der Kirche als einer äußerlich rechtlichen Einrichtung sind von dem kriegerisch stolzen, gewaltthätigen und zur Weltentsagung wenig geneigten Frankenheere angenommen worden. Voraussetzung dabei war allerdings der dem deutschen Wesen eingeborene Zug zur Ahnung und Verehrung einer übersinnlichen Welt, dessen schon Tacitus bei den Germanen seiner Zeit erwähnt. Dann haben ganz allmählich katholisches Dogma, Sittenlehre und Disziplin einen umbildenden Einfluß auf die Franken und die ihrem Beispiel folgenden Stämme ausgeübt, und nur durch vielhundertjährige strenge Zucht hat es die Kirche, stets anknüpfend an jene Ehrfurcht vor dem Überweltlichen, dahin gebracht, daß alle Momente des individuellen und gemeinsamen Lebens der Deutschen mit der Erinnerung an die christliche Heilsgeschichte und Erlösungslehre so fest verwuchsen, daß das Volksgemüt, auch wo es sich selbst überlassen blieb, ihnen unbedingt anhing. Aus anfangs schwer zu bändigenden Wildlingen wurden die treuesten Söhne der Kirche.

Einstweilen erschien den Franken der von ihnen angenommene Gott Christus nur wie ein neuer Volkskönig. Im Prolog des Gesetzes der salischen Franken, abgefaßt, nachdem sie sich zum katholischen Glauben bekannt und „frei gehalten hatten von aller Ketzerei", heißt es: „Es lebe Christus, der die Franken liebt, er bewahre ihr Reich bis in Ewigkeit, er erfülle ihre Fürsten mit dem Licht seiner Gnade und beschirme das Heer, er verleihe dem Glauben Schutzwehr, Friede, Glück und Gesundheit durch ungezählte Jahrhunderte. Denn das ist das Volk, das tapfer und stark das harte Joch der Römer im Kampf von seinem Nacken schüttelte und, nachdem es die Taufe des Christentums angenommen, die Leiber der heiligen Märtyrer kostbar mit Gold und edlen Gesteinen schmückte, die Leiber, welche die Römer mit Feuer verbrannt, mit Eisen durchbohrt, den wilden Tieren zum Zerreißen vorgeworfen." Man sieht, es ist von diesem naiven Pochen auf die äußeren Verdienste um die Sache Christi bis zu der männlichen Gottesfurcht eines Walther von der Vogelweide und der Innigkeit der Christusminne der Mystiker noch ein weiter Weg.

Das Christentum trat den Franken entgegen in der Gestalt der römisch-gallischen Kirche, die im 4. Jahrhundert durch die Wirksamkeit des heiligen Martin von Tours das Heidentum äußerlich überwunden und im 5. Jahrhundert eine rege geistige Thätigkeit entfaltet hatte. Sie stand in Verbindung mit Rom, zählte nach römischen Konsulatsjahren, lebte nach römischem Recht und bewahrte die orthodoxe Lehre. Die von ihr gepredigte Religion ist die des Glaubens an die Dreieinigkeit im orthodoxen Sinn und an die Heiligen, die damals für besonders groß galten, an die Unumgänglichkeit einer bischöflichen und priesterlichen Vermittelung beim Gottesdienst, an die besondere Verdienstlichkeit des mönchischen Lebens, es ist der Glaube an die Wunderkraft von Reliquien, an die bewahrende Kraft von Bittgängen, Prozessionen, von heiligen Kapellen, Kreuzzeichen und geweihtem Wasser. Dazu kommt die Überzeugung von der Vorzüglichkeit der passiven Tugenden: Geduld, Barmherzigkeit, Wohlthätigkeit gegen Arme, Güte gegen Sklaven, Milde gegen Verbrecher, die das Höchste sind nächst dem asketischen Verzicht auf irdisches Wohlbehagen.

Im Vergleich mit jener Religion des Neuen Testaments, die eine ungetrennte Gottes- und Nächstenliebe, die von allen gleichmäßig Friedfertigkeit und Erhebung über alles Irdische bis zum Verzicht auf Ehre und Eigentum verlangt, ist es eine zwiegestaltige Religion, die zwar gegen ein Minimum von Leistungen der Unterwerfung unter die Kirche die Seligkeit verspricht, aber

nicht verzichtet auf das Maximum von Leistungen der mönchischen Vollkommenheit. Und nur ein solches Christentum war zunächst im stande, deutsche Völker zu einer höheren Gesittung zu erziehen, die als kraftstrotzende, kühne, beutegierige und oft genug treulose Eroberer das römische Reich zertrümmerten, die zwar mit der vollen Lust am Diesseits, an einem Leben voll Kampf, Gelage und Jagd, tiefsinnige Ahnungen von einem Leben nach dem Tode verbanden, das dem Tapferen Ehre und Sieg und nur dem Gleichgültigen ein ewiges Dämmerdasein bietet, die aber noch nichts wußten von einer Lebensaufgabe strenger Leibes- und Geistesarbeit, vom Denken, Sinnen, Sorgen und Sparen für die Zukunft.

Schon im Anfange der Christianisierung findet sich doch neben der Willkür und Gesetzlosigkeit fränkischer Herren als erste Wirkung der Scheu vor den Heiligen ein tiefes Gefühl der Bußpflicht für einzelne Frevel, woran die Kirche anknüpfen konnte. Vor allem entfachte sie die Opferwilligkeit für Kirchenbauten. Die Errichtung solcher Privatkapellen hat den Grund gelegt zu dem System von Landpfarreien, das die germanischen Landeskirchen ackerbaubeflissener Bauernvölker von der römischen Kirche städtischer Bürgerschaften unterscheidet. Noch höher gewürdigt wurde die Stiftung von Klöstern, in denen für das Seelenheil der Stifter gebetet wurde. Daneben aber erhielt sich im ganzen Umfange des Christentums deutscher Völker die alte Anhänglichkeit an die in der heidnischen Vorzeit heiligen Kultusstätten in Wäldern, an Felsen, Quellen und Kreuzwegen, blieben Gelübde und Beschwörungen, Amulette, heidnische Festtage und Glückstage in Geltung.

Rasch wurde so die Kirche die reichste und angesehenste Korporation im Lande, in ihrer Abgeschlossenheit und strengen Unterordung unter das Königtum die erste „Landeskirche". Aber was man mit dem Namen Kirche benannte, war nicht die juristische Körperschaft, die das kanonische Recht meint, oder jener mächtige soziale Organismus, den wir heute Kirche heißen, sondern es war ein wunderwirkendes Mysterium, ein Inbegriff von göttlichen überirdischen Gewalten, nämlich die göttliche Dreieinigkeit, die Mutter Gottes, die Heiligen im Himmel und ihre Stellvertreter, Dolmetscher und Diener auf Erden: Bischöfe, Priester und Mönche. Und jedes Gotteshaus, wo die „Wandelung" vollzogen und getauft wurde, wo also einer zum Dienstmann des Himmelsgottes angenommen wird[1], ist eine Einlaßpforte in dies überirdische Reich. So konnte man den alten Göttern entsagen, denn der neue Glaube, wie hart er auch dem persönlichen Ehrgefühl, dem Rachebedürfnis und der Verflochtenheit des Einzelnen in das Recht der Sippe ankam, er bot doch mehr, und er behielt dabei den polytheistischen Charakter der alten Naturreligion.

Von den Franken verbreitete sich das Christentum mit der Ausdehnung ihrer Herrschaft zu Alemannen, Thüringern, Bayern hauptsächlich wohl durch Stiftung von Kirchen und Kapellen auf königlichem Grundbesitz, wodurch man Land und Leute dem Schutz und Recht des neuen Gottes unterwarf. Dagegen wissen wir von einer eigentlichen „Mission", die die fränkische Kirche ausgeübt hätte, nichts. Die ersten Missionare in allen den genannten Gebieten sind keltische Mönche aus dem von Schotten bewohnten Irland. Diese mit Klöstern bedeckte „Insel der Heiligen" sandte seit der Mitte des 6. Jahrhunderts Scharen von Mönchen aus, meist in Gruppen von 13 Personen, die zunächst keinen anderen Zweck hatten als „Christo nachzufolgen als Fremdlinge" auf der Wanderschaft, der Meerfahrt, in unwirtlichen Gegenden, Wäldern, Einöden. Ihre Niederlassungen, Gruppen niedriger Hütten, wurden durch das reiche Inventar

[1] Das Wort für den getauften Christen, fidelis, hat zugleich diesen Sinn.

von Sprachkenntnissen, klassischer Bildung, Lese- und Schreibkunst und sonstiger Fertigkeiten ihrer Bewohner zunächst Musterstätten einer neuen Zivilisation. Natürlich verkündigten diese Mönche auch dem heidnischen Volke, in dessen Mitte sie sich furchtlos ansiedelten, sofern sie seine Sprache verstanden, den wahren Glauben und bemühten sich in handgreiflicher Weise, es von der Machtlosigkeit der falschen Götzen zu überführen. Sie hielten aber dabei an gewissen kirchlichen Bräuchen und an einer Verfassungsform fest, die der römischen Kirche und ihren Tochterkirchen fremd war.

Die Spuren der „Schottenmönche" finden sich überall in Alemannien, Bayern, Thüringen, wenn wir auch von den allerberühmtesten, wie z. B. von Gallus, dem Gründer der Zelle an der Steinach, des später so bedeutsamen Klosters, wenig mehr als Namen und Lebenszeit sicher wissen, da die spätere kirchliche Überlieferung die originalen Züge ihrer Wirksamkeit verwischt hat. In jener Überlieferung erscheinen die Schotten als Benediktinermönche. Anfangs des 8. Jahrhunderts gibt es im außerfränkischen Deutschland, in der ganzen Schweiz, in Süddeutschland und am Rhein zwar Klöster und Kirchen, aber christianisiert sind darum diese Gebiete durchaus noch nicht, denn es fehlt der feste priesterliche Verband und die allgegenwärtige kirchliche Ordnung und Zucht.

Die ersten wirklichen Missionare, denen die Pflanzung des Christentums in der Gestalt der lateinischen Kirche Lebenszweck, nicht wie bei den Iren nur Nebenzweck war, sind den Niederdeutschen stammverwandte Angelsachsen. Wenn die katholische Ansicht alle Apostel wesentlich als Kirchengründer, als die ursprünglichen Bischöfe auffaßt, so wären nach diesem Sprachgebrauch der Friesenmissionar Willebrord der „Apostel der Friesen" und Winfried-Bonifatius der Apostel der Hessen und Thüringer, ja der „Apostel der Deutschen" zu nennen. Die angelsächsische Kirche ist zum Teil eine Schöpfung des römischen Papstes Gregor I. Die aus England kommenden Glaubensboten, ohne Ausnahme Mönche, brachten die unter Beihilfe der fränkischen Hausmeier und des Königs Pippin von ihnen zuerst organisierte deutsche Kirche in die gleiche Verbindung mit Rom wie ihre Heimatkirche, führten ihr aber auch die reiche humanistische Bildung zu, die sich dort nicht ohne Einfluß der Iren und Schottenmönche erhalten hatte.

Bonifatius ward neben seiner Wirksamkeit als Missionar und kirchlicher Organisator unter Hessen, Thüringern, Bayern, Friesen der Reformator der fränkischen Kirche, indem er die Unterwerfung der Priester unter das bischöfliche Regiment, die strenge Durchführung der Diözesaneinteilung, das Synodalwesen und die Rezeption des kanonischen Rechtes beförderte. Er hat so den Grund gelegt zu dem Werke Karls des Großen, nach dessen Muster später die deutschen Kaiser jene Christianisierung auch des slawischen Ostens durchführten, die bis hart an die Reformationszeit sich hinauszog. Bonifatius ist eine durchaus germanische Gestalt, der Typus eines englischen Missionsbischofs; ein für die damalige Zeit hoch- und feingebildeter Mann, streng gegen sich selbst und andere, aber zur rechten Zeit auch mild, ängstlich und peinlich auch in allen Äußerlichkeiten, von tiefer Ehrfurcht für die höchste kirchliche Stelle erfüllt, dem es dabei einerlei ist, wie das vielfach im innersten Gefühl von ihm angegriffene Volk über ihn denkt, wenn er nur ein gutes Gewissen von seinem Rechte hat. Er war Mönch, Bischof und kirchlicher Staatsmann und hat ehrlich nach der Märtyrerglorie verlangt, die ihn ziert. Mit der in päpstlichem Auftrag vollzogenen Salbung Pippins als Frankenkönig hat er symbolisch das Bündnis der Monarchie der Karolinger mit dem Papsttum angedeutet, das in Karl seinen Höhepunkt erreichte.

Karl der Große, dieses Musterbild eines mittelalterlichen Weltherrschers, ist für uns ein Typus des deutschen katholischen Christentums. Er hegt unbegrenzte gläubige Achtung vor der göttlichen Offenbarung in der überlieferten Gestalt, er unterwirft sich kindlich dem Prinzip der Kirche, die in Papst und Bischöfen als den gegenwärtigen Vertretern der himmlischen Heiligen ihm erscheint, aber dabei bewahrt er sich die volle Freiheit eines unbefangenen, klugen Denkens auch über ihre Geheimnisse. Er fragt bei allem nach den Gründen, befördert jedes Studium und übt selbst aus fürstlicher Machtvollkommenheit, gestützt auf die Schrift an kirchlichen Lehrentscheidungen, Kritik. Er verlangt, daß das Christentum durch Überzeugung wirkt, im Bunde mit der Bildung steht und vor allen Dingen den Charakter veredelt. Daraus schöpft er den Mut zu dem großartigen Unternehmen, die Herrschaft der Kirche zu gründen auf die Erziehung seiner Völker zur Wahrheit. Der erste deutsche Staatsmann, der eine schwesterlich mit der Obrigkeit Hand in Hand arbeitende Volkskirche nach allen Seiten hin durchgedacht hat!

Seine Reichsschöpfung ruht auf religiösem Grunde, auf der zwar nicht eigentlich biblischen, aber wegen ihres antiken Ideengehaltes nur um so einflußreicheren Anschauung des Kirchenvaters Augustinus vom „Gottesstaat". Karl verband in seiner Hand die weltliche und geistliche Herrschaft über die geeinigten Völker des Abendlandes zu dem Zwecke ihrer Dienstbarkeit unter Gott und Christus. Staat und Kirche nach heutigem Sprachgebrauch bildeten in diesem Reich nur die zwei Seiten derselben Völkereinheit. Aber Karl hat dem Gedanken des Kirchenvaters eine neue Wendung gegeben. Während dieser die irdische Gestalt des von ihm geglaubten Gottesstaates in der Kirche als dem Reiche Christi auf Erden findet, hat Karl das von ihm beherrschte irdische Reich zu einem nach Gottes Gesetz regierten Gemeinwesen zu machen gestrebt; er hat recht eigentlich eine Theokratie nach Art des israelitischen Königs David, wie die Bibel ihn schildert. erstrebt und ließ sich im Kreise seiner höfischen Akademie am liebsten mit diesem Namen nennen. Während dem Kirchenvater alles irdische Leben nur die kurze Vorbereitung auf das jenseitige Gottesreich ist, faßt er die Aufrichtung eines dauernden gottwohlgefälligen Wesens auf Erden ins Auge: die Ausbreitung der christlichen Zivilisation über das ganze westliche Europa. Dabei müssen die Kirchendiener ihm ebenso helfen, wie er ihnen hilft.

Jenes Programm also, das der eigentliche zielzeigende Geist des Mittelalters, der dessen Gedanken am vollkommensten ausgesprochen, Dante, in dem Buch über die Monarchie litterarisch ausgeführt hat, hat Karl an seinem Teil bereits verwirklicht: kaiserliches Fürstentum und päpstliches Priestertum verbündet zu einem Zweck. Das bedeutet aber die Bereicherung der Weltgeschichte um einen neuen, im ursprünglichen Christentum nicht enthaltenen Gedanken. Denn nun ist der geschichtliche Zweck der Sendung Christi auf Erden, der erreicht werden soll, noch bevor sich sein Endzweck, die Vollendung des Himmelreiches, verwirklicht: die Herrschaft des christlichen Gesetzes über die gesamte Erdbevölkerung in einer vollkommenen Monarchie. Das erinnert an den Gedanken der katholischen Kirche, der allgemeinen Kirche, die sich als Gottes Stiftung auf Erden ansieht, berufen, allen Völkern die Segnungen christlichen Glaubens und christlicher Lebensordnung zu bringen. Nicht als ob diese Auffassung Karl bewußterweise vorgeschwebt hätte, sie war aber die ihn beherrschende Triebfeder; und ihre Folgerungen wurden allseitig erst gezogen in den folgenden Jahrhunderten, von Otto dem Großen ebenso wie von Gregor VII., Innocenz III., Alexander VI. und Leo XIII. In der Konsequenz dieses Gedankens liegt dann der andere, den erst der Protestantismus zur durchgreifenden Anerkennung in der Christenheit gebracht hat, von der Gleichwertigkeit des mit sittlich religiösem Inhalte zu füllenden zeitlichen Lebens mit dem jenseits des Todes anhebenden ewigen Leben. Er tritt vorerst

nur in instinktiven Stimmungen von Kunst und Poesie auf und stößt dann mit der dualistischen Lebensauffassung der Kirche zusammen, die doch unwillkürlich, sofern sie von Leistung, Schuld und Buße dieses Lebens ausschließlich das Los im Jenseits abhängig macht, dem irdischen Dasein das größere Gewicht beimißt.

Das christliche Kaisertum Karls des Großen und wieder später das römische Kaisertum deutscher Nation besteht in dem Bunde, den das deutsche Volkskönigtum eingeht mit der Kirche als der nach Rang und Stellung ehrwürdigeren wenn auch jüngeren Institution. Der Kaiser vertritt die Kirche in allen weltlichen Angelegenheiten, sie vertritt das Reich mit ihren Gebeten vor Gott. Irgend einen Herrschaftsanspruch der Kirche hat Karl nicht anerkannt, dafür aber ist seine gesamte Reichsgesetzgebung geleitet von dem Gesichtspunkte der Förderung der Kirche und der christlichen Gesittung seiner Völker. Karl hat den letzten kerndeutschen Stamm, der sich noch des Christentums erwehrte, die Sachsen, die auch den Widerstand der noch nicht übergetretenen Friesen im Norden von Friesland unterstützten, in 30jährigem Kampf gebrochen. Man begreift die Verzweiflung dieser Kämpfe, wenn man die den Sachsen bei der Taufe zugemutete Abschwörungsformel liest, die sie zwingt, die alten Volksgötter Donar, Wodan, Saxnot als „Teufel" zu verabscheuen. Leisteten sie diesen Schwur, so ging, wer nicht wirklich von der Wahrheit des Christentums überzeugt war, mit dem Brandmal einer den alten Göttern gebrochenen Treue im Gewissen herum und mußte sich nun erst recht fürchten vor dem, was er zuvor angebetet hatte.

Als Teufel lebten nun wirklich die alten Götter im Glauben der mittelalterlichen Menschen fort. Was diese Pein überwunden hat, ist schließlich der überschwengliche Ersatz, den die Kirche für jeden von ihr verworfenen falschen Glauben bot, in der majestätischen Sicherheit ihrer Bürgschaften für das ewige Leben. Die Hoffnung auf Unsterblichkeit im Himmelreich ist es, die auch die Deutschen für das Christentum gewonnen hat. Man wird aus der angelsächsischen Bekehrungsgeschichte und aus den Spuren in einzelnen Aufzeichnungen von Missionspredigern vor deutschen Heiden schließen dürfen, daß die Frage nach dem Woher und Wohin der Welt und besonders des Menschen die nachdenklichen Deutschen längst irgendwie beschäftigt hat. Darauf gab die Kirche die bestimmteste und einfachste Antwort in ihrem aus der Verbindung von platonischer Mythologie, aristotelischer und stoischer Naturansicht und biblischer Überlieferung zusammengesetzten Weltbild, das weitere naturwissenschaftliche Fragen ausschloß. So ließ Bonifatius die „Irrlehre" von der Existenz von Gegenfüßlern verdammen. Aus den Katechismen, die für den Gebrauch der Heidenbekehrer verfaßt sind, hört man diesen Ton der Überlegenheit des Wissens um die wichtigsten Geheimnisse von Himmel und Erde heraus. Daneben konnte das alte Heidentum in Sage und Legende fortbestehen.

Vieles von dem, was man sich von Ziu erzählte, wurde auf den Erzengel Michael übertragen, von Wodan auf St. Martin; an Fros Stelle verehrte man St. Stefan, und die Furcht vor den in Teufel verwandelten alten Göttern fand ihre Lösung in dem Glauben an die Zauberkraft, die dem Kreuzeszeichen, dem Weihwasser und dem Glockenklang beiwohnt. Die Elfen, Wichte und niederen Gottheiten lebten ohnehin in der Phantasie und in den Mären der Winternächte und Spinnstuben fort. Wie in England, so bestanden auch in Deutschland die alten Heiligtümer, nur sozusagen christlich geweiht, fort und wurden mit Bittgängen, Votivbildern, Blumensträußen und Kranzopfern nach wie vor geehrt. Zahllose Kirchen und Kapellen oder wenigstens die Erinnerung an sie bezeugen das noch heute.

Den tiefsten Eindruck machte das Christentum auf die Sprache. Mit neuen Begriffen brachte die Kirche neue Wörter: Christenheit, Evangelium, Kreuz, Engel, Teufel, Almosen,

Opfer. Alte Wörter erhielten neuen Sinn (Heide, Weissager, Gemeinde, Reue, Frevel, Gebet, Gnade, Minne, Demut, Hölle, Unhold, Gott).

Die gleichmäßig geistliche wie weltliche Dinge umfassende Gesetzgebung des großen kaiserlichen Schulmeisters begründete die Kirche als Zwangsinstitut, teilte das Reich in Bistümer, unterwarf diesen den gesamten Klerus, sorgte für Ausstattung jeder Taufkirche (Pfarrkirche) mit Land und Knechten, verfolgte das Heidentum in seinen charakteristischen Äußerungen (Opfer, Leichenverbrennung, Glaube an Hexerei, Verwandtenehe), nötigte jeden, seine Kinder taufen zu lassen, Sonn- und Feiertage zu halten, zu beten, zu fasten, die Messe zu besuchen, den Zehnten zu zahlen. Fortwirkende Denkmäler dieser Regierungsweise sind einmal die großen Klosterschulen zu Fulda, Reichenau, St. Gallen, Weißenburg, Corvey, Essen und sodann die ersten Anfänge deutscher prosaischer wie poetischer Litteratur. Während bisher der ganze Reichtum der Heldendichtung und volkstümlichen Weisheit, der Rechtsgebräuche und der Lebensregeln nur mündlich überliefert worden war und darum verschollen ist, zeigen die umfangreichsten der erhaltenen Werke, die beiden Evangeliendichtungen aus der Zeit Ludwigs des Frommen, in welchem Sinne man sich damals das Christentum angeeignet haben mag.

Der in altsächsischer Sprache gedichtete „Heliand" ist das Werk eines neubekehrten Sachsen, der auch das Wichtigste aus der alttestamentlichen biblischen Geschichte behandelt hat. Im Heldensange geübt, erzählt er in der Weise des altdeutschen Heldenliedes in Stabreimen die Geschichte des aus der Himmelsburg auf die Erde niedergestiegenen Gotteskindes und Königs, der auf Erden ein Gefolge von treuen Degen um sich schart, ihnen den Weg zum Himmel zeigt durch seine Lehren, und durch den Sieg über den Teufel die Pforten des ewigen Lebens öffnet. Wer ihm folgt, der erwirbt zeitlichen und ewigen Lohn; wer zu Gott bittet, wird erhört. Spiegelt dabei die Dichtung überall die sittlichen und sozialen Zustände des in festen Sippenverbänden mit Gesamthaftpflicht gegliederten Volkes wider, dessen höchste Tugend die Treue der Degen gegen ihre Gefolgherren ist, und läßt sie die offene Freude an der Wonne dieses Lebens im „Mittelgarten" durchscheinen, so treten dagegen die spezifisch evangelischen Tugenden der Geduld, Selbstverleugnung, Feindesliebe merklich zurück, von Wundern werden nur wenige berichtet, nämlich solche, die „den Sachsen glaubhaft erscheinen konnten". Der Heiland ist ein geistlicher Held, ein Heerkönig himmlischer Abkunft, der als solcher ein Gefolge aus seinen Getreuen sammelt, für die er durch Wort und Wunder den Teufel überwindet. Das ist der Anfang des deutschen Christusbildes, dessen Zügen wir immer wieder begegnen.

In mehr asketischem Geist, wie es seinem Mönchsstande entsprach, hat Otfried, Mönch in Weißenburg, ein Schüler von Fulda, seinen „Krist" in althochdeutschen Reimen gedichtet; wenn man ihm auch den mächtigen Stolz auf sein in Krieg und Sieg bewährtes Frankenvolk anmerkt, als dessen Mund er zum erstenmal in „fränkischer Zunge" das Lob Christi besingt. Das Werk ist als epische Erzählung mit allegorisierenden Deutungen und moralischen Erklärungen im Stil damaliger Theologie durchflochten, ein Erbauungsbuch, das mehr auf gebildete, also besonders klösterliche Kreise berechnet ist als der „Heliand". Beide Werke zeigen, daß der Anlaß zur wirklich innerlichen Bekehrung neben den äußeren Zwangsmaßregeln nicht wie seiner Zeit bei Griechen und Römern die zuversichtliche Beantwortung der brennendsten Rätselfragen des religiösen Denkens war, sondern daß das Epos der biblischen Geschichte, das Bilderbuch der Thaten Gottes, die Herzen gewann.

Zur biblischen Geschichte tritt dann gleichsam als ihre Fortsetzung die Geschichte der Heiligen, der Vorbilder im Kampfe um die Seligkeit und die im ganzen Abendlande verbreitete Sage von

Visionen der jenseitigen Welt, des wonnigen Himmelreiches und der tiefen Hölle mit ihrem ewigen Feuer und den zornigen Teufeln, wie sie St. Paulus, Brandan, Patricius und vielen anderen erschienen waren. Wer die Gunst der himmlischen Mächte erwirbt, Christi, seiner Mutter und St. Peters, der ist des Himmelreiches sicher. Sie wird erworben durch fleißige Anrufung, gehorsame Unterwerfung unter die Bußzucht der Kirche, die auch Knechte, Schwache und Arme schützt und schonen heißt. Während die neutestamentliche Form der Religion „Glaube" ist als Gehorsam gegen den in Christus und seinen Aposteln gegenwärtigen Gott, die griechisch-römische Form aber Beugung des Verstandes und Willens unter das Geheimnis der übermächtigen Gottheit, so ist die deutsche Religion freiwillig oder zwangsweise übernommener, dann aber auch in sicherer Erwartung des Lohnes durchgeführter Dienst, Treue gegen den einmal angenommenen oder erwählten Herrn in der Überzeugung, daß dieser der mächtigste und reichste Herr ist. Noch muß dieser Herr selbst kämpfen um sein Recht und seine Ehre, darum gilt es, ihm zu helfen. Damit erst ist das Christentum volkstümlich geworden.

Auch die frühmittelalterliche Mission, deren bedeutendster Vertreter der Apostel der Dänen und Schweden Ansgar ist, entspringt nicht zunächst dem Mitgefühl mit den Heiden, denen man das Licht des Evangeliums schuldig ist, sondern der Pflicht der Christen, als Gottesstreiter ihrem himmlischen König Anerkennung auch im Heidenland zu verschaffen. Darum verschmäht diese Mission nirgends den Schutz der weltlichen Gewalt, die ihre Zwecke fördert. So jetzt wie später, worauf hier nur hingewiesen sein mag. Man kann darum vielleicht sagen, die bereits im deutschen Heidentum ausgesprochene Ansicht von den göttlichen Mächten, die überall den Menschen umgeben, die untereinander im Kampfe liegen, und deren Huld oder Zorn man sich verdient, hat sich auch in der Auffassung des Christentums ausgeprägt, das herrschend geworden war, als die Kaiser aus sächsischem Stamm den Gedanken Karls neu aufnahmen und die Herrschaft des Deutschen Reiches über Italien, Burgund und Slawenland begann.

Ihr großartigstes Unternehmen war die Schutzherrschaft über die römische Kirche und über den Papst. Aus dieser Thatsache entspringt aber eine neue religiöse Idee, die die frühere Einheit von Reich und Kirche zerreißt, nämlich der auf der Wurzel des alten Römertums erwachsene und darum dem deutschen Wesen in der Geburt fremde neue Gedanke von dem Papsttum als einer geistlichen Weltherrschaft, Weltherrschaft des gekrönten Priesters um Gottes willen direkt über alle der katholischen Kirche angehörigen Seelen und indirekt durch die Leitung der weltlichen Gewalt zu geistlichen Zwecken durch die Fürsten. Sich anlehnend an das alte Kirchenrecht ist er zu Kräften erst gekommen durch die auf französischem Boden zu anderem Zweck unternommene Fälschung päpstlicher Rechtsquellen, der sogen. pseudoisidorischen Dekretalen. Im Papsttum tritt die Kirche nicht mehr auf als Staat im Staat, sondern als Staat über allen Staaten. Sein Herrschaftsanspruch wurde einstweilen unterstützt durch eine religiöse Strömung, die, gleichfalls außerhalb Deutschlands entstanden, auch dort die führenden Geister ergriff. Das war jenes durch anarchische Zustände und Exzesse der Gewaltthätigkeit herbeigeführte Erwachen des Eifers der Buße für ein eitles Weltleben, der Drang ins Kloster, die Sehnsucht, des Himmels schon hier auf Erden unbedingt sicher zu werden, wie sie sich unter anderm aussprechen in den fürstlichen Klosterstiftungen von Clugny und Cisterz (Citeaux) mit ihrer starken Anziehungskraft auf den burgundischen und französischen Adel, in der Reform der lothringischen Klöster, die das ganze 10. Jahrhundert durchzieht, und die Otto III., den asketischen Romantiker auf dem Kaiserthrone, davon überzeugt, daß die Sorge für himmlische Dinge, d. h. für Kirche und Geistlichkeit, die wichtigste Angelegenheit auch der Politik ist. Der religiöse Eifer der Laien hat auch hier die Kirchlichkeit bestärkt.

Als Ideal des Christenlebens erscheint nun auch in Deutschland der **Mönchsstand**. Ein Gedicht aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts (von dem heiligen Glauben) spricht es aus: wer dem Rate des heiligen Geistes folgen will,

„der lezit eigen unde lehen
beide wib unde kint
die freunt die ime lieb sint
scone hof unde hus:
er vert zo closter unde zo clus
unde lidet darinne
durch die gotis minne
menige groze arbeit.[1]"

Dafür gibt ihm dann Gott zum Lohn das Himmelreich. Das gilt für Laien. Dem Priester dagegen wurde nun die möglichste Annäherung an das mönchische Leben durch das Cölibatsgebot zur Pflicht gemacht und die volle Unterwerfung unter die geistliche Gewalt zu Gemüte geführt durch den Kampf des Papsttums wider die Laieninvestitur, d. h. die Ernennung geistlicher Fürsten durch weltliche Herren. Der Kampf ward ausgefochten von Gregor VII. Zuerst dieser Kampf hat die naive Sicherheit mittelalterlicher Gläubigkeit erschüttert und den Anfang selbständigen Denkens über das Verhältnis geistlicher und weltlicher Macht gemacht. Von nun an erst kann man von selbständigen religiösen Charakteren und Bewegungen in Deutschland sprechen. Die **Emanzipation des Individuums von der völligen Herrschaft der Kirche** beginnt, die **eigentlich deutsche Entwickelung des Christentums** im Unterschied vom romanischen.

Wie der gregorianische Streit befruchtend auf die geschichtliche Litteratur gewirkt hat, so auch auf die Erbauungslitteratur. Die zweite Phase des Kampfes zwischen Papsttum und Kaisertum zur Zeit der staufischen Kaiser zeigt schon, daß man die in diesem Herrschaftsanspruch liegende Vermischung von politischen und geistlichen Dingen begriffen hat, die „unsanften" Bannbriefe, die „von Rom kommen", schrecken viele kaisertreue Leute nicht mehr, und bereits unter Ludwig dem Bayern wird der Grundsatz der Gleichwertigkeit und Unvergleichbarkeit, der Gleichberechtigung und der Unabhängigkeit fürstlicher und päpstlicher Gewalt, geistlicher und weltlicher voneinander wissenschaftlich formuliert. Schon hundert Jahre zuvor hatte der Sachsenspiegel, eine Aufzeichnung deutschen Gewohnheitsrechtes, die Unabhängigkeit des Kaisertums vom Papsttum ausgesprochen.

Eine tiefe Einwirkung des Mönchtums datiert von der Ausbreitung des Prämonstratenser- und Cistercienserordens. Der erste ist von einem Deutschen begründet, der zweite blühte in Deutschland besonders. Beide haben sich das Verdienst um die letzte große Waldrodung im mittleren Europa und um die Kolonisation des slawischen Ostens erworben. Mit ihrer musterhaften Großgüterwirtschaft, Wohlthätigkeit und Armenpflege erscheinen ihre Ansiedelungen dem Volk nicht anders als die großen Höfe Gottes und seiner Heiligen und versinnbildlichen ihm noch einmal die Vornehmheit und die Mütterlichkeit der Kirche. Sie ist nun nicht mehr bloß Zuchtmeisterin, sie ist die sichtbare Repräsentantin einer höheren Ordnung der Dinge, mitten im kampfbewegten Treiben irdischer Lüste ein Asyl für alle Bedrängten, eine Bildungsstätte aller emporstrebenden Geister. Zuerst diese deutsche Mönchsarbeit hat gelehrt, daß **Arbeit**, die von Haus aus nur dem Erwerb dient, ein **Gottesdienst** sein kann. Denn indem der Mönch seine Gott geopferten Kräfte in Feld und Wald, als Handwerker und als Künstler im Dienste der Heiligen brauchte, eignete er diesen sein Werk zu und erwarb damit überirdischen Lohn. Nicht nur dem Gebet, auch der Arbeit öffnete sich der Himmel. Sie ist so gewissermaßen ein Frondienst Gottes. Wie sehr das Volksleben dieser Zeit von Wundern des Himmels und der Hölle durchzogen, wie

[1] Im Mittelhochdeutschen bedeutet arbeit Mühsal.

reich aber auch an Gemüt und Poesie war, das beweisen die Aufzeichnungen des Cisterciensers Cäsarius von Heisterbach aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.

Mit den Ansprüchen, die die Kirche erhub, steigerte sich auch (ein Beweis der Gesundheit des Institutes) ihre Selbstkritik durch berufene Träger ihres eigenen Ideales. Unter allen Propheten des Mittelalters scheint den tiefsten Eindruck eine deutsche Seherin, die Äbtissin Hildegard vom Kloster Ruppertsberg bei Bingen, gemacht zu haben (gest. 1178 oder 1179), die Zeitgenossin von Bernhard von Clairvaux, von Konrad III. und Friedrich I., die als vom Papste anerkannte Prophetin den Fall des Papsttums und die Zersplitterung des Deutschen Reiches voraussagte. Beides nebeneinander: die tiefste Ehrfurcht vor der göttlichen Institution der Kirche und die schonungslose Kritik der Mißbräuche in ihr, das ist ja eine echt mittelalterliche Erscheinung und entspricht vornehmlich dem deutschen Idealismus.

Die größte Demonstration des an die Spitze des Abendlandes tretenden Papsttums sind die Kreuzzüge zur Wiedereroberung des „unter die Heiden" gefallenen heiligen Landes. Auch zwei deutsche Kaiser, die Staufen Konrad III. und Friedrich I., zahlreicher anderer Fürsten zu geschweigen, konnten sich ihr nicht entziehen. Sie knüpfen an das Bedürfnis der ritterlichen Gesellschaft an, in ihrer Weise Treue gegen den himmlischen König mit Waffendienst zu bethätigen, sie stellen eine Gottesheerfahrt dar, befördern aber auch die Lockerung der kirchlichen Bußdisziplin, die im Ablaßwesen sich aufzulösen droht.[1] In ihnen weihte sich das weltliche Rittertum dem Dienste Gottes, und sie gaben Anlaß zu der merkwürdigsten Erfindung des mittelalterlichen Geistes, zu den geistlichen Ritterorden, deren einer wesentlich deutschen Ursprungs ist, der Rittermönche, die mit der Weltentsagung des Mönches die ritterliche Waffenehre verbinden; eine Verschmelzung christlichen und kriegerischen Geistes, die nur im Islam ein Vorbild hat. Ein idealer Schwung bemächtigte sich aber auch der weltlichen Kreuzritter.

Nu alrêst leb' ich mir werde
sît mîn sündic ouge siht
lant daz reine und ouch die erde
dem man vil der êren giht (sagt)

singt Walther von der Vogelweide, und dem kriuze zimt wol reiner muot und kiusche site spricht Hartmann von Aue.

Hat Deutschland weniger als andere an der See gelegene Länder teilgenommen an den Kreuzzügen, so organisierte dafür der deutsche Ritterorden jahrhundertelang die Heerfahrt gegen die heidnischen Preußen. „Von Anbeginn nahm er mit schrofferem Nationalstolz als die anderen Ritterorden nur Söhne deutscher Zunge in seinen Kreis, und bald entsprang seines Meisters lichtem Haupte der große Gedanke der Staatengründung." Der schwarze Adler Preußens ist der vom Kaiser Friedrich II. dem ersten Hochmeister Hermann von Salza als Schildzeichen verliehene deutsche Reichsadler.

Die ritterliche Dichtung in Deutschland, die in Walther von der Vogelweide, in Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg gipfelt, stellte mit vollem Bewußtsein ein weltliches Lebensideal auf neben dem geistlichen und diesem gleichberechtigt, nicht ihm feindlich. Es besteht in der Stete, der Treue, der Demut vor Gott und der Resignation gegenüber den unerforschlichen Rätseln des Daseins, der ehelichen Liebe (Wolfram) und zeigt bei aller Ehrfurcht vor der Kirche eine männliche Selbständigkeit gegenüber ihren Überlieferungen, Toleranz

[1] Er wirt mit swacher buoze
Grôzer sünde erlôst. (Walther von der Vogelweide.)

gegenüber anderen Glaubensweisen. Der Zweifel, im Sinne der inneren Zwiespältigkeit, ist der eigentliche Feind des Mannes. Man darf vielleicht die einschlagenden Sprüche aus „Freidanks Bescheidenheit", diesem Breviere ritterlicher Frömmigkeit und Lebensklugheit, die den Ausdruck seines tiefsten Sinnes bezeichnen, zusammenfassen in die Mahnung: man vergesse nicht über dem zeitlichen Leben das ewige.

Swer umbe dise kurze zît
die êwigen fröude gît
der hât sich selbe gar betrogen
unt zimbert ûf den regenbogen.

Die ritterliche Dichtung selbst ist so wenig wie die mittelalterlichen Baustile oder irgend eine andere Form mittelalterlichen Lebens ein rein deutsches Produkt; und sie ist nur eine kurze Episode. Aber in der psychologischen Vertiefung, die der bedeutendste ritterliche Romanstoff, die Gralsage, durch Wolfram gefunden, zur Darstellung einer mit dem Weltleben ausgesöhnten, von mönchischer Ekstase freien und von keiner theologischen Gelehrsamkeit beschwerten, eifrigen treuen Kirchlichkeit, die auf Überzeugung beruht, ein froher Gottesdienst ist, zeigt sich die erste reife Blüte eines deutschen „Laienchristentums". Man ist sich bewußt, auch so den Himmel verdienen zu können. Dem ursprünglichen Christentum gegenüber hält es fest an dem Gebot persönlicher Ehre, die der Mann mit dem Schwerte verteidigen muß, der Frauendienst ist ihm kein Hindernis des Gottesdienstes, die Nächstenliebe besteht nicht darin, daß man mit dem Nächsten teilt, sondern im Schutze der Schwachen, in der Großmut gegen Besiegte, im unverbrüchlichen Worthalten auch gegenüber dem Feind. Es gibt kein Reich Gottes auf Erden, aber der irdische Streit wird verklärt durch den Ausblick auf den Gottesfrieden im Himmelreich, auf das unschuldige Freudenspiel aller seligen Gotteskinder vor dem Angesichte Gottes. Die Gralritterschaft bedarf der Priester wohl, des Papstes nicht; die tiefsten Belehrungen verdankt Parzival einem Laien.

Der zunächst dem mönchischen Denken entsprungene Mariendienst, der sich an der poetischen Ausmalung apokrypher Legenden der alten Kirche entwickelt hat zu einer sinnigen Mariendichtung, hat in deutscher katholischer Auffassung seine tiefste Bedeutung nicht im Kultus des „ewig Weiblichen" als der Verkörperung göttlicher Barmherzigkeit, sondern in der Verehrung der unberührten Jungfräulichkeit als des eigentlichen Gefäßes göttlicher Wunder, also in einem sittlichen Ideal, das man in Maria anschaute: der entschlossene Verzicht auf die Welt wird von Gott mit der höchsten Ehre belohnt.

Die Frage nach dem Woher und Wohin der Dinge, von der Kirche so zuversichtlich beantwortet, hat dem deutschen Geist erst spät Skrupel gemacht. Die Philosophie ward nicht von den Deutschen erfunden. Die Anfänge zunächst der kirchlichen Philosophie sind auf französischem Boden gemacht worden. Erst als daraus bereits eine in Paris zentralisierte Weltwissenschaft entstanden in der Kunst, vermittelst dialektischer Hin- und Herbewegung der Begriffe die Rätsel des Daseins zuerst zu finden und dann zu lösen, haben sich Deutsche in namhafter Weise an ihrer Ausübung beteiligt. Aber der Vorläufer und geistige Vater des größten Scholastikers, des Italieners Thomas von Aquino, ist ein schwäbischer Graf Albertus, in der gelehrten Mönchswelt „der Große" genannt, der doctor universalis (gest. 1280). Er gründete seine Lehre von der Verbindung und Versöhnung von Vernunft und Überlieferung, Wissenschaft und Glauben, Philosophie und göttlicher Offenbarung nicht bloß auf Aristoteles, sondern er ließ sich von diesem zu selbständiger Forschung in der Natur anleiten, er verbindet mit dem Idealismus einer kühnen Dichtung in Begriffen den Realismus einer beobachtenden Naturforschung und lebt

darum in der Volkssage als Zauberer fort. Diese erste Regung deutscher „Wissenschaft" zeigt bereits sprechende Züge ihrer späteren Entwickelung. An der allmählichen Verwandlung der von der Kirche in anschaulichen Bildern mitgeteilten Glaubensgeheimnisse in ein System von Begriffen, die die Vorbedingung alles eigentlich wissenschaftlichen Denkens über die Dinge Himmels und der Erden war, ist von Anfang an der deutsche Geist beteiligt und zwar in religiöser Absicht. Denn das Dasein Gottes ist für Albert kein Glaubensartikel, sondern eine unmittelbare Gewißheit, die Voraussetzung jedes Glaubensartikels.

Die Heimat dieser scholastischen Wissenschaft waren die Bettelorden. Albert ist Dominikaner. Das Bettelmönchtum vertritt jenes neue Ideal, das der Christenheit gezeigt wurde durch den einflußreichsten der zahlreichen religiösen Reformatoren des Mittelalters, den Italiener Franz von Assisi. Es kommt dabei weniger dessen wirkliche geschichtliche Persönlichkeit in Betracht, als das auf diesen wunderbaren und liebenswerten Menschen aufgetragene legendarische Bild, wonach er als die thatsächliche Nachbildung des Lebens Christi galt, in seiner Armut, seiner unbeschränkten Menschenliebe, seiner Bekehrungsarbeit an Ketzern und Heiden, seiner völligen Aufopferung alles irdischen Besitzes. Denn an diesem über dem Grunde eines geschichtlichen Menschenlebens errichteten Idealbild lernte die Christenheit zum erstenmal sich eine deutlichere Vorstellung von dem menschlichen Leben Christi bilden, das bis dahin nur als eine Kette von überschwenglichen Wunderthaten und Leiden erschienen war. Die fromme Phantasie in ganz Europa erhielt dadurch einen neuen Schwung, jede Liebesthätigkeit ein neues Motiv, nicht zum geringsten die deutsche.

Dieser „Vermählung" des Franz von Assisi mit der „Frau Armut" ist eine ganze Reihe von „Volksheiligen" entsprossen, zu denen wir auch die in Deutschland am meisten gefeierte ungarische Königstochter Elisabeth Landgräfin von Thüringen zählen dürfen, die persönlich die Barmherzigkeitsübung des deutschen Mittelalters aus reinem Mitleid am schönsten verkörpert. Dagegen hat die „Nachfolge des armen Lebens Christi" nur in Deutschland jene Vergeistigung erfahren, die sie erst zu einer neuen Form persönlicher Frömmigkeit innerhalb der bestehenden kirchlichen Ordnung machte, in der Schule des „deutschen Philosophen" Meister Eckhart von Straßburg. Er ist Thüringer von Geburt. Von ihm datiert die Verbreitung der deutschen Mystik, keiner neuen Philosophie neben der Scholastik, sondern nur einer originellen Verdeutschung und Methodisierung derselben. Man erkühnte sich, auf dem Wege denkender Vertiefung in das eigene Innere selbständig die Geheimnisse des Glaubens: das Wesen der Gottheit, die Verbindung von Gottheit und Menschheit, die Einzigkeit der Persönlichkeit Jesu Christi zu ergründen und dadurch ihrer ganzen Herrlichkeit schauend teilhaftig zu werden. Dazu gab eine deutsche mystische Predigtweise Mönchen und Nonnen, aber auch erweckten Laien Anlaß, die sich nun zu besonderen Kreisen geistlicher Freundschaften als „Gottesfreunde" zusammenschlossen, alle beflissen der mystischen Seelenvereinigung mit Gott nach dem Vorbilde Christi. Hier liegen die Ursprünge des deutschen Pietismus: der Gottesminne, der Christusverehrung, der Seelenfreundschaften, des erbaulichen Briefverkehres zwischen Männern und Frauen, also einer neuen Form von Laienfrömmigkeit, die priesterlicher Leitung entraten kann und teilweise in den ganz unkirchlichen Separatismus sogenannter freier Geister ausgeartet ist. Ihr Hauptverbreitungsgebiet ist das Rheinthal vom Bodensee bis zum Meer.

Die hervorragendsten Schüler Eckhards sind die Dominikanermönche Johannes Tauler von Straßburg und Heinrich Suso (eigentlich Seuse, d. h. Sauser aus Überlingen) von Konstanz. Man kann Taulers Lehre in den Satz zusammenfassen: Werde nichts, damit Gott in dir

alles werde. Sein nach schweren inneren Prüfungen einem stets wachsenden Kreis von Schülern und Schülerinnen verkündigtes Evangelium von der Vereinigung mit Gott, die nur durch Selbstentäußerung erlangt wird, dann aber auch den Menschen über alle äußeren Regeln des Lebens hinaushebt, klang in einer kirchenpolitisch durch die erneuten Kämpfe von Papst und Kaiser tief erregten Zeit wie eine Botschaft der Freiheit vom äußeren Kirchentum, ohne doch die Kirche zu entwerten. Suso (1295?—1366) steht als schriftstellerischer Vertreter des Minnespieles der Seele mit dem Heiland, als dichterischer Visionär, dem es gegeben schien, die Schleier der himmlischen Welt zu lüften, in unserer Litteratur einzig da. Die Visionärin Mechthild von Magdeburg ein Menschenalter früher kommt ihm nicht gleich.

Eine Voraussetzung des in noch erhaltenen Briefen bezeugten Seelenverkehrs über mystische Fragen und der sich daran knüpfenden mystischen Lyrik ist jener wirtschaftliche und soziale Umschwung in Deutschland, der sich im Aufblühen der Städte kenntlich macht und dadurch wieder befördert wird. Zunächst Handel und Gewerbe haben die Städte emporgebracht, in ihnen erwuchs das Element der Zukunft, der dritte Stand, der als Stadtbürger freien Handel- und Gewerbtreibenden. Auch die Religiosität, deren maßgebende Formen bis dahin Geistliche und Ritter ausgeprägt hatten, nimmt die Form des Bürgertums an. Sie äußert sich in Genossenschaften und Vereinen und entfesselt zu Zeiten Massenbewegungen. So erst bilden sich „Gemeinden" und bereitet sich eine christliche Presse vor in zahlreichen Erbauungsschriften.

An der Hebung des Bürgertums ist wesentlich mit beteiligt der erste der Bettelorden, der Franziskaner, der von Anfang an die eindrucksvollsten Bußprediger und Volksprediger in die Städte sendete, in die Städte, weil dort das Volk sich sammelte und der Orden mit seinem Privilegium, überall zu predigen und Beichte zu hören, mit seiner anfänglich großartigen Uneigennützigkeit sich schnell das Zutrauen des Volkes gewonnen hatte. Der unerhörte Aufschwung, den die seit Karl dem Großen nie wieder ganz verstummte Predigt vom 13. Jahrhundert an nahm, gipfelt in dem Franziskanerbruder Berthold von Regensburg (1220?—1272), der als unermüdlicher Wanderredner fast alles deutsche Land, Schwaben, Bayern, Österreich, Mähren, Schlesien, Ungarn, Thüringen, Franken, Rheinlande und Schweiz durchzog. Mit seiner bilderreichen, sprachgewaltigen, volkstümlichen Verkündigung eines kirchlich pünktlichen, verständigen, werkthätigen Christentums, auch der Weltleute in allen ihren Ständen, ist er, abgesehen von mangelnder Duldsamkeit gegen Heiden und Ketzer und von der von ihm verlangten Unterordnung aller weltlichen Gewalt unter die geistliche, ein bürgerliches Seitenstück zu der frischen, weltfreudigen Anschauung der ritterlichen Dichtung. Vor allem aber ist Berthold ein Anwalt der kleinen Leute, ein Seelsorger für alle, ein zerschmetternder Bußprediger gegen Gewaltthätige, Wucherer, Kuppler, Geizige. In seinen Reden entrollt sich uns ein Bild christlicher Frömmigkeit unseres Volkes in allen seinen Ständen.

Und wir sehen das Volk jener Tage noch heute an der Arbeit beim Blick auf die Reihe der im Wetteifer der Bürgerschaften mit den Bischöfen geschaffenen Dome und Münster gotischen Stiles in den Rheinlanden, in Schwaben, Bayern, Franken, in Westfalen und an der ganzen Ostseeküste bis Danzig, Riga und Dorpat, in denen man für Gottesdienste, Umzüge und Volksversammlungen den Säulenwald wölbte, in dessen Dämmer durch die bunten Fenster das Licht einer höheren Welt hereinfloß. Sie sind als die Dankopfer des Bürgerfleißes und der bürgerlichen Tapferkeit für die ihnen gegönnten Erfolge der Ausdruck einer Massenfrömmigkeit, wie sie frühere Jahrhunderte nicht gekannt. Auch diese Ehrung Gottes zählt auf Vergeltung, aber der Gottesdienst ist verklärt durch den Stolz, künstlerisch alles Dagewesene zu überbieten.

Seitdem die Bettelorden den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit, die mit der Seelsorge der Weltgeistlichkeit wetteiferte, in die Städte verlegt hatten, als die Mittelpunkte des geistigen und des Verkehrslebens, seitdem Predigt und wissenschaftlicher Vortrag die eigentlichen Mittel der Bearbeitung des Volkes geworden sind, hören die Klöster auf, die eigentlichen Stätten der Andacht zu sein. Auch die Frömmigkeit nimmt die Gestalt genossenschaftlicher Massendemonstration an. Das ändert auch ihr inneres Wesen. Der Gedanke der Gesamthaft und des Gemeinwohls wird lebendig. Die Übung frommer, „milder" Werke wird eine Angelegenheit der städtischen Behörden, eine Pflicht bürgerlicher Selbstverwaltung. So erwächst die aus Christenpflicht geübte Fürsorge für Arme und Kranke in den bürgerlichen Hospitälern, Siechenhäusern, Bettlerstiftungen, Armenhäusern, Seelenbädern u. dgl. Der alte Gedanke, daß das Kirchengut das Patrimonium der Enterbten sei, wird ersetzt durch das Erwachen des Gedankens, daß die bürgerliche Gemeinde für ihre Armen zu sorgen, der Wanderbettelei zu steuern und dem Verschmachtenden zu helfen habe. Seit dem 14. Jahrhundert verbreiten sich in den deutschen Städten Laienvereine und -Verbrüderungen nicht nur zum Gebet füreinander, zu Begräbnisfeiern und Seelenmessen, sondern auch zur Krankenpflege und Armenpflege. Die zeitweise in den rheinischen Städten massenhaften Beginen-Ansiedelungen, freie Vereine von zurückgezogenen Frauen für Gebet und milde Werke, die für eine Brutstätte der Ketzerei galten und der Verfolgung anheimfielen, zeigen, daß man das Kloster nicht mehr brauchte, um Gott zu dienen.

Wie die genossenschaftliche Regelung der Arbeit erst den Begriff des „bürgerlichen Berufes" geschaffen hat im Gegensatz zu den früheren Standespflichten der Bauern, Ritter, Geistlichen, des Berufes nämlich zur Hervorbringung gemeinnützlicher Dinge, mit dem man auch Gott einen Dienst leistete (Tauler sagt: „Es ist kein noch so klein Werklein oder Künstlein, so gering es wäre, es kommt alles von Gott"), so empfindet nun jeder die Pflicht der Anteilnahme an gemeinsamen christlichen Werken der genannten Art. Die Pflicht der Liebe und des Mitleids wird empfunden, nicht mehr bloß die Schönheit und Süßigkeit ihrer Übung, und es wird auch nicht bloß auf ihren Lohn gerechnet.

So hoch die Heiligtümer der Kirche im Ansehen stehen, ihre irdischen Repräsentanten, Bischöfe, Pfaffen und Mönche, werden in ihren Mängeln und Schwächen erkannt und freimütig verspottet. Man lernt das übersinnliche Element in der Kirche trennen von der zeitlichen Vertretung ihrer Interessen. Zu dieser Einsicht haben verschiedene Gründe zusammengewirkt: vornehmlich die Erneuerung des Kampfes zwischen Papst und Kaiser, die den größeren Teil Deutschlands auf kaiserliche Seite trieb, die Verbreitung der „Ketzerei", die seit dem 13. Jahrhundert mit ihrer Leugnung der hierarchischen und sakramentalen Ordnungen der Kirche unter dem verführerischen Gewande eines sittenreinen und gottgelassenen Lebens umschlich, und endlich der Greuel, daß beim sogenannten päpstlichen „Schisma" drei Nachfolger St. Petri sich um die Statthalterschaft Christi stritten.

Die großen Reformkonzilien von Konstanz und Basel tagten auf deutschem Boden, die Reformgedanken waren nur zum Teile deutschen Ursprungs. Sie vollendeten jenes System des Kirchenrechtes, das man nun als das bischöfliche dem päpstlichen gegenüberstellte. Sie brachen den Stab über der verfrühten Reformation. Wenn auch die blutigen Verwüstungen, die die hussitische Ketzerei im südlichen und mittleren Ostdeutschland anrichtete, ihre unbedingte Verwerfung durch die Kirche zu rechtfertigen schienen, so hatte man doch den Unterschied von göttlichem Inhalt und menschlichem Gefäß der Kirche begriffen. Daß auch ein Papst ein Sohn der Hölle sein könne, nicht jeder Pfaffe geistlich, nicht jeder Mönch ein Heiliger war, das

erzählte man sich in hundert Geschichten und Schwänken; Bilder, Schnitzwerke und Ornamente an den gotischen Kirchen zeugen davon mit drastischem Humor und kecker Satire. Dennoch stand das Gebäude der Kirche fest, gehalten von der Wucht seines geistigen Inhaltes. Der tiefe sittliche Verfall vieler klösterlicher Stiftungen, das vielfach lockere Leben der Weltgeistlichkeit wurde so wenig als ein Vorwurf gegen die Kirche empfunden, wie etwa heutzutage Korruption und Amtsmißbrauch dem Staat und der öffentlichen Ordnung als solchen angerechnet werden. Gerade im ausgehenden Mittelalter ist das überlieferte kirchliche Christentum in seiner wirksamsten Gestalt zum Gemeingut des ganzen Volkes geworden. Das Volksleben ist mit ihm verwachsen. Noch heute ruht unsere ganze alte Volkssitte auf diesem Grunde.

Noch heute hat unsere deutsche Malerei Holdseligeres und Lieblicheres nicht aufzuweisen als die Werke jener kölnischen Malerschule, die am Ende des 14. Jahrhunderts erblühte und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts den höchsten Stand erreichte. Die zarte Geistigkeit, unschuldsvolle Reinheit und stille Seligkeit ob der Wunder der göttlichen Heilsoffenbarung, die sie zu schildern weiß, hat man mit Recht in Parallele gestellt mit der oben geschilderten deutschen Mystik. Einen kräftigen Schritt ins Leben hat ihr größter Meister Stefan Lochner gethan, der Maler des „Kölner Dombildes", das die Jungfrau mit den besonderen Kölner Heiligen, den drei Königen, Ursula und ihren Jungfrauen und Gereon, schildert. Von ihm ist sein lieblichstes Bild, Maria mit dem Kinde in der Rosenlaube, auf der beigehefteten farbigen Tafel („Madonna im Rosenhag") mitgeteilt. Es behandelt die zarteste Schöpfung, die der christliche Mythus des Mittelalters aus den kurzen biblischen Berichten von der Jungfraugeburt des Gottessohnes heraus gedichtet hat, indem es die Freude des himmlischen Vaters darstellt, der durch die Öffnung eines Zeltdaches mitsamt dem Heiligen Geiste niederblickt auf das Wunder seiner Schöpfung, die jungfräuliche Himmelskönigin. Sie hält das Kind auf dem Schoße, einen kräftigen schönen Knaben, selber schlicht gekleidet, aber geschmückt mit einer von Juwelen und Perlen blitzenden Kaiserinkrone, so sitzt sie in einer Rosenhecke auf blumigem Grunde. Aus der Wiese sprießen Lilien auf, und zierliche Kinderengel musizieren auf Saitenspielen oder huldigen anbetend und mit schönen Früchten dem Erlöserknaben.

Die biblische Geschichte und die Heiligenlegende, seit Jahrhunderten der unerschöpfte Stoff der gesamten kirchlichen Kunst in Wand-, Tafel- und Glasmalerei, in Erz- und Holz- und Steinplastik, in Miniaturbildern und textiler Kunst, empfing nun ihre sprechendste, allgemein verständliche Verkörperung in den dramatischen Schaustellungen, die, seit dem 13. Jahrhundert immer häufiger werdend, aus den Kirchen auf die große Volksbühne des Marktplatzes hinaustreten. Teilweise veranstaltet von Brüderschaften zu diesem Zweck in den Festzeiten, besonders vor und nach Ostern, zogen diese Weihnachts-, Passions-, Ostern-, Himmelfahrts-, Fronleichnamsspiele das Landvolk nach den Städten und füllten seine Phantasie mit unvertreibbaren Gestalten. Nimmt man dazu die mit dem Bücherdruck beginnende Verbreitung deutscher Bibelübersetzungen, die massenhafte Produktion von Erbauungslitteratur, die Steigerung der kirchlichen Andachtsamkeit am Vorabende der Reformation trotz so mancher entgegenwirkender Elemente der Kritik, so wird man den herannahenden großen Abfall von der „Kirche" nicht der Zweifelsucht oder Irreligiosität des Geschlechtes zuschreiben, das ihn vollzog.

Wie plötzlich auch der Sturm kam, der in dem größeren Teile Deutschlands das Verfassungsgebäude der seitherigen Kirche in Trümmer legte, er war durch einen Jahrhunderte währenden Umbildungsprozeß des religiösen Gemütes vorbereitet, und darum konnte er nicht zum Untergang, sondern mußte zu neuem Leben führen. In der Schule der lateinischen



Madonna im Rosenhag. Von Stephan Lochner (15. Jahrhundert).

Nach dem Original, im Museum Wallraf-Richartz zu Köln.

Kirche hatte das deutsche Volk den Gottessohn und Himmelskönig zugleich als mitleidigen gütigen Menschen kennen gelernt, war von äußerer kirchlicher Pflichterfüllung fortgeschritten zu innerer persönlicher Frömmigkeit, die aller äußeren Formen entbehren kann, und wagte nun auch an eine solche „Nachahmung Christi" zu denken, die nicht mehr auf der Spur des Thomas a Kempis in Demut und Weltabgeschiedenheit, in Todesgedanken und Herzenszwiesprache mit Jesus, in Klosterleben und Sakramentsgenuß besteht, sondern in der Erneuerung des Kampfes, den Jesus gekämpft hat mit den Pfaffen und Weltfürsten seiner Zeit.

Aber aus diesen Voraussetzungen, auch aus den weitestgehenden Reformationsforderungen folgt noch nicht mit Notwendigkeit der Bruch mit der Kirche überhaupt. Endigt doch die mit der deutschen Reformation gleichlaufende italienische Renaissance, deren Kritik so viel weiter geht, die eine ganz neue Weltanschauung, d. h. eine neue Würdigung der Welt, des Menschen, des Erdendaseins, der Nationalitäten, als die mittelalterliche Kirche sie zugelassen hatte, aufbringt, schließlich mit einer neuen Unterwerfung der Geister unter die neu befestigte Kirche.

So hat sich denn in den Sturmzeiten der Reformation die lateinische Kirche in Deutschland, wenn auch nur schwach, ungenügend und nicht von den stärksten Geistern verteidigt, erhalten als Kirche einer geistigen und numerischen Minderheit von „Altgläubigen". Gelehrte, witzige und polternde Humanisten wie Eck, Emser, Dietenberger, Cochläus, Murner, friedensselige Mystiker wie Staupitz, fromme Juristen wie Ulrich Zasius, Gropper, historische Romantiker wie Witzel, Cassander und viele andere konnten der zugleich religiösen und revolutionären Gewalt des „Evangeliums" der Protestierenden nicht die Spitze bieten. Wir sind gewöhnt, aus jenen Tagen der tiefsten Erschütterung, die je ein Volk in seinem religiösen Gemüt erfahren, nur den Ton des hellen Jubels, der der Freiheit entgegenjauchzt, einerseits, der leidenschaftlichen Abwehr anderseits zu vernehmen; wir ermessen aber wohl nur schwer das Maß von dumpfem Schmerz, bitterem Gram und stiller Verzweiflung, das der Glaubenskampf über tausend und abertausend Seelen gebracht hat.

Die Hilfe kam der „Kirche", die wir nun die katholische nennen, von dem weltlichen Arm und von der spanisch-italienischen Renaissance des romanischen Katholizismus in streng päpstlicher Gestalt, wie die Jesuiten und das tridentische Konzil sie durchführten. Die Kirche, die hier ihr Dogma formuliert hat, ist nicht mehr das überall die irdische Welt mit seinen übersinnlichen Kräften durchdringende und durchwebende mystische Reich Gottes und der Heiligen, sondern die juristisch und dogmatisch fest umschriebene, hierarchisch geordnete Körperschaft, die einfachen Gehorsam heischt und sicheren Lohn verspricht. Das mystische, poetische, phantastische Element ist zum guten Teil in den Protestantismus übergegangen, wenngleich es dort vorerst durch stärkere Strömungen niedergehalten wird.

Deutschland hat auch zur Blüte des Jesuitenordens beigetragen mit seinen Canisius, Balde, Fr. von Spee, Schall, aber die Führung im Kampfe gegen die Reformation fiel ihm nicht zu. Der deutsche Katholizismus hat in Predigt, Katechismus und Kirchenlied vom Protestantismus gelernt, sich der Bibelkunde beflissen, hat im Jesuitendrama mit der protestantischen Schaubühne den Kampf aufgenommen, aber seine geistlichen Staaten haben nur vegetiert, sein Ordenswesen lahmte, seine Universitäten verdumpften und der Eroberungslust, die den Katholizismus anderer Länder groß machte, stand der konfessionelle Reichsfriede, der die Religionsgebiete ein für allemal abgegrenzt hat, entgegen.

Die Stunde des Erwachens auch für das geistige Leben der katholischen Kirche in Deutschland kam mit der Aufklärung. Mit der Durchführung des Grundsatzes der Religionsfreiheit

öffnete sie auch dem Katholizismus die Bahn zu neuen Eroberungen und schuf sie die Voraussetzungen zu seiner inneren Wiedergeburt. Die Aufklärung erst hat das zum Schutt gewordene Mittelalter hinweggeräumt, das jede Entwickelung hemmte. Die Welt des Aberglaubens, der Wunder und Gespenster, der Teufels- und Hexenspuk wurden erkannt als etwas Unwirkliches, „eine verzauberte Welt", des Kopernikus von der Kurie früher verworfene Lehre mußte erst anerkannt sein, dann konnte man Hand in Hand mit der neuen Wissenschaft von der Wirklichkeit der Dinge daran denken, dem religiösen Glauben seine Welt zu sichern, die unsichtbare hinter dem sichtbaren Himmel.

Daran hat auch die katholische Kirche teilgenommen. Der Aufschwung der historischen, philosophischen und Staatswissenschaften im Zeitalter der Aufklärung kommt auch ihrer Gelehrsamkeit zu gute, und die kritische und spekulative Philosophie, die auf protestantischem Boden erwachsen und zunächst nur da möglich war, befruchtete die bedeutendsten Vertreter eines innerlich frommen Katholizismus wie J. Michael Sailer 1751—1832, der, ohne seinen kirchlichen Ideen etwas zu vergeben, mit frommen Protestanten im innigsten Verkehr stand, oder wie J. Salat, der den Grundsatz der religiösen Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen verteidigte. Diese sich auf das ihr gehörige große Erbe der kirchlichen Frömmigkeit aller Jahrhunderte besinnende katholische Kirche, in der ähnliche Reformideen lebendig waren, wie sie die katholische Kirche Frankreichs groß gemacht haben, vermochte auch einzelne hervorragende Protestanten, denen die Höhenluft der absoluten Glaubensfreiheit zu dünn war, an sich zu ziehen, wie den durch die Fürstin Amalie Galizin, eine frühere Deistin, dann Hamanns Freundin, bekehrten Grafen Friedrich Leopold Stolberg (1800).

Die eigentliche Erneuerung des Katholizismus datiert aber von der Romantik. Einer der Begründer der Romantik, Friedrich Schlegel, hat zuerst (1808) den Übertritt zum Katholizismus vollzogen, von den Begründern der romantischen Restauration in der Politik war ihm darin Adam Müller vorangegangen, Karl Ludwig von Haller folgte. Dennoch ist der Ort, die Romantik zu besprechen, nicht hier. Sie ist kein Produkt des Katholizismus, sondern der Neukatholizismus ist ihr Produkt. Zu den sozusagen historischen „Entdeckungen" der Romantik gehörte nämlich die Kirche, zunächst die der Vergangenheit als einer zugleich religiösen und sozialen Institution, als der Mutter von Kultur, Kunst und Wissenschaft, als Hüterin der sozialen und nationalen Freiheiten, als ehemals einflußreichster wirtschaftlicher Korporation. Diese Entdeckung wurde gemacht genau in dem Augenblick, wo das klerikale Fürstentum der sächsischen Kaiserzeit im Reichsdeputationshauptschluß 1803 zu Grunde ging und nur die Kirche als sakraler Verband übrigblieb, den Karl der Große begründet hatte, gleichzeitig mit der Entdeckung des „deutschen Volkstums".

Nach den Wundern der Befreiung des Vaterlandes, die nicht gelungen wäre ohne die stärkste Anspannung auch aller religiösen Kräfte aller Konfessionen, bei der Aufrichtung des zerfallenen Reiches, der Neuordnung des deutschen Staatswesens, glaubte man auch der Kirche eine zeitgemäße Auferstehung schuldig zu sein. Der patriotische Plan einer nur dem Namen nach vom Papst abhängigen autonomen deutschen Nationalkirche, also eines eigentlich deutschen katholischen Kirchentums, scheiterte. Aber der tiefste Gedanke der Männer, die als die geistigen Väter des neuen deutschen Katholizismus zu gelten haben — wir nennen den Natur-, Mythen- und Geschichtsforscher Görres (1776—1848), die Philosophen Franz von Baader (1765—1841), A. Günther (1783—1863), die Dogmatiker Drey (1777—1853), Staudenmaier (gest. 1856), Hirscher (1788—1865), die Kirchenhistoriker J. A. Möhler (1796—1838),

J. J. J. von Döllinger (1799—1890), ganz zu geschweigen der Reihe katholischer Dichter, Geschichtschreiber, Publizisten — war ein wesentlich anderer als der einer einfachen Papstkirche. Er läßt sich so ausdrücken: Die Kirche hat die göttliche Mission, vermittelst ihrer äußeren Hierarchie mit persönlicher Spitze im römischen Papst als eine internationale, aber nur zu geistiger und geistlicher Einwirkung berufenen Macht des Friedens, des Fortschrittes, der Zivilisation und der persönlichen Freiheit die Gedanken des Christentums in der Welt zu behaupten. Sie hat, aus bescheidenen Anfängen wachsend im Laufe der Jahrhunderte in normaler Entwickelung und in folgerichtiger Auseinandersetzung mit allen Weltmächten jenen Wunderbau der Verfassung, des Dogmas und des Kultus errichtet, der jedem Bedürfnis des denkenden Geistes, jeder Regung des heilsverlangenden Gemütes zu genügen vermag, und wenn auch in allen Jahrhunderten stets die Wirklichkeit der Kirche hinter dem Ideal zurückblieb, so ist sie doch für alle Zukunft die eigentliche Vertreterin aller höheren Ziele der Menschheit. Unter dieser Voraussetzung haben jene Männer gearbeitet an der Begründung einer katholischen Wissenschaft, Litteratur und Politik. Aber sie erblickten darin zugleich den besten Schutz der deutschen Nationalität. Nur auf friedlichem Weg und nur unter der gegenseitigen Achtung gewährleisteter Religionsfreiheit, nur infolge eines Sieges im geistigen Wettkampf erwarteten sie eine allmähliche Rückkehr der protestantischen Geister zu der alten Mutter, nachdem sie sich davon überzeugt haben würden, daß alle Mißbräuche, gegen die die Reformatoren sich erhoben, beseitigt und damit die eigentlichen Differenzen hinfällig geworden sind.

So konnte der Bund zwischen deutschem Geist und katholischem Christentum in einem christlichen Staate, wie Karl der Große ihn geschlossen, erhalten bleiben, und noch einmal mußte dann Deutschland die Führung der europäischen Nationen übernehmen. Das ist der Traum des romantischen Katholizismus gewesen, wie Eduard Steinle ihn im „Kaiserdom" zu Frankfurt gemalt hat. Er zerging völlig erst 1870 mit dem vatikanischen Konzil.

Der äußeren Wiederherstellung der katholischen Kirche in den deutschen Bundesstaaten in Gestalt einer neuen Einteilung und würdigen Dotierung der Bistümer folgte eine innere Belebung in Kunst, Gottesdienst und Klosterwesen. Allerdings kommt diese Belebung nicht wie im Mittelalter aus neuen Gedanken, sondern von dem in Deutschland dem Katholizismus aufgezwungenen Wettstreit mit dem Protestantismus, dessen religiöse und sittliche Ideale die lebendigeren sind, der modernen Zeit besser entsprechen und auch in gewissem Grade den Katholiken annehmbar. Damit wuchs der konfessionelle Eifer. Seit dem sogenannten Kölner Streit, dem Zerwürfnisse des preußischen Staates mit der Kurie wegen der Behandlung der gemischten Ehen (1837—41), geht der Katholizismus zum Angriff vor, er strebt nach Macht im Staate, und da Machtbedürfnisse keine Grenze kennen, nach der Macht über den Staat. Er wurde zum Angreifer, wie er es seiner Natur nach werden muß, wenn ihm nicht entweder innere Selbstbeschränkung auf rein geistliches Wirken oder äußere Verhältnisse Rücksichten auferlegen. Aber eben diese begannen sich ihm in der Epoche größter Nachgiebigkeit der Regierungen gegen katholische politische Forderungen 1841—1871 zu fügen.

Mit der Annahme des Unfehlbarkeitsdogmas durch die deutschen Bischöfe, denen umsonst eine mächtige Laienbewegung gebildeter Deutschen warnend in den Weg getreten war, wurde die unbeschränkte Universalherrschaft des Papstes über die gesamte Kirche mit allen Konsequenzen auch für die deutschen Katholiken Glaubenssatzung. Damit weicht der Geist des deutschen Katholizismus, den wir im Flug über die Jahrhunderte hin kennen gelernt haben, dem römischen Geist, der seine schärfste Ausprägung in dem Denkmal der spanischen

Gegenreformation der Gesellschaft Jesu findet. Der Jesuitismus mit seiner skrupellosen Politik und seiner religiösen Skrupulosität, mit seinem Aufgebot großer Mittel zu im Grunde kleinen Zwecken, ohne Verständnis für die göttliche Mission, die Volkstum, Vaterland und Freiheit haben, ist und bleibt dem Deutschen fremd. Der Gegensatz zwischen diesen zwei Richtungen im Katholizismus, der sich lange auch den erleuchtetsten seiner Führer vor 1870, wie dem Bischof Melchior Diepenbrock (1798—1853) und Döllinger, anderer zu geschweigen, verbarg, übt nun eine erdrückende Macht aus. Weder in Wissenschaft noch in Kunst sind dem Katholizismus seitdem Werke entsprungen, die den älteren katholischen Schöpfungen ebenbürtig sind.

Noch scheint dieser Gegensatz der Masse des katholischen Volkes nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Es lebt wie seine Vorfahren im deutschen Mittelalter im angeschauten Wunder seines Meßgottesdienstes, der in fremder feierlicher Sprache vollzogen wird zum Besten der Gegenwärtigen und Abwesenden, während die Andächtigen ihre besonderen Anliegen Gott und den Heiligen vortragen; noch tönt Chorgesang und volles Orchester in feierlichem Hochamt, noch gefällt sich der Eifer des Volkes in immer zahlreicheren und glänzenderen, wenn auch nicht schöneren Bauten zur Ehre Gottes, immer mannigfaltiger wird die von Ordensleuten, mehr noch von Laien geübte Caritas, die Liebesthätigkeit, ausgestaltet. Doch hat das Ordenswesen entfernt nicht mehr die Bedeutung wie im Mittelalter, nachdem die meisten seiner Thätigkeiten in Kultur, Kunst, Wissenschaft, Unterricht, Armen- und Krankenpflege in weltliche Hände übergegangen sind.

Eine größere Kraft entfaltet der Katholizismus im Weltklerus, die größte aber als Laienreligion. Die katholische Priesterschaft, die zum größeren Teil sich aus dem Bauernstand und niederen Bürgerstand ergänzt, ist, wie im Mittelalter das Mönchtum, eine mit dem Volk und seinen Bedürfnissen innig vertraute, wahrhaft volkstümliche Macht, bei sorgfältiger Überwachung und Zucht geistig und vor allem sittlich höher stehend wie in irgend einem früheren Jahrhundert. Von größter Bedeutung aber ist im Zeitalter des allgemeinen Wahlrechtes das katholische Volk als *politische* Gruppe geworden. Hier wird die Entwickelung des Katholizismus für das Christentum verhängnisvoll. Aus der Andacht der Seele zu Gott, die der Katholik vermittelt denkt allein durch die Kirche, leitet man unmittelbar die Pflicht des Gehorsams auch gegen die politischen Befehle der Kirche und ihres Oberhauptes ab. So kann die „Kirche", die in ihren ersten religiösen Wirkungen eine Segensmacht war und es immer noch vielfältig ist, in ihren Nebenwirkungen ein Hemmnis deutschen Volkstums werden. Noch andere religiöse Kräfte sind von nöten und vorhanden.

3. Der deutsche Protestantismus.

Die Kirche als geschichtliche Größe hatte dem deutschen Volk jenes überweltliche Lebensziel gebracht, nach dem es verlangte, dem zunächst sein Idealismus galt. Dadurch sind auch seine persönlichen, sittlichen Tugenden zu neuen Gestalten entwickelt worden. Die trotzige Mannheit und das rege Ehrgefühl lernten etwas Höheres anerkennen, die unendliche Herablassung der Gottheit und die selbstverleugnende Milde des Gottessohnes. Es war dieser innerliche Kern, den die Hülle äußerer kirchlicher Formen umschloß. Um dieses Kernes willen hing der Deutsche an der Kirche. Weder an der Ausbildung hierarchischer Formen noch neuer asketischer Ordnungen, in denen die Kirche ihren Triumph über die Welt ausprägte, weder am Papsttum noch an der Gründung neuer Mönchsorden waren die Deutschen produktiv beteiligt. Aber auch der Widerstand gegen diese Formen, wie er in der vielgestaltigen Ketzerei des südlichen Frankreich, in den evangelischen Armutsgedanken der Waldenser und Lombarden, in den enthusiastischen Aufständen der

Franziskanerspiritualen, endlich in den gewaltigen antihierarchischen Volkserhebungen unter Wiclif in England und unter Hus in Böhmen immer drohender an den Säulen der Kirche rüttelte, griff bei ihnen verhältnismäßig nicht tief ein. Sie standen, so schien es, in allen diesen Fragen auf seiten der herrschenden Kirche und galten darum als die geduldigste und gehorsamste Nation, über die Rom zu verfügen hatte.

Woher kam das? Solange Priester, Mönche, Bischöfe und Päpste das Volk nur auszubeuten schienen, litt es geduldig, weil es in ihnen immer noch die Hüter des Heiligtums erkannte, ohne die der Himmel verschlossen ist. Ein Gefühl der Vergewaltigung seiner innersten religiösen Bedürfnisse durch die Kirche hatte es noch nicht gehabt. Sobald aber dieser Zwiespalt sich aufthat, sobald die offizielle Kirche in verblendeter Unterschätzung der Gefahr und Gewissensnot, die sie heraufbeschwor, sich einer mit elementarer Macht auftretenden Kraft des Glaubens, der allerpersönlichsten religiösen Überzeugung und dem begeisterten sittlichen Freiheitsdrang entgegenwarf, mußte sie den ungeheuern Bruch, den Abfall der Mehrheit der Nation von sich erleben. Der religiöse Protestantismus war da. Auch der Protestantismus als Religion des persönlichen Glaubens an den in der Bibel und in der Weltgeschichte offenbarten Gott, der, eben weil er Glauben ist, d. h. Überzeugung, den Zwang ausschließt, hat sich zu einer ganzen Reihe von Formen entwickelt. Die Einheitlichkeit der Entwickelung hat ein Ende mit der Einheit der Kirche; erst die wachsende Mannigfaltigkeit der geistigen Erscheinungen zeigt die Kraft des neuen Prinzips. Wir verfolgen ihn zunächst in seiner evangelischen Gestalt, wie er aus der Wurzel des überlieferten deutschen Christentums durch Luther erwachsen ist.

Martin Luther ist der Protestantismus. Was ihn trieb, war das religiöse Gewissen. Das sollten auch seine Gegner anerkennen. Luther gehört zu den wenigen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, die, wie die Propheten Israels, wie Paulus, Franziskus, George Fox, nur nach religiösen Motiven handelten. Er ist in diesem Sinne der einzige deutsche Prophet. Bei allen anderen Reformatoren wirkten auch noch andere Beweggründe mit. Er war nichts als ein Prophet. Wem dieser Name nicht zu passen schiene, weil er ja doch nur eine bereits vorhandene Religion „reformiert" habe, der würde mit seiner Ansicht einen schweren Stand haben gegenüber den Zeugnissen jener Zeit darüber, daß, was durch ihn der Welt wieder aufging, das „Evangelium", im Verhältnisse zu dem, was man bis dahin zu haben glaubte, wie eine völlig neue Religion erschien. Was Luther den Beifall weitaus der meisten seiner deutschen Zeitgenossen verschaffte, war, daß er der Opposition gegen die Kirche einen so ergreifenden religiösen Ausdruck gab, daß er aus Religion das bekämpfte, was nun als eine Afterreligion erschien. Der Protestantismus wollte nicht die Kirche verneinen, wenn er auch ihre Verfassungsformen völlig und ihre Kultusformen zum Teil verwarf. Aber als den Mittelpunkt auch der Kirche sah er das an, was den Menschen zum Christen macht, den Glauben. „Gott sieht allein auf den Glauben." Damit ist der Grundgedanke der Reformation ausgesprochen. Alle früheren Reformen waren sittlicher, rechtlicher, disziplinarer Art gewesen: über der Änderung des Glaubens schwebte der Verdacht der Ketzerei mit Bann und Acht. Jetzt faßte sich unter Luthers Führung die Christenheit ein Herz, selbst ihren Glauben zu bekennen und ihn, wo man ihn bestritt, als den allein wahren und richtigen, als den ewigen zu behaupten. Daraus folgt, daß der Protestantismus als religiöse Triebkraft ebensowenig tolerant ist wie der Katholizismus.

Auf die von Franziskus versuchte phantastische Renaissance des Urchristentums, des Christentums Christi, folgte, was Luther und seine Anhänger sämtlich für eine Renaissance des apostolischen, paulinischen Christentums hielten. Es war in der That etwas anderes und mehr.

Denn im ursprünglichen Paulinismus fehlen die gegensätzlichen Positionen und die sittlichen Grundgedanken des Protestantismus: die Verwerfung aller Möncherei, aller absonderlichen Heiligkeit und aristokratischen Sittlichkeit, und die positive Würdigung des staatlichen und nationalen Lebens für den wahren Glauben. Im Protestantismus liegt der Zug zu vollkommen persönlicher und zu nationaler Ausprägung der Religiosität, zur Verbindung von Religion und Sittlichkeit als Trieb und Ziel.

Der Gang der Reformation ist zunächst bestimmt durch die Persönlichkeit Luthers. „Luthers überwältigende Geistesgröße und wunderbare Vielseitigkeit", sagt Döllinger der Katholik, „machte ihn allerdings zum Manne seiner Zeit und seines Volkes: es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte, und der wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen eingesogen worden wäre wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen war in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers." Und Friedrich Schlegel sagt: „Er war eigentlich der, auf den es ankam, auf dessen Seele es gelegt war, was aus dem Zeitalter werden sollte. Er war der alles entscheidende Mann des Zeitalters und der Nation." Aber er ward es dadurch, daß er als ein „Begeisterter" (E. M. Arndt) auftrat, als einer, der „wie ein Gaul mit verbundenen Augen" dahin geführt wurde, wohin er kommen sollte. Sein Auftreten hat einen Geisterfrühling sondergleichen geweckt, Dutzende von Menschen, die in Ziel und Streben ihm verwandt waren, und sein Wort hat gezündet bei Millionen. Es seien hier, um von der Fülle einen Begriff zu geben, nur wenige Namen solcher „Lutheraner" genannt: Lang, Spalatin, Link, Heß, Stiefel, Eberlin, Kettenbach, Osiander, Strauß, Agricola, Bugenhagen, Amsdorf, Jonas, Brenz, Hausmann, Rhegius, Kraft, Schnabel, Schnepf, Alberus, Waldis, Speratus, H. Sachs, Spengler. Aber seine Kämpfe sind durchaus einziger Art gewesen. Nur wenige haben sie damals geteilt oder auch nur ganz verstanden. Erst der spätere Pietismus hat die Erfahrung ähnlicher Seelenstimmungen den einzelnen „Christen" zur Pflicht gemacht. Nachdem er seinen fröhlichen Jugendmut dahingegeben hatte, um in strengstem Mönchtum seiner Sünden Vergebung zu finden und durch die Höllenschrecken einer momentanen völligen Verzweiflung am Heile hindurchgedrungen war bis zu dem Glauben an die bedingungslose Gnade Gottes, und nachdem er in diesem Vertrauen auf die Gnade die eigentliche, wahre, von der Kirche stets gesuchte und in Deutschland wirklich gefundene „deutsche" Theologie erkannt hatte, mußte sich Luther Schritt für Schritt davon überzeugen, daß diese Kirche, an der er mit ganzer kindlicher, gläubiger Seele hing, diese Wahrheit nicht vertragen könne und wolle. So schienen ihm Kirche und Christentum auseinander zu reißen, und der Riß ging mitten durch sein Herz. Die Losreißung von der „Kirche" um des Glaubens willen, das ist der Protestantismus in seinem ersten Beginn. Lebenslang hat dieser furchtbare Kampf in Luther nachgezittert. Die „teuflische" Versuchung, die ihm immer wieder nahte, bezieht sich darauf. „Bist du allein klug?" so rief ihm eine vorwurfsvolle Stimme zu und hielt ihm die Autorität von so vielen Jahrhunderten vor.

Dennoch hat sein Leben nicht, wie er es oft wünschte, den tragischen Abschluß des Märtyrertodes gefunden. Er sollte, wie es den eigentlich Größten unseres Volkes beschieden zu sein scheint: Karl dem Großen, Friedrich dem Großen, Wilhelm I., Kant, Goethe, Bismarck, sich ausleben. Er ist, nachdem er der prophetische Führer im Befreiungskampf gewesen, in die Reihe der bürgerlichen Berufe zurückgetreten und hat als Professor der Theologie in Wittenberg ein vor aller Augen liegendes, fleißiges Amts- und Familienleben geführt, in musterhafter Ehe, treu, unbestechlich, wahrhaft, freigebig und dankbar bis zuletzt. Die erhabene Schwermut eines nur mit dem

geringsten Teil seiner Pläne durchgedrungenen Streiters hat ihn manchmal übermannt, aber ein gesundes Gottvertrauen hat ihm wieder zurecht geholfen. Im Glauben an das nahe Weltende und herzlich müde dieser schlechten Welt ist er eines bürgerlichen Todes gestorben. So ist er der vollendete Typus des deutschen protestantischen Pfarrherrn und Professors geworden, der Stände, auf deren ungebeugter Kraft in traurigen Zeiten oft die Zukunft der Nation beruhte. Dazu gehört auch sein aller Hierarchie und aller Politik abgewendetes Wesen. Seine Reformation trifft in die Zeit des Wettkampfes zweier Großmächte, die sie beide nicht zulassen wollen, deren Streit aber dazu helfen muß, dem Evangelium so viel Zeit und Spielraum zu lassen, bis es Wurzel fassen konnte. Und dabei hat Luther dieses ganze weltgeschichtliche Zusammentreffen zwar nicht unbeachtet, aber völlig unbenutzt gelassen in seinem einzig kühnen Glauben, daß das Wort ganz allein alles thun müsse. Daß sein Volk ihm darin blindlings folgte, unbekümmert um jede Gefahr und Verwickelung, mit der ungeheuern Selbstgewißheit, mit dem heldenhaften Trotz, den nur ein Glaube und ein gutes Gewissen verleihen, das macht die sittlich-religiös einzige Größe der Reformationszeit aus, die von keinem anderen protestantischen Freiheitskampf übertroffen ward. Sie stellt sich wie in einem Bilde dar in dem Augenblick, wo der Einzige gegenüber Kaiser und Reich, Papst und Kirche sich beruft allein auf Gott. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!"

Wenn man mit Recht gesagt hat, der tiefste Grundsatz des Christentums sei der, daß die Menschenseele mehr wert sei als die ganze Welt, so darf man hinzufügen, der Protestantismus besteht darin, daß der persönliche Glaube sich, wenn es sein muß, der ganzen Welt gegenüberstellt. Dieser Protestantismus ist deutsches Gewächs, und eine solche Emanzipation des persönlichen Glaubens von aller Autorität einer ihm gegenüberstehenden Überlieferung war vorbereitet durch die ganze vorangegangene Entwickelung. Seine Konsequenzen waren noch jedermann verborgen. Noch stand das mittelalterliche Weltbild unverändert vor den Blicken des christlichen Europa da: Himmel, Erde und Hölle, an der Himmelsthür der Apostelchor. Aber es begann zu verblassen, und zwar nicht etwa vor der aufgehenden Sonne einer neuen naturwissenschaftlichen Weltanschauung, die eben gerade erst über den Horizont aufstieg. Nicht die Naturwissenschaft und das Lebensgefühl der Renaissance haben die Religion geändert. Die Änderung kam dadurch, daß das Organ für die Wahrnehmung des Übersinnlichen sich änderte. Das war seither das Auge gewesen. An seine Stelle trat das Ohr, das hinlauscht auf das gesprochene Wort Gottes in der Geschichte und auf die Stimme Gottes im Gewissen. (Man wird hoffentlich diesen Vergleich als das verstehen, was er ist, eine Abkürzung, in der der sehr verwickelte Vorgang der „Bildung einer neuen Weltanschauung" zufolge einer Umwandlung im subjektiven Geist andeutungsweise klar gemacht werden soll.) In seinem Wort verkündigt sich Gott sozusagen nicht als ein bloßes Dasein, sondern als ein lebendiger Wille, darum muß er erlebt werden, und das geschieht nur, indem ein ihm entsprechender Wille in uns selber erwacht. So ist „der Glaube" eine vom Worte Gottes ausgehende Inspiration, eine Wirkung Gottes, die aber als solche ihren Urheber mit unfehlbarer Gewißheit verkündigt. Er ist ein neues Erleben Gottes. Der Inhalt des Glaubens ist nicht etwa die ganze Länge und Breite der biblischen Überlieferung, sondern die von dem Gottmenschen Jesus Christus vollzogene Vergebung der Sünden und die Versöhnung mit Gott.

Seither im Katholizismus hatte man den Glauben empfangen wie ein weißes Taufgewand, das den Christen mit Ehrfurcht vor sich selber erfüllte und ihm himmlische Hilfe versprach; jetzt erwies er sich als die umwandelnde Kraft, als „das lebendig schefftig thetig mechtig Ding", wodurch der Mensch sich in Gott fühlt und Gott in sich. Er ward ein Prinzip persönlicher

Umgestaltung. Gewiß hatten das auch schon früher Einzelne erlebt, jetzt aber wurde diese Erfahrung allen zur Pflicht gemacht und von allen erschwungen; das beweist jener Strom von einigen tausend wirklichen Glaubensliedern, die im Reformationsjahrhundert gedichtet worden sind. (Das unvollständige Verzeichnis von Ph. Wackernagel führt gegen 1500 an.) Danach richtet sich nun die Lebensaufgabe. Sie besteht im Gottvertrauen, im Gebet und in der Erfüllung aller aufgetragenen Berufspflichten. Es gibt keinen geistlichen Stand mehr, keinen Mönchsstand und keinen Rangunterschied geistlicher und weltlicher Pflichten; vielmehr alles, was man mit Gott zum gemeinen Nutzen thut, das ist gut. Damit ist die Wurzel katholischer Sittlichkeit und Sitte durchschnitten, die behauptete, es gäbe besondere Gott wohlgefällige Handlungsweisen von höherem als weltlichem Rang. An ihre Stelle tritt die protestantische Sittlichkeit und verpflichtet zu allem Guten, jeden nach dem Maße seines Berufes, weil jedermanns Arbeit Gott helfen muß, dem Teufel möglichst viel Land abzugewinnen. Denn jener Dualismus der Weltanschauung bleibt, daß hier ein Kampfplatz zwischen gut und bös und der Mensch mitten darein gestellt ist. Und ebenso bleibt die Meinung, daß die Welt zum Untergange reif, daß der „liebe jüngste Tag" vor der Thüre sei.

In dieser Gestalt war die Reformation in den ersten Jahren ihrer schöpferischen Entfaltung Luthers Werk. Melanchthon schrieb dann 1521 ihr Programm in seinen „Loci theologici", einer Zusammenfassung der neuen Glaubens- und Sittenlehre. Der Humanist mit dem ästhetischen Sinn für das Quellenmäßige liefert die geschmackvolle und schlagende Begründung aus der Schrift. Es folgt dann bald die Aufrichtung einer neuen kirchlichen Ordnung in Gestalt der Kirchenvisitation. Damit ist die sächsische Reformation fertig. Sie besteht nämlich in der selbständigen kirchlichen Neuordnung eines landesherrlichen Gebietes oder einer städtischen Republik unter dem Beirat schriftkundiger Theologen. Sie ist Kirchen- und Staatsordnung auf Grund des Evangeliums. Das ist gegenüber dem ursprünglichen Gedanken Luthers einer Reformation des ganzen „christlichen Standes", der Christenheit, eine Verengerung. Aber das war geschichtlich notwendig. Erst die folgenden Jahrhunderte haben die Folgerung aus seinen Gedanken auch nach der politischen Seite gezogen. Die lutherischen Kirchenordnungen sind die Maßregeln christlicher Volkserziehung, die die politische Obrigkeit trifft, weil sie sich als Gottes Dienerin dazu verpflichtet fühlt. Dennoch sind sie unverbindlich für die Glaubensgenossen. Mancherlei Weise der Kirchenordnung ist berechtigt. Mit der Hierarchie ist auch der allein selig machende Kultus hingefallen, die Kirche hat aufgehört, ein Vorhof des Himmels zu sein; alle Vorstellungen von einer besonderen Heiligkeit eines Ortes, gewisser Personen und Dienste hört auf. Kirche ist überall, wo man das Wort Gottes hört und die Sakramente empfängt, in denen allein das Kultusmysterium sich erhalten hat.

Dem entspricht eine neue Anordnung des Kirchengebäudes. Das Ende der ganzen Tempelkunst, die den Heiligenhimmel symbolisch darstellen wollte, ist da; die Kunst, die die Empfindungen des Glaubens in Tönen ausspricht, die kirchliche Musik, die sich bald neben lyrischer auch zu dramatischer und epischer Form aufschwingt, beginnt. Fortan sprechen nur noch die tönende und redende Kunst das ganze Geheimnis der Religion aus. Die Malerei dagegen wird zur realistischen Erzählung der biblischen Geschichte und zur Illustration. Wo die Bibel aufgeschlagen ist, da ist Gottes Kanzel, in der Schule, im Rathaus, in der Familienstube. Was die mittelalterlichen Pietisten, „die Gottesfreunde", geahnt, ist nun erfüllt. Die Welt ist nicht mehr bloß ein Zuchthaus, sie ist Gottes Werkstatt, und der Glaube ist der „Werkmeister". Er vollbringt Gottes Werk auf Erden.

Dem sächsischen Typus der Reformation, der sich in Mittel- und Norddeutschland, in Preußen und Skandinavien verbreitet hat, in Süddeutschland vornehmlich in Württemberg, stehen noch zwei andere zur Seite, der schweizerische und der oberdeutsche. Das Wirken Huldreich Zwinglis, des schweizerischen Reformators, der die Eigentümlichkeiten des allemannischen Stammes verkörpert, wie er unter republikanischer Verfassung sich entwickelte, beruht auf einer eigenartigen und völlig selbständigen Vorbildung und Entwickelung, verdankt aber seinen Erfolg der Gleichzeitigkeit mit Luther und ist der Versuch eines Mannes, der, in einer Person Prophet und Tribun, seine Heimatrepublik und die Eidgenossenschaft zugleich kirchlich und politisch neuzugestalten unternahm. Man hat das eine Theokratie genannt und Zwingli mit Savonarola, dem Propheten von Florenz, verglichen. Seine politischen Pläne sind gescheitert, aber seine reformierte Kirchenordnung blieb als die konsequente Ausprägung des Gedankens, daß der einzig wahre Gottesdienst im Vollbringen des göttlichen Willens besteht. „Gott verlangt für seine Gaben keinen anderen Preis als den der Nachahmung." Während Luther, was seine Sakramentslehre zeigt, noch ein mystisches Ausruhen der Seele im Geheimnis einer augenblicklichen wunderbaren Gottesgegenwart kennt, so liegt die Wurzel der rastlosen Thätigkeit und Tüchtigkeit reformierter Völker wie der deutschen Schweizer und der Niederländer, anderer zu geschweigen, in dem Glauben, daß das Zusammenleben von Gott und Mensch aufgehe in Gottes Wort und des Menschen That. Auch der Zwinglianismus ist ein Typus deutscher Religion. Er ist Glaube mit vorschlagendem Thätigkeitstrieb. Auch die zweite weltgeschichtliche Form des Protestantismus, jene, die gegenwärtig mit der angelsächsischen Rasse welterobernd auftritt, ist deutschen Ursprunges.

Eigenartig daneben steht der Versuch des oberdeutschen Reformators von Straßburg, Martin Bucer, der für seine Ideen am meisten Verständnis fand bei dem Landgrafen Philipp von Hessen. Dieser schuf etwas wie eine selbständige Landeskirche innerhalb seines Fürstentumes. Bucer wollte die Kirchengemeinde zur eigentlichen Trägerin des religiösen Lebens machen, indem er sie, die ja den Personen nach mit der bürgerlichen eins war, doch von dieser unterschied und einer besonderen Zucht unterwarf. Erst darin, in der bewußten Unterwerfung der Einzelnen unter das Gesetz Christi, erblickte er die Verwirklichung des Regimentes Christi. Ein tiefsinniger Gedanke. Das eigentliche Sakrament, das Mittel, wodurch Gottes Gnade in die Welt hineinwirkt, ist nun ein Verein lebendiger Christen. Damit lenkt der Protestantismus in die Bahn sozialer Wirksamkeit ein, während er bis dahin mehr die Politik beeinflußt hat. Man wird allen diesen Männern nicht gerecht, wenn man sie nur als Theologen auffaßt. Ausgenommen Luther, sind alle neben ihrem Lehr- und Predigtamt Politiker, Diplomaten, Staatsmänner von mehr oder weniger glücklicher Hand gewesen.

Die Früchte der Reformation sind die protestantischen Bekenntnisse, die Kirchen- und Staatsordnungen, Armenordnungen, Universitäts- und Schulstiftungen, die hochdeutsche, niederdeutsche und schweizerdeutsche Bibel und das Kirchenlied als Volksgesang im Gottesdienste: die neuhochdeutsche Sprache, die Grundlagen der deutschen höheren Bildung und das deutsche Territorialfürstentum. Die Reformation hat das Fundament des „heiligen römischen Reiches" erschüttert, aber das neue Reich vorbereitet. Die Bibel tritt an die Stelle des Heiligenhimmels. Während das höchste Interesse der katholischen Frömmigkeit die Vorausnahme der jenseitigen Seligkeit schon im Diesseits ist, ist jetzt die treue Ausrichtung des irdischen Berufes zur Hauptsache geworden, und die Spekulation über die künftigen Dinge fällt mit den Mönchen und Nonnen weg, deren Lebenszweck andächtige Beschaulichkeit war. Es war die Zeit der „deutschen Renaissance".

Aus der Bibel, besonders des Alten Testamentes, lernte man ein durchaus auf irdische Arbeit angewiesenes Volksleben kennen, und sie bestärkte so den ohnehin schon sehr bemerklichen derben Realismus, die sprühende Lebenslust und die energische Diesseitigkeit jenes kerngesunden Geschlechtes.

Man strebt dem gerade entgegengesetzten Ziele zu wie Kirchenväter und Scholastiker. Alle Theologen sind praktische Theologen, denen es mehr darauf ankommt, die „Wohlthat Christi" anzueignen, als über sie zu spekulieren. Sie sind Moralisten, Kasuisten, Juristen, Schulmeister, nicht einer unter ihnen ist ein Mystiker. Die Theologie ist ja nun die wichtigste publizistische Angelegenheit geworden. Daß darunter die eigentliche Wissenschaft, die Feinheit der Gelehrsamkeit, die Stille der Forschung litt, ist nicht zu leugnen. Melanchthon, der große, so wenig verstandene klassische Humanist, hatte genug zu klagen über den eingerissenen banausischen Geist, der von der formal bildenden Beschäftigung mit den klassischen Autoren nichts mehr wissen wollte. Und doch drang er schließlich durch. Er wurde der Schöpfer des neuen theologisch gestimmten Universitätsstudiums, der Wegbereiter einer künftigen größeren und freieren Bildungsweise. Denn bei seiner Wissenschaftsordnung handelte es sich zunächst nicht mehr um die Gewinnung einer einheitlichen philosophischen Weltanschauung, sondern um das Durchlaufen eines Kursus von Disziplinen: die Gelehrsamkeit tritt an die Stelle des schöpferischen Denkens, die Facharbeit an die Stelle der universellen Dialektik, den Abschluß alles Wissens aber liefert der von der Theologie verkündigte Glaube. So herrschte die Theologie über das gesamte Wissen. Und sie gestattete mitnichten eine völlig freie Forschung, weder überhaupt noch in der Schrift, wie die Wiedertäufer z. B. verlangten. Für Naturwissenschaften, Philosophie und Historie waren ebenso die Alten Norm, wie für die Schriftforschung das Bekenntnis.

Unter welchen Gesichtspunkten die Bibel zu verstehen und auszulegen sei, das hatten die Bekenntnisschriften ja mustergültig ausgesprochen, die, ursprünglich nur Vorlagen für bestimmte praktische Zwecke, sehr bald als die „Symbole unserer Zeit" Lehrnormen wurden in gleichem Rang mit den alten Symbolen. Sie waren in der That viel mehr. Sie wollten in kurzen Sätzen den ganzen Umkreis christlichen Lebens und Lehrens beschreiben, sind aber wirkliche Religionsurkunden, Urkunden einer neuen Weise, das Göttliche zu erfassen. Ähnlich wie die größten Briefe des Neuen Testamentes, wie die Kundgebungen der Propheten sind diese mit höchster Klarheit abgefaßten schneidigen Verteidigungs- und Programmschriften, die mehrfach direkt staatsgesetzliche Bedeutung erhielten, zugleich die flammenden Zeugnisse eines neuen religiösen Geistes. Nicht Theologie ist ihr Inhalt, sondern Glaube, Lebensideal und männliche politische Gesinnung. Gott will nichts anderes, das ist ihre Summe, als daß man seine in Christo offenbarte Gnade empfange und danach lebe.

Mit diesem Ausgangspunkt ist der Theologie ein anderes Ziel für ihre Arbeit gestellt. Sie ist nicht mehr die Arbeit einer Gelehrtenzunft, sondern Vorarbeit für das ganze Christenvolk, und dieses ist an ihren Ergebnissen aufs höchste beteiligt. Die Predigt als Aussprache über die Glaubenssätze wird nun die Hauptsache im Gottesdienst, und dessen Zweck ist nicht mehr Andacht, sondern „Auferbauung" des ganzen Volkes als einer Bekennergemeinde. Sie bleibt Aufgabe eines geistlichen Amtes ohne Standescharakter im alten Sinne, sie strebt aber allgemein zu interessieren, und so werden die Prädikanten für ein Jahrhundert die geistigen Führer der Nation, die nun auch Wissenschaft und Politik am „Bekenntnis" messen. Und das Bekenntnis schied damals schärfer die Menschen als etwa heute die Nationalität, es verband auch inniger. Das gilt auch von den Unterschieden, deren Tragweite man heute meist gar nicht mehr versteht.

Die Trennung in der Abendmahlslehre wurde zum Wendepunkte des ganzen religiösen Lebens im protestantischen Deutschland, dem sie ein zwiefaches Gepräge aufdrückte. Luthers reformatorische That gründete das Verhältnis des Christenmenschen zu Gott nicht mehr auf das geheimnisvolle Handeln der Kirche mit Gott ohne Zuthun des Menschen, sondern auf Glauben und Handeln. Die Frage war, ob es außerhalb dessen, was der Mensch empfindet und wahrnimmt, noch ein Geheimnis gebe, oder ob wirklich der persönliche Glaube das Maß des Göttlichen ist. Luther hielt mit seiner Abendmahlslehre daran fest, daß es ein Gottesgeheimnis gäbe, das unsere Fassungskraft übersteigt, vor dem sich der Glaube einfach zu beugen hat, während der Gegner, auch hier konsequent, den Grundsatz anwendete, daß man nur glauben könne, was mit deutlichen Worten als Sinn des Evangeliums ausgesprochen sei. Nicht „das ist" und „das bedeutet" macht den Unterschied, sondern die Frage, ob es in der Religion noch etwas Mysteriöses neben dem Glauben gibt oder nicht. So sind dem Luthertum die Anknüpfungspunkte für die Mystik erhalten geblieben, was wichtig ist für seine Poesie und Musik; das reformierte Christentum dagegen wurde die geheimnislose Religion göttlicher Offenbarungen, die Religion großer politischer, kommerzieller und technischer Unternehmungen. Die lutherische Abendmahlslehre war geeignet, viele Sitten und Bräuche der alten Kirche zu erhalten, sie schätzte Bilder, Orgeln, Lichter und Kruzifixe in der Kirche, der reformierten entsprang jenes kühne Heldentum, das mit dem Schwert die weltgeschichtliche Bedeutung des Protestantismus verfocht. Aber das Luthertum blieb im wesentlichen deutsch, das reformierte Christentum wurde ein internationales „Bekenntnis".

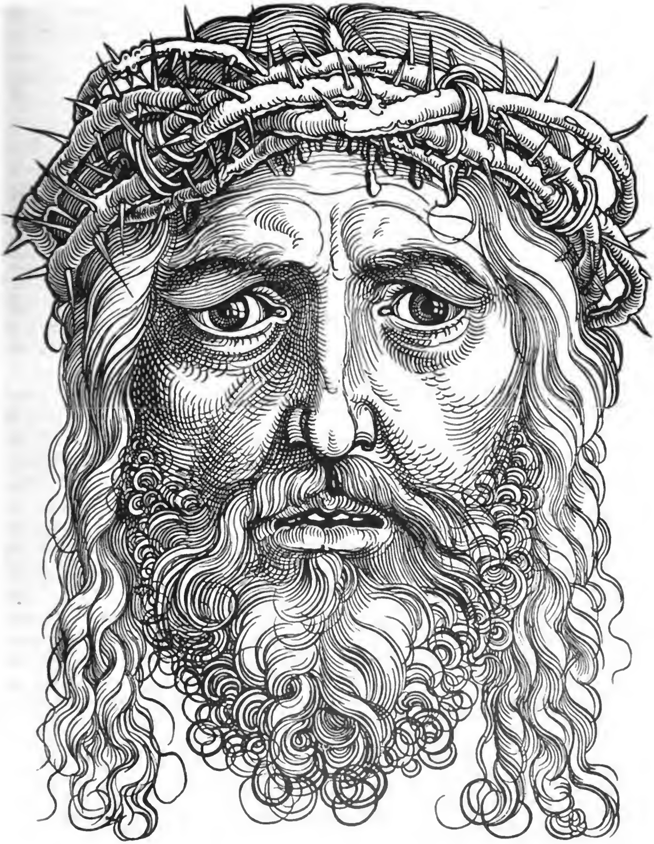
Während die verschiedenen katholischen Nationen einer Kirche angehören, bilden in den von der Reformation eroberten Gebieten „Kirche" und „Staat" ein Ganzes; man kann sie Religionsstaaten, Kirchenstaaten nennen. Das führt ebenso zum innigen Verwachsen einzelner Stämme mit einer besonderen Religionsform, wie z. B. der Pfälzer mit der reformierten, der Württemberger mit der lutherischen Religion, wie es den kleinstaatlichen Partikularismus beförderte. Gewisse Fürstenhäuser sind völlig mit ihrem Bekenntnis verwachsen, und die Unterthanen lassen sich auf Rechnung dieser Rechtgläubigkeit ein oft sehr patriarchalisches Kirchenregiment gefallen. In dem evangelischen Pfarrhaus erstand ein neuer wichtiger Kulturfaktor, ein unerschöpfter Brunnquell unseres gebildeten Mittelstandes, in Zeiten der Not und Gefahr eine sichere Zuflucht des nationalen Gedankens. Der ebenso ideale wie bürgerliche Charakter unserer neueren Litteratur beruht ja auf diesem Vorwiegen von Bildung, verbunden mit mäßigem Besitz, den das protestantische Lebensideal empfiehlt. Zur Geschlossenheit des Religionsstaates gehört auch die aus den Händen der Kirche in die der weltlichen Obrigkeit übergehende Armenpflege im Sinne der Verhütung der Verarmung und der Erziehung zu Arbeit, wie allererst Luther es ausgesprochen hat.

Wir haben sehr düstere Schilderungen des Sittenverfalles, der sich unmittelbar nach der Reformation einstellte, weil dem Volk das ganze Joch einer zwar nicht harten, aber doch allgegenwärtigen Zucht und Steuer der Kirche abgenommen wurde ohne entsprechenden Ersatz. Aber das strenge patriarchalische Regiment, das mit Zwang zu Kirche und Gottesdienst, mit strengen Kirchenstrafen, mit Sittenmandaten, Luxusgesetzen überall eingriff, weil die Obrigkeit dafür verantwortlich ist, daß die göttlichen Gebote gehalten werden, hat doch den Schaden überwunden und in der Nation eine Sittlichkeit begründet, die ohne Aussicht auf zu verdienenden Himmelslohn das Gute will. Das intellektuelle wie das moralische Übergewicht ist nun jahrhundertelang auf protestantischer Seite geblieben.

Auffallend verändert ist das Christusbild des deutschen Protestantismus. Wer das Marienbild der deutschen Renaissance, z. B. Albrecht Dürers, in seiner herben Kräftigkeit und Natürlichkeit betrachtet, wundert sich nicht, daß das ganze religiöse Interesse sich nun von der Mutter auf den Sohn wendet, obgleich niemand das Geheimnis der wunderbaren Geburt bezweifelt. Die zarten Minnelieder des Mittelalters, die, auch wenn sie von Männern angestimmt sind, frauenhaft klingen, auf die vom Himmel herabgeflossene Rose, auf den schönsten Jesus, sind nun verklungen. Wohl ist noch die Rede vom „Bräutigam der Seele", aber dieser Ton wird doch nur im mehr erbaulichen Lied angestimmt. Das Kirchenlied gewinnt teilweise wieder epischen Charakter wie im Beginn der geistlichen Dichtung des Mittelalters, es besingt in dem Sohne Gottes und Mariens den Gott und Menschen, den Mann, den Helden, der vom Himmel zur Erde kommt, sich aller Freuden und Ehren verzeiht, sich in unser Fleisch und Blut verkleidet und vom ersten bis zum letzten Tag an nur Mühe und Arbeit besteht, große Wunderwerke des Wohlthuns vollbringt, aber doch noch mehr leidet an Armut und Beschwerung, und dabei immer mit starkem Mut und unverzagt wie ein Ritter den neuen Bund verkündigt, seine Jünger jahrelang als ein treuer Lehrer in ernste Zucht nimmt, der nach martervollem Kreuzestod in Satans Haus hinuntersteigt, die Gefangenen befreit und dann erst durch die Auferstehung zu seiner eigentlichen Herrlichkeit zurückkehrt. Dort ist er die Burg und Festung, auf die wir uns verlassen, bis er wiederkommt, um zum letzten Male zu siegen.

Es gibt kaum eine sprechendere Verkörperung dieses männlichen und heldischen Christustypus deutscher Auffassung als das berühmte dornengekrönte Christushaupt, das eine allgemeine Tradition Albrecht Dürer beilegt. (S. die beigeheftete Tafel „Christuskopf, von Albrecht Dürer.") Es nimmt sich aus wie die holzschnittmäßige Vergrößerung jener ergreifenden Christusköpfe, die sich in seiner Kupferstichpassion finden, nach deren einem Raffael seinen seelenvollsten Heilandskopf gebildet hat, den auf der „Kreuztragung". Doch gerade diese Vergrößerung, die die Züge des Leidens bis zur Furchtbarkeit steigert, aber so auch die herzandringende Gewalt dieses für die Menschheit gelittenen Schmerzes ausdrückt, entspricht dem religiösen Gedanken der Zeit: so viel Blut darf nicht umsonst geflossen sein! Es ist im Leiden schon die Majestät dessen zu schauen, der in der Auferstehung über Tod und Teufel triumphiert und alle aus der Hölle Erlösten unter seine Siegesfahne sammelt. Dieser Christus steht im Mittelpunkte der protestantischen Predigt und Ermahnung, dann die Gebote Gottes, die Glaubenslehre und die bürgerlichen Pflichten. Dabei keine Spur von asketischem Geist; mitten im ernsten Kampfe herrscht frische Lust am Spiel und am Leben, ein Landsknechtston von robuster Art. Davon zeugt das hoch entwickelte biblische Drama der Reformationszeit, die volkstümliche kirchliche Musik. Die treuesten Spiegel protestantischen Wesens sind auch nach der religiösen Seite hin der Nürnberger Hans Sachs einerseits, der Straßburger Johann Fischart anderseits.

Nur kurz sei auf die nächsten Folgen der Reformation hingewiesen. Die protestantischen Konfessionsstaaten haben mit äußerster Zähigkeit das Recht der freien Religionsübung verteidigt, allerdings nicht, wie die Gerechtigkeit zu sagen fordert, im Sinne der Toleranz gegen andere Religion. Denn sie kannten nur eine wahre Religion, die eigene. Darum wäre es ihrer Meinung nach eine Majestätsbeleidigung gewesen, eine andere zu dulden. Die Orthodoxie mit ihren imposanten Lehrgebäuden ist zwar eine neue Scholastik, aber sie stellt doch die religiösen Fragen in die Mitte, sie zeugt wie die „Meditationen" des größten lutherischen Dogmatikers Johann Gerhard von inniger Religiosität und liefert in ihren klaren, strengen Begriffen jenen Hintergrund von Gewißheit, auf dem sich der reiche Flor protestantischen Kirchenliedes und



Christuskopf, von Albrecht Dürer.

Nach einem Holzschnitt in H. Knackfuß, „Dürer und Holbein der jüngere", Bielefeld und Leipzig 1895.

protestantischer Kirchenmusik entfaltet. Und vom Mark jener erbaulichen Schriftstellerei, die von Johann Arnd (gest. 1621) bis Christian Scriver (gest. 1693) erblühte, nähren sich noch heute weite Kreise von Frommen; sie schuf jene heimelige, traute, deutsche Vorstellung vom „lieben Gott", als dem, man möge den Ausdruck gestatten, ernsten und milden himmlischen Superintendenten der Christenseelen, der diejenigen mit Ehren annimmt, die ihr theoretisches und praktisches Examen im wahren Glauben auf Erden gut bestehen.

Zwar ist die „Rechtfertigung durch den Glauben" nun zur Rechtfertigung durch die reine Lehre geworden, aber diese bildete das ideale Band, das die verschiedenen Stände des Reiches miteinander verknüpfte, sie war das Gut, wofür man alles andere geopfert hatte. Diese starre Wahrheit erzog doch Männer. Es ist kein blutiger Hohn, sondern der furchtbare Ernst der Bekenntnisverpflichtung, der auf das Richtschwert schrieb, mit dem der unglückliche, des Calvinismus bezichtigte kursächsische Kanzler Krell hingerichtet wurde, „Cave Calvinista!" (Hüte dich Calvinist.) Es war ein Gottesdienst, Ketzer hinzurichten, d. h. Gottes Feinde unschädlich zu machen. Nicht darum hielten jene strengen Lutheraner den Calvinismus für schlimmer als den Papismus, weil er weiter von der Wahrheit abirrte, sondern weil die Irrenden durch die Schrift besser in die Lage hätten gesetzt sein sollen, die Wahrheit zu erkennen. Was heute als theologischer Eigensinn erscheint, war damals die charaktervolle Überzeugung, daß es eine Wahrheit gebe, und es war die unerläßliche Vorbedingung des Glaubens künftiger Geschlechter an die Möglichkeit und die Pflicht einer vollkommen unabhängigen Wissenschaft. Kein geringerer als der weitaus klangreichste und friedvollste unter den lutherischen Kirchenlieddichtern des 16. Jahrhunderts, Paul Gerhardt, war der Wort- und Schriftführer des erbitterten konfessionellen Kampfes im Berlin des Großen Kurfürsten; er weigerte sich aus Gewissenhaftigkeit, einen Revers zu unterschreiben, der ihn verpflichtete, die reformierte Gegenpartei auf der Kanzel nicht zu verunglimpfen. Er wurde darum seines Amtes entsetzt. Ebenso wie bei Luther ist bei ihm der unerbittliche Ernst des wahrhaftigen Bekenntnisses, das keine Rücksicht kennt, verbunden mit dem Ton des innigsten Gottvertrauens, der zartesten Jesusliebe, der freudigsten Dankbarkeit für die Wonne dieser schönen irdischen Welt, nur mit dem leisen Heimweh nach der schöneren Ewigkeit. „Es ist Sonnenwende gesäet in seinen Liedern", wie Hippel sagt. Und solche Lieder waren der Balsam, der auf die Wunden fiel, die der Dreißigjährige Krieg dem evangelischen Deutschland schlug.

Das politische Ergebnis der Epoche der Orthodoxie und der Glaubenskriege in Deutschland ist der Westfälische Friede mit dem reichsrechtlichen Grundsatz der Parität. Jede der beiden Religionen muß, wenn auch ungern, darauf verzichten, die andere zu verdrängen. Kein anderes Volk außer den stammverwandten Niederländern und Schweizern hat das damals vertragen. England schloß die Katholiken ebenso vom öffentlichen Rechte aus, wie später Frankreich die Hugenotten. Und das ward in künftigen Tagen der Anlaß zu jener freien, weiten geistigen Bildung, die, wenn sie die ganze Nation durchdringen will, darauf hinzielen muß, die Schranke der Konfession zu überwinden, was nur geschehen kann durch eine tiefere Fassung der Religion. Der Grundsatz freilich, in den die Parität gekleidet wurde, war der Territorialismus, d. h. die fürstliche Herrschaft über die Religion des Landes.

Den Territorialismus erschüttert und so der Aufklärung die Wege geebnet zu haben, das ist das Hauptverdienst des deutschen Pietismus. Er war eine Freiheitsbewegung und hat die Umgestaltung nicht bloß des Gottesdienstes und des frommen Lebens, sondern schließlich auch des Verhältnisses von Kirche und Staat im Interesse der individuellen Religionsfreiheit

vorbereiten helfen. Der Pietismus war der Vorläufer der „Aufklärung". Vor allem hat er aber das direkte Verdienst der Umlenkung des theologischen Studiums auf Bibelkunde und der Begründung der Werke der inneren Mission und der Heidenmission als einer evangelischen Glaubenspflicht. Dem gegenüber fallen die nicht unbeträchtlichen Auswüchse des Separatismus und Chiliasmus, die naturgemäß damals besonderes Aufsehen erregten, weniger ins Gewicht.

Die erste Formulierung eines pietistischen Kirchenreformationsprogramms erfolgte 1675 durch den damaligen Frankfurter lutherischen Hauptpfarrer Philipp Jakob Spener, einen Elsässer, auf den besonders reformierte Vorbilder eingewirkt hatten, einen der würdigsten, maßvollsten und lautersten Männer unter der damaligen protestantischen Geistlichkeit. In seiner Bestreitung hat das orthodoxe Luthertum seine Kraft erschöpft. Aber Speners nur anregende Bedeutung wurde übertroffen durch die Wirksamkeit des Lübeckers August Hermann Francke in Halle, wo eine neugegründete Universität die erste ganz pietistisch gesinnte theologische Fakultät erhielt, neben dem Vater der Aufklärung in Deutschland, dem deutsch redenden Juristen Christian Thomasius. Erst Franckes Vorbild gab dem Pietismus seine eigentümliche religiöse Methode: das Erlebnis wirklicher Bekehrung und Wiedergeburt, durch einen erschütternden Bußkampf hindurch. Das führte zu ähnlichen religiösen Mißbildungen, wie die mönchische Askese sie erzeugt hatte. Doch gewann Francke durch den Ernst seines eigenen Vorbildes für die großen von ihm begründeten Liebeswerke, das Hallesche Waisenhaus, das aus geringen Anfängen zu einer Tausende versorgenden Erziehungsstadt erwachsen war, der Bibelanstalt und der Heidenmission die geeigneten Hilfskräfte.

Der Pietismus hat zunächst umgestaltend mehr auf die geselligen Verhältnisse gewirkt als auf die Kirche. Die nach Speners Vorgang sich über ganz Deutschland verbreitenden collegia pietatis, Erbauungskränzchen unter geistlicher Leitung, schufen eine neue Form freier Geselligkeit zwischen Personen verschiedener Stände und Geschlechter, die Franckeschen Unternehmungen riefen die ersten Sammelvereine und Traktatvereine hervor. Eine Reihe kleinerer Fürstenhöfe mit Dienerschaft und Beamtenschaft wurden vorübergehend Erweckungszentren, der erbauliche Briefverkehr mit Offenbarung von Seelenerfahrungen leitet die schöngeistige Schriftstellerei ein. Das Kirchenlied erfährt die ersten Einflüsse der Sentimentalität und der Rhetorik. Die echtesten Blüten einer in das individuelle Leben vertieften religiösen Lyrik erwuchsen in den Kreisen niederrheinischer Separatisten, d. h. der offiziellen Kirche sich fern haltender Laienchristen, deren Pietismus direkt von niederländischen Anregungen stammt und ohne jede ins Große gehende reformatorische Tendenz sich auf die Sammlung und Erbauung gleichgestimmter Seelen beschränkt. Der größte dieser Dichter des Separatismus ist der Bandwirker und Seelenführer Gerhard Tersteegen (1697—1769), der Verfasser des majestätischen „Gott ist gegenwärtig" und so manches anderen tiefpoetischen Stimmungsliedes, neben zahlreichen mystischen und asketischen Reimen.

Dagegen blieb unberührt vom Pietismus die am Ausgang der ganzen orthodoxen Kirchenzeit sich zum höchsten Flug entfaltende lutherische Kirchenmusik von Johann Sebastian Bach, dem musikalischen Luther, und die Schöpfung des Oratoriums durch Georg Friedrich Händel. In ihnen hat noch einmal der Geist des biblischen Protestantismus in der Innigkeit seines Gottvertrauens, seiner Christusverehrung und seiner überschwenglichen Zukunftshoffnung ebenso wie in seinem heldenhaften Mute des Widerstandes den vollkommensten Ausdruck gefunden. Und obwohl diese Musik der Form nach durchaus im protestantischen Orgel- und Kirchenstil wurzelt, ist sie doch jedem Genossen einer anderen Konfession verständlich

und längst Gemeingut aller künstlerisch empfindenden Kreise geworden. In musikalischer Gestalt ist der Protestantismus ebenso anerkannt von den Katholiken, wie deren Eigenstes in Palestrina, Vittoria und Scarlatti von Protestanten mit empfunden wird. Die Bachsche Kantate spricht in Gestalt eines musikalischen Ganzen den tiefsten Sinn des lutherischen, deutschen Gottesdienstes aus, der im Rahmen der aus der alten Kirche stammenden liturgischen Formen die Erklärung und Anwendung der für jeden Sonntag bestimmten Schriftworte auf Herz und Leben der Gemeinde machen und damit die Erinnerung an ihre schönsten und kräftigsten Gemeindechoräle verbinden will. Die Bachschen Passionsmusiken schildern den biblischen Christus so, wie die Reformation ihn verstand, umgeben von der ihn dankbar und thränenvoll anbetenden Gemeinde. Die H-moll-Messe aber ist eine musikalische Interpretation des Credo der ganzen Christenheit aus einer so tiefen, überzeugten, seligen Gewißheit des todüberwindenden Glaubens heraus, daß im ganzen Gebiete der Kunst ihr nichts verglichen werden kann. Von Händels Oratorien dagegen, die in England entstanden sind und nicht für den Gottesdienst bestimmt waren, könnte man sagen, sie verkündigen die Auffassung der Weltgeschichte, die mit Vorliebe der reformierte Protestantimus vertritt, als eines Kampfes zwischen dem Gottesvolk und seinen Gegnern mit dem endlichen Sieg des himmlischen Josua.

Mit seiner Kritik des bestehenden Kirchentums hat der Pietismus die Aufklärung, ja den Rationalismus vorbereitet; auch deren Sprach- und Empfindungsweise klingen bei ihm schon an. Aber die volle Konsequenz der pietistischen Frömmigkeit nach der kirchlichen Seite hat erst der Graf Ludwig von Zinzendorf gezogen (1700—1760), der Stifter der Brüdergemeinde, d. h. einer eigenen, die pietistische Jesusreligion zum Inhalt und zum Missionsobjekt erwählenden freien, internationalen und überkonfessionellen Kirche. Zinzendorf ist, was die Reformatoren nicht waren, ein bewußter Kirchenstifter. Er will alle wahren Anbeter des „Lammes" zu einer Gemeinde verbinden. Er will die unsichtbare Gemeinschaft der Gläubigen, die in den gottesdienstlichen Volksversammlungen nur gewissermaßen vorbereitet und vorgebildet wird, in einer neuen Kultusgemeinde sichtbar machen. Zugleich aber hat er zuerst den Gedanken der Möglichkeit einer Union ausgesprochen, gottesdienstlicher Vereinigung bei verschiedenem theologischen Bekenntnis. Hier ist die Religion wirklich zur „Gemeinde" geworden. Die Religion aber ist Heilandsverehrung. Damit wurde in eigentümlicher Weise die Aufmerksamkeit auf die menschliche Persönlichkeit Jesu gelenkt. Das bedeutet einen mächtigen Schritt hinaus über die Lehre der Reformatoren. Reformatorisch war der Glaube an den Christus als den für die Menschheit sich erniedrigenden und dann wieder zur Herrlichkeit erhöhten Gott in menschlicher Gestalt gewesen, die neue Frömmigkeit gefiel sich darin, auch in dem Gott das Menschliche zu suchen, und Zinzendorf hob geflissentlich das beschränkt Menschliche der neutestamentlichen Persönlichkeiten hervor, ein erster unbewußter Anfang dazu, daß man das Charakteristische und das Geschichtliche in der Überlieferung aufzusuchen begann, die bis dahin nur dem Glaubensbedürfnis zur Nahrung gereicht hatte. In seiner „Seelensammlung" liegt der Gedanke, an Stelle einer alleinseligmachenden Kirche zu setzen die alleinseligmachende Religion der unausgesetzten Verehrung des gegenwärtigen Christus, also eine Korrektur der Kirche nach der Seite des Individualismus. Der Pietismus als Gesamterscheinung hat den Grundsätzen der Duldung, schließlich der Freigebung einer jeden religiösen Überzeugung durch den Staat Vorschub geleistet.

Der von König Friedrich Wilhelm I., dem Bewunderer Franckes, für alle preußischen Kandidaten eingeführte Zwang, in Halle studiert zu haben, sicherte dieser Universität auch das Übergewicht, als der Rationalismus auf ihr herrschend geworden war. Der völlige Zusammenbruch

des orthodoxen Lehrsystems vor dieser neuen unwiderstehlichen Macht erklärt sich nur zum Teil aus den zahlreichen Übergängen, die zwischen Pietismus und Rationalismus bestehen. Am wichtigsten ist doch der Umschwung der gesamten Lebensstimmung vom orthodoxen Pessimismus zum sogenannten Optimismus, zur Weltfreudigkeit und Lebensseligkeit. Eine Verjüngung des Protestantismus trat erst ein, als sich mit den wissenschaftlichen Ergebnissen der Aufklärungszeit ein neuer religiöser Aufschwung verband, der allmählich die landschaftliche und konfessionelle Vereinzelung der deutschen protestantischen Kirchen durchbrach.

Die Vorläufer dieser Verjüngung des kirchlichen Protestantismus sind die Männer, die in nächster Nähe der Träger unserer großen Litteraturepoche und teilweise als ihre Genossen im Kampf gegen die Aufklärung auf der einen Seite, gegen die tote Orthodoxie auf der anderen Seite standen, die eigentlichen Vorboten der „Erweckung" des 19. Jahrhunderts, die man als die „genialen Pietisten" bezeichnen kann: Johann Georg Hamann (1730—88), Johann Kaspar Lavater (1741—1801), Matthias Claudius (1740—1815), Heinrich Jung-Stilling (1740—1817). Sie wurzeln alle in der Vergangenheit, leben aber für die Zukunft. Die Religion ist ihnen durchaus Sache persönlichster Überzeugung, sie bedürfen keiner Tradition. Sie glühen alle für Humanität und Freiheit, sie treten ein für das Recht der Genies, des Sturmes und Dranges gegen allen Zwang der Regeln, ihr Christentum ist Inspiration, fröhlichste Selbstgewißheit, ist Kraft des wunderwirkenden Gebets. So hat Hamann in seinem preußischen Kreis tiefsinniges Verständnis der Bibel als des größten Buches, das von Menschen für Menschen geschrieben ist, geweckt und auf Herder übertragen und in der Bibel die grundlegende Inspiration zu aller Sprache, Poesie, Kunst und Weisheit gefunden. So hat Lavater in seinem schweizerischen Kreis, aber auch als reisender Prophet durch ganz Deutschland bis nach Dänemark, das Zutrauen zu dem Menschen Jesus Christus geweckt, den zuerst Klopstock in rührenden Zügen wieder zu schildern gewagt hatte, und hat damit auf Tausende gewirkt. So hat Jung-Stilling aus dem Kreise der „Stillen" im Siegerland überall, wo er sich aufhielt, am Niederrhein, in Hessen, in der Pfalz und in Baden, mit seinem verstandesklaren, praktischen Vorsehungsglauben und seiner Hilfsbereitschaft eine über die ganze Welt verbreitete Gemeinde gestiftet, und Claudius, der Wandsbecker Bote, einen zahlreichen norddeutschen, besonders holsteinischen und dänischen Kreis gewonnen für die Pflege eines altväterischen, aber zukunftssicheren schlichten Christentums als besten Hort des Volkslebens.

Noch viel weiter ging die indirekte Wirksamkeit ihrer genialischen, humoristischen und erbaulichen Schriftstellerei, die von allen Größen unserer Litteratur und Philosophie anerkannt wurde. Sie treten auf während einer Religionskrisis. Die Entwickelung des Protestantismus von Luther bis Kant hat die letzten Folgerungen, die in Luthers Auffassung vom Christentum lagen, gezogen. Das Wesen des Protestantismus ist der Glaube als freie persönliche Überzeugung, mehr: als der Akt der geistlichen Wiedergeburt des Menschen, wodurch er in eine höhere übersinnliche Welt als unzerstörbares Mitglied eintritt. Diesen Gedanken hat unter völlig veränderten äußeren und Kulturverhältnissen Kant festgehalten. Er hat Luthers Religionserkenntnis in eine neue Zeit hinübergerettet und ist darum auch in diesem Zusammenhange zu erwähnen. Die Religion ist nur Sache des Glaubens, keiner wissenschaftlichen Beweisführung zugänglich. Aber eben darin liegt ihre Stärke. Sie beruht auf dem sittlichen Gewissen, nicht auf einer Verstandesnötigung. Die Kirche als besondere organisierte Gesellschaft zur Verbreitung religiöser Grundsätze ist nur Mittel zu einem höheren Zweck. Dieser, dem ebensogut auch der Staat dient, ist die Erziehung der Nation zu persönlicher Freiheit und Sittlichkeit. Die Bildung des

Verstandes weise man anderen Anstalten zu. Dabei konnte das Dogma der alten Kirche und die mittelalterliche Weltanschauung stillschweigend zu Boden fallen; an die Stelle des biblischen Weltbildes war ohnehin schon die von Grund aus andere Ansicht des Kopernikus getreten. Sie war dem Glauben nicht mehr feindlich, seitdem der Glaube als das Auge begriffen war, das ins Unsichtbare sieht, und als im Inneren des Menschen erst die wahre Unendlichkeit entdeckt ward. Hieran knüpft sich ebenso wie eine ganz neue Gestalt der Religion so auch die Erneuerung des kirchlichen Protestantismus, der auch der Bibel frei und kritisch gegenübersteht, ohne doch auf ihre und der Kirche Lehre zu verzichten. Ob Luther selbst dieses Endergebnis seiner Gedanken anerkannt hätte, wissen wir nicht. Genug, sie ist durch Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher die Grundlage einer neuen Gestalt des Protestantismus geworden, des kirchlichen Protestantismus im paritätischen Staat.

Die Erneuerung des religiösen und kirchlichen Lebens in Deutschland im 19. Jahrhundert ging aus vom protestantischen Nordosten in der Zeit der Befreiungskriege und ist vorbereitet durch einen Wetterumschlag in den höheren geistigen Regionen der Nation, der später berührt werden wird. Aber diese Erneuerung war thatsächlich die bewußte Rückkehr zu einem nur zeitweise vergessenen Gut, zu dem schlichten Gottes- und Vorsehungsglauben, zu der einfachen dogmenlosen Christusverehrung und dem stolzen sittlichen Ehr- und Pflichtgefühl, die allmählich als das Mark des Protestantismus herausgeläutert worden waren durch Pietismus ebensowohl wie durch Aufklärung, und die auch in dem vielfach mit Unrecht geschmähten Nationalismus sich erhalten hatten. Sie fand ihren Ausdruck in der Wiederaufnahme früherer Formen kirchlicher Anbetung. Hier nämlich hatte sich im letzten Menschenalter eine Revolution von obenher vollzogen, die dem Volksgemüte tiefen Schaden gebracht hatte, möglich nur in der Zeit der Staatsallmacht über die Kirche, indem man nämlich die alten Gottesdienstformen, Kirchenlieder und Kirchengebete ersetzt hatte durch willkürliche moderne Erfindungen. Damit war dem Volke, dessen Religion immer die Form der Gewohnheit trägt, ein Heiligtum genommen, das nun dieselben Gebildeten stückweise wieder zurückerobern mußten, die vorher seine Beseitigung hatten geschehen lassen.

Schleiermacher, protestantischer Prediger und Seelsorger, scharfsinniger kritischer Originalphilosoph, hervorragender Kathedertheolog und in den Jahren der Wiedergeburt Preußens einer der größten Patrioten, hat nicht nur der Sehnsucht seiner Zeit nach Religion und Kirche den beredtesten Ausdruck gegeben, sondern ist auch der theologische Führer der Restauration der Kirche geworden. Er hat zuerst mit voller Klarheit den Gedanken einer notwendigen Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen, d. h. die Religion als eine ganz und gar freiwillige Sache frei gebeten von jeder Beeinflussung der Regierung als der notwendigen Ordnung des Volkslebens; welcher Wunsch jedoch der lebendigen Bewegung dieser Zeit nur als ein fernes Ziel vorschwebte. Aber Schleiermacher verband in seiner ebenso tiefen wie reichen Persönlichkeit zwei bei anderen fast ausnahmslos auseinanderstrebende Tendenzen: das Verlangen eines vollkommen freien wissenschaftlichen Denkens mit dem Absehen auf Kirchenreligion. So konnte er wohl in der einen oder in der anderen Richtung Schule machen als kirchlicher Theolog oder als freier Philosoph, kaum in einem einzigen Fall aber gelang es ihm in beiden zusammen. Er trug auch, obwohl staatskirchlicher Prediger, als ein „Herrnhuter höherer Art", wie er sich selbst nannte, den pietistischen Gedanken der „Gemeinde" in das wesentlich anders geartete protestantische Staatskirchentum seiner Zeit hinein.

Zunächst konnte ja eine Erneuerung des Kirchenwesens nur von der Staatsregierung ausgehen. Sie begann in Preußen, wo man weitaus das lebendigste Interesse an dem evangelischen

Glauben hegte, mit der Unionsstiftung (1817). Sie war ein Lieblingsgedanke König Friedrich Wilhelms III. Aber sie entsprach auch der damals weit über Preußen hinaus verbreiteten Überzeugung davon, daß kein vernünftiger Grund mehr dafür vorhanden sei, daß Lutheraner und Reformierte sich äußerlich getrennt hielten, nachdem der konfessionelle Lehrgegensatz vollständig verschwunden war. Sie gab sodann dem in den Befreiungskriegen erwachten Drange nach gottesdienstlicher Gemeinschaft, nach äußerer Darstellung der inneren Gemeinschaftsbande einen ergreifenden Ausdruck, und so wurde die Union vorwiegend mit Begeisterung in Preußen, dann auch in anderen Ländern stark gemischter Konfession, in Baden, Nassau, vollzogen. Daran, daß gerade an die „Wiederherstellung der Einheit" sich ein erneuter konfessioneller Gegensatz knüpfen könne, dachte niemand. Er wäre vielleicht auch nicht erwacht, wäre nicht in der Zeit der nationalen Wiedergeburt auch ein kirchliches Freiheitsgefühl entstanden, das sich seine Religion nun einmal von obenher nicht vorschreiben lassen wollte. So wie der König den Gedanken der Union gefaßt hatte, war er tief religiös, christlich, aber überkonfessionell, beruhend auf der Überzeugung, daß die Religion mehr ist als die Theologie, die Anbetung mehr als das Bekenntnis. Aber er konnte auch anders verstanden werden, nämlich als Gleichgültigkeit gegen jedes Bekenntnis. Und er wurde so verstanden.

Was man die deutsche Erweckung nennt, ist ein durch die Anregungen der Romantik, nämlich ihrer Natur- und Geschichtsphilosophie befruchteter wiedererstandener Pietismus, meist auch an den alten Stätten, wo er zu Hause war. Sie hat dann ganz Deutschland durchzogen. Ihr Schlußergebnis — da hier keine Geschichte des inneren kirchlichen Lebens während eines halben Jahrhunderts von ungefähr 1817—59 erzählt werden soll — ist das gegenwärtige protestantische Landeskirchentum, dessen eigentliche Bedeutung von ihm selber nicht mehr gefunden wird in der Aufrechterhaltung des „Bekenntnisses", sondern in der Arbeit für ein über alles Kirchenwesen weit hinaus liegendes weltumfassendes, humanes und zugleich übernatürliches Ziel: das „Reich Gottes". Genauer gesprochen: ihr Ergebnis ist bei der engen Verbindung politischer und religiöser Fragen in den verschiedenen deutschen Sonderstaaten das jetzige „paritätische" Staatswesen, das zwar prinzipiell konfessionslos ist, aber dabei ein christliches Volksleben ernstlich will und zu diesem Zwecke den verschiedenen privilegierten Konfessionskirchen völlig freien Spielraum zu friedlichem Wettbewerb öffnet. Darum wird auch innerhalb dieser Kirchen das Bekenntnis nicht mehr als die Hauptsache der Gemeinschaft aufrecht erhalten. Es gilt nur noch als Lehrschranke für Geistliche und Lehrer; Seele des kirchlichen Gemeindelebens ist längst etwas anderes geworden: der in Liebe thätige Glaube, das „praktische Christentum". Was Luther im ersten Wurf seines evangelischen Reformprogramms ausgesprochen hat, ist jetzt im weiteren Umfang zur Wahrheit geworden. Freilich in ganz anderen Formen. Diese hat der Pietismus geliefert. Es sind das zu bestimmten praktischen Zwecken gegründete religiöse Vereine mit den von ihnen geschaffenen und erhaltenen Anstalten und Unternehmungen.

Hier liegt der wesentlichste Unterschied vom Protestantismus früherer Zeit. Während die Reformation, zufrieden mit der Wiederherstellung der Reinheit des Glaubens, die Gestaltung des äußeren Lebens gänzlich den politischen und bürgerlichen Gewalten überlassen hatte und so im starren Staatskirchentum endigte, machte man nun, ausgehend vom Begriffe der Kirche als der bekennenden und nicht bloß mit dem Worte bekennenden Gemeinde, der Kirche ebenso die Werke zur Pflicht, und zwar die beiden vom Pietismus des 18. Jahrhunderts geförderten Werke der Heidenmission und der Fürsorge für Arme und Kranke jeder Art. Der phantastische Hintergedanke der Heidenmission in ihrem Beginn im 19. Jahrhundert bei Jung-Stilling und

seinen Freunden war die Hoffnung, durch möglichst schnelle Verbreitung des Evangeliums in aller Welt das glorreiche Ende dieser Welt mit der Wiederkunft Christi zu beschleunigen. Längst ist das heute von achtzehn deutschen Missionsgesellschaften getriebene Werk diesen Kinderschuhen entwachsen und wird aufgefaßt als die Erfüllung eines direkten Heilandsbefehles und als Erfüllung einer Menschenpflicht an allen noch nicht mit der Wahrheit des Evangeliums bekannt gemachten Völkern. Der humane Gedanke hat den apokalyptischen verdrängt. Die gleiche Entwickelung zur fortschreitenden Humanisierung hat das Liebeswerk der inneren Mission durchgemacht. Aber sie war schon in ihren Anfängen stärker von modernen Ideen beeinflußt. Der hallische Pietismus darf als der Anfangspunkt einer neuen Pädagogik angesehen werden, deren Anregungen sich mit denen Rousseaus in Deutschland zu dem Ende verschmolzen, daß man hier die Fragen der Erziehung allen anderen sozialsittlichen Fragen voranstellte.

So hat der Geist der großen christlichen Volks- und Jugenderzieher vom Anfang des Jahrhunderts über alle folgenden erfinderischen Köpfe geherrscht. Die erstgenannten sind Joh. Friedrich Oberlin, der Sozialreformator des Steinthales im Elsaß (1740—1826), Johann Heinrich Pestalozzi, der Reformator der Pädagogik, der Begründer des Armenschulwesens und des Gedankens der Nationalerziehung (1746—1827), und Johannes Falk in Weimar, der Begründer des ersten Rettungshauses in Deutschland (1768—1826). Ihm und Männern wie von Kottwitz, Wichern, von Bodelschwingh und anderen verdankt Deutschland das Netz von Anstalten der „inneren Mission" jeder Art.

Alle diese Werke dienen der Mission des Protestantismus, ein Werkzeug der Barmherzigkeit Gottes zu sein. Während der Katholizismus die gleiche Arbeit leistet, nicht ohne dadurch die Herrlichkeit der Kirche zeigen zu wollen, geben sich diese Vereine und Anstalten als den Ausfluß der Dankbarkeit zu erkennen für die offenbar gewordene Gnade Gottes. Nicht die „organisierte Kirche", sondern das freie Vereinswesen schafft und trägt und vollbringt in rein freiwilligen Organisationen diese Aufgabe, Tausende von Männern und Frauen aller Stände helfen mit, und gerade die Weite und Elastizität der Maschen dieses Netzes verbürgt seine Unzerreißbarkeit. Die trockenen Zahlen der Statistik dieser Liebeswerke sind vielleicht das mächtigste Zeugnis für die Lebenskraft des „gläubigen" Protestantismus. Was man damit erreichen will, das ist die „Ausbreitung des Reiches Gottes".

Seit Schleiermacher hat die akademische Theologie die Riesenarbeit unternommen, auf den Universitäten, die mittlerweile aus landesherrlichen, an bestimmtes kirchliches Bekenntnis gebundenen konfessionellen Lehranstalten freie Hochschulen der unabhängigen Wissenschaft geworden sind, unter staatlicher Aufsicht, nicht unter staatlicher Leitung, mit den philosophischen und historischen Wissenschaften im Bunde oder in Auseinandersetzung, die Lehren der Kirche vor der Vernunft, dem Gewissen und der Erfahrung zu rechtfertigen, das alte Glaubenssystem irgendwie mit der neuen wissenschaftlichen Weltanschauung auszugleichen. Keine, auch nicht die strengste kirchliche Richtung hat sich dem ganz entzogen, und damit hat die protestantische Theologie vorbildlich auf die katholische gewirkt. Noch heute ist diese deutsche Theologie die anerkannt erste des Protestantismus der ganzen Welt. Weder ihre Schulen noch ihre Arbeiten können hier geschildert werden. Doch droht ihrer äußeren Stellung eine Krisis. Um die Erweiterung des Einflusses der rein kirchlichen Körperschaften auf das Bildungsmonopol des Staates wird gekämpft, seitdem beinahe alle deutschen Staaten im Laufe der letzten Jahrzehnte ihren Landeskirchen presbyterial-synodale Verfassungen gegeben haben, die zusammen mit dem Landesherrn die kirchliche Gesetzgebung ausüben. Dieser kirchliche Parlamentarismus hat den Einfluß der Kirchen auf

den Staat erhöht, ohne das eigentliche religiöse Leben zu stärken, das im deutschen Protestantismus noch mehr in der Stille des Hauses und des Gemütes sich verbirgt als im Katholizismus.

Ein Gedanke, der der Reformation selbstverständlich war, ist nunmehr völlig beseitigt: die Herrschaft der Konfession über das öffentliche Leben. Staat, Schule und Recht stehen den Kirchen neutral gegenüber. Es darf kein Zwang zur Religion und Kirche ausgeübt werden. Der Protestantismus, der als Zwangskirchentum groß geworden ist, hat diese Folgerung seines eigenen Prinzipes anerkannt, ebenso wie auch der Katholizismus sich der ihm widerstrebenden Ordnung gefügt hat. Sie ward beiden Kirchen zum Segen. Auch der evangelischen Kirche sind als freiwillige Bundesgenossen zur Seite getreten Dichtung, Kunst und Musik, die im protestantischen Geiste thätig sind. Die Erneuerung des erbaulichen und des Kirchenliedes beginnt mit der Romantik, und an poetischem und religiösem Gehalt, an Innigkeit und Ernst sind die wenigen mustergültigen Schöpfungen der Art von Novalis, von Schenkendorf, Fouqué, E. M. Arndt, Fr. Rückert nicht übertroffen worden. Mit der Erweckung beginnt dann ein ununterbrochener Strom geistlicher Lieder. Es seien die auch sonst durch gesegnete Wirksamkeit hervorragenden Dichter genannt: der Hannoveraner Philipp Spitta, der Sachse Julius Sturm, die Schwaben Albert Knapp, Karl Gerok. Aber jeder Stamm hat seine eigenen beliebten Sänger. Dazu sind die Kernlieder der älteren Zeit in den erneuerten Gesangbüchern wiederzufinden.

Die bildende Kunst trägt keinen konfessionellen Charakter, außer sofern sie in den direkten Dienst der Kirche tritt. Das ist geschehen in der reichen Entwickelung des protestantischen Kirchenbaues, der bis in das letzte Vierteljahrhundert nur in den größeren Städten namhafte Werke schuf, nun aber unausgesetzt neue Aufgaben zu bewältigen hat und dabei sowohl, was den Stil betrifft, auf die Formen zurückgreift, in der die größten monumentalen Leistungen deutsch-protestantischen Kirchenbaues gehalten sind, den Renaissance- und Barockstil, als auch neue, den besonderen Kultusbedürfnissen entsprechendere Anordnungen der Innenräume versucht hat. Die Plastik kommt im Protestantismus beinahe nur als Denkmalkunst in Frage: ihr erster Meister ist Ernst Rietschel geworden mit seinen Standbildern von Lessing, Goethe, Schiller, dem Reformationsdenkmal in Worms. Bei dem geringen Raume, den die protestantischen Kirchen gewöhnlich zur Anbringung von Gemälden darbieten (es seien denn Glasgemälde), ist kaum von einer eigentlich kirchlichen Malerei zu reden, dagegen atmen spezifisch protestantischen Geist weniger vielleicht die Bibelillustrationen von Julius Schnorr, die sich der Formensprache der Raffaeliten bedienen, als die an Dürer anknüpfenden biblischen Historienmaler E. von Gebhardt, F. von Uhde, H. Thoma (s. die beigeheftete Tafel „Christus in Gethsemane"). Protestantisch ist darin, daß die Schilderung nicht hinausläuft auf die Darstellung des Göttlichen in möglichster Schönheit und Erhabenheit, sondern auf die Vergegenwärtigung der Gewalt des Glaubens. Eine ganz eigentümliche Stellung nimmt der evangelische Katholik Ludwig Richter ein, der das, was dem Protestantismus mit dem Katholizismus gemein ist, in einer dem Wesen seiner protestantischen sächsischen Umgebung entsprechenden Weise darstellt, ein zeichnender Paul Gerhardt.

Auch die Musik, einst der vollendetste Ausdruck der ganzen religiösen Innenwelt in der Kirche, ist erst auf Umwegen wieder zur Kirchenmusik geworden. Mit Mendelssohns Wiederentdeckung der Matthäuspassion von J. S. Bach und seinen biblischen Oratorien „Paulus" und „Elias" war ein neuer kirchlicher Stil protestantischer Musik begründet, an dessen Reinigung zu immer größerem Ernst bei aller Innigkeit sich mit Werken von zunehmender Großartigkeit beteiligten: Moritz Hauptmann, Friedrich Kiel, Eduard Grell, bis auf den Erneuerer Bachscher Kunst, Heinrich von Herzogenberg in der Gegenwart.



Christus in Gethsemane.

Von Hans Thoma. Nach dem Original (1894).

Der reichen Entwickelung der weltlichen Kunst jeder Art, vorwiegend durch die Leistungen der protestantischen Mehrheit unseres Volkes, verdankt auch der protestantische Gottesdienst vielen Schmuck, und an Fest- und Feiertagen, nicht bloß in städtischen Kirchen sowie bei den großen Versammlungen zu Ehren des Unterstützungswerkes, das der Gustav-Adolf-Verein an protestantischen Gemeinden der Diaspora treibt, gelingt es wohl auch, unter reichlichen Einlagen von Musik einen wirklich harmonischen Gottesdienst als ein Kunstwerk herzustellen, das zu reinster Andacht hinleitet, wie das Bach vorschwebte. Immerhin bleibt das Stück des protestantischen Gottesdienstes, worauf alles hinzielt oder wovon es abhängt, die Predigt. Sie hat seit Luther alle Wandlungen des geistigen Lebens, der Litteratur und der Sprache mitgemacht, ist aber zeitweise auch führend vorangegangen: in der Reformation, während des Rationalismus, der Erweckung. Eine Eigentümlichkeit, die die neuere deutsche protestantische Predigt übrigens mit allen anderen Protestantismen teilt, ist das Hervortreten der menschlichen Persönlichkeit Jesu, das „Christusbild". Diesem Rückgang auf den ältesten, schlichtesten und reichsten Inhalt des Evangeliums entspricht regelmäßig auch eine tiefere Wirkung des gesprochenen Wortes. Es ist immer noch der „Heiland", der die deutschen Seelen bezwingt.

Vielleicht ist aber noch einflußreicher als die Predigt, die doch gehört sein will und damit in ihrem Erfolg so viel begrenzter ist, wie die Virtuosenleistung zurücksteht hinter dem Komponisten, die erbauliche und die eigentlich volkstümliche Litteratur deutscher Zunge in Erzählung, Novelle und Biographie mit religiöser protestantischer Tendenz. Sie will die eigentliche Freundin der kleinen Leute sein, und sie ist, abgesehen von so großen Talenten wie das des Berner Pfarrers Jeremias Gotthelf (Bitzius), der zu unseren größten Erzählern gehört, meist erwachsen nicht ohne Zusammenhang mit den Bestrebungen „innerer Mission"; sie ist selbst eine Art Volksmission, die eigentliche Litteratur unserer Pfarrhäuser, empfangen und geboren in dem warmen menschenfreundlichen Klima eines im kleinen und großen mehr von idealen Trieben bewegten als von materiellen Sorgen zu beugenden Mittelstandes, und sie beweist in dem Behagen, dem Frieden und der versöhnten Gemütsstimmung, die sie vor allem der Jugend einzuflößen weiß, am deutlichsten, daß das Unternehmen Luthers, ein Christenvolk zu erziehen, das auch ohne Papst und Klerisei den Weg zu Gott findet, im großen und ganzen gelungen ist.

Das religiöse Leben des deutschen Protestantismus zeigt trotz der zunehmenden Entfremdung des städtischen und teilweise auch des ländlichen Industrieproletariates, das sozusagen über Nacht ohne ausreichende kirchliche Pflege und Fürsorge sich in den großen Städten zusammengeballt hat, ebenso wie das kirchliche Leben im Katholizismus eine aufsteigende Tendenz.

Die Gerechtigkeit fordert, zu sagen, daß, wie in den religiösen Bewegungen des katholischen Mittelalters anfangs die romanischen Völker vorangegangen sind und Deutschlands eigentümlichste Leistung erst nachgefolgt ist, so auch der deutsche Protestantismus nach der großen Krisis der Religionskriege und der Aufklärung namhafte Anregungen von dem national so viel günstiger gestellten und zeitweise an politischer und sozialer Energie ihm überlegenen englischen Protestantismus des vorigen und dieses Jahrhunderts erhalten hat. In England ist zuerst im Methodismus die Forderung einer Wiedergeburt des Volkslebens aus dem Geiste des Evangeliums erhoben worden, wenn auch in eigentümlich beschränkter Form. Von England sind zuerst die Muster und persönlichen Vorbilder für die Werke der inneren Mission und der Heidenmission entnommen worden, vornehmlich auch das Vorbild der Organisation freier Vereine für diese Zwecke. Aber längst hat man alle diese Unternehmungen in deutschem Sinne umgebildet. Dieser deutsche Sinn besteht im Fehlen alles Sektengeistes, im Zurücktreten der Personen hinter dem von ihnen

betriebenen Werk, in der Vermeidung aller aufdringlichen und geschmacklosen Reklame, in der Nüchternheit und im Mißtrauen gegen bloße Augenblickserfolge. Besonders charakteristisch ist für die englische Frömmigkeit die Skrupellosigkeit in der Ausnutzung rein weltlicher Mittel für religiöse Zwecke, die sich auch in der Verwendung profaner Musik und Illustrationskunst zur religiösen Erregung zeigt. Deutschland hält fest an dem strengen Stil seiner kirchlichen Musik und an dem Adel seiner eigens für diese Zwecke geschaffenen populären religiösen Zeichenkunst. Das deutsche religiöse Vereinswesen neigt mehr als das englische zur bevormundenden Büreaukratie, und es verzichtet grundsätzlich auf Massenerregung, wie sie der Katholizismus erstrebt. Der deutsche Protestantismus hält mit Luther daran fest, daß die „Bekehrung" des Einzelnen ein Werk des Heiligen Geistes, ein Geheimnis ist, das sich nicht erzwingen läßt, und daß dieses Tiefste immer verborgen bleiben muß. Darum widerstreben Gebetsversammlungen, in denen jeder öffentlich betet, dem deutschen Instinkt, und darum tritt die Erörterung religiöser Fragen bei uns weniger ans Tageslicht, was die Ausländer regelmäßig zu einer gänzlich falschen Abschätzung der in der Tiefe des deutschen Protestantismus vorhandenen positiven Kräfte führt. Nur wer sehr genau mit dem innersten Leben aller unserer Volksschichten vertraut ist, dürfte überhaupt darüber ein begründetes Urteil wagen.

Der deutsche Protestantismus zerfällt, auch wenn man von den Unterschieden der mehreren Dutzend evangelischer Landeskirchen absieht, in eine ganze Reihe von Gruppen und Schattierungen, deren dogmatische Grundsätze voneinander wesentlich verschieden sind. Dennoch gibt es gemeinsame Merkmale für alle. Betrachten wir nicht die eingewanderten religiösen Formen protestantischer Religion: Methodismus, Irvingianismus und anderes englisches und amerikanisches Sektentum, so ist der Protestantismus einerseits eine biblische Religion, die sich auf den religiös sittlichen Gesichtskreis der Bibel Neuen Testaments beschränkt, anderseits eine nationale und politische Religion. Der Gedanke an Volk, Vaterland und staatliche Ordnung ist mit dem an Gott unzertrennlich verknüpft. Das ist die Frucht seines Erwachsenseins im territorialen Staat. Er ist überzeugt von der Notwendigkeit des Glaubens für Jedermann. Glaube ist gehorsame Unterwerfung unter die göttliche Offenbarung und Scheu vor einem allgegenwärtigen Geheimnis des Daseins. Gegenstand dieses Glaubens ist Gott, seine Vorsehung, seine Offenbarung in Jesus Christus, dem wunderthätigen Menschen, der Gott ist, und an ein ewiges Leben. Bibel, Sakramente und Gottesdienst sind die Wege, die zu Gott hinführen. Doch beschränkt sich die eingehende Beschäftigung mit der Bibel, die regelmäßige tägliche Lesung derselben wohl auf einige spezifisch pietistische Kreise. Viel gelesen sind nur Neues Testament und Psalmen. Andachtsbücher werden bevorzugt. Doch steht die Bibel in hohen Ehren. Die Vergebung der Sünden beruht auf einer positiven Erklärung Gottes. Dabei spielt die Nachempfindung des eigentlichen Versöhnungswerkes nur in einzelnen theologisch beeinflußten Kreisen eine Rolle. Der Gedanke der Gnadenwahl, der gänzlichen Unfreiheit des menschlichen Willens, ehemals so volkstümlich, ist völlig zurückgetreten. Seit Kant hat die Leugnung der Willensfreiheit immer nur in wissenschaftlichen Kreisen Anklang gefunden. Dagegen steht im Vordergrund die Forderung guter Werke. Gut sind aber nur gemeinnützige Werke. Askese gilt dagegen gar nichts, am wenigsten gilt sie als Opfer an Gott. Gehorsam gegen die Obrigkeit ist eine der ersten religiösen Pflichten; Königstreue und Vaterlandsliebe hält man geradezu für christliche Tugenden. Man wünscht das ganze Leben vom christlichen Geiste durchdrungen, aber man schätzt nur freiwillige Christlichkeit; zwangsweiser Kirchenbesuch kommt nicht vor. Häusliche regelmäßige Andachtsübung, Einhalten von Gebetszeiten herrschen wohl nur auf beschränktem Gebiet.

Aber das deutsche protestantische Gemüt unterliegt dem Zauber des Sonntags; die Pflege der Gräber und ihr Schmuck, die Feier des Weihnachtsfestes sind ihm Pietätspflichten. Der oft geforderte Massenaustritt aus den Landeskirchen hat nur ganz geringen Erfolg gehabt. Religiöse Massenversammlungen, wenn sie nicht zu oft kommen, Missionsfeste, Gustav-Adolf-feste, Posaunenfeste werden vom Landvolk gern besucht. Das Geben für religiöse Zwecke entspringt dem bloßen Bedürfnisse des Gewissens und Herzens, keiner Spekulation auf Lohn. Die Gaben sind darum nur teilweise reichlich und stehen zurück hinter denen anderer christlicher Völker, die ein stärkeres Gefühl der Solidarität besitzen. Doch entrichtet der deutsche Protestant teilweise nicht unerhebliche Kirchensteuern. Gott ist der „liebe Gott", der „Herr Gott", ein allen zugeneigter freundlicher Wille des Guten; der Herr Christus ist ein ernster und milder himmlischer Seelsorger, kein unerkannt auf Erden wandelnder himmlischer König. Engel und Teufel sind Namen, die nur noch einen Schatten von Wirklichkeit haben. Der deutsche Protestant ist tolerant; er wird es nicht dahin bringen, jemand zum Übertritt zu nötigen, zu überreden oder gar zu erkaufen. Daher seine durchgängige Nachgiebigkeit in gemischten Ehen. Er glaubt eben nicht an den Segen, nicht an die Wahrheit einer erzwungenen Religion. Deshalb ist er im Verkehr mit anderen Konfessionen der politisch schwächere Teil.

Die Kenntnis des Protestanten von der Kirchengeschichte, natürlich abgesehen von höher Gebildeten, beschränkt sich auf einzelne Figuren der Bibel, auf die Person Luthers und anderer Reformatoren sowie auf Gustav Adolf, der durchaus deutscher Nationalheld geworden ist. Man hat nicht das Bedürfnis einer langen Ahnenreihe für die eigene Frömmigkeit. Gott offenbart sich außer in der Bibel und in der Natur weniger in der Geschichte als in der Fülle der sittlichen und individuellen Beziehungen des gemeinsamen Lebens in Liebe, Freundschaft, Ehe und Familienglück. Der deutsche Protestantismus glaubt an Erhörung der Gebete, aber er verläßt sich lieber auf die eigene Arbeit: „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen." Das diesseitige Leben soll Arbeit und Pflicht sein, das jenseitige wird Ruhe sein. Gottesfurcht und treue Arbeit im aufgetragenen Beruf sind der sichere Weg zum Himmel.

4. Die deutsche konfessionslose Religiosität.

Unvollständig nicht nur, sondern unrichtig würde das Bild deutscher Religion sein, wenn nicht jenes Elementes einer nur noch in weiterem Sinne christlichen Religiosität gedacht würde, das als stets stärker mitklingender Ton unsere nationale Entwickelung seit Jahrhunderten begleitet, und mit dem einige der ruhmreichsten Errungenschaften deutschen Geistes zusammenhängen. In ihm spricht sich der deutsche Geist unabhängig von überlieferten Formen aus, außerkirchlich, persönlich, frei, und darum spricht er hier vielleicht sein innerstes Wesen aus. So wenig wie der Geist der Menschheit konnte sich der deutsche Geist beruhigen bei dem Gedanken einer alleinseligmachenden Kirche. Denn er fragt: woher stammt diese Kirche? Und auch bei dem alleinseligmachenden Glauben, der die Kirche ursprünglich geschaffen hat, erhebt sich die Frage, ob und wiefern dieser Glaube auf Wahrheit beruhe?

Solche Frage kann bloß eine Frage des prüfenden Verstandes oder einer Zweifelslaune sein, aber auch ein Ausfluß tieferen Verlangens nach unerschütterlicher Überzeugung, eine Folge sittlich religiöser Charakterkraft. Daß diese Frage, die in Deutschland später wie in anderen Ländern, aber auch gründlicher erörtert worden ist, unser Volk niemals seinem größeren und einflußreicheren Bestandteile nach in das Lager des baren Unglaubens, des Verzichtes auf einen

höheren Ursprung aller Dinge geführt hat, sondern daß es unter allen den erbitterten kirchlichen und religiösen Kämpfen, die seine Entwickelung erschüttert haben, bei der Religion geblieben ist, das dankt es jener eigentümlichen geistigen Verfassung, die neben katholischer und protestantischer Christlichkeit vielgestaltig, mannigfaltig und doch in charakteristischer Eigentümlichkeit in der Nation zu Tage tritt, die wir, ohne dabei uns auf einen allgemein anerkannten Sprachgebrauch berufen zu können, die konfessionslose Religiosität nennen wollen. Denn ihr Wesen besteht in der Ablehnung jeder bestimmten kirchlichen Religionsform als einer allein zu Gott führenden und in der Anerkennung der berechtigten individuellen Mannigfaltigkeit des religiösen Lebens, Denkens und Empfindens. Ebenso fest aber hält sie am Kern alles Gottes- und Ewigkeitsglaubens. Sie setzt für ihre Existenz jene Religionsfreiheit voraus, die erst der Protestantismus zu begründen begonnen hat, sie läßt aber auch der Kirche als der großen geschichtlichen Trägerin aller heilvollen religiösen Überlieferungen ihr Recht, sie respektiert die verschiedenen „Kirchen". Sie ist eine individuelle Form religiösen Lebens, aber sie vermag sich unter gewissen Voraussetzungen mit jeder Kirchenform zu vertragen. Ihre Vertreter sind unter den ersten Geistern der Nation.

Am Schlusse eines an den Herrn Gott gerichteten Gedichtes, das von der Gleichheit Aller vor Gott handelt, sagt Walther von der Vogelweide:

im dienent kristen, juden unde heiden
der alliu lebendiu wunder nert.

Man hat darin mit Recht den Ausdruck der „Toleranz" dieses Dichters gefunden, sagen wir es bestimmter: den Ausdruck einer Frömmigkeit, die bereit ist, auch außerhalb der Kirche solche anzuerkennen, die Gott dienen, und die sich darum nicht auf den Anteil nur an den Glaubensgenossen beschränkt. Daß diese Frömmigkeit im Sinne des Christentums sei, wird man nach Ev. Luk. 9, 50 nicht bestreiten können; kirchlich ist sie nicht mehr. Ähnliche Gesinnung findet sich ausgesprochen im „Freidank" und in Wolframs „Parzival", aber man würde ihr Unrecht thun, wenn man sie irgendwie als einen Ausfluß religiöser Zweifel auffaßte. Das ist sie so wenig wie bei seinem persischen mohammedanischen Zeitgenossen Dschelaleddin Rumi, dessen mystische Ghaselen den Ausdruck der gleichen Toleranz gegen die Christen enthalten, die auch durch ihren Jesus den Weg zu Gott gefunden haben. In beiden während der Kreuzzüge einander bekämpfenden Religionssystemen tritt gleichzeitig die Ahnung einer tieferen Einheit auf, die Ahnung des Gedankens, daß vielleicht verschiedene Religionen nur verschiedene Formen sind, in denen ein und derselbe Zug des Herzens zu Gott sich ausspricht. Sie kann kritisch gewendet werden gegen jede positive, auf besondere Offenbarung sich gründende Kirchenlehre, sie kann aber auch im vollen Frieden mit dieser sich auf das, was allen Menschen, allen „Wundern Gottes" gemein ist, beziehen.

Die Lehre von der Gottverwandtschaft der Menschenseele, wobei man allerdings nur an die Christenseele dachte, bildete den Ausgangspunkt der Mystik, die in äußerlicher Unterordnung unter die Kirche ein verborgenes Leben lebt, das auch der Kirche und aller ihrer Heilsmethoden entraten könnte. Aber natürlich verbarg sich den Frommen dieser Art die weitere Folge ihrer Lehre, die überhaupt erst gezogen werden konnte, als mit der Reformation die Freiheit vom Joch kirchlicher Satzungen ausgesprochen war. Die Reformation machte vorübergehend der Mystik in beiden Kirchen ein Ende. Das Sektentum des Mittelalters wird man dagegen nicht in die Reihe der hier zu besprechenden Erscheinungen stellen, weil da der alleinseligmachenden Kirche nur die alleinseligmachende Sekte entgegentritt. Die Gegnerschaft gegen die Hierarchie

nimmt immer wieder pietistisch-hierarchische Formen an. Unmittelbar neben den Reformatoren treten aber sofort mystische Freidenker auf, die, weit über das Bibel- und Kirchenchristentum der Reformation hinausstrebend, davon durchdrungen sind, daß es für jeden Menschen einen direkten Weg zu Gott gebe, daß „Gott ein Seufzer ist im Grunde unserer Herzen gelegen". (Sebastian Franck.) Sie gingen teilweise unter die Wiedertäufer und teilten das furchtbare Schicksal, daß diesen überzeugten Bekennern eines nur biblischen und enthusiastischen Christentums bereitet wurde, die man natürlich nicht nach den Exzessen der teilweise verrückten Rotte des Königs von Zion zu Münster beurteilen darf; teilweise haben sie einsam ein Leben ständiger Wanderschaft und Verbannung führen müssen. So die bedeutendsten dieser Individualisten: Hans Denk (von Basel? 1527 jung gestorben) und Sebastian Franck von Donauwörth (1499 bis 1542?). Was sie verkannten, war die Notwendigkeit der sozialen Gestaltung einer jeden Religion, die sich behaupten will; was sie begehrten, und was ihnen immer wieder versagt wurde, war die Freiheit individueller Religion.

Auch Paracelsus, der freie, jeder Tradition spottende Naturdenker, das Urbild des Faust im sechzehnten Jahrhundert, den Goethe im achtzehnten dichtete, gehört hierher und Kaspar von Schwenkfeld, der die Freiheit begehrte, frei vom Zwang der Schultheologie ganz auf eigene Hand in der Schrift forschen zu dürfen und dabei auch im Buche der Natur zu lesen. Diese Reihe setzt fort Jakob Böhme, der Görlitzer Schuster, dem ein eigensinniger Hauptpastor jahrelang das Aufschreiben dessen verbieten konnte, „was innere Lust ihm offenbart", und was im 19. Jahrhundert die Grundlage der katholischen und protestantischen Theosophie geworden ist. Jakob Böhme ist nach der Reformation der erste eigentliche deutsche Philosoph, d. h. ein Selbstdenker, der, obwohl von kindlicher Ehrfurcht erfüllt vor Bibel und Kirche, sich durchaus selbstforschend und schauend in das Geheimnis der Welt versenkte. „Ich habe meine Wissenschaft nicht vom Wahn oder von Meinungen wie ihr: sondern ich habe eine lebendige Wissenschaft in der Beschaulichkeit und Empfindlichkeit." Eben durch dieses unabhängige Denken kommt er zu der Erkenntnis: „daß Gottes Wesen nicht etwas Fremdes sei, das eine sonderliche Stätte oder Ort besitze oder habe; denn der Abgrund der Natur und Kreatur ist Gott selber". Von hier aus hat er jene Natur- und Freiheitslehre entworfen, die später in Schelling und Baader eine Auferstehung erlebt hat. Der Mittelpunkt seiner Gedanken ist: „der innere Grund der Seele ist die göttliche Natur". Das ist die Grundlage des deutschen Idealismus. Sie lautet einfach ausgesprochen: der einzige Ort, da Gott geschaut und erkannt werden kann, ist die Tiefe der sittlichen Menschenseele.

Natürlich fanden diese Gedanken dennoch auch in kirchlich gesinnten Kreisen Anklang, und die eigentümliche Gestalt des württembergischen Bibelpietismus ist durch einen reichlichen Zusatz mystischer Naturphilosophie bedingt. Daß man es hier mit einem neuen Trieb des religiösen Lebens zu thun hat, der, über die Grenzen der Konfession sich erhebend, Gottes überall und immer sich bewußt ist und ebenso aus der Natur wie aus der eigenen Seele und aus kirchlicher und geschichtlicher Überlieferung Nahrung zieht, da man an die stets sich fortsetzende Offenbarung Gottes glaubt, zeigt der im Todesjahr Böhmes geborene A. Scheffler (Angelus Silesius), der als katholischer Konvertit in seinem „Cherubinischen Wandersmann", einer poetischen Anweisung zur Heimkehr in Gott, pantheistische Mystik in seiner Kirche verkündigte und ebenso bei Protestanten Anklang fand wie Böhme bei Katholiken.

Natürlich mußten solche Gedanken vereinzelt bleiben, solange die Konfessionen einander aufs äußerste feindlich gegenüberstanden, und jeder Versuch, eine friedliche Verständigung

anzubahnen, mit dem Vorwurf des Abfalls vom Glauben belastet wurde. Nicht Ausgleichsverhandlungen zwischen den Kirchen, sondern die völlige Abschwächung der seitherigen Gegensätze durch die Herrschaft eines neuen Geistes konnte hier eine Änderung herbeiführen. Eine solche brachte die **Aufklärung**. Sie hat als europäische Geistesbewegung zunächst in katholischen Staaten die Toleranz, im protestantischen Preußen unter Aufrechterhaltung der Staatskirchen die volle Religionsfreiheit und endlich seit der amerikanischen Verfassung die Unabhängigkeit bürgerlicher Rechte vom religiösen Bekenntnisse durchgesetzt. Erst die Aufklärung hat die naturwissenschaftliche Weltanschauung von Kopernikus, Galilei und Kepler mit Newton zum Sieg gebracht, an die Stelle des mittelalterlichen traulichen Weltbildes das räumlich grenzenlose All gesetzt, in dem die Erde mit ihrer Geschichte nur ein Pünktchen ist, hat an Stelle des Sündenfalles die Naturbedingtheit des Menschen und seiner Geschichte gelehrt, also die objektive Kirchenlehre an einem wesentlichen Punkte beseitigt, ohne doch den subjektiven Glauben zu beseitigen. Erst sie hat den aus dem antiken und germanischen Heidentum stammenden mythologischen Glauben an eine teils übermächtige, teils ohnmächtige Zwischengeisterwelt beseitigt und damit die Wurzel des Hexenglaubens und -prozesses durchschnitten, erst sie stellte damit den Menschen unmittelbar unter Gott als das lebendige Bindeglied zweier Welten, erst sie hat damit auch einem wahrhaft menschlichen Verständnisse der biblischen Überlieferung über die Person Jesu Christi die Bahn geöffnet.

Neben der zunächst vom Ausland her in Deutschland eindringenden Aufklärung geht aber die andere tiefere und bald auch mächtigere **deutsche philosophische** Bewegung her, die, teilweise ihre Wasser mit denen der Aufklärung mischend und dann als selbständige eigenartige Bewegung die größte aller Entwickelungen des deutschen Geistes überhaupt herbeigeführt hat, den **deutschen Idealismus** und die deutsche Geschichtswissenschaft. Man würde dieser deutschen Bewegung, die mehr ist als eine bloß wissenschaftliche Neuerung, Unrecht thun, wenn man sie nicht unter die religiösen Bewegungen stellte, und wenn man verkennte, daß in ihrem Verlauf eigentlich alle theologischen Probleme, ausgenommen die rein historischen und philologischen, zur Verhandlung und bestimmten Auflösung gekommen sind. Dabei aber ist diese deutsche idealistische Philosophie ganz ausgesprochen Philosophie, d. h. vollkommen unabhängiges, voraussetzungloses Denken, was aber bei der deutschen Eigenart verständnisvolles Eingehen auf die bereits von der überlieferten Religion vorgetragenen Beantwortungen der eigentlichen Weltfragen des Denkens nicht ausschließt. Sie beginnt mit **Gottfried Wilhelm Leibniz**. In diesem Selbstdenker ersten Ranges wurde der in konfessionellen Streit, in politische Ohnmacht und in den Streit fürstlicher Häuser versunkenen Nation ein universeller Gelehrter, ein tiefer und reicher Meister beinahe aller Wissenschaften, vorwiegend der Mathematik, Philosophie und Historie, gegeben, kein Systemphilosoph, sondern ein wirklicher Weltweiser von prophetischer Bedeutung; ein erstes Aufleuchten der Gesamtwissenschaft, die nun von Deutschland aus die Welt erobern sollte. Vorbildlich hierfür ist auch seine Stellung zur Religion. Die Absicht seines Denkens nach dieser Seite hin, was natürlich hier nicht im einzelnen dargelegt werden kann, war, eine brauchbare Hypothese darüber aufzustellen, wie das selbständige Dasein der Weltdinge in und mit Gott gedacht werden könnte. Er hat den Gedanken des Individualismus, der doch die Einheit des göttlichen Weltgrundes nicht ausschließt, durchgeführt und damit die zwei Hauptrichtungen des deutschen Geistes mustergültig ausgesprochen. Die Welt ist ihm ein System geistiger Einzelwesen, umfaßt von dem schöpferischen Urwesen Gott.

Die deutsche idealistische Philosophie von Leibniz bis Hegel ist geleitet von dem Bedürfnisse, Religion und Philosophie zu versöhnen. Und die deutsche Philosophie nach Hegel hat

unter grundsätzlich völlig veränderten Verhältnissen dieses Unternehmen erneuert. Diese Philosophie entwirft ein Bild des Zusammenhanges der irdischen Dinge mit Gott. Sie ist also Metaphysik, Lehre vom wahren Sein der Dinge im Gegensatz zum Augenschein. Sie ist in ihrem ganzen Verlauf idealistisch: das Wesen der Dinge ist Geist. Nur scheinbar hat mit dem Eintritt Kants und seiner Vernunftkritik die Bewegung eine andere Richtung genommen. Denn auch er, der die Möglichkeit philosophischer Erkenntnis des wahren Wesens der Dinge hinter ihrer anschauungsmäßigen Wirklichkeit geleugnet hat, ist subjektiver Idealist, der in der sittlichen Natur des Geistes das eigentlich grundlegende Phänomen und das Siegel seiner Übernatürlichkeit behauptet hat.

Die erste Form, in der Leibniz' Geist auf die deutsche Nation eingewirkt hat, ist die Philosophie seines pedantischen Schülers Wolff, der von ihm den Buchstaben, nicht den Geist geerbt hat. Wolff, durch seine mathematische Methode, seine Nüchternheit und Faßlichkeit von geradezu unbegrenztem Einfluß auf die Kathederweisheit seiner Zeit, wurde der Vater des deutschen Rationalismus, der Lehre von der Begreiflichkeit und Beweisbarkeit aller göttlichen und übersinnlichen Wahrheiten, die ja zum Überflusse bereits durch Offenbarung mitgeteilt waren. Natürlich, daß man das beweisbare Übernatürliche dem nur auf Autorität hin geglaubten Übernatürlichen vorzog. So löste seit etwa 1750 beinahe allgemein dieser rationalistische Dogmatismus den orthodoxen Dogmatismus ab. Innerhalb einer vernünftig erklärten besten Welt waren Wunder und Unbegreiflichkeiten, auch wenn man sie gelten lassen wollte, unnötig geworden.

Diese Folgerung zog zuerst mit Rücksicht auf die Überlieferung der heiligen Geschichte Hermann Samuel Reimarus in seinem nur handschriftlich vorhandenen Werk, aus welchem Lessing seit 1774 „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten" veröffentlichte, die mit den stärksten Gründen die Geschichtlichkeit der biblischen Überlieferung im Alten und Neuen Testament angriffen. Damit wurde die Schicksalsfrage der wissenschaftlichen Theologie gestellt, und sofort ihre erste Verhandlung durch Lessing und den ihm folgenden Herder führte zur Aufstellung einer Hypothese über den geschichtlichen Ursprung des Christentums. Lessing eröffnete in seinen Erörterungen, die er den Fragmenten beigab, und in seinem gedankenreichsten geschichtsphilosophischen Traktat über die Erziehung des Menschengeschlechtes sowohl jene positive historische Kritik wie jene philosophische Behandlung der Religionsgeschichte, die in Herders Schriften weitergeführt wurde. Sie bahnte den Weg für die schöpferische Arbeit von Friedrich August Wolf, für die philologisch kritische Kunst, die aus den Resten der Überlieferung das Ganze des versunkenen Altertums wiederherzustellen sucht. Lessing und Herder, beide keine Philosophen von Beruf, waren die Erben von Leibniz' Geist. Lessing hat Leibniz' Idee von der Stetigkeit und von der Harmonie, die im Weltganzen herrscht, und seine Ansicht „von dem menschlichen Geist als dem Mikrokosmus im Makrokosmus" ausgebildet durch die Belebung der anderen Leibnizischen Idee von der Entwickelung und Individualität im historischen Leben, und Herder hat daraus die seiner Geschichtsphilosophie zu Grunde liegende Anschauung von der Stellung des Menschen und seiner Geschichte im Universum gewonnen. Sein gelehriger Schüler aber und bald sein überlegener Freund ward Goethe, der aus der Verbindung dieser Ideen mit der Einheitsidee des Spinoza jene dichterisch verklärte Weltanschauung gestaltete, aus der die Naturphilosophie und Geistesphilosophie der folgenden deutschen Systemphilosophen entsprang. Die Herdersche Ansicht von der geschichtlichen Entwickelung der Religion, an ihrer Spitze das ganz und gar menschlich gedachte „humanisierte" Christentum, verkündigt Goethes Bruchstück gebliebenes Gedicht „Die Geheimnisse".

Man kann diese **Weltanschauung** die **Religion der Humanität** nennen, verglichen mit der Weltanschauung der Kirche. Ihre Grundzüge sind folgende: Es ist die Aufgabe der Menschheit, im Anschluß an die gütige Natur eine immer höhere, geistige und sittliche Kultur zu entwickeln, wofür allen Völkern und Einzelnen individuelle Anlagen verliehen sind. Damit verwirklicht sie den Gedanken, den Gott mit ihr von Anfang an hatte. In diese Aufgabe muß auch die Religion sich einordnen. Sie besteht in dankbarer Liebe gegen Gott, in der zarten Rücksicht auf die Menschen. Ihr hat auch die richtig verstandene, aller mythologischen Hüllen, die sich um sie legten, immer mehr entkleidete christliche Religion gedient, die allein von Jesus selbst vollkommen verwirklicht ward. Freilich Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit sind mit ihr gleichberechtigte Wege, auf denen der Geist zum Ewigen emporsteigt, und keine Religion hat ein Monopol auf die Gottheit. Das lösende Wort über Vergangenheit und Zukunft der Menschheit wird nicht die Religion, sondern die Wissenschaft sprechen und die Kunst wird ihm den vollendeten Ausdruck geben; die Religion bietet dem gegenüber nur ein Bild, ein Symbol der Wahrheit dar. Es wird ihre Aufgabe sein, mittels dieses Symbols den Glauben an eine ewige Vernunft und Güte, die das All regiert, die Gesinnung der Ehrfurcht vor dem Göttlichen und der Humanität, d. h. der liebevollen Gerechtigkeit gegen alles Menschliche, zu verbreiten.

Die christlichen Gedanken von Sünde und Buße, von Versöhnung und Vergebung, von Wiedergeburt und Reich Gottes waren damit nicht unvereinbar, wie sich gerade in der Religionsphilosophie **Kants** zeigte, der sie alle, wenn auch umgedeutet, beibehielt. Aber bald glaubte man dieser längst entwerteten Ideen entraten zu können gegenüber der Herrlichkeit jener idealen Menschengestalten der Dichtung, in denen die schöpferische Kraft von Lessing, Goethe und Schiller, anknüpfend an die machtvollen und phantasiereichen Gebilde Klopstocks und Wielands, den Grundsatz verkündigten, daß der Mensch das Maß aller Dinge und ein Gott auf Erden sei. Daß der Himmel, den dieser Mensch in der Brust trug, auch der wirkliche Himmel sei, sein Glaube und seine Sittlichkeit die einzige Bürgschaft dafür, daß etwas Göttliches die Welt beseelt, das glaubte man nun dem großen Vernunftkritiker, der ein für allemal allen Dogmatismus vernichtet zu haben schien. Der kühnste Gläubige dieser Art war **Johann Gottlieb Fichte**. Die von ihm in Kants Schule gewonnene Zuversicht zu der Richtigkeit des sittlichen Glaubens wurde der Keim einer neuen idealistischen Weltansicht, der von dem schöpferischen Ich. Die Welt, die keinen anderen Zweck hat, als der Schauplatz sittlicher That zu sein, ist ein Geschöpf dieses Willens. So zerreißt der Schleier des Rätsels, den Kant mit dem „Ding an sich" übriggelassen hatte, die Welt war begriffen. Unmittelbar aus der Sittlichkeit erwuchs das Verständnis der Welt, die sittliche Zuversicht rief einen objektiven Idealismus hervor. Es bedurfte dieser Wandlung, wenn das Geschlecht, in dessen Seele das klassische Humanitätsideal gezündet hatte, in der Zeit der politischen Vernichtung Deutschlands Volk und Vaterland wiederfinden sollte. Kein Denker hat dazu so viel beigetragen wie der Patriot Fichte, der wegen seines angeblichen Atheismus, weil er nämlich Gott nur als moralische Weltordnung gedacht haben wollte, seine Lehrstelle in Jena aufgeben mußte und bald nach Preußen übersiedelte. Der „Atheist" endigte bekanntlich als Mystiker, dem alles wahre Leben ein „Sein in Gott" war, und der die höchste Offenbarung Gottes in dem Johanneischen Christus verehrte.

In Fichte erwuchs unmittelbar aus der „Vernunftkritik" eine neue Vernunftgewißheit, ein Vernunftglaube. Gerade der eigentliche „Seher" der religiösen Romantik, Novalis, war sein Schüler. Und Schelling hat seinen leitenden Gedanken in den Worten ausgesprochen, die man als das **Bekenntnis der ganzen idealistischen Denkerschule** bezeichnen kann: „Uns

allen wohnt ein geheimes wunderbares Vermögen bei, uns aus dem Wechsel der Zeit in unser innerstes, von allem, was von außen her hinzukam, entkleidetes Selbst zurückzuziehen und da unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige in uns anzuschauen. Diese Anschauung ist die innerste, eigenste Erfahrung, von welcher allein alles abhängt, was wir von einer übersinnlichen Welt wissen und glauben." Die klassische Humanität war optimistisch gestimmt, sie glaubte an die Erreichbarkeit der höchsten Ideale auf Erden wenigstens bis zu einem gewissen Grade, und sie war kosmopolitisch. Dabei hatte sie eine geschichtliche Größe so gut wie vergessen: die Kirche, und eine in weltbürgerlicher Vermessenheit allzu gering geschätzt: die Nation als politischen Faktor, die dritte aber geflissentlich übersehen, die Religion als Volksinstinkt. Es war ihr gegangen wie den Humanisten der Renaissancezeit. Nur daß ihre Vertreter zur selben Zeit einen Fonds tiefer Religiosität in sich trugen, in lauterem nationalen Empfinden die Ehre ihrer Nation wahrten und auch der Kirche nicht feindlich waren. Diese Lücke füllte die als unwiderstehliche Bewegung einsetzende Romantik aus.

Die Romantik war zunächst eine kritische Bewegung und teilte mit der klassischen Bewegung die Gegner: den Rationalismus und Utilitarismus. Aber sie war zugleich eine im Sinne tieferer Geschichtserkenntnis nachschaffende Bewegung. Sie hat für die Gebildeten unter ihren seitherigen Verächtern Religion, Kirche und Volkstum gewissermaßen neu entdeckt, indem sie in ihnen das Zentrum des geistigen Lebens erkannte. Religion ist der „Sinn für das Unendliche". (Schleiermacher.) Damit war die Kantische Vernunftkritik, die die objektive Wahrheit der kirchlichen Seelen- und Weltanschauung bestritt, ergänzt durch die Einsicht in die subjektive Notwendigkeit und Fruchtbarkeit des Glaubens, und es war der Weg gezeigt, wie man aus der geheimnisvollen Tiefe der Innenwelt die Gewißheit eines Universums göttlicher Art gewinnt. Dergestalt konnte die Romantik, deren Ursprung in den Kreisen einer im eigentlichen Sinne des Wortes konfessionslosen Frömmigkeit außer Zweifel ist, neben anderen Ursachen eine Quelle der Erneuerung für den religiösen Protestantismus und Katholizismus werden. Ihre erste Begeisterung für Kirche und Christentum war wesentlich künstlerischer, volkstümlicher Natur. Nicht den Streit der Bekenntnisse wollte man wieder erwecken, sondern ihr individuelles Recht begreifen, nicht die zerbrochene äußere Einheit der Kirche wiederherstellen, sondern eine höhere Einheit zwischen gleichfühlenden Geistern aller Kirchen stiften, eine heilige Allianz der Geister und der Völker in ihren tiefsten Interessen.

Dem Glauben der Romantik an die immer noch vorhandene Macht der Religion in den Völkern Europas entsprach die Erfahrung des europäischen Freiheitskrieges gegen Napoleon, und mit dem Sieg über diesen Feind aller Freiheit und Nationalität schien auch Gott und Himmelreich für die Welt wiedergefunden. Aus diesem Erlebnis entsprang die „Erweckung" in beiden Kirchen. Aber auch das, was in den Kreisen der klassischen Dichtung als letztes Geheimnis des Lebens erkannt worden war, blieb, und es bildete den unermeßlichen Hintergrund zu der nun aus den Anregungen der Romantik erwachsenden neuen Gesamtwissenschaft der Geschichte, d. h. der Wissenschaft von Sprache, Recht und Religion aller Völker, und zu der Vollendung der klassischen Philosophie in einem System von Ideen, die die wirkenden Grundlagen der Wirklichkeit sind. In dieser begriffenen Wirklichkeit haben auch Religion und Kirche ihre Stelle, sie sind für die Mehrheit der Menschen das Gefäß, in dem sie eine noch höhere Wahrheit bewahren, darum sorgfältiger Schonung empfohlen. Dem kritischen Geiste des 18. Jahrhunderts war im 19. ein aufbauender zur Seite getreten, der Natur und Menschengeschichte begreift als ein Ganzes, dessen eigentlicher Schöpfer Gott ist, nicht so wie die Kirchenlehre ihn

schildert als künstlerischen Bildner eines ihm fremden Stoffes, sondern als die dem Ganzen vorangehende und im Ganzen sich selber auswirkende Idee. Es ist Hegel, der in diesem Gedankenentwurf die Versöhnung von Glauben und Wissen gefunden zu haben glaubte.

Unter dem Einfluß dieses Friedensschlusses hat sich die Wiedergeburt der kirchlichen Theologie beider Konfessionen vollzogen. Den Gottesfrieden einer Versöhnung des kritischen Geistes mit den Kindheitserinnerungen der Menschheit und mit den höchsten Idealen unserer eigenen nationalen Vergangenheit von Karl dem Großen bis auf Luther und Friedrich den Großen atmet aber auch die deutsche Dichtung, Musik und Kunst des ersten Menschenalters in diesem Jahrhundert. Man nehme die Dichter von Uhland und Rückert bis auf Geibel, die Musiker von Weber und Schubert bis auf Mendelssohn und Schumann, die Künstler von Schinkel und Cornelius bis auf L. Richter, Ernst Rietschel, Moriz von Schwind, überall bildet den sozusagen stillen Hintergrund ihrer Schöpfungen der Glaube an eine innerliche persönliche Verbindung mit einer höheren göttlichen Welt und die Ehrfurcht vor den Geheimnissen heiliger Geschichte. Es ist das Kant-Fichtesche, das Lessing-Herdersche Erbe, der Glaube an das ewig Göttliche, an die sittliche Würde der Menschheit und an ihre Aufgabe, ein Werk Gottes auf Erden zu verwirklichen, das, in den mannigfaltigsten Gestalten aufgefaßt, doch die sonst nach allen Richtungen auseinanderstrebenden Geister unserer eigentlich nationalen Dichter, Geschichtschreiber und Selbstdenker verbindet.

Mehr als ein bloßer Repräsentant, ein Träger dieses Geistes ist Goethe geworden, der ebenso im Mittelpunkte der klassischen Entwickelung des deutschen Geistes wie im Vordergrunde der nachromantischen steht. Goethe, dessen religiöse Entwickelung hier zu schildern nicht der Ort ist, hat früh auf die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse in irgend einer kirchlichen Form verzichtet, und seine Ehrlichkeit verbot ihm, je wieder aus dieser Zurückhaltung herauszutreten. Er ist das „Weltkind“, das er früh geworden, bis ans Ende geblieben. Aber was die Zeitgenossen im Innersten bewegte, hat auch ihn berührt, und je tiefer seine Dichtung in das eigentlich nationale Wesen hineingriff, um so mehr hat sie sich den letzten Fragen alles christlichen und religiösen Denkens genähert. Nicht um sie zu einer erneuten Lösung zu bringen, sondern um sie in ihrer ganzen Größe als Fragen ehrfürchtig auszusprechen.

So im „Faust“, wenngleich dieses Gedicht mit seinen übereinander gelagerten Schichten von ganz verschiedenem Gehalte keine einheitliche Welt darstellt. Der Faust der letzten Fassung ist doch Goethe selbst oder der deutsche Mensch, der erwartet, nach einer auf das höchste gemeinnützige irdische Ziel gerichteten Thätigkeit unter dem Beistand göttlicher Gnade von der Seligkeit nicht ausgeschlossen zu sein. Kirche und Christentum spielen nur eine nebensächliche Rolle im inneren und äußeren Leben dieses Faust, eine um so größere die ihn überwachende göttliche Vorsehung. Es fehlt in dem Gedichte der kirchliche Gedanke der Buße und der der Wiedergeburt ebenso wie die ausschlaggebende Bedeutung der Persönlichkeit Christi als des Versöhners, es fehlt der kirchliche Protestantismus, darum ist am Schlusse nur der katholische Vorstellungskreis verwendet. Man wird also Goethe, der sich doch wieder energisch für einen „protestierenden“ Protestanten erklärt hat, keiner Konfession zuzählen können. Auch sein Christentum war seiner eigenen Art.

Sein Denken über religiöse Fragen ist dagegen typisch für viele Deutsche, typisch für den Gedankenzug der Gegenwart. Goethes, besonders im „Faust“ angedeutete Ideen über Natur und Geistesleben liegen dem Schelling-Hegelschen Weltbilde der sich entfaltenden Gott-Natur zu Grunde; aber so freundlich der Dichter diesen Tendenzen gegenüberstand, so ließ sich doch sein

untrüglicher Verstand durch keine Kunst der Spekulation blenden. Er blieb, während jene die Welt aus Ideen erklärten, dem Weg der umfassenden Induktion, der sorgfältigen Einzelbeobachtung treu. Und als nun schließlich das Traumbild dieser spekulativen Weltkonstruktion zerging, als die unwiderstehliche Macht der Naturforschung sich erhob, hat sich inmitten der von ihm in jeder Weise geförderten exakten Naturwissenschaft und Geschichtsauffassung sein harmonischer Glaube an die Vernunft und Güte des von einem Gott bewegten Weltalls behauptet als der Grundgedanke der neueren Philosophie. Damit verband er die Ehrfurcht vor dem je länger je mehr in seiner einzigartigen Hoheit ihm einleuchtenden sittlichen Evangelium der Bibel.

Als Ziel aller Weltentwickelung erschien ihm im Einklang mit Natur- und Geschichtswissenschaft die sittliche Kultur, die allein das Evangelium gewährt, die wahrhafte, allgemeine christliche Zivilisation und Humanität. Der kürzeste Ausdruck für das Verhältnis, in dem sich ihm Glauben und Forschen darstellten, ist sein bekanntes Wort: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren." Er, dem alle Dichtung doch nur der durchsichtige Schleier war, den man aus der Hand der Wahrheit empfängt, stand ehrfurchtsvoll still vor dem ungelösten Geheimnis der Welt und hat damit auch einer neuen Philosophie die Bahn gewiesen. Nicht minder machte er Halt vor der Offenbarung des Göttlichen in der Person Jesu Christi.

Auch nach dem Zusammenbruch der großen spekulativen Systeme der Welterklärung, die dann doch keine eigentliche Erklärung boten, ist die Philosophie in Deutschland nicht verstummt. Vielmehr wurde das Leibniz'sche Problem der harmonischen Weltanschauung nun aufs neue und in teilweise engerem Anschluß an ihn erörtert. Das Charakteristische der neueren deutschen Philosophie ist die Verbindung der Ergebnisse exakter Naturforschung und Geschichtswissenschaft, in denen die letzten Elemente der unserem Denken erreichbaren Wirklichkeit festgestellt werden, mit einem Versuch solcher Deutung, daß entsprechend den idealen Bedürfnissen unseres Geistes und Gemütes der Glaube an die Wirklichkeit eines höchsten Guten, an eine moralische Weltordnung und an eine höhere Vollendung des irdisch unvollendet abgebrochenen Daseins als berechtigt erscheint. Mit dieser viel bescheideneren Darbietung der letzten rätsellösenden Gedanken als Zeugnisse eines „philosophischen Glaubens", wie die beiden mehr an Herbart als an Hegel anknüpfenden Leibnizianer Gustav Fechner und Hermann Lotze gethan haben, ist naturgemäß dem Glauben überhaupt wieder ein größerer Spielraum eröffnet und demzufolge ein viel innigeres Verständnis seiner Bedürfnisse auch bei der gesamten sonstigen Gelehrtenwelt eingekehrt. Die anerkannt ersten Meister unserer Sprachwissenschaft, Geschichtswissenschaft, Rechtswissenschaft, Philologie und Staatswissenschaft, die Grimm, O. Müller, Lachmann, Niebuhr, L. Ranke, Dahlmann, Savigny, Thibaut, Jhering, Roscher und viele andere, haben die durchschlagende Bedeutung nicht bloß von Religion und Kirche, sondern auch die Elemente unentbehrlicher Wahrheit, die darin enthalten sind, anerkannt, ohne damit irgendwie der freien Forschung eine Grenze zu ziehen. Der Glaube, daß gerade die unerschrockenste Forschung nach der Wahrheit schließlich doch zum Heiligtum der Kindheit irgendwie zurückführen müsse, scheint ein vorwiegend deutscher Glaube zu sein.

Unter diesem Gesichtspunkt, als einer Etappe auf dem Weg zu einer das ideale Bedürfnis befriedigenden Erklärung der Rätsel der Religionsgeschichte, hat man auch die eigentlich kritische Theologie zu betrachten, die, von allen kirchlichen Gesichtspunkten frei, nur um der Wahrheit willen die Erforschung der Urkunden unserer Religion unternommen hat. Bis vor kurzem hatte nur Deutschland eine solche; jetzt beginnen ihre Gedanken auch in den Nachbarländern

sich zu verbreiten. Es scheint wichtig, diese kritische Theologie durchaus zu trennen von dem direkten Angriff auf das Christentum in jeder Form seiner Erscheinung, von dem ausgesprochenen philosophischen Atheismus. Er ist dreimal in diesem Jahrhundert in streng wissenschaftlichem Gewande aufgetreten, und auch er ist streng genommen in keiner seiner Formen vollkommen irreligiös. Er ist nämlich in allen Gestalten mehr idealistisch als materialistisch. Die erste Form ist der brahmanisch-buddhistische Pessimismus Schopenhauers, der in der Anpreisung der quietistischen Mystik gipfelt, also von christlicher Theologie wesentliche Bestandteile gelten läßt, nur freilich nicht ihr Zentrum, den Glauben an einen liebevollen Gott. Die andere Form ist der Humanismus Feuerbachs, dem alle Religion nur die Verdoppelung des menschlichen Ich, die Anbetung des Ideals seiner selbst als Wirklichkeit ist, also Illusion. Die dritte ist das Wiederaufleben des innersten Gedankens der heidnischen Renaissance des 16. Jahrhunderts in Nietzsches Träumen von dem Übermenschen, der einer künftigen, stärkeren Rasse die Bahn bricht durch herrisches Niedertreten der durch das Christentum zermürbten Sklavengesinnung. Jeder dieser Atheismen entspringt einem Wahrheits-, Schönheits- und Lebensdrang, jeder hat auch verkannte tiefe Wahrheiten wieder in ein besseres Licht gesetzt. Jeder sieht sein Ideal entweder in der Vergangenheit oder in der Zukunft.

Alle aber standen sie im Kampfe wider das Christentum in jeder seiner Gestalten, weil dieses Christentum ihnen als sozialistischer, die individuelle Freiheit und Größe beeinträchtigender Massenglaube erscheint. Das schließt nicht aus eine vielfach gerechtere Würdigung seines tiefsten Kernes sowohl bei Schopenhauer und seinen Nachfolgern wie bei Nietzsche. Dagegen erstrebt die kritische Theologie die Läuterung des Christentums auf wissenschaftlichem Wege. Es ist kein geschichtliches Unrecht, wenn man als ihren Geburtstag das Erscheinen des „Lebens Jesu" von David Friedrich Strauß annimmt (1835). Längst war diese Kritik vorbereitet durch die rationalistische Kritik Semlers einerseits, die schöpferische Kritik Lessings und Herders anderseits, und längst war eine fruchtbare Bahn philologisch kritischer Behandlung der Bibel und der christlichen Religion überhaupt gebrochen von Schleiermacher und de Wette und verfolgt, um nur einige zu nennen, von Karl Hase und Karl August Credner. Aber alle jene Gelehrten arbeiteten im Dienste der kirchlichen Universitätswissenschaft. Strauß stellte sich der Kirche gegenüber mit der Frage nach ihrem geschichtlichen Ursprung. Nicht die Antwort, die er gab, sondern die Frage, die er aufwarf, wurde das Bedeutsame. Aufgeworfen aber wurde sie in keinem religionsfeindlichen Sinn, sondern aus ehrlichem wissenschaftlichen Wahrheitsdrang. Und dem entsprach auch neben den persönlich unliebsamen Folgen, die diesen klaren und ehrlichen Denker zum wirklichen Opfer seiner Überzeugung machten, die geschichtliche Folge seines Auftretens, nämlich die Bildung einer Schule rein historischer Erforschung der christlichen Religion unter der Führung seines einstigen Lehrers Ferdinand Christian Baur. Erst die hier von ganzen Generationen von Gelehrten unternommenen umfassenden Untersuchungen haben Ziel und Weg einer wirklich geschichtlichen Wissenschaft von der christlichen Religion im Zusammenhang mit allen Religionen festgestellt, die keineswegs geleitet ist von dem Wunsche, die Religion als die zentrale Thätigkeit des Menschengeistes, in der alle andere Kultur wurzelt, ihres göttlichen Ursprunges zu entkleiden, sondern vielmehr beseelt von der Überzeugung, daß in dem religiösen Besitz der Menschheit, der immer wieder durch die ihr gesendeten Propheten entwickelt und vermehrt wird, die eigentliche originale Ausstattung unseres Geschlechtes und den eigentlichen Reichtum seiner Geschichte besteht. Das aber ist der Gedanke, den zuerst Hamann und Herder in kühnen Bildern ausgesprochen, und den alle unsere großen Philosophen wiederholt haben. So liegen also die Gedanken des

christlichen Humanismus auch dieser Theologie zu Grunde. Ihre Wege vereinigen sich vielfach mit denen solcher Denker, die ursprünglich von ganz anderen Ausgangspunkten kamen, so mit denen der Freunde Chr. J. von Bunsen und Richard Rothe, die, vom Pietismus herkommend, der eine in der Entfaltung des Gottesbewußtseins durch die Geschichte die eigentliche Offenbarung Gottes erkannte, der andere in der christlichen Erlösungsgeschichte die thatsächliche Bestätigung des konsequentesten Denkens der von Gott erleuchteten Vernunft erblickte. Was die mehr kritische und die mehr philosophische freie Theologie auch mit der kirchlichen verbindet, ist die Annahme, daß aller religiöse Glaube und alles religiöse Erkennen nur Wert hat, wenn es auf der innersten und freiesten Überzeugung beruht.

Damit ist das Charakteristische des Geistes der deutschen Gelehrtenwelt berührt. Ihre einzelnen Glieder pflegen, unangesehen welcher Fachwissenschaft sie dienen, beinahe jeder sein eigenes Verhältnis zur religiösen Frage zu haben, oft genug so, daß sie niemand davon unterrichten. Hier ist also im verwegensten Sinne des Wortes „die Religion Privatsache". Das bedeutet bei vielen keineswegs, daß sie ihnen gleichgültig ist, sondern daß sie ein wirkliches inneres Heiligtum des Individuums ist. Und darin erblicken wir eine notwendige Entwickelung der deutschen Religion überhaupt. Indem unsere Nation am Beginn ihrer Kulturarbeit die heimische Religion aufgab, sie aufopfernd einer nur geahnten höheren Wahrheit, übernahm sie in ihren eigenen Augen die Verpflichtung, diese Religion nach allen Seiten hin als Wahrheit zu befinden. Das hat sie gethan. Ein erster Aufstand des deutschen Geistes um der Wahrheit in der Religion willen, war die Reformation. Ein zweiter Aufstand ist die im vorigen Jahrhundert beginnende, in diesem vollendete Emanzipation der Wissenschaft von jeder kirchlichen Bevormundung. Denn im Hintergrunde dieser Forderung steht der Glaube, daß dabei Religion und Christentum nur gewinnen könne. Und was dabei als Ideal des Christentums vorschwebte, das war im Grunde doch jenes Bild gottinniger Menschlichkeit, angeschaut in der Persönlichkeit Jesu Christi, wie es sich den deutschen führenden Geistern am Ende des vorigen Jahrhunderts gezeigt hatte.

So könnte man als charakteristisch auf diese gesamte vielgestaltige, individualistische Religiosität das Wort Schillers, das viel mißbraucht worden, anwenden:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

Das will doch besagen, daß höher als jede unserer Vorstellungen von Gott das Göttliche selber ist. Und man kann es ergänzen durch Goethes selten im vollständigen ursprünglichen Gedankenzusammenhange citiertes Wort von dem „edlen, hilfreichen und guten Menschen":

Heil den unbekannten
Höhern Wesen, die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch,
Sein Beispiel lehr' uns jene glauben.

Also: allein die wirkliche menschliche Gutthat führt zum Glauben an den unsichtbaren Gott.

Dieser Humanismus kann auch nicht die letzte Form unserer religiösen Entwickelung sein. Wir sind Zeugen einer sich vorbereitenden neuen Renaissance christlicher Ideale in kräftigerer konkreterer, nur mehr nationaler Gestalt; und die Künste, vor allem Musik, Malerei und Bühnenkunst, scheinen davon durchdrungen. Jenes unbewußte Christentum, das sich fürchtet zu scheinen, als ob es ganz ausspräche, was doch nicht ausgesprochen werden kann, jener zarte Glaube, daß das Überschwenglichste, was wir ahnen können, doch Wahrheit ist, sind das Kapital, von dem unsere gesamte deutsche Kunst und Musik zehrt. In so manchen der ergreifendsten

Töne von Richard Wagner und noch zuletzt in den Werken von Johannes Brahms hat dieser Glaube reichen Ausdruck gefunden.

Was als die schwerste geschichtliche Fügung erscheint, die unserem Volke beschieden ist, zwei Formen christlicher Religion, beide mit gleicher Innigkeit, mit gleichem Aufwand von Geist und Gewissen in sich zu tragen und auszubilden, das hat sich bis jetzt als ein Mittel erwiesen, um unsere Nation tiefer als jede andere hineinzuführen in das eigentliche Wesen aller Religion: Ehrfurcht vor einer höheren Ordnung des Daseins und aufopfernder thätiger Dienst im Gehorsam gegen diese Ordnung. Keinem anderen Volk ist darum die Unterscheidung zwischen Kirche als äußerer Angelegenheit und Religion als Herzensangelegenheit, zwischen Theologie und Kirchenpolitik als äußerer und Christentum als Herzensangelegenheit mehr zum Bewußtsein gekommen als dem deutschen, und darauf gründet sich darum allein die Hoffnung, daß wir nach verbitternden konfessionellen Kämpfen immer wieder zu einem leidlichen Gleichgewichts- und Friedenszustand gelangen werden.

Da sich in unserem Nationalgebiete die Elemente verschiedener Konfessionen immer mehr vermischen, und da der Deutsche geneigt ist, der von ihm erkannten Wahrheit die Nation hintanzusetzen, darum auch zuerst nach seinem Glauben fragt und dann nach seinem Volke, so beruht auf dem Vorhandensein einer starken, wenn auch verborgenen Macht konfessionsloser Religiosität eine der Bürgschaften unserer Zukunft. Sie existiert nicht in Gestalt eines formulierten Glaubensbekenntnisses. Alle Versuche, ganz individuell denkende freie Geister zu einer noch so freien Religionsgesellschaft zu vereinigen, sind regelmäßig gescheitert. Sie existiert nur als eine stillschweigende, gleichlautende Überzeugung vieler Einzelnen in allen verschiedenen Konfessionen vom Walten Gottes in der Geschichte, vom Gottesbewußtsein der Menschen als einer Bürgschaft der Nähe Gottes. Sie gebietet überall dem religiösen Urteil Schweigen, solange die Wissenschaft am Werke ist, die Wahrheit zu erforschen, weil sie der Überzeugung lebt, daß schließlich ehrliche Forschung doch bei keinem Ziel anlangen wird, wo sie den Bedürfnissen des Gemütes ins Angesicht schlagen würde. Darum nimmt sie aber auch jede ausgeprägte Religionsform nur für ein Symbol des hier auf Erden für uns Unerforschlichen. So stellt sich ihr allerdings das Göttliche nicht in fertigen Begriffen dar, über Persönlichkeit oder Nichtpersönlichkeit Gottes entscheidet sie nicht, die geschichtliche Erscheinung Jesu Christi wird entweder der Reihe menschlicher Größen eingereiht oder über sie erhoben, die Institution der Kirche wird mit Gunst oder Ungunst behandelt. Auch pflegt bei uns, wer kein Theologe ist, selten ein Glaubensbekenntnis abzulegen, nicht weil er nichts glaubte, sondern weil es ihm scheint, als entziehe sich der zarte seelische Inhalt des innersten Hoffens und Ahnens jeder lehrhaften Fassung. Anderseits sehen wir dieselben Leute auf formulierte Bekenntnisse den größten Wert legen, die sich doch die freieste Umdeutung derselben gefallen lassen.

Für wen die Religion nur besteht in der Annahme feststehender Glaubenssätze, dem könnte die Mannigfaltigkeit nur religiöser, nicht eigentlich christlicher Stimmungen, die in unserem geistigen Leben zum Ausdruck kommen, bange machen; darum pflegen auch weder Franzosen noch Engländer unsere Religiosität zu verstehen. Wer in der Religion selbst das tiefste Suchen der Menschheit nach dem Grund und Ziel ihres intellektuellen und moralischen Daseins sieht, der kann sich über diese Mannigfaltigkeit nicht wundern. Aber dicht neben diesem Suchen liegt das Finden. Vielleicht hat keiner unter den betrachtenden Dichtern des Jahrhunderts dem Verlangen nach Ruhe in Gott bei aller Rastlosigkeit des äußeren Ringens und Strebens nächst Goethe tieferen Ausdruck gegeben als Rückert in seiner „Weisheit des Brahmanen“. Und derselbe Dichter,

der hier glückselig ist, aufzugehen im göttlichen All, hat das biblische Christusbild der Kirche in Verse gebracht und damit ein für allemal seinen positiven Christenglauben ausgesprochen. So sind die meisten religiösen Selbstdenker Deutschlands, eben weil sie das sind, schwer einer „Richtung" zuzuschreiben. Dagegen hat jede Schicksalswendung und nationale Gefahr unseres Vaterlandes im letzten Jahrhundert gezeigt, welch reicher Schatz von Religion im Herzen der Nation verborgen liegt. Daß auch die sozialdemokratische Agitation darauf sorgsam Rücksicht zu nehmen gelernt hat, ist lehrreich, wenn auch nicht beweisend. Sie muß vor allem mit den Kirchen rechnen, ehe sie hoffen darf, sie zu stürzen.

Aus tiefer Ahnung eines Neuen, das sich nach dem Verlauf unserer ganzen Geschichte vielleicht bilden will, hat Lagarde, der einsame Gelehrte, 1873 geschrieben: „Unsere Aufgabe ist nicht, eine nationale Religion zu schaffen — Religionen werden nie geschaffen, sondern stets offenbart — wohl aber alles zu thun, was geeignet scheint, einer nationalen Religion den Weg zu bereiten und die Nation für die Aufnahme dieser Religion empfänglich zu machen, die, wesentlich unprotestantisch, nicht eine ausgebesserte alte sein kann, wenn Deutschland ein neues Land sein soll, die, wesentlich unkatholisch, nur für Deutschland da sein kann, wenn sie die Seele Deutschlands zu sein beginnt, die, wesentlich nicht liberal, nicht sich nach dem Zeitgeist, sondern den Zeitgeist nach sich bilden wird, wenn sie ist, was zu sein sie die Aufgabe hat, Heimatsluft in der Fremde, Gewähr ewigen Lebens in der Zeit, unzerstörbare Gemeinschaft der Kinder Gottes mitten im Hasse und der Eitelkeit, ein Leben auf Du und Du mit dem allmächtigen Schöpfer und Erlöser, Königsherrlichkeit und Herrschermacht gegenüber allem, was göttlichen Geschlechtes ist." (Deutsche Schriften.)

Und Karl Müllenhoff, der tiefe Ergründer unserer Volksart, hat seinen Umriß der „deutschen Religion" unter anderem in folgenden Sätzen gegeben: „Auf dem Glauben, daß es zwischen der den Menschen unsichtbar innewohnenden Kraft und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden eine innere geheime Übereinstimmung gebe, da alle Wahrheit nur ein Abglanz der ewigen ursprünglichen sein kann" (Wilhelm von Humboldt), „beruht alle Wissenschaft und Forschung, alles ideale Streben und sittliche Handeln. In diesem Glauben haben auch Goethe und Schiller gelebt und gewirkt, und in ihm wurzelt ihr Ideal. Bei den Griechen aber gerade der schönsten Zeit blieb noch ein Zwiespalt zwischen dem Göttlichen und Menschlichen. Im Christentum ist er ausgeglichen, aber das Bewußtsein, daß es auch über die Formen der Kirchen und Konfessionen hinaus noch eine Wahrheit, eine Gemeinschaft des Menschen mit Gott, eine Einheit des Endlichen und Unendlichen gebe, ist erst in der modernen Welt durch die Ausbreitung der wissenschaftlichen Forschung lebendig geworden und hat in dem Humanismus nur seinen Ausdruck und die Gestalt einer sittlich-religiösen Lebensüberzeugung gewonnen, die aber, weit entfernt, eine neue Schranke aufzurichten, vielmehr über die Schranken des religiösen Bekenntnisses hinweg hebt. Unbeengt von irgend welchen Formeln und Dogmen steht doch der Humanismus auf dem Boden des Christentums. Er ist nur eine Frucht der gesamten Kulturentwickelung der christlichen Welt und ist mit dem Christentum einig in der höchsten und letzten Forderung. Denn das Ideal ist dasselbe, wenn dies von uns verlangt, den Willen Gottes zu erfüllen aus Liebe zu Gott und vollkommen zu sein, gleichwie der Vater im Himmel vollkommen ist, wenn es alle zu einem königlichen Priestertum beruft und uns die Freiheit der Kinder Gottes im Geist und in der Wahrheit verkündet. Auch Schiller erkannte im Christentum die Anlage zum Höchsten und Edelsten, die einzige ästhetische Religion, die Religion der schönen Sittlichkeit, welche die Äußerlichkeit des Gesetzes aufhebt. Der Humanismus ist nur ein Schritt weiter auf der Bahn

des Protestantismus, der die Autorität der römischen Kirche verwarf, zu den reinen ursprünglichen Formen des Christentums zurückstrebte und die freie Forschung schuf; er glaubt, daß ihm auf seiner Bahn auch die bestehenden Kirchen folgen müssen, wenn anders das Christentum zur Religion der Menschheit bestimmt ist: man lerne nur die Form wie in der Poesie und Kunst als Form betrachten. Erst im Humanismus ist das furchtbare Problem, das unserer Nation mit der Verpflanzung der lateinischen Kirche auf ihren Boden gestellt ward, völlig gelöst und mit der Idee der Menschheit ihr endlich die Freiheit wieder geschenkt, nach ihrem eignen inneren Gesetze zu leben." (Deutsche Altertumskunde.)

Die deutsche Religion war niemals bloß Lehre und System, Logik und Ordnung wie die römische und teilweise die romanische, sondern stets auch Überzeugung und Leben. Auch das deutsche Christentum unterscheidet sich von anderen nationalen Formen des Christentums, der französischen, italienischen, englischen und so fort. Alles Christentum besteht im Gottesglauben, Glauben an das Dasein einer höheren Welt und an eine menschliche Offenbarung der Gottheit. Dem romanischen Geiste entsprach die streng logische Gottesidee von der alles bewirkenden Ursache; sie spiegelt sich auf Erden wider in einer hierarchischen Ordnung, die sich in der oberen Welt sozusagen nur wiederholt in potenzierter Gestalt. Ordnung ist dem Romanen das Wesen der Gottheit; und dazu gehört ein Christusideal, das in der Selbstvernichtung bis zum äußersten geht, um dann wieder, emportauchend aus den Tiefen des Leides und der Armut, zur höchsten Majestät zu schweben. Dem englischen Geiste entspricht eine gewisse Reserve der unnahbaren Gottheit, die sich auf ein wohlabgewogenes Maß von Mitteilungen an die Menschheit beschränkt, und ein Christus, der über seiner Pflicht als Menschensohn seine Rechte als Gottessohn nicht vergißt. Das Wesen der Gottheit ist dem Engländer Recht und Freiheit.

Die deutsche Gottesidee ist die einer lebendigen Güte, die als wirksame machtvolle Ordnung der Welt zu Grunde liegt. Ihr Wesen ist Persönlichkeit im Sinne individueller Lebendigkeit. So ist auch das Verhältnis zu ihr ganz persönlich. Das Individuum geht hier nicht auf in das Ganze. Mag er noch so gemeinnützig denken, Gott gegenüber fühlt sich der Deutsche als Individuum. Und Gott verlangt von ihm vor allen Dingen einen Charakter, einen ganzen Menschen, weniger ein Werk, ein Opfer, eine Leistung. Der Deutsche trachtet mehr nach persönlicher Vollkommenheit als nach dem Reiche Gottes. Demnach ist dem deutschen Katholiken die Kirche weniger ein Tempel, ein mächtiger Dom, als vielmehr eine traute Heimatflur, ein Familienheiligtum. So wie Albrecht Dürer ihn gemalt hat, denkt er sich den Himmel mit den Seligen aus allerlei Volk, auch gespornten Rittern und Bauern mit dem Dreschflegel, nicht, wie er in den päpstlichen Gemächern gemalt ist, als feierliches Konzil. Die deutschen Heiligen sind keine strengen Büßer und grübelnde Philosophen, sondern tapfere Ritter, biedere, gutmütige Riesen, hilfreiche Frauen, oft genug scherzhafte und fröhliche Mönche. Jesus Christus ist nicht der thronende Himmelskönig des byzantinischen Dogmas, sondern ein thätiger und leidsamer Heiland, auf dessen Person man sich mehr verläßt als auf sein Werk und Opfer. Die scholastische Unterscheidung von Person und Werk Christi hat der unverbildete deutsche Verstand niemals begriffen.

Ebenso eigentümlich ist im Protestantismus das deutsche Christentum bestimmt. Das Gefühl völliger Abhängigkeit von Gott hat nichts Mechanisches, die vollkommene Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit ist nicht wie bei Augustinus metaphysisch gedacht, sie beruht nicht auf einem unvordenklichen Verhängnis, sondern, wie Kant es ausdrückt, sie wird aufgefaßt als eine persönliche Schuld. Trotz des Glaubens an teuflische Mächte, die den Menschen umdrängen,

bleibt das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit, das Gegenteil aller eigentlichen Prädestination. Die Bibel, die nun die einzige Quelle der Religion geworden, wird zum Bilderbuch religiöser Charaktere, verknüpft mit Trost- und Lehrsprüchen, zu einem Schatzkästlein guten Rates, nicht zu einem Lehrbuch überirdischer Geheimnisse. Wo sie das in mystischen und separatistischen Kreisen geworden ist, hat es an der baldigen Reaktion eines gesunden Natursinnes nicht gefehlt. Demgemäß ist dem Protestantismus die Kirche, d. h. die Lehr- und Kultusgemeinschaft, in der er seines Heiles sicher ist, eigentlich eine große Schulstube, in der Gott der Herr und der Herr Christus katechisieren, wie dies Hans Sachs so unnachahmlich geschildert hat, aber der Blick geht zum Fenster der Schule hinaus in eine lustige grüne Welt, die wie Gottes Hausgarten daliegt, in dem für alle Bedürfnisse freundlich vorgesorgt ist, und die den Himmelsgarten vorbildet. In dieser Welt stehen sich die Konfessionen eigentlich doch wie zwei Schulhäuser als eifrige Wettstreiter, aber nicht als Feinde gegenüber.

Darum hat sich die praktische deutsche Frömmigkeit immer wieder auf gewissen Linien vereinigt. Mystische Schriften und Erbauungsbücher, wie Thomas a Kempis, sind beiden Konfessionen gemeinsam. Annette von Droste-Hülshoff zählt mindestens soviel Verehrer ihrer religiösen Dichtungen unter Protestanten wie unter Katholiken; erst in unseren Tagen beginnt auch hierin die Trennung. Der Grund ist das gemeinschaftliche religiöse Gemütsbedürfnis: man erstrebt ehrliche Überzeugung von der Lehrwahrheit, pünktliche Pflichterfüllung, keine Kasteiung, keine Ekstase, dagegen gutes Gewissen, Seelenfrieden, Menschenfreundlichkeit, Gelassenheit und guten Humor. Nur eine religiös-moralische Richtung, die ja ihre ursprüngliche Heimat nicht im Christentum, sondern in der pantheistischen Religion des Heidentums hat, ist niemals tief eingedrungen in das deutsche Wesen: die Askese. Im deutschen Katholizismus hat sie nie geblüht; der Schopenhauersche Pessimismus hat fruchtlos für sie geworben. Sie bleibt uns ebenso fremd wie die gewaltsame Uniformierung der Religion in der Inquisition. Denn die Religion der Deutschen ist nun einmal weltfreudig, der Schöpfung freundlich, sie sieht an der Natur, deren Schrecken ihr nicht unbekannt sind, doch vorwiegend, anders als die skandinavische Religion, die freundliche Seite. Im Gegensatz dazu wie der große Schotte Carlyle unter seinem Nebelhimmel die Religion der Teutonen sich dachte, ist die deutsche Religion trotz alles Teufelspuks, der sie früher beschäftigt hat, doch optimistisch; sie glaubt an den Sieg des Guten auch hier auf Erden, nicht an den unablässigen endlosen Kampf mit den Dämonen.

Vielleicht drückt das gottesfürchtige, edelsinnige, liebreich thätige Christentum, wie es in der Aufklärungszeit übereinstimmend von protestantischen und katholischen Schriftstellern geschildert worden ist, wie es Lessing und Wieland, Goethe und Schiller als ehrwürdig vorschwebte, wie es aber auch noch von J. M. Sailer, von Claus Harms, von Caspari und von Gerok. von Fritz Reuter und W. H. Riehl verkündigt worden ist, ein praktisches Ideal deutscher Frömmigkeit aus, soweit diese sich ganz in heimischen Gleisen bewegt.

Die schärfere konfessionelle Ausprägung der Religion im letzten Jahrhundert hat wieder mehr zu älteren Mustern der Frömmigkeit zurückgegriffen, dabei aber auch, entsprechend der tiefen Veränderung unseres gesamten Lebens durch die steigende technische Bewältigung der Naturkräfte, den Gedanken der Beherrschung der Welt und alles Irdischen durch sittliche Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt. So steht die Gegenwart der Natur zwar minder ehrfurchtsvoll und zartsinnig gegenüber, aber um so höher wird als in Gottes Auge der einzelne Mensch geschätzt. Die moderne Anschauung von der Natur als dem sich zu immer höheren Lebensformen emporringenden Weltganzen, von der Geschichte als der schmerzenreichen, leidvollen Entwickelung

unseres Geschlechts nach oben, hat zwar den traulichen Hauch, der über der früheren, engeren Welt lag, weggenommen, aber um so mächtiger tritt die Ahnung auf, daß die wahre Welt jenseit der sichtbaren Dinge im Inneren liegt. „Im Inneren ist ein Universum auch", sagt Goethe.

Niemals ist die deutsche Frömmigkeit in dem Sinne ausschließlich national gewesen, als ob die Gottheit ein Privilegium der deutschen Nation sei. Das ist ein Hauptunterschied von romanischer Frömmigkeit. Der französischen Nationalbitte „O Marie protège la France" steht nur scheinbar das Wort des Freiheitssängers vom „deutschen Gott" gegenüber. Das war doch nur die Übertreibung einer Notzeit. Ebensowenig wiegt bei deutscher Frömmigkeit männlicher oder weiblicher Charakter vor. Frauen haben auf ihre Ausbildung wesentlich eingewirkt im ritterlichen und mystischen Mittelalter, im Pietismus und Herrnhutertum, in der Romantik; die Männer in der Bekehrungszeit, in der Reformation, im Zeitalter der Kritik. Gott gegenüber tritt der Unterschied der Geschlechter zurück, denn Gott ist weniger Gegenstand des Genusses und des Entzückens, als ein Unterpfand der Pflicht, der Hüter des gemeinen Rechts. So ist der deutsche Christus nicht der kindliche Gott auf den Armen einer wunderschönen Frau, auch nicht ein visionärer Schemen, sondern ein ernster, treuer, hilfreicher Mann, der sich zu dem neigt, „was unter ihm ist". Die deutsche Religion erstrebt Frieden mit Gott, Trost im Leiden, Kraft zum Guten, aber nicht zum außerordentlich Guten, sondern zum bürgerlich Guten.

Auch die eigentlich nationale Kunst strebt nicht danach, dem Göttlichen einen vollendeten Ausdruck zu geben in menschlicher Gestalt und Schönheit, sie verzichtet auf den Wettbewerb *mit* der klassizistischen Renaissancekunst, sie ist zufrieden damit, den Widerschein des Göttlichen im Menschlichen, in der Ergriffenheit der ganzen Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen.

Das deutsche Christentum ist die Religion einer fleißig arbeitenden, sich bescheidenden, der persönlichen Unzerstörbarkeit aller ihrer Glieder sicheren Familie. Es ist Glaube, Ehrfurcht, Gewissen, Milde, Thatkraft, Gerechtigkeit, es ist freudiger Aufblick zu einem persönlichen Ideal religiös sittlicher Tüchtigkeit. Dafür zeugt sogar der deutsche Atheismus, ob er in pessimistischer oder in anarchistischer Gestalt auftritt, denn was er an der Welt vermißt, weswegen er nicht an den Gott über ihr glauben mag, das sind diese Züge. Er möchte glauben nur an den Gott, den wir glauben. Eben darum ist dieses Glaubens notwendige Ergänzung jene Hoffnung, die Goethe formuliert hat in Worten, die Carlyle als den „Marschgesang der teutonischen Nationen" bezeichnet hat, und die wir vielleicht mit mehr Recht und in noch tieferem Sinn, als Goethe es in seiner Freimaurersprache meinte, als ein „Symbolum", nämlich als das Glaubensbekenntnis deutscher religiöser Ahnung bezeichnen können:

Es rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

8.

Das deutsche Recht.

Von

Adolf Lobe.

Das deutsche Recht.

Wie Sprache, Dichtung und Kunst, wie Religion, Sitte und Wirtschaft, so ist auch das **Recht** ein Bestandteil des Gemeinlebens der Menschen, eine Lebensäußerung des Volkes. Es ist der gemeinsame Wille, der den Einzelwillen der Glieder der Gesamtheit als Richtschnur dienen soll. „Was das Recht sagt, hat statt.“ Recht ist also zunächst das nach diesem Gemeinwillen sowohl im einzelnen Falle „Gerichtete“ — „Recht ist gerade“ — als der Inbegriff aller so gerichteten „Lagen“ (angelſ. lagu, frieſ. log, engl. law). Recht ist die Ordnung, „die die Welt regiert“. Dieser ordnende und richtende Wille aber wird bestimmt durch die der Gemeinschaft innewohnende Überzeugung und Vorstellung von dem zu verwirklichenden Zustande der Ordnung, wonach jedem zugeteilt ist, was ihm zukommen kann, ohne die Ordnung zu stören, von der dem Menschen innewohnenden Idee des Gerechten, von dem Gefühle der Billigkeit, und so heißt das Recht selbst bei den Deutschen geradezu „Billigkeit“. „Was dem Einen recht ist, ist dem andern billig“, „Das ist Recht, was recht ist“.

Ruht also im letzten Grunde das Recht im **Gefühl** der zum Gemeinleben verbundenen Volksgenossen, so muß sich auch vornehmlich im Rechte **das innere Wesen dieser Volksgenossen ausprägen.** Die Bethätigung des Gemeinwillens geht aber in Zeit und Raum vor sich und überdauert wie das Gemeinwesen selbst das einzelne Glied. Das Recht nimmt darum teil an der Entwickelung des Volkes und fällt unter die Gesetze dieser Entwickelung in gleicher Weise wie alle anderen Erzeugnisse des Gemeinlebens. So geben Jugend und Alter und verschiedene Bildungsstufen eines Volkes auch seinem Rechte verschiedene Gestaltung. Seine Gedanken und Vorschriften sind in der Jugend lebendig, anschaulich, bildlich, poesiedurchwoben, seine Einrichtungen einfach und kaum voneinander getrennt, das Recht selbst ist noch eins mit Sitte und Glauben und noch unmittelbare Schöpfung des ganzen Volkes. Das wird bei fortgeschrittener Entwickelung alles anders.

Nicht minder beeinflussen die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse eines Volkes, deren Regelung es ja gerade bezweckt, und die gleichsam den stofflichen Gehalt des Rechtes bilden, sein Wesen. Ein anderes ist es bei gleichmäßig verteiltem Besitz, bei Ackerwirtschaft, bei ungesondertem Eigentum an Grund und Boden, bei einfacher Gliederung des Volkes in Freie und Unfreie, ein anderes bei Sondereigentum am Ackerlande, bei vorwiegender Handels- und Gewerbthätigkeit, bei Gliederung in verschiedene Stände. Und all dies ist wieder abhängig von der Beschaffenheit des Bodens, den ein Volk bewohnt, von Gebirgen und Flüssen, von der Nähe des Meeres und vielem anderen. So wirkt dies auch auf die Bildung des Rechtes zurück.

Sehen wir doch den Einfluß von Gebirge und Ebene sogar auf die Mundarten der Sprache. Wie sich aber die niederdeutsche von der oberdeutschen Mundart scheidet, so ist auch das niederdeutsche Recht vom oberdeutschen um dieselben Schattierungen verschieden, ja es scheint sich sogar der Unterschied um dieselbe Zeit wie bei der Sprache ausgebildet zu haben. Wie wirken endlich die äußeren Schicksale eines Volkes auf Wesen und Entwickelung seines Rechtes ein, fördernd, hemmend, verändernd! Gerade das deutsche Recht hat dies zu seinem Nachteile erfahren müssen. In Zusammenhang hiermit steht die Art der Berührung mit anderen Völkern. Die Völker stehen nicht abgeschlossen nebeneinander, sondern kommen in gegenseitige Berührung, nehmen voneinander auf und tauschen miteinander aus nicht bloß Waren, sondern ebenso ihre geistigen Errungenschaften. Wie dadurch die besonderen Erzeugnisse eines Landes allen anderen Völkern zu gute kommen, so wird auch die besondere Begabung und Veranlagung eines Volkes durch diesen Austausch fruchtbar. Es wird eine gewisse Kulturgemeinschaft erzeugt, deren auch das Recht teilhaftig wird, indem es vom Rechte anderer Völker aufnimmt.

Wie aber die Völker selbst wieder untereinander verschieden sind nach Anlage und Einwirkung von Land und Klima, so sind auch die Zustände, die durch die Reife des Volkes in geistiger und wirtschaftlicher Hinsicht, durch seine inneren und äußeren Schicksale hervorgerufen werden, nicht gleich. Die Eigentümlichkeiten des Charakters eines Volkes äußern sich hier wieder bei einem jeden verschieden, wirken ihrerseits auch auf die wirtschaftlichen Zustände und äußeren Schicksale gestaltend ein, so daß doch schließlich auch das Recht und seine Entwickelung durch jene nur wieder eine besondere Färbung nach dem Volkstum erhält, verschieden in seiner Entwickelungsdauer und seinem Inhalt von dem Recht anderer Völker.

So ist denn, wie Savigny sagt, „der Stoff des Rechts durch die gesamte Vergangenheit eines Volks gegeben, nicht durch Willkür, so daß er zufällig dieser oder ein anderer sein könnte, sondern ein Ergebnis seiner Geschichte und seines innersten Wesens". Und sein großer Gegner Ihering kommt zu dem gleichen Schlusse, „daß der Geist des Volks und der Zeit auch der Geist des Rechts sei". Ist aber der Volksgeist der Schöpfer des Rechtes, so erkennen wir auch deutsches Volkstum aus deutschem Recht.

*

Als sich die Germanen von der großen arischen Völkerfamilie getrennt hatten und aus dem russischen Tieflande Osteuropas in die Gebiete der unteren Weichsel und Elbe, der Ostsee und der mitteldeutschen Gebirge einrückten, sich zwischen die stammverwandte Urbevölkerung Mitteleuropas, die Kelten, im Süden und Westen, und die Vandalen und Slawen, im Osten, einschiebend, war der Keim bereits vorhanden, aus dem künftighin das gesamte Staats- und Rechtsleben der Deutschen erblühen sollte, und er enthielt in sich die Triebe, die Volksart und Volksschicksale zur Entwickelung brachten. Diese Keimzelle deutschen Staats- und Rechtslebens ist aber die Sippe. Welche besonderen Züge deutschen Wesens gestaltend in die Entwickelung des Rechtes aus der Sippe eingegriffen und wie sie dadurch diese Entwickelung beeinflußt haben, soll die folgende Darstellung zeigen.

Nicht mild und freundlich, sondern schroff und feindlich trat dem Menschen der Urzeit das Leben entgegen. Es herrschte der Kampf, Kampf gegen die Naturgewalten, Kampf gegen die wilden Tiere, Kampf aber auch gegen den Menschen selbst. Und trotzig, zu Gewaltthaten geneigt, schildert uns Tacitus die Germanen, und eine gewisse Rauflust ist heute noch denjenigen Stämmen, die sich am reinsten erhalten haben, eigen. In diesem Kampfe aller gegen alle schuf

ie Blutsverwandtschaft und das Schutzbedürfnis den Frieden. Es war natürlich, daß die- nigen, die gleichen Blutes waren, sich zusammenschlossen und zusammenhielten nach innen und ußen. Bei ihnen zeigte sich die Gleichheit des Blutes so mächtig, daß sie sich nicht als einzelne, ondern als Genossen von gleichem Fleisch und Bein gegenüberstanden, als einander „Angehö- ige" (got. sibja, althochd. sippea, angels. syb, lat. suus), und so bildeten die Blutsver- vandten, die „Sippe", die ursprünglichste Genossenschaft der Germanen. In vorgeschicht- licher Zeit beruhte die Zugehörigkeit zur Sippe auf Blutsverwandtschaft ohne Beschränkung auf bestimmte Gradesnähe — „Freundesblut wallt, und wenn es auch nur ein Tropfen ist" — und vermittelt wurde sie allein durch die Mutter. Das war selbstverständlich, solange noch Weibergemeinschaft bestand. Ein Nachklang in geschichtlicher Zeit an diese anfangs nur durch die Mutter vermittelte Verwandtschaft findet sich noch bei Tacitus, wenn er sagt: „Die Schwester- söhne stehen dem Oheim so nahe wie dem eigenen Vater. Manche sehen diese Blutsverwandt- schaft noch für heiliger und inniger an und dringen bei Abforderung von Geißeln besonders auf solche Kinder; als wären diese fürs Gewissen ein festeres, für die Familie ein umfassenderes Band." Zwischen diesen Sippegenossen untereinander also besteht ein Zustand der Schonung, der gegenseitigen Unverletzlichkeit, es herrscht „Friede", sie sind „Freunde" (frija = geschont). Das aber ist der Zustand der Ordnung, der dem Rechtszustande gleich ist, und so wird das Recht bei den Deutschen auch zutreffend geradezu „Friede" genannt (man denke nur an die „Landfrieden"), wie umgekehrt das gotische sibjis, zur Sippe gehörig, die Bedeutung von friedlich und rechtlich erlangt hat (angels. syb). Es zeigt sich also schon hier der Begriff der Germanen vom Recht als eines dem Kampf entgegengesetzten Zustandes. Und Friede und Kampf wurden ihm die Bildner des Rechtes.

Wie die Sippe nach innen der älteste Friedensverband, so ist sie naturgemäß nach außen der älteste Schutzverband. Wer ihm angehört, ist als „Geschonter" auch vor den Angriffen der Nichtblutsverwandten geschützt, denn hinter ihm stehen seine Sippegenossen zum Schutze be- reit, er ist also sicher vor Verknechtung durch einen Stärkeren, vor dem er den Nacken nicht zu beugen braucht, er ist zugleich „frei" (ebenfalls von frija abgeleitet), ein Freihals (got. freihals, althochd. frihals, angels. fréols). Dieser Schutzverband äußerte sich später noch im Kriege; nach Tacitus waren die Heeresabteilungen aus den Sippegenossen so zusammengesetzt, daß diese gemeinsam und nebeneinander, ursprünglich sogar wohl unter einem gemeinsamen An- führer kämpften.

Die Sippe ist ferner die älteste Kultgenossenschaft. Eduard v. Hartmann unterscheidet in den Anfängen der Religion die Verehrung zunächst von Naturgegenständen unmittelbar, die dem Menschen als gewaltig und schädigend, also furchterregend gegenübertreten, wie das Meer, der Sturm, der Blitz, der Berg (z. B. ist eine uralte germanische Gottheit Fiörgynn = Berg, dann Wolke und Gewitter), und stellt als besonderen Gegenstand solcher Verehrung auch die menschlichen Seelen Abgeschiedener hin. Denn die naive Auffassung des ursprünglichen Men- schen stellt sich auch die Seele stofflich vor, wenn auch von feinerem, zarterem Stoff als den leib- lichen Körper. Daher begegnen wir bei allen jugendlichen Völkern der Sitte, der Schmächtigkeit der Seele durch Darreichung von Nahrung aufzuhelfen, die man aufs Grab des Verstorbenen setzte. Denn dieses umschwebt die Seele, um aus dem Leichnam noch ihre Kraft zu ziehen. Hatte nun schon der Lebende oft über übernatürliche Kräfte zu verfügen und vermochte er zu zaubern, eine Fähigkeit, die die Germanen namentlich den Frauen zuschrieben (man denke an die Seherin Veleda und die späteren Hexenprozesse!), so konnte dies auch die Seele des Abgeschiedenen, denn

es war ja eine Kraft, die an der Seele haftete. Es konnten also auch die Seelen Verstorbener noch durch ihre Zauberkunst schaden, wenn sie verletzt und gekränkt wurden, und es empfahl sich daher, ihnen weiterhin schuldige Ehrfurcht zu bezeigen. So entwickelte sich in Verbindung mit der fortdauernden Liebe und Ehrfurcht, die man dem Lebenden gezollt hatte, auf natürlichem Wege der Ahnenkultus. Die Pflegerin des Kultus des gemeinsamen Ahnen aber war die Sippe, die Genossenschaft der Blutsverwandten des gemeinsamen Ahnen, ebenso wie sie die Kränkung der Seele jedes einzelnen hingeschiedenen Sippegenossen zu verhüten hatte. Und diese Kultgemeinschaft war nicht minder ein festes Band, das die Blutsverwandten zusammenhielt.

Endlich war die Sippe zugleich eine wirtschaftliche Genossenschaft: es bestand Gemeinsamkeit der Habe, also insbesondere des Viehstandes (got. arbi, althochd. erbi), und gemeinschaftliche Bewirtschaftung des Feldes. Höchstens Waffen, Jagdgeräte, Kleidung galten als höchstpersönliches Eigentum, aber sie wurden dem Toten ins Grab mitgegeben, sie behielt gleichsam zum weiteren Gebrauch des Abgeschiedenen Seele.

Wollte aber die Sippe diese vorbezeichneten Aufgaben erfüllen, so bedurfte sie der Erzeugung eines Gemeinwillens, der die Handlungen der einzelnen Sippegenossen gemäß diesen Aufgaben regelte, und somit entstand von selbst, obschon unbewußt, das Recht: die ordnende Macht der Gemeinschaft, hervorgebracht durch die gemeinsame Überzeugung von der Notwendigkeit eines bestimmten Handelns und kundgegeben eben durch dieses Handeln. So wurde die Sippe die erste Quelle des Rechtes.

1. Das Genossenschaftliche im Recht und die Mannigfaltigkeit der Rechtsquellen.

Es ist dem deutschen Rechte nicht vergönnt gewesen, in einheitlicher steter Entwickelung aus einer Rechtsquelle, deren Geltungsgebiet allmählich nur weiter und weiter wurde, sich fortzubilden. Hierdurch steht es im vollen Gegensatze zum römischen Rechte, das von dem einen Mittelpunkte, Rom, ausfloß, und zum Kirchenrecht, dessen Mittelpunkt wiederum Rom war. Bodenverhältnisse und wirtschaftliche Verhältnisse trafen zusammen mit der Neigung des Germanen, sich einerseits in kleinere Genossenschaften zusammenzuschließen, damit aber zugleich anderseits sich abzuschließen. Und damit treffen wir auf die erste charakteristische Eigentümlichkeit deutschen Volkstums, die hervorragend die Rechtsentwickelung beeinflußt hat. Wie das gleiche Blut, das in dem Einzelnen fließt, eng die Blutsgenossen aneinander kettet, so trennt es auch wieder von denen, in deren Adern eine andere Mischung Blutes rollt, und dieser Zusammenschluß und Abschluß setzt sich fort in den allmählich entstehenden weiteren Verbänden der Hundertschaften, Gemeinden, Markgenossenschaften, Völkerschaften, Stämmen, und immer besteht wieder die Neigung, auch nach Ausbildung dieser weiteren Genossenschaften nicht nur die alten zu bewahren, sondern neue kleinere, andere Genossenschaften zu bilden und damit die größeren zu durchsetzen. Diese Neigung, sich in engere und kleinere Genossenschaften zusammenzuschließen, überträgt sich von der Blutsverwandtschaft auf die Berufsverwandtschaft und die Verwandtschaft der Lebensverhältnisse überhaupt und feiert jetzt noch beim Deutschen in der „Vereinsmeierei" ihre Triumphe. Jede einzelne Genossenschaft aber wird für ihren Kreis und ihr Gebiet lange Zeit hindurch zur Rechtsquelle, die dem des größeren Kreises vorgeht, und so gilt „so manch Gebiet, so manches Recht!" Die gesamte Entwickelung der Quellen des deutschen Rechtes ist fast mehr noch als die Geschichte der Staatenbildung ein einziger Beleg für die genossenschaftlich-partikularistische Neigung des Deutschen, die schon die Verbindung der Sippe so fest machte. Ein kurzer Überblick mag dies zeigen.

Die erste Periode ist die der Bildung von Völkerschaften und Stämmen. Sie schließt mit der Ausbildung von Stammesrechten. Die Sippe erweiterte sich zu Hundertschaften, die Hundertschaften zu Völkerschaften, den größeren Genossenschaften freier Leute. Und wie die Völkerschaft nur die erweiterte Sippe ist oder eine Gemeinschaft mehrerer Sippen, so ist auch der zwischen den Volksgenossen bestehende Friede von gleicher Art wie der zwischen den Sippegenossen bestehende Friede. Unter den Volksgenossen herrscht gegenseitige Schonung; wer aus der Volksgenossenschaft ausgeschlossen ist, wird friedlos und damit zugleich notwendig rechtlos und schutzlos. Er wird zum Feinde des Volkes und darf nicht mehr unter ihm leben, er wird gleichsam zum Tier, muß in den Wald fliehen und wie der Wolf dort außer der Gemeinschaft von Menschen leben. Er heißt darum geradezu Waldgänger und Wolf. Und ebenso erweitert sich die Kultgenossenschaft der Sippe zur Kultgenossenschaft des Volkes. Denn in der weiteren Entwickelung der religiösen Vorstellungen verliert sich die Auffassung, daß der Naturgegenstand selber der Gott sei. Man sah bei seinen Wanderzügen, daß überall derselbe Himmel, dieselbe Sonne, überall Wolke und Blitz und Donner vorhanden war, und indem man das Gemeinsame, gleichsam den Gattungsbegriff herausfand, wurde das Gemeinsame der Gott und die einzelnen Erscheinungen bildeten nur noch seine besonderen Merkzeichen. Und auf der anderen Seite verallgemeinerte sich der Kultus des Ahnen der Sippe mit dem Auswachsen der Sippe zur Völkerschaft notwendig zum Kultus der Völkerschaft; wie aber das Gefühl gemeinsamer Abstammung und Blutsverwandtschaft bei den Volksgenossen sich verflüchtigte, so auch das Gefühl der Abhängigkeit und Abstammung vom gemeinsamen Ahnen. Dies blieb vielmehr nur bei den unmittelbaren Abkömmlingen, den unmittelbaren Sippegenossen lebendig. Da aber die Volksgenossen den gemeinsamen Ahn mit den ihren Vorstellungen nun näher stehenden Naturgottheiten verbanden, so wurden diese durch jene Verbindung zugleich zu Volksgottheiten, von denen nur noch die unmittelbaren Nachkommen des mit den Naturgöttern verbundenen Ahnen ihre Abstammung herleiteten. Das waren aber naturgemäß die ältesten Geschlechter, und so entsteht der Adel, die Adalinge, die Angehörigen des „Geschlechtes" schlechthin, denn adal bedeutet Geschlecht. Diese ältesten Geschlechter hatten ein natürliches Übergewicht über die jüngeren Abzweigungen der Sippe, und so wurden sie leicht auch zu den führenden Geschlechtern der ganzen Völkerschaft, aus denen diese ihre Heerführer, Priester, Richter und Häuptlinge wählte. Vermöge ihrer engen Beziehung zum Volksgott kommen ihren Angehörigen sogar übernatürliche Kräfte zu, sie verstehen z. B. die Vogelsprache, und in ihrem Geschlechte schirmt und schützt ihr Urahn und Volksgott das gesamte Volk.

Die zur Völkerschaft geeinigte Genossenschaft bethätigte sich in der Versammlung aller Volksgenossen der Landesgemeinde, der Völkerschaftsversammlung, der Versammlung aller wehrhaften und freien Genossen. Sie war Heerversammlung, Kultversammlung und Gerichtsversammlung zugleich; bei ihr fand darum die Rechtsüberzeugung aller Volksgenossen den natürlichen Ausdruck. Wuchs dann die Volksgenossenschaft, so daß eine thatsächliche Lebensgemeinschaft und eine regelmäßige Versammlung aller nicht mehr möglich war, so spaltete sich leicht eine andere Völkerschaft mit anderer Heeres- und Gerichtsversammlung ab, und mit der neuen Völkerschaft entstand wieder eine neue Rechtsquelle. In eine große Anzahl derartiger einzelner Völkerschaften, die sich höchstens zu vorübergehendem Kriegsbündnisse vereinten, zerfiel lange Zeit das germanische Volk.

Nachdem das von ihm ursprünglich besetzte Gebiet zwischen Weichsel und Elbe für seine noch halb nomadische Lebensweise zu eng geworden war, zogen einzelne Völkerschaften gen

Norden weiter bis nach Skandinavien und trennten sich so als Nordgermanen von ihren auf dem Festlande wohnenden Brüdern ab. Die Zurückbleibenden breiteten sich zunächst in den Gebieten des jetzigen Nordostdeutschlands aus, umgrenzt im Westen von der Weser und im Süden vom mitteldeutschen Gebirgsstock, dem Hercynischen Walde. Von dem einen südlichen Hauptstamme der Kelten, den Volken, d. h. den Schnellen, nannten sie diese angrenzenden nachbarlichen Völkerschaften überhaupt die „Welschen", während sie ihrerseits von den Kelten im Westen den Namen der „Germanen", d. h. der Nachbarn, empfingen. Schließlich aber, etwa 300 v. Chr. — und jetzt treten wir in bestimmtere geschichtliche Zeiten ein — durchbrachen die westlichen germanischen Völkerschaften, genötigt durch die anwachsende Volkszahl und noch nicht geneigt, ihre halbnomadische Vieh- und Weidewirtschaft aufzugeben, den Hercynischen Wald, und die Völkerschaften der Chatten und Markomannen vertrieben aus dem Mainlande die Kelten nach dem jetzigen Böhmen, das von den Bojern, einer der keltischen Völkerschaften, die sich dort niederließen, den Namen empfing.

Andere germanische Völkerschaften drängten dann im Laufe der Jahrhunderte über die Weser bis zum unteren Rhein vor, bis ihnen Cäsar endlich mit seinen römischen Heeren entgegentrat, sie zurückwarf und so die erste Wanderung der westgermanischen Völkerschaften zum Stehen brachte. Dies wurde für die weitere Entwickelung entscheidend.

Die Stauung, die die Völkerbewegung im Westen erfuhr, hatte ein Doppeltes zur Folge: Einmal die Abzweigung der östlichen Germanen. Da ihnen Raum gegeben war, nach Südosten auszuweichen und dadurch die altgewohnte Lebensweise aufrecht zu erhalten, so zogen sie allmählich nach Südosten, sogar bis ans Schwarze Meer. Die lockere Verbindung mit Grund und Boden, die sie beibehielten, hatte freilich auch zur Folge, daß sie später dem Anprall der Hunnen nicht widerstehen konnten, sondern sich durch deren Bewegung mit fortreißen ließen, die Gebiete des römischen Reiches überfluteten und dort schließlich an der höheren Kultur der eroberten Länder in Vermischung mit den Römern zu Grunde gingen. Die Früchte hiervon fielen aber später den Westgermanen zu. Denn wie durch das eindringende germanische Blut die romanischen Völker selbst einer Auffrischung und Umwandlung unterzogen wurden, so zeigte sich, wie in der Brechung der Sprache, so auch im römischen Rechte der Einfluß germanischer Gedanken. Wie das Vulgärlatein, so bildete sich das Vulgärrecht aus dem ursprünglichen, klassischen römischen Rechte fort und bewirkte, daß die Aufnahme und Einwirkung des römischen Rechtes durch die Deutschen in späterer Zeit wesentlich erleichtert wurde.

Die andere Folge der Stauung dagegen war, daß die Völkerschaften der westlichen Germanen, die nicht ausweichen konnten, genötigt wurden, allmählich ihre Lebensweise zu ändern und mehr und mehr seßhaft zu werden. Die Sippegenossen oder auch wohl Vereine mehrerer Geschlechter nahmen Grund und Boden in dauernderen Besitz, besiedelten ihn je nach Neigung und Bodenverhältnissen in Form von Dorfschaften oder Einzelhöfen innerhalb der gemeinen Feldmark, und so entstanden Markgemeinden, Dörfer und Bauerschaften. Diese Genossenschaften aber beruhten bald nicht mehr ausschließlich auf den Personen, sondern auf dem besiedelten Gebiete, waren somit von größerer Stetigkeit und Festigkeit und traten bald selbständig als besondere Genossenschaften und damit auch als besondere Rechtsquellen den Sippegenossenschaften gegenüber, indem sie zum Teil die Aufgaben, die ursprünglich der Sippe zufielen, an sich zogen. Da die Kämpfe mit den Römern weiter die westlichen Germanen zum Zusammenschluß in größere Verbände zwangen, so traten allmählich unter ihnen drei große Völkerschaftsvereinigungen hervor: die Ingävonen längs der Nordsee, die Istävonen rechts vom

mittleren Rhein und die **Hermionen** im Harz und Thüringer Walde, Vereinigungen, die zwar zunächst noch nicht zu Rechtsquellen wurden — diese blieben nach wie vor die einzelnen Völkerschaften — die späteren Stammesbildungen aber vorbereiteten.

Bevor es zu diesen Stammesbildungen kam, war jedoch den Germanen bereits einmal vom Schicksale die Gelegenheit zur Schaffung eines einzigen großen Reiches und damit einer einheitlichen Rechtsquelle geboten gewesen, von ihnen aber versäumt worden. Die fortwährenden Einfälle in gallisches Gebiet, um für die zunehmende Bevölkerung neues Land zu gewinnen, hatten die Römer zum Gegenstoß gezwungen, und unter Drusus und Tiberius war es ihnen gelungen, bis zur Elbe hin die Germanen ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Die Markomannen wurden sogar aus ihren Sitzen im Mainlande nach Osten gedrängt und mußten das von den Bojern wieder verlassene Bojohämum (die Heimat der Bojer) einnehmen. Da gelang es endlich **Armin**, dem Fürsten der Cherusker, einer der Völkerschaften der Hermionen, einige nordwestliche Völkerschaften, darunter z. B. auch die damals noch an der unteren Elbe wohnenden Langobarden — noch jetzt heißt eine Gegend dort danach der Bardengau — zur Erhebung gegen die Römer zu bringen und Varus im Teutoburger Walde zu schlagen. So war Germanien wieder frei von römischer Herrschaft und eigener Entwickelung überlassen, denn die späteren Siege des Germanicus blieben ohne politischen Erfolg. Auch nach dem Kriege versuchte Armin zunächst die Völkerschaften im Bunde zusammenzuhalten; so bot sich jetzt zum ersten Male den Germanen die Gelegenheit, eine große Genossenschaft und damit eine einheitliche Rechtsquelle für mehrere Völkerschaften zu bilden oder wenigstens die Grundlage hierfür zu schaffen. Aber es zeigte sich, daß sie noch nicht reif dafür waren. Die wirtschaftlichen Bedürfnisse zwangen noch nicht zu dieser großen Vereinigung, sondern wurden durch kleinere Genossenschaften und Verbände besser befriedigt; mit der Bedrohung durch den äußeren Feind war aber der einzige Zwang zum Zusammenhalten weggefallen, und so vermochte Armin die herzogliche Gewalt, die Führerschaft im Kriege, im Frieden nicht aufrecht zu erhalten. Die anderen Völkerschaften widerstrebten, und er fiel durch Verrat.

Und doch beginnt von nun an die Zeit, wo sich mehrere Völkerschaften immer enger miteinander verschmelzen. Die wachsende Volkszahl zwang sie, sich mehr Raum zu verschaffen und die alten Züge über den Rhein zur Landeroberung wieder aufzunehmen. Schon diese Kämpfe führten dazu, sich in größere Bündnisse zusammenzuschließen. Vor allem brachte aber die wachsende Volkszahl auch im Inneren notwendig eine größere Annäherung der einzelnen Völkerschaften. Standen diese früher, getrennt durch unbewohnte Flächen und Urwald, unverbunden nebeneinander, so brachten die Vermehrung der Volkszahl und zunehmende Rodungen zur Schaffung von Wohnsitzen sie auch räumlich näher, und so kam es, daß nunmehr diese durch Kriegsbündnisse vereinten und räumlich zusammengerückten Völkerschaften allmählich zu größeren Genossenschaften verschmolzen, bei denen in der Regel die Völkerschaft, die die zahlreichste war, und der im Kriege die Führerschaft zustand, das Übergewicht erlangte. Diese größeren Völkerschaftsgenossenschaften aber wurden die **Stämme**. Sie bildeten fernerhin die Grundlage des deutschen Volkes und haben ihre Eigentümlichkeiten zum größten Teile bis zum heutigen Tage bewahrt. So verbanden sich die am Ober- und Mittelrhein sitzenden suevischen Völkerschaften, namentlich die Semnonen, die der früheren größeren Gruppe der Hermionen angehörten, als **Alamannen** (d. h. Verbündete). Am Niederrhein schlossen sich Völkerschaften der früheren Istävonen, insbesondere die Chattuarier und Salier (die an der Isala [Issel] wohnenden), einerseits, die Amsivarier, Chamaver, Brukterer und Ribuarier anderseits, als **Franken** (die

Freien) zusammen. Von den Ingävonen vereinigten sich die Chauken, Cherusker, Angrivarier und Sachsen (Sassen) unter dem Namen der letzteren am rechten Ufer der unteren Elbe bis zum Harz zu einem größeren Völkerschaftsverbande, während andere von ihnen nach Britannien zogen, um dort selbständige Königreiche zu gründen. Zwischen den Franken und Sachsen aber saßen an der Nordseeküste die Friesen; die Hermunduren und die niederdeutschen Völkerschaften der Angeln und Warnen bildeten die Thüringer. Die Markomannen endlich, die sich, wie wir sahen, in der alten Heimat der Bojer festgesetzt hatten, wanderten vereint mit den Quaden wieder zurück gen Westen und Süden in die von den durchziehenden Goten- und Vandalenheeren verwüsteten und entvölkerten Gebiete der Alpen und Donauländer, ihren Namen als Baiern aus dem Heimatlande der Boji mit sich führend.

In diesen größeren zu einheitlichen Volksstämmen sich ausbildenden Genossenschaften öffnete sich nun zum ersten Male eine Rechtsquelle, deren Geltungsgebiet über die Völkerschaft hinausgriff, und aus der gemeinsames Recht für mehrere Völkerschaften entsprang. Nicht daß alsbald das Sonderrecht der Völkerschaften völlig aufging in diesem gemeinsamen Stammesrechte. Das Völkerschaftsrecht behielt noch lange Zeit seinen besonderen Bestand. Noch zur Zeit der Aufzeichnung der Stammesrechte unterscheidet z. B. die lex Saxonum zwischen dem Rechte der einzelnen Völkerschaften ihres Stammes, der Westfalen, Engern und Ostfalen, die Ewa Chamavorum tritt als Partikularrecht vom Rechte der übrigen Franken hervor, und so haben alle Völkerschaften und deren kleinere Genossenschaften noch ihre besondere Rechtsbildung gehabt. Über alle erstreckte sich doch aber als gemeinsames Recht das Stammesrecht und schied sich in seiner besonderen Art vom Rechte der übrigen Stämme in gleichem Maße, wie allmählich die Sprache zwischen Ober- und Niederdeutsch anfing verschiedenen Klang zu bekommen. Und bei all dieser Verschiedenheit nach den Stämmen bewahrte es gleichwohl wieder im Grunde eine weitgehende Übereinstimmung miteinander, so wie die gesamten Westgermanen ihrer Entwickelung nach sich als größeres von den Ostgermanen gesondertes Ganze darstellten. Bis ins 13. Jahrhundert blieben die genannten Stämme die vornehmlichsten Träger des Rechtes. Dessen Eigentümlichkeit aber besteht vor allem darin, daß sein Rechtsgebiet nicht wie heute ein Land mit seinen Bewohnern ist, sondern die Stammesgenossen in ihrer Persönlichkeit, gleichviel, wo sie sind. Sie tragen ihr Recht mit sich, wohin sie kommen. Hierin eben zeigt sich noch die Nachwirkung der alten Unseßhaftigkeit und der Entstehung der Stämme als persönlicher Genossenschaften, herausgewachsen aus den Völkerschaften und Sippeverbänden.

Wichtig übrigens wird diese der Person des Stammesgenossen anhaftende Geltung des Stammesrechts, als sich in späterer Zeit die verschiedenen Stämme zu einem Reiche wenigstens äußerlich vereinigten und neben sie als Glieder dieses Reiches die Römer traten, die ihrerseits nach römischem Rechte lebten. Dies rief das Bedürfnis zur Aufzeichnung des Stammesrechts wach, desto dringender, je bunter die Mischung der Bevölkerung in den einzelnen den Römern abgenommenen Gebieten war. Hierzu kam dann noch der Eintritt der Germanen in die römische Kultur und die Aufnahme des Christentums, die eine innere Umwandlung des Rechtes hervorrief und dadurch ebenfalls zu seiner Aufzeichnung, die oft geradezu der Christianisierung dienen sollte, führte. Dieser christlich-römische Anstoß für die Aufzeichnung der Stammesrechte bewirkte denn auch, daß sie bei den Stämmen zuerst stattfand, die zunächst und am meisten mit der christlich-römischen Kultur in Berührung kamen und, da zu jener Zeit die Bildung eben christlich-römisch war, daß die Aufzeichnung in lateinischer Sprache erfolgte, und zwar im Vulgärlatein der Zeit. So entstanden die sogenannten leges barbarorum.

Die älteste Aufzeichnung des Volksrechtes der salischen Franken, der lex Salica, geschah in der Zeit des Frankenkönigs Chlodowech bald nach der Gründung des Frankenreichs. Erst in der Karolingischen Zeit entstand die lex Ribuaria, dann die Ewa Chamavorum. Erst im 8. Jahrhundert wurden die lex Alamannorum, lex Baiuvariorum, lex Frisionum, lex Saxonum, lex Thuringorum aufgezeichnet. Auch das Volksrecht der Römer des fränkischen Staates wurde vielfach niedergeschrieben.

Die Fortbildung des Rechtes des Stammes geschah jetzt aber im Gegensatz zu dem Rechte der Völkerschaften nicht mehr in Versammlungen des ganzen Stammes, denn das war wegen der Größe der Volkszahl nicht möglich, sondern blieb bei den Versammlungen der Völkerschaften, der Landesgemeinde, ja verlegte ihren Schwerpunkt sogar in die ebenfalls noch bestehenden Versammlungen der Hundertschaften, die nun vornehmlich zu Gerichtsgemeinden wurden. Wenn auch später auf Weisung des die Gerichtsversammlung leitenden Richters entweder ausgewählte „Rechtssprecher“ oder ein Ausschuß der Gerichtsgemeinde, die „Rachinburgen“ (d. h. Ratgeber), den Urteilsvorschlag machten, so bedurfte dieser doch immer noch der Zustimmung, des „Vollworts“, der umstehenden Gerichtsgemeinde, so daß nach wie vor im Urteile die Rechtsüberzeugung der ganzen Versammlung zum Ausdruck kam.

Nach der Ausbildung der Stammesrechte beginnt in der Entwickelung der Rechtsquellen eine zweite Periode, deren Kennzeichen das Streben ist, über die sämtlichen Stammesrechte ein einheitliches, alle umfassendes Recht zu setzen, nämlich das Recht des fränkischen Stammes zur allgemeinen Geltung zu bringen. Hierbei aber tritt zum ersten Male als rechtsbildende Macht, im Gegensatz zur genossenschaftlichen Bildung, das Königtum auf. Herrschaft und Genossenschaft streiten von nun an um den Vorrang in der Erzeugung von Rechtsquellen. Es wiederholt sich hier im großen, was im kleineren Kreise zwischen Sippe und Hausherrschaft stattfindet. Wie die Sippe vom ältesten und hervorragendsten Mitgliede geführt wurde, so stand, als sich die Sippe in Hundertschaften und Gaue erweitert hatte, an deren Spitze als Häuptling einer aus dem ältesten Geschlechte, dem Adel. Er wie die Mitglieder dieses führenden Geschlechtes hießen Könige, althochd. Chuning, sprachlich verwandt mit chunni = Geschlecht, Stamm. Sie aber waren von den Genossen gewählte Beamte, die ihre Gewalt lediglich im Auftrage dieser führten und der Zustimmung der Versammlung der Genossen bedurften. Als sich die Hundertschaften und Gaue zu Völkerschaften erweiterten, bildeten diese Könige der vereinigten Gaue die Leitung der Völkerschaft, und nur im Kriege wählten sie einen zum Heerführer, zum Herzog. So war es noch z. B. zu Cäsars Zeit. Aber die ständigen Kriege beförderten es, daß einzelne solcher Führer sich zu Einherrschern auch im Frieden über die ganze Völkerschaft emporschwangen, sofern sie eine machtvolle Persönlichkeit waren, und so bildete sich allmählich ein Großkönigtum, ein Volkskönigtum über die Kleinkönige oder Gaukönige, und mit den Stämmen wuchs dieses naturgemäß in ein Stammeskönigtum aus: zuerst bei den Alamannen, Salfranken, Ribuariern, Thüringern, Bayern, zuletzt bei den Friesen, und nur die Altsachsen haben es nicht erlangt, sondern sind bei den Unterkönigen mit dem Herzogtum im Kriege stehen geblieben. Mit dem Königtum aber war die Fähigkeit gegeben, mehrere Völkerschaften zusammenzuhalten, größere Reiche zu bilden. Denn nur mächtige Persönlichkeiten gründen Reiche als einheitliches Ganze, Völkerschaften bringen es höchstens zu Bundesstaaten. Darum ist die Entstehung des Großkönigtums bei den Germanen wichtig gewesen sowohl für die Bildung der Stämme überhaupt, als auch besonders dafür, daß ein Rechtsgebiet, das die gesamten Stämme umfaßte und einheitliches Recht erzeugte, geschaffen wurde. Diese Aufgabe aber erfüllten die fränkischen Könige.

Wiederum war es zunächst die zunehmende Bevölkerung und das Bedürfnis, neue Wohnsitze dem Volke zu schaffen, die den salischen Zweig der Franken veranlaßten, die Sitze am Niederrhein auszudehnen, die untere Maas nach Süden zu überschreiten und, der Schelde folgend, das Land bis zur Somme allmählich seiner Herrschaft zu unterwerfen. Bald war es aber nicht mehr bloß das Bedürfnis, sondern Eroberungs- und Herrschsucht der salischen Könige aus dem Geschlechte der **Merowinger**, die die Eroberungszüge zur Stärkung ihrer eigenen Hausmacht fortsetzten. Chlodowech (481—511) eroberte das Land bis zur Seine und unterwarf sich schließlich auch die ribuarischen Franken. So hatte er eine Macht angesammelt, wie nie bisher ein germanischer König, und mit Hilfe dieser Macht unterwarfen allmählich die Frankenkönige nicht nur ganz Gallien, sondern auch die übrigen germanischen Stämme. Aber es war kein einheitliches Reich, sondern das eroberte Gebiet zerfiel in zwei verschiedene Nationalitäten, in zwei getrennte Hälften: Neustrien mit der überwiegend romanischen Bevölkerung, den Franken und Galliern einerseits, und Austrasien mit der rein germanischen Bevölkerung anderseits. Fast wäre dieses nur durch äußere Macht zusammengehaltene große Reich wegen der Schwäche der späteren Merowinger bald wieder auseinander gefallen, ohne irgend eine Spur für die Rechtsentwickelung hinterlassen und eine gemeinsame Rechtsquelle erzeugt zu haben, wenn nicht **Karl Martell** aus dem arnulfingischen Herzogshause Austrasiens die Königsgewalt übernommen und die auseinanderstrebenden Stämme wieder zusammengefügt hätte. Mit Pipin ging dann auch formell die Königswürde auf die Arnulfinger über, und unter **Karl dem Großen** stand das Königtum auf der Höhe seiner Macht. Das aber wurde vom größten Einfluß auf die Entwickelung des germanischen Rechtes: es wurde ein **alle Stämme umfassendes Reichsrecht** geschaffen und durch die Annahme des fränkischen Rechtes bei den übrigen Stämmen deren Verschiedenheit zum Teil ausgeglichen. Dem vom König unmittelbar ausgehenden Rechte und dem fränkischen Rechte fiel hier, wenn freilich auch in bescheidenerem Maße, eine ähnliche Aufgabe zu, wie sie etwa achthundert Jahre später dem römischen Rechte ward. Ja Karl d. Gr. hatte sogar den Plan gefaßt, alle Verschiedenheit zwischen den einzelnen Stammesrechten zu beseitigen, und der Bischof Agobard von Lyon stellte später unter Ludwig dem Frommen geradezu den Antrag, das fränkische Recht zum allgemeinen Reichsrechte zu erheben, etwa wie man in unseren Tagen vorgeschlagen hatte, das preußische Landrecht oder das sächsische bürgerliche Gesetzbuch zum deutschen bürgerlichen Gesetzbuche zu machen.

Zunächst wirkte der fränkische König durch seine Verordnungsgewalt, die Reichsrecht über dem Stammesrecht schuf, einheitlich auf die Rechtsbildung ein. Zum ersten Male trat neben das Gewohnheitsrecht, das sich in der Übung des Volkes und der Volksgerichte kundgab, das durch Herrscherwillen gesetzte Recht. „Königs Satzung, die ist Recht.“ Neben das **Volksrecht** trat teils ergänzend, teils gleichberechtigt, teils in Widerstreit mit ihm das **Königsrecht**, kundgegeben durch Edikte bei den Merowingern, durch Kapitularien bei den Karolingern. Selbständiges Königsrecht neben das Volksrecht wurde ferner durch die Banngewalt des Königs gesetzt, vermöge deren er Frieden gebot. So wurde der Volksfriede erhöht zum Königsfrieden. Da alles Recht aber den Germanen als Sicherung des Friedens galt, der Friede selbst war, so schufen diese Bannverordnungen Recht.

Sodann verschaffte dem fränkischen Recht Einfluß auf das übrige Recht der Stämme einmal die bereits erwähnte Aufzeichnung der Stammesrechte, wobei viele Anlehnungen an die zuerst vorhandenen Aufzeichnungen des fränkischen Rechtes stattfanden, das andre Mal war es das Königsgericht und die Einrichtung der königlichen Sendboten, die überall, wohin sie kamen,

Gericht halten konnten und für Verbreitung und Geltung des fränkischen Rechtes wirkten. Denn da sie zumeist aus dem herrschenden Stamme der Franken genommen waren, im Königsgericht aber gleichfalls Männer fränkischen Rechtes saßen, so war es natürlich, daß diesem eine weitgehende Anwendung gesichert war.

In der dritten Periode (dem Mittelalter) löst sich die Entwickelung der germanischen Stammesrechte von dem Einflusse des fränkischen Stammesrechts, und es sondert sich das deutsche Recht ab, als Recht einer selbständigen Genossenschaft, des deutschen Reiches. Als Karl d. Gr. 814 zu Aachen gestorben war, zeigte es sich, daß seine Schöpfung nicht die Gründung einer einheitlichen, organisch miteinander verbundenen Genossenschaft gewesen war, daß die Einheit nur in der Macht seines Willens, nicht in den natürlichen Verhältnissen beruht hatte. Mit der Teilung von Verdun im August 843 zufolge der Zwistigkeiten im fränkischen Königshause und mit der späteren Teilung vom Jahre 870 zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen war der Grund gelegt, auf dem nunmehr die selbständige Ausbildung des westfränkischen (französischen) und des ostfränkischen (deutschen) Reiches vor sich ging. Jenes behielt die größere Geschlossenheit und Einheitlichkeit bei, die es durch die Herrschaft der fränkischen Könige erlangt hatte und die dem von Romanen stark durchsetzten Volkstume gemäß war, in diesem aber, in dem die Stämme ihre Selbständigkeit auch unter der fränkischen Herrschaft nicht eingebüßt hatten, konnte sich nun der Zug des Germanen nach Ausbildung getrennter Genossenschaften und Rechtsquellen wieder ungestört bethätigen. So wurde von Anfang an dem fränkischen Reiche die Einheit der Regierungsgewalt und dem Rechte die Einheit der Entwickelung gewahrt, die dem deutschen Reiche fehlten.

Mit der Loslösung vom westlichen Frankenreiche wuchs zunächst aber auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Stämme Ostfrankens, zumal diese nunmehr auf die Ausbreitung nach Osten hin angewiesen waren und dadurch in den Kämpfen mit den Slawen in gleicher Weise zum Bewußtsein ihres gemeinsamen Volkstums gebracht wurden, wie vorher in ihrer Ausbreitung nach Westen hin in den Kämpfen mit den Römern. Jetzt tritt auch die seit dem 8. Jahrhundert nur für die volkstümliche im Gegensatz zur römischen Sprache entstandene Bezeichnung „deutsch" (von got. thiuda, althochd. diot = Volk) als der Gesamtname der Angehörigen Ostfrankens auf. Wie diese staatliche Trennung die Ausbildung eines besonderen deutschen Volkstums, so hatte sie auch die Entstehung eines volkstümlichen deutschen Rechtes zur Folge, die bereits verwelschten fränkischen Stämme im Westen ihrer eigenen Entwickelung überlassend. Aber freilich war das Recht nur in seinen Grundzügen gemeinsam. Mit dem Wegfall einer kräftigen Zentralgewalt schwand zugleich fast vollständig das einheitliche, für das ganze Reich geltende Gesetzesrecht, damit aber ein wesentlicher Einfluß auf den Zusammenhalt der Rechtsentwickelung. Bis ins 13. Jahrhundert floß die Reichsgesetzgebung nur spärlich, und die Landfrieden zeigen erst recht die Ohnmacht in der einheitlichen Leitung der Rechtsentwickelung. So wird also die ungehinderte Entwickelung des Stammesrechts, die im fränkische Reiche zu gunsten der Rechtseinheit beschränkt worden war, wieder frei; vor allem kommt das fränkische, vom König und seinen Beamten ausgehende Amtsrecht, da keine Zwangsgewalt mehr für seine Durchführung sorgte, außer Übung. Ebenso geschieht es aber auch mit den geschriebenen Volksrechten. Und da an deren Stelle weder ein anderes geschriebenes Volksrecht noch ein einheitliches Reichsrecht tritt, so übernimmt das ungeschriebene Gewohnheitsrecht wieder die Führung, dessen Quelle wie vordem die ihren Bestand bewahrende Genossenschaft des Stammes bleibt. „Gewohnheit bricht Recht in den Weg."

Die Rechtsentwickelung setzt also da wieder ein, wo sie vor Entstehung des fränkischen Reiches mit Ausbildung der Stammesrechte vor ihrer Aufzeichnung stehen geblieben war. Aber doch mit einem wichtigen Unterschiede, den die dauernd gewordene Seßhaftigkeit der Stämme gebracht hatte: Als Rechtsgebiet erscheint nun nicht mehr die persönliche Genossenschaft als solche, sondern die Genossenschaft, sofern sie sich in einem bestimmten Gebiete niedergelassen hat. Während noch in der vorigen Periode Träger des Rechtes die Stammesangehörigen waren, gleichgültig, wo sie sich befanden, wurzelte etwa seit dem 10. Jahrhundert das Recht in dem vom Stamm bewohnten Boden fest, der nunmehr als Rechtsgebiet erscheint, und es bildete sich aus dem Stammesrecht ein sächsisches, schwäbisches, fränkisches, bayrisches 2c. Landrecht aus. Das ist aber kein neugeartetes Recht, sondern eben nur das im Lande nun seßhaft gewordene alte Volks- und Stammesrecht. Die Fortbildung dieses Rechtes geschah ebenso wie in alter Zeit lediglich in der Volksübung und kam in den Volksgerichten zu Tage. Nur daß nun an Stelle der gesamten Volksgenossen die Schöffen als ständige Urteilsfinder sich aus den „Rachimburgen" entwickelt hatten und in den Landgerichten das Recht nicht als etwas Neues sprachen, sondern aus der allgemeinen Rechtsüberzeugung des Volkes „schöpften" und „fanden", nachdem sie es möglicherweise in zweifelhaften Fällen durch die Aussage rechtskundiger Männer über die rechte Gewohnheit sich hatten „weisen" lassen. Die Aufzeichnungen dieses Gewohnheitsrechtes heißen darum Weistümer, Offnungen, Bauernsprachen. „Was der Schöffe weiß, ist von Alter hergekommen." „Gute Gewohnheit", sagt das Sprichwort weiter, „ist so gut, wie gute geschriebene Rechte", denn „Aus Gewohnheit wird zuletzt Recht".

Diese unmittelbare Schöpfung des Rechtes aus dem Volke machte es zwar zu einem echt volkstümlichen und bewirkte, daß es sich eng den vorhandenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen anpaßte; damit folgte es aber auch der Absonderung der Stämme voneinander und nahm teil an der Ausbildung ihrer besonderen Eigentümlichkeiten. Namentlich unterschied sich das sächsische und noch mehr das friesische Recht von den Landrechten der süddeutschen Stämme, dem schwäbischen, bayrischen, thüringischen Rechte, die der Einwirkung des fränkischen Rechtes länger und mehr ausgesetzt waren und deshalb eine größere Verwandtschaft unter sich zeigten, im Gegensatz zu dem sächsischen und friesischen Rechte, die ihre alte Selbstständigkeit gewahrt hatten. Im ganzen zeigt sich überhaupt, daß diese Stämme in allem länger den älteren Zustand behalten haben. Wir sahen dies schon bei der Entwickelung des Königtums, und diese Erscheinung wird uns späterhin noch öfter begegnen. Die Ursache hiervon mag wohl mit darin liegen, daß die Lage ihrer Wohnsitze sie weniger mit anderen Völkern in Verbindung brachte, sie daher Neuem schwer zugänglich waren und das Alte bei sich in größerer Abgeschlossenheit bewahren konnten. Denn während die süddeutschen Stämme auf drei Seiten von fremdem Volk umgeben sind, treffen die norddeutschen nur an zwei Seiten mit fremdem Volk zusammen, da die Seekante die Berührung im Norden mit anderen fernhält. Und da die östlichen Völker auf niederer Kulturstufe stehen als die deutschen, so ergibt sich, daß die süddeutschen Stämme im Süden und Westen durch die auf höherer Kulturstufe stehenden Romanen dem doppelt so großen Einflusse dieser Kultur ausgesetzt waren als die norddeutschen Stämme.

Seit dem 13. Jahrhundert begann in Deutschland wieder die Aufzeichnung der Stammesrechte. Diesmal aber nicht aus äußerer Veranlassung zufolge der Berührung mit fremder Kultur und um der christlich-römischen Kultur Einfluß zu verschaffen (diese war längst in das gesamte Volk aufgegangen, und die christliche Kirche herrschte unbeschränkt), sondern aus wissenschaftlicher Neigung für das Recht selber und um den Schöffen einen Spiegel des geltenden Rechtes

vorzuhalten und ihnen die Auffindung des Rechtes zu erleichtern. Daher gehen sie auch meist von Schöffenkreisen selbst aus und erfolgt ihre Aufzeichnung auch nicht in lateinischer, sondern in deutscher Sprache. So verfaßte um das Jahr 1230 der sächsische Schöffe Eike von Repkow in seiner niedersächsischen Mundart den Sachsenspiegel, die Darstellung des Rechtes des sächsischen Stammes. Auf seiner Grundlage entstand etwa zwanzig Jahre später in Süddeutschland der Spiegel deutscher Leute, der das Recht des Sachsenspiegels den süddeutschen Rechten näher bringen wollte und daher nicht bloß Stammesrecht, sondern das Gemeinsame der Stammesrechte darstellte. Derselben Aufgabe unterzogen sich die weiteren Bearbeitungen, und durch Aufnahme von Bestimmungen aus der lex Alamannorum und Baiuvariorum schuf ein unbekannter Geistlicher daraus das kaiserliche Landrecht, auch Schwabenspiegel genannt. Daß diese Bearbeitung von einem Geistlichen und nicht von einem Schöffen ausging, ist immerhin bezeichnend, da die Kirche stets die Einheitsbestrebungen verfolgte. Demselben Zwecke diente das im 13. und 14. Jahrhundert entstandene kleine Kaiserrecht.

Aber da das Gewohnheitsrecht die Führung übernommen hatte, so mußte sich notwendig in den durch wirtschaftliche und politische Verhältnisse sich bildenden Genossenschaften innerhalb der einzelnen Stämme noch besonderes, vom allgemeinen Stammesrecht abweichendes Recht ausbilden. Denn jedes Gewohnheitsrecht hat die Neigung, sich in einzelne Gewohnheiten und Übungen von engeren Kreisen zu verlieren, namentlich bei einem solchen wirtschaftlichen Zustande, in dem sich das Leben zumeist noch in engeren Kreisen mehr oder weniger selbständig abspielte, Verkehr und Handel noch wenig entwickelt waren und die Menschen daher noch nicht so oft und eng in Berührung brachten mit Menschen, die außerhalb der engsten Heimat wohnten. Daher kann es nicht wundernehmen, daß bald jede Markgenossenschaft und jede Dorfgemeinde den von ihr gehandhabten Frieden unter ihren Genossen in besonderer Weise fortbildete und diese Besonderheit dann als ihren kostbarsten Schatz hütete. Denn „Gewohnheit wächst mit den Jahren", und „Alte Schuhe verwirft man leicht, alte Sitten schwerlich". Daher gilt weiter: „Sitte und Brauch hebt gemeines Recht auf", „Willkür bricht Landrecht". Gleichwohl waren diese einzelnen Sonderrechte immer nur verschiedene Schattierungen des gemeinsamen Landrechts, in dessen Kreise die Marken und Dörfer lagen.

Es bildeten sich aber bald tiefergehende Verschiedenheiten aus. Das Landrecht war ein bäuerliches Recht, erwachsen auf dem Boden der Naturalwirtschaft. Sobald Geldverkehr und Handel emporblühten, mußte es sich diesen veränderten Verhältnissen anpassen. Dies geschah selbstverständlich in den Kreisen zuerst, die als ihre genossenschaftliche Aufgabe die Pflege dieses Handels und Verkehrs ansahen, in den Städten. Hier bildete sich durch Gewohnheit und Rechtsprechung das Landrecht allmählich zu einem der städtischen Wirtschaft entsprechenden Stadtrecht um, auch Weichbildrecht (wic, vicus = Dorf) genannt. So trat neben das bäuerliche Landrecht, das unverändert für die ländlichen Verhältnisse fortgalt, das Stadtrecht und engte dessen Geltungsgebiet ein. Der Sache nach finden wir denselben Unterschied noch jetzt zwischen dem bürgerlichen Recht und dem Handelsrecht, nur daß damals wie der Handel so auch das Recht in die Städte eingeschlossen war, das Stadtrecht als Recht der Genossenschaft der Städter daher allmählich auch die übrigen Lebensverhältnisse regelte, sobald nur diese Genossenschaft auch politische Selbständigkeit und insbesondere selbständige Gerichtsbarkeit, namentlich im Anschluß an die Immunitäten, auf die wir noch zu sprechen kommen, erhalten hatte. Nicht überall entwickelten sich jedoch solche Stadtrechte selbständig, nicht überall galt: „Jedes Weichbild hat sein sonderlich Gesetz"; sondern vielfach wurde das Recht der einen Stadt

unmittelbar auf die andere übertragen. Es fand eine Aufnahme fremder Stadtrechte statt: vor allem des magdeburgischen, lübeckischen, aber auch des eisenacher, frankfurtischen Rechtes. Die Gerichte der Mutterstädte blieben dann gewöhnlich die Oberhöfe für die Gerichte der Tochterstädte. Auf diese Weise wurde wenigstens der Verschiedenheit des Rechtes etwas gesteuert. Wie das Landrecht, so erfuhr auch das Stadtrecht bald schriftliche Aufzeichnung, ebenfalls zuerst in Sachsen; es wurde das Bedürfnis hierzu dadurch hervorgerufen, daß andere Städte das Recht einer Stadt entlehnten. Das sächsische Weichbildrecht ist eine Aufzeichnung auf Grund magdeburgischer Weistümer und des Privilegs des Erzbischofs Wichmann aus dem Jahre 1188. Ebenso wurden das wiener, brünner, straßburger, freiburger, lübecker Stadtrecht und viele andere bearbeitet.

Aber auch innerhalb der Städte spaltete sich das Recht weiter in kleinere Kreise. Zunächst erhielt sich, falls die Stadt nicht gerade aus einer einzigen Bauernschaft oder Dorfgemeinde hervorging, sondern etwa aus einem Marktflecken erwuchs, an dem sich die Angehörigen verschiedener Bauernschaften angesiedelt hatten, vielfach die Zugehörigkeit der Bewohner zu ihren alten bauernschaftlichen Genossenschaften mit dem diesen Genossenschaften selbständigen Recht und selbständigen Gericht, so daß sie gleichsam einzelne Stadtbezirke bildeten. Weiter bildeten stets besondere Gemeinden in der Stadt, örtlich abgegrenzt und besonderem Recht unterstehend, die Judengenossenschaften. Endlich teilte sich die Bürgerschaft wieder in verschiedene Gilden und Zünfte. Sowohl die Gilden der Geschlechter, der ältesten Stadtbürger, deren Entwickelung unmittelbar auf die Sippe zurückführt, als auch die Gilden der Kaufleute waren Genossenschaften, die nicht nur religiösen, wirtschaftlichen und politischen Zwecken dienten, sondern zugleich Rechtsgenossenschaften waren mit eigener genossenschaftlicher Gerichtsbarkeit und Strafgewalt. Dasselbe gilt von den Zünften, den Genossenschaften der Künstler, der Handwerker, der Krämer, Händler, Fischer und ähnlicher Gewerbtreibenden: auch sie waren Friedens- und Rechtseinheiten. Ihr Recht bildete sich durch Gewohnheit und eigene Gesetzgebung fort und wurde durch die Zunftgerichte gehandhabt.

Auf der anderen Seite wurden die Städte durch die Bündnisse, die sie miteinander abschlossen, und durch die sie sich zu Städtegenossenschaften vereinigten, zu einem mehrere Städte umfassenden Rechtsgebiet und zu einer neuen Quelle besonderen Rechtes. Im Norden und Westen entstand der Städtebund der Hansa: hervorgegangen aus der Vereinigung von Kaufmannsgilden im Ausland und den Bündnissen einzelner Handelsstädte, bewußt zur Einheit geführt vornehmlich durch Lübeck. Sie regelte durch ihre Gesetzgebung und Satzungen den gesamten Handelsverkehr und erzeugte hierdurch sowohl das älteste gemeine Seerecht als das älteste gemeine Handelsrecht. Die oberdeutschen Freistädte dagegen vereinigten sich zu dem großen rheinischen Städtebunde. Während die Hansa mehr kaufmännischen Zwecken diente, verfolgte dieser mehr politische und strebte dahin, den Zerfall des Reiches zu verhüten. Sein Ziel war geradezu eine gemeinsame öffentliche Rechtsordnung. Er hatte weitgehende gesetzgeberische Gewalt über seine Bundesglieder und ebensolche bedeutende richterliche Gewalt. Leider war er nicht von langem Bestand.

Waren die bisher als Rechtsquellen erwähnten Genossenschaften freie Genossenschaften, so bildeten sich anderseits aber auch gleichzeitig Genossenschaften aus, die unter einer Herrschaftsgewalt standen, Genossenschaften, deren einigendes Band nicht der freie, gemeinsame Wille der einzelnen Genossenschaftsglieder, sondern die Macht eines sie zusammenhaltenden Herrn war. Hierher gehören zunächst die Genossenschaften, die zur Quelle des Lehnrechts und des

Dienst- und Hofrechts wurden. Der Ursprung dieser sonderrechtlichen Bildungen, die in dieser Periode zur reichsten Entfaltung kamen und dem gesamten Volksleben der Zeit ihr eigentümliches Gepräge gaben, reicht weit zurück in die vorige, fränkische Periode und wurzelt in seinem Grundgedanken zum Teil sogar schon in der ersten Periode der reingermanischen Zeit. Es war aber nicht die nackte Herrschaft über eine Genossenschaft, sondern ein gegenseitiges Verhältnis zwischen den Genossen und dem Herrn, das gleichsam selbst wieder eine Genossenschaft bildete: Gewährung von Schutz, Hulde und Gunst auf seiten des Herrn, von Dienst, Gehorsam und Treue auf seiten der Genossen. Diese Vorstellung durchzog das ganze Leben dieser Periode; sie äußerte sich im Liebesleben, im Minnedienst des Ritters für seine Herrin, „Frau", in der Religion und vor allem im Recht. Hier bilden die Anknüpfungspunkte die privatrechtlichen Einrichtungen der Hausgewalt, Munt, und der Leihe. Beide entwickeln sich durch das genossenschaftliche Verhältnis zum Dienst- und Hofrecht, indem es die geringeren, zum Lehnrecht, indem es die höheren gesellschaftlichen Kreise erfaßt. Betrachten wir zuerst das Hofrecht.

Die unfreien, auf dem Gute des Herrn sitzenden Leute waren vollständig der Gewalt des Herrn unterworfen und diesem gegenüber ursprünglich überhaupt rechtlos. Der Sklave war auch dem alten Germanen Sache. Der Herr war aber nicht immer im stande, selbst und mit eigenen Leuten seine Güter zu bewirtschaften, namentlich nicht, wenn diese abgesondert lagen. Überdies fehlte es damals noch an genügender Anzahl unfreier Leute. Der Herr war daher genötigt, Güter an Freie gegen Zins auszuleihen: ein Verhältnis, das zunächst lediglich nach Landrecht zu beurteilen war. Politische und wirtschaftliche Verhältnisse wirkten aber dazu, daß solche kleine Leute, die ein Zinsgut zur Leihe hatten, bald es für vorteilhafter erachteten, sich ihrer Freiheit zu begeben und sich unter die Munt des Hofherrn zu stellen. Eine Hauptursache hierfür war namentlich der zur Zeit des fränkischen Reiches immer schwerer drückende Kriegsdienst, zu dem ursprünglich nur freie Grundbesitzer herangezogen worden waren, der aber schon in merowingischer Zeit auf freie Hintersassen ausgedehnt wurde, und zu dem unter Karl dem Großen sogar grundstückslose Personen, wenn sie nur ein gewisses Vermögen besaßen, herangezogen wurden. Da der Kriegsdienst aber unentgeltlich war und die Wehrpflichtigen sich selber ausrüsten und verpflegen mußten, so ist es begreiflich, daß er schwer auf dem minderbegüterten Freien lastete und dieser danach strebte, sich als Höriger unter die Munt eines reichen Herrn zu stellen, dem dann auch die Pflicht für seinen Unterhalt oblag. So kam es, daß die freien Hintersassen sich unter die Munt des Herrn, von dem sie ein Gut geliehen hatten, begaben. Freilich konnte diesen gegenüber die Hausherrschaft nicht in derselben Weise geltend gemacht werden, wie den Unfreien gegenüber; sie hatten sich auch wohl Vorbehalte bei Eintritt in die Munt gemacht. Daher war namentlich bei Vergehungen nicht der Machtspruch des Herrn, sondern ein dem Volksgericht entsprechendes Verfahren ihnen gegenüber erforderlich. Und nun machte sich der genossenschaftliche Zug des Deutschen geltend. Diese in der Munt des Gutsherrn befindlichen Besitzer eines geliehenen Gutes schlossen sich zu Genossenschaften zusammen, die eine gewisse Selbständigkeit dem Herrn gegenüber erlangten. Gerichtsherr blieb zwar der Herr, Gerichtsgemeinde aber wurden die sämtlichen Genossen, und aus ihrer Mitte mußten die Schöffen genommen werden. Dadurch wurde das Recht, das in den Beziehungen der Hofgenossen untereinander und zu dem Herrn in Anwendung kam, der bloßen Willkür des Herrn entzogen und zu einem genossenschaftlichen Rechte, das sich fortbildete durch genossenschaftliches Herkommen, freilich unter Zustimmung, aber doch nicht durch einseitige Vorschrift des Herrn. So wurde die Hofgenossenschaft zur Quelle des Hofrechts oder Bauernrechts, auf dem Landrecht als seiner

Grundlage ruhend, aber gemäß den besonderen Verhältnissen fortgebildet. Auch das Hofrecht hat zahlreiche Aufzeichnungen in Weistümern, Offnungen, Bauernsprachen gefunden.

Auf gleicher wirtschaftlicher Grundlage, nur mit der Zeit in einen höheren gesellschaftlichen Kreis gerückt, entwickelte sich das Dienstrecht, das Recht der zunächst unfreien, dann zufolge ihrer ritterlichen Beschäftigung in den niederen Adel übergehenden Dienstmannen, und vor allem das Lehnrecht, nachdem dieses mit öffentlich rechtlichen Befugnissen verquickt wurde. Während bei den rein bäuerlichen Verhältnissen die Herrschaft des Herrn zum Übergewicht kam, weil ihm meist kleine Leute gegenüberstanden, bewirkte bei diesen die militärische Dienstpflicht, daß sie in Ehre und Ansehen kamen und so den Gesichtspunkt der Herrschaft zurückdrängten, jedenfalls die persönliche Stellung nicht schmälerten. „Lehenschaft zieht keine Unterthänigkeit nach sich", vielmehr: „Lehen höht des Mannes Adel". Das Lehnrecht wurzelt in zwei begrifflich verschiedenen Verhältnissen: dem Benefizialwesen und der Vasallität. Da auch bei der Vasallität wenigstens die Neigung zu genossenschaftlichen Bildungen zu Tage tritt und schließlich das ganze Lehnswesen ergriffen hat, so mag ein kurzer Rückblick auf die Entstehungsgeschichte geworfen werden.

Bei der Eroberung Galliens hatten die Merowinger weiten Grundbesitz als ihr Privateigentum zur Stärkung ihrer Hausmacht erworben und an Kirchen und Laien, die sie sich verpflichten wollten, weiter verschenkt. Der Schenkung liegt aber nach der Auffassung der Germanen die persönliche Bestimmung für den Beschenkten zu Grunde und die Voraussetzung, daß der Beschenkte dem Schenker treues Verhalten bezeige. Deshalb fällt das Geschenk sowohl nach dem Tode des Beschenkten als auch bei Treubruch gegen den Schenker an diesen zurück. Es ist nicht zu verkennen, daß dadurch eine gewisse Ähnlichkeit mit der Leihe gegeben war, und unter Karl Martell wurden solche Vergabungen von Grundstücken dann unmittelbar als Verleihungen aufgefaßt. Ihn zwang nämlich die politische Lage, derartige Verleihungen im Großen vorzunehmen. Den Anstoß gab die Umgestaltung des Kriegswesens, dessen Einfluß wir bereits bei der Entstehung der hofrechtlichen Genossenschaften kennen gelernt haben. Während noch in der merowingischen Zeit ebenso wie bei den alten Germanen die Masse des Heeres zu Fuß kämpfte, trat im 8. Jahrhundert die Reiterei mehr und mehr hervor. Sie war notwendig geworden, um die Einfälle der Araber mit ihrer vorzüglichen Reiterei abwehren zu können. Da aber die Ausrüstung als Reiter nicht jedem Krieger auf eigene Kosten auferlegt werden konnte, sah sich Karl Martell genötigt, durch Vergabung von Landgütern die Großen des Reiches in den Stand zu setzen, nicht nur selbst als Reiter zu dienen, sondern auch ihre Mannen als Reiter ins Feld zu führen. Hierzu reichten aber freilich die Krongüter nicht aus; er griff deshalb zurück auf die der Kirche erst von der Krone geschenkten Güter und zwang jene, sie an Laien auszuleihen. Erklärlicherweise fand diese Einziehung von Kirchengut zu militärischen Zwecken vornehmlich in Neustrien statt und zwar an der südwestlichen Grenze des Reiches, da deren Schutz zunächst in Frage stand. Diese Verleihungen von Kirchengut wurden schließlich vorbildlich auch für die Vergabungen von Krongut, das ebenfalls nicht mehr verschenkt, sondern gegen Zins ausgeliehen wurde. Schon in der karolingischen Zeit wurde solche Leihe zum Zwecke der Leistung von Reiterdiensten als beneficium von dem ursprünglich gleichbedeutenden precarium, der gewöhnlichen Leihe, hervorgehoben.

Die andere Wurzel des Lehnswesens, die Vasallität, zweigt sich wieder in zwei Enden ab: die freie Gefolgsschaft und den unfreien Dienst. Schon bei den alten Germanen pflegten sich freie, wehrhafte Jünglinge als Gefolgsleute in den Dienst des Königs oder hervorragender Männer zu begeben, um das Kriegshandwerk zu lernen und zu treiben. Sie traten als Hausgenossen unter die Hausherrschaft ihres Gefolgsherrn, bildeten seine Umgebung in Krieg und

Frieden und schwuren ihm Treue. In Verbindung hiermit trat in fränkischer Zeit eine andere Einrichtung, möglicherweise in Anlehnung an römische Sitte und veranlaßt durch die große Anzahl von Knechten, die zufolge der vielen Kriege den Siegern zur Beute wurden. Hierzu kam, daß sich die Lage der Knechte ihren Herren gegenüber allmählich verbesserte und besonders derjenigen, die zur unmittelbaren Bedienung des Herrn auserlesen wurden oder doch im Haushalte Verwendung fanden. In merowingischer Zeit werden diese mit dem keltischen Wort gwâs = Diener (denn Kelten waren die Mehrzahl der Kriegsgefangenen), daher vassi, vasalli, oder lateinisch als ministeriales bezeichnet, und man unterschied in vornehmen Haushaltungen namentlich vier Hausämter: den Schenken für den Keller, den Kämmerer für den Schatz, den Mareschalk (Roßknecht) für den Stall und den Truchseß (truhsazzo, der die Leute setzt) für die Tafel. Die Oberaufsicht aber führte der Altknecht, Seneschalk, maior domus. Das waren die Vorbilder der künftigen Reichs- und Staatsämter. Als aber mit der Zeit die fränkischen Großen ihre Knechte bewaffneten und sogar beritten machten und sich mit der bewaffneten Schar umgaben, erlangten diese auch militärische Bedeutung, und die Annäherung an die freien Gefolgschaften der germanischen Zeit war gegeben.

Daß alle diese Diener am Hofe des Königs erhöhte Bedeutung erlangten, kann nicht wundernehmen, ebensowenig, daß unter diesen wieder das bewaffnete Gefolge, die königliche Garde, besonders hervorragte. Finden wir doch dieselbe Erscheinung auch bei der Garde der römischen Imperatoren. Nach dem Schutz, den sie dem Könige gewähren, werden sie Antrustionen (von trôstjo = Gehilfe) genannt. Mit der Zeit traten unter diese königliche Garde aber auch Freie, und damit war die Verbindung mit dem germanischen Gefolgswesen vollends hergestellt. Seit dem 8. Jahrhundert werden diese bewaffneten Gefolgsleute dann schlechthin vasalli genannt.

Auch diese vasalli schließen sich nun in Genossenschaften zusammen, innerhalb deren ein besonderer Friede und bald ein besonderes genossenschaftliches Recht herrscht, das Dienstrecht. Die Entstehung und Entwickelung ist die gleiche wie beim Hofrecht: allmählich fällt seine Fortbildung mehr der Gewohnheit und den Weisungen der Dienstmannen selbst zu, und ebenso ist die Besetzung des Gerichtes nicht mehr ausschließlich Befugnis des Herrn, sondern steht auch den Dienstmannen zu. Das Dienstrecht ist gleichfalls vielfach in Weisungen und Küren aufgezeichnet worden, z. B. für Worms vom Bischof Burkhard im Jahr 1024, für Köln im 12. Jahrhundert. Wie das Hofrecht hatte es ebenfalls als Grundlage das Landrecht, wurde aber wie jenes in eigentümlicher Weise fortgebildet, und so entstanden wie verschiedene Hofrechte, so durch die verschiedenen Herrschaftsverbände auch verschiedene Dienstrechte. Namentlich bildete sich eine Verschiedenheit aus nach der Stellung des Herrn: das Recht der Reichsministerialen, der Dienstmannen geistlicher Herren, der Dienstmannen fürstlicher, gräflicher, freiherrlicher Mannen ist im einzelnen verschieden gewesen. Ja auch innerhalb der Dienstmannen eines und desselben Herrn bildeten sich wieder einzelne Genossenschaften mit besonderem Recht, ebenso wie in den Städten sich Gilden und Zünfte zusammenschlossen. Hierher gehört z. B. die Münzergenossenschaft, das ist die Genossenschaft derjenigen Ministerialen, denen die Ausübung des Münzamtes zuerteilt war. Denn das Münzregal, das in karolingischer Zeit noch allein dem Könige zustand, wurde nach und nach auch anderen geistlichen und weltlichen Herren verliehen. Diese Genossenschaft vornehmlich hat sich bald in eine lehnrechtliche verwandelt oder sogar in eine freie Genossenschaft gleich einer Gilde.

Die Verbindung dieser Vasallität, der militärischen Gefolgsschaft, mit dem oben geschilderten Benefizialwesen erzeugte das mittelalterliche Lehnrecht. Es lag ja ungemein nahe,

die Benefizien eben den Vasallen zu verleihen. Und dann geschah hier, was überall geschah: die mit Benefizien begabten Vasallen schlossen sich genossenschaftlich zusammen, und durch Gewohnheit und Rechtsprechung wurde für die besonderen Verhältnisse dieser Vasallen, namentlich für die Erbfolge in die beliehenen Grundstücke, das Lehnrecht geschaffen, das mit der Zeit das Dienstrecht in sich aufnahm. Das Lehnswesen breitete sich allmählich von den Franken nach Westen hin aus und stand in dieser Periode bei den Deutschen in höchster Blüte. Es wurde üblich, Aftervasallen anzunehmen, und dadurch wurden außer dem König auch andere Große, Geistliche und Adlige wieder ihrerseits Lehnsherren. Schließlich wurden nicht bloß Grundstücke, sondern auch Ämter zu Lehen gegeben, und vor allem die Reichsämter, die Grafschaften, Herzogtümer und Fürstenämter waren Lehen, nicht minder die Reichshofämter. „Alles weltliche Gericht muß man vom König empfangen." Bis zum Wormser Vertrag vom Jahre 1122 wurden sogar die geistlichen Ämter als Lehen vergeben. So durchzog das Lehnswesen das ganze staatliche Leben. Sämtliche im Lehnsverbande befindlichen Personen vom König abwärts wurden in sieben „Heerschilde" eingeteilt. Auch die Lehnsmitglieder schlossen nach den Heerschilden sich untereinander wieder in engere Genossenschaften zusammen, und es entwickelte sich namentlich der Stand des hohen Adels als derjenigen Lehnsträger, die unmittelbar vom König und Reich ein Amt oder Land zu Lehen empfangen hatten: die Reichsunmittelbaren (Zepter- oder Fahnenlehen). Sie hatten recht eigentlich mit dem Könige das Reichsregiment, sie waren die Fürsten, d. h. die „vorderst emphaher" des Lehns, wie der Sachsenspiegel diesen Namen erklärt. Ebenso bildete sich die Reichsritterschaft und die landsässige Ritterschaft und mit ihr besonderes Recht. „Rittersrecht ist anders denn Bauernrecht." Seit dem 13. Jahrhundert entstand bei dem hohen Adel, der sich immer enger genossenschaftlich zusammenschloß, allmählich ein eigenes Recht, das deutsche Fürstenrecht, das namentlich die Vermögens-, Familien- und erbrechtlichen Verhältnisse regelte und der Selbstgesetzgebung der einzelnen Familien den Boden bereitete. Es bewahrte darin verschiedene Bestimmungen des fränkisch-salischen Rechtes, nach dem die fränkischen Könige gelebt hatten, z. B. den Ausschluß der Frauen vom Erbe. Auch hierin tritt die Erinnerung an den Ursprung des hohen Adels aus dem Beamtentum fränkischer Könige zu Tage.

Auch das Lehnrecht ist aufgezeichnet worden. Das sächsische hat gleich dem Landrecht Eike von Repkow bearbeitet. Ebenso hat das lombardische Lehnrecht wiederholte Bearbeitungen erfahren, bis es schließlich in den sogenannten libri feudorum zusammengefaßt wurde, die nachmals an der Universität Bologna als Unterlage des Studiums dienten.

Eine weitere Quelle für Sonderrechte wurden die Immunitäten. Sie gehen auf die römische Zeit zurück und haben da ihre Bedeutung in der Freiheit eines Gebietes von Abgaben und Steuern (emunitas). Diese Freiheit genossen bei den Franken die Königsgüter, denen besondere Beamte vorstanden. Diesen wurde bald die Gerichtsbarkeit über die auf dem Immunitätsgebiet sitzenden Leute übertragen, soweit finanzielle Gesichtspunkte in Frage kamen, was im alten Rechte vermöge der Buß- und Friedensgelder meist der Fall war. Wurde nun solches Königsgut an Kirchen oder Laien zu Lehen gegeben, so blieb die Immunitätseigenschaft am Gute haften, wodurch auch diese in den Besitz der Immunitätsgerichtsbarkeit gelangten, die sich mit der Zeit sogar auf Hals- und Blutgerichtsbarkeit ausdehnte. Waren Kirchen die Inhaber solcher immunen Güter, so wurde leicht damit der Begriff des erhöhten Kirchenfriedens verbunden, womit diese Bezirke bald eine gewisse territoriale Abgeschlossenheit und besondere Rechtsentwickelung erlangten, die für die künftige Landeshoheit eine wesentliche Grundlage wurden.

Die Ausbildung der landesherrlichen Gewalt aber erzeugte eine neue Quelle des Rechtes. Die landesherrliche Gewalt hat keinen einheitlichen Ursprung. Sie ist vielmehr die Zusammenfassung verschiedener Herrschaftsrechte, teils, wie schon erwähnt, einzelner Immunitätsrechte, teils von Grund- und Dienstrechten, Besitzrechten an überlassenen Regalien, nicht zum wenigsten aber von Lehnrechten an Reichsämtern. Das schwache Königtum, das seine Kraft in auswärtigen Unternehmungen und Römerzügen vergeudete, beförderte dadurch das Selbständigwerden des Reichsbeamtentums, und Kaiser Friedrich II. erkannte diese Selbständigkeit ausdrücklich an. Da die Fürsten aber die Befugnis erlangten, für ihre Länder besondere Landfrieden zu erlassen, Privilegien zu erteilen und mit Zustimmung ihrer Großen Gesetze zu geben, so entstanden hierdurch ebensoviel Partikularlandrechte, die das Stammesrecht durchbrachen, als Landeshoheiten. Erwähnt seien nur die Kulmsche Handfeste des Großmeisters Hermann von Salza vom Jahre 1232 für das deutsche Ordensland, das Drenter Landrecht vom Jahre 1412, das oberbayrische Landrecht Kaiser Ludwigs vom Jahre 1346, die österreichische, salzburgische Landesordnung, das steirische Landrecht und viele andere. Hierher gehören auch die friesischen Kuren, Gesetze der verbündeten friesischen Gaue.

In dieser dritten Periode deutscher Rechtsentwickelung, dem Mittelalter, kommt, wie die vorstehenden Ausführungen gezeigt haben, die Neigung des Deutschen, sich in enge Genossenschaften zusammenzuschließen und in diesen die Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse zu suchen, die Ursache auch seines staatlichen Partikularismus, zur vollsten Geltung. Die hiermit verbundene Mannigfaltigkeit des Rechtes hat aber ihre guten und ihre schlimmen Seiten. Die gute Seite würdigt Heusler zutreffend mit folgenden Worten: „Wie wir in der Natur um so größere Vollkommenheit finden, je mehr besondere Organe für die verschiedenen Zwecke bestehen, nicht aber je größere Einfachheit des Organismus herrscht, so ist auch das Rechtsleben Deutschlands durch diese Mehrheit der Rechtskreise und Rechtsorgane ein intensiveres, reicheres, die verschiedensten Zwecke besser erfüllendes, den mannigfaltigsten Bedürfnissen mehr Genüge leistendes, der Entfaltung der Volkskraft nach allen Seiten größeren Spielraum gewährendes geworden, als wenn das Volksrecht allein herrschend geblieben wäre, das unter den damaligen wirtschaftlichen und Kultureinflüssen notwendig zu einseitiger Ausbeutung des Eigentumsbegriffs hätte führen müssen." Vor allem aber hat das Lehn- und Hofrecht einen wirtschaftlich hochbedeutsamen Zweck erfüllt: es hat verhütet, daß aus den Grundherrschaften wie bei den Römern große Latifundien wurden, und bewirkt, daß ein kräftiger Bauernstand erhalten blieb. „Der Grundherr", sagt Heusler, „büßte privatrechtlich ein, was er an oberherrlicher Macht gewann."

Es dürfen jedoch auch die schlimmen Seiten nicht übersehen werden. Es ist nicht zu verkennen, daß mit dem Lehnswesen und dem Hof- und Dienstmannenwesen fast das gesamte Volk aus freien Leuten in Abhängige und Dienende verwandelt und dadurch die trotzige Urwüchsigkeit und der alte Freiheitsdrang des Germanen erheblich geschwächt wurden. Das Gefühl des Dienens und Abhängigseins beeinflußte fernerhin vielleicht etwas zu stark die Charakterbildung des deutschen Volkes, so daß geraume Zeit vergehen mußte, bis dieses seinem ursprünglichen Wesen völlig fremde Element wieder ausgeschieden wurde. Zunächst wurde dem Absolutismus der Fürsten hierdurch jedenfalls der Boden bereitet. Ferner artete der Absonderungstrieb aus, verhinderte dadurch das Zusammenwachsen zu einer großen Nation und die Erzeugung eines einheitlichen nationalen Rechtes, dessen doch die fortschreitenden wirtschaftlichen und Verkehrsverhältnisse dringend bedurften. Die Folge der Ausartung dieses Sonderungstriebes war aber der Verfall des nationalen Rechtes.

Die vierte Periode ist daher die des Versiegens der Rechtsquellen. Es fehlte der große nationale Zug, die Rechtsbildung verlor sich ins Kleinliche, da sie nur im Kleinen vor sich ging, mit der übergroßen Absonderung geriet sie ins Absonderliche. Die Verschiedenheit des Rechtes aber in den ungezählten verschiedenen Rechtskreisen brachte notwendig ein Gefühl der Rechtsunsicherheit überhaupt mit sich: sobald man aus seinem engsten Rechtskreise heraustrat, stand man fremdem, unverstandenem Rechte gegenüber. Und endlich wurde nicht einmal das in den einzelnen Rechtskreisen herrschende Recht zur Geltung gebracht infolge der politischen Ohnmacht und Zerfahrenheit. Denn das Reich selber ging seiner Auflösung entgegen. Im Inneren war das deutsche Königtum völlig machtlos geworden. Fehden zwischen den Städten und zwischen den Fürsten, die ihre landesherrliche Macht erweitern wollten, verwüsteten das Land; auch die Kirche war in Verfall geraten. Wiclif und Huß vermochten nicht, auf die Dauer Besserung zu schaffen, und Religionskriege waren die Folge. So war überall Anarchie. Die rechtserzeugenden Genossenschaften waren in der Auflösung begriffen, jede Rechtspflege lahm gelegt.

Hierzu kam, daß der germanische Straf- und Zivilprozeß überhaupt den veränderten Verhältnissen nicht mehr genügte. Das deutsche Gericht hatte zwei Bestandteile mit völlig verschiedenen Aufgaben: den Richter, der den Gerichtszwang hatte, und dessen Aufgabe es war, die zur Entscheidung berufenen Personen zusammenzubringen, sie um ihr Urteil zu fragen und das Urteil alsdann zu vollziehen; und die Urteiler, die auf die gestellten Fragen des Richters von ihrer und der im Volke lebenden Rechtsüberzeugung Kunde gaben. Daß diese Urteiler ursprünglich die ganze Volksversammlung waren, dann ausgewählte „Rachimburgen" und schließlich lebenslang und erblich bestellte Schöffen, haben wir schon gesehen. Über die That- und Beweisfrage hatten diese aber nicht zu entscheiden. Ein Indizienbeweis fand überhaupt nicht statt. Wurde der Verbrecher nicht auf handhafter That ergriffen, so waren die einzigen Beweismittel, von denen noch die Rede sein wird, Eid, Gottesurteil und namentlich Zweikampf: Beweismittel, die in ihrem Erfolge von selbst den Beweis erbrachten, so daß es einer Beweiswürdigung nicht bedurfte. Es ist klar, daß ein solches Verfahren nur bei einfachsten Zuständen genügte. Ein derartiges Gericht war seiner Einrichtung nach zunächst nicht geeignet, von amtswegen gegen Missethäter vorzugehen. Es konnte nur in Bewegung gesetzt werden durch Anrufung der Parteien, die durch eigene Thätigkeit den Beweis zu erbringen hatten. Es entsprach also einer Zeit, in der die Gesamtheit noch nicht in erster Linie durch ein Verbrechen sich verletzt fühlte und es dem unmittelbar Verletzten zunächst überließ, entweder durch Fehde oder durch Klage sich Recht zu verschaffen. Schon hierdurch war es zum energischen, raschen Einschreiten ungeeignet und zur Eindämmung um sich greifender Sittenverwilderung kein passendes Mittel. Ferner waren die Beweismittel, und namentlich das hervorragendste, der Eid, dessen sich der Angeklagte zu seiner Befreiung bedienen durfte, hinreichend bei einem Volke, das noch in einfachen Sitten lebte, bei einem Volke, das kampflustig und trotzig, aber offen und ehrlich war, dem Heimlichkeit und Lüge die hassenswertesten Eigenschaften waren, und bei dem daher ein Meineid als das unerhörteste Verbrechen galt. Aber bald versagten diese Beweismittel, und damit wurde die Unsicherheit der Rechtspflege nur noch erhöht. Aus eigener Kraft aber die Umgestaltung vorzunehmen, war das deutsche Recht nicht im stande, da ihm das Organ fehlte, das eine gemeinsame Hilfe bringen konnte, da es auf die zersplitterte partikularistische Gerichtsübung angewiesen war. Nur das Magdeburger Weichbildrecht und dessen Tochterrechte begannen allmählich aus sich selbst heraus eine Fortbildung für den Zivilprozeß zu versuchen, indem sie dem Beweise durch Zeugen und Urkunden an Stelle des Eides Vorschub leisteten.

Zwei Erscheinungen jener Zeit namentlich sind es, die sich nur aus diesen Zuständen erklären: das Auftreten der Vehmgerichte und die Ausbildung des Faust- und Fehderechts. Beide aber bedürfen hier der Erwähnung, da die Ergreifung dieser beiden Heilmittel gegen die Versagung des Rechtes so vollständig dem deutschen Wesen entspricht, daß eben nur diese mit Naturnotwendigkeit zur Ausbildung gelangen konnten. Auch die Entstehung der Vehmgerichte wurde gefördert durch die Neigung, sich genossenschaftlich zusammenzuschließen (ihr entsprach der über ganz Deutschland verbreitete Bund der Freischöffen), und durch das dem Deutschen innewohnende tiefe Gerechtigkeitsgefühl, das durch Ungerechtigkeiten, auch wenn sie ihn nicht unmittelbar berühren, lebhaft verletzt wird. Dies tritt auch heute noch zu Tage, oft mit Außerachtlassung der politischen Klugheit und des berechtigten Eigennutzes. In jener Zeit der Versagung jedes Rechtsschutzes aber führte es die westfälischen Gerichte dazu, alle Ungerechtigkeiten, auch solche, für deren Bestrafung sie an sich örtlich keineswegs zuständig waren, in Erweiterung ihrer Zuständigkeit auf das ganze Reich, zu ahnden. Hierbei konnten sie leicht an ihre Eigenschaft als kaiserliche Gerichte anknüpfen. Denn wie sie ihren alten Namen und ihre alte Verfassung als Grafengerichte der fränkischen Zeit bewahrt hatten (vehme = Ding, Gericht), so leiteten sie auch noch ihre Gerichtsgewalt unmittelbar vom Kaiser ab, da die Westfalen sowohl von der Ausbildung der Landeshoheit als den vielen Sondergerichten verschont worden waren. Ihre Gerichte waren noch die alten Landgerichte, in denen das Stammesrecht wie zur karolingischen Zeit gefunden wurde.

Um ihre Urteile aber vollstrecken zu können, bedurften sie im ganzen Reiche der Schöffen, denen die Pflicht der Vollstreckung oblag, und je mehr ihr Ansehen wuchs, desto mehr drängte man sich aus dem ganzen Reiche dazu, Schöffe der westfälischen Freigrafengerichte zu werden. Sogar deutsche Kaiser waren Freischöffen. Lediglich um die Vollstreckung der Urteile zu sichern, war, wenn der Angeschuldigte vor Gericht nicht erschien, Urteilsspruch und Vollstreckung dann heimlich. Keineswegs waren die Gerichtssitzungen regelmäßig heimlich. Allen Schöffen wurde die Pflicht auferlegt, das Urteil zu vollstrecken. Es lautete stets auf Tod. Zur Vollstreckung mußten aber drei Schöffen zusammenwirken. Diese bestand darin, daß nach Art der alten sächsischen Landfriedensbrecher der Verurteilte mit einer Weidenrute an dem nächsten Baum aufgeknüpft wurde. Zum Zeichen, daß hiermit das Urteil des Vehmgerichts vollstreckt worden war, wurde neben ihn ein Messer in den Baum gesteckt. Eine weitere furchtbare Waffe der Vehmgerichte war die Befugnis und Pflicht der Freischöffen, wenn drei von ihnen jemanden auf handhafter That ergriffen, sofort, auch außerhalb westfälischer Erde, über ihn Gericht zu halten und das Urteil zu vollstrecken.

Vor allem im 14. und 15. Jahrhundert war die Vehme auf ihrer höchsten Macht. Sie nannte sich „des heiligen Reichs Obergericht übers Blut“, und die Ladung des westfälischen Freigrafen, des Vorsitzenden des westfälischen Gaugerichts, wurde mehr gefürchtet als die Macht des Kaisers. Ja sogar Kaiser Friedrich III., seinen Kanzler und das ganze Kammergericht lud der Freigraf einmal vor sein Gericht. Daß die Macht der Vehme durch die Heimlichkeit der Vollstreckung erhöht wurde, ist begreiflich. Freilich lag hierin auch die Veranlassung, daß sie bald in Mißbrauch ausartete und daß sie hierdurch aus einem Schutz der Schwachen gegen mächtige Bedrücker selber zu einem Schrecken wurde, bis schließlich die zu größerer Macht gelangenden landesherrlichen Gerichte verbunden mit dem verbesserten Strafverfahren der „Carolina“ ihre Macht brachen.

Wie das Versagen der Rechtspflege der ordentlichen Gerichte die Macht der Vehmgerichte steigerte und diese zu der ihnen eigentümlichen Heimlichkeit und Ausdehnung ihrer örtlichen

Zuständigkeit zwang, so nötigte es anderseits den Rechtsuchenden, Selbsthilfe anzuwenden. Vermag die Gemeinschaft nicht mehr den Rechtsschutz zu gewähren und den Rechtsfrieden zu wahren, so muß eben jeder sein Recht mit eigener Faust wieder suchen und verteidigen. Die Selbsthilfe wird zur Rechtseinrichtung der Fehde. Daß aber von diesem Rechte der Selbsthilfe in reichem Maße von dem Deutschen sofort Gebrauch gemacht wurde, entsprach ganz seiner kampflustigen, kriegerischen Natur; es zeigt sich darin eine gewisse gesunde Auflehnung gegen das Dienstwesen der vorigen Periode. Mit der Auflösung des Lehnswesens hängt dies unmittelbar zusammen. Die Ausübung des Fehderechts, die sowohl wegen strafrechtlicher als wegen privatrechtlicher Ansprüche zulässig war, war aber an gewisse Voraussetzungen geknüpft. Zuvörderst natürlich, daß die Gerichte, obgleich sie darum angegangen waren, keine Hilfe gewähren konnten. Und das geschah oft. Zwar, erschien der Angeklagte vor Gericht, so wurde allerdings das Urteil sofort vollzogen. Aber „die Nürnberger henken niemand, sie hätten ihn denn", und in dieser Zeit war es eben die Regel, daß sich der Beklagte nicht vor Gericht stellte. Das Gericht hatte freilich den Bann, aber nur innerhalb seines Sprengels, nicht im Nachbarbezirk, und so war bei den unzähligen Gerichtsbezirken nichts leichter, als sich dem Gerichte zu entziehen. Die zweite Voraussetzung rechter Fehde war, daß sie drei Tage vorher offen und förmlich angesagt, und daß im Fehdebrief der Grund der Absage genannt wurde, widrigenfalls man für einen Landfriedensbrecher angesehen wurde. Einen solchen Fehdebrief an die Reichsstädte Ulm und Eßlingen vom Jahre 1452 teilt Wächter mit: „Wisset, Ihr Reichsstädte, daß ich, Claus Dur von Sulz, und ich, Waidmann von Deckenpfronn, genannt Ganser, und ich, Lienhard von Bercken, genannt Spring ins Feld, Euer und aller der Eurigen Feind seyn wollen von wegen des Junker Heinrich v. Isenburg. Und wie sich die Feindschaft fürder macht, es sei Raub, Brand oder Todschlag: so wollen wir unsere Ehr mit diesem unserem offenen besiegelten Brief bewart han. Deß zu Urkund u. s. w."

Wie bei der Vehme, so lag auch im Fehderecht der Keim zu Mißbräuchen inne. Rauflust und Kampfeslust, verbunden mit Beutegier, brachte sie zur Ausartung und löste Deutschland vollends in eine Unzahl kleiner, das Land verwüstender Kriege auf. Ein Markgraf von Brandenburg rühmte sich z. B., daß er in seinem Leben 170 Dörfer verbrannt habe. Aus den nichtigsten Ursachen wurde Fehde angesagt, oft der gesetzlichen Schranken nicht geachtet, und namentlich der Adel betrachtete die Ausübung des Fehderechtes geradezu als Sport oder Erwerb, denn viele legten sich auf Straßenraub und lebten „aus dem Stegreif", d. h. aus dem Steigbügel. Mehr komischer Art ist das Ansagen der Fehde durch die Leipziger Schuhknechte an die Leipziger Studenten vom Jahre 1471. Kurfürst Ernst machte aber kurzen Prozeß und ließ sie sämtlich einsperren. Es wurde also nötig, dem Unwesen zu steuern. Dem sollten die Landfrieden, die wiederholt errichtet wurden, dienen, aber sie halfen wenig, und selbst der „ewige" Landfriede von 1495 mußte noch oftmals erneuert werden. Was Wunder, wenn daher „niemand dem Landfrieden traute?" Auch hier brachte erst die erstarkende landesherrliche Macht Wandlung.

*

Der den Germanen innewohnende Trieb zur **Genossenschaftsbildung** hat aber nicht nur die Entstehung der Rechtsquellen in ihrer Mannigfaltigkeit beeinflußt, sondern dem **Wesen des gesamten Rechtes selbst** seinen Stempel aufgeprägt. Bis zum Ausgang des Mittelalters und vor der Aufnahme des römischen Rechtes ist das gesamte Recht seiner Art nach genossenschaftlich, modern ausgedrückt: **sozial**, „gemeiner Nutz geht vor sonderlichem Nutz". In

Zusammenhang damit steht, daß es eine begriffliche Scheidung zwischen öffentlichem und privatem Recht überhaupt nicht kennt. Die ganze Entwickelung des Staates, sofern man von einem solchen im Mittelalter überhaupt reden kann, ist nur die allmähliche Erweiterung des Familienverhältnisses. Niemals betrachtet das Recht den Einzelnen als Einzelnen mit unbeschränkter Bewegungsfreiheit, wie das römische Recht, sondern die Beziehungen des Einzelnen zum Einzelnen stets als Beziehungen von Gliedern zu Gliedern eines höheren Ganzen, einer Genossenschaft; ebensowenig aber die Beziehungen der Genossenschaft als losgelöst von denen ihrer Mitglieder und diese nur um ihrer selbst willen vorhanden.

So wurden einerseits Bethätigungen, die lediglich solche der Gesamtheit, der Genossenschaft als solcher, sind, wie Ämter, Gerichtsbarkeit, Ausübung der Strafgewalt, als privatrechtliche Vermögensstücke behandelt und gleich diesen vererbt und veräußert. Es braucht nur an das Benefizial- und Lehnswesen erinnert zu werden. Aber auch sonst überwiegt das privatrechtliche Wesen noch vielfach bei Ausübung öffentlicher Aufgaben. Die öffentlichen Strafen treten vor den Bußen und dem an den Verletzten oder dessen Sippe zu zahlenden Wergelde zurück, die Strafverfolgung selbst ist Privatsache, geschieht fast niemals von amtswegen, das Prozeßverfahren bewegt sich in einem lediglich vom Willen der Streitenden abhängigen Rechtsgange und ist der Prozeßleitung des Richters fast ganz entzogen. Auf der anderen Seite werden rein privatrechtliche Einrichtungen, wie insbesondere Eigentum am Grund und Boden und Erbrecht, durchaus vom öffentlich-rechtlichen Standpunkt aus betrachtet.

So sehr der Deutsche an sich Individualist ist, das deutsche Recht als vornehmlichster Ausdruck des Verhältnisses des Deutschen zu seinen Volksgenossen ist weit davon entfernt, individualistisch zu sein, wie fälschlich oft behauptet wird. Diese Eigenschaft hat erst das römische Recht hinein gebracht. Überall ist noch der Einzelne rechtlich gebunden durch seine Stellung als Glied einer oder mehrerer Genossenschaften, nirgends kommt ihm eine Befugnis als freiem Einzelwesen zu. Die Rücksicht auf Ehe, Familie und weitere Genossenschaften, wie wir deren genugsam kennen gelernt haben, namentlich die Rücksichten auf Gemeinde und Staat, binden so im deutschen Rechte überall das Eigentum, im geraden Gegensatze zum römischen Rechte, das der unbeschränkten Freiheit des Einzelnen zuliebe alle derartigen Rücksichten opfert. So steht der Germane von Anfang an fest in der Genossenschaft der Sippe. Die Sippe nimmt Rache für seine Verletzung. Der Sippe aber fällt auch ein Teil der Buß- und Wergelder zu. Die Sippe tritt geschlossen vor Gericht als Eideshelferin mit dem Sippegenossen auf und ficht auch wohl mit ihm den gerichtlichen Zweikampf aus. Und ebenso war ursprünglich alles Eigentum Eigentum der Sippe. Beim Tode des Sippegenossen wurde daher thatsächlich nur eine bisherige Beschränkung des gemeinschaftlichen Eigentumes frei, und die überlebenden Sippegenossen erben weniger als behalten die Hinterlassenschaft. „Der Tote erbt den Lebendigen", d. h. das Erbe vererbt unmittelbar an den Lebendigen, es ist kein Erbantritt erst erforderlich, und zwar gilt „Der nächste zur Sippschaft, der nächste zur Erbschaft", „Das Gut bleibt bei dem Blute, woher es gekommen."

Dieses Gesamteigentum, diese genossenschaftliche Ausgestaltung des Eigentumes zeigt sich schon bei Lebzeiten in den Anwartschafts- und Einspruchsrechten der nächsten Sippegenossen bei etwaigen Veräußerungen oder Belastungen von Liegenschaften. Deshalb muß sich der Veräußerer zuvor des „Erbenlaubs", der Erlaubnis der Erben zur Veräußerung, versichern. Der Einzelne hat eben nicht freies Eigentum, sondern nur Genossenschaftsrechte daran. Und deshalb ist bei den Deutschen auch nur schwer die Auffassung durchgedrungen, daß man letztwillig über seine

Hinterlassenschaft verfügen könne, ganz im Gegensatz zu der Testierfreiheit der Römer, die erst später allmählich beschränkt wurde. Denn solche Verfügungen wurden eben als Eingriff in fremde Rechte angesehen, und auch heute noch betrachtet das Volk es vielfach als ein Unrecht, die natürliche Erbfolgeordnung durch ein Testament abzuändern. „Wer will wohl und selig sterben, der lass' sein Gut den rechten Erben", denn „Gott, nicht der Mensch macht die Erben."

Und wie bei der Sippe wiederholt sich die genossenschaftliche Auffassung im engeren Kreise der Ehe und Familie namentlich bei Ausgestaltung der ehelichen Güterrechte zumeist als eine Gemeinderschaft zur gesamten Hand. „Ist die Decke über den Kopf, so sind die Eheleute gleich reich." Auch hier überwiegt die Rücksicht auf die Erhaltung des Familiengutes. „Langes Leben, langes Gut", „Der Letzte macht die Thüre zu." Aber auch bei den weiteren genossenschaftlichen Verbänden tritt diese Gebundenheit des Eigentumes hervor. Es mag nur an die Lehnsherrlichkeit mit den verschiedenen Herrschaftsverhältnissen erinnert werden. Vor allem aber brachte die Feld- und Flurgemeinschaft der Markgenossen vielfache Beschränkungen des Sondereigentumes. Das sind keine Rechte an fremdem Eigentum im Sinne der römischen Servituten, sondern Rechte der Mark- oder Dorfgenossen kraft ihrer Genossenschaft. Schon die Dreifelderwirtschaft und die gemeinschaftliche Feldbebauung erforderten gegenseitige Rücksichtnahme, Gestattung des Durchweges, das Überführen von Holz, gegenseitiges Weiderecht ꝛc. Hierher gehört auch die Rücksichtnahme auf den Nachbar bei Anbringung von Fenstern und dergleichen. Und wie das Eigentum, so war die ganze Thätigkeit genossenschaftlich gebunden: es braucht nur an das Zunftwesen des Mittelalters erinnert zu werden und an den Gegensatz zur heutigen Gewerbefreiheit, um das zu erkennen. „Keine Gilde darf die andere brechen", „Wer Leder gerbt, soll nicht Schuhe machen"; es muß sich eben jeder auf sein Gewerbe beschränken und außerhalb der Zunft, von „Bönhasen", darf es überhaupt nicht ausgeübt werden.

*

Aber nicht nur das ganze Wesen des Rechtes wird durch seine genossenschaftliche Quelle beeinflußt, auch in die Rechtsentwickelung im Einzelnen greift dieser genossenschaftliche Zug ein und beherrscht die Ausbildung einzelner Rechtsinstitute.

Hierher gehört zunächst das Ständewesen und dessen Durchdringung von dem Gedanken der Ebenbürtigkeit. Diese beherrscht die Standesbildung so sehr, daß selbst Stände, die zunächst nur Berufsstände waren, immer schließlich zu Geburtsständen werden. Die Wertschätzung, die ein Mensch in der gesellschaftlichen Ordnung erfährt, wird unmittelbar denen, die mit ihm gleichen Blutes sind, zu teil, diese wachsen von selber in die gleiche Wertschätzung der Gesellschaft hinein, werden ihren Genossen „ebenbürtig". Dies bringt aber wieder notwendig eine große Abgeschlossenheit der Stände mit sich, denn sobald sie sich einmal gebildet haben, ergänzen sie sich nun nur aus sich selbst heraus. Standesgenossenschaft hängt eben von der Geburt aus diesem Stande selbst ab. „Wohin die Kinder von Geburt gehören, da sollen sie bleiben." „Niemand kann sich andres Recht erwerben, als ihm angeboren ist." „Jedem Manne ziemt seine Lage." Wie aus beigehefteter farbiger Tafel „Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter" zu erkennen ist, war jeder Stand sogar durch besondere Tracht von dem andern unterschieden.

Dieser Zug zeigt sich in ältester Zeit so gut wie im späteren Mittelalter. Die alten Germanen kannten eigentlich nur zwei Stände: die Adelsgeschlechter, die, wie wir bereits sahen, ihre Abkunft von den Göttern herleiteten, und die Freien, denn die Unfreien waren kaum als Stand zu bezeichnen, da sie völlig der Rechtsfähigkeit darbten. Die Heirat einer freien Frau

Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter.

1. Gott.
2. Papst.
3. Bischof.
4. Abt.
5. Äbtissin.
6. Priester.
7. Kaiser.
8. König.
9. Herzog.
10. Lehnsherr.
11. Richter aus dem Lehnrecht.
12. Richter aus dem Landrecht (Graf).
13. Schöffe.
14. Bürgermeister.
15. Schultheiß.
16. Büttel.
17. Bauer.
18. Lehnsmann.
19. Frau und Mädchen.
20. Hirt.
21. Sachse.
22. Wende.
23. Wendin.
24. Jude.

Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter.

1. Gott.
2. Papst.
3. Bischof.
4. Abt.
5. Äbtissin.
6. Priester
7. Kaiser.
8. König.
9. Herzog.
10. Lehnsherr.
11. Richter aus dem Lehnrecht.
12. Richter aus dem Landrecht (Graf).
13. Schöffe.
14. Bürgermeister.
15. Schultheiß.
16. Büttel.
17. Bauer.
18. Lehnsmann.
19. Frau und Mädchen.
20. Hirt.
21. Sachse.
22. Wende.
23. Wendin.
24. Jude.



Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter.

Nach Darstellungen zum sächsischen Land- und Lehnrecht aus dem 12. und 13. Jahrhundert, wiedergegeben in den „Teutschen Denkmälern" von Batt, Babo, Eitenbenz, Mone und Weber; Heidelberg 1820.

mit einem Unfreien galt sogar als todeswürdiges Verbrechen. Im Laufe der Zeit bildeten sich dann sowohl bei den Freien als bei den Unfreien, die namentlich durch Teilnahme am Hofrecht allmählich Rechtsfähigkeit erlangten, verschiedene Zwischenstufen aus. Der altgermanische Geschlechteradel ging unter, und es entstand der Gegensatz zwischen vollfreien Grundeigentümern und Hörigen. Unter ersteren aber teilte sich das Beamtentum namentlich in fränkischer Zeit von dem freien Bauern ab, anfangs noch durchaus ebenbürtig mit diesem. Doch die Erblichkeit der Ämter und die steigende Macht einzelner schuf auch hier bald aus dem Beamtentum einen besonderen erblichen Beamtenadel, aus dem nachmals unser hoher Adel der Reichsfürsten erwachsen ist. In diesem allein ist auch, wie manche alte Rechtseinrichtung, der Grundsatz der **Ebenbürtigkeit** aufrecht erhalten worden. Nur daß ihm von Anfang an auch die gewöhnlichen Freien noch ebenbürtig waren. Und wie hier aus dem Berufsstande des Beamtentums durch Erblichkeit und Ebenbürtigkeit ein Geburtsstand wurde, so geschah dies in gleicher Weise unter dem Einflusse des Lehnrechtes bei denjenigen, die im Heere Reiterdienst thaten und so ritterliche Lebensart führten. Auch aus diesen rittermäßig lebenden Personen bildete sich eine Genossenschaft, ein Stand heraus, und bald wurde er mit der Ritterbürtigkeit verbunden. Sobald aber der Gegensatz zwischen ritterlicher Lebensart und bäuerlicher Beschäftigung, wie im Mittelalter, immer tiefer wurde, kamen einerseits die Freien und Ritterbürtigen einander näher, trugen dadurch aber auch zur engeren Abschließung des hohen Adels mit bei, da unter den Rittern auch Unfreie waren, wie wir bei der Darstellung des Lehnswesens gesehen haben. Anderseits wurden die Freien, sofern sie bäuerliche Beschäftigung trieben, mit den hörigen Bauern vermengt. „Wer Ritters Recht hat, ist von Ritters Art", „Wer kein Edelmann ist, gilt für einen Bauern." Ja sogar in die Genossenschaften, die sich aus einem gleichartigen Gewerbebetrieb bildeten, die kaufmännischen Gilden und Zünfte, drängte sich der Grundsatz der Ebenbürtigkeit ein und trug nicht wenig dazu bei, sie zu der starren Abschließung zu bringen, die nachmals die Ursache ihres Verfalls wurde. „Meisterssohn bringt das Recht mit sich."

So herrschte überall das Bestreben, wie die Genossenschaft der Sippe selbst, so auch die Genossenschaft der Gleichgeborenen, der Stände unter sich, möglichst in enger Abgeschlossenheit zu halten. Bei der Sippe zeigte sich das in der Begünstigung der Verwandtenehen nach Abschaffung der Raubehe, und nur allmählich gelang es der Kirche, durch Aufstellung von Ehehindernissen hier Abänderung zu schaffen. Besonders auf dem Lande wird heute noch vielfach die Ehe „in der Freundschaft" bevorzugt, und es gibt in Deutschland genug Dörfer, in denen alle Bauern miteinander verwandt sind. „Heirate über den Mist, dann weißt du, wer sie ist", und „Kauf deines Nachbarn Rind und freie deines Nachbarn Kind." Und ebenso sehen die Zünfte darauf, daß nur gleiche Genossen in sie eintreten. „Was unehrlich ist, können die Zünfte nicht leiden", „Die Zünfte müssen so rein sein, als wären sie von Tauben gelesen."

Ein Nachklang an jenen Grundsatz der Ebenbürtigkeit und die Auffassung aller Stände als Geburtsstände mit verschiedener gesellschaftlicher Wertschätzung findet sich noch heute, wo rechtlich bedeutsam nur noch der Stand des hohen Adels ist und alle anderen Stände wirkliche Berufsstände sind, in der altfränkischen, aber mehr als je in Blüte stehenden Sitte der Deutschen, jemanden als hochgeboren, hochwohlgeboren und wohlgeboren zu begrüßen. Und es ist immerhin bezeichnend, daß in Preußen die mittelalterliche Anschauung von der alten Ritterbürtigkeit noch insofern fortlebt, als jeder Offizier ohne weiteres amtlich mit Hochwohlgeboren tituliert wird, während andere Zivilbeamte dieser Bezeichnung erst mit der Erlangung des Ratstitels gewürdigt werden, bis dahin aber nur wohlgeboren sind!

Die Verschiedenheit der Stände und der Geburt war jedoch bei den Germanen und Deutschen des Mittelalters keineswegs nur von gesellschaftlicher, sondern durchweg von rechtlicher Bedeutung, wie etwa heute noch beim hohen Adel. Denn nur die Gleichgeborenen haben als Genossen gegeneinander gleiche Rechte, „Genossame". Das kommt in verschiedener Hinsicht zum Ausdruck. Nur der Ebenbürtige kann über einen Genossen richten, niemals der Ungenosse; nur der Ebenbürtige kann wider den Genossen Zeugnis ablegen oder ihm Eideshilfe leisten, nur mit dem Ebenbürtigen kann man gerichtlichen Zweikampf ausfechten, dem Untergenossen darf man ihn verweigern. Wer dächte hier nicht sofort an unsere heutige Auffassung von der Satisfaktionsfähigkeit! Es kommt eben überall noch der genossenschaftliche Zug des Deutschen, der ihm im Blute liegt, wo er kann, zur Erscheinung und verbindet so die Gegenwart mit der Vergangenheit, uns beweisend, daß das innerste Wesen des Volkstumes durch alle Jahrhunderte dauert. Vor allem bedeutsam wird aber die Ebenbürtigkeit im Erbrecht, denn „wer nicht ebenbürtig ist, der mag kein Erbe nehmen". Und wenn auch Ehen zwischen Unebenbürtigen nicht ungültig sind, so hat die Unebenbürtigkeit doch vielfach rechtliche Folgen. Der Mann verliert seinen Stand, wenn er aus niederem Stande die Frau nimmt, „Unfreie Hand zieht die freie nach sich" und etwas derb: „Trittst du mein Huhn, so wirst du mein Hahn"; auch „Das Kind folgt der ärgeren Hand".

*

Wie der Deutsche die Echtlosigkeit oder Friedlosigkeit kennt als Ausstoßung aus der Gemeinschaft des ganzen Volkes und damit völlig rechtlos wird, bußlos erschlagen werden kann, so kennt er auch eine gänzliche oder anteilige, dauernde oder zeitweilige Entziehung der engeren genossenschaftlichen Standesrechte, eine Verweigerung der Geltendmachung jener Standesrechte: die Rechtlosigkeit und die Ehrlosigkeit.

Die Ehre ist ihrer Wortbedeutung nach der Glanz, das Licht, das die Persönlichkeit ausströmt. Wie der Mensch dem Deutschen aber nicht nur als Einzelwesen, sondern vornehmlich als Glied eines genossenschaftlichen Verbandes erscheint, so ist auch der Glanz, der ihn umgibt, ein zwiefacher. Einmal ist er gleichsam einer, der durch den inneren Wert des Menschen hervorgebracht wird, der Widerschein der inneren reinen Persönlichkeit, der reinen Gesinnung. So wird ehrlos, verliert diesen Glanz, wer gemeine und niedrige, schwarze Gesinnung bekundet durch Neidingswerke, wie Treubruch und heimlich begangene Verbrechen. Und die Folgen dieser Ehrlosigkeit sind außer dem Verluste der Achtung der übrigen Menschen auch Verlust der Glaubwürdigkeit: er wird eidesunfähig.

Daneben hat der Glanz aber auch seinen Ursprung in der genossenschaftlichen Stellung des Menschen, ist er der Widerschein des Standes, dem er angehört in seiner Eigenschaft als Genossenschaftsglied. Dieser kann verlöscht oder verdunkelt werden oder von vornherein fehlen sowohl dadurch, daß ungenossenschaftliche, unstandesgemäße Handlungen begangen, standeswidrige Gesinnung bezeugt wird, man sich also nicht als Glied einer Genossenschaft bewährt, als auch dadurch, daß überhaupt jeder Stand mangelt. Die notwendige Folge der Verletzung oder Vernichtung der Standesehre ist aber die Versagung der Standesrechte ganz oder teilweise, die Rechtlosigkeit. Daher bedingt Ehrlosigkeit wohl von selber Rechtlosigkeit, Rechtlosigkeit aber nicht notwendig auch Ehrlosigkeit, wie sofort bei den unehelich Geborenen deutlich wird.

Wie aber die Gliederung der Stände und ihre Wertschätzung eine äußerst mannigfaltige war und von den Deutschen mit ihrer genossenschaftlichen Neigung aufs feinste ausgebildet

worden ist, so hat auch die Standesehre bei ihnen eine überwiegende Bedeutung erlangt, und es hat sich höhere und niedere Standesehre entwickelt. Wie das Eigentum und alle sonstigen Rechtsverhältnisse bei den Deutschen genossenschaftlich gebunden, sozial waren, wie wir sahen, so ist gleichsam auch ihre Ehre noch genossenschaftlich gebunden. Nicht der höchstpersönliche Wert des Einzelnen steht bei ihnen in der gesellschaftlichen Wertschätzung voran, obwohl jener keineswegs verkannt wird, sondern der Wert, den der Einzelne kraft seiner Zugehörigkeit zu einem Stande, den er als Genosse hat, ist für die soziale Achtung und Wertschätzung von Bedeutung; seine Geburt, sein Stand gewährt ihm den Glanz. „Das ehelich geborene Kind trägt seines Vaters Heerschild." Das zeigt sich heutzutage noch so recht in der leidigen Titelsucht des Deutschen. Nicht auf seinen inneren Wert stützt er sich, sondern auf seine Zugehörigkeit zu irgend einem Stande, nicht einfach als ein Herr Müller tritt er auf auch im privaten Leben, sondern immer als der Herr Geheimrat Müller.

Hiermit hängt weiter eine gewisse Empfindlichkeit des Deutschen gegen Beleidigungen zusammen. Denn während die auf dem inneren Werte, der Gesinnungstüchtigkeit beruhende Ehre thatsächlich unverletzlich durch Dritte ist, der aus einem reinen Gemüte strahlende Glanz von einem anderen als dem Träger selbst überhaupt nicht verletzt und verdunkelt werden kann, ist die Standesehre allerdings verletzbar und verlierbar. Denn sie beruht auf der Achtung der Standesgenossen und dem Willen der Standesgenossen, jemanden als zu ihnen gehörig zu betrachten. Sie können die Standesehren und Standesrechte ganz oder teilweise entziehen. Sich selbst kann man nicht verlieren, die Mitgliedschaft einer Genossenschaft, eines Standes kann einem entzogen werden. Wird auf die Zugehörigkeit zu einem Stand und auf die Teilhaftigkeit an seinem Glanz und seiner Ehre aber besonderer Wert gelegt, so muß man auch ängstlich darauf achten, sich diese Zugehörigkeit durch Reinhaltung der Standesehre zu erhalten.

Nur aus dieser genossenschaftlichen Auffassung der Ehre sind die vielen „unehrlichen Leute" und die vielen Abstufungen dieser Unehrlichkeit nach der Auffassung der Deutschen des Mittelalters zu verstehen. Sie ist thatsächlich nur die Wertschätzung des Standes, dem der Betreffende angehört, oder der Ausdruck für seine Standeslosigkeit schlechthin, und oft nur eine verhältnismäßige: es kann jemand „unehrlich" gegenüber einem höher geschätzten Stande und zugleich „ehrlich" einem tiefer geschätzten Stande sein. Wie sehr aber der genossenschaftliche Zug das ganze Ständewesen und die Ausbildung des Ehrbegriffes beherrscht, das zeigt sich gerade darin, daß selbst unter diesen „Ehrlosen" und durch ihren Beruf Anrüchigen sich wieder in gleicherweise wie in den anderen Ständen Genossenschaften mit ihrer besonderen Ehre und ihren besonderen Rechten bildeten, die sich sogar ein eigenes Gericht schufen, wie z. B. das Pfeifergericht in Frankfurt a. M., das Gericht der nach der Anschauung des Mittelalters ehrlosen und standeslosen, daher von der ordentlichen Rechtsgenossenschaft ausgeschlossenen Spielleute. Diese Genossen wieder stellen sich anderen Ständen, die in tieferer Achtung als sie selber stehen, gerade so schroff gegenüber und weigern ihnen als „ehrlosen" die Aufnahme. Und auch in diesen „ehrlosen" Genossenschaften gelangt der Ebenbürtigkeitsgrundsatz zur Herrschaft: nicht nur die Ehefrau, sondern auch die Kinder werden kraft ihrer Geburt Angehörige des unehrlichen Standes, und dadurch erhält dieser dieselbe Abgeschlossenheit wie die übrigen „ehrlichen" Stände.

Welche Auffassungen im übrigen zu der verschiedenen Wertschätzung der Stände und Standesehre geführt haben, darüber wird im einzelnen später noch einiges zu erwähnen sein. Denn gewiß zeigt sich in diesen Auffassungen deutlich der Charakter eines Volkes.

2. Das Religiöse im Recht.

Wie die Sippe ursprünglich gleichzeitig Rechtsgenossenschaft und Kultgenossenschaft war, so bildeten von Anfang an Recht und Religion bei den Germanen wie bei allen jugendlichen Völkern noch ein ungeschiedenes Ganzes. Das will nicht sagen, daß man die Rechtsordnung schon in der Urzeit als eine von Gott gesetzte Ordnung auffaßte. Kam diese doch als ein von Sitte und Religion gesondertes, selbständiges Wesen zunächst gar nicht zum Bewußtsein. Aber der Glaube an die Götter beeinflußte die menschlichen Handlungen auch soweit sie rechtserzeugend waren, und durchdrang Sitte und Recht.

Es ist nun eine Eigentümlichkeit der deutschen Rechtsentwickelung, daß sie äußerst langsam vor sich ging. Wie im kalten Norden der Mensch nur langsam vom Kinde zum Manne reift, so hat auch das Recht den Zustand der Jugend lange bewahrt. Nur schwer hat es sich losgerungen als eine besondere Erscheinung des Volkslebens von Sitte und Religion, und auch dann ist die weitere Spaltung innerhalb des Rechtes in einzelnen Rechtseinrichtungen nur langsam von statten gegangen. Oft ziehen sich Zustände einer früheren Periode in die nächste und übernächste hinein in zähem Festhalten am Alten. „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte und rücken sacht von Ort zu Ort.“ Von wesentlichem Einfluß auf die Beschleunigung oder Hemmung jener Entwickelung ist aber die Volksart gewesen. Dies gilt vor allem von dem religiösen Sinne der Germanen. Er hat die Trennung des Rechtes als einer besonderen Lebensäußerung der Gemeinschaft von der Religion nicht nur verzögert, sondern auch dann noch, als die Trennung stattgefunden hatte, dem ganzen Recht eine religiöse Färbung bewahrt. Dies zeigt sich darin, daß die beiden Entwickelungsstufen, die wir bei der Religion gefunden haben: Ahnenkultus und Kultus der Volksgottheiten, auch für das Recht bedeutungsvoll sind.

Die Rache ist zweifellos die älteste aus der Natur des Menschen kommende Auflehnung gegen eine erlittene Verletzung; sie findet sich deshalb bei allen Völkern in ihrer Jugendzeit. Da aber die Rache erst mit der völligen Vernichtung des Verletzers befriedigt wird, so zielt sie bei dem Naturmenschen auf dessen Tötung, vornehmlich wenn jener auf handhafter That ergriffen wurde und die Erregung daher noch ihren Höhepunkt hatte. In diesen Fällen war sie noch lange Zeit auch rechtlich anerkannt bei Ehebruch und Frauenraub, im römischen sowohl als im deutschen Recht; und einen wenn auch stark abgeschwächten Rest dieses stärksten menschlichen Triebes finden wir noch heute in unserem Strafrechte, wenn es sofortige Erwiderung auf erfahrene Beleidigung straflos zu lassen gestattet. Denn „auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil“. Vornehmlich nun fordert der Totschlag eines Sippegenossen bei den übrigen Rache und Wiedervergeltung heraus. In Verbindung mit dem Seelen- und Ahnenkultus aber wurde diese Rache für vergossenes Blut ihres Genossen nicht nur zum Recht, sondern zur religiösen Pflicht. Es ist ein uralter Glaube, daß die Seele des Erschlagenen keine Ruhe findet, bevor ihr nicht der Mörder geopfert ist. Bei dem Glauben, sie bedürfe, um ihrer Schmächtigkeit aufzuhelfen, der körperlichen Nahrung, lag es so nahe, ihr gerade den Leib desjenigen zu überlassen, der sie zum Verlassen ihres Leibes gezwungen hatte. Und zugleich lag in der Tötung eines Sippegenossen die Verletzung des Geschlechtsahnen, dem religiöse Verehrung geweiht wurde, und dessen Versöhnung daher gleichfalls ein Opfer forderte. Nicht eher wurde die Leiche des erschlagenen Blutsfreundes beerdigt, als bis der Totschlag gerächt war, und noch im 13. Jahrhundert pflegten die Friesen den Leichnam des Erschlagenen im Hause aufzuhängen, bis der Mord gesühnt war.

Die **Blutrache** also, oder, wie es im Mittelalter hieß, die Todfeindschaft, wurde zur vornehmsten Pflicht der Sippe. Da aber der gegnerischen Sippe des Verletzers ihrerseits die Pflicht oblag, ihren Genossen zu schützen, so stellt sich die altgermanische Fehde als Geschlechterfehde dar; es besteht zwischen zwei Geschlechtern ein thatsächlicher Kriegszustand, Feindschaft, Fehde (= fêhida von fêhan, hassen). Der nächste Verwandte des Erschlagenen ist der Anführer in diesem Krieg, und der Zweck ist keineswegs, gerade den Totschläger zu treffen, sondern auf den besten Mann aus der feindlichen Sippe ist es abgesehen. Die in der Fehde erfolgte Tötung aber mußte als solche kenntlich gemacht werden, die Waffe, mit der der Gegner getötet wurde, wurde ihm auf die Brust gelegt. Die Franken steckten auch wohl das Haupt des Erschlagenen auf einen Pfahl oder stellten den Leichnam auf einer Bahre aus. Aus dieser religiösen Anschauung heraus, der Seele des erschlagenen Sippegenossen ein Opfer zu bringen, hat sich auch gerade die Blutrache bei den Deutschen am längsten erhalten und selbst dann noch, als die Fehde wegen geringerer Verletzungen bereits eingeschränkt war. Schon Karl der Große war erfolglos gegen die Blutrache aufgetreten, und verschwunden ist sie erst völlig am Ausgange des Mittelalters, als der Zusammenhang der Sippe sich lockerte und das Familienbewußtsein erlosch. Am längsten hat auch sie deshalb wieder bei den Friesen und Sachsen gelebt, die, wie wir schon öfter sahen, das Alte am treuesten und zähesten bewahrten. So wurde, wie Frauenstädt erzählt, noch im Jahre 1577 in Holstein ein Bluträcher von der Anklage des Mordes freigesprochen. In der Schweiz war die Blutrache ebenfalls noch im 16. Jahrhundert rechtlich anerkannt.

Daß aber thatsächlich die Tötung im Wege der Blutrache als **Opfertod** für die Seele des Erschlagenen angesehen wurde, das beweist auch eine andere Entwickelungsreihe, die auf den modernen Gedanken der Schadenshaftung ausläuft. Ursprünglich nämlich haftete der Eigentümer eines Knechtes, Tieres, überhaupt jeder Sache für allen durch sie verursachten Schaden und war deshalb auch wegen der durch sie verübten Verletzungen und Tötungen mit seiner ganzen Sippe der Fehde ausgesetzt, denn er galt als Teilnehmer an deren Vergehungen. Hier aber vornehmlich war wohl die verletzte Sippe geneigt, ein Sühnopfer anzunehmen und von der Fehde abzustehen. Sie begnügte sich daher mit der Auslieferung des Knechtes oder Tieres, um durch dessen Opfertod der Seele des Erschlagenen oder sonst Getöteten Ruhe zu verschaffen. Nun ist es aber ganz eigentümlich, daß aus dieser Opferung von Knecht und Tieren sich eine Strafe der Hinrichtung nicht bloß der Knechte, sondern auch der Tiere entwickelte, und es darf mit Recht daraus geschlossen werden, daß die auf gleichem Grunde beruhende Menschentötung in der Blutrache ebenfalls ursprünglich vom Gesichtspunkte eines rituellen Opfers aus erfolgte. Derartige Hinrichtungen von Tieren, die einen Menschen getötet hatten, finden wir in der fränkischen Zeit, z. B. werden bissige Hunde aufgehängt, und später hat sich daraus geradezu ein förmliches Prozeßverfahren gegen Tiere entwickelt. Dies hat freilich seinen Grund auch noch darin, daß dem ursprünglichen Menschen die Entfernung vom Tiere noch nicht so weit dünkt und er ihm ebenso wie sich selbst Persönlichkeit mit selbständigem Willen und eigener Verantwortlichkeit zuschreibt. Mit der Auslieferung eines Tieres an den Verletzten oder seine Sippe zur Opferung oder Bestrafung befreite sich aber naturgemäß der Herr von weiterer Haftung, und so finden wir noch jetzt in verschiedenen Landesrechten die auf diesen alten Brauch zurückweisende Bestimmung, daß der Herr und Eigentümer eines Tieres, das Schaden angerichtet hat, von Ersatz dieses Schadens sich befreien kann, wenn er dem Verletzten das Tier preisgibt.

In der Vermenschlichung gingen übrigens die alten Germanen noch weiter: auch leblose Sachen wurden beseelt gedacht. Es weist dies auf die Anfänge der Religion zurück, worüber

wir schon früher sprachen. Die Folge aber war, daß diese Sachen wie die Knechte und Tiere behandelt wurden und eine Haftung des Eigentümers eintrat, auch wenn sie nur zufällig eine Beschädigung verursacht hatten. Das alte Recht kannte eben keinen Zufall: die Sachen verletzten gleichsam willentlich. Daß bei dieser Beseelung die Waffe in erster Linie steht, kann bei den Germanen nicht wundernehmen. Sie lädt eine Blutschuld auf sich, wie der Mensch, wenn sie einen Menschen tötet, und ist „unrein", solange diese Schuld noch ungesühnt ist; jeder, der eine solche „unreine" Waffe in die Hand nimmt, hat darum teil an ihrer Blutschuld und muß für sie büßen. Deshalb nahmen Schwertfeger Waffen zur Bearbeitung oft nur unter ausdrücklichem Vorbehalt der Freiheit von Haftung und wurden anderseits verpflichtet, sie „gesund", von jeder Blutschuld rein, zurückzugeben.

Wie so die religiösen Vorstellungen die Sippe nach außen hin thätig werden ließen, so wirkte der Ahnenkultus auch nach innen hin in der Strafgewalt der Sippe über den Sippegenossen, sofern durch diesen die Ahnenseele etwa beleidigt worden war und es daher deren Versöhnung galt, um die ganze Sippe vor Schaden zu bewahren. So tötete z. B. die Sippe die Ehefrau, die sich des Ehebruches schuldig gemacht hatte.

In gleicher Weise wirkte der Glaube an eine Volksgottheit ein, als sich die Kultgenossenschaft der Sippe zur Kultgenossenschaft einer Völkerschaft erweitert hatte. Wer eine unmittelbar gegen die Volksgemeinschaft gerichtete That unternimmt oder gar das Eigentum des Volksgottes oder dessen Friedensbezirk verletzt, verletzt den Volksgott selber, und es gilt daher für die übrigen Volksgenossen, die Rache des verletzten Gottes von sich abzuwenden. Das war auf zweierlei Art möglich: entweder sagte sich die Volksgemeinschaft von dem Verbrecher los, wie sich die Sippe unter Umständen von ihrem Genossen lossagen konnte, um nicht mit ihm der Rache der Gottheit zu verfallen; dieser Ausschluß aus der Volksgemeinschaft ist die Friedlosigkeit. Oder in ganz schweren Fällen bedarf es, um die Gottheit zu versöhnen, der unmittelbaren Opferung des Verbrechers. Hierher gehören namentlich alle Neidingswerke, Thaten, die besonders hassenswert sind, wie Verräterei, Feigheit, schädliche Zauberei ꝛc. Dann wurde durch ein Ordal festgestellt, ob dem Gotte das Opfer genehm sei, und wenn er es annahm, es also für den Verbrecher ungünstig ausfiel, wurde dieser zum Opfer gegeben.

Die Tötung war sonach ein Kultakt und in ihrer Ausführung verschieden, je nach dem Gotte, dem der Verbrecher zur Sühne geopfert wurde. Entweder wurde ihm am Opfersteine der Rücken gebrochen, oder er wurde in einen Sumpf gestürzt, ins Meer geworfen. Das Hängen war unter Umständen mit besonderen Kultformen verbunden, indem es mit einer Weidenrute, dem ältesten Strick, am laublosen Baum ausgeführt wurde, eine Form, die, wie wir sahen, die westfälischen Vehmgerichte noch bewahrt hatten. Hierher gehört auch das Mitopfern von Tieren, die gewissen Gottheiten geweiht waren, z. B. von Hunden an Stelle der Wölfe. Wie alles, was im Heidentume den Göttern heilig war, vom Christentum als schädlich und verächtlich hingestellt wurde — es sei nur an die Umwandlung der heidnischen Götter in Teufel und Spukgestalten erinnert — so wurde auch der Hund zum verachteten Tier und das „Hundetragen" eine empfindliche Ehrenstrafe. „Das Ding wird den Hund haben." Auch die Vollziehung der Strafe des Hängens derart, daß das Antlitz nach Mitternacht gekehrt sein mußte, und daß der Tod nicht sofort eintrat, beruhte auf religiösen Anschauungen. Nach der Edda hing Odhin neun Tage am Weltenbaum. Und deshalb war es auch ein Verbrechen gegen die Gottheit, wenn man einen zur Strafe Gehenkten lebend oder tot vom Galgen nahm, da hierdurch dem Gotte sein Opfer entzogen wurde. Auch das Rädern war ursprünglich ein ritueller Opfertod.

Wem trew ſtraff nit bringet frucht/
Der kompt dick iñ deß meyſters zucht.
Deß werck vnd zeüg wirt hie angezeygt/
Wol dem der ſich zů tugent neygt.



Eyn vorred wie man miſzthat peinlich ſtraffen ſoll.

¶ Item ſo jemandt den gemeinen geſchriben Rechten nach/ durch eyn ver
cxxv handlung das lebē verwirckt hat/mag mā nach gůtter gewonheyt/ oder nach
ordnung eyns gůtten rechtuerſtendigen Richters/ ſo gelegenheyt vñ ergernuß
der übelthat ermeſſen kan/die form vñ weiſe derſelben tödtung halten vñ vrtey
len/aber iñ fällen darumb (oder derſelben gleichē) die gemein Keyſerlichē recht
nit ſetzen/oder zůlaſſen /jemandt zum todt zůſtraffen / haben wir iñ diſer vnſer
ordnung auch keynerley todtſtraff geſetzt/aber iñ etlichen mißthaten laſſen die
recht peinlich ſtraffe am leib oder glidern zů/damit danneſt die geſtrafften bey
dem leben bleiben mögen/Die ſelben ſtraff mag man auch erkeñen vnd gebrau
chen nach gůtter gewonheyt deß landts/oder aber nach ermeſſung eyns gůtten

Eine Seite aus der Bambergischen Gerichtsordnung von 1538.

Nach dem Original in der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Vom Hain der Hertha erzählt Tacitus: Rosse wurden vor ihren heiligen Wagen geschirrt, und die Priester begleiteten sie, das Wiehern und Schnauben der Tiere beobachtend. Das Töten durch Überfahren mit dem Wagen der Göttin war die ihr gemäße Opferung, aus der später das Rädern, das Zerstoßen der Glieder durch ein Rad und das Aufflechten auf ein Rad, entstand (s. die beigeheftete Tafel „Eine Seite aus der Bambergischen Gerichtsordnung von 1538“). Eine Erinnerung an den Ursprung der Todesstrafe im Opfertode lebt heute noch darin fort, daß nach dem Volksglauben dem Verbrecher das Leben gebührt, wenn die Hinrichtung nicht gleich gelingt. Denn dann hat die Gottheit das Opfer nicht annehmen wollen. Ferner hält es abergläubisch Gegenstände, die dem Hingerichteten gehörten, oder gar Körperteile von ihm für zauberkräftig und glückbringend, denn sie sind Teile eines dem Gott geweihten Opfers.

Weil aber die Todesstrafe Menschenopfer war, so war ihre Vollziehung bei den alten Germanen auch Sache des Priesters, der zugleich Richter und Heerführer war. Später wurde sie vom Grafen oder anderen öffentlichen Beamten vollzogen, oder es wurde ein freier Volksgenosse damit beauftragt, wie es ja bei den Vehmgerichten ebenfalls noch Pflicht jedes Freischöffen war, das Todesurteil zu vollstrecken. Auch hierin haben die westfälischen Vehmgerichte, wie überall die niederdeutschen Stämme, das alte Recht eben nur bewahrt. Weil die Vollstreckung der Todesstrafe noch vielfach die Formen eines Opfers für die Götter an sich trug, wurde sie anfänglich von der Kirche als unchristlich angesehen, wie alles Heidnische, und von ihr bekämpft.

Aus der Auffassung der Todesstrafe als Opfertod zur Entsühnung für begangene Verletzung der Gottheit ist auch die Wüstung der Heimstätte des Verbrechers entstanden. Es sollten eben alle Spuren des Verbrechers und Verbrechens vom Erdboden getilgt werden. Ein Nachklang hieran ist noch heute in der Einziehung der Gegenstände, mit denen das Verbrechen begangen wurde, vorhanden. In Verbindung mit dem Seelenkultus und der Vorstellung, daß die menschliche Seele nach dem Tode fortlebend und beim toten Körper schwebend gedacht wurde, steht die Auffassung, daß die Beraubung eines toten Menschen, der Leichenraub (althochd. walaraupa, von wala = Leichnam, vgl. Walstatt, Walhalla), als Verbrechen gegen die Religion angesehen wurde und als Neidingswerk galt. Auch nach dem deutschen Strafgesetzbuche ist der Leichenraub ein mit härterer Strafe belegtes Vergehen.

Nur die Neidingswerke heischten unbedingt Opferung des Verbrechers. Minder schwere Verbrechen mochten wohl auch durch ein Reinigungsopfer anderer Art gesühnt werden (suona, althochd. sona = Sühne, Opfer), insbesondere durch Opferung von Vieh. Diesen Ersatz für das Menschenopfer ließ die Sippe namentlich gern gelten, wenn das Vieh so reichlich gewährt wurde, daß es nicht sämtlich der Ahnenseele geopfert zu werden brauchte, sondern auch für die lebenden Genossen noch etwas übrigblieb. So bildete sich denn der Brauch heraus, daß die Sippe auch gegen Zahlung eines Manngeldes, Wergeldes (wer = Mann; geld, althochd. gelt, westnordisch gjald = Opfer) auf die Blutrache verzichtete, was aber immer bei ihr, nicht beim Gegner stand. Wurde zur Erlangung dieser Buße von ihr noch die öffentliche Gewalt in Anspruch genommen, so mußte dann auch an die Gesamtheit der Volksgenossen das Friedensgeld (altfränkisch frethu, latinisiert fredus), mit dem man auch die Friedlosigkeit beseitigen konnte, bezahlt werden. Die Beträge, mit denen auf diese Weise der Friede der verletzten Sippe und der verletzten Volksgemeinschaft erlangt werden konnte, sind ganz genau im einzelnen festgesetzt, jedes Glied hat seinen besonderen Wert, und ihre Bezifferung bildet einen Hauptinhalt der alten Volksrechte. Als „Sachsenbuße“ hat sich dieses Wergeld noch lange im Norden und im sächsischen Rechte

erhalten und besteht heute noch im sächsischen bürgerlichen Gesetzbuche für die Fälle rechtswidriger Freiheitsberaubung. Die Höhe des Wergeldes war in alter Zeit für den Einzelnen fast unerschwinglich und nur durch das Zusammenschießen aller Sippegenossen zu erreichen. Dieser Umstand hat nicht wenig zum schließlichen Zerfall der alten Geschlechtsverbände mit beigetragen.

Die ursprünglich religiöse Natur des Sühneopfers, die das Wergeld hatte, führte freilich im Laufe der Zeit dazu, daß bei Verbrechen gegen Leib und Leben das Abkaufen der Rache aufkam und das Geldinteresse nicht ganz ohne Bedeutung blieb. Sehen wir doch beim Ablaßhandel in der katholischen Kirche ganz dieselben Gedanken wieder wach werden. Die Grundauffassung aber, daß solche Verletzungen gegen Leib und Leben aus religiösem Gesichtspunkte mit einem Opfer für die Seele des Getöteten oder des Geschlechtsahnen zu sühnen seien und daß deshalb vorwiegend die Sippe und der Verletzer hierbei beteiligt seien, nicht die Volksgemeinschaft, zieht sich durch das ganze deutsche Strafrecht und lebt, wennschon unbewußt, auch heute noch fort. Das ist auch allein der Grund dafür, daß erst nach und nach im 13. Jahrhundert der Totschlag als öffentliches Verbrechen angesehen, aber immer noch nur auf Antrag verfolgt wurde. Noch im Jahre 1488 wurde über einen Totschlag ein Vergleich abgeschlossen. Es waren das eben nach der Auffassung Verletzungen, die nur die Sippe betrafen; die verschiedenen Sippen wurden als zwei kriegführende Parteien angesehen. Diese Selbständigkeit spiegelt sich in dem späteren Sprichwort wider: „Er lebt wie ein Reichsstädtchen." Erst im 16. Jahrhundert wird von der Notwendigkeit eines Antrages abgesehen und die Verfolgung von amtswegen übernommen. Hieraus auch, in Verbindung mit der Geringschätzung von Leib und Leben bei den kriegerischen Germanen überhaupt und der milden Auffassung aller leidenschaftlichen, aber offen begangenen Verbrechen im Gegensatz zu den heimlich begangenen, worauf wir noch zu sprechen kommen, ist es zu erklären, daß allerdings die Höhe der Strafen für Verbrechen wider Leib und Leben bei uns in auffälligem Mißverhältnisse steht zu der Höhe der Strafen wider das Vermögen. Merkwürdig ist die Beleuchtung, die diese Thatsache und die Neigung der Gerichte, jene Verbrechen mild, diese hart zu bestrafen, durch Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 3. Dezember 1875 bei der Abänderung des deutschen Strafgesetzbuches erfahren hat. Er sagte damals: „Wenn die Sicherheit, der öffentliche Friede, die Ehre, der gute Ruf, die körperliche Gesundheit, das Leben des Einzelnen so gut geschützt wären wie unsere Geldinteressen, dann hätten wir gar keine Novelle nötig. Nicht bloß im Strafrecht, sondern auch in der Auffassung der Richter, ich weiß nicht, woran es liegt, ich wundre mich jedesmal über die gerechte Schärfe der Verurteilung in Eigentumsfragen neben der außerordentlichen Nachsicht gegen Körperverletzungen. Das Geld wird höher im Gesetzgebungstarif veranschlagt als die Knochen. Man kann jemandem weit wohlfeiler eine Rippe einschlagen in einem nicht prämeditierten Kampfe, als man sich erlauben darf, etwa auch nur eine fahrlässige Fälschung eines Attestes zu begehen — namentlich aber, wenn es eine Geldfrage ist, das geht immer gleich auf fünf, sieben Jahr Zuchthaus. Und dicht daneben findet man ausgeschlagene Augen von Polizeibeamten, schwere körperliche Mißhandlungen mit Lebensgefahr und Nachteil für die Gesundheit, und das erscheint fast als ein leichter, entschuldbarer Scherz." Es ist zweifellos viel Wahres hierin, die Erklärung liegt aber nicht in einer materialistischen Denkungsart des deutschen Volkes, sondern ist geschichtlich aus dem geschilderten Ursprunge zu erklären, ebenso wie der Umstand, daß viele Vergehungen gegen die Unversehrtheit des Körpers von einem Antrage abhängig sind.

Es wurde schon der persönlichen Verletzungen der Gottheit als Neidingswerke gedacht. Es sind Verletzungen von Personen und Gegenständen, die unter ihrem besonderen Schutze

stehen, die daher besonderer Schonung bedürfen, besonderen Frieden haben. Derartige gottgeweihte Frieden kennen die Germanen viele, und der Hausfriede ist heute noch bei ihnen vor allem geschützt und heilig. „My house is my castle", „Jeder ist Meister in seinem Haus." Auch der Marktfriede ist religiöser Natur, und noch in christlicher Zeit bezeichnete ihn das Marktkreuz. Nicht minder ist der Friede, der zur Zeit der großen Götterfeste herrschte, besonderer Friede. Und da dieselbe Versammlung zugleich Kultversammlung und Gerichtsversammlung war, so folgt von selbst, daß auch der Dingfriede, der Gerichtsfriede, ein heiliger Friede ist. In der That sind die Dingstätten den Göttern geweiht, sind Dingstätten zugleich Opferstätten. Die Eröffnung des Dinges erfolgte durch die heilige Hegung, die Umzäunung mit heiligen Bändern, innerhalb deren der heilige Friede herrschte. Ursprünglich der Priester, später der Richter gebietet Schweigen und Frieden. Dann fragt der Richter den Priester, später den Umstand, ob des Dinges rechte Zeit und rechter Ort, und die Götter werden durch das Losorakel befragt. Das Ding aber stand unter dem besonderen Schutze des Gottes Tiu — bedeutungsvoll zugleich der Kriegsgott der Germanen, worauf wir noch zu sprechen kommen — der deshalb den Namen Things führte (davon niederländisch Dingstag statt Dienstag), und die Tage des echten, d. h. regelmäßigen Dinges waren die Opfertage für den Gott Tiu. So ist es nicht weit zu der Annahme, daß schließlich überhaupt der Volksfriede unter dem Schutze des Volksgottes steht; da aber, wie wir sahen, bei den Germanen Friede das Recht ist, so war die Ableitung des Rechtes von den Göttern gegeben. In der That berichtet auch v. Richthofen, daß nach einer friesischen Sage ein Gott den Rechtslehrern des Volkes das friesische Recht verkündet habe.

Welche tiefe Auffassung vom Recht der religiöse Sinn der Deutschen im Mittelalter unter dem Einflusse der christlichen Kirche schuf, wird alsbald zu erwähnen sein. Zunächst seien nur noch einige weitere Belege dafür beigebracht, wie Religion und Recht ineinander aufgingen. Stand der Friede unter dem Schutze der Götter, und war der Friede das Recht, das von ihnen ausging, so mußten sie auch kundthun, was Rechtens war. Das aber thaten sie im Gottesurteile. „Die Schuld weiß niemand als Gott, der scheide sie auch zu Recht." Die ältesten Gottesurteile bestehen in der Befragung der Elemente des Feuers und Wassers. Zu den ersteren gehört der Kesselfang, das Tragen glühenden Eisens. Der Angeschuldigte mußte in kochendes Wasser greifen oder ein glühendes Eisen tragen, und aus dem Grade der Verletzung und der Schnelligkeit der Heilung der Brandwunden wurde dann erkannt, ob ihm die Götter ihren Schutz hatten angedeihen lassen oder nicht, ob er also schuldig oder unschuldig war. Bei der Wasserprobe aber galt der für schuldig, der oben schwimmen blieb, denn dann verweigerte die Flut seine Aufnahme. Auch aus dem Losordal wurde der Wille der Götter erkannt, und noch im sächsischen bürgerlichen Gesetzbuch ist das Los unter Umständen entscheidend. Das vornehmste Gottesurteil aber ist begreiflicherweise bei den kampfesfrohen Germanen das Kampfordal. „Kampf ist der Gottesurteile eines." Daß es aber durchaus als Gottesurteil und nicht etwa als Sieg der nackten Gewalt aufgefaßt wurde, ergibt sich daraus, daß selbst Kampfesunfähige, wie Frauen, besondere Kämpfer stellen durften, die für sie den Kampf auszufechten hatten. „Gott hilft dem Stärksten", „Wer Recht hat, behält den Sieg." Ja durch Gottesurteil wurden sogar Rechtsfragen entschieden! Als Otto I. der Reichsversammlung die zweifelhaft gewordene Frage vorlegte, ob die Enkel nach dem Tode ihres Vaters mit den Oheimen zur Erbschaft ihres Großvaters berufen seien oder nicht — man sieht hier in den Kampf der Hausherrschaft gegen die Sippschaft hinein — wurde beschlossen, diese Rechtsfrage durch einen Zweikampf gemieteter

Kämpfer entscheiden zu lassen. Denn „Wo man die Wahrheit mit Recht nicht finden kann, muß man sie enden mit Gottes Urteil". Es geschah, und die Enkel blieben Sieger. Seitdem erbten in Deutschland die Enkel neben den Oheimen in das Vermögen des Großvaters.

Vollständig religiöser Natur ist natürlich, wie heute noch bei den Deutschen — im Gegensatz z. B. zu den Franzosen — der **Eid**, das vornehmste Beweismittel der Germanen. Das Wort Eid, got. aiþs, hat die Bedeutung der Bindung und Gewährleistung durch zauberisches Reden, schwören (got. svaran = recitieren), der Verpfändung irgend eines Gegenstandes, der dabei berührt und durch das Reden bezaubert wurde, so daß er beim Meineid dem Schwörenden Schaden zufügte oder verloren ging. Der älteste Eid ist so der Waffeneid — nach dem Eindringen des Christentums infolge der Bekämpfung alles Heidnischen darum als minderwertig hingestellt — sodann der Vieheid. Aber auch seine Freiheit, seine Ehre, sich selbst oder nur Teile seines Leibes („Bei meinem Bart!") setzte man schwörend als Pfand ein. Und noch jetzt sind „Ehrenschulden" solche, die vor allen zu bezahlen sind, auch wenn sie, wie Spielschulden, rechtlich nicht einklagbar sind. Den stärksten Schwur aber bildete es, wenn man die Gottheit unmittelbar anrief und beschwor, so daß sie selbst beim Meineid den Tod brachte. „Gott richtet den Eid", „Der Eid allein ist Gottes Urteil." Darum aber auch „ist der Eid ein Ende alles Haders". Die Gottheit wurde beschworen, indem ein Opfertier oder ein vom Opferblute benetzter Opferring berührt wurde; dieser Eid konnte daher nur an der Opferstätte selbst geschworen werden. Mit dem Christentume wurde an dessen Stelle die Anrufung Gottes oder der Heiligen gesetzt und der Eid in der Kirche auf den Altar und mit Berührung der Reliquien („Stein und Bein schwören") oder des Kreuzes oder wenigstens des Griffes an der Kirchenthür (in Erinnerung an den heidnischen Opferring) geschworen. Von nun an wurde vornehmlich die Auffassung geltend, daß Gott **Zeuge** der Wahrheit sein solle. „Der Eid ist der Zeuge der Wahrheit." Nur bei einem so tief religiösen Volke wie dem deutschen, dem die Verletzung religiöser Verpflichtung und Lüge als das Schimpflichste galt, war es möglich, daß der Eid im Rechtsleben und namentlich im Prozeß eine solche hervorragende Rolle einnahm, daß insbesondere der Angeklagte das Recht hatte, sich von der Anklage durch seinen Eid zu reinigen, sei es durch seinen Eid allein oder zusammen mit seinen Sippegenossen als Eidhelfern, die nicht Zeugen waren, sondern lediglich ihr Vertrauen in das Wort ihres Genossen beschworen. Und ebenso war die hohe Bedeutung des Zweikampfes und anderer Arten Gottesurteile eben nur bei einem religiösen Volke möglich. Deshalb brach notwendig am Ausgang des Mittelalters auch der germanische Prozeß zusammen, als die Religiosität des Volkes im Niedergang war.

Nahe verwandt mit dem Eid war bei den Germanen die Anwendung von **Runenstäbchen** (in den lateinischen Quellen festucae genannt) beim Abschlusse von Verträgen, Zahlungsversprechen &c. Es waren Stäbchen, auf die eine Verwünschungsformel für den Fall des Wortbruches in Runen eingeritzt war, und die in feierlicher Weise weggeworfen, den Göttern übergeben wurden. Sie wurden der Ursprung der späteren „Wedde" und des sogen. „Handgeldes" bei Vertragsabschlüssen, eine Sitte, die namentlich bei Gesindedienstverträgen sich noch erhalten hat. Auch der Handschlag zur Bekräftigung des Vertragsabschlusses geht hierauf zurück.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu erkennen, daß bei den Deutschen **alle Rechtshandlungen ursprünglich religiösen Gepräges, Kulthandlungen** waren. In diesem ihren Ursprung liegt es aber, daß die Entwickelung die Zwischenstufen der symbolischen Handlungen und der in strenge Formen gebannten Handlungen durchmacht, ehe die Rechtshandlung zu ihrer Reinheit, Freiheit und Formlosigkeit durchdringen kann. Die unbewußte Erinnerung

des Volkes an diesen religiösen Ursprung, verbunden mit dem religiösen Gefühl der Germanen, hat viel dazu beigetragen, daß sich das deutsche Recht bis zum Ausgang des Mittelalters aus einem starren Formalismus nicht herausgerungen hat, und daß die Überwindung erst mit Hilfe eines fremden, mit dem religiösen Gefühle des Volkes nicht verwachsenen Rechtes geschah: des römischen. Diese lange Jahrhunderte hindurch währende Gebundenheit an althergebrachte starre Formen und Formeln hat aber freilich auch zugleich dem deutschen Recht einen gewissen Zug des Pedantischen verliehen, den zu überwinden auch heute noch nicht immer ganz gelingen mag.

Das Christentum fand bei den von Natur religiösen Germanen einen fruchtbaren Boden, und die germanische Anschauung von der Verbindung und Wesenseinheit von Religion und Recht erhielt demgemäß durch das Christentum nur noch eine größere und innerlichere Vertiefung. Dem Wesen der christlichen Religion, die sich vornehmlich an den inneren Menschen wendet und sein Gefühl zu erregen bestrebt ist, entsprach wie bei keinem anderen Volke das Wesen des Germanen, bei dem das Gefühl vorherrscht. Und weil das Gefühl bei ihm vor allem bei der Entwickelung des Rechtes mitgewirkt hat, so war durch jenes auch der Einfluß des Christentums gesichert. Die ganze christlich germanische Weltanschauung des Mittelalters kommt daher wie in der Kunst und der Litteratur so vornehmlich auch im Recht zum deutlichen Ausdruck. Gott ist die Quelle alles Rechts, Gott ist selbst Recht, wie der Sachsenspiegel beginnt. „Gott ist selbst gerecht, drum ist ihm lieb das Recht.“ „Natürlich Recht heißt man Gottes Recht.“ Darum heißt's auch weiter: „Recht ist Wahrheit, Wahrheit ist Recht“, und „Recht ist ein gemeiner Name, aber Ehe ist ein Unterschied des Rechts“, d. h. es gibt etwas Höheres als die einzelnen gesetzlichen Vorschriften, nämlich das allumfassende, von Gott ausgehende Recht. Diese Auffassung durchdrang das ganze Recht des Mittelalters, am vornehmlichsten aber kommt sie im Staatsrecht und öffentlichen Rechte zur Geltung, denn hier begegnet sie sich mit den hierarchischen Ansprüchen der katholischen Kirche. Das Ideal jener Zeit war ja die Aufrichtung eines gemeinsamen Gottesreiches auf Erden, ein Ideal, dem übrigens schon Karl der Große, wenn auch wesentlich unter Betonung des Vorranges der weltlichen Herrschaft, nachstrebte. Jedenfalls aber waren weltliche und kirchliche Herrschaft nach der Ansicht des Mittelalters nur zwei Seiten des einen christlichen Weltreiches, und das Christentum wurde so zur Voraussetzung der Rechtsfähigkeit überhaupt. Der Ketzer und Heide war, wie ein Gesetz Friedrichs II. vom Jahre 1220 und ebenso der Sachsenspiegel erklären, zugleich rechtlos: „Heiden sollen nicht erben“, „Ist das Kind nicht getauft, so erbt es nicht.“ Und wer im Kirchenbann verharrte, unterlag notwendig auch der Reichsacht. Nur die Juden nahmen eine besondere Stellung ein. So wurde das Recht, wenn es sich auch allmählich von der Religion zu lösen begann, doch das ganze Mittelalter hindurch noch nicht als etwas Andersartiges, neben ihr Stehendes, sondern gleichsam nur als eine Unterart, aber noch innerhalb ihrer Sphäre Liegendes angesehen.

Der Einfluß des Christentums auf die Westgermanen ist später erfolgt als auf die Ostgermanen. Er datiert von der Zeit an, da Chlodowech in Reims zum Christentum übertrat, und zwar aus staatskluger Berechnung als erster aller Germanenfürsten zum Christentum des nicäischen, also römischen Bekenntnisses. Dadurch erschien er den zahlreichen in Gallien wohnenden Römern nicht nur als ihr rechtmäßiger Herrscher, sondern verpflichtete sich zugleich auch den römischen Bischof und gewann zur Befestigung seiner Herrschaft und zur Ausbreitung seiner Macht die Unterstützung des ganzen römischen Klerus, was alles nicht erfolgt wäre, wenn er, wie die Ostgermanen, das arianische Glaubensbekenntnis angenommen hätte. So reichten sich von da ab

staatliche und geistliche Macht die Hände und unterstützten sich gegenseitig. Eine Steigerung aber erhielt der theokratische Charakter des fränkischen Königtums dadurch, daß Karl der Große den Kaisertitel annahm und hiermit nach jüdischem Ritus die Salbung durch den Papst verbunden war. Denn wenn auch noch nicht unter Karl selbst, so wurde diese Salbung doch unter seinen Nachfolgern als wesentlich zur Erlangung der Kaiserwürde angesehen. Nunmehr wurde es als die ideale Aufgabe des Kaisertums betrachtet, den katholischen römischen Glauben überall zu schützen und für seine Ausbreitung zu sorgen, entgegenstehende Sitten und Gebräuche aber zu unterdrücken. Denn es gibt nur „einen Gott und ein Gebot". Hiermit aber war nicht nur kraft seines inneren Wesens, sondern auch kraft der staatlichen Gewalt dem Christentum und der römischen Kirche der Einfluß auf die Entwickelung des Rechtes gesichert. Es ist derselbe Weg, auf dem späterhin auch das römische weltliche Recht als „Kaiserliches Recht" in Deutschland seinen Einzug hielt.

Im einzelnen dem Einflusse des Christentums nachzugehen, ist hier unmöglich: er erstreckt sich über das ganze Recht, eben weil dieses noch innerhalb der Sphäre der Religion lag. Er ist ein äußerlicher ebenso wie ein innerlicher. Nur einiges mag hervorgehoben werden.

Zuerst zeigt sich der Einfluß auf die peinlichen Strafen, denn die Kirche verabscheute damals noch jedes Blutvergießen — idealer als in späteren Zeiten, man denke nur an die Hexenverfolgungen. Ein besonderer Grund hierfür freilich lag noch darin, daß der Todesstrafe, wie sie die Germanen vollzogen, immer noch der Gedanke des Opfers, also etwas Heidnisches innewohnte, das Vorgehen der Kirche gegen die Todesstrafe daher zugleich ein Kampf gegen das Heidentum war. Das Hauptmittel, mit dem sie in den Strafvollzug eingriff, war ihr ausgedehntes Asylrecht, das sie unter Aufgreifung des germanischen Sonderfriedens für Orte, die der Gottheit geweiht waren, ausbildete. Ferner tritt eine Verquickung kirchlicher Interessen und weltlicher Rechtspflege dadurch ein, daß der fränkische König rein kirchliche Übertretungen, wie z. B. Verschmähung der Taufe, Leichenverbrennung, Übertretung des Fastengebotes seinerseits mit dem Tode ahndete, daß anderseits auch die Kirche ihre Machtmittel, wie Exkommunikation, gegen weltliche Vergehungen zur Verfügung stellte. So wurde z. B. unter Karl II. Münzfälschung mit Kirchenbuße belegt.

Auch das Privatrecht steht, da es vom öffentlichen Recht im Mittelalter überhaupt noch nicht wesentlich geschieden war, unter dem Einflusse religiöser Auffassung. Seinen hauptsächlichsten Ausdruck findet dies im Lehnrecht. Gott ist der oberste Lehnsherr, „Der König ist Gottes Dienstmann", gewisse Güter werden unmittelbar von Gott als Lehen empfangen, sie sind „Sonnenlehen". Und in Nachbildung der geistlichen ordines werden sämtliche im Lehnsverbande befindlichen Personen vom Könige abwärts in sieben Rangordnungen, die sieben Heerschilde, eingeteilt.

Aber von wesentlichster Bedeutung war die innere Umwandlung, die das Christentum brachte, und die vornehmlich in der Bethätigung eines geläuterten sittlichen Gefühles zur Erscheinung kam. So wurden ganz neue Verbrechensbegriffe gebildet, z. B. der Verwandtenmord, Kindesabtreibung und Kindesaussetzung. Auf biblische Vorschriften gestützt, forderte die Kirche auch besonderen Schutz für Fremde, Pilger und Wallfahrer vom König. Im Strafrecht ging, neben ihrer Bekämpfung der Todesstrafe schlechthin, ihre Bestrebung hauptsächlich auf Berücksichtigung des Willens und der Schuld sowie auf Geltendmachung einer milderen Auffassung. Durch ausgedehnte Anerkennung des Bußsystemes führte sie außerdem den Strafzweck der Besserung des Schuldigen ein. Dies sprechen schon alte Volksgesetze deutlich aus, z. B. die

lex Baiuvariorum: „Keine Schuld ist so schwer, daß das Leben nicht aus Furcht vor Gott und Verehrung der Heiligen dem Schuldigen geschenkt werden könnte; weil der Herr spricht: wer vergeben hat, dem wird vergeben werden, wer nicht vergeben hat, dem wird nicht vergeben werden.“ Aber auch das harte Talionsprinzip, das ursprünglich dem deutschen Strafrechte fremd war — es kannte nur die „spiegelnden Strafen“, von denen wir noch sprechen werden — ist durch die Kirche eingeführt worden. Es ist jüdischen Ursprunges; „Auge um Auge, Zahn um Zahn“.

Ebenso übte die Kirche einen großen Einfluß auf das Eherecht aus, wenn sie auch viel später erst hierfür geradezu kirchliche Gerichtsbarkeit in Anspruch nahm und an das Erfordernis einer kirchlichen Eheschließung zunächst noch nicht dachte. Insbesondere ging sie gegen die Verwandtenehen vor, die bei den Deutschen, wie wir sahen, beliebt waren, und führte das Ehehindernis der Schwägerschaft ein. Durch die Beseitigung dieser Verwandtenehen, die von der Kirche verboten wurden, um sich für ihre Nachsichtserteilungen bezahlen zu lassen, hat sie aber mit unbeabsichtigt die Erhaltung eines kräftigen Volksstammes gefördert.

Auch in rein wirtschaftliche Verhältnisse greift sie ein, z. B. durch das Verbot des Zinsnehmens, das sie nur den Juden gestattet. Freilich ist die Durchführung dieses Verbotes immer mangelhaft geblieben.

Doch auch verderblich hat der alles beherrschende Einfluß der Religion auf das Recht eingewirkt, insofern Verirrungen der Volksseele dort notwendig Verirrungen hier nach sich zogen. Hierher gehören vor allem die traurigsten Erscheinungen des 15. bis 17. Jahrhunderts, die Hexenprozesse. Wenn diese aber ehemals oft als eine germanische Eigentümlichkeit bezeichnet worden sind, so ist dies nicht richtig. Früher als in Deutschland begegnen wir ihnen in Frankreich und in rein romanischen Ländern, wie Italien und Spanien. Aber freilich treten sie in Deutschland in größerem Umfange auf, was eben darauf beruht, daß bei den Deutschen wegen ihres tiefen religiösen Gefühles der Einfluß von Religion und Kirche am größten war, daher auch die Verirrungen in dieser Hinsicht am stärksten wirkten. Und hierzu trat dann allerdings noch verstärkend die altgermanische Auffassung von geheimnisvollen Kräften, die dem weiblichen Geschlechte innewohnen. So erklärt es sich, daß weitaus die meisten Verfolgungen gegen Frauen, nicht gegen Männer, stattfanden. Die Grundlage der Hexenverfolgungen aber bildete der Teufelsglaube.

In heidnischer Zeit war die Zauberei als solche nichts Strafbares, sondern nur die schädigende Zauberei, wie z. B. Vergiftung. Unter solche schädliche Zauberei gehörte auch das Wettermachen, das Schädigen des Viehes und des Feldes durch Zaubersprüche, und hiervon haben derartige Zauberinnen oder kluge Frauen (hagr = klug) geradezu ihren Namen „Hexe“ erhalten (althochd. hagazussa, angelſ. haegtesse = die das Feld Schädigende). Mit Einführung des Christentums wurde aber jedes Zaubern als heidnisch verpönt und von amtswegen verfolgt. Neue Nahrung erhielt dann der Hexenglaube durch den im 13. Jahrhundert zu hoher Blüte gelangenden Teufelsglauben und den Glauben, daß die Hexen Verbündete des Teufels seien und mit dessen Hilfe ihr Zauberwesen trieben. Diese durch die Kirche verbreitete Anschauung war aber wieder ihrerseits beeinflußt durch die jüdisch-rabbinische Auslegung des 1. Buches Mosis, Kap. 6, Vers 1—4. Als dann im 15. Jahrhundert die Ketzerverfolgungen mehr und mehr aufkamen, ergab sich ganz von selbst auch die Verfolgung der Hexen, da ja deren Bund mit dem Teufel eng mit der Ketzerei zusammenhing. In der Bulle Summis desiderantes vom 5. Dezember 1484 befiehlt daher Innocenz VIII. den bestellten Ketzerrichtern für Deutschland, den Professoren der Theologie Heinrich Krämer und Jakob Sprenger, auch die Hexen zu verfolgen.

Von nun an suchte man in unseliger religiöser Verirrung die Hexen. Daß man sie aber fand, hängt mit einer damals unglücklicherweise zugleich eintretenden Veränderung des Strafprozeßverfahrens zusammen. Niemals wäre es zu dieser erschreckend großen Anzahl von Verurteilungen gekommen, wenn noch das alte germanische Strafverfahren und namentlich das alte deutsche Beweisverfahren mit Reinigungseid und Zweikampf gegolten hätte. Mit dem Verfall des Rechtes im allgemeinen am Ausgang des Mittelalters war aber auch dieses in Verfall geraten, der Anklageprozeß war der Verfolgung von amtswegen gewichen, und nach dem Vorgange der geistlichen und italienischen Gerichte hatte die Folter zur Erzwingung des Geständnisses ihren Einzug gehalten.

Die Einführung der Folter in den deutschen Strafprozeß ist eine schwere Schädigung für das gesamte Rechtsleben gewesen und hat das Mißtrauen des Volkes in die Rechtspflege gepflanzt. Und doch war es auch hier im letzten Ende wieder der religiöse Glaube und Aberglaube, der das Aufkommen der Tortur begünstigte, gleichsam eine Erinnerung an die früheren Gottesurteile des alten germanischen und deutschen Prozesses. Denn unverkennbar herrschte der Glaube, daß Gott oder der Teufel — je nachdem man nun wollte — die Kraft lieh, die Tortur auszuhalten. Man sah also auch hier ein Eingreifen überirdischer Mächte in den Prozeß. „Hexen weinen nicht." Im übrigen spricht es für das Undeutsche der Folter, daß, wenigstens soviel wir wissen, sich kein deutsches Rechtssprichwort auf sie bezieht. Im 16. und 17. Jahrhundert wütete die Hexenverfolgung am ärgsten. Carpzov stand noch vollständig im Banne des Hexenglaubens, und erst der Jesuitenpater Friedrich von Spee in Würzburg trat in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, aber noch ohne sich zu nennen, dagegen auf. Ebenso später Thomasius. Als letzte Hexe wurde die Bauerndirne Maria Schwägelin am 11. April 1775 im Stifte Kempten hingerichtet.

3. Das Kriegerische im Recht.

Die fortwährenden Kämpfe, unter denen, wie wir sahen, die Jugendzeit der Germanen hinging, und zu denen sie genötigt waren, um ihr Land zu erobern und zu behaupten, erzogen sie zu einem kriegerischen Geschlechte. Ein friedliches Hirtenleben war ihnen nicht beschieden. Wie in der Religion, so kam deshalb auch in Verfassung und Recht dieser kriegerische Geist des Volkes zur Erscheinung.

Die Germanen, denen der Krieg nationaler Gottesdienst war, die im Siege die Entscheidung der Götter erblickten, denen allein der Tod in der Schlacht als ruhmvoll im Gegensatze zum „Strohtode" galt, deren Götter vornehmlich Kriegsgötter waren, mußten, da Religion und Recht ja ursprünglich eins waren, auf das Recht ihren kriegerischen Charakter einwirken lassen. Liegt ja schon in der Bezeichnung des Rechtes als „Friede" ein Hinweis auf die Gegensätzlichkeit des Kampfes, der Fehde, d. h. des feindlichen, unfriedfertigen Zustandes, der eben durch den Friedensbruch, das „Verbrechen", wieder hervorgerufen wird. Und so ist, wie heute noch im Völkerrechte der Krieg das letzte Mittel zur Geltendmachung der Rechte und zur Herstellung des Friedens ist, auch für den Einzelnen oder die Sippegenossen der Zweikampf oder die Fehde das Mittel zur Wahrung und Geltendmachung ihrer Rechte: der Prozeß, das Rechtsbewährungsverfahren wird zum Rechtsstreit. „Unser Recht verbitten wir uns mit dem Schwerte." „Die Holsten verteidigen ihr Recht mit dem Schwerte." Ja jeder Urteilsvorschlag kann vom Umstand gescholten werden ebenso wie von der Partei, und es kommt dann zum Zweikampf zwischen demjenigen, der den Urteilsvorschlag gemacht hat, und dem, der ihn gescholten hat.

Schon äußerlich kommt die Verbindung von Kampf und Recht dadurch zum Ausdruck, daß dieselbe Versammlung, die zugleich Kult- und Gerichtsversammlung war, auch die Heeresversammlung bildete. Auch der Kriegsgott Ziu oder Tiu war zugleich mit dem Beinamen Things der Beschützer des Rechtes und Gerichtes, und die Heerführer waren im Frieden die Richter. War aber Heeresversammlung und Gerichtsversammlung eins, so war notwendig auch Recht und Pflicht zum Erscheinen in jener gleichbedeutend mit der zum Erscheinen in dieser. Gerichtsfähig, d. h. fähig, sein Recht vor Gericht zu verfolgen, war deshalb allein der Wehrfähige, Waffenfähige, denn eben dieser durfte nur die Heeresversammlung besuchen: also nicht die Frau, nicht der Knecht, nicht der Krüppel, nicht das Kind. Erst die Wehrhaftigkeit macht „selbstmündig“, und noch lange Zeit hat sich bei den Deutschen die Geschlechtsvormundschaft über die Frauen erhalten. Die Waffenfähigkeit war namentlich für den König und die Lehnsfähigkeit Erfordernis. „Der miselsüchtige (d. h. maiselsüchtige = aussätzige) Mann empfängt weder Lehen noch Erbe“, und selbst der König wurde abgesetzt, wenn ihn diese Krankheit befiel. Der Volksmund hatte für diese Krankheit den Ausdruck „vom Mäuslein gebissen“; daher „Daß dich das Mäuslein beißt!“ Aus dem gleichen Grunde sind Mönche, da sie waffenunfähig sind, erbunfähig. Weil aber bei den Germanen jeder Freie wehrpflichtig war, so bestand notwendig mit der allgemeinen Wehrpflicht auch für jeden Freien die allgemeine Dingpflicht, die Pflicht, in der Gerichtsversammlung zu erscheinen.

Auch einzelne Rechtseinrichtungen gehen auf ursprünglich kriegerische Gebilde zurück oder haben sonst durch die kriegerische und kampfesfrohe Natur des Deutschen ihre Eigenart empfangen. In erster Linie ist hier das altgermanische Gefolgschaftswesen zu erwähnen, das ursprünglich eine rein kriegerische Einrichtung war. Wie sich aus diesem später das Lehnswesen entwickelte, ist bereits dargestellt worden, ebenso, daß hierbei die kriegerische Beschäftigung und der Reiterdienst von hervorragendem Einfluß waren.

Ferner gehört hierher ein Verhältnis, das in seiner weiteren Entwickelung sowohl nach der öffentlich-rechtlichen als nach der privatrechtlichen Seite von großer Bedeutung für das deutsche Rechtsleben geworden ist: die Munt. Die ganze Entwickelung des deutschen Rechtes stellt sich fast als Entwickelung der Sippe und der Munt in gegenseitiger Bekämpfung der beiden dem Deutschen innewohnenden Charakterzüge dar: die genossenschaftlichen Neigungen und die herrische, kriegerische Natur kämpfen darin um die Vorherrschaft, und erst die gleichmäßige Berücksichtigung beider bringt einen befriedigenden Rechtszustand. Munt aber ist ihrer Bedeutung und ihrem Ursprung nach Herrschaft, Gewalt (manus = Hand) über Lebendiges und Lebloses kraft Kriegsrechtes, die unbeschränkte Gewalt des Siegers über den Besiegten, des Herrn über die Beute. Noch spät wird diese Munt, Hand, daher geradezu die „bewehrte Hand“ (manus vestita) genannt, und als Gewere, Investitur (eben von manus vestita) hat sich die Gewalt dann als besondere über Sachen abgezweigt, während die Gewalt über Personen den ursprünglich gemeinsamen Namen der Munt beibehielt und noch jetzt in unserer Vormundschaft fortlebt.

Die Munt aber wurde zur Begründerin der Hausherrschaft und damit einer Einrichtung, die bald dem Sippeverband als selbständiger Herrschaftsverband gegenübertrat und mächtigen Einfluß auf das Rechtsleben gewann. So stellt sich z. B. die Entwickelung des Erbrechtes als Kampf der Hausherrschaft gegen die Sippe dar, der schließlich zu gunsten der Hausherrschaft, d. h. der unmittelbaren Familienangehörigen, endete. Ein Abschnitt dieses Kampfes ist uns bereits entgegengetreten bei der Entscheidung der Frage, ob die Enkel neben ihren Oheimen in das

Vermögen des Großvaters erben sollen. Zur Begründung einer Hausherrschaft kam es aber dadurch, daß einmal infolge der zahlreichen Kriege und Kämpfe die Besiegten in die Kriegsgefangenschaft des Siegers gelangten und dadurch zu seinen Knechten wurden. Die Kriegsgefangenschaft war die erste Unterwerfung unter die Munt, und sie schaffte auch den ersten Unterschied der Stände. Denn ursprünglich gab es bei den Germanen nur Freie und Unfreie, d. h. Kriegsgefangene oder deren Abkömmlinge. Aus der Kriegsgefangenschaft erklärt sich aber auch das unbeschränkte Eigentumsrecht des Herrn über Leben und Tod. Denn als Sieger hatte er das Leben des Besiegten in seiner Hand, es war ihm verfallen, und er konnte es jederzeit von ihm fordern. Vom Knechte gilt deshalb „Er ist mein Eigen, ich mag ihn sieden oder braten". Daß auch Sachen als Kriegsbeute in gleicher Weise der ausschließlichen Herrschaftsgewalt unterlagen, sofern sie nicht gemeinschaftliche Kriegsbeute etwa der Sippe waren, ist selbstverständlich. Kriegsbeute und Jagdbeute, die gleichbedeutend sind, bilden daher auch den Ursprung des Eigentumsrechtes.

Ferner führt auch die Ehe, das zweite Mittel zur Begründung einer Hausherrschaft, auf die kriegerische Erbeutung der Frau zurück, deren rechtliche oder vielmehr rechtlose Stellung auch bei den alten Germanen nur hieraus zu erklären ist. Denn die Frau wurde durchaus als Kriegsbeute behandelt, gleich dem Knechte. Der Mann konnte über sie verfügen wie über eine Sache, sie verschenken und verkaufen; wie das Kriegsroß wurde sie als wertvollste Habe mit dem toten Manne verbrannt. Diese kriegerische Erbeutung der Frau zu Eigen- und Sonderbesitz war aber der einzige Weg, auf dem die ursprünglich auch bei den Germanen bestehende Weibergemeinschaft überwunden werden konnte. Wer ein Weib ausschließlich für sich besitzen wollte, mußte es eben außerhalb der Rechtsgenossenschaft erbeuten und rauben, und so steht am Anfang alles Eherechtes wie bei anderen Völkern niederer Kulturstufe auch bei den Germanen die Raubehe. Noch im Namen der Braut hat sich die Erinnerung an diesen Ursprung erhalten, denn wie J. Grimm nachgewiesen hat, bedeutet Braut die „Fortgeführte" und geht auf sanskr. prandhâ (von pravah = rauben) zurück. Und lange Zeit, noch im Mittelalter, war bei den Deutschen das Symbol für die eheherrliche Gewalt das Eheschwert.

Der Brautlauf aber mit seinen verschiedenen Entführungsformen lebt noch jetzt bei vielen deutschen Volksstämmen als Hochzeitsbrauch fort. Die Hochzeitsfeier und der Hochzeitsschmaus haben auch hier wie oft bei den Deutschen den Ursprung in der Friedensfeier bei der Darbringung der Sühnopfer nach Beilegung der Fehde zwischen den Sippegenossen des Frauenräubers und den Sippegenossen der durch den Raub verletzten Sippe. So wurde die Entführungsbuße, aus der sich später das Kaufgeld entwickelte, gleich der Totschlagsbuße auch der verletzten Sippe gezahlt. Es war also, als die Raubehe verschwand, der aus ihr sich entwickelnde Brautkauf seinem Wesen nach eigentlich kein Kauf, sondern gleichsam nur eine vereinbarte Entführung mit vereinbartem Sühnegeld. Das beweist gerade die Fortdauer der an die Raubehe erinnernden Hochzeitsgebräuche. Der Abschluß dieses Vertrages über das Sühnegeld und die Heimführung aber wurde zur Verlobung. Die Eheschließung selbst erfolgte erst mit der Heimführung und der Vereinigung von Mann und Weib. Damit erst trat die Frau in die Gewalt, die Munt des Mannes. Diese aber war ursprünglich auch hier noch die gleiche wie bei der Raubehe: der Ehemann konnte die Frau züchtigen, töten, verkaufen. Er hatte die volle Munt von ihren bisherigen Gewalthabern erworben. Die Sitte, das Strumpfband zu lösen, die heute noch vielfach als Hochzeitsbrauch herrscht, erinnert noch an die Lösung aus der Munt des früheren Gewalthabers. Die Eheschließung als Frauenkauf hat sich lange genug bei den Deutschen erhalten. Im 15. Jahrhundert galt er noch bei den Dithmarschen.

Stand aber die Frau in der Munt des Mannes, so fielen notwendig auch deren Kinder in seine Gewalt, die ursprünglich gleich der durch Krieg und Sieg erworbenen völlig unbeschränkt war. Der Vater konnte sie aussetzen, verkaufen und töten wie die Ehefrau.

Von besonderem Einfluß war endlich der kriegerische Geist und die Waffenfreudigkeit des deutschen Volkes in Bezug auf die Wertschätzung der Stände und die Ausbildung der Standesehre. Ein Volk, von dem Tacitus erzählt, daß seine Angehörigen keine Sache, weder öffentliche noch private, anders verhandeln als in Wehr und Waffen, das im geordneten Rechtsstreite sein Recht mit der Waffe in der Hand im Zweikampf verficht, dem Wehrhaftigkeit die Voraussetzung für die Gerichtsfähigkeit überhaupt ist, und das nur im Schlachtentod einen ehrenvollen Tod erblickt, dem muß notwendig Ehre und Wehrhaftigkeit gleichbedeutend sein, dem ist „ehr- und wehrlos" ein Begriff, wie denn in der That diese Wortzusammenstellung auch oft genug wiederkehrt. So war bürgerliche Ehre eben die Waffenehre, und wer keine Waffen trug oder tragen durfte, war standeslos, ehrlos in diesem Sinne. Das waren also selbstverständlich zunächst die Unfreien, die Knechte. Aber auch später, als sich verschiedene Stände ausbildeten, war dieser Gesichtspunkt für die Wertschätzung der Stände und ihre Ehre maßgebend geblieben. Vor allem geht die im Mittelalter herrschende Auffassung von der „Unehrlichkeit" der Hirten und Schäfer auf deren unkriegerische Beschäftigung zurück. Das Gleiche gilt von den Spielleuten aller Art, bei denen dann noch ihre Unseßhaftigkeit hinzukam. Wer wollte leugnen, daß diese Auffassung von der Ehre und Wertschätzung der Wehrhaftigkeit dem Deutschen noch jetzt im Blute liegt? Endlich hängt auch die Ansicht, daß die Enthauptung mit dem Schwerte als ehrliche Todesstrafe im Gegensatz zum unehrlichen Henken am Galgen angesehen wurde, mit der kriegerischen Natur, die im Enthaupten einen dem Schlachtentod ähnlichen Tod erblickte, zusammen.

Aber etwas, das gern als urgermanisch in Anspruch genommen und mit dem alten gerichtlichen Zweikampf in Verbindung gebracht wird, das Duell, hat mit dieser kriegerischen Neigung des Deutschen nichts zu thun und ist so wenig wie sein Name eine germanische Einrichtung. Es ist vielmehr zuerst während der Jahre 1473—80 in Spanien aufgetaucht, dann Anfang des 16. Jahrhunderts bei den Italienern und namentlich an dem verlotterten Hofe des französischen Königs Heinrich III. heimisch geworden, in Gemeinschaft mit dem Meuchelmord, und erst von der französischen Soldateska seit dem Dreißigjährigen Kriege nach Deutschland eingeführt worden. Zur Zeit des altgermanischen Prozesses bestand auch bei den höchsten Ständen nicht die geringste Abneigung gegen gerichtliche Verfolgung wegen Ehrverletzungen, wie zahlreiche Urkunden beweisen. Den ausländischen Ursprung unseres jetzt wohl als international anzusehenden Duells beweist außerdem noch der Umstand, daß der ganze Duellkodex, die ganzen Formen und Gebräuche französisch sind, und daß es nicht eine Sitte des gewöhnlichen Volkes, sondern nur eine Sitte gewisser vornehmer Kreise ist. Und eben weil es nicht dem deutschen Volkstume gemäß ist, gilt bei den Deutschen im Gegensatz zu den Franzosen schon das bloße Duellieren ohne Zufügung irgend einer Verletzung für strafbar. Dagegen ist die studentische Mensur, eine Bethätigung der Freude am Waffenspiel, deutsch.

4. Das Sittliche im Recht.

Bei der Durchdringung von Religion und Recht und bei der dem Deutschen eigentümlichen tiefen Auffassung vom Recht als einer in Gott gegründeten Einrichtung ergibt sich notwendig auch ein den Deutschen eigentümliches Verhältnis der Rechtsordnung zum Sittengesetz. Wie

sich das Recht von allem Anfang an nur als Unterart der Religion herausbildete, so ist sein Gebiet für den Deutschen auch begrifflich nur ein besonderer Ausschnitt aus dem vom Sittengesetz beherrschten Gebiet, und oft wird es auch als solcher nicht einmal erkannt. Rechtsvorschriften und Sittenvorschriften erscheinen bei den Deutschen kaum geschieden. In dieser Auffassung aber steht das deutsche Recht in vollem Gegensatze zum römischen Recht, wogegen es nahe verwandt mit dem griechischen ist, dem ein Unterschied zwischen Rechts- und Sittengesetz überhaupt fremd war. Das Recht ist dem Deutschen, wie dem Griechen, ein Erzeugnis des Sittengesetzes. Die Rechtsnorm besteht schon vorher als Norm des Sittengesetzes, und nur die Bewährung dieser sittlichen Norm durch äußeren Zwang bezweckt die Rechtsvorschrift. Den Römern dagegen liegt das Sittengesetz ganz außerhalb der Sphäre des Rechtes. Selbstverständlich nicht, als ob beide Gebiete sich bei ihnen feindlich gegenüber ständen — das wird bei keinem gesunden und kräftigen Volke geschehen dürfen — aber für die Römer hat das Recht an sich zunächst nichts mit der Sittlichkeit und der Bewährung der Normen des Sittengesetzes zu thun. Das bleibt dem Zensor vorbehalten! Für den nüchternen und praktischen, auf das rein Thatsächliche gerichteten Römer liegt der Ursprung des Rechtes allein im Willen des Volkes als einer Wirtschafts- und Schutzgemeinde zur Wahrung der persönlichen Freiheit des Einzelnen. Seine Vorschriften dienten in erster Linie dazu, die Machtbefugnisse des Einzelnen in der Bethätigung dieser wirklichen Welt und der Verfolgung seiner eigensüchtigen Interessen abzugrenzen. Die Macht, die Befugnis ist das Wesen des römischen Rechtes, das daher ius heißt (iubere = befehlen); die durch das Sittengesetz vorgeschriebene Richtung des Handelns ist das Wesen des deutschen Rechtes. Jenes blickt auf den Einzelnen, dieses auf das Ganze. Und hiermit hängt auch zusammen, daß, wie bereits früher ausgeführt wurde, das deutsche Recht sozial, das römische egoistisch und individualistisch ist.

Diese Grundauffassung vom Rechte entspricht aber zugleich einem tiefen sittlichen Zuge im Charakter des deutschen Volkes; daher hat auch wie in keinem anderen Rechte im Einzelnen die sittliche Anschauung des Volkes auf die Gestaltung des deutschen Rechtes eingewirkt. „Einfältig ist eine Freundin des Rechts.“ „Das ist Recht, was recht ist.“ „Wahrheit geht vor allem Rechte.“ „Recht muß ehrlich sein.“ „Billigkeit muß das Recht meistern.“ „Recht ist Steuer und Grundfeste alles Guten.“

Diese Einwirkung von rein sittlichen Beweggründen zeigt sich in der mannigfaltigsten Weise. Im Strafrechte tritt diese vornehmlich sittliche Bewertung deutlich zu Tage in dem Gegensatze von ehrlichen und unehrlichen Sachen. Dieser aber geht zurück auf den Unterschied von heimlichem und offenem Thun. Nichts erschien dem offenen und geraden, derben Sinn der Germanen mehr zuwider als Heimlichkeit. Heimliches Thun war ihm als Neidingswerk verhaßt, Heimlichkeit war ihm sittlich viel verwerflicher als die seiner kriegerischen und kampfesfrohen Natur entsprechende offene That. Hierauf beruhte demgemäß bei den Germanen der Unterschied von Mord und Totschlag. Anders als heute unter römisch rechtlichem Gesichtspunkt war ihnen Mord jede Tötung, die entweder heimlich geschah oder doch später verheimlicht wurde, etwa durch Verbergen des Leichnams — die nordischen Quellen nennen dies „einen toten Mann morden“ — während beim Totschlage (manslahta) die Merkmale der Heimlichkeit fehlten. In gleicher Weise wird auch die heimliche Brandstiftung als Mordbrand, als Nachtbrand dem gewaltsamen offenen Waldbrand, (herebrand) noch im Sachsenspiegel gegenübergestellt. Derselbe Unterschied findet sich bei Diebstahl und Raub.

Die schimpflichste und eines freien Mannes unwürdigste That war der Diebstahl, dessen Bezeichnung schon auf die Heimlichkeit hinweist (got. thiubjô = heimlich). Überall, wo die

Heimlichkeit der Aneignung fehlt, liegt kein Diebstahl vor. Wer daher mit der laut klingenden Axt in fremdem Wald einen Baum fällt, ist kein Dieb, denn „die Axt ist ein Melder, kein Dieb". Wer aber „einen Baum umgürtet, so daß er keinen Laut von sich geben kann", oder mit der Säge absägt, ist Dieb. Der Raub dagegen war ursprünglich jede offene Wegnahme fremder Sache, Drohung und Gewalt gehörten nicht zu seinem Begriff, darum erschien Raub den Germanen als das mildere Verbrechen. „Stehlen ist viel gemeiner und größer denn Rauben." Raub ist die Beute, die Kriegsbeute; althochd. roub (angelſ. réaf) bedeutet das offene Wegnehmen und ebenso die Rüstung, das Kleid (die Robe). Bei dieser Mißachtung der Heimlichkeit wird dann begreiflicherweise die nächtliche Begehung von Verbrechen überhaupt zu ehrloser und schwerer zu büßender That. Deshalb heißt es: „Die Nacht hat bessern Frieden" und „Des Nachts ist es Diebstahl, des Tags ist es Raub." So galt bei den Sachsen der Diebstahl eines Ochsen auch nur im Werte von zwei Schillingen, wenn er zur Nachtzeit verübt ward, schon als todeswürdiges Verbrechen. Und: „Wer des Nachts Korn stiehlt, verschuldet den Galgen." Auch heute noch ist in unserem Strafgesetzbuche der zur Nachtzeit begangene Diebstahl mit härterer Strafe belegt.

Der durch das heimliche und offene Thun bewirkte Unterschied zwischen „ehrlichen" und „unehrlichen" Verbrechen war von Bedeutung namentlich bei der Zubilligung und Verhängung der Strafen. Galgen, Strick und Pranger waren unehrliche, Enthauptung war eine ehrliche Strafe; es war deshalb eine Begnadigung, wenn jemand statt mit Galgen mit Enthauptung bestraft wurde. Auch für die Inanspruchnahme des Asylrechtes war der Unterschied wesentlich, denn nur bei „ehrlichen Sachen" durfte dem Verbrecher der Schutz des Asyls gewährt werden. In diesem Asylrechte der Kirche und Klöster selber liegt aber schon wieder ein tiefes sittliches Gefühl begründet, ein mit der rauhen Zeit seltsam in Widerspruch stehendes Gefühl der Barmherzigkeit und Milde mit dem Verbrecher. Dasselbe Gefühl kommt auch in der Sitte zum Ausdruck, dem Verbrecher, der sich selbst vor Gericht gestellt hat und überführt worden ist, Zeit zur Flucht zu gönnen. Denn er sollte nicht schlechter gestellt sein als derjenige, der sich nicht vor Gericht gestellt hat. Deshalb wurde in solchen Fällen die Urteilsvollstreckung hinausgeschoben. Floh freilich der Verbrecher, so traten dieselben Folgen ein, als wenn er nicht vor Gericht erschienen wäre: er wurde friedlos und konnte von jedermann getötet werden.

Auf eine bestimmte sittliche Auffassung vom Strafzweck und dem Streben, durch Kenntlichmachung des Grundes der Strafe eine Warnung zu erteilen, beruhen gewisse Strafarten, die zutreffend als „spiegelnde Strafen" bezeichnet worden sind und keineswegs mit der Talion verwechselt werden dürfen. So wird dem Meineidigen die Schwurhand abgeschlagen, dem Verleumder die Zunge ausgerissen, dem Falschmünzer ein glühendes Geldstück auf die Stirne eingebrannt.

Auch die Anerkennung des Notrechtes beruht auf der sittlichen Forderung, daß man dem in Not befindlichen beistehen müsse und sich nicht auf das formale Recht berufen dürfe. „Not kennt kein Gebot." „In der Not sind alle Güter gemein." „Not sucht Brot wo sich's findet." Aber selbst darüber hinaus kennt das deutsche Recht eine gewisse selbstverständliche und, wie Osenbrüggen sagt, stillschweigende Gastfreundschaft gegen Wanderer und Bedürftige, so daß die Entwendung von Nahrungsmitteln in geringem Umfange in solchen Fällen erlaubt war, nicht als Diebstahl galt. „Erliegt dem wegfertigen Manne sein Pferd", bestimmt der Sachsenspiegel, „so mag er wohl Korn abschneiden und es ihm geben, soweit als er es, mit einem Fuß im Wege stehend, erreichen mag. Er soll aber nichts davon führen." Und das Sprichwort sagt: „Einem wegfertigen Mann kann man kein Gras verweigern", ferner: „Es ist niemandem eine Traube

verwehrt", ja sogar „drei sind frei". Aus derselben Auffassung heraus wird auch heute noch der sogenannte Mundraub nicht als Diebstahl, sondern milder als Übertretung bestraft.

Besondere Berücksichtigung und Nachsicht genießt die Schwangere im alten deutschen Recht. Nach österreichischen Weistümern soll der Hüter eines Weinberges sie ein bis drei Trauben nehmen lassen, wenn sie vorübergeht, auch darf sie ein bis drei Fische fangen, selbst da, wo sonst das Fischen verboten ist. Und ebenso erfährt die Kindbetterin freundliche Rücksichtnahme. Denn wenn vom Herrn bei seinem Hörigen das Zinshuhn abgefordert wird, während eine Kindbetterin im Hause ist, soll dem Huhn der Kopf abgerissen und für die Herrschaft mitgenommen werden, das Huhn im übrigen aber soll für die Kindbetterin zurückbleiben. Derartige Vorschriften, die dem Herrn gewisse menschenfreundliche Hilfeleistungen seinem Knechte gegenüber gebieten, finden sich zahlreich in alten Hofrechten, und es darf nicht verkannt werden, daß dies wesentlich zum Ausgleich der sozialen Gegensätze mit beigetragen hat. Überhaupt finden wir oft reine Vorschriften des Sittengesetzes und der Sitte zu wirklichen Rechtsvorschriften erhoben. So bestimmt z. B. die Berner Handfeste, daß der verheiratete Sohn seiner alten verwitweten Mutter am Herde und am Tische den besten Platz lassen solle.

Über die geschlechtlichen Beziehungen denkt das deutsche Recht außerordentlich streng. Die geschlechtliche Entehrung wird als Missethat bestraft. „Wer eine Jungfrau schändet, stirbt keines guten Todes." Der Entehrer ist der Rache der Sippe ausgesetzt, die Frauensperson aber, die sich preisgegeben hat, wird gleichfalls bestraft. Dies hängt mit der ehrfurchtsvollen Achtung, die der Frau bei den Germanen zu teil wurde, und die aus dem Glauben floß, daß ihr höhere, geheimnisvolle Seelenkräfte innewohnten, zusammen. Ihre Verletzung wurde dadurch gleichsam zu einem Vergehen gegen die Religion. „Jungfrau schwächen ist wie eine Kirch' erbrechen." Ein Nachklang an die frühere Vielweiberei ist es aber offenbar, wenn sich eines Ehebruchs nur die Ehefrau, nicht der Ehemann (es sei denn mit der Ehefrau eines anderen) schuldig machen kann. Zugleich tritt hier noch der in der Munt liegende Gewaltbegriff stärker hervor. Die sittliche Auffassung von den unehelichen Kindern hatte die christliche Kirche völlig geändert. Ursprünglich germanisch war die Mißachtung dieser keineswegs, und namentlich die in einem Konkubinat erzeugten oder die vom Vater in sein Haus aufgenommenen Kinder hatten z. B. nach langobardischem Stammesrecht dieselben Rechte wie die ehelichen Kinder. Durch den Einfluß der Kirche aber galten sie als anrüchig, und zwar nach der Meinung des frühen Mittelalters sogar die in der Ehe geborenen, aber außer der Ehe erzeugten Kinder. Bis weit in die neueste Zeit, besonders nachdem die sakramentale Natur der Ehe sich ausgebildet hatte, war die Rechtsstellung der unehelichen Kinder ungünstig. Nicht nur, daß sie als „ehrlos" galten, erbunfähig waren, sondern an manchen Orten waren sie auch in der Zeugnisfähigkeit beschränkt, erhielten kein Wergeld, konnten weder in die Bürgerschaft noch in die Zünfte aufgenommen werden („Die Zünfte müssen so rein sein, als wären sie von Tauben gelesen"), und die Kirche verweigerte ihnen das kirchliche Begräbnis. Auch die Unehrlichkeit der Zunft der Bader ist auf das leichtfertige Treiben in den Badestuben des Mittelalters zurückzuführen.

Von großem Einfluß wurde die sittliche Auffassung auf die Entwickelung der Munt, die, wie wir gesehen haben, ursprünglich ein unumschränktes Gewaltverhältnis des Siegers über den Besiegten war. Diese Natur hat die Munt zwar nach außen hin am längsten in der Vertretung des Gewaltunterworfenen bewahrt, und heute noch besteht sie als Ehevogtei, als väterliche und vormundschaftliche Gewalt. Nach innen hin ist aber bald die sittliche Seite des Verhältnisses zum Durchbruch gekommen und hat das ursprünglich einheitliche und gleichartige

Gewaltverhältnis in die verschiedenen Rechtsbildungen des Eherechtes, der väterlichen Gewalt und der Vormundschaft aufgelöst, indem es für jede der Beziehungen die eigenartigen sittlichen Ansprüche zur rechtlichen Geltung brachte. Es ist ein schönes Zeugnis für die sittliche Beanlagung der Germanen, daß sie die älteste und roheste Stufe der Hausherrschaft, wie wir sie früher kennen lernten, verhältnismäßig rasch und jedenfalls schneller, als es sonst bei der Langsamkeit ihrer Rechtsentwickelung zu erwarten gewesen wäre, überwunden haben.

So wurde, namentlich auch mit Hilfe des Christentums, die Vielweiberei beseitigt, die freilich schon vordem nur noch bei den Reichsten und Vornehmsten und, wie Tacitus meint, mehr aus politischen Gründen, Sitte gewesen war. Als Grundsatz wurde die engste eheliche Lebensgemeinschaft anerkannt und auch hier zeigt sich wieder die Hochschätzung, die bei den Deutschen die Frau genoß. Drückt sich das doch schon in dem Namen Frau, der „Herrin“ bedeutet, aus. Und Herrin war sie auch, insofern sie die Oberleitung in der Wirtschaft und im Hause hatte, anfänglich sogar ihr allein die Feldbestellung oblag. „Der Männer Ehre ist auch der Frauen Ehre“, „Der Mann muß seine Frau führen und fassen“, „Der Mann muß seine Frau thun bis auf den Kirchhof.“ Vermögensrechtlich äußert sich diese Lebensgemeinschaft darin, daß die Eheleute das Vermögen zu gesamter Hand besitzen. Die ganze Auffassung kommt nirgends schöner als in den Rechtssprichwörtern zum Ausdruck. „Mann und Weib sind ein Leib.“ „Ist die Decke über den Kopf, so sind die Eheleute gleich reich.“ „Wem ich meinen Leib gönne, dem gönne ich auch mein Gut.“ „Die dem Manne trauet, die trauet auch den Schulden.“ Vor allem wurde aber mit der Beseitigung der Raubehe und des Brautkaufes die Vertragsehe Sitte und damit dann das Selbstbestimmungsrecht der Frau. Die Betonung des sittlichen Gehaltes in der Ehe steigerte sich natürlich, als vollends das kanonische Recht das allein maßgebende Eherecht wurde. Mit diesem wurden namentlich auch die Scheidungsgründe beschränkt, während im ältesten Rechte gegenseitiges Übereinkommen, nicht aber grundlose Verstoßung durch den Mann, genügte. Schließlich stellte die Kirche sogar den Grundsatz der Unauflöslichkeit der Ehe auf. „Hast du mich genommen, so mußt du mich behalten.“ Nicht minder milderte die sittliche Anschauung die unumschränkte Herrschaft des Vaters über seine Kinder. Das Recht, die Kinder auszusetzen oder zu töten, wurde beschränkt, sobald das neugeborene Kind die Wasserweihe erhalten hatte.

Ein sehr wesentliches Merkmal des deutschen Rechtes ist weiter die Hochhaltung und Berücksichtigung der Arbeit. Das zeigt sich zunächst vielfach bei den Vorschriften über den Eigentumserwerb. Wer z. B. bei der Bewirtschaftung eines Gutes alle zur Hervorbringung der Früchte nötigen Arbeiten verrichtet hat, der hat auch die Früchte verdient und erhält sie, selbst wenn zur Zeit der Ernte das Gut nicht mehr in seinem Besitz oder seiner Nutzung ist. „Wer säet, der mähet.“ „Der Garten ist verdient, so er gesäet und geharket ist.“ „Es ist auch der Frucht würdig, der die Arbeit thut.“ „Des Mannes Saat ist verdient, sobald die Egge drüber fährt.“ Aus diesem Grunde hat der Ehemann, dessen Ehefrau vor der Ernte stirbt, das Recht auf den Bezug der Früchte des von ihm bestellten Gutes seiner Frau. Löst der Pfandschuldner das Pfand nach Bestellung des Feldes ein, so hat der Gläubiger, der inzwischen das Feld bestellt hatte, doch noch die Früchte zu beziehen. Sehr charakteristisch ist auch das sogenannte Dungzahlrecht für die Wertschätzung der Arbeit: der Zwischeneigentümer bei Geltendmachung eines Rückkaufsrechtes hat an den Erträgnissen des Bodens noch so lange ein Bezugsrecht, als die von ihm besorgte Düngung des Bodens auf die Fruchterzeugung förderlich wirkt. Denn „Wo der Mistwagen nicht hingeht, da kommt der Erntewagen nicht her.“ Wegen der Fruchtziehung aus der vom Pächter geleisteten Arbeit ist auch bestimmt, daß der Wechsel der Wirtschaftspächter zu

Lichtmeß eintreten soll, weil dort eine neue Wirtschaftsperiode beginnt, die neue Feldbestellung anfängt. Es entspricht eben der deutschen Auffassung, daß derjenige, der die Arbeit aufgewendet hat, auch den Genuß der Frucht aus der Arbeit zieht. Deshalb wird sogar unter Umständen Eigentum an fremdem Stoffe durch dessen Bearbeitung erworben: „Das Junge folgt der Mutter.“ Diese Hochschätzung der Arbeit ist es schließlich auch, die die Güterleihe in Deutschland zu einer außerordentlich dauerhaften Einrichtung machte. Es war eben das Bestreben vorhanden, dem Bauer den Ertrag seiner Bearbeitung des geliehenen Gutes zu sichern, ja im Laufe der Entwickelung führte dies dazu, daß zu gunsten des bearbeitenden Leihenden das ursprüngliche Eigentum des Leihers verloren ging und sich in eine bloße öffentlich-rechtliche Herrschaftsgewalt verflüchtigte, daß das Gut ablösbar, die Leihe erblich wurde. „Solange wir unseren rechten Pacht geben, kann man uns vom Erbe nicht vertreiben“ und nur „Wer den Zins versitzt, verliert den Acker.“ Hierher gehört schließlich auch die Berücksichtigung des Arbeitslohnes im Recht. Der Dienstbote kann gerechten Lohn seiner Arbeit fordern, auch wenn er nicht gerade ausbedungen ist, denn „Um Dank dient niemand“, und die Dienstlohnforderung ist eine bevorzugte, „Liedlohn soll man vor allen Schulden bezahlen“, „Verdienter Liedlohn schreit zu Gott im Himmel.“ Die Wertschätzung der Arbeit im allgemeinen lassen noch folgende Rechtssprichwörter erkennen: „Die Arbeit trägt den Lohn auf dem Rücken.“ „Arbeit ohne Lohn ist halb Spott halb Hohn.“ „Wer seiner Arbeit lebt, soll des Reiches Fried' haben.“

Mit der Hochschätzung der Arbeit hängt notwendig zusammen die Mißachtung des Erwerbes ohne Arbeit oder doch ohne redliche Arbeit. Dies führte in vielen Fällen dazu, ganze Berufsstände für unehrlich zu erklären. Schon zu Karls des Großen Zeit war z. B. der Stand der Müller wegen des „Molterns“, d. h. der Aneignung des ihnen zum Mahlen übergebenen Getreides, unehrlich. Die Söhne der Müller waren deshalb sogar von allen geistlichen Ämtern und Würden ausgeschlossen. „Müllers Hennen sind die fettsten“, hieß es. Wie mißachtet die Müller waren, zeigt auch der Umstand, daß ihnen in vielen Gegenden die Lieferung der Galgenleitern gesetzlich oblag, daß sie also nicht viel über den Henkern geachtet wurden, und hieran änderten auch die Reichspolizeiordnungen von 1548 und 1577, die die Müller ausdrücklich ehrlich sprachen, nicht viel. Noch im 17. Jahrhundert wurde ein Seiler in Hamburg mit der Ausstoßung aus der Zunft bedroht, weil er eine Müllerstochter heiraten wollte, und erst das Reichskammergericht vermochte die ehrbare Seilerzunft eines Besseren zu belehren. Auch bei den Spielleuten und Komödianten wirkte außer ihrer Unseßhaftigkeit für ihre Geringschätzung der Umstand mit, daß sie nicht durch ordentliche Arbeit, sondern durch wertlose Künste Geld erwerben. Auf gleicher Stufe der Unehrlichkeit wie die Müller standen aber insbesondere die Leinweber. „Die Leinweber bilden eine ehrliche Zunft, unterm Galgen ist ihre Zusammenkunft.“ „Der Leinweber schlachtet alle Jahr zwei Schwein, das eine ist gestohlen, das andre nicht sein.“ Und wie die Müller die Galgenleiter liefern, so mußten sie an vielen Orten den Galgen bauen. Die Naumburger Innungen aber hatten in ihren Satzungen die Vorschrift: „daß all solche Leut, die von Schäfers, Lautenschlägers, Leinwebers oder anderer leichtfertiger Art sein“, nicht in ihnen aufgenommen werden dürften.

Bei keinem anderen Volk ist ferner die Treue so zum wesentlichen Inhalt von Rechtseinrichtungen geworden, wie bei den Deutschen. Das ganze deutsche Recht namentlich des Mittelalters ist ein einziges hohes Lied von der Treue. Verbindet sich mit irgend einem Verbrechen ein Treubruch, so macht er jenes ohne weiteres zu einem unehrlichen, und auch nach unserem Strafgesetzbuche ist die Unterschlagung einer anvertrauten Sache ein schwereres Vergehen.

Denn heute noch gilt die Hochhaltung der Treue als vornehmste deutsche Tugend. Untreue gegen das Gemeinwesen war schon nach ältestem germanischen Recht unsühnbare That, die mit dem Opfertode gebüßt wurde. Solche Untreue bestand in Landesverrat, Heeresflucht, aber auch schon in Landesflucht zu Friedenszeiten. Als dann mit Begründung des Frankenreiches die Könige die Übergewalt erlangten und sich zu Trägern der Staatsgewalt gemacht hatten, erschien notwendig die Untreue gegen das Gemeinwesen zugleich als Untreue, als Treubruch gegen die Person des Königs. Nach römischer Sitte ließen sich die Frankenkönige die Unterthanentreue durch einen Unterthaneneid bekräftigen, forderten wohl auch (namentlich aus Anlaß der Reichsteilungen) die wiederholte Ablegung dieses Eides und faßten schließlich den Inhalt so weit, daß der Eid dadurch nur an Bedeutung verlor. Es ist uns ein solcher Unterthaneneid aus dem Jahre 789 erhalten, der folgendermaßen lautet: „Ich verspreche dem König Karl und seinen Söhnen, daß ich treu bin und sein werde Zeit meines Lebens ohne Trug und Hinterhalt.“

Von dieser allgemeinen Unterthanentreue ist selbstverständlich die auf besonderen Dienstverhältnissen beruhende Diensttreue zu unterscheiden. Ihren Ursprung hat diese im Gefolgschaftswesen, von dem bereits die Rede war, und das auf Tacitus einen so tiefen Eindruck gemacht hat. „Des Fürsten Stolz im Frieden, im Kriege sein Schutz“ nennt er das Gefolge und sagt von ihm: „Im Gewühl der Schlacht ist's eine Schande für den Fürsten, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, und Schande fürs Gefolge, hinter des Fürsten Heldenmut zurückzubleiben, vollends aber ehrlos und schmachbedeckt fürs ganze Leben, den Führer überlebend vom Schlachtfelde heimzukehren. Seinen Herrn zu schützen, zu wehren, womöglich die eigenen Heldenthaten seinem Ruhme zuzuschreiben, ist erste Kriegerpflicht.“ Wie mit dem Gefolgschaftswesen das Antrustionentum zusammenhängt, dessen Name schon an seine Aufgabe erinnert (gotisch trausti = Trost), und aus diesem sich nach der kriegerischen Seite hin das Lehnswesen, nach der friedlichen Seite hin das germanische Beamtentum entwickelt, ward schon gezeigt. Und daß das deutsche Beamtentum dieses alte germanische Treuverhältnis noch pflegt und sich hierdurch vor allen anderen Völkern auszeichnet, darf ohne Überhebung gesagt werden.

Wie aber des ganzen Lehnswesens innerster Kern die Treue ist, die gegenseitige Treue des Lehnsmannes zum Herrn und des Herrn gegen den Lehnsmann, ist allbekannt. Der Vasall verspricht, dem Herrn „treu und hold“ zu sein, der Herr aber, ihm dafür seinen Schutz angedeihen zu lassen. Da aber das Lehnswesen den ganzen mittelalterlichen Staat beherrschte, die Ämter sämtlich zu Lehen gegeben waren, auch das Privatrecht sich in lehnsrechtlicher Weise wenigstens in Bezug auf das Grundeigentum entwickelte, so erhellt, welchen hervorragenden Einfluß auf die Gestaltung des Rechtes die den Germanen eigene schöne Eigenschaft der Treue erlangen mußte. Auch außerhalb des Lehnrechtes beherrscht sie das Recht. Wir erinnern z. B. an die deutsche Auffassung von der Schenkung, deren wir schon früher Erwähnung thaten, wonach bei Untreue gegen den Schenker das Geschenk an diesen zurückfällt. Auch der Grundsatz „Hand muß Hand wahren“ beruht auf dem Vertrauen, das demjenigen, dem etwas freiwillig in Besitz übergeben wurde, geschenkt wird. Denn nur von diesem kann der Eigentümer es zurückfordern, nicht von einem dritten Besitzer. „Wo einer seinen Glauben gelassen, da muß er ihn wieder suchen“, „Nimm die Treue, wo du sie gelassen.“

Ein echt deutscher Zug ist endlich auch das freundliche Verhältnis zum Tier. Das fällt jedem auf, der dagegen das Verhalten der Romanen, etwa der Süditaliener, gegen die Tiere betrachtet. Und so war es schon bei den alten Deutschen, und zwar in noch viel höherem Maße. Dem Tiere wird von ihnen gleichsam Persönlichkeit beigelegt, nicht nur in der Sage von

Reinecke Fuchs, sondern auch im Recht. Das Haustier stand eben in alter Zeit dem Menschen näher und wurde wie der Knecht zu den Hausgenossen gerechnet. Daß Tiere Verbrechen begehen konnten und ihnen deshalb der Prozeß gemacht wurde, haben wir schon erwähnt. Wer ein solches Tier dann aufnimmt und ihm Nahrung gibt, haftet wie ein Begünstiger der That. Kommt fremdes Vieh auf den Acker, kann es der Eigentümer des Ackers zur Strafe töten oder zu Pfand nehmen, bis es der Eigentümer auslöst. „Hühner haben auf fremdem Grasland keinen Frieden." Löst der Eigentümer das Tier nicht aus, so kann es der Beschädigte zur Strafe für seine Übelthat hungern lassen. Aber wie das Tier so strafrechtlich verantwortlich gemacht wird, so hat es auch gleich dem Menschen seine Rechte. Die einzelnen Arten von Haustieren haben sogar ihre eigenen Gerechtigkeiten und Freiheiten. Dem Zuchtvieh namentlich, dem Hengst, dem Stier des Dorfes, wird manches nachgesehen, was sich ein gewöhnliches Tier nicht erlauben darf. Andere Tiere genießen besondere Rechte oft wegen ihrer Farbe, z. B. das schneeweiße Pferd, oder wegen ihrer Stellung zum Menschen, so z. B. der Haushund als „Hofwart". Der Hahn dagegen wurde scheel angesehen, weil bei seinem Krähen Petrus Jesum verraten hatte, und stand im Geruch der Ketzerei. Osenbrüggen berichtet nach einer Baseler Chronik, daß dort auf dem Kohlenberge im Jahre 1474 ein Hahn lebendig verbrannt worden sei, weil „er überwiesen war, ein Ei gelegt zu haben". Bei dieser Vermenschlichung des Tieres kann es nicht wundernehmen, daß für seine Tötung auch ein Wergeld gezahlt werden mußte.

5. Poesie und Humor im Recht.

Dem aufs Ideale gerichteten Sinne der Deutschen entspricht seine Neigung für das Dichterische. Hängen religiöses Empfinden und Poesie eng zusammen, und war Religion und Recht ursprünglich ein ungeschiedenes Ganze, so muß naturgemäß die Poesie auch das Recht durchweben. Die Deutschen haben aber die Trennung zwischen Recht und Poesie mit der Trennung des Rechtes von der Religion noch nicht vollzogen. Es kann hierbei ganz davon abgesehen werden, daß anfangs überhaupt jede Ausdrucksweise, also auch die Wiedergabe von Rechtssätzen, etwas Bildliches und schon darum etwas Poetisches hatte; daß ferner bei dem Mangel an Schrift die Rechtssätze wie die Sage durch mündliche Überlieferung sich fortpflanzten und hierdurch zu einer Form, die dem Gedächtnis zu Hilfe kam, also zur Festhaltung in Sprüchen und gebundener Rede gedrängt wurde. „Recht sagt ein Mann dem andern." Daß deshalb Rechtsformeln und Sprichwörter schon ihrer Form nach poetischen Gesetzen folgen, ist natürlich. Wir finden bei ihnen die Tautologie wie „kund und zu wissen thun", „heischen und gebieten", ja sogar die Dreiteilung „wir verpfänden, versetzen und verschreiben" ebenso wie den Stabreim „ganz und gar, helfend und haltend, niet- und nagelfest".

Ebenso ist bei der Feierlichkeit und der gleichsam gottesdienstlichen Natur gewisser Eides- und Bannformeln deren poetische Ausdrucksweise erklärlich, wennschon hier stärker der poetische Einfluß zu Tage tritt. So lautete der Eid der Vehmschöffen: „Ich schwöre, zu hehlen die heilige Vehme vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint und der Regen benetzt, vor allem, was schwebt zwischen Himmel und Erde." Und die Bannformel: „Des urteilen und achten wir dich und nehmen dich von und aus allen Rechten und setzen dich in alles Unrecht, und wir teilen deine Wirtin zu einer wisenhaften Witwe und deine Kinder zu ehehaften Waisen, geben deine Lehen dem Herrn, von dem sie rühren, dein Erb und Eigen deinen Kindern, dein Leib und Fleisch den Tieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften, den Fischen in den Wogen, wir erlauben dich auch

männiglich allen Strafen, und wo ein jeglich Mann Fried und Geleit hat, solltu keins haben, und wir werfen dich in die vier Straßen der Welt." Auch sonst wird die poetische Ausdrucksweise gern gebraucht. Eine Rechtshandlung erfolgt „bei scheinender Sonne, in schwarzer Nacht, ehe die Sonne zu Gnaden geht, auf roter Erde".

Weiter geht schon die gestaltende Wirkung der Poesie, wenn abstrakte Rechtsbegriffe mit **bildlichem Ausdruck** bezeichnet werden, wie Schwertmagen für männliche, Spindelmagen für weibliche Verwandte, wenn das Vieh, das in gleicher Anzahl auf dem gepachteten Gut erhalten werden, dessen Bestand also der Pächter ergänzen muß, eisern Vieh genannt wird, das Lehen, als dessen Lehnsherr nur Gott erkannt wird, Sonnenlehen heißt, wenn für weibliche Verwandtschaft auch Schoß oder Busen gesagt wird: „Das Kind folgt dem Busen." Poetisch ist ferner statt der Allgemeinheit, einen **konkreten** und besonders charakteristischen Fall zu nennen, oder wenigstens an ein charakteristisches äußeres Merkmal den Rechtssatz anzuknüpfen. Hierdurch wird der Gedanke lebendiger und anschaulicher wiedergegeben; z. B. „Was die Fackel verzehrt, ist Fahrnis", „Der den schlechten Tropfen genießet, genießet auch den guten", „Wer säet, der mähet", „Ist der Finger beringt, so ist die Jungfrau bedingt", „Ist das Bett beschritten, ist das Recht erstritten", „Wer die Leiter hält, ist so schuldig als der Dieb."

Vollends poetisch ist der Gebrauch von **Symbolen**. Die Macht wird mit dem Hut, Handschuh oder der Hand, bei der Frau mit dem Pantoffel bezeichnet, weibliche Befugnisse werden auch mit dem Schleier, dem Schlüssel verbunden, „Hut bei Schleier, Schleier bei Hut"; die Schlüsselgewalt der Frau kennt das Recht noch heute. Der Ritterstand wird mit dem Schild bezeichnet: „Es erhöhet nichts des Mannes Schild denn Fahnlehen." Man denke an die sieben Heerschilde des Lehnrechts. Für die Kirche wird der Krummstab genannt: „Krummstab schließt niemand aus." Auch geradezu symbolische Handlungen bildet die poetische Neigung in Verbindung mit religiösen Gebräuchen aus, z. B. das Ohrenziehen der Zeugen. Besonders poetisch aber sind die **Gleichnisse**, mit denen abstrakte Rechtsbegriffe und abstrakte Rechtssätze wiedergegeben werden. So wird der Friedlose, wie wir sahen, Wolfshaupt, Wolf genannt. Die Strafe des Henkens wird einfach mit dem Strang bezeichnet. „Der Strang ist mit fünf Gulden bezahlt", d. h. wegen Diebstahls von fünf Gulden wird man gehenkt. Ein grober Mensch wird ein grober Klotz geheißen: „Auf groben Klotz ein grober Keil." Der Eid wird der „Zeuge der Wahrheit" genannt. Der Dieb wird mit einer Katze verglichen: „Die Katze läßt das Mausen nicht." Sehr beliebt sind die Gleichnisse für die Wiedergabe abstrakter Rechtssätze: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul", „Freundesblut wallt, und wenn es nur ein Tropfen ist", „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst" zur Bezeichnung des Vorzuges des früheren Besitzes. „Keine Henne fliegt über die Mauer" — mit Henne wird der Leibeigene bezeichnet, der in der Stadt kein Bürgerrecht erwerben kann. „Kirchengut hat eiserne Zähne" erklärt sich selbst. Erreicht der unbezahlte Zins den Wert des Gutes, dann fällt dieses an den Herrn zurück. Hierfür sagt das Sprichwort: „Die Tochter frißt die Mutter." Heimliche Schwangerschaft vor der Ehe berechtigt, sie aufzulösen: „Es ist niemand schuldig, die Kuh mit dem Kalbe zu behalten." „Wo sich der Esel wälzt, da muß er Haare lassen", bezieht sich auf den Gerichtsstand der begangenen That. Das Sprichwort: „Die Axt ist ein Rufer, kein Dieb", lernten wir bereits kennen. „Der Letzte macht die Thüre zu" bezieht sich auf das Erbrecht bei Vermögen zu gesamter Hand.

Auch die Bestimmung von **Maßen** geschieht nicht so trocken wie heutzutage, sondern in poetischer Weise. Die unbeschränkte Zeitdauer wird umschrieben: „So lange der Wind weht, der Hahn kräht und der Mond scheint." „Der Mann muß seine Frau thun bis auf den Kirchhof."

Der Raum wird bemessen, soweit ein Stein mag geworfen werden, soweit der Hahn schreit, soweit jemand mit der rechten Hand den Hammer werfen mag, soweit man ein weißes Pferd schimmern sieht, einen Katzensprung. Ein „Morgen“ ist ein Stück Land, so viel, wie an einem Morgen jemand umzuackern vermag. Aller Schatz unter der Erde, tiefer als der Pflug geht, ist Regal. Die Schwere einer Verwundung wird danach bemessen, ob der herausgeschlagene Knochensplitter über einen breiten Weg auf einen Schild geworfen noch klingt, ob das Blut aus der Wunde zur Erde fällt, ob das verletzte Augenlid die Thräne noch halten, ob der gelähmte Fuß den Tau vom Grase streifen kann. Derart ist auch das Maß von Rechten und Pflichten bestimmt. „Wenn der Busch geht dem Reiter an die Sporen, so hat der Unterthan sein Recht verloren“ bedeutet, daß an den Wäldern der Landesherr das Regal hat. „Wenn ein Kind seine Geschwister durch eine Stapfe tragen kann, müssen sich die Verwandten ihrer nicht mehr annehmen.“ Der Schöffe ist durch Wassersnot von seiner Pflicht, im Gericht zu erscheinen, gerecht entschuldigt, wenn er an zwei verschiedenen Stellen bis ans Knie ins Wasser ging und doch nicht hindurchkommen konnte. Der hörige Schnitter darf für sich eine Bürde Heu mitnehmen, erhält aber nichts, wenn er in allzu großer Begehrlichkeit so viel nahm, daß er mit ihr hinfällt. „Der Bauer dient, wie er bespannt ist“, d. h. mit so viel Pferden ꝛc. muß er Frondienst leisten, wie er selbst hat, nicht mit mehr, nicht mit weniger.

Nahe der Poesie verwandt ist der Humor. Es kann deshalb nicht auffallen, wenn der Humor, der eine besondere Eigentümlichkeit des deutschen Wesens bildet, auch im Rechte zu Tage tritt. Solange dieses noch volkstümlich war, ein unmittelbares Erzeugnis des ganzen Volkes bildete, mußte auch diese volkstümliche Eigenschaft sich geltend machen. In welchem Maße dies der Fall ist, darauf hat, wie für die Poesie J. Grimm, hier namentlich Gierke aufmerksam gemacht. Auch der Humor äußert sich in doppelter Weise: sowohl im Ausdruck von Rechtssätzen als auch geradezu in der Bildung eigentümlicher launiger Rechtsvorschriften.

Scherzhaft ist die Titulierung der Vorstände verschiedener für ehrlos gehaltener Genossenschaften mit „König“ und der Genossenschaften selber als „Königreiche“. Es gibt Pfeiferkönige, sogar „Königinnen“ und „Äbtissinnen“ von öffentlichen Frauenhäusern. Auch sonst wird ein Rechtsbegriff mit einem humoristischen Ausdrucke wiedergegeben. Die Kirche wird oft mit Krummstab bezeichnet, die Gewohnheit wird ein eisernes Hemd genannt, das Kind ein halber Mensch und das Kindeskind ein halbes Kind. Der Unfreie wird regelmäßig mit einem Huhn oder Hahn verglichen, die Biene als wilder Wurm bezeichnet. Oft liegt das Komische im scheinbar Selbstverständlichen, wie: „Das Pferd hat Recht wie das Vieh“, oder sonst in der Zusammenstellung an sich ganz verschiedener Gegenstände oder Begriffe: „Die Augen auf oder den Beutel“, „Kauf' deines Nachbars Rind und freie deines Nachbars Kind“, „Ein Weibermarkt ist fünf Schilling wert“, d. h. für fünf Schillinge darf die Frau ohne Einwilligung des Mannes zum Haushalt einkaufen, „Affen und Pfaffen lassen sich nicht strafen“, „Wer sich Stehlens getröstet, getröstet sich des Galgens“, „Stehlen ist bei Hängen verboten“, „Wo der Pflug hingeht, geht der Zehent weg“, „Haber und Zinsen schlafen nicht“, „Gedanken sind zollfrei“, „Schulden sind keine Hasen“, „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren“, „Bedrohter Mann lebt dreißig Jahr“, d. h. eine bloße Drohung ist noch nicht lebensgefährlich und vom tapfern Manne zu verachten.

Aber auch humoristische Gleichnisse finden sich zahlreich: „Das Kalb folgt der Kuh“, „Trittst du mein Huhn, wirst du mein Hahn“ heißt: wer eine Unfreie heiratet, wird selbst unfrei.

„Kirchengut hat Adlersklauen", „Das Recht hat eine wächserne Nase", „Gemalte Ahnen zählen nicht", „Wer den Kopf hat, schiert den Bart", d. h. der überlebende Ehegatte nimmt die Erbschaft. „Kirchenbuße ist kein Staupbesen", d. h. keine entehrende Strafe. „Wo kein Hahn ist, kräht die Henne", wenn bei Mangel männlicher Erben die weiblichen zur Erbfolge kommen. Hierfür wird wohl auch gesagt: „Die Erbschaft geht vom Spieß auf die Spindel", „Doppelt genäht hält besser", zur Bezeichnung eines zwiefachen Erbrechtes, „Wenn die Füße gebunden, läuft die Zunge am meisten", „Wenn der Abt die Würfel auflegt, dürfen die Brüder spielen", „Wucher hat schnelle Füße, er läuft, ehe man sich umsieht."

Hierher gehören weiter auch die scheinbar sich widersprechenden Behauptungen. „Von schlimmen Sitten kommen gute Gesetze." „Je mehr Gesetz, je weniger Recht." „Unrecht ist auch Recht." „Die Jungen verjagen die Alten." „Ein freies Weib kann kein eigenes (unfreies) Kind haben." „Das elfte Seil ist das zehnte (der Zehent)." „Hat die Henne 3, so gibt sie eins, hat sie 20, so gibt sie auch eins", nämlich ein Ei als Zehent. „Gute Gewohnheit ist am Zehnten Gerechtigkeit." „Ein Jahr Rente ist hundert Jahr Rente." „Einmal ist keinmal." „Reiche Weiber machen arme Kinder." „Gerade hat viel Ungerade", d. h. viele Dinge, die thatsächlich nicht zur Gerade, dem Fraueneigentum, gehörten, wurden oft hinzugerechnet und deshalb den Erben entzogen. „Die auf einem Schiffe zur See sind, sind gleich reich." „Der Bauer hat nur ein Kind", zur Bezeichnung des Erstgeburtrechtes. „Wer einen Heller erbt, muß einen Thaler bezahlen", d. h. der Erbe haftet für alle Schulden des Erblassers. „Ein Priester lebt ein Jahr nach seinem Tode" bezieht sich auf das Gnadengehalt für die Angehörigen.

Sehr drollig sind vielfach die Umschreibungen, die für Strafen gebraucht werden. Für Hängen wird gesagt: in der Luft reiten, den dürren Baum reiten, die Luft über sich zusammenschlagen lassen. „Starken Krankheiten muß mit Arzneien gewehrt werden" bezieht sich auf die Verbrechen und Strafen überhaupt. Auch: „Wer nichts im Beutel hat, muß mit der Haut zahlen." Für Enthaupten wird oft gesagt: des Kopfes kürzer machen; zwei Stücke aus einem machen, so daß der Leib das größte, der Kopf das kleinste Teil bleibt.

Aber nicht nur der Form, sondern auch dem Inhalte nach hat der Humor gewisse Rechtssätze geschaffen. So namentlich, wenn in komischer Übertreibung die äußersten Folgen einer Befugnis bezeichnet werden. Dies finden wir bei Strafen und Bußen, bei denen der Schalk oft dadurch schon zu Tage tritt, daß die übermäßig harte Strafe ebenso leicht ablösbar ist. Der Hundedieb soll entweder vor allem Volke dem Hunde den Hintern küssen oder 5 Schillinge zahlen. Wer einem Baum die Rinde abschält, dem wird dafür der Darm herausgeschält und dieser um den Baum geschlungen, damit dem Baum die Rinde ersetzt werde. Waldbrenner wurden gebunden in die Nähe eines Feuers gesetzt, bis ihnen die Sohlen von den Füßen, nicht von den Schuhen fallen, d. h., so sollte ihnen eigentlich geschehen nach dem strengen Recht, es wird aber Gnade geübt. Oder eine Buße wird in unmöglicher oder übertrieben hoher Leistung bestimmt: z. B. in weißen Raben oder einem berghohen Weizenhaufen u. s. f. Eine ebensolche humoristische Übertreibung ist für die spätere Zeit der Ausdruck für das unbeschränkte Eigentum am Knecht: „Er ist mein Eigen, ich mag ihn sieden oder braten." Und hierher gehört auch das sogenannte Recht der ersten Nacht des Herrn gegen die Braut seines Hörigen, wie daraus klar wird, daß dies der hörige Bräutigam durch eine ganz geringfügige Gabe ablösen kann. Es soll damit nur drastisch das Herrenrecht ausgedrückt werden. Der Richter soll nach der Soester Gerichtsordnung „auf seinem Richterstuhl sitzen als ein griesgrimmender Löwe, den rechten Fuß über den linken schlagen, und wenn er aus der Sache nicht recht könne urteilen, soll er dieselbe 123mal überlegen". Auch

die Schnelligkeit, die das Recht von gewissen Handlungen verlangt, muß oft außerordentlich sein. Wo wir jetzt „sofort“ sagen, malt dies das alte Recht aus: Ein Blutserbe, der ein Beispruchsrecht bei der Veräußerung eines Gutes hat, muß, wenn er von der Veräußerung erfährt, dies sofort geltend machen, oder vielmehr: „So einer eine Hose angethan und die ander nit, so soll er die, so noch nit angethan, an die Hand nehmen und die Losung (das Beispruchsrecht) thun ongeferlich.“

Umgekehrt werden Rechte und Verpflichtungen in launiger Weise unter Umständen nur so gering bemessen oder überhaupt derart festgesetzt, daß sie thatsächlich ohne allen Inhalt sind. Das Recht des Herrn, den Wegzug eines Hörigen zu hindern, ist z. B. davon abhängig, daß der Vogt den beladenen Karren mit einem kleinen Finger heben kann. Humoristisch sind vor allem oft die Scheinbußen rechtloser und ehrloser Leute für Verletzungen, die ihnen zugefügt worden sind. Gemietete Kämpfer erhalten als Buße das Blinken des Schildes gegen die Sonne, Spielleute und Komödianten erhalten als Buße den Schatten eines Mannes, Diebe zwei Besen und eine Schere in Bezug auf die Strafen an Haut und Haar. Die Ausführung der Strafen selber ist endlich vielfach lächerlich, z. B. das Hundetragen, auf dem Esel verkehrt reiten, am Pranger stehen, Steinetragen für zänkische Frauen.

6. Das Fremde und das Philosophische im Recht.

Bisher haben wir Charakterzüge des deutschen Volkes kennen gelernt in ihrem Einfluß auf die Ausgestaltung und Entwickelung des Rechtes, die der Erzeugung eines volkstümlichen Rechtes nur förderlich und jedenfalls nicht hinderlich waren. Die Neigung zu genossenschaftlichem Zusammenschluß, das tiefe religiöse und sittliche Gefühl, die Kampfeslust, der Hang zur Poesie und zum Humor: sie alle sind Eigenschaften, die mit der Bewahrung eines eigenartigen Volkstumes nicht nur verträglich sind, sondern diese Eigenart gerade erst recht zur Erscheinung bringen. Daneben ist dem deutschen Volke aber auch eine Charaktereigenschaft zugeteilt, die nicht nur hohe Vorzüge, sondern ebenso hohe Gefahren in sich birgt, die nicht nur zur frischen Entwickelung, sondern auch zum Verlust der Volksart führen kann: der Universalismus, und es ist eine eigentümliche Erscheinung im deutschen Volksleben, daß gerade der engherzigste Partikularismus zugleich im weitesten, schrankenlosen Universalismus sein Widerspiel findet. Es erscheint dies auf den ersten Blick auffällig und ist doch psychologisch so erklärlich, daß man die widerspruchsvoll klingende Behauptung aufstellen kann, der Universalismus sei die notwendige Folge des Partikularismus. Denn je enger und kleiner die eigene Lebensgemeinschaften bildenden Genossenschaften sind, je strenger sie sich von ihren nachbarlichen Gemeinschaften abschließen, desto leichter geht das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu einer größeren Volkseinheit mit diesen verloren, desto leichter erscheinen auch diese schon als die Fremden in gleicher Weise wie Volksfremde selbst, desto eher werden alle diese außerhalb der engen Genossenschaft Befindlichen ununterschieden als gleichartige Fremde behandelt. Das Undeutsche erscheint ihnen nicht weniger fremd als das Deutsche: man kennt nur partikularistisch das der Genossenschaft Zugehörige und das ihr nicht Zugehörige ohne weitere Unterscheidung. Regt sich aber mit der engsten Genossenschaft das Unbefriedigte und strebt der Sinn über diese hinaus, so findet er draußen dann auch keine Schranke mehr an der Grenze einer weiteren nicht erkannten Zusammengehörigkeit, sondern verliert sich sofort ins schrankenlose Universum.

So finden wir den Universalismus als Ergänzung des engsten Partikularismus. Ist der Partikularismus durch einen gesunden Volkssinn überwunden, dann hat das

Weltbürgertum keinen Raum mehr und verschwindet, sobald sich jener ausbildet. Daher ist es erklärlich, daß bei den Deutschen, bei denen, wie wir sahen, die partikularistisch-genossenschaftliche Neigung in hohem Grade ausgebildet war, auch der Universalismus zu hoher Blüte gelangte. Und je mehr das Pendel nach der partikularistischen Seite ausschlug, desto weiter ging es auf der Seite des Universalismus zurück. Stehen beide aber miteinander in Wechselwirkung, so muß auch, wie die genossenschaftlich-partikularistische Neigung, der Zug des Universalismus im deutschen Rechte seinen gestaltenden Einfluß geübt haben. Daß dies dann hauptsächlich erfolgte, wenn nicht nur der Universalismus selbst am stärksten im Volke zur Erscheinung kam, sondern wenn zugleich die übrigen rechterzeugenden Quellen am schwächsten flossen, ihr Einfluß auf das Recht versagte und dieses dadurch dem Universalismus allein preisgab, ist selbstverständlich. Dieser Zustand trat ein am Ausgang des Mittelalters, als, wie wir bereits bei der Schilderung der vierten Periode in der Entwickelung des deutschen Rechtes sahen, die Rechtsquellen aus dem Inneren des deutschen Volkstumes versiegten. Die Folge davon war die Aufnahme fremder Rechte, und diese bildet die fünfte Periode deutscher Rechtsentwickelung.

In diesem dem deutschen Volke eigentümlichen universalen Zug ist die letzte und innerste Erklärung zu finden, daß das römische Recht in so ausgedehntem Maße aufgenommen worden ist. Alles andere sind äußerlich wirkende Ursachen, die in ihrem Zusammentreffen zweifellos die Aufnahme außerordentlich beförderten, die aber ohne jene sie allein ermöglichende Eigenschaft des deutschen Volkes niemals diese Ausdehnung hätten hervorrufen können. Denn hier handelte es sich nicht mehr bloß um einen nachbarlichen Austausch einzelner Kulturerzeugnisse, wie es die Berührung zweier Völker notwendig mit sich bringt, um die Aufnahme einzelner Rechtseinrichtungen, die von den fortgeschritteneren Römern zu höherer Entwickelung gebracht worden waren, und deren Aneignung das Bedürfnis den Deutschen empfahl, sondern es handelte sich um die völlige Verdrängung des nationalen Rechtes durch ein fremdes, durch ein in fremder Sprache, fremdem Gedankengange von einem fremden Volke abgefaßtes Recht. Hier kam nicht mehr eine Aneignung und Anpassung des Fremden und dessen Umformung und Umgestaltung nach deutscher Eigenart in Frage, so daß das Deutsche vom Fremden nur befruchtet und zur reicheren, aber gleichwohl eigenartigen Entwickelung angetrieben wurde, sondern der Ersatz des deutschen Rechtes durch das römische Recht wurde erstrebt.

Wie aber die Sprache reicher wird durch Aneignung eines fremden Wortes, das einen durch heimische Laute nicht darstellbaren Begriff ausdrückt, wenn sie es zum Lehnwort umbildet, dagegen ärmer, wenn sie es schlechthin als Fremdwort übernimmt, so wird auch das Recht reicher, wenn es fremde Rechtsgedanken aufnimmt und gemäß seinem Volkstum umformt und organisch in sich einfügt, aber ärmer, wenn es sie unverändert bei sich zur Herrschaft gelangen läßt. Und vollends gilt das, wenn es ein ganzes geschlossenes Recht wie das römische Privatrecht unverändert übernimmt. Wie aber bei der Sprache der Unterschied zwischen Lehnwort und Fremdwort den Unterschied in der Lebenskraft und der Bildungsarmut der Sprache kennzeichnet, so ist eine derartige Aufnahme fremden Rechtes, wie sie am Ende des Mittelalters mit dem römischen stattfand, nur möglich, wenn das eigene Rechtsleben ohne Kraft und Gestaltungsfähigkeit daniederliegt. Solange das eigene Rechtsleben kräftig dahinflutet, braucht es die Berührung mit fremden Rechtsgebilden nicht zu scheuen, es nimmt vielmehr in sich auf, was seinem Wachstum förderlich ist, indem es dies seinem Bedürfnisse gemäß umarbeitet. Insoweit vermag der Universalismus daher, wenn er mit einer kräftigen, das eigene Wesen wahrenden Anpassungsfähigkeit verbunden ist, segensreich zu wirken; andernfalls, wenn diese

Aneignungsfähigkeit fehlt, artet er zur Fremdländerei, zur Mißachtung des Heimischen und Überschätzung des Ausländischen aus und wird zum Feind alles Volkstums.

Wie in Sprache und Sitte das deutsche Volk dem Universalismus nach beiden Richtungen hin gehuldigt hat, so auch im Rechte, wenn auch nicht gleichzeitig auf allen Gebieten. Denn wie das Recht das jüngste Erzeugnis des Zusammenlebens der Menschen ist und, wie öfter schon betont wurde, sich als letztes erst nach und nach zur Selbständigkeit von Religion und Sitte losgerungen hat, so hat der zur Ausländerei ausgeartete Universalismus auch im Recht am längsten vorgehalten und ist dort, wenn überhaupt schon, am spätesten überwunden worden. Das aber ist eben der Unterschied zwischen der Einwirkung des römischen Rechtes am Ausgange des Mittelalters und der Einwirkung des fränkischen Rechtes nach Gründung des fränkischen Reiches. Schon seit der schriftlichen Abfassung der alten Volksrechte, der leges barbarorum, machte sich der Einfluß des römischen Rechtes ebenso geltend, wie mit dem Christentum ein fremder, nicht volkstümlicher und nicht im Schoße der Nation erwachsener Glaube einwirkte. Aber so groß der Einfluß namentlich des Christentumes war: so lange die Rechtsquelle noch frisch und kräftig dem Volkstum entquoll, vermochte weder das römische Recht noch das Christentum das eigene Volkstum im Recht zu verdrängen, es wurde vielmehr durch dessen kräftige Natur ergriffen und selber eigenartig umgeformt, bis es der Volksseele gemäß war. Nun, am Ausgange des Mittelalters, versiegten die volkstümlichen Rechtsquellen, und sofort überflutete das fremde Recht das Gebiet.

Es soll hier keine Geschichte der Aufnahme des römischen Rechtes gegeben werden. Nur einige eben aus dem Universalismus fließende Züge seien hervorgehoben. In erster Linie war von Bedeutung der Universalismus in der Politik, die Idee des „Römischen Reichs deutscher Nation". Seit Karl der Große in Rom zum Kaiser gekrönt worden war, bestand eigentlich die Auffassung, daß er damit der Nachfolger der römischen Imperatoren wurde, und diese Anschauung beherrschte das ganze Mittelalter. Damit aber war von selbst die weitere Auffassung gegeben, daß das römische Recht so gut Reichsrecht war, wie die von den deutschen Königen als römischen Kaisern selbst gegebenen Gesetze. Denn sie waren ja ihre Vorfahren am Thron, auf dem sie saßen; darum galten die Justinianischen Gesetze genau so wie die von Karl dem Großen, wie die der Hohenstaufen, soweit sie nicht ausdrücklich abgeändert waren. Ihre Geltung wurde daher nur frei von der Beschränkung des deutschen Volksrechtes, als dieses aufhörte, in voller Kraft weiter zu fließen. Es bedurfte deshalb staatsrechtlich eigentlich gar nicht erst der Aufnahme des römischen Rechtes: seine Geltung war nur nicht mehr behindert. In der Meinung der Gelehrten und Herrschenden war es von jeher das aushilfsweise geltende Recht gewesen.

Eng mit diesem staatsrechtlichen Universalismus verbunden ist der der römischen Kirche. Die römische Kirche ist ihrem inneren Wesen nach weltbürgerlich wie der christliche Glaube, ein Streben, das bei der Kaiserkrönung Karls bereits zu Tage trat, wie wir sahen. Der Kleriker also ist Weltbürger und hat für ein volkstümliches Recht kein Verständnis. Er lebte zuerst nach römischem, dann nach dem aus jenem erwachsenen kanonischen Sonderrechte, dessen Wesen doch immer römisch blieb, wenn es auch vielfach von germanischen Ideen beeinflußt worden war. Mit der wachsenden Macht der römischen Kirche und dem steigenden Einflusse des römischen Klerus erweiterte sich aber auch die kirchliche Gerichtsbarkeit (es sei nur an die Ehegerichtsbarkeit erinnert), und so wurde schon hierdurch Gelegenheit für die praktische Anwendung des römischen Rechtes geschaffen.

Endlich förderte der Universalismus in der Wissenschaft die Aufnahme des römischen Rechtes, die insoweit nur eine Teilerscheinung der humanistischen Bewegung jener Zeit, die

Renaissance und Reformation auf dem Gebiete des Rechtes, ist. Wie Humanismus und Renaissance an das Altertum anknüpften und Wissenschaft und Kunst nur die antike Kunst, die Wissenschaft der Alten war und die des eigenen Volkes verachtet wurde, so war auch das Recht der Römer das Recht schlechthin und alles von ihm abweichende volkstümliche Recht barbarisch und mißbräuchliche Gewohnheit.

Die Brücke bildete aber das von der mittelalterlichen Scholastik aus der Idee der allgemeinen christlichen Religion und der griechischen Auffassung der Einheit des Rechtes und des von Natur Gerechten gebildete Naturrecht. Diese Auffassung entsprach ganz der tiefen Auffassung des Rechtes, die die Deutschen von je hatten. Wir sahen, daß ihnen das Recht ein Teil der Religion war, daß sie alles Recht von Gott ableiteten. Schon in dieser Auffassung aber ist mit der Universalität des Gottesbegriffes selbst notwendig auch die Universalität des Rechtsbegriffes verbunden, und so gab sich von selbst die Anschauung, daß über und neben den menschlichen Satzungen das Gottesrecht als das natürliche Recht stand. „Natürlich Recht heißt man Gottesrecht", „Gesetzt Recht kann natürlich Recht nicht widerlegen." Verglich man nun aber das verworrene, im Niedergange begriffene einheimische Recht mit dem römischen Rechte, von dem man mehr und mehr Kenntnis erlangte, so mußte dieses als das freiere, entwickeltere Recht notwendig zugleich als das natürlichere erscheinen; darum ist es nicht zu verwundern, wenn es dem beschränkten Verständnisse jener Zeit als das Naturrecht, als das Gottesrecht selbst erschien. Und als solches Naturrecht, ohne jede Empfindung dafür, daß es das Recht eines fremden Volkes sei, ist es thatsächlich von der Wissenschaft aufgefaßt und aufgenommen worden.

Die Anknüpfung an das klassische Recht der Römer vermittelten die berühmten italienischen Rechtsschulen, vor allem die Universität zu Bologna, und dorthin strömte die deutsche Jugend, um das römische Recht kennen zu lernen: teils dem universellen Drang der humanistischen Bewegung folgend, teils durch das mehr praktische Bedürfnis geleitet, für das kanonische Recht durch Kenntnis des römischen Förderung zu erfahren. Das Ergebnis aber war jedenfalls die Verbreitung der Kenntnis des römischen Rechtes, wie es an den italienischen Universitäten gelehrt wurde, und diese Kenntnis nahm zu, als auch die deutschen Universitäten jenes Recht zu lehren begannen. Und mit der Kenntnis stieg die Wertschätzung dieses Rechtes. Bedenkt man nun, daß der Umschwung in den wirtschaftlichen Verhältnissen, der durch den gesteigerten Geldverkehr und durch den seit der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien wachsenden Handel hervorgerufen war, sowohl eine innere Umgestaltung des auf genossenschaftlicher Naturalwirtschaft erwachsenen deutschen Privatrechtes erforderte, namentlich die Abstreifung des jedem jugendlichen Recht eigentümlichen strengen Formalismus, besonders aber die größere Handlungsfreiheit, die selbstsüchtigere Bethätigung des Einzelnen, als auch vor allem statt der unzähligen partikularen Rechte ein einheitliches Recht verlangte, so kann es nicht mehr wundernehmen, daß das römische Recht seinen Einzug hielt, da nach beiden Richtungen hin die Umgestaltung des heimischen Rechtes aus eigener Kraft versagte.

Wir sahen, daß die heimischen Rechtsquellen auf allen Gebieten versiegt waren; namentlich über den Formalismus und das den Einzelnen in seiner Bewegungsfreiheit übermäßig einschränkende genossenschaftliche Privatrecht hat es sich nicht hindurchzuringen vermocht. Die Versuche, ein einheitliches Recht an die Stelle der zahllosen Partikularrechte zu setzen, blieben erfolglos oder reichten doch wenigstens nicht aus. Sie waren allerdings gemacht worden, denn schließlich war die Absicht des Verfassers des „Kaiserrechts", das wir schon erwähnten, darauf gerichtet gewesen, ein allgemeines Recht Deutschlands darzustellen, und die Übernahme des

Rechtes der einen Stadt auf die andere entsprang dem gleichen Bedürfnisse nach einem gemeinsamen Recht. Endlich hatte Nikolaus Cusanus schon im Jahre 1433 dem Baseler Konzil eine Denkschrift überreicht, in der er vorschlug, alle Landrichter sollten das Recht ihres Landes aufzeichnen, und auf Grund dieser Aufzeichnungen sollte ein gemeinsames Gesetz gemacht werden. Leider war dieser Vorschlag nicht von Erfolg begleitet. Wäre er zur Ausführung gekommen, er hätte uns vielleicht die Aufnahme des römischen Rechtes erspart und eine stete volkstümliche Rechtsentwickelung gewahrt. Aber Deutschland war zu tief in Partikularismus zerklüftet, um sich selber ein einheitliches Recht durch einen Gesetzgebungsakt zu schaffen. So ergab sich mit Notwendigkeit die Aufnahme des römischen Rechtes, das gerade das enthielt, dessen man bedurfte: es war ein einheitliches Recht eines hochentwickelten Kulturvolkes, entsprach der wirtschaftlichen Stufe, auf der man angelangt war, und war insbesondere im vollen Gegensatz zum deutschen genossenschaftlich gebundenen Recht ein in hohem Grade individualistisch angelegtes Recht.

Und dennoch, so stark das Bedürfnis nach solchem Rechte war, niemals ist es volkstümlich und wirklich heimisch in Deutschland geworden. Es war ein Unglück, daß seine Aufnahme zugleich mit dem Zeitpunkte zusammenfiel, als im Fortschreiten der auf allen Gebieten eintretenden Arbeitsteilung auch die Rechtskenntnis in vollem Umfange nicht mehr bei dem gesamten Volke war, sondern sich in engere Kreise, die sie berufsmäßig pflegten, zurückzog. Indem diese Kreise sich nun ausschließlich dem fremden Rechte widmeten, wurde die Kluft, die sie vom Volke schied, vergrößert, jede Brücke mit dem Rechtsgefühle des Volkes, aus dem sie eigentlich ihre Kraft ziehen sollten, abgebrochen, und aus dem Gegensatze der Rechtskundigen und Rechtsunkundigen wuchs der Gegensatz der Juristen und Laien, und das Mißtrauen und die Feindschaft des Volkes gegen das ihm aufgezwungene fremde Recht übertrug sich naturgemäß auf die Juristen und die Gerichte. Die Erzeugung dieses Mißtrauens gegen seine Richter im Volke ist aber eine der schlimmsten Früchte, die die Aufnahme des römischen Rechtes gezeitigt hat, und nur schwer und allmählich ist es mit der größeren Nationalisierung des Rechtes wieder zu überwinden gewesen. Schon dadurch aber wurde verhindert, daß das fremde Recht wirklich volkstümlich werden konnte. Es wurde heimisch nur in den Juristenkreisen, nicht bei der großen Masse der Laien. Und zur praktischen Anwendung und Geltung gelangte es nur dadurch, daß es von den zur Rechtspflege berufenen Juristen angewendet wurde an Stelle des heimischen Volksrechtes. Es wurde einfach dem Volk als Beamtenrecht aufgenötigt. Nicht vom Volke aus, sondern von obenher erfolgte seine Annahme, und thatsächlich ist sie niemals tiefer eingedrungen als bis eben in die Juristenkreise.

Den Anfang machten die Kaiser, indem sie den Kleriker zum praktischen Hofjuristen werden ließen. Sie gingen diesen um Rechtsrat an, wo sie selbst als Schiedsrichter oder Richter zu urteilen hatten, und so bildete sich bald eine Behörde aus, die berufen war, den Kaisern Urteilsvorschläge zu machen. Als dann hieraus das Reichskammergericht entstand, wurde es schon zur Hälfte mit Doctores juris besetzt, die schwören mußten, „nach des Reiches gemeinen Rechten“ zu richten. Das „gemeine Recht“ war aber eben das römische. Diesem Vorgange des kaiserlichen Hofes folgten bald die einzelnen Landesfürsten. Auch diese stellten Doctores juris an ihren Höfen an, um sich ihres Rechtsrates zu versichern, und nicht selten geschah es, daß diese als Schiedsrichter in Rechtsstreitigkeiten gewählt wurden. Als dann schließlich auch bei den Laien das Studium des römischen Rechtes verbreiteter wurde, gelangten Juristen auch als Schöffen in die Volksgerichte, und mit dem landesherrlichen Bestellungsrecht der Richter war vollends der Einfluß der Juristen in der Rechtsprechung gesichert. Die Begünstigung des

römischen Rechtes seitens der Fürsten war überdies auch nicht ganz ohne Eigennutz. Denn die staatsrechtliche Stellung, die das römische Recht dem Monarchen gab, sagte ihnen zu. Vor allem aber war es der römische individuelle und unbeschränkte Eigentumsbegriff, der ihren wirtschaftlichen Bedürfnissen wie überhaupt denen der großen Grundbesitzer jener Zeit entsprach, denn seit dem Verfalle des Rittertumes waren die Grundherren wieder auf die Selbstbewirtschaftung ihrer Güter angewiesen, und da es bei dem Überfluß an Arbeitskräften auch nicht mehr wie am Anfang des Mittelalters der Ausleihung bedurfte, um die Bewirtschaftung der Güter überhaupt zu sichern, so entstand das natürliche Bestreben im Gegensatz zu der früheren Zeit, die Güter nicht mehr zu verleihen, sondern zu allodifizieren, die Leihen wieder einzuziehen. Hierbei vermochte aber das römische Recht mit seinem Eigentumsbegriff, der den thatsächlichen bäuerlichen Leiheverhältnissen durchaus widerstrebte, gute Dienste zu leisten. Nirgends mehr als bei den Bauern ist daher auch das fremde Recht verhaßt gewesen, und in ihren Kreisen bildete sich das Sprichwort: „Juristen sind böse Christen.“ Ebenso sträubten sich auch die dem Verfall entgegengehenden Ritter dagegen, und namentlich Ulrich von Hutten verspottete die Juristen.

Selbstverständlich faßte das fremde Recht nicht überall und zu gleicher Zeit Fuß. Am längsten bewahrte das Gebiet, in dem der Sachsenspiegel galt, seine Selbständigkeit und wehrte sich gegen den Einfluß des römischen Rechtes, und die Stadtrechte von Hamburg und Bremen haben noch im 16. Jahrhundert kein römisches Recht. Auch in den übrigen Gebieten erfolgte die Einführung nicht ohne Kampf, und namentlich in Bayern und Württemberg sträubten sich die Landstände dagegen. Aber der Kampf war vergeblich: Machthaber und Wissenschaft zwangen dem Volke das römische Recht auf und damit auch das kanonische Recht und langobardische Lehnrecht. Dieses wurde aus dem rein äußerlichen Grunde mit aufgenommen, weil es auf den italienischen Universitäten gelehrt und mit dem Corpus juris civilis verbunden worden war. So schritt denn die Herrschaft der fremden Rechte von Süden nach Norden und von den Städten auf das platte Land langsam und sicher fort, und nur das Gebiet des gemeinen Sachsenrechtes, das der Sachsenspiegel beherrschte, war eine nationale Insel in der Flut des fremden Rechtes.

Die Folgen des Eindringens der fremden Rechte zeigten sich fast auf allen Gebieten des einheimischen Rechtes. Wir sahen, daß die genossenschaftliche Natur des deutschen Rechtes es zu einer begrifflichen Scheidung zwischen öffentlichem und privatem Rechte nicht hatte kommen lassen. Während des ganzen Mittelalters war das Privatrecht durch genossenschaftliche Bestandteile öffentlich-rechtlicher Natur gebunden, und nirgends hatte es sich zu einem der Einzelpersönlichkeit volle Freiheit gewährenden Individualrecht ausgebildet. Auf der anderen Seite war das öffentliche Recht wieder mit privatrechtlichen Einrichtungen durchmischt und weit entfernt von der Auffassung des Staates als einer selbständig den Einzelnen gegenüberstehenden Persönlichkeit. Diese Trennung zwischen öffentlichem Recht und Privatrecht brachte das römische Recht, ja es führte sie sogar in einer dem deutschen Rechtsgefühle widersprechenden Weise allzuschroff durch, namentlich was die uneingeschränkten Souveränitätsrechte der Fürsten, auf die die Machtbefugnisse römischer Imperatoren übertragen wurden, anlangt.

Im Privatrechte, das nun völlig losgelöst war vom öffentlichen Recht, hat die tiefste Einwirkung des fremden Rechtes stattgefunden. Wir sahen, wie langsam das Recht sich von der Religion loslöste, und wie das ganze Mittelalter hindurch noch das Recht nur als ein Teil der Religion aufgefaßt wurde. Ist aber ursprünglich die Form der Gottesverehrung zugleich die der Rechtsprechung und Rechtsbewährung, so ist klar, daß, sowie jene ursprünglich in strengen,

althergebrachten Formen und unter Gebrauch bestimmter Symbole erfolgt, auch das Recht von strengen Formen und Symbolen beherrscht wird. In diesen Formen ist zugleich der geistige Gehalt der Rechtsvorschrift selbst enthalten, der ohne jene Formen in seiner Abstraktheit von dem nur zu fühlen und konkret zu denken gewohnten jugendlichen Volke noch nicht zu fassen ist. Weil aber bei den Deutschen das Gefühl vorwiegt, daher auch das Recht seinen jugendlichen Charakter bei ihnen lange bewahrt hat, so ist es auch länger am Formalismus haften geblieben, der es noch bis zum Schlusse des Mittelalters beherrschte. Diesen Formalismus gebrochen und gelehrt zu haben, wie aus der äußeren, unwesentlichen Form der abstrakte Rechtsgedanke herauszuschälen sei, das deutsche Recht aus dem dunkeln Rechtsgefühl in das klare Rechtsbewußtsein übergeleitet zu haben, das ist das unvergängliche Verdienst des römischen Rechtes. Wie es aber die Bande des Formalismus brach, so brach es auch die Bande der genossenschaftlichen Umstrickung. Denn im Gegensatze zum deutschen Rechte war das Charakteristische des römischen Privatrechtes der Individualismus, die begrifflich unbeschränkte Freiheit des Einzelwillens sowohl in vermögensrechtlicher als familienrechtlicher Beziehung, unantastbar für den Eingriff der Gesamtheit, ein wahres Privatrecht.

Im Strafrecht, das durch das Christentum längst erheblich beeinflußt worden war, wie wir gesehen haben, erfolgte das Eindringen des römischen Rechtes später und langsamer als im Privatrecht, und auch hier war es wieder der Norden, der sich von seinem Einflusse freihielt. Im wesentlichen bewirkte sein Eindringen eine Verschärfung der Strafen, wobei es freilich dem scheinbaren Bedürfnisse der Zeit, das hierdurch der Verwilderung der Sitten entgegentreten zu müssen glaubte, entgegenkam. Wie sinnlos aber mitunter einzelne Stadtrechte das fremde Recht übernahmen, erhellt daraus, daß z. B. vom Brünner Schöffenbuch Strafen wie die der Deportation auf eine Insel für Zeit oder lebenslang, Verbannung in der Form der ignis et aquae interdictio, Vorwerfen an wilde Tiere und anderes mit übernommen wurden. Mit der Scheidung des privaten vom öffentlichen Rechte kam ferner auch die Anerkennung der öffentlichen Natur des Strafrechtes mehr und mehr zum Durchbruch, und eine Folge hiervon war insbesondere die Beschränkung der Möglichkeit, sich von der Strafe loszukaufen. Ebenfalls eine Folge der Anerkennung der öffentlich-rechtlichen Natur und zugleich der staatsrechtlichen römischen Auffassung von der Stellung des Fürsten war die Aufnahme der römischen Grundsätze über die Begnadigung durch den Fürsten und des dem deutschen Rechte völlig fremden Gedankens, daß der Fürst außerhalb allen Strafrechtes stehe, der Regel: princeps legibus solutus est. Aber auch neue Verbrechensbegriffe, wie namentlich der des Betruges (stellionatus), verdanken dem römischen Recht ihre Einführung.

Mit dem materiellen Rechte wurde auch das Prozeßrecht übernommen, besonders der italienische Zivilprozeß durch Vermittelung der geistlichen Gerichte Deutschlands, auch hier aber wieder nur in den süd- und westdeutschen Gebieten, während in den Gebieten Sachsens und Brandenburgs, dem Gebiete des sächsischen Rechtes, der alte deutsche Prozeß sich aus eigener Kraft umzubilden begann und auch später, im 16. Jahrhundert, nicht schlechthin den italienischen Prozeß aufnahm, sondern mit sich unter Abstoßung der fremden Bestandteile zu einem neuen verarbeitete. Im Süden und Westen dagegen war man weniger widerstandsfähig und nahm schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts kritiklos den italienischen Prozeß auf. Es kann hier nicht auf die Einzelheiten der Unterschiede zwischen deutschem und italienischem Prozeß eingegangen werden. Nur das sei hervorgehoben, daß er sich in den italienischen Städten mit der Vermischung des römischen und altgermanischen Prozesses dahin ausgebildet hatte, daß dem Richter, wie im

römischen Prozeß, die freie, thatsächliche und rechtliche Würdigung des Klaganspruchs ermöglicht wurde, er aber, wie im germanischen Prozeß, dabei an geregelte Formen des Verfahrens gebunden war.

Im Strafprozeß hatte sich die dem kanonischen Strafprozeß entnommene Inquisitionsform und Eröffnung der Untersuchung von amtswegen an Stelle der germanischen Privatanklage des Verletzten allmählich Bahn gebrochen, zugleich aber auch mit dem Zusammenbrechen der altgermanischen Beweismittel war das Erfordernis des Geständnisses aufgetreten, und mit ihm wurde aus dem römischen Strafprozesse die Folter entnommen. Diese beherrschte von nun ab den gesamten Prozeß und wurde gleichsam die Nachfolgerin der altgermanischen Gottesurteile. Es ist nicht zu verkennen, daß zwischen beiden ein gewisser Zusammenhang besteht; wir haben schon früher darauf hingewiesen.

So brachte denn auf allen Gebieten des Rechtes das eindringende römische Recht tiefgreifende Umänderungen, und es gelangten Rechtsgrundsätze und Verfahrensarten zur Anwendung, die dem Volke fremd waren und vielfach seinem Gefühle widersprachen. Es kann daher nicht wundernehmen, daß anfänglich das eindringende fremde Recht den ohnedies zerrütteten Rechtszustand nur noch mehr erschütterte, und daß das Heilmittel, das man anwenden zu müssen glaubte, nur die Krankheit verschlimmerte. Die Gabe war jedenfalls zu groß gewesen, und es bedurfte nachmals langer Zeit, die als Gift wirkende allzureichliche Gabe wieder auszuscheiden. In diesem Zustande der Anarchie auf dem Gebiete des Rechtes machte sich das Fehlen einer kräftigen Zentralgewalt doppelt fühlbar, und der Partikularismus, der Fluch der Deutschen, der die unerquicklichen rechtlichen Zustände verschuldet hatte, hinderte zugleich die kräftige Überwindung der Krankheit. Indem er sie verlängerte, verzögerte er die Erweckung des Nationalgefühls und damit die Verarbeitung und Anpassung des fremden Rechtes und die baldige Ausstoßung seiner dem deutschen Volkstume nicht entsprechenden Bestandteile. Gerade dort, wo sich der Einfluß des römischen Rechtes am stärksten geltend machte, versagte ganz die Reichsgesetzgebung, die berufen gewesen wäre, es dem heimischen Recht anzupassen: im Privatrecht. Über einzelne Bestimmungen über Vormundschaftswesen, Erbrecht, Zinsfuß, Rentenkauf ist sie nicht hinausgekommen. Deshalb sahen sich die einzelnen Städte und Länder genötigt, diese Ausgleichung des römischen und deutschen Rechtes von sich aus vorzunehmen. Diesem Streben dienten namentlich die sogenannten Stadtrechtsreformationen, von denen die Nürnberger vom Jahre 1479 den ersten erfolgreichen Versuch machte. Ferner entstehen als Vorläufer für künftige Kodifikationen die Tiroler Landesordnungen vom Jahre 1532 und 1572, das Württemberger Landrecht vom Jahre 1515, die Landeskonstitution des Kurfürsten August von Sachsen vom Jahre 1572, die kursächsischen Decisionen von 1661 und die Codices Maximilianei Bavarici 1751—56. Sie alle verfolgten den Zweck, das römische Recht mit dem heimischen auszugleichen und ihm gesetzliche Geltung zu schaffen. Durch alles dies aber entstanden naturgemäß wieder ebenso viele Partikularrechte, und da sie keine Kodifikationen des Rechtes waren, das römische Recht vielmehr aushilfsweise noch fortbestand, so vermehrten diese Gesetze die Buntheit der geltenden Rechte.

Besser war schon die Thätigkeit der Reichsgesetzgebung für das Gerichtsverfahren und den Zivilprozeß, indem verschiedene Kammergerichtsordnungen, deren wichtigste die von Augsburg aus dem Jahre 1555 war, vor dem Reichskammergericht und dem Reichshofrat den italienischen Prozeß ausdrücklich einführten, auch insofern fortbildend wirkten, als sie für größere Zusammendrängung des Prozeßstoffes und die Herrschaft der Schriftlichkeit eintraten. Hiermit war freilich

zugleich der Grundsatz der Öffentlichkeit, der den germanischen Prozeß kennzeichnete, verlassen, und an dessen Stelle trat die den Deutschen mit Mißtrauen erfüllende Heimlichkeit des Prozesses. Das Gleiche gilt für den Strafprozeß mit seinem amtlichen Untersuchungsverfahren und der die Öffentlichkeit von selber ausschließenden Tortur. So kam immer mehr zusammen, um das fremde Recht dem Volke verhaßt zu machen und sein Heimischwerden zu verhindern. Hat doch der des Schreibens unkundige gemeine Mann ohnedies ein natürliches Mißtrauen gegen das Geschriebene.

Nur auf dem Gebiete des Strafrechtes und des Strafprozesses erfüllte das Reich seine Aufgabe, wenn auch nur durch Aneignung eines bereits vorhandenen Gesetzgebungswerkes. Hier war freilich auch das Bedürfnis am dringendsten, und mit der Erkenntnis der öffentlichen Natur des Strafrechtes sprang hier die Pflicht der Reichsgewalt am stärksten in die Augen. Beim Reichskammergerichte waren längst Klagen über die Willkür der Strafrechtspflege angebracht worden, und verschiedene Reichstage hatten sich schon mit ihnen beschäftigt. Endlich nahm sich der Wormser Reichstag vom Jahre 1521, der erste, den Karl V. abhielt, der Sache an und setzte einen Ausschuß ein, der einen Entwurf einer peinlichen Gerichtsordnung ausarbeiten sollte. Der Ausschuß machte sich die Sache leicht und legte noch im selben Jahre als Entwurf die Bamberger Halsgerichtsordnung von 1507 vor. Diese unter dem Namen der „Bambergensis“ bekannte Gerichtsordnung hatte der Landhofmeister des Bischofs Georg von Bamberg, der Freiherr Johann von Schwarzenberg und Hohenlandsberg, ausgearbeitet, und sie hatte nach Inhalt und Form so allgemeine Anerkennung gefunden, daß sie später der Markgraf Georg von Brandenburg, als Schwarzenberg bei diesem ebenfalls Landhofmeister geworden war, in seinen fränkischen Besitzungen als Gesetz einführte. Als solche wird sie die „Brandenburgensis“ genannt.

Schwarzenberg, der ursprünglich keine gelehrte Bildung erhalten und in seiner Jugend weidlich ausgetobt hatte, war ein eifriger Anhänger der sittlichen und religiösen Erhebung des Volkes geworden und völlig in den humanistischen Bestrebungen seiner Zeit aufgegangen. Eine Frucht dieser in reicher litterarischer Thätigkeit sich kundgebenden Bestrebungen war seine Halsgerichtsordnung; deshalb wird eben hierdurch der Zusammenhang der Aufnahme des römischen Rechtes mit dem universellen Humanismus jener Zeit recht deutlich. Auf den Reichstagen wurde die „Bambergensis“ zunächst mehrfach umgearbeitet, das Ergebnis war aber schließlich ihre fast unveränderte Annahme auf dem Reichstage zu Regensburg vom Jahre 1532. Sie wurde veröffentlicht als „des allerdurchlauchtigsten großmechtigsten vnüberwindlichsten Kaysers Karls des fünfften vnd des heylichen Römischen Reichs peinlich gerichts ordnung auff den Reichßtägen zu Augspurgk vnd Regenspurgk inn jaren dreissig vnd zwey vnd dreissig gehalten, aufgericht vnd beschlossen“. (S. die beigeheftete Tafel „Eine Seite aus der ‚Carolina‘“.) Freilich unumschränkt geltendes Reichsgesetz wurde auch die „Carolina“, wie sie genannt wurde, nicht, dazu war der Partikularismus zu mächtig. Da mehrere Reichsstände, insbesondere Sachsen, das sich vom römischen Recht am meisten freigehalten und seinen alten Sachsenspiegel bewahrt hatte, Widerspruch erhoben, wurde sie nur mit der sogenannten clausula salvatoria erlassen: „Doch wollen wir durch obgemeldte ordnung churfürsten, fürsten und ständen an ihren alten wohlhergebrachten rechtmäßigen und billigen gebräuchen nichts benommen haben.“ So war es nicht die Macht des Reiches, die der Carolina Geltung verschaffte, sondern sie war auf ihren eigenen inneren Wert angewiesen. Dieser aber hat ihr bald mehr Nachachtung verschafft, als Kaiser und Reich es konnten.

Mit der Carolina war die Aufnahme des römischen Strafrechtes und Strafprozesses entschieden. Ihre Entstehung verdankt sie eben dem Umstande, daß „im römischen Reich deutscher

Merck die nachfolgenden Beschlüß einer jeden Vrtheyl.

Zum Feuwer.

Mit dem Feuwer vom Leben zum Todt gestrafft werden soll.

Zum Schwerdt.

Mit dem Schwerdt vom Leben zum Todt gestrafft werden soll.

Zu der Viertheylung.

Durch seinen gantzen Leib in vier stücken zerschnitten vnd zerhauwen/vnd also zum Todt gestrafft werden soll/ vnnd sollen solche vier Theil auff gemeine vier Wegstrassen offentlich gehangen vnd gesteckt werden.

Zum Rade.

Mit dem Rade durch zerstossung seiner Glieder/ vom Leben zum Todt gericht/vnd fürter offentlich darauff gelegt werden soll.

Zum Galgen.

An dem Galgen mit dem Strang oder Ketten/ vom Leben zum Todt gericht werden.

Zum Ertrencken.

Mit dem Wasser vom Leben zum Todt gestrafft werden soll.

Vom Lebendigen Vergraben.

Lebendig vergraben vnd gepfält werden soll.

Vom Schleiffen.

CXCIII. WO durch die vorgemeldten endlichen Vrtheil einer zum Todt erkennt/ beschlossen würde/ daß der Vbelthäter an die Richtstatt geschleifft werden soll/ so sollen die nachfolgenden Wörtlin an der andern Vrtheyl/ wie obstehet/ auch hangen/ also lautend: Vnd soll darzu auff die Richtstatt durch die vnvernünfftigen Thier geschleifft werden.

Vom Reissen mit glüenden Zangen.

CXCIIII. WVrde aber beschlossen/ daß die verurtheylte Person vor der Tödtung mit glüenden Zangen gerissen werden solt/ so sollen die nachfolgenden Wörter weiter in der Vrtheyl stehen/ also lautend: Vnd soll darzu vor der endlichen Tödtung offentlich auff einem Wagen/ biß zu der Richtstatt/ vmbgeführt/ vnd der Leib mit glüenden Zangen gerissen werden/ nemlich mit N. grieffen.

Eine Seite aus der „Carolina", der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V.

Nach der Frankfurter Ausgabe vom Jahre 1587 in der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

In der letzten Zeile bezeichnet das N vor grieffen die Zahl der Zangengriffe, die im einzelnen Falle in das Urteil eingesetzt werden sollte.

Nation altem Gebrauch und Herkommen nach die meysten Gericht mit Personen, die unser Kayserliche Recht nit gelehrt, erfarn oder Ubung haben besetzt worden", und um deren „Unbegrifflichkeit" abzuhelfen, sollte die Gerichtsordnung dienen. Sie sollte also den ungelehrten Schöffen das fremde Recht vermitteln. Dieses allein aber sollte Geltung haben, denn die so besetzten Gerichte wurden angewiesen, in allen zweifelhaften Fällen bei ihren Oberhöfen und Oberkeiten, also bei den Juristen, Rats zu holen, bevor sie das Urteil sprachen. Hiermit war der Grund für die Aktenversendung gelegt, und eine weitere Folge davon war, daß die Schriftlichkeit des Verfahrens ausgedehnt und die Unmittelbarkeit der Rechtsprechung mit der Öffentlichkeit beseitigt wurde. Der durch die Carolina eingeführte Strafprozeß war in allem das Gegenstück zu dem altgermanischen. Neben die Anklage des Verletzten trat die von amtswegen eingeleitete Untersuchung und beherrschte thatsächlich das ganze Verfahren.

Damit wurde aber zugleich der Grundsatz der Erforschung materieller Wahrheit durch den Richter eingeführt. Dies war dem germanischen Prozesse ganz fremd. Denn Thatbestandserforschung hatte der germanische Richter überhaupt nicht vorzunehmen, den Beweis führten in rein formeller Weise durch Eid oder Gottesurteil die Parteien, und nicht die Glaubwürdigkeit der behaupteten Thatsachen der Partei an sich, sondern die Vertrauenswürdigkeit des Behauptenden, die sich in der Anzahl der Eideshelfer kundgab, entschied. Zeugenbeweis war ihm fremd. Dagegen war die Thatbestandserforschung des Richters in der Carolina insofern beschränkt, als der Beweis durch Indizien ausgeschlossen war. Die Überführung konnte nur erfolgen „mit zweien oder dreien glaubhaften guten Zeugen" oder durch glaubhaftes Geständnis. Und zur Erzielung dieses diente eben die Folter, die deshalb zum Mittelpunkte des ganzen Verfahrens wurde, denn professio est regina probatio. An den späteren Auswüchsen, die die Anwendung der Folter mit sich brachte, trägt aber die Carolina keine Schuld. Denn diese schränkte ihre Anwendung und ihre Bedeutung insofern ein, als sie nur bei dringendem Verdachte zugelassen wurde, und bestimmte: „und ob gleichwol aus der Marter die Missethat bekannt würde, so soll doch der nicht geglaubt noch jemand darauf verurteilt werden", es sei denn, daß es zufolge der bereits vorhandenen Verdachtsumstände glaubhaft war. Wie wenig diese Beschränkung freilich innegehalten worden ist, und wie verderblich die Anwendung der Folter gewirkt hat, dafür sind die Hexenprozesse, deren wir bereits Erwähnung thaten, ein sprechendes Beispiel.

So war denn das fremde Recht auf allen Gebieten zu mehr oder weniger ausschließlicher Herrschaft gelangt. Aber, wie wir schon früher betonten, volkstümlich wurde es nicht, es war und blieb dem Volke ein fremdes Recht, ein gelehrtes Recht. Und wie konnte es auch von einem in fremder Sprache geschriebenen, auf den Universitäten in fremder Sprache gelehrtem Rechte anders sein. Hierzu kam, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege zunächst überhaupt die Lebenskraft des deutschen Volkes erschöpft war, und mit ihr die Kraft, das fremde Recht seinem Volkstum gemäß umzugestalten und sich anzueignen. Wie es ihm von vornherein fremd war, so überließ es nun auch den Gelehrten und Juristen das Recht und dessen Fortbildung ausschließlich. So wurde es zunächst der Einwirkung des Volkstums entzogen und teilte die Bewegung der Wissenschaft, deren Sphären allein es noch anzugehören schien. Es währte lange, bis diese sich zu einer freieren Beurteilung des römischen Rechtes erhob. Anders als in Frankreich, wo, gestützt auf die Arbeiten von Cujacius, der Rechtsgelehrte Dumoulin, ebenso kundig des römischen Rechtes wie der Landesrechte und Coutumes, und Bodin eine enge Verbindung und Durchdringung des fremden und einheimischen Rechtes herbeiführten, brachte die deutsche Rechtswissenschaft in ihrer

Überschätzung des römischen Rechtes nur notdürftig einen äußerlichen Ausgleich zustande, keine innere Verschmelzung. Und daß jenes möglich war, beruhte ebenfalls weniger auf ihrem Verdienst, als darauf, daß an den italienischen Rechtsschulen nicht das klassische römische Recht, sondern bereits ein durch germanische Einflüsse umgebildetes Recht gelehrt wurde. Derselbe universelle Zug der deutschen Wissenschaft aber, der einst die Aufnahme des fremden Rechtes gefördert hatte, sollte nun auch den Anstoß zur Befreiung von ihm geben: die Ausbildung und Erstarkung des Naturrechtes.

War es die den Deutschen innewohnende Auffassung des göttlichen Ursprungs alles Rechtes und die jener Auffassung gemäße Durchdringung des Rechtes mit der Religion, die das Naturrecht und damit das römische Recht zur Geltung kommen ließ, so mußte notwendig ein Wandel in der Auffassung der Religion und von Gott auf die Auffassung über das Wesen des Naturrechtes zurückwirken und damit zugleich auf die Auffassung über die Stellung des römischen Rechtes, das seinem angeblichen Nahekommen an das naturrechtliche Ideal eben die Wertschätzung verdankte. Diesen Wandel brachte aber die Zeit der Aufklärung, des sogenannten Rationalismus, und damit war der Einfluß der Philosophie auf das Recht an Stelle der Religion gegeben. Die bedeutendsten Philosophen jener Zeit arbeiteten an der Umbildung und Ausbildung der Auffassung des Naturrechtes. So lehrte, angeregt durch Hugo Grotius und Hobbes, die im Vertrag den Ursprung des Staates sahen und die Vernunft als die Herrscherin im Staate hinstellten, schon Pufendorf (1632—94), daß die allgemeinen Rechtssätze aus der Vernunft und der menschlichen Natur nicht von einem göttlichen Willen, einer Offenbarung herzuleiten seien. Ebenso durchdrang der geniale Leibniz (1646—1716), dessen Berufswissenschaft die Jurisprudenz war, und der in seiner universellen Philosophie ein der Vernunft gemäßes Christentum erstrebte, die Rechtswissenschaft mit reformatorischen Ideen. Besonders aber kämpfte der von der Leipziger Universität nach Halle vertriebene Thomasius (1654—1728) gegen die alte mittelalterliche Scholastik und Pedanterie an, und auch er leitete, wie Pufendorf und Grotius, das Naturrecht aus der angebornen sittlichen Anlage des Menschen, nicht aus der Offenbarung her. Endlich entwickelte Kant in seiner Metaphysik der Sitten sein System der reinen Begriffe der praktischen Vernunft. Und wie die Wissenschaft, so ergriff die Aufklärung später auch das Volk, und gerade die rationalistische Auffassung des Naturrechtes wurde leidenschaftlich erfaßt. Das läßt die Wirkung erkennen, die Rousseaus „Contrat Social“ hatte, und auch die ersten Dramen Schillers, die „Räuber“ und „Don Karlos“, spiegeln die naturrechtlichen Ideen wider. „Vom Rechte, das mit uns geboren ist“, ist nun überall die Rede.

Indem man aber die Vernunft als oberste und einzige Quelle alles Rechtes hinstellte, huldigte man in gleicher Weise dem universellen Zuge, wie bei der Ableitung alles Rechtes von Gott. Denn damit löste man das Recht von jeder geschichtlichen Entwickelung und vom Leben des einzelnen Volkes ab und glaubte, wie ehemals eine Weltreligion, so nun eine Weltphilosophie und ein Weltrecht, ein der ganzen Menschheit gemeinsames, lediglich aus der Vernunft ableitbares Recht finden zu können. Während die französische Revolution von Grund aus die praktische Folgerung dieser Anschauungen zog, waren sie in Deutschland doch ebenfalls mächtig genug, um die Entwickelung des Rechtes zu beeinflussen. Nur daß die Bewegung sich hier des aufgeklärten Absolutismus der Fürsten bediente und mit deren Hilfe Gesetze, in denen die naturrechtliche Auffassung herrschte, zustande brachten. Wie das fremde Recht dem Volke von oben her aufgezwungen worden war, so ging auch von Wissenschaft und Regierung der Anstoß zur Befreiung aus. So ist denn auch das bedeutendste Gesetzgebungswerk, das die

naturrechtlichen Gesichtspunkte zur Geltung brachte und den Glanzpunkt der naturrechtlichen Schule überhaupt darstellt, unter dem aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit, dem Großen Friedrich, geschaffen worden: das im Jahre 1794 veröffentlichte allgemeine preußische Landrecht. Während dieses aber in weiser Berücksichtigung der sozialen und wirtschaftlichen Zustände des Volkes immer noch auf dem Boden des geschichtlich gewordenen Rechtes fußte, huldigte die Gesetzgebung Josephs II. für Österreich 1787 und 1788 den äußersten naturrechtlichen Lehren, um damit zu scheitern. Als Ausläufer der naturrechtlichen Ansichten ist endlich auch das von Feuerbach verfaßte Bayrische Strafgesetzbuch von 1813 zu bezeichnen, das auch von Oldenburg angenommen wurde.

Die Wirkung, die die naturrechtliche Bewegung hinterließ, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Denn indem die scharfe Scheidung, die durch die Aufklärungszeit zwischen Religion und Wissenschaft, auf Bacon fußend, gemacht worden war, auch die Auffassung des Naturrechtes ergriff und dieses allein auf die menschliche Vernunft abstellte, wurde endgültig die dem religiösen Zuge der Deutschen entsprechende, das Recht aber auf einer jugendlichen Stufe zurückhaltende Gebundenheit und Verschmelzung von Religion und Recht überwunden, zugleich auch dem römischen Rechte gegenüber der notwendige unbefangene und freie Standpunkt gewonnen, den bis dahin die sklavisch der Herrschaft des römischen Rechtes als dem Rechte schlechthin sich beugende mittelalterliche Scholastik nicht hatte. Damit war zugleich die Möglichkeit geschaffen, einerseits die den fortgeschrittenen Bedürfnissen entsprechenden römisch-rechtlichen Bestimmungen als naturrechtliche wirklich volkstümlich zu machen, da von der naturrechtlichen Bewegung auch das Volk ergriffen war, auf der anderen Seite aber auch die der naturrechtlichen Auffassung nicht entsprechenden Bestimmungen des römischen Rechtes wieder auszuscheiden. Diese Ausscheidung wurde zugleich zum Vorteile des deutschen Rechtes. Denn vieles, was man als Grundsätze und Ergebnisse der reinen Vernunft und als Naturrecht zu finden glaubte, erweist sich thatsächlich bei näherem Zusehen als alte germanische Rechtsidee. Es kann eben niemand aus seiner Haut heraus, und im Glauben, aus der reinen Vernunft ein Menschheitsrecht zu finden, fand man, da es eben die Vernunft von Deutschen war, die sich bethätigte, das, was man schon besessen hatte: nämlich das vom deutschen Volkstume bereits gebildete Recht. Nur daß die Vernunft, die als Rechtsbildnerin auftrat, nunmehr in der Schule des entwickelteren und formvollendeteren römischen Rechtes gebildet worden war.

Während das Naturrecht die durch das römische Recht gebrachte, dem germanischen Rechte fremde Scheidung zwischen öffentlichem und privatem Rechte zunächst weiter ausbildete, kam es doch dem germanischen Rechtsgedanken anderseits insoweit entgegen, daß es auch das öffentliche Recht als gleichwertig mit dem Privatrecht anerkannte und den Staat als einen Rechtsstaat auffaßte, in dem die Beziehungen der Gesamtheit zum Einzelnen nicht der souveränen Willkür der Gesamtheit überlassen, sondern rechtlich geordnet und geschützt waren. Hierdurch aber wurde sowohl die Freiheit des Einzelnen als „angeborenes Menschenrecht“ auch gegenüber der Staatsgewalt ebenso rechtlich anerkannt, wie umgekehrt dem Staate eine unantastbare souveräne Gewalt beigelegt. Und während es einerseits die ständische und genossenschaftliche Gliederung und Gebundenheit zu gunsten der Freiheit des Einzelnen zerbrach, kam es doch anderseits dem germanischen Genossenschaftsbedürfnisse dadurch wieder entgegen, daß es als unveräußerliches Freiheitsrecht des Einzelnen das Recht der freien Genossenschaftsbildung anerkannte. Im Privatrechte förderte es ebenfalls die Befreiung des Einzelnen und des Eigentums von der germanischen genossenschaftlichen Gebundenheit. Und doch betonte es auch hier gegenüber dem römischen

Rechte wieder die sittliche Gebundenheit des Familienrechtes und die öffentlich-rechtliche und soziale Seite des Privateigentums.

Im Strafrecht äußerte sich die neue Geistesrichtung oft in übertriebener weichlicher Humanität und philanthropisch-kosmopolitischer Schwärmerei, doch brachte sie immerhin die notwendige Milderung der Strafen. Manche Strafarten kommen nun ganz außer Gebrauch, wie Ertränken, Vierteilen, Lebendigbegraben, Rädern. Überhaupt werden alle verstümmelnden Strafen abgeschafft, und an deren Stelle tritt die Freiheitsstrafe. Maßgebend hierfür wurden namentlich auch die verschiedenen auftauchenden Strafrechtslehren, von denen hier nur die Wiedervergeltungstheorie, die Abschreckungstheorie, die psychologische Zwangstheorie und die Besserungstheorie erwähnt seien. Bei den Verbrechen besonders wird scharf das Recht von Moral und Religion auseinandergehalten, und so scheidet eine ganze Reihe bisher als Verbrechen angesehener Handlungen aus dem Strafrecht überhaupt aus, wie Selbstmord, Gotteslästerung, Incest und andere, oder sie werden doch von einem wesentlich milderen und natürlicheren Gesichtspunkt aus betrachtet, wie Kindesmord, Selbstbefreiung der Gefangenen. Im Strafprozeß aber fiel die Tortur, gegen die schon Thomasius vergeblich angekämpft hatte, weg, und zwar war der erste, der ihre Abschaffung verfügte, der Markgraf Karl Friedrich von Baden. Diese ganze Zeit aber umfaßt die sechste Periode der deutschen Rechtsentwickelung.

7. Die Rechtseinheit und das Volkstümliche im Recht.

Nun treten wir ein in die siebente und jüngste Entwickelungsperiode unseres Rechtes. Wir haben es verfolgt von seiner Kindheit ab. Es hat eine lange Jugend erlebt, denn langsam ist, wie wir sahen, die äußere und innere Entwickelung vor sich gegangen, und bis zum Ausgange des Mittelalters hat es seinen jugendlichen Charakter bewahrt. Wie alle Lebensäußerungen der Kindheit mehr Bethätigungen des Gefühles als des Verstandes sind, mehr triebartig als aus bewußter Überlegung erfolgen, so war auch bei dem jugendlichen Rechte der Deutschen in erster Linie das Gefühl das rechtbildende Element, um so mehr, als bei den Deutschen überhaupt das Gefühl die stärkste Seelenkraft ist und schon deshalb von ihm das Recht am meisten beeinflußt werden mußte. Und wie die Eigenart der Gefühle den Charakter des Menschen bildet, so gestalten die Gefühle des deutschen Volkes sein Recht, und in ihm spiegelt sich das ganze Wesen wider. So wirkte in erster Linie das Gefühl der Zusammengehörigkeit der engeren und weiteren Blutsverwandten, das sich zur genossenschaftlichen Neigung ausbildete, auf die Erzeugung des Rechtes ein, so finden wir das religiöse Gefühl, das sittliche Gefühl, aber auch die Kampfeslust ebenso wie die heiteren und sinnigen Züge des deutschen Wesens überall durchblicken.

Auch die Flegeljahre haben dem jugendlichen deutschen Rechte nicht gefehlt. Denn da es sich in ungehemmter Freiheit, undiszipliniert und nicht von einer starken Zentralgewalt nach einheitlichem Gesichtspunkte geleitet wie ein Naturkind entwickelte, nur seinen eigenen Neigungen und Trieben folgend, brachte es zwar seine frische Natürlichkeit zur schönsten Entfaltung, vermochte aber auch nicht die schädlichen Triebe im Zaum zu halten und verlor sich daher bald, indem es dem genossenschaftlichen Zuge allzusehr nachgab, in engherzigen Partikularismus, so daß seine Lebenskraft zersplittert und vergeudet wurde und dem Versiegen nahe kam. Strenge mußten daher auch die Lehrjahre werden, die es unter der Zucht des römischen Rechtes zu erdulden hatte. Und als es dann der Schule entwachsen war, da kam, wie so oft beim deutschen Jüngling, die Zeit des Idealismus, des philanthropischen und kosmopolitischen Schwärmens,

verbunden mit Skeptizismus; das alles finden wir in der Zeit der Aufklärungsperiode und des rationalistischen Naturrechtes wieder. Dann aber kommt die Zeit der Reife, der Sammlung, des Besinnens auf sich selbst und des Bewußtseins seiner vollen Persönlichkeit. An Stelle der Gefühle löst der Verstand die Handlungen aus, wenn er auch jenen ihr Recht läßt. Und diese Zeit der männlichen Reife und Zusammenfassung der Kräfte bezeichnet die heutige Entwickelungsstufe des deutschen Rechtes.

Wie das deutsche Volk nach den Befreiungskriegen nach Einheit und Deutschtum strebte, so war nun auch sein erstes Ziel die Rechtseinheit. Zunächst von der Wissenschaft gefordert und namentlich von Thibaut für das Privatrecht vertreten, ergriff die Bewegung von 1848 die Aufgabe und schuf für ganz Deutschland wenigstens auf dem Gebiete, wo es der Verkehr am dringendsten verlangte, die Rechtseinheit durch die vom Reichsverweser Johann veröffentlichte Wechselordnung und durch das deutsche Handelsgesetzbuch. Weitergehende Entwürfe für ein gesamtes einheitliches Forderungsrecht scheiterten freilich zunächst noch an der Ohnmacht des Deutschen Bundes, so daß einzelne Staaten, um dem modernen Bedürfnisse zu genügen, ihrerseits einstweilen Kodifikationen ihres Rechtes vornehmen mußten, wie z. B. Sachsen durch sein Bürgerliches Gesetzbuch von 1864. Endlich aber brachte die Gründung des Norddeutschen Bundes und bald darauf des Deutschen Reiches dem deutschen Volke das, was ihm so lange gefehlt hatte: die ersehnte politische Einheit, mit der nun auch eine einheitliche, kräftig fließende Quelle für das gemeine Recht geschaffen war. Aus ihr sind bereits ein gemeinschaftliches Strafgesetzbuch, gemeinschaftliche Prozeßgesetze und nun auch ein gemeines deutsches Bürgerliches Gesetzbuch, der vielen anderen gemeinschaftlichen Gesetze nicht zu gedenken, hervorgegangen.

Neben das Streben nach Rechtseinheit tritt aber ebenso kräftig das Streben nach Deutschtum im Recht. Schon in der naturrechtlichen Schule zeigt sich die Morgenröte des wiedererwachenden Nationalgefühles. Gerade Thomasius war es, der, wie er der deutschen Sprache Eingang in die Lehrsäle der Universität verschaffte und sie an Stelle des Latein auch für wissenschaftliche Abhandlungen verwendete, auch die Abschaffung verschiedener römisch-rechtlicher Einrichtungen zu gunsten des deutschen Rechtes forderte. So verlangte er Wiedereinführung der ausschließlichen gesetzlichen Erbfolge und Abschaffung des römischen Testamentes. Und denselben Bestrebungen huldigten Boehmer und Wolff. Vor allem aber war es dann die die naturrechtliche Schule ablösende, durch Savigny begründete historische Schule, die Ursache zur Wiedererweckung des volkstümlichen Rechtes wurde. Es ward einerseits durch sie die Erkenntnis des römischen Rechtes tiefer und eingehender, und vor allem wurde das wahre klassische römische Recht aus dem angenommenen Rechte der italienischen Rechtsschulen herausgeschält, anderseits aber wurde auch das deutsche Recht nunmehr genauer erforscht, und so entstand eine germanistische und romanistische Wissenschaft.

Noch einmal freilich machte sich jetzt der universelle und dem Volkstume feindliche Zug der deutschen Rechtswissenschaft geltend, indem in einem letzten Aufflackern die romanistische Wissenschaft wenigstens für das Privatrecht den Sieg davonzutragen schien und auf die Rechtspflege zu maßgebendem Einflusse gelangte. Denn sie versuchte nunmehr an Stelle des durch germanische Elemente abgewandelten italienischen aufgenommenen Rechtes das geläuterte klassische römische Recht zu setzen, immer in der Überzeugung, daß dies eben das reine Recht sei. Eine letzte Wirkung hiervon war noch der völlig verfehlte, ganz romanistische erste Entwurf des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches, namentlich hinsichtlich des Forderungsrechtes. Auf der anderen Seite ging auch die germanistische Schule zu weit, indem sie das alte deutsche Recht

schlechthin wieder zur Geltung bringen wollte, ohne Rücksicht darauf, ob es in jeder Form noch lebensfähig sei, und ob die modernen Bedürfnisse nicht eine Abwandlung des Rechtes in römisch-rechtlichem Sinne vielfach mit Notwendigkeit heischten.

Aber auch im Volk und bei den Regierungen tritt das Streben nach Umgestaltung des Rechtes in volkstümlichem, deutschem Sinne hervor. Ermöglicht wurde die Durchführung dieses Strebens eben durch die dem altgermanischen Wesen entsprechende Wiederbeteiligung des Volkes an der Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung, und so hat denn das wiedererwachte deutsche Nationalgefühl auch eine neue Blüte volkstümlichen Rechtes geschaffen, das die erforderliche Umformung, die das römische Recht ihm brachte, sich zu eigen gemacht hat, soweit es seinem Wesen entsprach, die fremden Bestandteile aber auszustoßen begann.

Fragen wir uns nun zum Schluß, was wirklich deutsch in unserem heute geltenden Rechte ist, und in welcher Weise die Entwickelung unseres Rechtes gefördert werden muß, um ein gesundes volkstümliches Recht zu schaffen, so ergibt sich die Antwort aus unseren bisherigen Ausführungen von selbst. Wir haben die verschiedenen Charakterzüge des deutschen Volkstums hervorgehoben und vom Beginn der Rechtsentwickelung an verfolgt, wie sie gestaltend auf das deutsche Recht eingewirkt haben. Deutsch ist demnach das Recht, das den einen und den anderen jener Züge in sich aufgenommen hat, das in seinem Wesen den hervorgehobenen Eigenschaften des deutschen Volkes entspricht. Undeutsch aber muß alles Recht erscheinen, das mit jenen Charakterzügen nicht in Einklang zu bringen ist und ihnen feindlich gegenübersteht. Eine nationale Rechtsentwickelung wird daher nach der Richtung hin zu erfolgen haben, die jenen hervorgehobenen Zügen und Eigenschaften, die sich als rechtsbildend bekundet haben, entsprechen. Aus der Geschichte wird zugleich aber zu lernen sein, daß die Übertreibung nach der einen oder anderen Richtung schädlich auf das ganze Recht wirkt, und daß man sie daher vermeiden muß.

So haben wir als erste Eigentümlichkeit des deutschen Rechtes den genossenschaftlichen Zug erkannt, der in seiner Übertreibung sowohl zum Partikularismus der Rechtsquellen als zur ungesonderten Einheit des privaten und öffentlichen Rechtes geführt hat. Nach beiden Richtungen hin enthält die Übertreibung einen Mangel, für dessen Überwindung durch das römische Recht wir dankbar sein müssen. Ebenso verkehrt aber und dem deutschen Volkstume widersprechend wäre es, diesem genossenschaftlichen Zug im deutschen Recht auch für die modernen Verhältnisse jede Berücksichtigung zu versagen. Soweit es irgend möglich ist, ohne in die Nachteile der Übertreibung zu verfallen, muß diesem genossenschaftlichen Zuge vielmehr Genüge geleistet werden. Wir finden in der That neben dem einheitlichen Reichsrechte noch eine Fülle des partikularen Rechtes, die die Berücksichtigung der besonderen „berechtigten Eigentümlichkeiten" der verschiedenen deutschen Stämme hinreichend gewährleistet. „Billigkeit ist Veränderung des Rechts." „Gerechtigkeit macht Unterschied." Und auch das Einführungsgesetz zum deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche, die moderne clausula salvatoria, läßt den einzelnen Landesgesetzgebungen noch weiten Spielraum. Dieselbe Berücksichtigung des genossenschaftlichen germanischen Wesens zeigt aber auch unser modernes öffentliches Recht und das Privatrecht. Zwar die begriffliche Sonderung von Privatrecht und öffentlichem Recht, die das römische Recht brachte, muß bestehen bleiben und entspricht den modernen Bedürfnissen. Aber nicht kennen wir, wie dieses, nur eine völlige Trennung zwischen beiden, sondern auch eine enge Berührung und Verbindung. Zwar ist der Staat das allumfassende Ganze, innerhalb des Staates aber verlangen wir selbständige Genossenschaften mit selbständiger freier Verwaltung zur Befriedigung besonderer genossenschaftlicher Bedürfnisse, die, wie das einzelne Individuum, dem Staate gegenüber nicht

nur Pflichten, sondern auch Rechte haben. Die vielen Körperschaften mit Selbstverwaltung kommen diesem Bedürfnisse entgegen. Es sei nur an die Innungen erinnert. Ebenso gibt es im Privatrecht eine große Anzahl genossenschaftlicher Verbindungen zur Erreichung rein privatwirtschaftlicher Zwecke, wie Aktiengesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht, offene Handelsgesellschaften 2c. Und während bisher hinsichtlich der gewöhnlichen bürgerlichen Gesellschaft im allgemeinen die Grundsätze der societas des römischen Rechtes maßgebend waren, tritt auch hier durch das neue Bürgerliche Gesetzbuch wieder die Gesellschaft des alten deutschen Rechtes ins Leben, deren Wesen Gesamthandsverbindung und Gesamthandsverwaltung ist. Die Anteile des Gesellschafters sind danach nicht rein vermögensrechtlich. Sie sind keine Eigentumsrechte im römischen Sinne, sondern Mitgliedsrechte, sind personenrechtlicher Natur. Diese Personenrechte aber sind gemeinschaftlich eng verbunden. Während sie römischrechtlich nichts miteinander zu thun haben, ganz selbständig sind, stehen sie deutschrechtlich in einem gemeinsamen persönlichen Verhältnisse. Das Genossenschaftseigentum ist also kein individualistisches, sondern ein sozialistisches Eigentum; das Verhältnis ist dem öffentlichen Rechte verwandt, die Gemeinnützigkeit wiegt vor. Nirgends besser als in der Rückkehr zu dieser deutschrechtlichen Auffassung der Gesellschaft zeigt sich, wie stark der genossenschaftliche Zug wieder im Rechte hervortritt.

Deshalb durchweht auch weiter neuerdings das Privatrecht wie das öffentliche Recht ein großer sozialer Zug, und hierin vornehmlich kommt die soziale Natur des deutschen Rechtes wieder zur Erscheinung. Sowohl im neuen deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche als im neuen Handelsgesetzbuche tritt das vielfach hervor in der Berücksichtigung des wirtschaftlich Schwachen. Der arme Schuldner wird durch Beschränkung der Pfändungsmöglichkeit geschützt, für Gesinde und Handlungsgehilfen wird durch Vorschriften über die Gewährung gesunder Wohn- und Schlafräume, die Pflege in Krankheit, die Kündigungsfristen 2c. Sorge getragen. Die Bestimmungen des Mietrechtes wollen auch den kleinen Leuten gesunde Wohnräume gewährleisten. Vor allem aber sorgt die moderne Arbeiterschutzgesetzgebung für die Arbeiter. Es braucht nur auf die Kranken- und Unfallversicherungsgesetze hingewiesen zu werden.

In Verbindung hiermit steht das Streben, auch die Gesetze der Sittlichkeit wieder mehr, als es von der naturrechtlichen Schule geschah, zu Gesetzen des Rechtes zu erheben. Dies kommt insbesondere im Strafrechte zum Ausdruck. Gerade neuerdings macht sich wieder die altgermanische Verquickung von Rechtsvorschriften und Vorschriften des Sittengesetzes geltend in den Bestrebungen, die unzüchtigen Erscheinungen in Wort und Bild zu bekämpfen. Und wie das Sittliche, so übt auch die Sitte einen großen Einfluß aus, und hierin namentlich beruht die Auslegung, die der Vorschrift über den groben Unfug von den Gerichten gegeben wird. Oft wird darin alles Ungehörige überhaupt begriffen und damit unbewußt die altgermanische Auffassung, der ein Unterschied zwischen dem vom Rechte und dem von der Sitte Gebotenen fremd war, zum Ausdruck gebracht. Aber auch in weitem Maße wird das Privatrecht von den Geboten der Sittlichkeit beherrscht. Hierher gehören die Bestimmungen über die weitgehende Haftung für Schadenszufügungen, über die Berücksichtigung von Treue und Glauben bei Verträgen. Ja auch der altgermanische Begriff der Schenkung, den wir schon kennen gelernt haben, kommt wieder mehr zur Geltung, insofern wegen schwerer Verfehlungen gegen den Schenker nach richterlichem Ermessen die Schenkung widerrufen werden kann. Von sittlichem Gefühle getragen sind ferner die Vorschriften über Unterhaltsgewährung an die außereheliche Mutter und an das außereheliche Kind, die Bestimmungen des Eherechtes, besonders im Hinblick auf die

Ehescheidungsgründe, die dem Richter gegebene Befugnis, eine übermäßig hohe Vertragsstrafe angemessen zu ermäßigen. Auf der germanischen Rechtsauffassung und Wertschätzung der Arbeit beruht auch der dem modernen Rechte innewohnende Zug auf Ausdehnung des Schutzes der geistigen und gewerblichen Arbeit, wie er in den Urheberrechten, Erfinderrechten, im Gesetze zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes, im Verlagsrechte zu Tage tritt. Selbst im Prozeßverfahren ist die altgermanische Natur eines Kampfes zwischen den Parteien durch die selbständige Stellung der Prozeßparteien und deren Prozeßbetrieb wieder mehr zur Geltung gekommen, wie auch das Verlangen nach Öffentlichkeit des Verfahrens dem germanischen Wesen entspricht. Eigentümlicherweise sind wir auf diese altgermanischen Einrichtungen auf dem Umwege über das französische Recht zurückgekommen, dessen Prozeßrecht wir zunächst annahmen, das aber diese germanische Natur im Gegensatze zu unserem romanisierten bewahrt hatte.

So finden wir denn, daß überall in unserem heutigen Rechte, wie es einem großen, von nationalem Bewußtsein durchdrungenen Volke gemäß ist, das deutsche Wesen zur Erscheinung kommt, wenn auch nicht immer in der Form, die, wie namentlich leider beim Bürgerlichen Gesetzbuch, oft viel zu abstrakt ist, so doch in seinem Inhalte. Es steht in der Zeit der männlichen Kraft und Reife. Möchte ihm das Greisenalter noch lange fern bleiben. Hierzu aber gehört, daß neben dem Rechts**bewußtsein** das Rechts**gefühl** im ganzen Volke wach erhalten bleibt, wie sich der Mann neben der kühlen Verstandesthätigkeit das warme Gefühl der Jugend erhalten soll. Das Rechtsgefühl aber bleibt dem Volke erhalten, wenn die Bestimmungen des geltenden Rechtes eben seinem Gefühlsleben entsprechen. Höchste Sorge der gesetzgeberischen Gewalten wird es deshalb sein müssen, diese Züge des deutschen Volkscharakters, die auf das Recht gestaltend einwirkten, als es sich noch frei und triebartig entwickelte, nun auch bei der bewußten gesetzgeberischen Thätigkeit zu berücksichtigen. Denn „Art geht für alle Gewohnheit“, und „Gute Gewohnheit, gut Recht“.

9.

Die deutsche bildende Kunst.

Von

Henry Thode.

Die deutsche bildende Kunst.

1. Allgemeines.

„Die Kunst ist Wesensausdruck.“ In diese wenigen Worte könnte man das Bekenntnis, welches die Werke deutscher bildender Kunst von dem Ideal ihrer Schöpfer ablegen, zusammenfassen. Beides: Vorzüge und Mängel deutscher Bildnerei, finden in solcher Eigentümlichkeit ihre Begründung, und alle charakteristischen Besonderheiten erklären sich aus ihr. Wenn als Unterschied der künstlerischen Veranlagung der Germanen und Romanen gemeinhin angeführt wird, daß diesen der höher ausgebildete Sinn für das Formale, jenen das stärkere Auffassungsvermögen für den Gehalt oder Inhalt künstlerischer Vorstellungen zu eigen sei, so wird damit dasselbe, nur in allgemeinerer Weise, gesagt, wie andrerseits auch der gebräuchlichen vergleichenden Hervorhebung des idealistischen Prinzipes in der romanischen, des realistischen in der germanischen Kunst ursprünglich eine auf jenen unseren Satz hindeutende verwandte Auffassung zu Grunde liegt. Führt aber die Gegenüberstellung von „Form“ und „Gehalt“ als eine zu unbestimmte Fassung des Problemes leicht zu Mißverständnissen, so haben die Schlagworte „Idealismus“ und „Realismus“ zu einer nicht allein oberflächlichen, sondern ästhetisch verderblichen, weil unsinnigen Ansicht verleitet. Indem man dem Widerspruch zwischen den doch von gleicher künstlerischer Genialität zeugenden und auf den gleichen religiösen Stoff angewandten Gestaltungsweisen der Italiener und der Deutschen im Mittelalter und in der Renaissance: dem Widerspruch nämlich zwischen einem auf das Typische, Gesetzmäßige, d. h. Schöne, und einem auf das Individuelle, d. h. Charakteristische, gerichteten Bilden zu entgehen versuchte, hielt man, nur den äußeren Erscheinungsformen vertrauend, eine Sackgasse für einen Ausweg und proklamierte die Gleichberechtigung oder wenigstens die künstlerische Berechtigung einer realistischen, d. h. die Natur getreu nachahmenden, neben einer idealistischen, d. h. die Naturerscheinungen zu vorgestellter Vollendung erhebenden, Richtung.

Eine solche Behauptung mußte in zwiefacher Beziehung verwirrend wirken. Zunächst that man den philosophischen Begriffen Idealismus und Realismus Gewalt an, indem dieselben ihrer eigentlichen Bedeutung beraubt wurden. Man verkannte, daß sie zwei entgegengesetzte Weltanschauungen bezeichnen, deren eine, die idealistische, gerade die künstlerische ist, während die andere, die realistische, die antikünstlerische, rein vom Verstande ausgehende ist. Von einer realistischen Kunst zu sprechen, ist im philosophischen Sinne und darum überhaupt widersinnig, denn die realistische Welt- und Naturauffassung schließt das Künstlerische aus. Die Thatsache an sich, daß die großen Denker der Deutschen in ihren philosophischen Systemen den Idealismus als die deutsche Erkenntnisweise offenbart haben, hätte die Bezeichnung deutscher Kunst

als einer realistischen unmöglich machen sollen. Wie vermöchte die Kunst etwas Anderes als die Philosophie, ja das Entgegengesetzte von dem Wesen eines Volkes auszusagen?

Mußte demnach schon die falsche Anwendung des Begriffes Realismus verwirrend wirken, so kam dazu noch weiter, daß durch eine solche Auffassung eine verkehrte Vorstellung von der Art des deutschen künstlerischen Schaffens erweckt wurde, als sei nämlich die möglichst getreue Wiedergabe der Natur Zweck und Ziel derselben gewesen. Tritt in jeder großen künstlerischen Entwickelung eine Phase ein, in welcher das intensive Studium der Erscheinungen im Hinblick auf die erstrebte vollendete Verwirklichung eines hohen künstlerischen Ideales notwendig wird, wie es im 15. Jahrhundert auch in Italien der Fall war, so hätte die große christliche deutsche Kunst des Mittelalters und der Renaissance überhaupt die Naturnachahmung nicht als Mittel zu einem höheren Zwecke, sondern als Zweck an sich betrachtet. Dies aber hieße behaupten, die Bildnerei selbst der größten Deutschen im 16. Jahrhundert habe die künstlerischen Ideen einem bloßen Spiel virtuoser Fertigkeit im Nachahmen aufgeopfert. Gewiß hat keiner von denen, welche die Schlagworte Idealismus und Realismus anwenden, an dergleichen gedacht, da gerade die deutsche Kunst dies unmöglich macht, aber für die Enthüllung des Wesens derselben erscheint es durchaus notwendig, darauf hinzuweisen, zu welchen bedenklichen Folgerungen jene unrichtige Formulierung des Unterschiedes zwischen romanischer und germanischer Kunst als Idealismus und Realismus führt, und wie wünschenswert es erscheinen muß, daß diese Redensarten aus jeder ernsteren Erwägung ausgeschlossen werden. Was die verbreitete Anwendung derselben aber zu lehren vermag, ist dies: daß ein nicht leicht zu lösender scheinbarer Widerspruch zwischen der Ideenwelt des Deutschen und den Ausdrucksformen, die er für diese Ideen in der bildenden Kunst gefunden hat, sich bemerkbar macht, und daß in der Erkenntnis der Notwendigkeit dieses scheinbaren Widerspruches zugleich die Erkenntnis der Wesenseigentümlichkeit deutschen bildnerischen Schaffens sich darbietet.

So mannigfach bestimmend für die geistige Entwickelung eines Volkes auch die äußeren Faktoren seiner in Klima und Natur beruhenden, die soziale und staatliche Gestaltung wie die Einzelexistenz beeinflussenden Lebensbedingungen erscheinen müssen, so deutlich weist doch gerade die Kunst darauf hin, daß die geistige Eigenart wesentlich und vor allem in der einer ganzen Rasse angeborenen physisch-psychischen Anlage beruht. Ist diese schon im einleitenden Aufsatze Gegenstand der Untersuchung gewesen, so gilt es hier, nachzuweisen, in welcher Weise sie das bildnerische Ausdrucksvermögen bedingt und bestimmt hat. Nur in dem Verhältnis, in dem die geistigen und seelischen Kräfte beim Deutschen zu einander stehen, darf der tiefste Grund der Besonderheiten seiner künstlerischen Schöpfungen gesucht werden.

Hier trat uns nun als charakteristisch das Überwiegen der innig miteinander verbundenen Gefühls- und Phantasiethätigkeit über die Verstandesthätigkeit entgegen. Durfte in dieser Thatsache die Erklärung für das ausgesprochen Persönliche, Individuelle der Welt- und Lebensauffassung des Deutschen gefunden werden, eben weil im Gefühl und in der Phantasie das Individuum sich selbst der Welt gegenüber betont, während es mit dem, einzig die Ursächlichkeit der Erscheinungen erfassenden Verstande sich der gemeinsamen Auffassung der Dinge unterordnet, so scheint damit vorläufig nur allgemein festgestellt zu sein, daß der Deutsche zur künstlerischen Thätigkeit überhaupt, die im starken persönlichen Gefühls- und Phantasieleben wurzelt, prädestiniert erscheint; ja der Einwurf, daß hiermit durchaus nichts Bestimmtes gesagt sei, dürfte erhoben werden. Und doch, wenn auch jede genaue Ermittelung des Verhältnisses, in welchem Gefühl, Phantasie und Verstand zu einander stehen, unmöglich

bleibt, genügt die Erkenntnis der allgemeinen Thatsache, daß bei dem Deutschen Gefühl und Phantasie besonders stark erregbar sind, um eine Erklärung der wichtigen Erscheinungen seines künstlerischen Schaffens zu begründen. Die nähere Bestimmung aber ergibt sich aus den Grenzen, welche dem Ausdrucksvermögen der einzelnen Künste gesetzt sind.

Ist alles künstlerische Schaffen seinem Wesen nach nur Gefühlsausdruck, so beruht der Stil, d. h. die gesetzmäßige Ausdrucksform, der verschiedenen Künste auf der Gestaltung dieser Form aus der jeder einzelnen Kunst besonders eigenen Ausdrucksmöglichkeit. Die Künste, deren Prinzip der Raum ist, die bildenden, können Gefühle nur mittelbar ausdrücken, indem sie durch die dargestellte Erscheinung auf das Wesen hindeuten, die Erscheinung zu einem Gleichnis des Wesens machen. Die Künste, deren Prinzip die Zeit ist, die Dichtkunst und die Musik, teilen das Gefühl unmittelbar mit und zwar am unmittelbarsten und entscheidendsten die Musik, indes die Dichtkunst, wenn sie nicht zur dramatischen Darstellung wird, in ihrer abstrakteren Berufung an die Phantasie die Erscheinungsvorstellung von der bildenden Kunst entlehnen muß.

Hierin liegt es nun begründet, daß weitaus das freieste und umfassendste Ausdrucksvermögen der Musik zu eigen ist, zumal wenn sie im Drama mit der Dichtkunst verbunden ist, und daß im Vergleich mit ihm die nur durch Erscheinungen zu uns redende, nicht direkt das Wesen mitteilende bildende Kunst eine beschränkte Möglichkeit, Gefühle auszudrücken, hat. Unter den bildenden Künsten aber wiederum nimmt in dieser Beziehung die Architektur die niedrigste, die Plastik die mittlere, die Malerei die höchste Stufe ein. Keineswegs soll damit eine Rangordnung der Künste aufgestellt werden, da die Vollkommenheit eines Werkes, mag sie nun in welcher Kunst immer uns entgegentreten, etwas Absolutes ist, sondern es soll nur darauf hingewiesen werden, daß den verschiedenen Künsten eine verschiedene Möglichkeit des Gefühlsausdruckes innewohnt, und daß die Vollkommenheit einer künstlerischen Schöpfung davon abhängt, inwieweit dem auszudrückenden Gefühl oder der künstlerischen Idee die Ausdrucksform der gewählten Kunst entspricht. Denn wir dürfen in diesem Sinne Stil als die Übereinstimmung der Ausdrucksform mit der Idee bezeichnen.

Indem wir uns nun die Frage, worin, verglichen mit Dichtkunst und Musik, die Beschränktheit der Ausdrucksmöglichkeit in der bildenden Kunst begründet ist, näher zu beantworten versuchen, finden wir die Erklärung darin, daß jedes Fühlen ein zeitlich in Bewegung, sei es in Gebärden, sei es in Sprache oder Ton, sich äußernder Vorgang ist. Bewegung aber kann in der bloß räumlichen Kunst nicht wirklich gegeben, sondern nur angedeutet werden, da jede Bewegung in ihr zu einem Dauernden wird. Die Bewegung so zu bestimmen, daß die Phantasie bei dem Bestreben, sie für wirklich zu halten, nicht in Widerstreit mit der Wahrnehmung des thatsächlichen Verharrens der bildlichen Erscheinung gerät, ist die Aufgabe des Bildners, und hier sieht sich selbst der Maler, der doch in den großen bindenden Einheitsfaktoren von Farbe und Licht starke Mittel, die beunruhigende Wirkung lebhaft bewegter Einzelkörper aufzuheben, besitzt und daher viel weiter als der nur durch Symmetrie und Proportionalität die Einheitsauffassung erzwingende Bildhauer gehen kann, genötigt, gewisse Grenzen einzuhalten. Schreitet der Bildner über diese hinaus, weiß er nicht durch jene Einheitsfaktoren selbst dem Vielbewegten den Stempel des Dauernden, der Ruhe, der Aufhebung der Bewegung im Ganzen aufzudrücken, so verhindert er die durch die Phantasie vermittelte einheitliche Gefühlsauffassung seines Werkes, beunruhigt das Gefühl, ohne es zu befriedigen, und scheitert, weil er die Schranken der Ausdrucksmöglichkeiten seiner Kunst durchbricht, in dem Bestreben, ein stilistisches Werk zu schaffen. Die unvergleichliche Vollendung vor allem der griechischen, dann der italienischen Gebilde

beruht in dieser Fähigkeit einer weisen Mäßigung des Gefühlsausdruckes zu gunsten einer harmonischen Gestaltung der Erscheinung. Gerade die Bändigung und Beschwichtigung seelischer Erregung, die Aufhebung aller Konflikte erscheint hier in der griechischen Plastik wie in der italienischen Malerei als die Bedingung vollendeter bildnerischer Wirkung. In diesem Sinne darf der antike, auf alle Künste seine Vorherrschaft ausdehnende plastische Geist als der äußerste Gegensatz zu dem modernen musikalischen bezeichnet werden.

Mit jenem Streben steht aber weiter eine bedeutungsvolle Erscheinung in innerem Zusammenhang: die Beschränkung nämlich, die sich die Antike und die italienische Renaissance im Stofflichen der Darstellung auferlegte. Mit dem echten Instinkt des bildenden Künstlers schied im Laufe der künstlerischen Entwickelung der Grieche immer mehr alle jene Vorwürfe aus seinem Schaffen aus, die für eine stilistische Durchbildung nicht geeignet waren. Die Zahl der Typen, in denen er die Normen des rein menschlichen Ideales verbildlichte, ist eine verhältnismäßig geringe. Nur durch solche Beschränkung war die Vollendung, der Stil zu erreichen. Kam ihm in bedeutungsvoller Weise sein Götterglaube und seine Mythologie hierfür zu Hilfe, so hat doch auch der christliche Italiener der Renaissance in der stofflichen Einschränkung das Heil der bildenden Kunst erkannt. Mit klarem Künstlerbewußtsein entschied er sich im Verlaufe der Ausbildung eines Stiles dafür, nur diejenigen unter den christlichen Vorstellungen zum Gegenstand seines Bildens zu machen, in welchen ein von allem Historischen losgelöstes Reinmenschliches und zugleich ein die Erregung heftiger Gefühle Vermeidendes, Dauerndes gegeben war. So wandte er sich in den Zeiten höchsten Könnens von der Beschäftigung mit dem Leiden Christi und der Glaubenszeugen, in dem doch der Kern allen christlichen Glaubens und Fühlens liegt, ab und begnügte sich, in den Typen vor allem der Madonna, als der Veranschaulichung ewig verständlicher Mutterliebe, dann einzelner heiliger und allegorischer Gestalten sowie in der Wiedergabe ruhiger genreartiger Vorgänge aus dem Leben Christi und seiner Nachfolger eine Schönheitsverklärung der Wirklichkeit zu geben. Diese auf die Wahl des Stoffes im allgemeinen sich geltend machende Beschränkung hängt aber weiter mit dem Streben nach möglichster Vereinfachung in der Darstellung, was die Einzelheiten: Figuren, Umgebung und Landschaft, betrifft, zusammen. Auch hierin sahen die griechischen und italienischen Bildner ein stilistisches Erfordernis ihrer Kunst.

Mäßigung in der Bewegungsdarstellung, Beschränkung im Stoffe und im Einzelnen im Hinblick auf eine typische Schönheitsgestaltung des Reinmenschlichen: hierin haben wir die wesentlichen Bedingungen für den vollendeten Stil der griechischen und italienischen bildenden Kunst zu gewahren. Gewonnen aber konnten dieselben nur werden durch eine Zurückdämmung des Verlangens nach Mitteilung erregten Gefühlslebens und eine Bändigung der mit diesem zusammenhängenden Phantasiethätigkeit; oder, wenn wir es anders ausdrücken wollen: in dem Umstande, daß bei jenen Völkern das Gefühls- und Phantasieleben nicht in gleich starker Weise die Verstandesthätigkeit überwiegt, wie es bei den Deutschen der Fall ist, liegt die Erklärung, daß die der Begabung jener Völker am meisten entsprechende Kunst die bildende war, deren vollendeter Stil nur aus einem gewissen Maß des Ausdrucksbedürfnisses hervorgehen kann.

Durchaus anders verhält es sich bei dem Deutschen. Bei ihm ist, um es kurz auszudrücken, ein Überschuß von Gefühlskraft und in ihr wurzelndem Phantasiereichtum über das in der bildenden Kunst ihren Gesetzen entsprechend zu Verwirklichende vorhanden. Die Ausdrucksmöglichkeiten dieser Kunst sind zu beschränkt, als daß sie dem Auszudrückenden Genüge leisten könnten: die Form ist zu eng für den in ihr zusammenzufassenden Gehalt, und an diesem Widerspruch

scheitert das Streben nach dem Stil. Von dem Gefühlsinhalt seiner Vorstellungen erregt und bestimmt, einzig bemüht, ihn ganz mitzuteilen und aller Mittel hierzu sich bedienend, verkennt der Deutsche die Grenzen der nur die Erscheinung veranschaulichenden, das Wesen nur andeutenden bildnerisch darstellenden Kunst und gerät infolgedessen in das Maßlose. Er möchte die Innerlichkeit, das Wesen unmittelbar sprechen lassen und findet doch hierfür in der bildenden Kunst eine Äußerungsform, welche nur mittelbar ausdrückt. Die Folge ist, daß er der Kunst Gewalt anthun, sie über ihr Vermögen hinaus steigern muß. Ihr, der räumlich Gestaltenden, wird die Ausdrucksfähigkeit, welche nur den im Zeitlichen sich äußernden Künsten verliehen ist, zugemutet.

Der Drang nach dem Ausdruck des Wesens, d. h. der unendlichen Mannigfaltigkeit innerer Gefühlsvorgänge, findet die einzige Möglichkeit ihrer Verdeutlichung in der Darstellung der Bewegung, denn nur in der Bewegung verrät sich das Seelenleben. Die Bewegung, welche die griechischen und italienischen Stilisten auf das geringste Maß zurückzuführen bemüht waren, wird das erste für die deutschen Kunstschöpfungen Charakteristische. In ihnen wird beständig und in jeder Beziehung die Ruhe in Bewegung aufgelöst, während bei jenen die Bewegung in Ruhe umgesetzt wurde.

Ist die Bewegungsdarstellung die logisch notwendige Wirkung des starken Gefühlsdranges im künstlerischen Schaffen, so erweckt zu gleicher Zeit der übergroße Reichtum der Einbildungskraft an Vorstellungen das Bedürfnis nach größter Mannigfaltigkeit in der Darstellung. Die unerschöpfliche Kraft der Erfindung führt, im Gegensatz zu der weisen Beschränkung im Stoffe und in den Details, die der Grieche und Italiener sich auferlegte, zur Überfülle der Vorwürfe und der Einzelheiten. Sie ist das zweite, die Gebilde deutscher Künstler kennzeichnende Element.

Wie die Darstellungsweise, so bestimmt weiter aber jener Drang auch das Verhältnis des Künstlers zur Natur. Dasselbe zeigt sich einmal als Naturalismus, als liebevolle Nachbildung der Wirklichkeit, die den Anlaß zu der unglücklichen Bezeichnung der deutschen Bildhauerei und Malerei als einer realistischen gegeben hat. Auch sie, weit entfernt davon, aus einer realistischen Neigung hervorzugehen, ist vielmehr nur die Folge jenes hohen Idealismus, der das Ziel aller Kunst in der Mitteilung der das innere Gefühlsleben spiegelnden Ideen sieht, ist das Mittel zu diesem Zweck. Die Verdeutlichung seelischer Vorgänge in der bildlichen Erscheinung verlangt mit Notwendigkeit, wie die Darstellung der Bewegung, so die Darstellung des Charakteristischen der Erscheinung. Dieses aber heißt soviel wie Individualisierung, und diese wiederum ist nur erreichbar durch die möglichst getreue Nachbildung der einzelnen Naturerscheinungen. Wie das Persönliche, Individuelle des deutschen Charakters in seiner starken Gefühlsanlage begründet ist, so ist sein Naturalismus in der bildenden Kunst die notwendige Gestaltungsform seines nach Ausdruck ringenden Gefühles. Nur durch die möglichst große Wahrheit, d. h. der Wirklichkeit entsprechende Drastik der Gebärdensprache und Charakterbildung, darf er den beabsichtigten Eindruck auf Phantasie und Gefühl anderer hervorzubringen hoffen, und immer wieder, selbst da, wo er mit Bewußtsein das allgemein Typische göttlicher Erscheinung geben möchte, stört ihm das unabweisbar sich einstellende Herzensbedürfnis nach dem greifbar Natürlichen menschlichen Empfindens die Hervorbringung einer in unnahbare Fernen entrückenden Schönheit.

Dieselbe Gefühlskraft aber, welche, um der Legende, Geschichte oder Dichtung entnommene Vorstellungen von erschütterndem oder sanft bewegendem Inhalt zu einer entsprechend wirkenden Veranschaulichung zu bringen, die Natur getreu nachbildet, erhebt sich, dem Alltagsleben- und

Sein gegenüber oder durch absonderliche Ideen bestimmt, als **Phantastik** zum freien und kühnen Spiel mit den Erscheinungen. Selbst das Unauffallendste, Alltägliche bietet in seinen charakteristischen Zügen der Einbildungskraft den Ausgangspunkt einer bald übertreibenden, bald willkürlich umgestaltenden Thätigkeit, deren Ziel es ist, dem Geringfügigen Bedeutung, weil Gefühlswert, zu verleihen. Diese Neigung macht es deutlich, wie ganz der Naturalismus nur höheren Zwecken dient. Weit entfernt davon, zur Sklavin der Realität zu werden, bewährt die Einbildungskraft ihre Herrscherrechte, wo immer das Gefühl nur durch solche Steigerung des Charakteristischen oder durch willkürliche Erfindung erregt werden kann. So ist der Drang zum drastisch Übertreibenden und Absonderlichen, die dem Deutschen eigene Phantastik, nur das nach einer anderen Seite als der Naturalismus gerichtete Ausdrucksverlangen. Wie dieser, erklärt sich auch das Spiel des **Humors** mit der Wirklichkeit nur aus diesem Verlangen.

Jedes einzelne Ding hat eben nur Bedeutung für den Deutschen als die individuelle Erscheinung eines allgemeinen Wesenhaften. In diesem, in dem **Innerlichen**, nicht in dem Äußeren, erfaßt er das Typische. So wird er von seiner Veranlagung dazu gedrängt, nicht in dem Gesetzmäßigen, Schönen, sondern in dem Charakteristischen sein Ideal zu suchen, weil er das Reinmenschliche in den Tiefen der Seele, nicht an der Oberfläche der Erscheinung gewahrt. Aus stärkstem Idealismus zugleich ein Naturalist und ein Phantast, leistet er, nur seiner Gefühlsnotwendigkeit folgend, auf die gerade der bildenden Kunst eigenen Mittel, in der Schönheit ein entzückendes Gleichnis allgemeinster Wesenszustände und -Eigenschaften zu geben, Verzicht.

Hierin eben liegt es: nicht ein Gleichnis, sondern das Wesen selbst möchte er bringen. Hierfür aber bietet die bildende Kunst nicht die Möglichkeit. **In der Unangemessenheit dieser Kunstart zu dem Ausdrucksbedürfnis** beruht, wenn wir das Problem im weitesten Sinne fassen, das Geheimnis der Eigenart der bildnerischen deutschen Werke. In der übermäßigen Bewegung und Fülle einerseits, in der Individualisierung und Phantastik der Darstellung anderseits offenbart sich zugleich die seelische Größe und Kraft der Künstler und das Mißverhältnis zwischen ihren Ideen und dem Zwange bildnerischen Stiles. Indes der erstaunliche Erfindungsreichtum, die unvergleichliche Beobachtungsgabe, die zwingende Kraft seelischen Ausdruckes uns unwiderstehlich fesselt und zur tiefsten Bewunderung zwingt, fühlen wir im Schauen doch nicht jene beseligende Befriedigung, welche die vollendeten Kunstschöpfungen unserem Gefühle gewähren. Eine Erregung bemächtigt sich unserer, die durch das Kunstwerk selbst nicht beschwichtigt wird und daher zum Sehnen nach einer Befreiung wird. Was wir unbewußt verlangen, ist das Wort, ist der Ton, nach dem alles in diesen stummen Gebilden drängt; erst darin wäre die Erlösung dieses nach dem unmittelbarsten seelischen Ausdruck ringenden künstlerischen Schaffens und unseres Nachempfindens gegeben.

Die deutschen Meister des Mittelalters und der Renaissance waren an Idealismus und Genialität ihren italienischen Zeitgenossen wahrlich gewachsen, ja ihnen an Reichtum des Empfindens und Erfindens überlegen, aber was sie geschaffen, ist an Vollendung den Werken jener nicht zu vergleichen. Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruches hat sich aus der Erkenntnis des allzu starken Gefühles und Phantasielebens mit Sicherheit ergeben. Alle Einzelthatsachen der Eigenart bildnerischen Schaffens auf dem Gebiete der verschiedenen Künste in Deutschland werden auf Grund dieser allgemeinen Erwägungen über das Verhältnis des deutschen Wesens zu den Ausdrucksmitteln bildender Kunst und in Berücksichtigung der als wesentlichen und notwendig sich ergebenden Darstellungsprinzipien: **der Bewegung, der Fülle, der Individualistik und der Phantastik**, ihre Erklärung finden.

Fassen wir zunächst aber die Grundzüge der Geschichte der bildenden Künste in Deutschland im besonderen Hinblick auf die Unterscheidung original schöpferischer und abhängiger Perioden und Bestrebungen zusammen. Wie die christliche germanische Kultur in ihren Anfängen an die römische, so knüpft auch die erste höhere bildnerische Thätigkeit im Norden an die Kunst des Südens an. Nur auf dem Gebiete der Ornamentik begegnen uns (freilich, wie sich immer mehr herausstellt, in nur beschränktem Maße) originale Formen, die aber schon früh von den römischen und später den byzantinischen verdrängt oder wenigstens modifiziert werden. Der früheste Steinbau, welcher die uns noch gänzlich unbekannte ältere Holzarchitektur verdrängt, ist der römischen Kunst, die ja vor allem in den Rheinlanden sich bethätigt hatte, entlehnt. Sieht man von der ganz im antiken Sinne gehaltenen Wiederherstellung der aus einer römischen Gerichtshalle in eine christliche Andachtsstätte verwandelten Basilika von Trier ab, so ist kein monumentaler Bau aus den Zeiten vor Karl dem Großen erhalten. Mit vollem Bewußtsein knüpfte dieser die deutsche Kultur erst begründende Kaiser in seinen großartigen baulichen Unternehmungen, in der kirchlichen wie der profanen Architektur an die spätantike und byzantinische Kunst, wie er sie besonders in dem ehemaligen Sitze der Ostgotenherrschaft, Ravenna, kennen lernte, an. Mit den Typen der altchristlichen Basilika und des Zentralbaues kommen die bereits früher am Rhein eingebürgerten Formen der korinthischen und ionischen Säulenordnungen und die Technik des Wölbens zu neuer Bedeutung.

Die Geschichte der Bauthätigkeit bis zum Jahre 1000 bezeichnet eine Verrohung dieser Formenbildung und ein allmähliches durch die allgemeine Verbreitung der Säulenbasilika veranlaßtes Sichabwenden vom Gewölbebau. Derselbe prinzipielle Anschluß an die altchristliche römische Kunst, wie in der Architektur, zeigt sich in der Miniaturmalerei und der nur in der Kleinkunst, namentlich den Elfenbeindiptychen, sich bethätigenden Plastik. Die antiken dekorativen Elemente gewinnen eine bedeutungsvolle Stellung neben den nordischen. Im Kunstgewerblichen, das uns fast ausschließlich aus Werken der Goldschmiedekunst bekannt ist, macht sich im Zellenschmelz, in der Filigranfädenarbeit und dem Besatz mit Steinen eine rohe Nachahmung der ausgebildeten byzantinischen Technik geltend. Von eigentlich deutschen Formen kann, wenn von gewissen charakteristischen Ornamenten in den Miniaturen abgesehen wird, kaum die Rede in diesem Zeitraum sein, wohl aber macht sich in ersten Versuchen einer Umwandlung des Antiken, vor allem in den Kapitälbildungen der sächsischen Baumeister sowie in gewissen Änderungen der Gestaltung der Basilika wie der Anlage eines Doppelchores, des Kreuzschiffes, der Krypta und frei vor der Fassade errichteter Türme, eine erfinderisch neuen eigenen Idealen sich zuwendende Richtung bemerkbar.

Mit dem Jahre 1000 gewinnt diese Richtung als romanischer Stil ihren deutlichen Charakter, entsteht, und zwar zunächst in der Architektur, eine selbständige deutsche Kunst. Ihre erste bedeutsame Entwickelung findet sie in den sächsischen Landen durch die rhythmische Ausbildung des Stützenwechsels in der holzgedeckten Basilika und der ein- oder zweitürmigen Fassade, ihre weitere reiche Ausbildung in dem vieltürmigen gebundenen Gewölbesystem der Rheinlande. Zugleich wandelt ein erstarktes Formengefühl die antiken Dekorationselemente in der Architektur wie im Kunstgewerbe, das in der Goldschmiedekunst die mit Grubenschmelz verzierte Bronzearbeit bevorzugt und daneben die Eisentechnik, die Holzschnitzerei, die Glasmalerei sowie eine reichere Thätigkeit in Weberei und Stickerei angewandt zeigt, zu ganz neuen eigenartigen Gebilden um. In Plastik und Malerei ringt sich aus der antikisierenden und byzantinisierenden Manier eine naive nationale Richtung empor, welche, den von der

Baukunst ihr auferlegten Gesetzen gehorchend, aus rohen Anfängen bis zu hohem, als architektonisch zu bezeichnendem Stil im 13. Jahrhundert gelangt, in der Plastik freilich nicht ohne Verwertung der während des 12. Jahrhunderts im Norden Frankreichs erreichten Stilelemente.

Von Frankreich aus erhält Deutschland auch die konstruktiven Prinzipien des bereits in der Mitte des 12. Jahrhunderts in der Isle de France sich bildenden gotischen Stiles. An seinem romanischen Ideale aber noch mit Zähigkeit festhaltend, schätzt der Deutsche den Spitzbogen zunächst nur nach seinem dekorativen Werte und führt ihn in dem sogenannten Übergangsstile in das romanische System ein, welches damit einer Entartung verfällt. Erst um 1230 beginnt sich der französisch-gotische Stil, der früher fälschlich als charakteristisches Erzeugnis deutscher Kunst aufgefaßt wurde, einzubürgern. Obgleich von einem anderen Volke entlehnt, wird derselbe doch als ein den eigenen Bestrebungen verwandtes, weil von dem germanischen Geiste Nordfrankreichs erfundenes Ideal mit Leidenschaftlichkeit aufgenommen und in deutschem Sinne seiner, von den anderen Völkern vermiedenen extremsten Ausbildung entgegengeführt, die in der Hallenkirche ihren Abschluß erreicht.

Die von der Baukunst zunächst noch abhängigen Künste der Bildhauerei und Malerei, wie auch das Kunstgewerbe konnten gleichfalls von französischem Geiste nicht unbeeinflußt bleiben. Je mehr sie sich aber von dem Zwange architektonischer Herrschaft befreien, wozu die Eigenart des gotischen Stiles ebenso wie die im Bürgertum erwachsende individuelle Selbständigkeit des Fühlens und Denkens drängten, desto stärker und unmittelbarer macht sich das deutsche Wesen geltend, bis es, seit dem Ende des 14. Jahrhunderts dem unvoreingenommenen Studium der Natur sich zuwendend und zugleich von steigender religiöser Bewegung erregt, seinen durchaus freien und ursprünglichen Ausdruck in den verschiedenen Maler- und Bildhauerschulen, unter welchen die rheinische, die fränkische und die schwäbische den ausgeprägtesten Charakter zeigen, findet. Was von der flandrischen, in der Wirklichkeitsbeobachtung und im Technischen vorgeschritteneren Kunst der Tafelmalerei in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gelernt wird, dient nun dem höchsten Aufschwunge, den, zu gleicher Zeit wie in Italien, die Malerei und Plastik in den Werken großer Meister, vor allem Albrecht Dürers, einnimmt.

Auch ohne den Eintritt der Reformation hätte, wie in Italien, auf diese höchste Entfaltung deutschen Geistes in den zeichnenden Künsten nur ein Verfall folgen können: die tiefe innere religiöse Bewegung aber lenkte die Seele der Deutschen so entscheidend von der bildnerischen, mit der Welt der Erscheinungen sich beschäftigenden Kunst ab, daß eine lange Nachblüte der großen Zeit, wie sie in Italien eintrat, in Deutschland unmöglich wurde. Nur die Baukunst, und zwar als eine den immer größere Ansprüche erhebenden Fürsten und Patriziern dienende profane Luxuskunst, und mit ihr das auf allen Gebieten in unbeschränkter Fülle schaffende Kunstgewerbe erfreuten sich lebhafterer Bethätigung zu einer Zeit, in welcher Malerei und Plastik jede Bedeutung verloren.

Die Nachblüte der selbständig schöpferischen Zeit tritt demnach in der Architektur und in der Kleinkunst zu Tage. Wie stark noch die formenbildende Kraft war, zeigt das Verhalten der deutschen Künstler und Handwerker gegenüber der unwiderstehlich von Italien sich ausbreitenden Renaissance. Mit souveräner Willkür wird das südliche, dem deutschen Wesen ganz fremde Ideal dem eigenen Bedürfnis und Geschmack angepaßt und zum Gegenstand frei umwandelnden Spieles gemacht, aber der tiefe innere Widerspruch, der zwischen den Prinzipien jener Kunst und dem deutschen Kunsttriebe bestand, mußte je länger, desto mehr zu einer vollständigen Entartung des bildenden Schaffens führen, und so ist das Deutschtum hier bald nur in der Entstellung wahrnehmbar.

Immerhin äußert es sich im 16. Jahrhundert stark und bedeutungsvoll, vergleichen wir die künstlerische Thätigkeit in den folgenden. Gerne möchte man fragen, ob nicht auch in Deutschland, wie in Holland, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die weitere Entwickelung einer dem Profanen sich widmenden Malerei hätte entstehen können, hätte nicht jener furchtbare, aber notwendige Religionskrieg jede äußere Kulturbethätigung unmöglich gemacht. Es erscheint mehr als denkbar, wahrscheinlich. Wer aber möchte es beklagen? Der zur äußeren Waffenentscheidung drängende Widerstreit innerer Seelenmächte, so erschreckende Rohheit der Sitten seine Folge war, stählte für kommende Aufgaben einer großen neuen Kultur. Unmerklich, in der heimlichen Verborgenheit inneren Lebens erwuchs ein neues künstlerisches Sehnen, ein neues künstlerisches Ideal. In den Passionen und Kantaten Sebastian Bachs offenbarte es sich mit erschütternder Gewalt. Was wollen die Prachtpaläste der Fürsten, die prunkhaften Kirchen der Katholiken, die nüchternen Gotteshäuser der Protestanten bedeuten gegenüber der tiefen Notwendigkeit dieser Offenbarung? Sie ist das unwiderlegliche Bekenntnis, daß deutsches Wesen eine andere Sprache als die der bildenden Kunst gefunden hatte, um sich in allverständlicher Weise auszudrücken. Die Baukunst des 17. und 18. Jahrhunderts, abhängig von fremden Vorbildern, mochte es nun das wilde römische Barock, die nichtssagende, über Holland gekommene Palladieske, klassische Langeweile oder endlich die lüsterne Eleganz des französischen Louis XV sein, und nicht minder Plastik, Malerei und Kunstgewerbe lehrt uns die Selbstentfremdung der höheren Klassen Deutschlands kennen. Wenn auch dem geschärften Blick die unausrottbare Eigenart deutschen Wesens in der Umgestaltung fremder Formen sich bemerkbar macht, wenn dasselbe auch aus den Werken einzelner edler Meister unverkennbar hervorleuchtet, wie so durchaus anders geartet ist doch dieses Verhalten dem Fremden gegenüber, als es im Mittelalter gewesen war!

Mächtiger aber und mächtiger wuchs zu gleicher Zeit die Ausdrucksfähigkeit des Gefühles, neue Formen sich schaffend, auf dem Gebiete der zeitlichen Künste, der Dichtkunst und Musik. In immer sich steigernder Formvollendung ward das aus der Reformationsbewegung hervorgegangene Ideal zu künstlerischen Thaten. Von ihnen begeistert und inspiriert glaubte im Anfange unseres Jahrhunderts auch der bildende Künstler, die Zeit eines neuen Aufschwunges, einer neuen Entwickelung der Kunst in echt deutschem Sinne sei gekommen. Ein edler Wahn, den als solchen die folgende Zeit erkennen lassen sollte. Die Seele des Volkes hatte in Wort und Ton eine andere, ihre Gefühle und Ideen in unmittelbarer und einzig vollkommen entsprechender Weise ausdrückende Sprache gefunden, in die sie alle ihre Kraft ergoß. Sie bedurfte der Bildnerei nicht mehr. Indessen sie, vorwärts drängend zu einem immer universaleren, immer gesetzmäßigeren einheitlichen Appell an das Gefühl, schließlich im musikalischen Drama den Bund zwischen Dichtkunst und Tonkunst hervorbrachte, ward die bildende Kunst zu einer willkürlichen Bethätigung des Luxusbedürfnisses, von wechselnder Mode abhängig, allen äußeren Einflüssen unterworfen, ein bedeutungsloses Produkt der Zeitverhältnisse.

Und so tritt sie uns auch in unserer Zeit entgegen, so gerne uns auch der fieberhafte Betrieb des Bildens und Malens, das überschwengliche Ausstellungswesen und der erregte öffentliche Meinungsaustausch über die beständig wechselnden Prinzipien und Richtungen von dem Gegenteil überzeugen möchten. Kein allgemeines inneres Bedürfnis, kein aus solchem heraus erstrebtes Ideal, welches die Kraft der Phantasie auf bestimmte Aufgaben beschränkt und sammelt, beseelt diese vielzersplitterte, auf Erfindung immer neuer, bald wieder sich abnutzender Reize angewiesene und beständiger, verstandesgemäßer Selbstrechtfertigung bedürfende Geschäftigkeit. Die gleiche untergeordnete Rolle willkürlicher Luxusexistenz, welche dereinst im Italien

der Renaissance die Dichtkunst neben der bildenden Kunst gespielt hat, spielt im Deutschland des 19. Jahrhunderts die bildende Kunst neben Dichtkunst und Musik.

Was uns die wenigen, individuelle Art ausdrückenden schöpferischen Geister dieses Jahrhunderts im Gegensatz zu allen den internationalen Kunstbetreibenden über deutsche Eigenart zu sagen haben, kann nur als ein Beitrag zu den aus großen Schaffensperioden gewonnenen Auffassungen betrachtet werden, und nur indem auf jene Perioden das Schwergewicht der Untersuchung gelegt wird, darf ein entscheidender Aufschluß erreicht werden. Der eine Albrecht Dürer, in dessen Schaffen das deutsche bildnerische Vermögen seinen unvergleichlich höchsten und vielseitigsten Ausdruck gewonnen hat, verrät uns mehr vom deutschen Wesen als die Summe aller Werke bildender Kunst, die in den drei seit seiner Zeit verflossenen Jahrhunderten entstanden sind, und nur die tief eindringende Beschäftigung mit den mittelalterlichen Kunstdenkmälern, mit der original starken Periode bildnerischen Schaffens ermöglicht eine Erkenntnis davon, welche Elemente in der Kunstthätigkeit Deutschlands seit dem Ende des 16. Jahrhunderts als wirklich bedeutungsvolle deutsche anzusehen sind. In der Betrachtung jener großen Zeit also vor allem ist der Aufschluß über die uns zu beschäftigende Frage zu gewinnen.

2. Das Ornament.

Die Anfänge germanischer Kunstthätigkeit, welche wie bei allen Völkern im Ornamentalen liegen, entziehen sich noch einer klaren Erkenntnis. Wohl zeigen die auf fränkischen und alemannischen Gerätschaften zur Zeit der Merowingerherrschaft angebrachten Verzierungen Bildungen von ausgesprochener Eigenart, die bereits im 7. Jahrhundert auch als Miniaturenschmuck in den Manuskripten erscheinen, aber über die Entstehung dieser Dekorationsweise lassen sich bis jetzt nur Vermutungen äußern. Auf den ersten Blick möchte man geneigt sein, die kunstreich verwickelte Verschlingung von Bändern oder Riemen, die zumeist mit Tierformen verbunden sind, gegenüber den ersichtlich der römischen Kunst entlehnten vegetabilischen und einfach linearen Formen für eine originale, rein germanische Erfindung zu halten; eine vorsichtigere Erwägung aber dürfte doch vielleicht zu der Annahme kommen, daß das bei den Römern vielfach in ausgedehntem Maße, namentlich in den Fußbodenmosaiken angewandte Flechtband die Anregung zu jener Ornamentik gegeben habe. Läßt sich doch die antike, einfach gekreuzte Form desselben auf vielen früheren Fundstücken nachweisen, und zeigen die ältesten Beispiele einer freieren Riemenverschlingung in ihrer strengen symmetrischen Anordnung noch das Nachklingen des antiken Formengefühles.

Wie die arabische Kunst jenes spätrömische Flechtmotiv als Ausgangspunkt ihrer der Arabeske zu Grunde gelegten geometrischen Anordnung nimmt, wie die byzantinische Kunst es in einer freilich einfacheren und der räumlichen Disposition nach gesetzmäßigeren Weise mit Vorliebe verwertet, wie die longobardisch-italienische Kunstübung es sich und zwar besonders in einer eckigen Verknüpfung zu eigen macht, so haben offenbar und in einer viel umfänglicheren Weise auch die Kelten und Germanen, deren Formengefühl in diesen früheren Zeiten nahe verwandt erscheint, dies Dekorationselement übernommen. Bedeutungsvoll und kennzeichnend für ihre künstlerische Anlage ist aber die Art, in der sie es gethan haben. Im äußersten Gegensatz zu der geometrischen Verallgemeinerung der Araber zeigt sich bei ihnen die Naturalisierung in der Umwandlung jenes Flechtbandes in ein ledernes Riemenwerk. Es ist das Verlangen nach Charakteristik, das sich hierin deutlich offenbart. Jeder Zweifel über diese direkte Hinwendung zur Nachahmung der Wirklichkeit schwindet angesichts der scharfen Kennzeichnung der Bänder

als Lederriemen, wie wir sie auf Gebrauchsgegenständen der merowingischen Zeit gewahren, durch die in jedem anderen Material undenkbaren Einschnitte.

Schon in diesen ältesten Zeugnissen selbständiger Bethätigung des Kunstsinnes macht sich zu gleicher Zeit das Bestreben nach komplizierterer Verschlingung, als sie die Antike kannte, d. h. nach einer mannigfaltigeren Bewegung und Fülle geltend. Wiederholt erscheint der Riemen mit einem schmalen Bande umwickelt, dessen frei abstehende Enden als Raumfüllung benutzt sind, und die Verknüpfung wird künstlich, ja für das Auge verwirrend. Und schon bemächtigt sich auch die Phantasie des kaum gewonnenen naturalistischen Motives, um mit ihm willkürlich zu spielen. Sie benutzt hierzu die freien Enden der Riemen, die aus rein ästhetischen Raumrücksichten einer Charakterisierung bedürfen. Zuerst war, wie es scheint, auch hierfür eine naturalistische Lösung gefunden worden, indem man die am Riemenende angebrachte kleine Bandschleife in ösenartiger Form nachahmte. Ist es die Ähnlichkeit dieser Öse mit einem Tierkopfe gewesen, welche auf den Gedanken der Hinzufügung solcher **Tierköpfe** geführt hat? Die ältesten im Ornament angewandten Formen derselben, deren Auge der Öse, deren Schnabel den beiden Bandenden entspricht, scheint unverkennbar darauf hinzuweisen; gleichen doch die Bandschlingen, ohne daß bei ihnen an ein Tier gedacht wäre, unmittelbar Vogel- oder Eidechsen- oder Schlangenköpfen. Die durch Tacitus bezeugte Anwendung von Tieren auf den deutschen Feldzeichen zeigt, daß die Germanen, wie so viele andere Völker in primitiver Zeit, die Nachbildung von Tieren liebten, und das Anbringen von Tierköpfen als Endigungsmotiven an den Balkenköpfen der Holzhäuser, aus der späteren Verbreitung im Norden als eine sehr alte Verzierungsweise nachweisbar, muß jener ursprünglich aus einer Verkennung der Bandschlinge hervorgehenden Tierkopfverzierung des Riemenwerkes Vorschub geleistet haben. Als weitere Folge ergab sich die Kennzeichnung anderer Riemenenden als Schwanz und als Beine.

So entstand aus einer wunderlichen Mischung von Naturnachahmung und Phantastik jene durch verwickelte Bewegung und äußerste Raumausfüllung ausgezeichnete **Riemen- und Tierverschlingungsornamentik**. Sie ist der erste, wie wir sahen, schon alle Besonderheiten aufweisende Ausdruck germanischer bildnerischer Eigenart. Schon sind wir weitab von allem Stilgefühl südlicher Völker, obgleich der Nordländer von antiken Dekorationselementen seinen Ausgang genommen hat. Neben dieser starken Neubildung erscheint in der vorkarolingischen Zeit die Umbildung des vegetabilischen antiken Ornamentes vernachlässigt, ja es ist bezeichnend, daß die irische Kunst, die jene Verschlingungsornamentik nun in den Miniaturen bis zu den äußersten, ja wundersamsten Möglichkeiten ausbildet, die Pflanze gar nicht verwendet. Nur geometrische Motive, wie das Treppenmuster, das sogenannte Z-Motiv, die Punktierung und die zu einem fast unerklärlichen strudelnden Wirrsal der Bewegung gebrachte Spirale tauchen daneben auf.

Daß die für die irische, durch Missionare weit in Deutschland und Skandinavien verbreitete Kunst charakteristische vollständige Umbildung des Riemenwerkes in schmale, langgestreckte Tierkörper — daneben erhielt sich die Riemen- und Bandverknüpfung in mannigfachen Kombinationen —, in direkter Beziehung zu jenem fränkisch-alemannischen Umwandlungsprozeß steht, geht vor allem aus der Kopfbildung der zwei vorzugsweise gegebenen Tiere: eines hundeartigen Vierfüßlers und eines mit einem Schopf versehenen reiherartigen Vogels, hervor. Die runde Kopfform, das große Auge und das tiefgespaltene Maul lassen die Urform der Bandschlinge noch durchschimmern. So fand der Deutsche in den irischen Miniaturen nur eine sehr gesteigerte Entwickelung seines eigenen Ornamentschemas wieder und wurde in der lange Zeit währenden Nachahmung des keltischen Stiles sich selbst nicht untreu.

Eine weitere Ausbildung dieser unvergleichlich phantasievollen, aber überkünstlichen und überreichen Verzierungsweise mußte, wie wir es an den Holzschnitzereien in Skandinavien gewahren, zu einem jedes Stilgefühl aufhebenden Wirrsal führen. So dürfen wir es denn als kein Unglück betrachten, daß Karls des Großen Bestrebungen in Deutschland die Bedeutung der einfachen antiken Stilformen wieder ins Bewußtsein riefen. Aus der wunderlichen Verirrung in die Verschlingungsdekoration kehrten die Künstler zum Studium der römischen Kunst, dem sich bald die Beschäftigung mit den technisch lehrreichen byzantinischen Schöpfungen gesellte, zurück und wandten nun ihre Aufmerksamkeit besonders dem Pflanzenornament der Antike zu. Hält sich der Baumeister in der Bildung der Kapitäle mit Treue an die römisch-korinthische Form, so nehmen die vielbeschäftigten Miniatoren für Initialen und Randleisteneinfassung der Seiten die antike Ranke sowohl in ihrer fortlaufenden als in ihrer intermittierenden Form, die Blattreihe, die ganze und halbe Palmette, das Akanthusblatt, ja auch die spielend in das Blattwerk gesetzten menschlichen und tierischen Figuren auf, ohne daß sie aber doch ihre Bandverschlingung aufgeben; diese wird jenen Elementen zunächst äußerlich gesellt, verbindet sich bald aber, namentlich in den hierzu sich eignenden Initialen, mit dem Blattwerk und zwar in der Weise, daß allmählich der Rankenstil zum Band oder zur Tiergestalt wird.

Wie in diesem bedeutungsvollen Kompromiß, welcher seine organische Gestaltung erst in der romanischen Periode gewinnt, so zeigt sich die nordische Eigenart in der karolingischen Zeit aber auch in anderem. Zunächst in der Veränderung antiker Pflanzenformen nach der naturalistischen Seite hin und in der Einfügung neuer, der Wirklichkeit entlehnter Formen, weiter in der Betonung der Beweglichkeit der Blätter, dann in der auf maßvolle Anfänge bald folgenden großen Häufung von Ornamenten, welche jede leere Stelle bedecken möchten und sich, wie z. B. in einer dreifachen Neben- und Ineinanderordnung des Mäanders, vervielfältigen, und endlich in der erfindungsreichen Ausbeutung des Gedankens eines mit Figuren ausgeschmückten Rankenwerkes. Die eingeborene Vorliebe für die Darstellung bewegten organischen Lebens, welche früher die Lederriemen zu Tieren gemacht hatte, benutzt jetzt die in der Antike direkt gegebenen Anregungen zu einer reichlichen, die Einförmigkeit unfreier Pflanzenbewegung durchbrechenden Verwertung in willkürlicher Freiheit sich bewegender menschlicher und tierischer Figuren.

So bereitet sich der **romanische Stil** vor, in dessen Ornamentik die römischen und byzantinischen Formen zu einem originellen Neuen umgebildet erscheinen. Der deutsche Geist wird des Fremden Herr. Die Geschichte der künstlerischen Entwickelung von 1000 bis 1200 ist die immer stärkere Befreiung von den vielleicht wohlthätigen, aber doch hemmenden Fesseln, durch welche die antike Formenwelt die germanische Phantasie gebunden hatte. Diese Entwickelung an den Zierformen mit wenigen Worten nachzuweisen, ist eine bis jetzt fast unmögliche Aufgabe. Noch fehlen hierfür alle eindringenden Untersuchungen, wie sie mit glücklichstem Verständnis und bewundernswertem Scharfsinn für die Geschichte des antiken Pflanzenornamentes von Riegl angestellt worden sind; hierzu fehlt es vor allem auch an einer kritisch genauen Scheidung der deutschen Stilprinzipien von denen der anderen nordischen Völker.

Als das wesentlich Charakteristische der deutschen romanischen Dekorationskunst erscheint, verglichen mit der römischen, ganz allgemein gefaßt, einmal die viel größere Mannigfaltigkeit der Elemente, zweitens die weitgehende Unabhängigkeit von architektonischen Bedingungen und drittens die frei erfinderische Tendenz. Für alle drei Erscheinungen ist die ihrem eigenen Drange folgende selbstherrliche Phantasie verantwortlich zu machen. Indem sie eine unübersehbare Fülle bestrickender Motive schuf, mußte sie auf die Schöpfung eines eigentlichen ornamentalen Stiles

verzichten. Indessen die arabische Kunst, welche ihre formalen Elemente direkt der byzantinischen, indirekt der griechisch-römischen Kunst entnahm, durch Beschränkung auf eine geometrisierende Verwendung des Entlehnten es zu strenger, freilich im Grunde erfindungsarmer Gesetzmäßigkeit brachte, zersplitterte sich die deutsch-romanische Kunst in Hervorbringung immer neuer Gestaltungsmotive. Die Möglichkeiten, welche ihr aus der Verbindung des frei umgewandelten Pflanzenornamentes mit der Bandverschlingung und den phantastischen Tier- und Menschenformen entstanden, waren unendliche. Vollständig ungehindert in der Initialenbildung, die uns denn auch die erstaunlichsten Beispiele wachsend üppiger Kombinationen zeigt, nahm auch im architektonischen Schmucke der Deutsche nur auf die unumgänglichsten Gesetze räumlicher Einteilung Rücksicht, bewahrte in der Anordnung der Eckblätter oder -Gestalten am Kapitäl nur eine ganz entfernte Erinnerung an die Funktionsbedeutung des korinthischen Akanthus und seiner Spiralen, umzog kleinere Säulenschäfte und Bogen mit äußerlicher Ornamentik in verschiedenartigsten Mustern und kehrte sich in dem streifenweisen Gliedern der gemalten Simse häufig genug wenig an die architektonische Symbolik derselben. Jeder Sinn für die Einheitlichkeit des Dekorationsprinzipes an einem ganzen Bau, wie sie die antike Kunst ausgezeichnet hatte, geht ihm ab.

Frägt man, worin nun aber die charakteristischen Hauptmerkmale des romanischen Ornamentes bestehen, so wäre ungefähr folgendes anzugeben. Die ältere Bandverknüpfung ergibt, indem sie sich mit den Pflanzenranken verbindet, in den Initialen eine **rankenartige Verschlingung** eines mit ganz kleinen Blättchen besetzten, unverhältnismäßig starken, runden Stengels, der häufig aus einem Tier-, namentlich Drachenkörper entspringt. Nach und nach wächst das Blattwerk an Größe und Fülle und trägt so schließlich den Sieg über das modifizierte Bandflechtwerk davon. Im plastischen Ornament an Streifen und an Kapitälen, wo das Bandwerk anfangs reichlich, bald riemenartig, bald tier-, vorzugsweise schlangenartig geformt, seine Windungen zieht, lernt es sich, durch kleine Diamantquaderchen oder Knöpfe geschmückt, allmählich damit begnügen, den Spiralenstengel zu ersetzen oder die Blätter einfach als Binde zu umschlingen oder endlich als ein Bogenfries die in seinen Halbkreis eingefügten Blätter zu überspannen. Wird doch allmählich das Blattwerk selbst, namentlich wenn es Tiere und Menschen mit in sich hineinzieht, lebendig und ausdrucksvoll genug, um dem Phantasiebedürfnis zu entsprechen.

Dieses **Blattwerk** selbst aber kann seine Herkunft aus dem antiken Akanthus nicht verleugnen, obgleich die Umformung eine so starke ist, daß man lange seine Abstammung verkannt hat. Es wäre irrig, wollte man die Ursache dieser Befreiung von jeder direkten Nachahmung in dem allerdings vorhandenen Mangel an künstlerischer Technik finden; nicht aus einem Negativen, sondern einem Positiven erklärt sie sich, und dies ist vor allem das Verlangen nach Mannigfaltigkeit. Wie arm mußte der schaffensbegierigen Einbildungskraft des Germanen die typische Wiederholung des korinthischen Akanthuskapitäles und der Akanthusranke in der Architektur erscheinen: der Möglichkeiten für die Anordnung und Gestaltung der Blätter gab es ja so zahllos viele, daß auch nicht **ein** Kapitäl dem anderen zu gleichen brauchte, so wenig als je die Form eines Initiales zu wiederholen nötig war. Der Drang nach Individualisierung machte sich unwiderstehlich geltend, da aber die Phantasiethätigkeit noch weitaus die Naturbeobachtung überwog, wurde diese Individualisierung durch ein frei formendes Spiel mit den die Anschauung doch allgemein beherrschenden römischen und byzantinischen Blatt- und Rankengebilden erzielt. Der vielgeklüftete, zackige Akanthus in seiner lebensvollen Zweig-, Palmetten- und Halbpalmettenform wurde vereinfacht und verallgemeinert: nur die Rippen und eine nicht tief eingreifende Auszackung der Umrisse bleiben von dem reichen Gebilde übrig. Dasselbe wird

gleichsam wieder auf seine einfache, mehr geometrische Form zurückgeführt, aus der es einst in langer Entwickelung entstanden war, und damit kommen auch wieder im Gegensatz zu den eigentlichen Pflanzenranken die ursprünglichen Formen eines zusammenhängenden Ornamentes in der bogenförmigen oder reciproken Nebeneinanderreihung zur vorwiegenden Bedeutung, wie andrerseits die rein geometrischen einfachen Formen des Zickzack, der Raute, des Schachbrettmusters mit Vorliebe angewendet werden, freilich von dem phantasievolleren Deutschen in geringerem Maße als von dem stammverwandten Angloſachſen und Normannen.

Läßt sich diese geometrisierende Tendenz der deutschen romanischen Kunst ganz allgemein dem gleichen Bestreben bei den Arabern vergleichen, so unterscheidet sie sich von diesem doch auf das entschiedenste darin, daß ihr Bedürfnis nach höchster Mannigfaltigkeit und ihr Gefühl für Leben und Bewegung sie vor jeder Gefahr linearer Erstarrung sichert. Mag sie sich auch in noch so unorganischen stengellosen Aneinanderreihungen von Blüten und Blättern, ja in einer die zu Grunde liegende Blattform völlig verschleiernden Wellenbewegung verirren, immer doch empfindet man den Sinn für das verborgen vorhandene organische Leben, wie es sich mit größter Deutlichkeit in der fleischigen, runden Lappung, in der perspektivisch dargestellten starken Kräuselung an der Spitze und in der seitlichen Umklappung der Blätter sowie in der Überkreuzung von Stengeln, Blättern und Blüten äußert.

Der hierin zu Tage tretende Drang nach Bewegungsdarstellung, der zugleich die phantastischen figürlichen Zuthaten in einer so staunenswerten Weise beseelt, steigert sich im Verlaufe der künstlerischen Thätigkeit, zugleich mit einer bewundernswerten Ausbildung des Technischen auf allen Gebieten des künstlerischen Handwerkes, mehr und mehr, bis er im 13. Jahrhundert, die Naturbeobachtung zu Hilfe nehmend, das einzelne Blatt immer reicher teilt, es im einzelnen durch Sonderung und Wiedersonderung der sehr bewegten Auszackung gliedert, es immer stärker sich wenden, krümmen und rollen läßt. So entsteht schließlich am Ausgang der romanischen Periode ein Gebilde, welches der Künstler an Reichtum innerer Gliederung und Ausbildung stolz dem römischen Akanthus vergleichen durfte. Ein höchst merkwürdiger Prozeß hat sich vollzogen. Ursprünglich aus einer geometrisierenden Vereinfachung des Akanthus entstanden, ist dieses höchst ausgebildete romanische Blatt aus einer organischen Neubelebung solch verallgemeinerter Form hervorgegangen und tritt uns nun als ein ungemein charakteristischer germanischer Rivale des römischen Akanthus entgegen. Der geschlossenen Form, der straffen Ruhe, der einheitlichen Richtung, der Gleichartigkeit in den einzelnen Auszackungen des letzteren gegenüber zeigt sich das deutsche Streben nach Lebensausdruck in der individualisierenden Zerklüftung, der weichen Krümmung, der kontrastierenden Bewegung, der Mannigfaltigkeit und Größenverschiedenheit der einzelnen Blattteile.

Zu solcher Höhe origineller Dekorationsweise ist die deutsche Kunst gelangt, als im Anfang des 13. Jahrhunderts der gotische Stil von Frankreich eindringt. Schon die weite Verbreitung, welche das der französischen Kunst zunächst entlehnte, seiner nüchternen, straffen Form nach von dem deutschen romanischen Kapitäl grundverschiedene Knospenkapitäl, das aus glatten, ungezackten Blättern mit kugeliger Umrollung an der Spitze besteht, in den Bauten des Übergangsstiles findet, läßt die Bedeutung, welche der fremde Einfluß erlangen wird, erraten. Mit der gotischen Konstruktion bürgert sich dann die streng geometrische Dekoration des Maßwerkes und die naturalistische Nachahmung gewisser Pflanzenarten, wie des Weines, der Rose, der Eiche, der Distel und anderer, deren Blätter zu lose aufgesetztem Schmuck der Kapitäle benutzt werden, ein. Weder jenes Maßwerk noch diese direkten Wirklichkeitsnachbildungen

sind eine deutsche Erfindung. Daß das erstere ohne weiteres übernommen und nun auf alle architektonisch zu bildenden oder einzurahmenden Geräte angewandt wurde, liegt in der einfachen Thatsache begründet, daß es durch den gotischen Baustil selbst bedingt, ja ein wesentlicher Bestandteil desselben war. Daß man aber auch jenem Naturalismus sich anbequemte, zeigt, daß Neigungen nach dieser Richtung auch in Deutschland, wie schon die vorhergehende Entwickelung lehrt, vorhanden waren. Dennoch erlangte dieses naturalistische Blattwerk hier keine eigentliche Bedeutung; die deutsche Phantasie forderte ihr Recht und brachte nach vorübergehender Aufnahme des kleinlichen französischen Dornblattmusters in die Miniaturmalerei ein anderes Motiv zu einer auf allen Gebieten des Kunstgewerbes sich entwickelnden Herrschaft in der vegetabilischen Dekorationskunst. Und zwar knüpft sie, aus dem Flächenhaften der romanischen Zierkunst immer mehr nach plastischer Wirkung strebend, einfach an jenes ihr reiches, tief eingefurchtes romanisches Blatt mit dem zungenartig gekrümmten oder kugelförmig eingerollten Spitzlappen an, dehnt dasselbe zu zweigartiger Gestalt mit zahlreich einander folgenden Zacken aus, verschärft die Konturen und setzt die gesteigerte Krümmung des einzelnen Lappens in den stärksten Gegensatz zu der rückwärts strebenden Krümmung der Spitze. Vom Initial der Miniaturen, welcher nach französischem Vorbild jetzt Träger einer figürlichen Darstellung wird und nur noch den Ausgangspunkt für das Rankenwerk bildet, befreit, findet dies Gebilde fortan überall vereinzelt und als Ranke seine Stelle, wo es sich um eine spielende Verzierung für den Miniator, den Maler, den Goldschmied, den Holzschnitzer, den Steinmetzen handelt. Nicht das Prinzip, nur die Auszackungsform ändert sich, als schließlich an Stelle des lappigen das zackige, sogenannte Distelblatt gesetzt wird, das noch unruhiger, zerrissener erscheint. Und wunderbar — wieder müssen sich die Ranken eine Verwandlung in bandförmige Kräuselung gefallen lassen!

Immer zunehmend an Fülle und immer plastischer hervortretend wird so das Ornament schließlich zu einem wahren Wellenstrudel und Wirbel von Bewegung, ein Gebilde von ganz unerhörter phantastischer und zugleich natürlicher Lebendigkeit, wie es die Kunst keines anderen Volkes hervorgebracht hat, die extremste Äußerung deutschen bildnerischen Dranges! So brach sich, sein Eigenes bis zu den letzten Folgen durchbildend, das deutsche Empfinden Bahn durch den mächtigen Zwang der von Frankreich übernommenen Elemente. Mit Willen unfrei auf dem Gebiete der Architektur und der damit zusammenhängenden geometrischen Maßwerkdekoration, zeigte es sich in dem vegetabilischen Ornament selbständig schöpferisch wie in der Plastik und Malerei. Die letzten Grenzen der Möglichkeit in der Bewegungsdarstellung waren erreicht, als im Anfang des 16. Jahrhunderts die italienische Renaissancekunst den Deutschen bekannt wurde. Das Eindringen derselben erklärt sich eben aus der Erkenntnis, daß die Ausdrucksfähigkeit der gotischen Formen erschöpft war, aus dem Mangel an Widerstandsfähigkeit einer neuen, im fremden Lande erstarkten Kunstrichtung gegenüber.

Die deutsche Renaissance ist nicht eigentlich als eine Baukunst, sondern als eine Dekorationskunst zu bezeichnen. Das Kunstgewerbe triumphiert über die Architektur, das zu einer erstaunlichen technischen Fertigkeit gelangte Handwerkertum über das Künstlertum. Eine die Herrschaft über alle anderen Künste gewinnende Ornamentik schaltet und waltet mit souveräner Willkür, und durch diese Erhebung einer zum Dienen bestimmten Kunst zur gebietenden Stellung wird das künstlerische Schaffen, so bezaubernde Produkte es im einzelnen im Kunstgewerbe hervorgebracht hat, bald als Ganzes zu einem jede Gesetzmäßigkeit verspottenden, gänzlich stillosen und anormalen. Nicht Baumeister, sondern Maler wie Dürer, Burgkmair und Holbein sind es gewesen, welche die Renaissanceformen einführten. Was ihre Phantasie fesselte, war nicht

der architektonische Organismus der italienischen Bauten und Denkmäler, sondern das zierliche, reich belebte Ornament derselben, so wie es ihnen, den architektonischen Kern verhüllend, in der norditalienischen Zierkunst entgegentrat. Die von der Fülle vegetabilischer und grotesker Ziermotive berauschte Einbildungskraft schwelgt, den ihre Thätigkeit auf wenige geometrische und vegetabilische Formen einschränkenden Zwang abschüttelnd, im willkürlichsten Spiele mit allen diesen Einzelformen, fühlt sich berechtigt, dieselben noch durch der Natur direkt entlehnte Motive zu bereichern, und mischt nun beides mit gotischen Reminiszenzen. Was bei einem Holbein durch die Rücksicht auf kunstgewerbliche Ausführung gemäßigt erscheint, ist bei dem von jeder plastischen Gestaltung absehenden Dürer in seiner „Ehrenpforte" seinem „Triumphwagen Maximilians" und seinen Handzeichnungen zum „Gebetbuch" ein wahres Zauberleben von auseinander entstehenden und ineinander wirkenden vegetabilischen und figürlichen Elementen.

Der alte, durch die architektonischen Gesetze in den mittelalterlichen Jahrhunderten gezügelte deutsche Hang zur Mannigfaltigkeit in den Details der Ornamentik kommt von neuem zur ungehemmten Bethätigung, und schon Dürer belehrt uns darüber, worin das Charakteristische der deutschen Renaissance bestehen soll: es ist die Verbindung solcher größter Mannigfaltigkeit der Formen mit stärkster Bewegung derselben. Das vegetabilische Ornament der Italiener, dessen Kern ja wiederum die Akanthusranke bildet, mit oder ohne figürliche Motive, die Groteske, die kandelaberartige Pilasterverzierung, die Herme, die bald einfach, bald als Füllhörner oder Delphine geformten Voluten, die Masken, Fruchtkränze, Schilder und Trophäen werden im Triumphe der deutschen Kunst zugeführt. Mit ihnen hält in der Intarsia, im Eisengitterwerk und in der Tauschierkunst die freudig entdeckte Maureske ihren Einzug. Sogleich aber zeigt sich, daß diese scheinbar siegreichen, von südlichem Schönheits- und Stilgefühl erzeugten Ornamente sich ganz dem nordischen Geschmacke anbequemen und auf ihre eigene Art verzichten müssen.

Es ist bezeichnend, daß alle eine kontrastierende Bewegung aufweisenden Motive, wie vor allem die Voluten und das Füllhorn, und alle eine Möglichkeit künstlicher Zusammensetzung darbietenden Gestaltungen, wie der Kandelaber und die Herme, die Phantasie der Deutschen in der ersten Epoche der Renaissance besonders beschäftigen. Da muß denn jegliches, ja selbst die Säule, zu auf- und abschwellendem, ein- und ausbiegendem, sich drehendem und krümmendem Leben werden. Alle den italienischen Ornamenten innewohnende Neigung zur Ruhe wird ihnen vom Deutschen gründlich ausgetrieben, bis ein Zustand nie aufhörender, aus beständigem Kontrastieren und Überbieten immer neu sich erzeugender Bewegung erzwungen ist. Und zu gleicher Zeit wird jeder einzelnen Form eine individuelle Sonderexistenz in dem abwechselungsreichen Ganzen zuerkannt.

Mitten aus dem Überschwall des Erfindens, welcher nicht allein zur praktischen Bethätigung in allen mit feinfühligstem technischen Verständnis betriebenen Handwerkskünsten, sondern auch zur theoretischen Beschäftigung in Büchern drängt, welche von Dürers gewissenhaften Traktaten bis zu Dietterleins abenteuerlicher „Architektur" führen, erhebt sich allmählich das nicht auszurottende deutsche Ideal einer Bandornamentik von neuem. Wie jener belebteste Ausdruck der Bewegung: das sich rollende, kreuzende und durchschneidende Band, schließlich seinen Charakter selbst dem gotischen Blatte aufgezwungen hatte, so macht es sich jetzt, nachdem es in der Linienkräuselung gotischer Miniaturen und im Weinrankenschnörkelspiel der Dürerschen Feder gleichsam eine ätherische Verallgemeinerung gewonnen hat, als Flachmuster und zwar zunächst in einer fast philiströsen, einen Metallbeschlag nachahmenden Weise geltend. Wie das Lederriemenwerk in der merowingischen Zeit eine naturalistische Umformung des antiken Flechtbandes war, so scheint

dieser Bandbeschlag der deutschen Renaissance eine naturalistische Umbildung des Bandwerkes der arabischen Kunst zu sein. Bei dieser nüchternen, flachen Stilisierung läßt es der Deutsche aber nicht lange bewenden: durch Umbiegen der Ränder, volutenartiges Umrollen und Durcheinanderstecken derselben wird das Bandwerk zum Rollwerk in der rahmenbildenden Kartusche. Nicht eine Nachahmung der Schmiedetechnik, sondern die Willkür der Einbildungskraft vollzieht diese Wandlung, welche dann im 17. Jahrhundert zu den knorpelichten und schneckenförmigen Umrollungen weitergeführt wird, in denen der deutsche Drang nach Bewegungsdarstellung in krasse Geschmacklosigkeit ausartet.

So, sehen wir, bethätigt sich die letzte Kraft der deutschen Phantasie speziell im Ornament, in der Dekorationskunst der Renaissance. Noch ist ein schöpferisches Vermögen vorhanden, aber es ist nicht mehr stark genug, das von außen Kommende zu einem neuen Originalen, wie es in der romanischen und gotischen Periode der Fall war, umzuschaffen. Es reicht nur noch zu einer originell absonderlichen Entstellung eines fremden Stiles aus.

Was von dem Ornament der späteren deutschen Kunst in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert zu sagen ist, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Weder der pomphafte, die Figurenplastik als Dekoration verwertende römische Barock im katholischen Süden, noch der Palladieske Stil im protestantischen Norden gewähren dem Deutschen die Möglichkeit der Bethätigung seiner Ornamentationslust. Erst durch die eindringende Mode des ja wesentlich dekorativen Stiles Louis' XV., des Rokoko, wird derselben Förderung zu teil. Auch diesem gegenüber hat sich der Geist des Deutschen bis zu einem gewissen Grade umbildend verhalten, hat in dem stärkeren Schwunge aller Linien, in der größeren Regellosigkeit und in der naturalistischeren und reichlicheren Verwertung des Felsen- und Muschelwerkes seine Eigenart bewährt; aber wie viel sklavischer doch, als sie es in der Renaissance Italien gegenüber gethan, fügt sich diese dem Luxus undeutscher Fürsten dienende Kunst dem französischen Geschmack. Nur die jeder und aller Originalität im Ornament entbehrende Kunst des 19. Jahrhunderts in Deutschland, in dem nur die Phantasie einiger weniger Maler echt Deutsches erfunden hat, läßt uns die abgeschwächte Äußerung deutscher bildnerischer Kraft selbst noch im Rokoko hochschätzen.

3. Die Architektur.

Daß die Geschichte allein des Ornamentes uns einen tiefen, ja fast umfassenden Einblick in die bildnerische Eigenart der Deutschen gewährt, ist an und für sich höchst bezeichnend für diese. Durfte sich doch die reiche Phantasie am ungehindertsten im Ornamente aussprechen. Im äußersten Gegensatze hierzu, möchte man meinen, dürfte die zur Bewegungsgestaltung unfähigste der Künste, die ganz an die Materie gebundene Architektur, dem von Gefühl und Phantasie vorwiegend beherrschten Deutschen die geringste Möglichkeit eines Ausdruckes seines Wesens gewährt haben. Daß dieses dennoch auch in dieser spröden Kunst zur Erscheinung gekommen ist, ist das glänzendste Zeugnis seiner Kraft. Gleich unmittelbar freilich und gleich leicht definierbar, wie wir es im Ornament fanden, tritt uns das Deutsche in der Baukunst nicht entgegen. So stark wir es im Eindrucke der romanischen und gotischen Kirche auch empfinden, so schwer doch läßt es sich bis in das Einzelne hinein zur begrifflichen Erkenntnis bringen. Gleichwohl dürfte der Versuch kein vergeblicher sein.

Hatten im griechischen Tempel, der unvergleichlich stilistisch höchsten Leistung der Baukunst aller Zeiten, die beiden ästhetischen Grundprobleme der Architektur: die räumliche Einheitsbildung und die Verdeutlichung des statischen Gleichgewichtes zwischen den stützenden und tragenden

Teilen, ihre vollkommene Lösung gefunden, so war schon die hellenistisch-römische Kunst, indem sie an Stelle der geraden Säulenarchitrave den Bogen und an Stelle der Balkendecke die Wölbung setzte, von jener griechischen Sichtbarmachung des Aufhebens der Bewegung in Ruhe zu der Verkörperung einer den Widerstreit der Kräfte veranschaulichenden Bewegung geschritten; einer Bewegung, die man als eine gefesselte bezeichnen könnte, weil alles Aufwärtsstreben der Rundbogen durch die lastende Mauer gebändigt und im Niederstreben beruhigt erscheint. Mit der Form der dreischiffigen, im Mittelschiff überhöhten Basilika übernahm die abendländische christliche Kunst zugleich diese durch Bogen verbundenen Stützenreihen und damit jenes Prinzip maßvoller Bewegung. Alle die neue Kultur begründenden Völker erhalten gleichzeitig die Aufgabe einer zugleich den Bedürfnissen des Kultus und dem religiösen Gefühl entsprechenden Ausbildung der altchristlichen Basilika zur Kirche.

Das Ausgehen von dem selben gemeinsamen Urtypus, die Verwandtschaft jener ganz oder halb germanischen Völker und ihre Übereinstimmung in allem Wesentlichen des Gottesdienstes mußte eine Gemeinsamkeit des architektonischen Strebens und damit auch der Hauptresultate desselben zur Folge haben. So kann eine gesonderte Betrachtung der Entwickelung des ästhetischen Ideales, welches zudem in der Baukunst durch praktische Zwecke und Bedingungen stark bestimmt erscheint, nicht ohne große Schwierigkeit vorgenommen werden, und so gelingt eine scharfe Hervorhebung der für ein Volk charakteristischen Gestaltungen nicht durchweg. Den nordischen Nationen gemeinsam ist zunächst die dreischiffige basilikale Anlage, gemeinsam die Erweiterung derselben durch das Kreuzschiff, gemeinsam die vielfache Anlage von Emporen und einer Krypta, gemeinsam das Gewölbe, gemeinsam auch — allgemein gesprochen — die Verbindung der Türme mit der Kirche. Die wesentlichen Verschiedenheiten machen sich in der Choranlage, in der Zahl und Anordnung der Türme, in der Gestaltung der Vierung, in der Fassadenbildung und in den Einzelformen geltend. Auf diese Elemente wird es also bei einer Betrachtung der Eigentümlichkeit speziell der deutschen Kunst besonders ankommen, hat man zunächst erkannt, daß die, verglichen mit der antiken Kunst, ausnehmend starke Betonung des Vertikalen, welche ihren stärksten Ausdruck zunächst im Turmbau gewinnt, und die aus der Anlage der Kreuzform, der Ausbildung der Chorteile und der Anfügung der Türme sich ergebende bauliche Gruppenbildung den gemeinsamen und bedeutungsvollen Charakter der mittelalterlichen nordischen Architektur ausmachen.

Über die älteren Holzbauten der Deutschen sind wir nicht unterrichtet. Die monumentale Steinarchitektur tritt uns, wie schon früher angegeben wurde, erst in den Schöpfungen Karls des Großen, und zwar als eine Nachbildung südlicher Kunst entgegen. Als eine freie Wiederholung von S. Vitale in Ravenna entstand das Münster zu Aachen, dessen von zwei kleinen Rundtürmen flankierte Vorhalle vielleicht als der erste Ausgangspunkt der späteren Turmfassaden zu betrachten ist. In einzelnen Kapellen wirkt der hier angewendete zentrale Gedanke nach, aber schon zeigt es sich, daß nicht ihm, sondern der Basilika die Zukunft gehört, welche schon jetzt, und zwar speziell im ostfränkischen Gebiete, in den deutschen Rheingegenden und Hessen, durch Anwendung des Querschiffes und Hinausschieben des Chores die Form des lateinischen Kreuzes erhält.

Hiermit ist der entscheidende Schritt zu der Verwirklichung eines neuen architektonischen Ideales gegeben, denn eben diese Kreuzform sollte aus sich heraus alle innere Raumgestaltung bedingen. Der durch die Durchkreuzung von Längsschiff und Querschiff gebildete Vierungsraum, welcher, durch je einen Bogen nach Längsschiff, Chor und den zwei Seiten des Kreuzschiffes sich öffnend, eine zentralisierende Bedeutung hatte, wurde in seiner von selbst sich bildenden quadra-

tischen Form bestimmend für die Breitengleichheit des Mittelschiffes im Längshaus und des Querschiffes. Er ergab sich bald für den den Grundriß entwerfenden Baumeister als Maßeinheit für eine doppelte, drei-, vier- oder fünffache Längenausdehnung des Hauptschiffes und eine gleichmäßige Dreiteilung des Querschiffes. Erwuchs so eine streng logisch begründete Verhältnismäßigkeit der Grundrißanordnung, welche nicht verfehlen konnte, auch auf die Verhältnismäßigkeit der Höhenanordnung im Mittelschiff und in den Seitenschiffen Einfluß zu gewinnen, so verwandelte die Kreuzformanlage den ästhetischen Charakter der Basilika durchaus. An Stelle der einfachen Längenrichtung der letzteren entstand ein zentralisierendes Zusammenstreben verschiedener Räume, welche ihre einheitliche Beziehung eben in der Vierung fanden. Mannigfaltigkeit und Kontrastbewegung in der Raumanordnung ist demnach das Charakteristische des neuen, bereits in der Karolingerzeit entstehenden Gedankens. Wir dürfen hierin wohl die erste bedeutungsvolle Kundgebung deutschen Geistes in der Architektur gewahren, da die Schöpfung der kreuzförmigen Basilika auf deutschem Boden im 9. Jahrhundert — als älteste Bauten sind die Kirchen von Fulda, Köln, St. Gallen, Hersfeld und Werden zu nennen — sich vollzogen hat und erst im 11. Jahrhundert Nachfolge in Frankreich findet.

Daß sie in praktischen Rücksichten wurzelt, kann nicht zweifelhaft sein. Die Anlage des Kreuzschiffes und Hinausschiebung des Chores entsprach dem Bedürfnis nach Platz für die mächtig zunehmende Zahl der Mönche in den Klosterkirchen, von denen im frühen Mittelalter in Deutschland alle wesentlichen baulichen Neuerungen ausgehen. Gewiß ist aber zugleich ein ästhetisches Moment maßgebend gewesen, welches berechtigt, von einem Ausdruck deutschen Wesens zu sprechen. Dagegen hat für eine andere, gleichfalls bereits in der Karolingerzeit (Kirchen von Fulda, St. Gallen und St. Petri in Köln) auftretende Neuerung nur praktische Erwägung den Ausschlag gegeben: für die doppelchörige Anlage nämlich, die eine Chorapsis an die Westseite hinzugefügt zeigt. Einzig das Verlangen, dem Titularheiligen oder besonders verehrten Heiligen, dessen Reliquien man besaß, eine ausgezeichnete Stätte der Verehrung zu weihen, führte zu dieser absonderlichen Gestaltung eines Westchors. Ist derselbe, wie es scheint, auch zuerst in dem westfränkischen Kloster Centula angebracht worden, so ist er doch als eine spezifisch deutsche Eigentümlichkeit anzusehen, da er ausschließlich, und zwar typisch bis etwa 1150, in Deutschland erscheint.

Hier handelt es sich nicht um eine künstlerische Erfindung, sondern um eine dem ästhetischen Gefühle geradezu widersprechende bauliche Anordnung. Durch sie wurde die Einheitlichkeit der Raumgestaltung aufgehoben, da die Bestimmung der Hauptrichtung nach der Vierung und dem östlichen wichtigsten Hochaltarraum und zugleich die Kennzeichnung der westlichen Eingangsseite der Basilika als Fassade verloren ging. Nur für schmale Seiteneingänge blieb hier Platz, die Hauptthüren der Kirche mußten an den Seitenschiffen angebracht werden. Als man nun gar, und zwar gleichfalls schon in früher Zeit (im 8. Jahrhundert in Centula, in Deutschland im 10.), auch dem Westchor sein Querschiff gab, zerfiel das ganze Kirchengebäude in zwei Hälften, welche jedes organischen Zusammenhanges entbehrten, da kein herrschender Mittelraum vorhanden war, in dem sie ihre einheitliche Beziehung aufeinander gefunden hätten. Mit der Erstarkung des künstlerischen Gefühles mußte die Erkenntnis, daß die doppelchörige Anlage eine auch die Ausbildung der Fassade in Deutschland verzögernde ästhetische Ungeheuerlichkeit sei, wachsen, und so wird sie in der Mitte des 12. Jahrhunderts gänzlich aufgegeben: man wendet sich mit verdoppelter Kraft der gesetzmäßigen Ausbildung der bloß nach Osten orientierten Kreuzkirche zu.

Bereits in der Karolingerzeit (zuerst in den von Einhardt gestifteten Kirchen von Michelstadt und Seligenstadt) tritt uns aber weiter die Anwendung des Pfeilers an Stelle der altchristlichen Säule entgegen. Erklärt sich die Einführung desselben in erster Linie aus dem Mangel an einem für die Säule erforderlichen Steinmaterial im Norden, so scheint sie doch zu gleicher Zeit mit ersten Versuchen einer neuen, auf das Gewölbe ausgehenden Deckenbildung zusammenzuhängen, was allerdings mehr aus Denkmälern der Lombardei als des Nordens ersichtlich wird. Rechnet man weiter die freilich nicht auf Deutschland beschränkte Ausbildung der Krypta zu einem die Erhöhung des Chores bedingenden, der Reliquienverehrung dienenden Oratorium und der ursprünglich konstruktiv als Mauererleichterung eingeführten Emporen hinzu, so erscheinen alle den späteren Kirchenbau bestimmenden Elemente schon im 9. Jahrhundert gegeben.

Die romanische Kunst ist die innere gesetzmäßige Verbindung dieser Elemente zu konstruktiver und ästhetischer Einheitlichkeit. Nirgends ist diese — sehen wir von der Verirrung in die doppelchörige Anlage ab — mit gleicher Folgerichtigkeit erstrebt worden. Die Geschichte ihrer Entwickelung ist die wachsende Durchbildung rhythmischer Gliederung, anfangs in der flachgedeckten, dann von 1100 an in der gewölbten Kirche. Die schöpferischen Neugestaltungen entstehen zuerst in Sachsen und Westfalen, dann in den Rheinlanden, während im südlichen Deutschland eine noch am alten basilikalen Schema und anderseits an willkürlicherer Raumanlage festhaltende Richtung sich bemerkbar macht. Erst durch die nach dem Vorbilde von Cluny (1071) errichteten Klosterkirchen von Hirsau mit ihrem strenger ausgebildeten lateinischen Kreuz, den Seitenapsiden neben der Hauptapsis und der doppeltürmigen Fassade mit eingeschlossener Vorhalle gewinnt der Süden auch Einwirkung auf den Norden. Der französische Einfluß, der hier zu gewahren ist, bleibt während der romanischen Periode aber fast einzig auf diese Thatsache beschränkt, so daß die Bauthätigkeit bis 1200 in Deutschland als eine höchst originale zu betrachten ist.

Am meisten wohl in Sachsen, wo im 10. und 11. Jahrhundert eine durch edelsten Raumsinn, strenge Gesetzmäßigkeit und phantasievolle Detailbildung gleich ausgezeichnete Kunst erblüht. Die hohe Kultur, welche echt deutscher Geist hier begründet, findet ihren Abglanz in dem von feierlichem Gefühl für Harmonie und Rhythmus beseelten, Festlichkeit mit Würde verbindenden Baustile, in dem etwas in seiner Art Unvergleichliches von maßvoller Lebendigkeit geschaffen worden ist. Diese sächsischen Baumeister sind ganz von ästhetischen Ideen beherrscht; um das Konstruktive kümmern sie sich wenig, woraus es sich erklärt, daß der Gewölbebau erst spät, in der Mitte des 12. Jahrhunderts, von ihnen aufgenommen wird. Was hier von den alten noch einfach gehaltenen Stiftskirchen zu Quedlinburg und Gernrode, der reicheren und streng verhältnismäßig gegliederten St. Michaelskirche in Hildesheim bis zur Klosterkirche zu Königslutter und der Liebfrauenkirche zu Halberstadt geschaffen wird, darf in gewissem Sinne als das am unverfälschtesten Deutsche in der Baukunst überhaupt bezeichnet werden.

Hier bildet sich auf Grund der Vierung als Maßeinheit jene gesetzmäßige Grundrißanlage aus, in der die unbestimmte Längseinheit in eine maßeinheitliche Beziehung des Längsschiffes und des Kreuzschiffes zur Vierung verwandelt wird, und diese mathematisch ästhetische Anordnung gewinnt ihre Verdeutlichung für das Auge in der offenbar aus ihr hervorgehenden Erfindung des Stützenwechsels, d. h. des Wechsels von Pfeiler und Säule. Diese veranschaulicht als Rhythmus, indem sie das Längsschiff durch die Mauermassen der Pfeiler in wenige der Vierung an Größe entsprechende Teile gliedert, die Gesetzmäßigkeit des Räumlichen, welche in den Säulen- oder Pfeilerbasiliken nur allgemein empfunden wird. Finden wir den Stützenwechsel als Wechsel von stärkeren und schwächeren Pfeilern auch in Frankreich, so ist dieses Ab-

wechseln von Pfeiler und Säule eine spezifisch deutsche und ganz besonders sächsische (sonst nur noch in Lothringen vorkommende) Anordnung. Und sie muß uns als höchst bedeutungsvoll erscheinen, da in ihr wieder der Drang deutschen bildnerischen Schaffens nach Umsetzung der Ruhe in Bewegung auf das deutlichste sich offenbart. An diesen Stützen gleitet der Blick nicht wie an der antiken Säulenreihe unaufgehalten fort, sondern in bald längeren, bald kürzeren Absätzen, je nachdem er einen Pfeiler oder eine Säule trifft. Noch innerlich belebter wird die Bewegung, wo, wie in St. Michael zu Hildesheim, ein Pfeiler mit zwei Säulen abwechselt. Eine Steigerung in ihrer Verdeutlichung aber erhält sie durch die in einigen Kirchen, z. B. in Gernrode, gleichfalls rhythmisch gegliederten Emporenöffnungen. Dieselben, schmäler als die unteren Archivolten und daher an Zahl reicher, sind, entsprechend den Pfeilerabständen darunter, zu Gruppen durch Blendbogen miteinander verbunden und versinnbildlichen so eine beschleunigte Bewegung. In reinen Säulen- oder Pfeilerbasiliken hat die oft vorkommende Anbringung schmaler vertikaler Wandstreifen, die über den Stützen aufsteigen und durch einen horizontalen, simsartigen Streifen verbunden sind, die gleiche nur ästhetische Bedeutung eines stärkeren Hervorhebens der Raumeinteilung. So ist denn der durch diese Raumeinteilung hervorgerufene und seinerseits wieder die Emporengliederung bestimmende sächsische Stützenwechsel gleichsam eine rhythmische Takteinteilung des Längsschiffes, eine Verwandlung der Wirklichkeit der Raumeinheit in eine Bewegungstäuschung; die Architektur wird zu einem Gleichnis der Musik!

Hierin vor allem liegt das entscheidende Charakteristische und Bemerkenswerte, den Eindruck in so stimmungsvoller Weise Bestimmende der sächsischen Bauten. Die erste Bewegungsverkörperung macht sich demnach in der horizontalen Gliederung, dem Neben- und Hintereinander geltend, im Vertikalen wird sie im Inneren der Kirchen im allgemeinen noch nicht gesucht. Unbelebt durch architektonische Gliederung erhebt sich über den Arkaden die Wand. Ihre schwere Last kommt in der stämmigen, von antikem anmutigen Formgefühl gänzlich abweichenden untersetzten Bildung der Säulen und Pfeiler zur Verdeutlichung, ja aus der Bestimmung, solche Last zu tragen, erklärt sich die germanische, höchst wahrscheinlich deutsche Erfindung des Würfelkapitäls, welches als tektonisches Gebilde an ästhetischer Bedeutung das gleichzeitig angewandte, aus einer Umbildung des korinthischen hervorgegangene Blütenkelchkapitäl weit übertrifft, ja die Lösung des Überganges vom runden Säulenschaft zur viereckigen Deckplatte in bewundernswert logischer Weise gefunden zeigt. Ein Ausdruck stämmiger, ja gewaltsamer Kraftanstrengung, ist es, etwa seit dem Jahre 1000 nachweisbar, in allen Teilen Deutschlands, mit besonderer Vorliebe aber von den sächsischen Architekten angewandt worden. Im Gegensatz zu dem mehr als Zierglied dienenden, in Frankreich bevorzugten Blütenkelchkapitäl ist es ganz energisch straffe Bewegungsveranschaulichung, ähnlich wie die steil gebildete, stramme Säulenbasis von attischer Form, welche die eigentümliche Zuthat des die Basis in die Plinthe gleichsam hinüberführenden Eckblattes erhält, ein in der Lombardei erfundenes Ziermotiv.

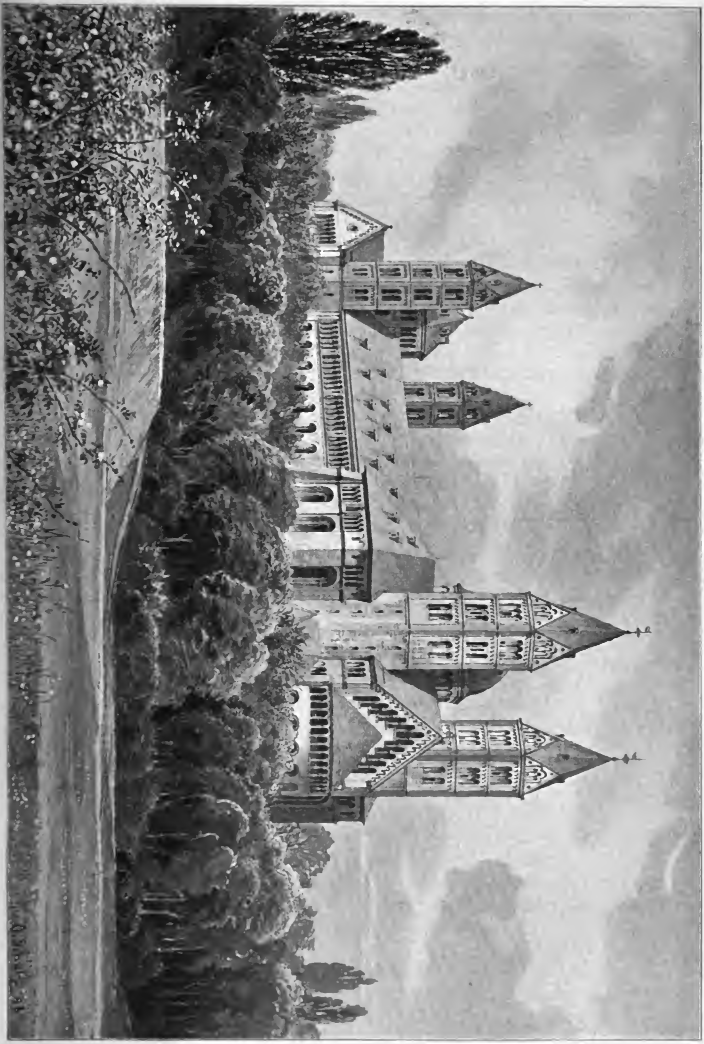
Daß der deutsche Geist außer in dieser Raumgruppierung und Bewegungsbildung in der Architektur zugleich in der Individualisierung sich äußert, ist schon früher bemerkt worden, als auf die so reiche, phantasievolle, verschiedenartig ornamentale Schmückung der Kapitäle und Basen, sei es durch Malerei, sei es durch Skulptur, hingewiesen wurde. Auch hier zeigt sich schon in den sächsischen Bauten das dem Antiken entgegengesetzte Formgefühl.

So belebt und konsequent die Gestaltung des Inneren in den sächsischen Bauten ist, so wenig zeigt sich doch in dem schlichten Äußeren, welches als einzigen architektonischen Schmuck ziemlich spät den wohl aus Norditalien stammenden Bogenfries erhält, das Streben nach der im 12. Jahr-

hundert am Rhein so stark hervortretenden Ausbildung der Türme. Man läßt die in Anlehnung an karolingische Bauten in St. Michael von Hildesheim zur Zeit der Ottonen gegebene Anordnung von zwei Vierungstürmen über den beiden Querschiffen fallen und begnügt sich mit einer unvollkommenen Ausbildung zweier aus der Mauermasse der Westfassade erwachsenden Türme, welche die Glockenstube zwischen sich einschließen. Erst von Hirsau aus kommt nach Sachsen, Schwaben und Bayern, von Limburg aus an den Rhein die eigentliche zweitürmige Fassade, welche eine Schöpfung der Cluniacenser in Frankreich war. Dagegen entwickelte sich in dem mehr als Sachsen zu konstruktiven Neuerungen neigenden Westfalen, und zwar an den Domkirchen von Paderborn, Minden und Münster der hoch über die Westfront aufragende vereinzelte Turm. Beide Formen, die zweitürmige wie die eintürmige, gingen aus dem am Münster von Aachen noch ersichtlichen karolingischen Baugedanken einer zwischen zwei zu den Emporen führenden Treppentürmen angebrachten Glockenstube hervor. Je nachdem die letztere oder die flankierenden Türmchen in die Höhe wuchsen, entstand die einfache oder doppelte Turmanlage.

Ihre vollkommene, reichste Gestaltung sollte diese Turmanlage in der rheinischen Kunst erhalten, deren Entwickelung von ungefähr 1000 an die auf die sächsische Schaffensperiode folgende zweite große Epoche in der deutschen romanischen Baukunst ausmacht. Es ist der Gewölbebau, der in ihr jetzt, die flachgedeckte Kirche verdrängend, in den Vordergrund tritt. Ein spezifisch Deutsches ist in ihm nicht zu erkennen, da das Kreuzgewölbe gleichzeitig um 1100 in Norditalien und Frankreich herrschend wird: anknüpfend an die nie ganz außer Gebrauch gekommene römische Technik des Wölbens führt man dasselbe hier wie dort in die christliche Kirche ein, welche damit einen ganz veränderten Charakter gewinnt. Ob, wie man wohl gemeint hat, Cluny die erste Anregung hierfür gegeben hat, ob in der Lombardei die entscheidenden Versuche zuerst gemacht wurden, ist noch nicht zu entscheiden, jedenfalls tritt in den ersten ganz eingewölbten Bauten Deutschlands, den Domen von Mainz und von Speyer (die Ausstattung der Seitenschiffe mit Kreuzgewölben ist schon früher, wie in Frankreich, so in Westfalen und am Rhein vorgenommen worden), ein so ausgebildetes und originelles System auf, daß man ohne weiteres in ihm eine deutsche Schöpfung, und zwar eine solche, die an einheitlicher Stilausbildung die italienischen und nordfranzösischen Bauten übertrifft, erkennen muß. (S. die beigeheftete Tafel „Der Dom zu Speyer“.)

Eines vor allem ist für diese beiden Bauten, welche ihre Neuerrichtung um 1100 der persönlichen Anregung und dem hochstrebenden Geiste Heinrichs IV. verdanken, und damit für das architektonische Ideal der Deutschen in jener Zeit charakteristisch: nämlich das Überwiegen des ästhetischen Momentes über das konstruktive. An dem schwer zu definierenden Gefühl feierlicher Erregung, das sich bei dem Betreten dieser hochragenden Räume unserer bemächtigt, werden wir unmittelbar uns dessen bewußt, daß sie der künstlerische Ausdruck des gleichen Gefühles ihrer Erbauer sind. Die Verstandesrücksichten auf technische Probleme, die in Frankreich zu den verschiedensten Versuchen der die Gewölbe seitlich stützenden Widerlager, sei es der den Wölbungsdruck des Mittelschiffes auffangenden Emporengewölbe, sei es der die Wand entlastenden, nach außen vortretenden Strebepfeiler, führten, treten in Deutschland hinter der ästhetischen Gefühlsabsicht zurück. Man begnügt sich hier mit einer Verstärkung der Mauern und verzichtet auf Emporen und Strebepfeiler, um ungestört der Ausbildung einer harmonischen Gliederung in Grundriß und Aufriß sich hinzugeben. Man will durch die Raumbildung vor allem seelisches Leben ausdrücken, indem man sie zum dauernden Gleichnis des feierlichen Aufschwunges gläubiger Inbrunst macht.



Solches ästhetisches Bedürfnis ist es, welches auch jetzt, wie früher in Sachsen, den Grundriß nach mathematischer Anordnung in strenger Verhältnismäßigkeit gestattet. Die Vierung behält als Maßeinheit ihre bestimmende Bedeutung: das Mittelschiff wird aus drei, vier oder fünf an Größe ihr gleichen quadratischen Gewölben, das Querschiff aus drei solchen (deren mittelstes eben die Vierung ist) gebildet, und die Seitenschiffe, die gleichfalls quadratische Gewölbe haben, erhalten in logischer Folgerichtigkeit die halbe Breite des Mittelschiffes und also die doppelte Anzahl von Kreuzgewölben. In dieser streng gesetzmäßigen Einteilung, dem sogenannten gebundenen System, gewinnt die sächsische Grundrißanlage ihre höhere, weil auch die Seitenschiffe in sich schließende Formulierung. Handelt es sich hierbei nur um eine weitere Entwickelung des schon Vorhandenen, der horizontalen Bewegungsrhythmik, so bedingt die Anwendung des Gewölbes zugleich aber eine ganz neue Gestaltung des Höhenaufbaues.

Daß der Pfeiler, der ja schon früher zumeist die Säule verdrängt hatte, ausschließlich angewandt wird, ergibt sich von selbst aus seiner Bedeutung als Träger des Gewölbes. Als solcher aber muß er höher aufgeführt werden bis zu dem Fußpunkt des das Gewölbe tragenden Traversal- und Longitudinalbogens, welch letzterer als Blendbogen an der Wand wiederholt wird. Eben jener traversale Gewölbegurt verlangt aber noch eine Vorlage an dem Pfeiler, welche als Halbsäule gebildet wird. Da jedoch die kleineren Kreuzgewölbe der Seitenschiffe ihrerseits einer weiteren Stütze bedürfen, muß zwischen die Pfeiler, die das Gewölbe des Mittelschiffes tragen, noch je ein anderer eingefügt werden. Derselbe erhält im wohl ältesten Bau von Speyer aus rein ästhetischem Verlangen nach Symmetrie gleichfalls eine Halbsäule als Vorlage, welche nur zwei Wandblendbogen trägt; in dem Dome von Mainz bleibt er nackt, d. h. soviel wie: in Speyer (nach seiner ursprünglichen Anlage) wird zu gunsten absoluter Höhenbetonung der in einer verschiedenen Bildung der Haupt- und Nebenpfeiler beruhende Rhythmus aufgegeben, in Mainz und Worms aber angewandt. Erscheint in letzteren das System demnach als ein Kompromiß zwischen der älteren sächsischen, horizontalen rhythmischen Bewegung und dem neuen vertikal sich äußernden Bewegungsstreben, so beruht die entscheidende ästhetische Neuerung in den deutschen romanischen Gewölbekirchen doch wesentlich in der klaren Verdeutlichung der baulichen Bewegung nach oben. In enger Stellung erhebt sich, das Arkadengesims durchbrechend, Pfeiler hinter Pfeiler, Halbsäulen dehnen sich übermäßig wachsend in die Höhe, Blendarkaden, bald die bloßen flachen Wandnischen (Mainz), bald auch die Fenster in sich einbeziehend (Speyer, Worms), streben empor. Die Schlankheit der Verhältnisse wächst zu einem selbst in der gotischen Zeit nur ausnahmsweise übertroffenen Grade: in Mainz verhält sich die Höhe des Mittelschiffes zu jener der Seitenschiffe wie $2^1/_2:1$. In einer Bewegungsverkörperung, wie sie mit gleicher Ersichtlichkeit kein anderes Volk gestaltete, spricht sich auch in dieser zweiten Phase seines Schaffens das ausdrucksbedürftige Wesen des Deutschen aus. Der Gegensatz des deutschen Ideals zu dem antiken tritt offenkundig zu Tage.

Lenkt dieses ästhetische und konstruktive Prinzip zunächst von jeder reicheren ornamentalen Ausstattung der Kapitäle, Bogen und Friese ab, wie sie die sächsische Kunst liebte, ja führt es zu einer fast nüchtern strengen Formenauffassung, so beeinflußt es den Außenbau in entscheidender Weise nach der belebteren Ausgestaltung der Turmanlage hin. Wohl gehört die vollständige Ausführung der großartigen Gruppenbildung von sechs Türmen: nämlich zweier Türme über den zwei Vierungen (Mainz) oder über der Vorhalle und der Vierung (Speyer) und je zweier Türme an den Querschiffen oder an Querschiff und Vorhalle (in Mainz und Speyer) erst einer späteren Bauperiode um und nach 1200 an, doch ist diese für die rheinische

Kunst so wesentliche Idee des Außenbaues in die Baupläne von Worms (1181) und der Abteikirche von Laach (1156) schon von vornherein aufgenommen. Das alte karolingische Motiv der Zentraltürme wird wieder lebendig und verbindet sich mit den nun hoch aufstrebenden, paarweise geordneten Treppentürmen. Nicht praktische, sondern ideelle Rücksichten schaffen die vielgegliederten Silhouetten der türmereichen rheinischen Bauten: ja die absolute Herrschaft des ästhetischen Dranges macht sich in unverkümmerter Freiheit seit 1200 in ihnen offenbar. Das früher vernachlässigte Äußere erringt sich so seine künstlerische Gleichberechtigung neben dem Inneren, freilich in einer etwas willkürlichen Weise, da der Längscharakter des Innenbaues durch diese Turmanlage, weit entfernt davon, eine deutliche Veranschaulichung zu gewinnen, vielmehr verhehlt wird. Es ist dies die verhängnisvolle Folge und Nachwirkung der ästhetisch unsinnigen doppelchörigen Anlage. Zur eigentlichen Fassadenbildung kommt es nicht. Die fehlende organische Richtungsverdeutlichung ersetzt nun die von kühnsten Ideen beherrschte rheinische Architektur einmal durch die ja auch im Inneren sich bemerkbar machende Betonung des vertikalen Aufstrebens des Baues, welches gerade durch die Türme zu wirksamstem Ausdruck zu bringen war, und anderseits durch die rhythmische Gruppenbildung von je einem Vierungsturm mit zwei Treppentürmen. Auch in dieser Anordnung von zwei Gruppen von Türmen macht sich gleichsam wieder eine Anwendung der Prinzipien zeitlicher Kunst auf das Räumliche geltend, nicht der Eindruck des Nebeneinander, sondern des Aufeinanderfolgens bestimmt das Auge; durfte der sächsische Stützenwechsel dem Taktrhythmus verglichen werden, so erscheint diese Gruppenanlage wie das musikalische Prinzip der Wiederholung.

Für das ästhetische Gefühl, so lebhaft auch die Phantasie durch die malerische Wirkung dieser in den zahlreichen Türmen symbolisch sich ausdrückenden, himmelwärts aufstrebenden Kraft der mittelrheinischen Dome beeinflußt wird, blieb in dem Mangel einer Beziehung der Turmgruppen aufeinander, wie sie nur durch eine Hervorhebung der Mitte erreicht werden konnte, etwas Unbefriedigendes. Dem Mangel abzuhelfen, darin erkannte die Bauschule am Niederrhein ihre Aufgabe. Schon früh macht sich hier eine zentralisierende Richtung bemerkbar. Der erste Bau, in dem sie sichtbar hervortritt, ist die noch im 11. Jahrhundert entstandene Kirche Santa Maria im Kapitol in Köln. Das Merkwürdige derselben besteht in der auf ein römisches Bauwerk zurückzuführenden Choranlage: auch das Querschiff erhält, wie die Ostseite, in voller Breite angeordnete, halbrunde Apsiden, in welchen halbrunde Säulenstellung einen Umgang bildet. Das Längsschiff, das ursprünglich nur in den Seitenschiffen Gewölbe hatte, erscheint nur wie ein diese große zentrale Anlage einleitender Raum. Diese wurde vorbildlich für die anderen romanischen Bauten in Köln: St. Andreas, die Apostelkirche und Groß-St. Martin. Die ausgesprochene Form des Zentralbaues zeigt daneben die gleichfalls auf einen antiken Bau zurückzuführende zehnseitige Kirche St. Gereon. Ganz als Zentralbau war ursprünglich auch die Kirche Schwarzrheindorfs entworfen, deren Kuppelanlage und Zwerggalerie auf eine von Italien kommende Anregung hinweist. Hatte noch Santa Maria im Kapitol nur einen Frontturm, so wird in Schwarzrheindorf die Mitte durch den einzigen, über der Vierung aufragenden Turm zu herrschender Bedeutung gebracht. Die Apostelkirche macht sich denselben zu eigen, bringt aber außerdem zwei Türme an die Fassade, dagegen beschränkt sich Groß-St. Martin auf den in mächtiger Ausdehnung gestalteten Vierungsturm. Damit ist der Sieg des Zentralen bis zum endgültigen Eintritt der Gotik in diesen Gegenden entschieden. Die weitere Entwickelung solcher Bestrebungen aber gehört der Bauthätigkeit im sogenannten Übergangsstil an.

Die erste dekorative Anwendung des in Frankreich nun schon konstruktiv in der Gotik gebrauchten Spitzbogens und des Knospenkapitäls dient gemeinhin als leichtestes Erkennungszeichen der Werke dieser Periode, welche man als die dritte Epoche deutscher romanischer Architektur bezeichnen muß, denn das romanische System bleibt in ihr, nur in neuer Formenverkleidung, herrschend. Macht sich auch hier und dort (wie z. B. in den Domen von Magdeburg, Naumburg, Bamberg) in Grundrißanlage, Aufbau und Fassadenbildung der französische Einfluß stärker geltend, so verfolgt doch die auch jetzt besonders schöpferische rheinische Bauschule im wesentlichen unbeeinflußt ihre eigenen Ziele. Ihre Hauptaufgabe — und das ist das vor allem Wichtige und Originelle — sucht sie in der immer stärkeren Ausbildung der zentralen Anordnung. Deutlich erkennt man diese, wenn auch in manchen Kirchen das Längsprinzip gewahrt bleibt, als das den Meistern vorschwebende Ideal sowohl an der auffallenden Verkürzung des Längsschiffes und der Ausdehnung des Querschiffes als an dem vollständigen Herauswachsen des Vierungsturmes über die Fassaden- und Querschifftürme. Es genügt, auf Bauten wie die von Limburg, Bonn, Sinzig, Gelnhausen, Neuweiler hinzuweisen. Die in Bewegung aufwärtsstrebende Kraft gewinnt in solcher Gruppierung der Türme um einen Mittelturm endlich ihren einheitlichen Ausdruck; ja diese Einheitsbildung des Außenbaues wird maßgebend für die Grundrißanlage. Das Äußere hat über das Innere gesiegt.

Die ästhetische Bedeutung dieser Thatsache ist noch bei weitem nicht genug gewürdigt. Nicht um einen Verfall künstlerischer Ideen, sondern um ein höchstes architektonisches Bekenntnis des deutschen Wesens handelt es sich in dieser steinernen Formulierung der starken Konzentration aufstrebender Bewegung. Ja man möchte sich fragen, ob aus diesem Übergangsstil nicht direkt das Ideal und Problem des reinen Zentralbaues, wie es dann später die Phantasie der italienischen Renaissancearchitekten beschäftigte, sich hätten entwickeln können — wäre nicht die französische Gotik in Deutschland siegreich eingezogen.

Von entscheidenden Wandlungen in der Anlage der Gewölbe, welche jetzt als Rippengewölbe gebildet werden, ist nichts zu bemerken, wohl aber offenbart sich auch in dem Drange nach reicher Dekoration der Bauten die Folge einer Entwickelung. Die durch die Beschäftigung mit der Ausbildung eines großen Bausystems lange zurückgedämmte Lust an lebendiger Fülle dekorativen Schmuckes sucht wieder Möglichkeiten ihrer Befriedigung. Aber der einstige Reichtum der Phantasie an immer neuen Formenbildungen, wie er verschwenderisch in der Flächendekoration der sächsischen Periode hervorgetreten war, scheint versiecht zu sein. Oder hätte er nur keine Möglichkeit freier Entfaltung in der Architektur gehabt? Die Wahrnehmung, daß in derselben Zeit das überaus lebendige Blattwerk in der Miniaturmalerei sich immer mehr ausbildet, würde für letztere Annahme sprechen. Das reicher Ornamentik keinen Raum vergönnende tektonische Element des Pfeilergewölbebaues machte sich hemmend geltend. Das wenig umfängliche Kapitäl der Gewölbe tragenden Halbsäulen, der kleinen Säulen in den Galerien und Klosterhöfen bot keinen Raum für Ornamententfaltung dar und hatte zudem die strenge französische Gestalt des schlichten Knospenkelches angenommen; die Gesimse büßten bei der Vorliebe für das Vertikale ihre Bedeutung ein, und die Säulenbasen spielten gegenüber der Höhenentwickelung von Pfeilern und Säulen keine wichtige Rolle mehr. Der starke Drang nach oben ließ die Verzierung der wichtigeren Bauglieder fast unnötig erscheinen. Kurz, das große Prinzip, im ganzen Bau Bewegung auszudrücken, trat der Neigung zur Fülle phantastischen Schmuckes entgegen. Nur an den Thüren bot sich die Gelegenheit für eine freie Bethätigung der Einbildungskraft, zumal, als an Stelle des ziemlich einfach geformten, wenig gegliederten älteren romanischen

Portales die reiche französische Form desselben mit ihrem Wechsel von Säulen und Vertiefungen nun Eingang fand. Die goldene Pforte des Freiberger Domes zeigt, welche Erfindung dem Künstler zu Gebote stand, wenn er seine Schöpferkraft frei walten lassen durfte. Aber hier zeigte es sich zugleich, daß, dem französischen Vorbild entsprechend, die figürliche Plastik dem Ornament den Platz streitig zu machen begann.

Die nach Fülle der Erscheinung verlangende Phantasie aber wollte trotz allem Ausdruck gewinnen, und so blieb ihr nichts übrig als eine Häufung der Zierformen einfacher Art, welche sich aus dem architektonischen Schema selbst ergaben, und ein Spiel mit den konstruktiv nicht bedeutsamen Teilen. Die Außenseiten der Fassaden und Türme überzog sie mit Lisenen und Rundbogenfries, den sie in den Turmgiebeln treppenförmig aufsteigen ließ, übertrug den Spitzgiebelabschluß der Turmwände auch auf die polygonal gebildete Apsis und erfreute sich der aus Italien gewonnenen Errungenschaft der Zwergarkaden unter dem Dach des Chores. Im Inneren löste sie die Wandflächen auf, indem sie die spitzbogigen Emporenöffnungen oder die in Frankreich erfundenen Triforien (fensterartige, dreigeteilte Öffnungen eines schmalen Ganges im oberen Stockwerk des Mittelschiffes) oder beide übereinander geordnet anbrachte. Am willkürlichsten aber ging sie am Ausgang der Periode im 13. Jahrhundert mit den Fenstern um, denen sie bald hochgestelzte, bald Kleebatt-, bald Fächer-, bald ausgezackte Form oder aber eine Gruppierung in gemeinsamem Rahmen oder auch eine Einfassung mit Säulchen gab. Letztere selbst, zuweilen in mutwilligem Spiele miteinander verschlungen und verknotet, werden das reichlich benutzte Hauptelement der Dekoration, sei es nun in den Zwerggalerien oder in den zierlichen Arkaden der Klosterhöfe oder in den Portalen oder sonst, wo immer sich ein Platz bietet. Ihre Losgelöstheit von architektonischer Gesetzmäßigkeit tritt in dem beliebten Motiv, sie als Gewölbeträger von einer Konsole an der Wand aufsteigen zu lassen, und in ihrer scheinbaren Fesselung an die Wand durch Ringe hervor. So viel Anmutiges, ja Bestrickendes auch in dieser Verzierungsweise liegen mag, läßt sich doch nicht leugnen, daß die durch sie hervorgebrachte Wirkung auf das Auge beunruhigend und zerstreuend ist.

Ist demnach das letzte Resultat der deutschen romanischen Architektur die zentralisierende Gesamtanordnung des Aufbaues bedeutend, kühn und originell, so verrät das Dekorationsprinzip ein Sichverlieren des ästhetischen Empfindens in ein willkürliches Spiel. Die einzige Erklärung für diese merkwürdige Thatsache ist die wiederum auf das W e s e n d e u t s c h e n b i l d n e r i s c h e n S c h a f f e n s hinweisende: das S t r e b e n n a c h G e f ü h l s a u s d r u c k, die Phantasie zur Gestaltung eines zugleich bewegt lebendigen und reich gruppierten Bauideales befeuernd, hatte die nüchterne konstruktive Verstandesberechnung überflügelt, und als die Stunde kam, in welcher das durch wundervolle Schöpfungen vorbereitete Ideal seine höchste Verwirklichung finden sollte, zeigte sich das verhängnisvolle Mißverhältnis. Da die notwendige Ausbildung eines fortschreitenden konstruktiven Systems fehlte, mußte sich die Bauthätigkeit in dekorative Äußerlichkeit verirren. Sie bedurfte der Zucht, und diese fand die bedürftige in dem mit zäher, nüchterner Konsequenz von den Franzosen entwickelten, eisern zwingenden gotischen Stile. So wurde die deutsche Kunst nach allen ihren bewunderungswürdigen Thaten abhängig vom Geiste des Nachbarvolkes.

Der alte Wahn, der g o t i s c h e S t i l sei eine speziell und charakteristisch deutsche Erfindung, ist längst zerstört. Eine außerordentliche Schöpfung berechnenden und kombinierenden, auf das Konstruktive gerichteten Scharfsinnes, hat er seine allmähliche Ausbildung im Norden Frankreichs, in der Isle de France und südlichen Picardie, seit der Mitte des 12. Jahrhunderts gefunden, und zwar darf man ihn als Ergebnis des Bundes betrachten, der hier zwischen dem nor-

mannischen Gewölbesystem und der reichen, in Burgund erfundenen Choranlage mit Umgang und radianten Kapellen geschlossen wurde. Das in solchem Chore sich ergebende Bedürfnis, ungleiche Weiten mit Bogen von gleicher Scheitelhöhe zu überspannen, führte, zuerst in St.-Denis, zur Anwendung des Spitzbogens, und die Verfolgung der konstruktiven Vorteile, welche derselbe darbot, weiter zur Umwandlung des Bausystemes selbst. Das Wesentliche war die Entlastung der Mauer durch die Anwendung von außen angebrachten Strebepfeilern, welche den Schub der Gewölbe aufnahmen. Hieraus ergab sich einmal die Sammlung der stützenden Kraft auf einzelne Punkte, dann die Verwandlung der Wand aus einem tragenden in einen bloß raumabschließenden, daher mit großen Fenstern zu durchbrechenden Bauteil und endlich, bei immer stärkerer Ausgestaltung des Strebesystems in Pfeilern und Bogen, die Verlegung des seitlichen stützenden Apparates nach außerhalb der Kirche. Zugleich bot sich die Möglichkeit beliebiger oblonger Gewölbe statt der quadratischen dar. Die Anwendung des Rippengewölbes mit seinen eingespannten Kappen statt des einfachen Kreuzgewölbes und die logische Inbeziehungsetzung der Rippen mit den Pfeilern führte zur reichen Gliederung der letzteren und zur folgerichtigen Durchführung des vertikalen Bewegungsprinzipes, wie sie anderseits den geradlinigen oder polygonalen Abschluß der Apsiden bedingte.

So wurde das ganze Bauwerk, welches die ältere doppeltürmige Fassade erhielt, zu einem aus geistreichster Berechnung sich ergebenden Wunder einer die Materie gleichsam aufhebenden, in steter Bewegung sich äußernden Kraft. Die überraschende ästhetische Wirkung nicht minder als die gesetzmäßige Logik des Prinzipes mußten dieser Bauweise schließlich den endgültigen Sieg über die an dem Mangel konstruktiver Gedanken krankende spätromanische deutsche Kunst verschaffen. Vermochten die ersten Pioniere der Gotik, die Cistercienser, anfangs nur einzelne Neuerungen derselben, wie den Spitzbogen, die stärkere Gliederung des Pfeilers und die Anlage ihres Systemes rechtwinkeliger Chorkapellen, einzuführen, so trat doch an einem ihrer Bauten, in Marienstatt in Nassau, 1227 das Strebesystem verbunden mit dem Kapellenkranz auf. In demselben Jahre wurde der Chor der Liebfrauenkirche zu Trier nach französischem Muster gebaut, 1234 die Elisabethkirche zu Marburg. Zur gleichen Zeit ungefähr hält der gotische Stil seinen Einzug in Magdeburg und Halberstadt, und einige Jahrzehnte später entstehen die Stiftskirchen zu Wimpfen im Thal und der Chor des Domes von Köln. Mit diesem letzteren nach dem Vorbilde des Domes von Amiens in größten Verhältnissen errichteten Bauwerk, dessen Einfluß zuerst in der Katharinenkirche von Oppenheim sich geltend macht, wird das französische Prinzip des kathedralen Typus nach seiner ganzen Ausdehnung in Deutschland aufgenommen. Der zentralisierende Turmgruppenbau des Übergangsstiles macht dem Längsbau mit der Turmfassade Platz: der alte basilikale Gedanke, der sonst fast überall in Deutschland fortgelebt hatte, wurde in den neuen Formen auch am Rhein, der Stätte großer Neuerungen in der romanischen Zeit, wieder herrschend.

Verfolgt man die weitere Verbreitung und Ausbildung der Gotik während des 13., 14. und 15. Jahrhunderts, sein Augenmerk vor allem auf den weiteren Ausbau des Kölner Domes, welcher bis 1516 dauert, um dann erst in unserem Jahrhundert seine Vollendung zu finden, ferner auf die Ausgestaltung der Münster von Freiburg und Straßburg, auf die Dome von Regensburg, Ulm und Wien richtend, so gewahrt man eine immer stärkere Durchdringung des französischen Systemes mit deutschem Geiste. Zeigt sich einerseits in der Bevorzugung der einfachen Choranlage vor dem Umgang mit Kapellenkranz, und in der häufigen Gestaltung der Fassade mit einem Turm das Festhalten an den alten Traditionen, so bemächtigt sich

anderseits das deutsche Gefühlsstreben der gotischen konstruktiven Möglichkeiten zum Zwecke eines neuen schöpferischen Ausdruckes. Die unbedingte Aufnahme der französischen Erfindung erklärt sich nicht allein aus dem Bedürfnisse nach technischer Fortbildung, sondern daß das deutsche Wesen in ihr eine Tendenz fand, die einer bestimmten Richtung des eigenen ideellen Wollens entsprach, ist entscheidend gewesen. Und diese Tendenz war die bereits in den mittelrheinischen Domen deutlich sich äußernde, die Architektur zur Veranschaulichung einer vertikal in die Höhe strebenden Bewegung zu machen. In dem gotischen System war die Möglichkeit eines äußersten Ausdruckes dieses Aufstrebens, zugleich aber eine die Bewegungsempfindung steigernde Kontrastwirkung gegeben. Der Spitzbogen, das ästhetische Grundelement des ganzen Baues, mit seiner scharfen Brechung zweier Segmente, ist der Ausdruck zugleich dieser Gegensätzlichkeit und ihrer Aufhebung in dem Richtungsstreben nach oben; durch das mit der Bildung oblonger Gewölbe eintretende Aufgeben des Rhythmus von stärkeren und schwächeren Pfeilern kommt die Höhenrichtung zu ungehindertem Eindruck, welcher durch das ununterbrochene Aufsteigen der zahlreichen den Pfeiler gliedernde „Dienste" noch verstärkt wird.

Das deutsche Streben nun, auch an der unendlichen, ja verwirrenden Fülle des äußeren das Innere stützenden technischen Apparates sich freuend, richtete sich darauf, durch alle diese Fülle hindurch den Vertikalismus zur absolutesten Veranschaulichung zu bringen. Das weise Maß, das die französische Kunst in einem Hervorheben des Horizontalen durch Gesimse, Galerien, Triforien an der Fassade und im Inneren zeigte, wurde von dem Deutschen verachtet. Eine absolute Sammlung der Kraft im ungehemmten Emporstreben aller Bauteile wird das rücksichtslos angewandte Prinzip der deutschen Gotik: Alles und jedes, Spitzbogen und Pfeiler, Strebepfeiler und Strebebogen, Fenster- und Blendmaßwerk, Wimperge und Fiale, Krabbe und Kreuzblume, dienen, zu immer steilerer Formenbildung gebracht, dieser ideellen Absicht. Wieder macht sich ein rein ästhetisches Gefühlselement das Konstruktive sklavisch unterthänig. Am unbedingtesten und freiesten schöpferisch erweist es sich in dem Wunderwerke der Turmgestaltung, die in der kunstreichsten Verkürzung der zu schwindelnder Höhe emporgeführten Mauermasse und der hochpyramidalen Krönung derselben durch den durchbrochenen Helm einen von dem französischen ganz abweichenden rein deutschen Typus zeigt.

Wie in dieser Turmbildung, so bewährt sich die des fremden Stiles allmählich Herr werdende schöpferische Eigenart des Deutschen schließlich auch in der gänzlichen Umwandlung der basilikalen Anordnung des Inneren durch die gleich hohe Raumgestaltung von Mittelschiff und Seitenschiffen, in der sogenannten Hallenkirche. Wie das namentlich in den Bettelmönchkirchen allgemein werdende Weglassen des Querschiffes, wie die Beseitigung der Pfeiler- und Säulenbasen und -kapitäle, so läßt auch diese bereits in der romanischen Zeit vereinzelt versuchte Einheitsbildung des Raumes die letzte extremste Durchführung des Vertikalismus, bei der aber von selbst gleichsam eine ganz neue Raumeinheit sich einstellt, erkennen. Selbst die einfache, uralte horizontale Nebeneinanderordnung von Mittelschiff und Seitenschiffen wird jetzt nicht mehr geduldet: ein ungeheures, mächtig hoch aufragendes Dach schließt sie zu einer Einheit zusammen. Dasselbe Verlangen, das in der Übergangszeit zur Zentralisierung geführt hat, schafft sich in den Hallenkirchen eine neue Ausdrucksform. Die einheitliche Höhenraumentwickelung ist die letzte originelle Verwirklichung des deutschen mittelalterlichen Bauideales.

Worin anders aber als in der denkbar höchsten Anstrengung, steinerne Massen gleichsam in Bewegung zu setzen, beruht das Wesen dieser deutschen gotischen Baukunst, beruht der äußerste Gegensatz derselben zum griechischen Ideal der Architektur? Kein anderes nordisches

Volk der doch in ihren gemeinsamen Kulturbestrebungen so verwandten germanisch-romanischen Völkergruppe hat diesen Gegensatz ausgesprochen wie das deutsche. Dort im griechischen Tempel die Veranschaulichung einer an jeder Stelle sich im Ausgleich offenbarenden Verhältnismäßigkeit der tragenden und lastenden Kraft, hier die Verdeutlichung eines nie sich lösenden Konfliktes zwischen beiden; dort die Aufhebung aller Bewegung in Ruhe, hier die Umsetzung aller Ruhe in Bewegung; dort der breite Horizontalismus, hier der enge Vertikalismus. Beide künstlerischen Richtungen sind in der folgerichtigen Durchführung ihrer Prinzipien gleich groß und bewundernswürdig; wer aber, der unvoreingenommen den griechischen Tempel mit der deutschen gotischen Kirche vergleicht, möchte verkennen, daß in der Ruhe, Einfachheit und geschlossenen Einheitlichkeit jenes die im Statischen und in der Raumverhältnismäßigkeit beruhende innere Gesetzmäßigkeit der Architektur zur vollendeten Erscheinung kommt, wogegen in der Bewegung, Überfülle und zerklüfteten Vielgliederigkeit dieser ein gewaltsam die Baukunst über die Grenzen ihrer stilistischen Ausdrucksfähigkeit hinaus steigernder Bildungsdrang sich äußert?

Das Ungeheuerste ist von den Deutschen gewagt worden: ihre Gefühlsgewalt hat von dem plastischen Steingebilde verlangt, daß es die Sprache der Musik rede. Nicht in jenem äußerlichen Sinne, der nur die künstliche Form der Struktur als medium comparationis erkennt, sondern in einem viel tieferen darf die christliche deutsche Architektur ein Gleichnis der Musik genannt werden, in dem Sinne nämlich, daß sie das Neben- und Übereinander durch die Erweckung einer täuschenden Bewegungsvorstellung als ein Nacheinander empfinden läßt, wie wir es in steigender Entwickelung von dem einfachen feierlichen rhythmischen Erklingen der sächsischen Bauten bis zu dem himmelan ziehenden polyphonen Hymnus des gotischen Domes verfolgen konnten. Hierin liegt der überwältigende Zauber dieser Bauten. Ihre Wirkung beruht nicht in einem Schönheitsempfinden durch den Gesichtssinn — rein ästhetisch bedeuten die in der Bewegung gemäßigteren romanischen Bauten eine höhere Stufe —, sondern in einer Gefühlsstimmung durch die im Schauen erregten, das Gefühl bewegenden Ideenverbindungen. Hatten die von der Gesetzmäßigkeit der Form erfüllten Italiener der Renaissance wohl so ganz unrecht, als sie die gotische Bauweise eine künstlerische Verirrung nannten? Schwerlich; aber sie wußten nicht, daß diese Verirrung eine Folge überschwenglichen Idealismus war, für dessen Ausdruck die Baukunst eine viel zu beschränkte Sprache hatte. Diese Architektur war ein bis zum äußerst Denkbaren im Stein gebrachter Gefühlsausdruck; in ihr „ward die Zeit zum Raum".

An originalen Baugedanken in hohem Sinne hat Deutschland seit jener Zeit nichts mehr hervorgebracht. Wer eine Geschichte deutscher Baukunst zu schreiben hat, wird auch den folgenden Jahrhunderten eingehende Betrachtung zu schenken haben; wer die Definition des **deutschen Wesens** aus ihr zu gewinnen sucht, kann sich auf wenige Worte beschränken. Die Renaissance ist, wie wir gesehen haben, nicht eigentlich ein Bau-, sondern ein Dekorationsstil in Deutschland gewesen. Nur auf dem Gebiete der Profan-, nicht auf dem der kirchlichen Architektur sind fesselnde und ihrer ganzen Anlage nach bedeutende Werke entstanden. Auch hier lebt im wesentlichen Altes in neuer Verkleidung fort.

Unsere Kenntnis von dem **Profanbau** in der romanischen Periode kann aus verhältnismäßig nur wenigen erhaltenen Denkmälern gewonnen werden. Welcher Art die großen, mit Säulen geschmückten, durch Malerei verzierten Palastbauten Karls des Großen in Aachen, Ingelheim und Nimwegen gewesen sind, davon vermögen wir uns keine deutliche Anschauung mehr zu machen; nur ganz allgemein dürfen wir annehmen, daß ihnen, wie dem Münster von Aachen, Bauten als Vorbild gedient haben, welche der Kaiser im Süden gesehen hatte.

Der einfachere **Burgbau**, nur praktischen Zwecken dienend, knüpft an die von den Römern stammenden Überlieferungen an. Seine älteste Form zeigt auf steilen Anhöhen einen mächtigen, meist viereckigen oder runden Turm, den „Bergfried", welcher von starken, dem Abfall des Terrains folgenden Mauern umgeben ist. Enthält er anfangs auch die Wohnräume, so beginnt man doch schon in früher Zeit dieselben in einzelne, meist hölzerne Gebäude zu verlegen, die mit dem Turm in Verbindung gesetzt werden. Wirtschaftshäuser und andere Türme gesellen sich hinzu, und so entwickelt sich im 12. Jahrhundert eine vielgegliederte Anlage, ein nur durch die räumlichen Gegebenheiten bedingtes freies Nebeneinander von Baulichkeiten, welches das Bild eines so **bewegten, malerischen Ganzen** ergibt, wie es uns noch in der Wartburg vor Augen tritt. Zum Hauptgebäude wird in dieser Anlage das Herrenhaus, der „Palas", an dem sich die dekorative Kunst, ihn auszeichnend, besonders reich in Anbringung von Säulchengalerien, zierlicher Fenstergliederung, Gesimsen und Friesen bethätigt. Uralte Gepflogenheit macht eine große Mittelhalle, welche im Kaiserpalast zu Goslar von geradezu mythischer Wirkung ist, zum Kern des Palas. Den gottesdienstlichen Verrichtungen dienen Kapellen, welche in deutschen Burgen, z. B. in Eger und in Nürnberg, häufig in der Form von zwei übereinander liegenden Kapellen angeordnet sind, die, durch eine Öffnung miteinander verbunden, Herrschaft und Gesinde gleichzeitig die Teilnahme an der Feier gestatteten; es sind die sogenannten „Doppelkapellen".

Dieser komplizierten Burganlage verglichen erscheint das **Bürgerhaus** der Städte als ein schmal turmartig aufragendes Einzelgebäude, dessen mehr oder minder reiche Fensterbildung vorzugsweise einen horizontalen Abschluß, nur in seltenen Fällen den kirchlichen Rundbogen zeigte.

Zu einer glänzenden Ausgestaltung gelangen die Baugedanken der romanischen Zeit in der folgenden Periode der **Gotik**, deren in großer Fülle anzuwendende Zierformen dem Verlangen nicht nur der Vornehmen, sondern auch der Bürger nach Zurschaustellung ihrer Wohlhabenheit und ihrer sozialen Bedeutung dienen müssen. An dem Grundprinzip des Burgenbaues vermag der neue Stil nichts zu ändern: auch jetzt bleibt der Komplex frei nebeneinander geordneter Baulichkeiten bestehen, nur gewinnt das Äußere durch Anlage von Bogengängen, das Innere durch die Fülle mannigfaltiger Gewölbe an repräsentativer Pracht. Es genügt, auf Schöpfungen, wie die Albrechtsburg von Meißen, und jenen strahlendsten Ausdruck ritterlichen Wesens, die Marienburg, hinzuweisen. Nicht in den Schlössern aber, sondern in den öffentlichen und privaten Bauten der zum Sitze der Kultur werdenden **Städte** ist das eigentlich Bedeutungsvolle dieser Epoche zu gewahren.

In ganz überraschend mannigfaltiger Weise bethätigt sich in dem scheinbar doch nur wenige Möglichkeiten bietenden strengen Stile des Spitzbogens jene Neigung des Deutschen für die Äußerung individuellen Geschmackes, die schon Dürer mit den Worten bezeichnet hat, jeder Deutsche wolle nach seiner Manier bauen. Auch abgesehen von den Verschiedenheiten des Dekorativen, welche in der Verschiedenheit des Baumaterials: des Backsteins im nördlichen und östlichen, des Fachwerkes im mittleren, des Hausteinbaues im südlichen und westlichen Deutschland beruhen, tritt in Aufbau und Gliederung der Fassaden eine Fülle von Besonderheiten hervor. Zeigen die Rat- und Kaufhäuser in ihrer breiteren Fassadenanlage meist spitzbogige Hallen im Untergeschoß, in den oberen Geschossen reiche Fensteranlage (ein besonders glänzendes Beispiel ist das Rathaus zu Braunschweig), Erkerausbauten und auch wohl einen Turm, so sind die Vorderseiten der Bürgerhäuser, deren innere, vielgegliederte und engräumige Anordnung ein beredtester Ausdruck innig zusammengeschlossenen, behaglichen Familienlebens ist, zumeist schmal und hoch aufragend. Es ist das vertikale Bewegungsprinzip des gotischen Stiles, das hierin

und ganz besonders in den für alle Zeiten für Deutschland charakteristisch gewordenen steil aufsteigenden Dächern sich geltend macht. Zur eigentlichen Verkörperung dieses Dranges in die Höhe aber wird der Giebel, welcher die der Burg entlehnte krönende Form des Zinnenkranzes bald ganz verdrängt und schließlich, ohne jede Motivierung weit über das Dach aufstrebend, zum leeren architektonischen Schaustück wird. Wo immer der Abfall des Daches es erlaubt, wird ein solcher Giebel, in treppenartigem Aufstieg, mit Fensteröffnungen, Erkern, Fialen und Maßwerk angebracht, verhältnismäßig einfach im Süden, bis zu verschwenderischer Dekorationsfülle an den Backsteinbauten der Handelsstädte im Norden gesteigert, deren lebendige Wirkung durch farbig glasierte Ziegel erhöht wird.

Liegt der Reichtum hier mehr in der Masse der zumeist rein geometrischen Verzierung, so gewähren die traulich anmutigen Fachwerkbauten von Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg, Hildesheim und anderen mitteldeutschen Orten den Anblick einer ungemein originellen phantastischen Künstlerthätigkeit in dem Schnitzwerk von krausen Tier-, Menschen- und Pflanzenbildungen an den Balkenköpfen, welche die übereinander vorkragenden Stockwerke tragen. In heiterem Spiele bricht, unbeeinflußt von allen einengenden Stilprinzipien, die alte unversiechbare Schöpferlust der deutschen Einbildungskraft hervor. Mancher schon, der wie im Traume wandelnd durch die alle architektonische Gesetzmäßigkeit gleichsam verneinenden engen Straßen solcher Städte gewandert ist, mag in den Ausruf ausgebrochen sein: „Dies ist das Deutscheste von allem Deutschen! Der überraschendste Ausdruck zugleich deutscher häuslicher Gemütlichkeit und deutschen Humors, welche mit lebendiger Gestaltung die Wirklichkeit durchdringen und erfüllen zu derselben Zeit, in welcher erhabene Glaubenskraft über diese Wirklichkeit hinaus die Kirchen bis zum Himmel emporsteigen läßt!"

Die Renaissance ändert an den wesentlichen Eigentümlichkeiten des Profanbaues zunächst fast nichts. Durch alle die unendlich verschiedenartigen, bald italienische Formen nachahmenden und umwandelnden, bald das Italienische mit dem Gotischen verbindenden, bald auch das Gotische ummodelnden Fassadenbildungen geht das Motiv des Giebels, dessen ornamentale Ausgestaltung und Voluteneinfassung dem anmutig erfinderischen Dekorationsgeist der Zeit entspricht, als das eigentlich Deutsche hindurch. In ihm, in dem überall, wo nicht der südliche Geist die Gesetze gibt, sich einstellenden steilen, hohen Aufbau und in der Pilastergliederung der Stockwerke lebt erkenntlich das alte vertikale Bewegungsstreben fort, wie in den Erkern, den Treppentürmen, den Portalen, den Nischen mit Statuen und den Ausbauten der Drang nach Fülle und Mannigfaltigkeit der Erscheinung. Der letztere bemächtigt sich auch der italienischen Säulenhallen der Renaissance und verwendet sie als korridorartige Gänge in den Höfen der Schlösser und Häuser, als Lauben an den Rathäusern oder auch als Vorbauten der Portale. Ihre zumeist gedrückte Form schwer lastender Rundbogen auf kurzen stämmigen Säulen — mag sie sich auch wesentlich aus der Niedrigkeit der Stockwerke, denen sie sich anpaßt, erklären — weist darauf hin, daß die deutschen Baumeister in der Renaissancesäulenordnung den ausgesprochenen Gegensatz zum Gotischen erkannten und daher in der Betonung des Gegensätzlichen mit Absicht zu weit gingen. Nur selten gelang ein in den Verhältnissen so edles und harmonisches Gebilde, wie die freilich einer Miniaturverkleinerung italienischer Fassaden gleichende Rathausvorhalle in Köln.

Werden die als ein beredtes Zeugnis der wachsenden Macht und des Repräsentationsgeistes der Fürsten, in den Residenzen zu Dresden, Berlin, München, Stuttgart, Heidelberg und sonst entstandenen großartigeren Schloßanlagen in ihrem dekorativen Reichtum und malerisch lebendiger Anlage von allen Fremden als die typisch deutsche Ausprägung der Profankunst

empfunden, so muß dieses Deutsche mehr in einer Willkür als in einem charakteristischen Prinzip der Anordnung erkannt werden, wie es z. B. den gleichzeitigen dreiflügeligen französischen Bauten zu eigen ist. Individuelle Neigung und Neigung, in freier Gruppierung die verschiedenen Zwecken dienenden Gebäude zu individualisieren, wie sie bereits im Mittelalter sich äußert, läßt noch lange, wie vor allem der festlich prächtige Bautenkomplex des Heidelberger Schlosses zeigt, an der älteren Weise freier Nebeneinanderordnung vieler Einzelgebäude, deren einzige Einheitsbeziehung der von ihnen eingeschlossene Hof ist, festhalten. Erst am Ende des 16. Jahrhunderts macht sich, durch erneutes Studium der italienischen Paläste angeregt, oder wie in München von Italienern selbst vertreten, das Streben nach einheitlichen Gesamtentwürfen für größere Schloßbauten geltend, wobei dann vorzugsweise, wie im Schloß von Aschaffenburg, die gleichmäßige zusammenhängende Anlage von vier Trakten um einen Hof entsteht und die ehemals freistehenden Mauertürme mit in dieselbe einbezogen werden.

Aber nicht diese nachahmende Stilbildung, welche bereits die kommende, immer stärker werdende Abhängigkeit von fremder Kunst im 17. Jahrhundert weissagt, sondern eben jene ganz unbeschreibliche Fülle verschiedenartigster Einfälle für die Gestaltung der Profanarchitektur, die jeder Regel spottet, ist es, welche die in phantasievoller Willkür sich auslebende, noch vorhandene reiche bildnerische Kraft im 16. Jahrhundert verrät. Der nun der strengen Zucht des gotischen Stiles spottende Kunstsinn läßt sich, in dem Reichtum der Renaissancemotive schwelgend, noch einmal in ausgelassener Fröhlichkeit und Festeslust gehen, alles für erlaubt haltend, was eine erstaunliche technische Geschicklichkeit möglich erscheinen ließ. Dem Taumel folgte Erschöpfung und Ernüchterung. Das Borrominische **Barock** wird für den in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stark sich entwickelnden katholischen Kirchenbau maßgebend. Charakteristisch deutsch bleibt die Vorliebe für eine Anlage der Fassaden mit zwei Türmen, deren zwiebelartiger Dachabschluß das Bewegungsstreben der Deutschen in volle Geschmacklosigkeit entartet zeigt. Für die protestantische Kirche entwickeln sich trotz vieler theoretischer Versuche bestimmte Prinzipien nicht. Die allen solchen Versuchen anhaftende Nüchternheit vermag selbst ein von einem großen Baugedanken beseelter Meister wie Bähr an seiner Frauenkirche in Dresden nicht zu überwinden.

Was anderes aber als eine Überwältigung des deutschen durch italienischen und französischen künstlerischen Geist lehren uns auch die in so großer Anzahl am Ende des 17. und im **18. Jahrhundert** entstehenden Profanbauten, in denen der schwelgerisch üppige Luxus kirchlicher und weltlicher Fürsten und Großen pomphaften Ausdruck findet? Überall in Deutschland sind italienische und französische Architekten thätig, erscheinen die deutschen als Schüler, Nachfolger und Nachahmer derselben. Selbst das Schaffen hochbegabter, kühner Meister, welche ihren Werken den Charakter ihrer starken Persönlichkeit aufzuprägen wissen, eines Fischer von Erlach, des Schöpfers der Wiener Hofburg, eines Andreas Schlüter, dem der Berliner Schloßhof seine monumentale Gestaltung verdankt, eines Pöppelmann, in dessen Phantasie jene zauberhafte Theaterdekoration des Zwingers in Dresden entstand — selbst solches Schaffen beweist, daß die Elemente künstlerischen Stiles fremder Kunst entlehnt werden mußten.

Das Bedeutsame aber ist, daß doch immer wieder, selbst in dieser Periode der Selbstentfremdung, solche starke Persönlichkeiten in der Kraft ihrer Individualität das Deutsche finden und in ihrem Bilden offenbaren, bis zu welchem Grade das Fremde deutschen Wesenseigentümlichkeiten dienstbar gemacht werden konnte. Ist es bei **Schlüter** die straffe Energie strenger Männlichkeit, die dem überladenen Reichtum dekorativer Formen schlichte Größe der Verhältnisse als erhabenen Ausdruck der aufsteigenden Macht Preußens entgegensetzt, weiß

Balthasar Neumann in seinem Bau der Residenz zu Würzburg den kalten Prunk der französischen Kunst in farbige Pracht, aus welcher das Gefühl warmen Lebens atmet, zu verwandeln, entfesselt Pöppelmanns reiche Phantasie die dekorativen Elemente des Rokoko zu üppigstem Reigen — so verschiedenartig die Ausdrucksformen sein mögen, so innig bedingt erscheinen dieselben doch durch die verschiedenen Seiten deutschen Charakters. Bei minder begabten Individualitäten beschränkt sich die Äußerung desselben nur auf das bescheidene Gebiet der Verbindung und Abwandlung entlehnter Formen in einer von uns bereits zur Genüge gelegentlich der Besprechung des Ornamentes charakterisierten Weise. Wie erfindungsreich auch jetzt noch die Einbildungskraft des deutschen Architekten war, darüber vermag am besten wohl und in der überraschendsten Weise Paul Deckers 1711 erschienener „Fürstlicher Baumeister" zu belehren.

Wie immer, wenn die Phantasie nicht mehr in der Ausbildung hoher und selbständig erschauter Ideale, sondern in willkürlichem Sinne sich ergeht, so stellte sich auch damals die Reflektion nüchtern erwägender Köpfe ihr entgegen. Ein heftiger Kampf theoretischer Meinungen hat die praktische Bauthätigkeit im 18. Jahrhundert begleitet, und das Hervortreten der klassizistischen Richtung bezeichnet endlich den Sieg der Abstraktion über den bei aller Entartung in eine schwelgerische Dekorationsweise und bei äußerster Verwilderung doch noch immer sich äußernden künstlerischen Instinkt.

Mit der Berichtigung dieses falsch Antiken durch das von sehnsüchtiger Begeisterung getragene ernste Studium der wieder erschlossenen griechischen Welt beginnt die neue Phase der Bauthätigkeit in unserem Jahrhundert, beginnt jenes Suchen nach einem Stil, das, von einer Stilart vergangener schöpferischer Perioden zur anderen sich wendend, immer unbefriedigt bleiben sollte. Was in dieser schnell sich einander ablösenden Rekonstruktion von antiker und gotischer, von italienischer, deutscher, französischer und niederländischer Renaissance-, Barock- und Rokokobauweise als „deutsch" zu bezeichnen ist, hat mit den eigentlichen künstlerischen Anlagen des Deutschen nur in seltensten Fällen überhaupt noch etwas zu thun, sondern nur mit dem wissenschaftlichen Geiste, der Verwertung historischen Wissens im Dienste der Kunst. Wenn aber bei dem Deutschen als künstlerisch sich bethätigenden Menschen das natürliche Verhältnis der geistigen Kräfte umgedreht wird, Gefühl und Phantasie vor dem Verstande zurücktreten müssen, so wird er zugleich pedantisch und geschmacklos; dies lehrt, ganz allgemein betrachtet, die deutsche Bauthätigkeit des 19. Jahrhunderts.

Den allgemeinen Verhältnissen der Zeit und den sie beherrschenden geistigen Bestrebungen, nicht den einzelnen Künstlern, ist die Schuld zuzuschreiben, wenn es zu einer künstlerischen, in einem bestimmten Ideal ihre Gemeinsamkeit gewinnenden Entwickelung nicht kommen sollte. Wie viel großes Streben, welches von dem immer neu sich erhebenden deutschen Idealismus getragen wurde, erstarb immer von neuem, ohne daß es grundlegende Bedeutung für die Zukunft gewonnen hätte, mit den Männern, deren Lebensinhalt es ausgemacht! Wie losgelöst von dem festen Boden volkstümlichen Lebens und aller seiner Bedürfnisse verlieren sich gerade die feinsten und begabtesten Geister in einem träumenden Nachempfinden der mit schwärmerischem Entzücken bewunderten, mit liebevollster Gründlichkeit studierten Kunstwerke großer vergangener Perioden. Die Fähigkeit des Deutschen, sich in Geist und Seele eines anderen Volkes und einer anderen Zeit ganz zu versenken, das eigene Wesen in solcher Hingabe aufzuopfern, zeigt sich noch jetzt in ihrem ganzen Umfange. Mit einer wunderbaren Naivetät wagt es, von hellenischem Schönheitsgefühl tief durchdrungen, Schinkel, Preußens Hauptstadt mit antiken Säulenhallen und Kuppeln zu schmücken, aus deren reinen Verhältnissen wirklich ein Nachklang griechischer

Harmonien zu tönen scheint, wagt er den unmöglichen Versuch, das Gotische dem Antiken zu vermählen. Mit ihm wetteifert in München Leo von Klenze, neben der Antike willig der Renaissance den Platz einräumend, als solle die Stadt an der Isar Athen und Florenz in sich vereinen. Wie er aber an Adel künstlerischen Empfindens weit hinter Schinkel zurücksteht, so läßt er sich an schöpferischer Kraft und an Reichtum der Phantasie nicht jenem Manne vergleichen, der mit feurigem Schwunge die festliche Herrlichkeit der italienischen Renaissance neu erstehen läßt, Gottfried Semper, auch er wie Schinkel ganz beseligt von dem Schönheitsideal des Südens, und mit herrlicher Freiheit das begeistert Erschaute neu für die Anforderungen des modernen Lebens gestaltend.

Vielleicht könnte man in den Bestrebungen eines Schinkel und eines Semper, neben denen viele andere begabte die gleichen Wege verfolgten, eine kräftigere und originellere Äußerung des Deutschtums erkennen, als in der auf die Wiederbelebung der deutschen mittelalterlichen Baugedanken gerichteten Thätigkeit der Architekten der romantischen Richtung, obgleich gerade diese in höherem Sinne das Nationale zu vertreten glaubten. Hier mußte es, dem Charakter des besonders bevorzugten gotischen Stiles entsprechend, zu einer nüchternen Wiederholung des längst Gesagten im Kirchenbau, zu einem Widerspruch mit den Lebensbedürfnissen im Profanbau kommen. Aber auch hier zeigt unter den vielen gar mancher, wie Friedrich Schmidt, die Gründlichkeit und Redlichkeit heißen Bemühens, die den Deutschen auszeichnet, Eigenschaften, welche in der Kunst freilich nur dann von Bedeutung sind, wenn sie dem schöpferischen Vermögen dienen, den Mangel desselben aber nie ersetzen können. Und dieser Mangel ist es, der, von den hervorstechenden Werken einzelner abgesehen, dem Betrachter aller dieser Bauthätigkeit als Pedanterie, Unsinnigkeit und Willkür vor allem sich aufdrängt. Vergebens suchte ein jenen älteren Bestrebungen folgender Eklektizismus, der alles erlaubte und nichts gebot, in dem Trachten nach malerischer Wirkung, wie sie vor allem durch die Ausnutzung der deutschen Renaissance, des Barock und des Rokoko zu gewinnen schien, den Schein genialischer Freiheit hervorzubringen, immer wieder machte sich durch denselben hindurch die Wahrheit bemerkbar: das Fehlen eines aus natürlichen Bedingungen und aus echter Gefühlskraft mit Notwendigkeit hervorgehenden Ideals. Allen den einzelnen Richtungen des von wechselnder Mode und individuellen Neigungen bestimmten Geschmackes, wie sie sich mannigfach kreuzen, nachzugehen, ein Urteil über ihre größere oder geringere Bedeutung abgeben zu wollen, wer würde es wagen können und wollen? Und welche andere Erkenntnis ergäbe sich für den jetzt Lebenden daraus über das deutsche Wesen als nur die eine, daß dieses in der Baukunst des 19. Jahrhunderts im guten Sinne bloß als eine vorurteilslose Empfänglichkeit für künstlerische Eindrücke der verschiedensten Art und als eine erfindungsreiche Verwertung derselben, im schlechten Sinne als eine zur Geschmacklosigkeit und Unwahrheit führende Selbstmißachtung sich äußert.

Ein langer Weg ist es, den unsere Betrachtung durchmessen hat: was sich aus ihr ergibt, ist in wenige Worte zu fassen. Nur solange die Architektur dem Deutschen als ein Ausdruck der Gefühlsinnerlichkeit, sei es nach dem Erhabenen, sei es nach dem Gemütvollen hin, dienen konnte, hat er Großes und Originales in ihr geleistet. Mit dem Augenblicke, da sie rein äußerlichen Rücksichten der Schaustellung zu dienen begann, begann auch der Verfall schöpferischer deutscher Kraft. Hier gilt unbedingt, was in nur bedingtem Grade von der Architektur der Romanen zu behaupten ist. Dem deutschen Wesen widerspricht der Prunk und Pomp durchaus, und nur weil in den letzten Jahrhunderten die Fürsten und Großen undeutsch geworden waren,

erhielt der deutsche Baumeister seiner unwürdige Aufgaben. Dort aber, wo er dem starken inneren Leben einzig hätte Ausdruck geben können, in der protestantischen Kirche, trat ihm gerade der dem Monumentalen nicht günstige Geist des wesentlich in der Predigt gipfelnden Kultus entgegen, und zudem gab es der bereits vorhandenen benutzbaren Kirchen ja genug. Der Protestantismus mit seiner stärksten Verinnerlichung des Glaubenslebens bedurfte nicht allein nicht der bildenden Kunst, sondern machte derselben sogar die — doch immer nur im Religiösen gebotene — höchste ideelle Bethätigung unmöglich. So ist es denn nicht der eine rein innere Gemeinsamkeit begründende protestantische Idealismus, sondern der diese deutsche Gemeinsamkeit überhaupt erst schaffende Idealismus des Mittelalters gewesen, welcher zu schöpferischen Thaten auf dem Gebiete der Baukunst führte, und in einer sich immer steigernden Gestaltung steinerner Bewegung bei immer reicherer Individualisierung der konstruktiven Glieder der Kraft des Gefühlslebens: feierlicher Versenkung und feuriger Begeisterung des König- und Rittertumes in der romanischen, schwärmerischer Inbrunst und sinniger Gemütlichkeit des Bürgertumes in der gotischen Periode, Ausdruck gab, bis der letzte Nachklang solcher ernsten Stimmung in der heiteren Lebenslust des Fürsten- und Patriziertumes im 16. Jahrhundert verklingt.

4. Die Malerei und die Plastik.

Zu innig verbunden erscheinen in der deutschen Kunstgeschichte die Plastik und die Malerei, als daß diese Künste hier vereinzelt Gegenstand der Betrachtung werden könnten. Welcher von beiden die höhere Bedeutung und Ausbildung bestimmt war, darüber kann nach allem, was bereits dargelegt wurde, kein Zweifel aufkommen. Wenn selbst im romanischen Süden die Malerei die Herrschaft erhalten sollte, wie viel mehr noch mußte dies im germanischen Norden der Fall sein! In nichts anderem als in ihrer größeren Ausdrucksfähigkeit, welche aus ihrer höheren Unbedingtheit von der Materie hervorgeht, ist der Grund für den Vorrang, den sie in der germanisch-christlichen Kultur des Mittelalters und der neueren Zeit vor der Skulptur gewonnen hat, zu erkennen. Auf die Wiedergabe der Wirklichkeit im bloßen bildlichen Scheine sich beschränkend und daher im stande, die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange darzustellen, gewährt sie der Bethätigung der Phantasie des Künstlers wie des Beschauenden einen größeren Spielraum und darf, vor jeder Gefahr einer eigentlich täuschenden Wirklichkeitswiedergabe gesichert und nur auf eine ideelle Erscheinungsvorspiegelung bedacht, in der Lebendigkeit der Gebärde, Bewegung und Handlung viel weiter gehen als die Plastik. Stehen ihr doch außer den Einheitsfaktoren der Symmetrie und Proportionalität, welche sie mit dieser gemeinsam hat, noch weitere in Farbe und Licht zu Gebote. Der christlichen Weltanschauung, welche im Gefühle wurzelt, und der es auf reichsten Ausdruck desselben ankommen mußte, entsprach daher unter den bildenden Künsten die, eine Darstellung der Bewegung und eine mannigfach individuelle Bildung am freiesten gestattende Malerei am meisten, denn, wie wir sahen, kann Gefühlsausdruck in der bildenden Kunst nur durch körperliche Bewegung und Charakteristik, d. h. Individualisierung, verdeutlicht werden.

Diese allgemeinen Erwägungen schließen schon die Erkenntnis ein, worin wieder die besonderen Eigentümlichkeiten der deutschen Malerei und Skulptur, verglichen mit der in strenger Beschränkung ihren Stil findenden italienischen, bestehen, nämlich eben in dem rückhaltlosen, über die Grenzen des stilistischen Ausdrucksvermögens der Künste hinausgehenden Drange nach einem allzu lebhafte Bewegung, zu starke Individualisierung, zu bunte Mannigfaltigkeit und zu willkürliche Bildungen bedingenden Ausdruck. Wiederum tritt das Mißverhältnis

zwischen dem Allerhöchstes erstrebenden deutschen Idealismus und den eine nur beschränkte Verwirklichung seines Wollens gestattenden bildenden Künsten hervor.

Die ersten uns bekannten Anfänge von Plastik und Malerei liegen auf dem Gebiete des von uns schon betrachteten Ornamentes. Von einigen wenigen religiösen figürlichen Darstellungen abgesehen — als erste tauchen die eigentümlich phantastischen, wohl im Norden erfundenen symbolischen, halb menschlich, halb tierisch gebildeten Evangelisten auf — beginnt eine eigentliche künstlerische Entwickelung erst in den Zeiten Karls des Großen. Sowohl die Malerei als Miniaturenausschmückung der christlichen Handschriften und als monumentale Wanddekoration, wie auch die Plastik in ihrer Anwendung auf die Kleinkunst, namentlich in den Elfenbeindiptychen und im Bronzeguß, knüpft an die römisch-altchristliche Kunst an. Anfänglich sind es nur wenige religiöse Stoffe, die behandelt werden, wie der thronende Christus, die Evangelisten, der Brunnen des Lebens, die Anbetung des Lammes, bald aber wird die gesamte Heilsgeschichte und Heiligenlegende Gegenstand der Darstellung in Bibeln, Evangeliarien, Psalterien und Sakramentarien. In geringerem Grade freilich für die Plastik, welche bis in das 11. Jahrhundert fast ausschließlich auf die Elfenbeinschnitzerei und Goldschmiedearbeit beschränkt bleibt, indessen die Malerei auch im großen Stile, wie die um 1000 in St. Georg zu Oberzell auf der Reichenau entstandenen Fresken beweisen, betrieben wird.

Als das allmählich aus der Abhängigkeit von altchristlichen und byzantinischen Einflüssen sich befreiende deutsche Element ist bei sehr primitiver Umrißzeichnung und heller Färbung die naiv natürliche Lebendigkeit und Frische der Erzählungsweise und die Vorliebe für genrehafte Motive zu bezeichnen. Eine eifrige Schilderungslust, welche allerorten in Deutschland, besonders reich aber in Sachsen, unter den Ottonen in den Klöstern erwachte, schuf eine sehr große Anzahl von reich malerisch geschmückten Kodices, in denen die Phantasie noch ungehemmter als in der gleichfalls sehr gepflegten plastischen Kleinkunst sich ergehen konnte. Das 11. Jahrhundert zeigt in der Miniaturmalerei den Verfall der technisch ausgebildeten byzantinischen Richtung und das Sicherheben einer freilich noch sehr rohen, der leicht skizzierenden Federmanier sich bedienenden nationalen Kunstweise, die zugleich in den plastischen Erzeugnissen des in Sachsen durch Bernward von Hildesheim eingeführten Erzgusses (der ehernen Thüren am Dom [1015], der Bernwardssäule auf dem Domplatz zu Hildesheim [1022] und der Grabplatte Rudolfs von Schwaben [1080]) in drastischer Weise hervortritt. Namentlich die Figuren jener Thüren durchzuckt eine im merkwürdigsten Kontrast zu der bizarr unbeholfenen Formenbildung stehende stürmische, ja zügellose Leidenschaftlichkeit.

Erst das 12. Jahrhundert aber sieht jenes naive Bemühen zu einem bewußteren Ausbilden monumentaler Stilistik gelangen. Drückt sich in der Erweiterung des Stoffgebietes der Miniaturmalerei nach der Seite weltlicher Darstellungen, auf welche die erblühende epische Dichtkunst — die ersten derartigen Illustrationen sind die von Veldekes „Eneidt“, von den Tristangedichten und von dem „Lustgarten der Herrad von Landsberg“ — hinführt, die neue gesellschaftliche Bildung und Kultur aus, so erhält erst jetzt auch die Darstellung der menschlichen Erscheinung eine auf unbefangenes Naturstudium gegründete charakteristische Form. Das Schönheitsideal wird in einer schmalen Gestalt mit rundlichem Kopfe, welcher blondes, anmutig gewelltes Haar, einen kleinen vollen Mund und rundes Kinn zeigt, gefunden, die Bewegung ist ausnehmend stark und bei aller Steifheit durchaus charakteristisch, aus jeder Gebärde spricht eine häufig bis zum Gewaltsamen und Unbändigen sich steigernde seelische Erregbarkeit. Die Beobachtung solcher Äußerungen inneren Lebens übertrifft weitaus die Wahrnehmung des

Organischen und Individuellen der menschlichen Gestalt; nur die ersten Versuche einer plastisch rundenden Darstellung des Körperlichen sind zu gewahren, im wesentlichen bleibt es bei einer ganz allgemeinen zeichnerischen Wiedergabe körperlicher Umrisse.

Konnte sich eine angeregte Phantasie mit Munterkeit und Ungezwungenheit in den Miniaturen gehen lassen, so waren ihr in der **Wandmalerei** engere Grenzen gezogen. Gezwungen, der Architektur zu dienen, mußte sie einer einfach monumentalen Wirkung zuliebe auf allzu lebhafte Bewegungsdarstellung verzichten. Wie unwillig sie sich fügt, und wie unaufhaltsam ihr Drang ist, sich von jenem architektonischen Zwange los zu machen, lehrt der Vergleich der im 13. Jahrhundert entstandenen Fresken (in Methler bei Dortmund, in der Nikolaikapelle zu Soest, in St. Gereon und in St. Maria Lyskirchen zu Köln) mit Gemälden aus dem vorhergehenden, wie jenen von Schwarzrheindorf und Brauweiler. In den scharfen, blitzartig hin und her zuckenden Falten der Gewänder auf den Wandbildern aus der Periode des Übergangsstiles spricht sich der ungeduldige Drang des Malers aus, die geradlinige Steifheit architektonischer Gesetzmäßigkeit abzuschütteln, dasselbe unaufhaltsame Streben, alle Erscheinung in starke Bewegung zu versetzen, welches ja auch in der gleichzeitigen Baukunst selbst sich äußert.

Das Gleiche gilt von der **monumentalen Plastik**, die auch in dieser Zeit ihre Hauptbethätigung in Sachsen findet, nur daß sie, stärker vom Architektonischen bestimmt, nicht zu solchen Absonderlichkeiten, wie die Malerei, fortgerissen wird. Der Vergleich mit dem stilistisch Ungeheuerlichen, zu welchem die Skulptur später, als sie ganz frei wird, gelangt, belehrt darüber, wie wohlthätig, ja notwendig für den deutschen Bildhauer jene Gebundenheit durch die Architektur war, eben weil die Plastik die dem deutschen künstlerischen Wesen am allerwenigsten entsprechende Kunst war. Die Schöpfungen des 12. und 13. Jahrhunderts sind das stilistisch Höchste, was die deutsche Bildhauerei überhaupt hervorgebracht hat. Verglichen mit dem antiken Tempel gewährte freilich die romanische Kirche nur spärliche Möglichkeiten für die Beschäftigung der Bildhauer. Für die Anbringung des Reliefs boten — sieht man von den Goldschmiedearbeiten, namentlich den Reliquienschreinen ab — sich fast nur die Chorschranken, die Kanzeln, die Grabtafeln und die Bogenfelder der Portale dar, an welchen Orten denn auch die Entwickelung der sächsischen Kunst im 12. Jahrhundert vorzugsweise zu studieren ist. Für Freifiguren aber fand sich Raum bloß über den Chorschranken, am Altar, in den Laibungen der reichen ausgebildeten Portale und Vorhallen und, speziell in Sachsen, in freilich etwas künstlicher Weise vor den Wandpfeilern des Chores.

Fällt bei den originalen, d. h. unabhängig vom altchristlichen und byzantinischen Einflusse entstandenen Schöpfungen im Relief (man vergleiche z. B. die Apostelpaare im Bamberger Dom) wiederum die starke Betonung momentaner Gebärden und Bewegungen auf, so verraten die Freifiguren im Portal und im Chor anfänglich in der Geschlossenheit und Beengtheit der Stellungen sowie in der geometrischen Regelmäßigkeit der Faltenlagen ihre Entstehung aus der räumlichen Bedingtheit baulich sich einfügender schmaler Steinblöcke. Wie das vielgegliederte Portal, so war aber auch dieser strenge Figurentypus, der nichts anderes als eine Vermenschlichung der architektonischen Steinquader ist, zuerst in Frankreich ausgebildet worden. Wenn auch nicht in dem Grade wie in der gotischen Baukunst, waren doch auch in dieser plastischen Kunst die Deutschen Schüler der Franzosen. Dürfen wir in den von feierlichem Schönheitsgefühl geformten Statuen auf den Chorschranken zu Wechselburg die unabhängige Schöpfung eines sächsischen Bildhauers sehen, so ist der Zusammenhang der Freifiguren im Chor des Magdeburger Domes und der Statuen am Fürstenportal zu Bamberg mit französischen

Vorbildern unverkennbar. Binnen kurzem aber erhebt sich in dem Schmucke der goldenen Pforte zu Freiberg, in den Reiterstatuen Ottos I. (Magdeburg) und Konrads III. (Bamberg) und vor allem in den Chorstatuen der Stifter des Domes in Naumburg deutsche Eigenart zu gewaltigem Ausdrucke. (S. die beigeheftete Tafel „Statuen Ekkehards von Meißen und seiner Gemahlin Uta von Ballenstedt ꝛc.“) Was Goethe von dem deutschen künstlerischen Schauen Dürers gesagt:

Aber die Welt soll vor dir stehen,
Wie Albrecht Dürer sie gesehen,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innere Kraft und Ständigkeit,

in vollem Sinne darf es auch auf diese innerlich bewegten und äußerlich gehaltenen, vom Geist der Wahrhaftigkeit erfüllten Gestalten angewandt werden, in denen die Künstler die gesamte Kultur und Geschichte Deutschlands im frühen Mittelalter personifiziert haben. Kann es uns anders als im höchsten Grade bezeichnend für deutsches Wesen erscheinen, daß sie alle den Eindruck von Porträts bestimmter Persönlichkeiten machen, daß schon hier in einer Zeit, welche die eigentliche Porträtkunst noch nicht kennt, das starke Verlangen nach Individualisierung der Erscheinung zum Bildnismäßigen führt?

Es wäre zwecklos, zu fragen, ob eine weitere Ausbildung dieses monumentalen Stiles in Deutschland möglich war, und wohin sie hätte führen können. So wenig wie die Aufnahme der gotischen Bauweise als ein Zufall zu betrachten ist, so wenig darf die um 1300 einsetzende Gestaltungsweise der menschlichen Figur in Malerei und Plastik der gotischen Periode als eine willkürlich gewählte, die Wirklichkeit höfischer Sitte nachbildende aufgefaßt werden. Sie ist nicht eine Mode, wie neuerdings wohl behauptet worden ist, sondern der charakteristische Ausdruck eines zu größerer formaler Freiheit gelangenden rein künstlerischen Wollens. Aus dem Inneren, nicht aus äußeren Einflüssen ist die Wandlung in dem Formenideal damals wie in allen Perioden wahren künstlerischen Schaffens zu erklären. Ein gereiftes technisches Können gestattet dem Maler und Bildhauer, sein lebhaftes seelisches Empfinden immer unmittelbarer aus seinen Schöpfungen sprechen zu lassen. Die stark geschwungene Stellung der gotischen Figuren ist nicht etwas plötzlich und unvermittelt Eintretendes, sondern wir können sie in Deutschland wie in Frankreich, das auch jetzt noch die führende Stellung einnimmt, sich allmählich bilden sehen. Weit entfernt davon, aus den Bedingungen des ja auf strengste vertikale Richtung ausgehenden gotischen Baustiles sich zu ergeben, bezeichnet sie vielmehr die Emanzipierung der ihre Selbständigkeit anstrebenden und betonenden darstellenden Künste. Dasselbe Streben nach gesteigerter Veranschaulichung von Bewegung, das die gotische Architektur hervorrief, führt in der Darstellung des menschlichen Leibes zu jenen eigentümlichen Kontrastbewegungen: dem starken Ausbiegen der einen Hüfte, dem Vorstrecken des Unterkörpers, dem Zurückbiegen des Oberkörpers, dem Neigen und Sichdrehen des Kopfes, dem Sichwenden des Blickes, dem Lächeln des Mundes, der gesuchten Haltung der Arme und Hände. Es gewährt den Eindruck, als machten diese gemalten und gemeißelten Figuren die Freiheit ihrer organischen Beweglichkeit dem architektonischen Zwange, welchem sie sich nur noch in der Schlankheit der Verhältnisse, in der schematischen Bildung der Haare und in den langen, parallel gezogenen Falten der Gewänder anpassen, zum Trotze geltend.

Aber die Darstellungsfähigkeit der Bildner hat noch ihre Grenzen: ihr Bedürfnis nach Ausdruck seelischer Erregungen und zwar besonders der in der mystischen Religiosität jener Zeit begründeten, wie Sehnsucht, Schwärmerei, Demut, Glaubensinbrunst muß sich genügen lassen an der allgemeinsten Gebärdensprache, wie sie oben gekennzeichnet wurde, und der Mangel an



Statuen Ekkehards von Meißen und seiner Gemahlin Uta von Ballenstedt im Dom zu Naumburg a. S. (13. Jahrhundert).

Nach einer Photographie von E. von Flottwell und einem Lichtdruck von Kühl u. Co., Frankfurt a. M.

einer eingehenden Naturbeobachtung, die auch eine individualisierende Abstufung der seelischen Äußerungen ermöglicht hätte, mußte dahin führen, daß die Darstellungsformen bald typische, ja zu einer Manier wurden, wozu der in jener Zeit höchster entwickelter Steinmetzkunst zum Handwerk sich ausbildende zünftlerische Kunstbetrieb nicht wenig beitrug. Mit der immerhin nebensächlichen, aber nimmer endenden Aufgabe beschäftigt, Portale und Tabernakel der Kirchen mit Statuen und Reliefs in schier unübersehbarer Menge zu schmücken, sahen sich die Bildhauer bald darauf angewiesen, nach gewissen Normen zu arbeiten. Der freien Entfaltung der Individualität war wenig Raum gewährt, viel weniger als in der romanischen Periode. Nach dieser Seite hin also machte sich der gotische Baustil mit seinen mehr dekorativen als monumentalen Anforderungen in nachteiliger Weise geltend.

Dies gilt fast in gleichem Maße wie für die Plastik auch für die Malerei. Von den Wänden, welche von großen Fenstern durchbrochen wurden, verdrängt, büßte sie jene monumentalen Aufgaben ein, durch welche sie, wie es zu gleicher Zeit die italienische Kunst lehrte, einzig einen wahren Stil gewinnen kann. Indem die Miniaturmalerei ungestört weiter betrieben wurde, verwandelte sich die Wandmalerei einerseits in Tafelmalerei, anderseits in die dekorative Glasmalerei. In der ersteren, an den Altaraufsätzen, waren ihr kleine und enge Verhältnisse vorgeschrieben, in der letzteren hatte sie sich ornamentalen Zwecken zu fügen. Hierdurch wurde von vornherein die freie Ausbildung großer Formen in verhängnisvoller Weise gehindert.

Aber eben jener für die Entwickelung von Plastik und Malerei ungünstige deutsche gotische Stil selbst war ja ein Ausdruck deutschen Wesens, und nicht er, sondern dieses Wesen trägt die Schuld daran, wenn Deutschland keine darstellende Kunst von der Größe und Vollkommenheit der gleichzeitigen italienischen hervorbringen sollte. Das Entscheidende liegt in dem bereits im 14. Jahrhundert von aller Mäßigung im Ausdruck absehenden Bestreben des Deutschen nach erregender Mitteilung seines erregten Inneren. Man vergleiche die Werke eines Giotto und eines Andrea Pisano mit deutschen Schöpfungen der Zeit. Mit welch hohem künstlerischen Bewußtsein wissen Jene durch Beschränkung im Figürlichen und durch Konzentrierung der Gebärdensprache einen zugleich starken und harmonischen Eindruck zu erzeugen, wie unruhig durch die Gewaltsamkeit der eckigen Bewegungen und durch die Überfülle der Figuren und Motive wirken die kleinen Altargemälde und die unscheinbaren Kirchenskulpturen der deutschen Zeitgenossen! Dort Künstler mit weit im ganzen Lande bekannten Namen, hier bescheidene Handwerker, die höchstens im engen Bannkreise ihrer Stadt zu einiger Anerkennung gelangen. Karl IV. wußte wohl, was er, für die Kultur seiner Residenz bedacht, that, als er in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts italienische Maler berief. Was bedeutete die Kunst selbst eines zu seiner Zeit, wie es scheint, ausnahmsweise berühmten deutschen Malers, Nikolaus Wurmser, neben derjenigen eines Tommaso di Modena? Aber diese, für uns zumeist namenlosen Meister waren doch die wahrhaftigen Verkündiger deutschen Seelenlebens. Wer sich die Mühe nimmt, sich in ihre an Form und Farbe reiz- und anspruchslosen Gebilde zu vertiefen, dem offenbart sich tief ergreifend in der Einfalt und Ehrlichkeit des Schilderns ein wunderbar reiches Gefühl, welches sich, bald in stürmischer Heftigkeit, bald in sanfter Wallung, im Schaffen befreit. Schon ahnt man, was es diesen deutschen Geist alles auszusprechen drängen wird, wenn er, künstlerisch bildend, nur erst, über diese ja immer noch primitive Ausdrucksweise hinausgelangend, einer lebenswahreren überzeugenden Gestaltung sich sicher weiß.

Der große Schritt zur Erlangung dieser auf intensives Naturstudium gegründeten, individualisierenden und räumlich plastischen Darstellung geschieht um 1400. Die gemeinhin „gotisch“

genannte allgemeine Typisierung macht einer naturalistischen Tendenz Platz, welche ebenso wie in Italien und in den Niederlanden als eine aus dem künstlerischen Drange selbst sich ergebende Notwendigkeit eintritt. Nicht so schnell aber und so vollständig, wie in Flandern, vollzieht sich in Deutschland die Wandlung. Den mit beispielloser Objektivität und unbeirrbarer Gewissenhaftigkeit die Natur aus nächster Nähe beobachtenden und nachahmenden van Eycks verglichen, erscheinen die gleichzeitigen Begründer der wichtigsten Malerschulen in Deutschland: der niederrheinisch-kölnischen, der fränkisch-nürnbergischen und der oberdeutsch-schwäbischen, noch wie im Halbtraum durch die Welt der Erscheinungen Wandelnde. Noch vermögen sie nicht, ihre allgemeinen subjektiven Vorstellungen der Wirklichkeit aufzuopfern, noch halten sie an dem alten Ideal der Schönheit und des Adels: der schlanken, schmächtigen Figurenbildung, den zarten, dünnen Extremitäten, den langgezogenen Gewändern, fest, noch bleibt der goldene Hintergrund, welcher die heiligen Gestalten von der Welt absondert. Die Neuerung zeigt sich nur in der schlichten natürlichen Bewegung, der geschlossenen Verhältnismäßigkeit der Gestalten, bei den Malern zudem in der durch kräftige Modellierung in Licht und Schatten hervorgebrachten Betonung des Plastisch-Körperlichen und in der Anwendung kräftiger, tiefer Farben.

Aus solchem Kompromiß eines noch strengen Formgefühles mit geschärfter Naturbeobachtung sind die stylistisch vielleicht am höchsten zu stellenden, bezauberndsten Schöpfungen deutscher Malerei hervorgegangen, vor allem jene kölnischen Marien- und Heiligenbilder, welche dem fälschlich so genannten Meister Wilhelm (richtiger: Hermann Wynrich) und seiner Schule zugeschrieben werden. Entsprach doch diese nur wie im Dämmerlicht in halber Entrückung gesehene Gestaltenwelt ganz und durchaus dem mystischen Drange der Geister jener Zeit nach inniger Gefühlsversenkung und brachte doch gerade das sinnig beschauliche, zum Lyrischen sich neigende Temperament der kölnischen Maler von selbst ein Maßhalten in Ausdruck und Bewegung mit sich. Niemals vielleicht wieder ist die deutsche Malerei, ohne ihrem innersten Wesen untreu zu werden, der Schönheit und dem Stile so nahe gekommen wie in diesen zugleich so andachtsvollen und so naiv heiteren Gebilden, die den Frieden eines in reiner Gefühlserhebung gewonnenen kindlichen, persönlichen Verhältnisses der Seele zu Gott ausstrahlen.

Auch diese Schöpfungen, in denen doch nur eine Seite des deutschen Gemütslebens ihren beredten Ausdruck erhielt, sollten aber nur eine Stufe in der großen Entwickelung bedeuten. Einzelne hochbegabte Maler, und zwar zugleich in den verschiedenen Hauptschulen: Stephan Lochner in Köln, Lukas Moser in Schwaben, Pfenning in Nürnberg, wenden sich um 1440 mit Entschiedenheit, wenn auch freilich immer noch nicht mit gleicher Unbedingtheit wie die Flandrer, in eindringendem Studium der Natur zu. (S. die Tafel bei S. 354, „Madonna im Rosenhag".) Es sieht fast wie ein bewußter Gegensatz, in welchen diese Meister zu der vorangehenden Richtung getreten sind, aus, wenn nun an Stelle der überschlanken allzu untersetzte, derb und wuchtig gebaute Figuren treten, alle Einzelheiten in den mit Vorliebe angebrachten Zeittrachten und in der häuslichen oder landschaftlichen Umgebung mit größter Naturwahrheit durchgebildet werden und dem Leben entlehnte genreartige Motive sich in den Vordergrund drängen. Individualisierung und Charakterisierung, Mannigfaltigkeit der Typen und Bewegungen wird jetzt als die Hauptaufgabe künstlerischen Schaffens erkannt. Aber alle formalen und technischen Errungenschaften dienen doch nur der Verdeutlichung seelischer Vorgänge, die Kunst wird sich nicht selbst Zweck, wie es bis zu hohem Grade zur gleichen Zeit in Italien der Fall ist, sondern bleibt ein Mittel des Ausdruckes für das nach Befreiung sich sehnende innere Leben des Volkes. Wie entfesselt durch das vorgeschrittene Vermögen naturgetreuer

Schilderung, drängt dasselbe stärker und stärker nach außen. Alle Regungen und Affekte des menschlichen Herzens werden zur bildlichen Erscheinung: vom sanften Lächeln der Mutterliebe bis zur teuflischen Grimasse des Henkers, was nur immer dem Bereich des Empfindens angehört, ist der Gegenstand künstlerischer Veranschaulichung. Nur insofern, als der Körper das Organ des Gefühls ist, gilt er dem Deutschen als darstellenswert, nicht absolut genommen, wie bei den Italienern.

Wie kann es wundernehmen, daß solch einem Streben die Richtung auf das Formenschöne fehlt? Unfähig, sich von der Herrschaft, welche der Gehalt seines religiösen Vorwurfes über ihn hat, zu gunsten einer die Gesetzmäßigkeit der Form objektiv erwägenden und konstruierenden Betrachtung zu befreien, dringt der deutsche Künstler jener Zeit auf den Kern, das innere Wesen des Menschlichen, einzig darauf bedacht, dieses gleichsam dem Blicke bloßzulegen. Bezeichnen selbst das Kölner Dombild und die Mariendarstellungen Stephan Lochners, in welchem das feierliche, lyrische Empfinden der Kölner Schule fortlebt, den Schöpfungen der vorhergehenden Richtung gegenüber eine Abschwächung des Sinnes für formale Schönheit, so zeigen der Tuchersche Altar und die ihm verwandten Nürnberger Gemälde und Skulpturen, bis zu welchen furchtbaren, ja Grauen erregenden Bildungen die kühne dramatische Phantasie der Franken vom Gefühle sich fortreißen ließ. Was diese Passionsbilder in der Drastik der Darstellung qualvollsten Leidens und rohester Gemeinheit dem Beschauer nachzuempfinden zumuten, übersteigt die Grenze des Ertragbaren. Entsetzt wendet man sich ab. Selbst die leidenschaftlichsten Schöpfungen italienischer Kunst, eines Donatello und Mantegna, erscheinen daneben maßvoll und ruhig.

Hier in der Nürnberger Schule, vor deren Kraft und Bedeutung bald die anderen deutschen Schulen zurücktreten sollten, offenbart sich schon jetzt das Geheimnis deutscher bildender Kunst am deutlichsten, weil nirgends der heftigsten Erregbarkeit des Gefühles ein gleicher Reichtum der Phantasie sich gesellt. Hier auch tritt es am ersichtlichsten zu Tage, welcher religiöse Stoff die Seele des Volkes und der Künstler am stärksten beschäftigt. Nicht die Mariendarstellung, in deren rein und ewig menschlichem Gehalt der die Schönheit suchende Italiener das Ideal seiner Kunst fand, sondern das Leiden Christi, in dem die sehnende Seele einzig Wesen und Gehalt des christlichen Erlösungsgedankens erkannte, ward vor allem anderen der Vorwurf der deutschen Kunst. Mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit strebte sie, dem religiösen Gefühle dienstbar, den geheimnisvollen Grund des Christentumes im Bilde zu veranschaulichen, das Mysterium der Erlösung im leidenden und sterbenden Christus dem Blicke darzubieten. Hierin liegt ihre wunderbare Größe, hierin zugleich ihre Schwäche. Was der Italiener in seinem rein bildnerischen Instinkte erkannte, und was ihn, je höher sein künstlerisches Vermögen stieg, immer mehr auf die Beschäftigung mit der Erlösungsthat Christi verzichten ließ, war das Bewußtsein davon, daß die bildende Kunst nur ein Gleichnis gibt, daß sie nur im Typischen der Erscheinung das Unvergängliche, Göttliche enthüllen kann. Die Passion Christi aber ist kein Gleichnis, kein Typisches der Erscheinung, sondern ein unvergleichliches historisches Ereignis, dessen unbegreiflich geheimnisvolle Bedeutung nur das religiöse Gefühl, nicht die künstlerische Intuition zu erfassen vermag. Leiden und Sterben des Heilandes ist die höchste Verneinung der Welt der Erscheinungen, die in ihm sich ausdrückende Idee widerspricht im tiefsten Grund aller Darstellung, weil diese eben an die Erscheinung gebunden ist.

Wer sich hierüber klar werden will — und es fällt dies nicht leicht, da seit fast zwei Jahrtausenden unser ästhetisches Gefühl hierbei durch tiefeingewurzelte religiöse Vorstellungen beeinflußt, ja verblendet wird — der befrage eben die Passionsdarstellungen der mittelalterlichen Kunst und gewahre, bis zu welchen ästhetischen Verirrungen die Künstler gelangen mußten,

indem sie dem Drange tiefster religiöser Empfindung und Erregung folgten. Wollten sie sich genugthun und andere erschüttern, wie sie selbst im Gedenken solcher unschuldigen Leiden erschüttert waren, so blieb ihnen kein anderer Weg, als das Martyrium in furchtbarer Gegenüberstellung wehrlosen Duldens und gehässiger Roheit mit grellster, alle Wirklichkeit überbietender Drastik zu schildern. Nicht die Naturnachahmung, wie die Vertreter des deutschen „Realismus" wollen, sondern eine unbändige Phantastik spricht aus diesen Werken, und diese Phantastik war nur die Äußerung eines höchsten Idealismus, welcher mit furchtbarem Ernste von der unergründlichen Tragik des Seins selbst in der Kunst des Scheines Zeugnis abzulegen sich gedrängt sah. Bewundernd und tief beängstigt steht man vor diesen grellen Ausbrüchen leidenschaftlichsten Empfindens, vor der schrankenlosen Äußerung einer ungeheuern Seelenkraft. Was man hier vor Augen hat, ist die Vernichtung der Kunst durch das nach Befreiung in der Kunst ringende Gefühl!

Was aber selbst in der dem Ausdruck freiere Bahn eröffnenden Malerei zur ästhetischen Unmöglichkeit führte, zu welchen Ungeheuerlichkeiten mußte es die Plastik hinreißen! Rücksichtslos mutet der Deutsche dem Meißel und dem Schneidemesser dasselbe zu, was er von dem Pinsel verlangt. Jedes Gefühl für die Stilgesetze der Skulptur geht verloren. Sichern die großen technischen Fortschritte und die größeren Ausdrucksmöglichkeiten der Malerei dieser nunmehr die führende Stellung, so sucht doch der Bildhauer mit ihr zu wetteifern. Von dem Architekten bei der zunehmenden Vereinfachung und Erstarrung der gotischen Architektur immer weniger zu Hilfe gezogen, gewinnt er sich die Berechtigung, seinerseits Altarwerke zu schaffen, und greift zu dem leichter zu behandelnden und durch Bemalung stärker zu belebenden Material des Holzes, welches bald willig allen, selbst den kühnsten Zumutungen bewegter Darstellung sich fügt. Als der Maler den Bildschnitzer als seinen Verbündeten anerkennt und ihm, sich selbst zuneist auf die Ausschmückung der Flügel beschränkend, den Schrein in der Mitte zur Verzierung mit Figuren zuweist, ist das Schicksal der Plastik entschieden. Sie wird zu einer Übertragung des malerischen Scheines in die Körperlichkeit. Dieselben gewaltig sich bewegenden und feurig schauenden, von mächtigen, bald sich aufbäumenden, bald sich brüchig stauenden Gewändern umbrandeten Heiligenfiguren, dieselben in holdem Unbewußtsein und doch mit feierlicher Würde ihrer Mutterpflicht waltenden Madonnen, dieselben mit der heiteren Anmut kindlicher Unbeholfenheit dem Christusknaben sich gesellenden, buntbeflügelten Engel, dieselben Handlungen dicht gedrängter, heftig gestikulierender Gestalten, die der Maler auf seinen Tafeln uns zeigt, führt uns auch der Bildhauer vor Augen.

Dem überreichen Bedürfnis des Gefühles aber genügen selbst diese in den Kirchen aufgestellten gemalten und geschnitzten Altäre, deren zwei- und dreifache Flügel sich wie die Blätter eines Bilderbuches öffnen lassen, nicht. Im eigenen Haus, in eigener Hütte will der Ritter, Bürger und Bauer von heiligen Darstellungen umgeben sein: die Erfindung des Holzschnittes und des Kupferstiches, die, wie es scheint, ebenso wie jene der Buchdruckerkunst in Deutschland gemacht worden ist, erfüllt in reichstem Maße diesen Wunsch. Aus primitiven Anfängen entwickelt sich bald eine dem gereiften künstlerischen Verlangen entsprechende, zugleich belehrende und ergötzende Kunst, welche illustrierte Bücher zum Gemeinbesitz des Volkes macht und leichtwandernde Einzelblättchen auf den Märkten für Billiges feilbietet, weithin Bildung und künstlerisches Interesse verbreitend.

Daß bei einem so glühenden Schaffenseifer und zunehmenden technischen Können die Probleme künstlerischer Darstellung den Geist und die Phantasie der Maler allmählich mehr

beschäftigen mußten, begreift sich leicht. In dem Maße, wie dies in Italien geschah, wo die Kunst sich selbst Zweck geworden und die Notwendigkeit strengen Studiums der Perspektive und der Proportionen allgemein erkannt worden war, ist es in Deutschland nicht der Fall gewesen; aber die Thatsache, daß von etwa 1450 an fast alle Maler ihre Ausbildung in den Niederlanden suchten, wo die lehrreichsten Neuerungen zugleich in der Farbentechnik und in einem auf peinlich genaue Naturnachahmung gegründeten Stil gemacht worden waren, beweist, daß man mit Bewußtsein Höheres erstrebte und es lernend aufsuchte, wo es zu finden war. Die Künstler mochten einsehen, daß auf den von ihnen eingeschlagenen Bahnen des willkürlichen subjektiven Gefühlsausdruckes nicht weiter zu gehen war. Sie verlangten nach Normen, welche zum Besten rein künstlerischer Wirkung dem Schaffen Maß und Ziel setzten, und fanden diese in der Strenge und der, im Vergleiche mit dem eigenen Gefühlsüberschwange, nüchternen Weise der Naturanschauung der Flandrer, wie sie zu gleicher Zeit in der Landschafts- und Porträtdarstellung derselben eine ersehnte Bereicherung ihrer malerischen Sprache erkannten. Der Weg zu diesem Neuen führte durch die Ölfarbentechnik der van Eycks und ihrer Nachfolger.

Gerade dieses Lernen von anderen aber verrät wieder die originale Kraft deutschen Wesens. Wohl äußert sich der flandrische Einfluß in Typen, Trachten, Landschaft, Porträtauffassung, Kompositionsweise und Farbenwahl in allen Werken der deutschen Malerschulen während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in unverkennbarer Weise, aber das Fremde erscheint dem Eigenen so angeglichen, selbst in den Arbeiten der Ersten unter diesen in den Niederlanden lernenden Meister: des kölnischen Meisters des Marienlebens, des Nürnberger Hans Pleydenwurff, des Schwaben Hans Schülein, daß auf den ersten Blick ein deutsches Bild dieser Richtung von einem gleichzeitigen niederländischen zu unterscheiden ist. Bereits bei den folgenden jüngeren Künstlern, namentlich den Franken und Schwaben — denn bei den niederrheinischen zeigt sich in der größeren Abhängigkeit die Abnahme künstlerischer Kraft in dieser Zeit — bei einem Michel Wohlgemuth, einem Wilhelm Pleydenwurff, einem Martin Schongauer, einem Barthel Zeitblom, einem Hans Holbein dem älteren gelangt das deutsche Element zu vollem Siege über das fremde.

Worin dasselbe liegt, läßt sich mit wenigen Worten sagen: der Technik nach in der größeren Breite und Derbheit, den Formen und der Komposition nach in der größeren Fülle und Bewegtheit, dem Gehalte nach in der größeren Kraft der Empfindung. Der Erfolg dieser Schulung aber entsprach dem künstlerischen Triebe: dem Hange zum Übertreibenden, Phantastischen war durch die scharfe Naturbeobachtung ein wohlthätiger Zaum angelegt, ein strengeres Gefühl für die Bedeutung des Formalen erzogen worden. In der Darstellung der Affekte wie des Organischen trat eine Mäßigung ein, das Schönheitsgefühl ging geläutert und gestärkt aus dieser Zucht hervor, ja erreicht, namentlich in der schwäbischen Schule, in den zierlichen Frauen Schongauers, in den freudigen Jünglingsgestalten und würdigen Greisentypen Zeitbloms eine hohe Stufe. Nicht schwächer, nur geschlossener, einfacher und wahrer ist der Ausdruck der Empfindungen in der Erscheinung, die Individualisierung der Figuren unendlich viel mannigfaltiger als zuvor, das Nebeneinander derselben im weiten landschaftlichen oder im engen häuslichen Raum von natürlicher Wirkung. So ward das Schaffen jener großen Meister, welche dem Deutschtum seinen vollendetsten Ausdruck in der bildenden Kunst am Anfange des 16. Jahrhunderts geben sollten, vorbereitet. Wie in der Malerei und Schnitzskulptur, so war auch im Holzschnitt und Kupferstich die technische Geschicktheit so weit gefördert, daß es nur des Genius

bedurfte, sie zu einem vollkommensten Ausdrucksmittel für alles und jedes, was die menschliche Seele nur empfindend zu schauen vermochte, zu machen.

Dieser Genius, an Bedeutung weitaus die anderen höchst Begabten seines Volkes überragend, war **Albrecht Dürer**. Mit einer schöpferischen Kraft begnadet, die vielleicht ohnegleichen in der gesamten Geschichte der bildenden Kunst ist, hat er den ganzen unerschöpflichen Reichtum deutschen Fühlens und Sinnens in Gestalten offenbart, der Welt den „heimlichen Schatz" des deutschen Gemütes in Bildern gewiesen. Seine Vorgänger, Zeitgenossen und die Späteren haben alle nur einzelne Seiten desselben enthüllt, er das Ganze. Seine Phantasie umfaßte alle Vorstellungen von Natur und Leben, welche die Kultur seiner Zeit zu gewinnen erlaubte, seine Seele war aller Empfindungen fähig, die das menschliche Herz überhaupt nur bewegen können, seine Anschauung der Natur erstreckte sich auf das Kleinste wie das Größte. Von zartester Empfänglichkeit für alle Eindrücke und von scharfsichtigstem Verstande, erregbar bis zur schwärmerischen Begeisterung und der tiefsten Versenkung in philosophisches Sinnen fähig, voll kindlicher Lebensfreudigkeit und die Tragik des Lebens in Schwermut erkennend, ein dichtender Träumer und grübelnder Forscher, unbedingt in der Gewißheit seines evangelisch christlichen Glaubens und harmonisch menschlich sich einbeziehend in das Naturganze, erscheint er als einer jener wenigen Auserwählten, in denen das Menschtum seine höchste Vollkommenheit erreicht hat.

Und wie die Natur selbst in aller ihrer Fülle in seiner Persönlichkeit, so spiegelt sich diese universelle Persönlichkeit in den Werken. Was sie schafft, trägt den Stempel ewiger Wahrheit. Diese **Wahrheit** aber — und hier tritt uns das **charakteristisch Deutsche** entgegen — liegt nicht, wie bei einem Raffael oder Tizian, in der vollendeten plastisch und malerisch formalen Typisierung der menschlichen Erscheinung, sondern in der Typisierung des Ausdruckes menschlichen Wesens, nicht in jener Verhältnismäßigkeit von Formen und Farben, die wir Schönheit nennen, sondern in einer Verhältnismäßigkeit zwischen Wesen und Erscheinung, welche als Charakteristik zu bezeichnen ist. An genialer Kraft steht Dürer seinen italienischen Zeitgenossen gewiß nicht nach, ja übertrifft sie, aber seine Ideenwelt ist eine andere, und in ganz anderer Weise als jenen muß ihm das Naturstudium dienen. Er sucht das Leben, die Bewegung, also das Zeitliche in der Natur, während sie auf das Dauernde, Räumliche ihr Auge richten. Bei ihm wird alles zu einem Vorgange, bei ihnen zu einem Sein; selbst die Umgebung der Menschen: Häuslichkeit und Landschaft wird von ihm zu einer dramatischen Beteiligung an den Handlungen und Stimmungen gezwungen, ja er entdeckt in dem Licht die dem Willenlosen Seele und Ausdruck in der Stimmung mitteilende Kraft. Als hätte sein Blick eine die verborgensten Kräfte weckende und zur Bethätigung erregende Macht, offenbart jedes Objekt, das von demselben getroffen wird, sein inneres Leben. In allem Dauernden gewahrt er ein Werdendes, das Unvergängliche in dem ewig wirkenden Lebendigen. Seine künstlerischen Ideen beziehen sich auf das innere Erleben, dessen Reflex nur die äußere Erscheinung ist.

Er selbst ist sich des Widerspruches, der zwischen diesem künstlerischen Wollen und der Ausdrucksfähigkeit der bildenden Kunst lag, nur insofern bewußt geworden, als er, in jungen Jahren schon mit der italienischen Kunst bekannt geworden, die Schwäche der deutschen Malerei in dem Mangel einer gewissen Gesetzmäßigkeit erkannte und seine Aufgabe darin sah, diese Norm zu gewinnen. In einem rastlosen, sein ganzes Leben lang fortgesetzten Studium der Perspektive, der optischen Gesetze und der Proportionen des menschlichen Körpers, von welchem seine veröffentlichten Traktate und unveröffentlichten Manuskripte Zeugnis ablegen, bemühte er sich um Feststellung solcher notwendigen Norm bildnerischen Schaffens, und zugleich war er ebenso

unermüdlich bei seinen Studien nach der Natur und in seinen Entwürfen bemüht, zu einer immer größeren Vereinfachung in der Bildung der menschlichen Figur und der Kompositionen zu gelangen. In einem Gespräche mit Melanchthon äußerte er sich dahin: „Er habe als Jüngling die bunten und vielgestaltigen Bilder geliebt und habe bei der Betrachtung seiner eigenen Werke die Mannigfaltigkeit eines Bildes ganz besonders bewundert. Als älterer Mann habe er aber begonnen, die Natur zu betrachten und deren ursprüngliches Antlitz nachzubilden und habe erkannt, daß diese Einfachheit der Kunst höchste Zierde sei. Nun nicht mehr im stande, diese zu erreichen, habe er bei der Betrachtung seiner Bilder nicht mehr wie früher Bewunderung empfunden, sondern seiner Schwachheit geseufzt." Was er unter dem „ursprünglichen Antlitz" der Natur verstand, kann nicht zweifelhaft sein: es ist die platonische Idee, welche in der einzelnen Erscheinung getrübt sich zeigt, es ist die reine typische Schönheit, wie er sie in seinem letzten Werke, den vier Aposteln in München, mit gewaltigem Entschlusse zu erreichen strebt. Gerade dieses, am ersten unter allen seinen Schöpfungen den italienischen Meisterwerken jener Zeit zu vergleichende, überwältigend erhabene Gemälde, zeigt aber, daß keine Erkenntnis sein künstlerisches Wesen zu bändigen vermochte: alle feierliche in Haltung und Gewandung gebrachte Ruhe, durch die er jenes empfundene Bedürfnis der Stilisierung zu befriedigen sucht, wird durch das im Mienenspiel und in den Blicken gewaltsam hervorbrechende momentane, dramatische innere Leben aufgehoben.

Jenes Bekenntnis des alternden Dürer ist von entscheidender Bedeutung für die Beantwortung der uns beschäftigenden Frage, welches die Eigenart deutscher bildnerischer Thätigkeit sei. Es bestätigt die hier vertretene Auffassung, daß die bildende Kunst zu begrenzte Ausdrucksmöglichkeiten hat, als daß die deutsche Seele in ihr die ihrem Gefühlsüberschwange entsprechende Sprache hätte finden können. Über ihr Vermögen hinaus gesteigert, ging Malerei und Plastik des Stiles verlustig. Der größte deutsche Bildner hat es selbst ausgesprochen, daß er an der Erreichung der Vollendung eines bildnerischen Stiles verzweifle. Angesichts der Werke dieses Meisters aber werden wir uns der ganzen Tragweite unserer Betrachtungen bewußt. In untrüglichster Weise lehren sie uns das scheinbar Paradoxe verstehen, daß der Mangel eines gesetzmäßig hohen Stiles die Folge eines zu weit gehenden künstlerischen Strebens überhaupt war. Suchen wir uns dies im Einzelnen klar zu machen!

Von der Universalität der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens Dürers ist schon die Rede gewesen: mit gleicher voller Hingabe an den gewählten Stoff und mit gleicher Versenkung in alle Möglichkeiten, welche dieser dem Ausdruck des Gemütes darbot, hat er religiöse, mythologische, allegorische Vorstellungen gestaltet, hat er sittenbildliche, landschaftliche und Porträtdarstellungen geschaffen, hat er das mit der Liebe eines Naturforschers betriebene Einzelstudium von Tier und Pflanze zum unendlichen Spiel ornamentaler Phantasie verwertet. Pinsel, Grabstichel, Holzschneidemesser, Radiernadel, Feder, Silberstift, Kreide waren gleich gefügige Werkzeuge seiner Hand zu gleich vollkommen seinen Ideen entsprechender Ausführung von Gemälden, Aquarellen, Kupferstichen, Holzschnitten, Radierungen, Zeichnungen jeder Art. Der Drang nach Vollendung ist ein so starker, das technische Können ein so überlegenes, daß jeder Entwurf, jede Studie nach der Natur den Stempel des Fertigen trägt; daher denn die in schwer übersehbarer Fülle erhaltenen Zeichnungen seiner Hand fast die Bedeutung absoluter Kunstwerke erhalten. Erst ihre Betrachtung vermag eine Anschauung von der Unbegrenztheit seiner Einbildungskraft zu erwecken: sie zeigen, daß jede erneute Beschäftigung selbst mit den unendlich oft behandelten Stoffen: der Mariendarstellung, den evangelischen Geschichten und einzelnen Heiligen, wie vor allem den

Heiligen Christoph und Hieronymus, neue Erfindung in immer neuen Motiven hervorgerufen hat. Welcher andere Künstler, um nur das wunderbarste Beispiel anzuführen, hätte die Kraft wie er besessen, in seinen Cyklen der Passion Christi: der großen und der kleinen Passion in Holzschnitt, der Kupferstichpassion, der als Zeichnung ausgeführten „grünen" Passion, mit denen alle die zahlreichen, den gleichen Stoff behandelnden Entwürfe und Gemälde zu vergleichen sind, immer Neues in geistiger Auffassung und dementsprechend in der Darstellungsweise zu geben? Solches ist nur der vom unablässig erregten Gefühl unablässig befruchteten Phantasie des deutschesten deutschen Bildners vergönnt gewesen.

Dieselbe Kraft, dasselbe Streben, welches sich ganz allgemein so in der Universalität und Mannigfaltigkeit künstlerischer Vorstellungen äußert, bestimmt aber die einzelne künstlerische Darstellung in allen ihren charakteristischen Merkmalen. Wir können sie wiederum am besten unter den vier Gesichtspunkten: Fülle, Bewegung, Individualisierung und Phantastik begreifen. Ein Zuviel, eine Überfülle — entnimmt man die Auffassung höchsten Stiles der griechischen und italienischen Kunst — macht sich schon in der Gesamtanordnung der Darstellungen bemerkbar. Dies gilt besonders, wie wir es ja von Dürer selbst erfahren haben, für seine früheren Schöpfungen, während die späteren ein bewußtes Streben nach größerer Einfachheit zeigen; bezeichnend auch für die unüberwindliche Neigung des Deutschen in dieser Beziehung ist es, daß der wiederholt, namentlich in den Jahren 1508 bis 1511 sich geltend machende, zur Vereinfachung erziehende italienische Einfluß immer wieder von ihr überwältigt wird. Man sehe, mit welch innerer Genugthuung derselbe Künstler, der die schlicht großartige Darstellung der Krönung Mariä auf dem Hellerschen Altar entwirft, auf dem kleinen Raum der Tafeln des Allerheiligenbildes und des Martyriums der Zehntausend eine gar nicht zu zählende Menge von Figuren anbringt. Liegt hier und wo immer der Gegenstand es erlaubt das Zuviel in den mit unsagbarer Kunst in dramatischen Zusammenhang gebrachten Figuren, so tritt es dort, wo ein einfacher Vorwurf vorliegt, wie in den Marienbildchen, Heiligendarstellungen und ähnlichen, ja selbst in einem Blatte, wie der „Melancholie", als ein möglichst großer Reichtum in den Einzelheiten der architektonischen, beigeordneten, landschaftlichen Umgebung auf. Es ist ein nimmer sich Genügenkönnen in der Ausstattung traulicher Binnenräume mit allem Werkzeug des menschlichen Lebens, in der Wiedergabe jeder Einzelheit an Häusern, Hallen und Höfen, an mannigfaltiger Ausgestaltung der Landschaft, in welcher von einer frei schöpferischen Phantasie alles abwechselungsvoll Fesselnde: Berg, Felsen, Wald, Hain, Wasser, Burg, Stadt, Dorf innig miteinander verbunden, ja Tier- und Pflanzenwelt in den verschiedensten Gattungen seinen Platz erhält. Und inmitten dieser reichen Umgebung wird die menschliche Gestalt selbst ihrerseits zu einem möglichst reichen Eindruck gebracht. Als Fülle äußerer Erscheinung offenbart sich die innere Lebenskraft in den breiten, muskulösen Männer-, in den allzuvollen Frauengestalten, in dem strotzenden Gelocke oder der üppigen Flut der Haare und des Bartes, in den starken, fleischigen Händen, in dem Überschuß von Stoff der massig die Gestalten umgebenden Gewandung.

Solche aus dem Streben nach Ausdruck hervorgehende Fülle ist aber, wie wir gesehen haben, mit Individualisierung notwendig innerlichst verbunden. Wie jeder Einzelheit in der Landschaft und in dem Lebensbeiwesen die scharf charakteristische, nur aus dem unbeirrbaren Studium aller Einzeldinge begreifliche Form gegeben wird, so erhält jede einzelne menschliche Figur, soweit dies nur mit der künstlerischen Aufgabe einer alles Einzelne doch wieder zu einer allgemeinen Bedeutung erhebenden Phantasievorstellung vereinbar ist, ihre sondernde Kennzeichnung, in dem Sinne nämlich, wie schon gesagt, daß die Wirklichkeitsbeobachtung einer



Albrecht Dürer: „Ritter, Tod und Teufel“.

Nach der Originalradierung von 1513, wiedergegeben in H. Knackfuß, **„Dürer und Holbein der jüngere“**, Bielefeld und Leipzig 1895.

Verdeutlichung inneren Wesens durch die äußere Erscheinung dienstbar gemacht wird. Angesichts der äußersten Verschiedenartigkeit der Typen in Dürers Werken, wie sie wiederum bei keinem anderen Künstler zu finden sein dürfte, möchte man fast zu der Behauptung sich gedrängt sehen, daß er alle überhaupt denkbaren menschlichen Charaktere zur Gestaltung gebracht, wie kein Zweiter die Seele eines Menschen in seinen äußeren Zügen zu gewahren verstanden habe. Mit welcher Drastik tritt uns dieses bis in alle Einzelheiten, selbst bis in die individualisierende Haarbehandlung hinein sich äußernde Vermögen schon in der frühen Apokalypse, mit welcher Schärfe in den Werken der mittleren Zeit, mit welcher Monumentalität in den Typen seiner späteren Schöpfungen entgegen! Mit einem gewissen Rechte könnte man seine ganze Kunst eine Porträtkunst nennen, faßt man, wie er es in seinen eigentlichen Bildnissen gethan, das Porträt als eine Charakterwiedergabe auf. Und Gewandung und Tracht sind dazu bestimmt, zur Steigerung des individuell-charakteristischen Eindruckes der Figuren in höchstem Grade beizutragen.

Ist im Hinblick auf Stil und Schönheitsgefühl demnach das Allzuviele zugleich ein Allzumannigfaltiges, so wird die schon durch beide Eigentümlichkeiten in allerstärkster Weise beeinflußte Einbildungskraft des Beschauers in ihrer Thätigkeit weiter noch durch die Äußerungen des bunten Spieles der Phantasie, zu welchem der Reichtum und die Beweglichkeit der Vorstellungen den Meister verführt, erregt. Findet die Phantastik ihren weitesten Spielraum in der schon früher besprochenen Ornamentik des Gebetbuches Maximilians, dem Triumphwagen und der Triumphpforte, der unaustilgbaren Neigung des Deutschen zum Schaffen einer außernatürlichen Welt von Wesen mit den Mitteln höchster Kunst Genüge thuend, so flicht sie ihre krausen, bald erschreckenden, bald erheiternden Gebilde doch in fast alle Darstellungen hinein. Nicht allein Tod, Teufel und dämonische Ungeheuer weiß sie in apokalyptischen Visionen, Vergänglichkeitsmahnungen und Siegesbildern männlich ritterlicher Kraft zu eindringlicher Beredsamkeit zu gestalten (s. die beigeheftete Tafel „Albrecht Dürer: ‚Ritter, Tod und Teufel‘“), sondern sie spukt in karikaturenhaften Entstellungen, abenteuerlichen Trachten, übertrieben wilden Bergformationen, übergewaltsam sich krümmenden Bäumen, übernatürlichen Lichterscheinungen selbst in Darstellungen, die den höchsten Anspruch auf überzeugende Wirklichkeit machen, hinein. Ein deutlichstes Zeichen dafür, wie ganz die Naturnachahmung nur einem höheren Zwecke diente!

In ganz besonderer Weise aber äußert sich den täglichen Erscheinungen des Lebens gegenüber diese Phantastik als Humor. Die schalkhaft übertreibende erfindungsreiche Charakteristik, zu der bereits die deutschen Bildhauer und Maler des frühen Mittelalters von ihrem siegreichen Idealismus sich gedrängt sahen, mit Kühnheit allezeit dem Ernsten das Heitere gesellend, gewinnt in Dürers Schaffen, welcher hierin an immer stärker sich entwickelnde Bestrebungen des 15. Jahrhunderts anknüpfen konnte, durch die Erhebung der Genredarstellungen zu einem selbständigen Darstellungsgebiete entscheidende Bedeutung. Was die spätere niederländische Kunst in so stilistischer Weise ausgebildet zeigt, wird von Dürer und seinen deutschen Zeitgenossen schon mit genialer künstlerischer Sicherheit verkündet, daß es nämlich ein ganzes Bereich von Vorstellungen gibt, deren Idealisierung nur durch den Humor zu gewinnen ist; eine Idealisierung, denn in dem phantastischen Widerspruche zwischen der übermächtigen Kraft rein natürlicher Triebe und menschlicher, wenn auch primitiver Sitte liegt ein typisch Charakteristisches, eine Idee des Wesens und Treibens der Bauern und Kleinbürger, in einem gewissen Sinne auch der Kinder. Dieser Widerspruch eben aber ist ein erheiternder. Der Humor also — wenn es auch freilich daneben noch eine andere ideelle Auffassung gibt — ist die diesen Stoffen entsprechende künstlerische Auffassungsweise, und in ihm feiert die das Wesentliche, nämlich die Ursprünglichkeit

und Ausgelassenheit animalischer Kraft drastisch übertreibende deutsche Charakteristik ihren Triumph. Mit lächelnder Überlegenheit und zugleich doch herzlicher Teilnahme, welche die eigene Natürlichkeit ihnen gibt, erheben die deutschen Künstler eine scheinbar dem Idealen abgewandte Wirklichkeit in immer neuen, schalkhaften Einfällen und Beobachtungen zu höchster künstlerischer Bedeutsamkeit. Alle die entzückende übermütige Laune, die aus diesen tollen Darstellungen tanzender, musizierender, hadernder und ihre Marktgeschäfte betreibender Bauern, aus den drolligen Kinderszenen, aus dem derben Landsknechtstreiben, aus allen den auch in die religiösen Bilder reichlich verstreuten Motiven bürgerlichen Seins freudig hell erklingt, sie ist doch nichts anderes als die notwendige Kehrseite tiefen Ernstes und zeigt wie dieser das stete Hindurchdringen des Deutschen durch die Erscheinung auf das Wesen der Dinge.

Auch hier also ist der Zweck der Naturnachahmung die Gefühlsmitteilung durch stärkste, vor dem Übertreiben und Umwandeln der wirklichen Erscheinungen nicht zurückschreckende Lebensverdeutlichung. Alle diese übermäßig, in Fülle, Mannigfaltigkeit und Phantastik ihr Genüge suchende Gestaltungskraft kann endlich dem künstlerischen Willen vollendeten Ausdruck zu geben hoffen nur, indem sie in möglichst eindrucksvoller Weise das Leben andeutet. Das Schattenbild bloßer Erscheinung möchte sie zur Mitteilungsfähigkeit des in Raum und Zeit sich äußernden wirklichen Wesens zwingen.

Zu einem Unbegreiflichen ist von unbegreiflichem Können in Dürers Werken die bildende Kunst gesteigert worden. Hierin liegt ihre häufig bis zur Beängstigung erregende Wirkung. Alles und jedes ist Ausdruck des inneren Wesens, alles und jedes ist daher in Bewegung dargestellt, denn eben nur durch Bewegungsdarstellung ließ sich der innere Vorgang im Bilde erkenntlich machen. Ob dieser deutsche Genius die apokalyptischen Reiter über die zu Boden geschmetterte Menschheit dahinstürmen, ob er unter dem Judaskuß den Dulder schauernd zusammensinken, oder ob er in düsterer Dämmerung die Melancholie der Eitelkeit menschlichen Dichtens und Trachtens nachsinnen, ob er den Apostel, den Heiligen nach innen gekehrt in Betrachtung sich verlieren läßt, ob er eine lebhafte Handlung oder einen ruhigen Zustand schildert, immer ist er der Dramatiker, der ein Werden, einen Vorgang in eindrucksvollster momentaner Zuspitzung gibt.

Eines näheren Hinweises auf die unbegrenzte Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten, welche Dürer im Mienenspiel und in den Gebärden findet und auf die Kunst, mit der er durch sie in figurenreichen Handlungen den innersten Zusammenhang mannigfaltigsten individuellen Empfindens — selbst bei so sprödem Stoffe, wie dem apokalyptischen — zu machtvollst einheitlicher Verdeutlichung bringt, bedarf es nicht. Die Verbindung aller Erscheinungen in einer Darstellung, die Beziehung aller derselben auf ein Geschehen, sei es in heftigsten Affekten, sei es in sanfteren Gefühlsregungen, nimmt so gewaltsam erregend die Phantasie selbst des in Kunstbetrachtung Ungeübten gefangen, daß jeder sich unmittelbar von dieser grundlegenden Eigentümlichkeit des Dürerschen Schaffens Rechenschaft gibt. Mit gleicher Zauberkraft in den Wirbel der Leidenschaften wie in die Geheimnisse zartester Seelenstimmungen hineingezogen, erleben wir die Vorgänge mit einer Unmittelbarkeit, als träten sie uns in einer szenischen Theateraufführung entgegen, aber für diese hochgespannte Erregung und Teilnahme gibt es nicht wie im Anschauen des dramatischen Vorganges auf der Bühne eine innerlich notwendige Befreiung in dem weiteren Fortschritt der Handlung; ein Widerspruch zwischen der vom Gefühl als notwendig bedingten Veränderung und dem thatsächlichen Verharren solcher gesteigertsten Lebensäußerung im Bilde stellt sich ein. Auch hier, wenn auch von herrlichster Kraft zeugend, ein Zuviel!

Mit Absicht wurde hierbei nicht bloß von Darstellungen leidenschaftlicher Seelenkämpfe gesprochen. Das Gleiche eben gilt von der Gestaltung der Stoffe, welche mehr oder minder beschaulichen Charakter besitzen. Man vergleiche die gemalten, gestochenen und geschnittenen Marienbilder mit den gleichzeitigen Werken italienischer Meister. Eine so geringe Möglichkeit für dramatische Bewegung in diesem Vorwurfe gegeben scheint, welche unzählige Variationen der Bewegung doch bringt Dürer in ihn hinein: in der Körperhaltung, in dem starken Sichneigen und Bewegen der Köpfe, in dem Fluten, Flattern und Sichkräuseln der Haare, in der Lebhaftigkeit des Blickes der Mutter wie des Kindes! Es macht den Eindruck, als werde — Ausnahmen gibt es hier wie immer — mit Absicht alles Verharrende in der Erscheinung, woraus der Italiener Schönheit und Stil der Darstellung gewinnt, vermieden. Und erstaunlicher vielleicht noch tritt uns dies in Dürers Einzelfiguren entgegen: fast überall eine das seelische Wesen und dessen Kräfte offenbarende Aktion des Körpers, und wenn der Körper wie bei dem Paulus der Münchener Apostel verharrt, ein wahrhaft blitzartig augenblickliches Ausstrahlen des inneren Lebens im bewegten Auge. Ja selbst das Porträt, das Porträt in jener einfachsten, auf die Wiedergabe des Kopfes sich beschränkenden Formung, welche Dürer nach seiner Jugendperiode des Schaffens bevorzugt, wird zu einem Wesensausdruck in Bewegung, nicht in äußerem Sinne, sondern in jener, mit Worten nicht zu schildernden gewaltigen Formenausbildung, die uns das Werden dieser Formen, der Knochen wie der Muskel, aus dem metaphysischen Willen der Persönlichkeit heraus gleichsam direkt erleben und im Blick des Auges eben diese Lebenskraft zu gewaltigster Befreiung gelangen läßt. Welches andere Bildnis der Welt ließe sich an Lebensdarstellung dem Hieronymus Holzschuher vergleichen?

Was anderes aber als ein nur durch Darstellung von Bewegung zu befriedigendes Verlangen nach Ausdruck macht sich weiter auch in der Gewandung geltend: in diesen Faltengebilden, welche bald im Kampfe sich bäumenden und brechenden Wogen, bald durch vulkanische Erschütterung zerreißenden und sich klüftenden Felsen, bald in Kristallisierung auseinanderschäumenden Fluten, bald in schwerem Fall massig herniedersinkenden und sich ausbreitenden Wassern gleichen? Was anders als von innen heraus gestaltende organische Bewegung empfinden wir im Anblick der Blumen, der Sträucher, der Bäume? Die Felsen und Berge selbst in ihrem steilen Emporstreben, ihrem Aus- und Einbiegen, ja die Landschaft als Ganzes in ihren Gegensätzen von Flächen und Bergen, von Engen und Weiten, alles bringt den Eindruck von Bewegung hervor. Diese ganze Kunst ist eine einzige große Verherrlichung des Lebens als Bewegung, des Lebens als Ausdruck inneren Wollens und Fühlens!

Dies ist das Wesen der Dürerschen, der deutschen Kunst. Dem sinnig Betrachtenden lehrt Dürer aber noch eines. Zeigen seine Werke, daß ein so unbegrenzter Empfindungsausdruck mit einer reinen Schönheitsgestaltung der Form nicht vereinbar war und dem entsprechend die religiösen und mythologischen Vorwürfe, in welchen die Idee des Göttlichen im höchsten Sinne nur durch die formale Schönheit verbildlicht werden kann, nicht zu einer vollkommenen Gestaltung gelangen konnten, so enthüllen diese Werke zugleich die künstlerischen Möglichkeiten, welche dem Deutschen durch seine eigentümliche Anlage für eine vollendete stilistische Gestaltung anderer Stoffe, nämlich der *sittenbildlichen und landschaftlichen* Darstellungen, gegeben waren. Dürer hat aus seinem wunderbaren künstlerischen Vermögen heraus, ohne doch sich der ganzen Bedeutung des Problems bewußt zu werden, den Hinweis darauf gegeben, daß das bildnerische Streben der Germanen seine volle Befriedigung durch Ausbildung eines wirklichen Stiles nur auf einem Gebiete der Darstellung finden konnte, auf dem nicht die menschliche Erscheinung als solche

die Hauptrolle spielt, wie in der antiken und italienischen Kunst, sondern ein Naturganzes gegeben wird, in welches der Mensch bloß einbezogen erscheint. Hier nämlich konnte, ja mußte an Stelle der formalen Schönheitsbildung ein anderer einheitbildender Stilfaktor eintreten: das Licht — das Licht, welches gleichsam die Offenbarung der Seele der Landschaft ist. Welcher Art nun auch die der Landschaft verbundenen und mit derselben in innere Harmonie versetzten menschlichen Zustände und Vorgänge sein mochten, ob charakterisierend einer ernsten oder heiteren Wirklichkeit entnommen oder frei phantasierend erfunden, erscheinen sie nur als eine Verdeutlichung und Personifizierung einer das Gefühl unmittelbar bewegenden allgemeinen Naturstimmung. Die innere Einheit alles Seienden thut sich auf, die individuelle Seele erweitert sich zur Welt, die ganze Natur erscheint als ein Symbol, als eine Offenbarung menschlicher Seele.

In Dürers, in allen Schöpfungen gerade der am meisten deutschen Maler vor ihm und zu seiner Zeit — vor allem des großen Phantasten Matthias Grünewald — ist der deutliche Hinweis auf dieses Ideal gegeben, aber die volle Verwirklichung desselben ist den Deutschen damals nicht beschieden gewesen. Die durch die religiöse Bewegung des Protestantismus hervorgebrachte Abwendung von den darstellenden bildenden Künsten und der Dreißigjährige Krieg verhinderten eine weitere Ausbildung jener Ideen. Den Holländern war es vorbehalten, freilich in einer ihnen eigenen, von dem deutschen Gefühl sich nicht unwesentlich unterscheidenden Weise, das Problem zu lösen. Das unbewußte Streben Dürers wurde in Rembrandts Kunst zum Prinzip des Schaffens, und in ihr auch gewann die germanische Malerei erst einen absoluten Stil. Dieser bezeichnet als eine im Licht ihren bestimmenden Einheitsfaktor findende Landschaftsmalerei (wenn wir dies Wort im weiten Sinne nehmen) einen äußersten Gegensatz zu der auf formale Gesetzmäßigkeit gerichteten Verherrlichung des Menschen in der antiken und romanischen Kunst. Er bezeichnet zugleich eine äußerste Steigerung der Malerei nach der Seite reinen Gefühlsausdruckes, also nach der Seite des Musikalischen, während jene südliche Kunst nach der Seite des Plastisch-Architektonischen gewandt ist. Wiederum findet, auch von diesem Gesichtspunkte der Betrachtung aus, die von uns in der Einleitung aufgestellte Definition des „Deutschen" in der bildenden Kunst ihre volle Bestätigung.

Nach allem Gesagten bedarf es eines näheren Eingehens auf die großen Zeitgenossen Dürers nicht mehr. Es genügt der Hinweis, daß bei ihnen je nach der Stammes- und der persönlichen Anlage die verschiedenen Elemente, die wir in Dürers Kunst gefunden haben, mehr oder weniger stark, mehr oder weniger entwickelt hervortreten. Bei den Meistern der schwäbischen Schule, einem Hans Burgkmair, einem Bernhard Strigel, einem Martin Schaffner, vor allem aber bei Hans Holbein, macht sich, wie schon in dem 15. Jahrhundert, ein höherer Sinn für das maßvoll Harmonische in Formen und Farben geltend. Derselbe bewährt sich in einer verständnisvolleren Aufnahme und Verwertung der in Italien gewonnenen Eindrücke. An reinem Geschmack für reiche und dabei doch ruhige Farbenwirkung, wie an Gefühl für Schönheit und an einfach klarer Anordnung übertrifft Hans Holbein Dürer, dem er sich andererseits freilich, so zauberisch lebendig auch seine in Zeichnungen, Holzschnitten und Ornamenten schöpferisch sich bethätigende Phantasie gewesen ist, an Kraft und Leidenschaftlichkeit des Empfindens nicht vergleichen läßt. Seine Vorzüge, wie zugleich aber auch die geringere Intensität seines Ausdrucksbedürfnisses, lehrt nichts besser als der Vergleich seiner die Charakteristik und den Lebensausdruck im Hinblick auf rein künstlerisch anmutende Gestaltung mäßigenden Porträtdarstellung mit den alles Scheines spottenden Gebilden Dürers.

Vertreten Holbeins Werke demnach gleichsam einen Versöhnungsversuch zwischen deutschen und italienischen Elementen, so gewinnt dagegen in denjenigen der anderen höchstbegabten Meister jener Zeit, bei jedem in anderer und sehr individueller Art, die phantastische Seite des deutschen Wesens einen Ausdruck, welcher, über Dürers doch immer von höchstem künstlerischen Bewußtsein gezügelte Gestaltungen hinausgehend, vor dem Extremen nicht zurückschreckt, vielmehr es oft absichtlich aufsucht. Die meisten von ihnen werden zudem von den Eindrücken Dürerscher Werke bestimmt, wie — um nur die bedeutendsten zu nennen — der von einem Sinne für das Derbe und Üppige geleitete Hans Baldung Grien, der die Wucht und Fülle Dürerscher Formenbildung bis ins Barocke und die dramatische Kraft jenes bis zur unruhigen Aufgeregtheit steigert, ferner wie der von Landschaftsstimmungen zu romantischen Märchenvisionen begeisterte Albrecht Altdorfer, wie Lukas Cranach, dessen leicht empfängliche, aber nicht tief erregbare Seele an einer bunten naiven Mischung von Wirklichkeit und Träumerei schalkhaft sich freut.

Durchaus selbständig tritt uns vielleicht nur Matthias Grünewald entgegen, der von kühnstem inneren Schauen in seinen Schöpfungen zu dem Gewagtesten getrieben wurde, was je von einem genialen deutschen Bildner ausgesprochen wurde. Jenen älteren Künstlern der fränkischen Schule in der Mitte des 15. Jahrhunderts vergleichbar in der maßlosen, gräßlich verzerrenden Schmerzensdarstellung der Passion, von erschreckend wilder Großartigkeit in seinen übermenschlichen Gestalten, spukhaften Dämonen und übernatürlichen Gebirgslandschaften, hat dieser gewaltige „hochgestiegene und verwunderliche" Meister (wie ihn Sandrart nennt), mit unbegreiflichem Instinkte sicher erfassend, was Dürer nur andeutend versuchte, die Zaubermacht des Lichtes zur Bändigung des furchtbaren Aufruhrs seiner Gestaltungen beschworen. Verwendet er es zur Verklärung der Erscheinung als zartes Helldunkel selbst da, wo er bloß einzelne Heiligenfiguren gibt, so läßt er es, einer der größten Koloristen aller Zeiten, in strahlenden, von Engeln durchwirbelten Fluten vom Himmel herabströmen, sei es, um dem auferstehenden Erlöser die himmlische Bahn zu weisen, sei es, um die Jungfrau mit ihrem Kinde schon auf Erden mit Wonnen der Seligkeit zu umgeben.

Das unbegreiflich Lebendigste, unwirklich Wirklichste, zum Krampfe des Entsetzens wie zum Taumel des Entzückens das Gefühl des Beschauers Erregende, hier ist es in der bildenden Kunst gegeben. Welch anderes Volk hätte je dergleichen hervorgebracht? In den Werken Grünewalds ist die Natur zur Sklavin der Künstlerseele geworden, die aus tiefster Wahrhaftigkeit, aber mit Herrscherlaunen über ihre Dienste verfügt. Mehr konnte die deutsche Genialität von der bildenden Kunst nicht erzwingen. Es war vorbei! Vorbei mit der Malerei, vorbei auch mit der Skulptur, welche gleichzeitig durch einige hochbegabte, aber an Bedeutung den Malern sich doch nicht vergleichende Bildhauer, wie Adam Krafft und Peter Vischer, einen Höhepunkt der Entwickelung erreicht hatte. Was die Schüler der großen Meister, vor allem die Nachahmer Dürers, die wegen des beschränkten Formates ihrer Kupferstiche sogenannten Kleinmeister, leisten, ist nur ein schwächerer Widerschein ihrer Vorbilder. Liegt das Bedeutsame und Fesselnde ihrer Kunst vorwiegend in dem sehr lebendigen und kräftigen Humor, welcher ihre Genredarstellungen als charakteristisch deutsche Schöpfungen erscheinen läßt, so beginnt doch bei ihnen der italienische Einfluß sich in bedenklicher Weise geltend zu machen, schon drängt sich das dekorativ ornamentale Element des Renaissancegeschmackes ein. Nur in den Arbeiten der Illustratoren und der Ornamentzeichner kommt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch ein letzter Rest originaler Kraft der Phantasie zum Vorschein.

Malerei und Plastik, fortan in die Nachahmung der italienischen und niederländischen Kunst verfallend und nur auf Schaustellung äußerer Fertigkeit bedacht, verleugnen deutsche Seele und deutsches Wesen und verirren sich, jeder inneren Kraft bar, in widrige Geschmacklosigkeit. Die Empfänglichkeit der Deutschen für das Fremde wird zum Verhängnis ihrer Kunst. Ein einziger vielleicht nur: Adam Elzheimer, wahrt inmitten der verführerischen Eindrücke Italiens die nordische Eigenart, ja schafft, mit schlichtem künstlerischen Instinkt an jenes in der großen Zeit zuerst entdeckte Ideal anknüpfend und zugleich italienische Eindrücke frei verwertend, eine eigentümliche neue Form des landschaftlichen Stimmungsbildes, durch die ein entscheidender Schritt sowohl in der Lichtdarstellung als in der innigen Inbeziehungsetzung des Figürlichen zur Umgebung vorwärts gethan wird. Einzelne kraftvolle Persönlichkeiten, wie der Schöpfer der Statue des Großen Kurfürsten, Andreas Schlüter, vermögen sich selbst in der bereits genügend gekennzeichneten Periode traurigster Abhängigkeit der Malerei und Skulptur von der italienischen und niederländischen, dann der französischen Kunst zu kühnen Thaten aufzuschwingen; Neues über den deutschen Geist aber vermögen sie uns nicht zu lehren. Dasselbe aber gilt im allgemeinen auch von dem 18. Jahrhundert, mag auch im Gegensatz zu den verschiedenartigen eklektischen Bestrebungen, wie sie besonders durch C. W. E. Dietrich, Raphael Mengs, Angelika Kauffmann und Wilhelm Tischbein vertreten wurden, in der von Künstlern wie A. F. Oeser und Anton Graff, vor allem aber von dem scharf und lebendig erzählenden D. Chodowiecki eingeschlagenen Richtung auf das schlicht Natürliche das deutsche Element sich wieder stärker regen und ungetrübter offenbaren.

Und können wir, wenn wir ehrlich sind und in weitem Zusammenhange die Dinge betrachten, behaupten, daß es in unserem Jahrhundert eine bedeutende originale Kunst gebe? Dürfen wir dies angesichts des beständigen Wechsels der künstlerischen Richtungen von der Zeit des Klassizismus bis auf den Naturalismus und Symbolismus unserer Tage, angesichts aller der extremen Verirrungen in Prinzipien und Theorien, in unkünstlerische Wahl und Auffassung der Stoffe, angesichts aller immer wieder eintretender Abhängigkeit von der Kunst vergangener großer Perioden einerseits und der französischen gleichzeitigen Kunst anderseits, angesichts des aus irreleitender Nachahmung romanischer Kunst hervorgegangenen undeutschen Strebens nach rein äußerlicher gefälliger Wirkung der Erscheinung behaupten? Im ganzen und allgemeinen gewiß nicht: die Geschichte der bildenden Kunst im 19. Jahrhundert erzählt mehr von der Schwäche als von der Kraft deutschen Wesens, von der Schwäche einmal, insofern die Nachahmung des Nichtdeutschen nicht eigentlich wie in den Zeiten wirklich schöpferischer Thätigkeit zur Heranbildung eines neuen Originalen geführt hat, und anderseits, weil mit einigen großen Ausnahmen fast alles wirklich naiv aus deutschem Empfinden heraus Geschaffene weder an Innerlichkeit des Gefühles noch an Größe und Charakteristik der Gestaltung mit der alten deutschen Kunst sich vergleichen läßt. Mit Freude und Verehrung darf man aber trotzdem in dem Wirken gar manchen feurigen Strebens das „Deutsche“ als den „einzig auf wahrhaftigen Ausdruck der Seele gerichteten Drang“ wieder erkennen.

Die Rückkehr zu der Einfachheit eines monumentalen Stiles, wie er sich dem durch Winckelmann hellsichtig gemachten Auge des Deutschen in der Antike darbot, bezeichnet, wie in der Architektur so auch in der Malerei und Plastik, die entscheidende Wendung am Ende des letzten Jahrhunderts. Der gleiche keusche Drang nach einem strengen und reinen Formenideal, welcher Schinkel die ewig gesetzmäßige architektonische Gestaltung in den hellenischen Bauten hatte entdecken lassen, erfüllte Asmus Carstens mit dem edlen Wahne, griechische Schönheit und

griechische Vorstellungen ließen sich als lebenskräftige und Leben weckende Elemente in das moderne Leben übertragen. In seinem hochfliegenden Idealismus durfte der Deutsche, der seine geistige Verwandtschaft mit dem Griechen in dem Erfassen des Reinmenschlichen erkannt hatte, sich für berechtigt und befähigt halten, das Erbe der Hellenen anzutreten. Es war das Traumbild eines kurzen Lebens, das auch einem Späteren, wie Bonaventura Genelli, erschienen ist, doch bald sich vor den Phantasiebildern, welche eine tiefbewegte Zeit in der Volksseele hervorrief, und vor der Erkenntnis, daß die Malerei ihre Gesetze nicht von einer plastischen Kunst, wie es die Antike war, empfangen konnte, verflüchtigen mußte, indessen freilich die Skulptur selbst seit den Zeiten Joh. Heinrich Danneckers, des Zeitgenossen Thorwaldsens und Canovas, immer wieder von den ewigen Vorbildern plastischen Stiles zu lernen genötigt war.

Das neue Licht, in welchem Dichtkunst und Wissenschaft jener nach dem reineren Quell ihres Seins und Wesens sehnlich suchenden Volksseele die große Vergangenheit zeigte, enthüllte auch dem Maler die Möglichkeit einer unmittelbaren Anknüpfung an dieselbe. Das schwärmerische Verlangen des Gefühles nach inbrünstigem Ausdruck setzt dem antiken Ideal das mittelalterliche gegenüber. Auf einen verhängnisvollen Irrweg freilich geriet der erste Vertreter der Romantik, Friedrich Overbeck, welcher in der religiösen Anschauung das Element, in dem der Zusammenhang der neuen Zeit mit der alten einzig entdeckt werden könnte, zu gewahren glaubte. Der Kreis von Künstlern, der mit ihm sich in der Klosterbrüderschaft von Isidoro zu Rom zusammenfand, meinte in der Nachahmung jener Meister des 15. und 16. Jahrhunderts, in denen religiöses Empfinden am innigsten und reinsten sich ausgesprochen hatte, die einzige Befruchtung des künstlerischen Schaffens zu finden. Durch lange Zeit fast bis auf unsere Tage konnten Maler, wie Philipp Veit, Joseph Führich, Heinrich Heß, Eduard Steinle und andere, diese Richtung fortpflanzen, in völligem Unbewußtsein davon, daß diese nachempfindende Träumerei jeder echten inneren Kraft entbehrte, und daß dieser Kultus schwächlicher Empfindsamkeit, der sich auch nur in schwächlichen, unselbständigen Formen zu äußern vermochte, auch nicht das Geringste mit der italienischen Kunst des Quattrocento, geschweige denn mit der alten deutschen gemein habe.

Der Ausartung deutschen Gefühles in Empfindsamkeit, ja in Heuchelei, wie sie schon bei Overbeck sich bald geltend machte, trat in Peter Cornelius Kraft und Wahrhaftigkeit gegenüber. Nicht die sanfte Schönheit umbrischer Meister, sondern die leidenschaftliche Kühnheit der Werke Albrecht Dürers fesselte sein Auge und seine Phantasie. Wenn in Einem, so war in ihm der hohe Geist des Deutschtums mächtig. In einem anderen, bildnerisch schöpferischen Zeitalter, in welchem er auch das Handwerk der Kunst sich ganz hätte zu eigen machen können, wäre er ein Meister im edelsten Sinne des Wortes geworden, aber als Kind einer Zeit, in welcher an keine malerische Tradition anzuknüpfen war, mußte er in seinem Schaffen an dem Widerspruch, in den sein Können mit seinem Wollen trat, scheitern. Stärke des Gefühles, Fülle der Phantasie und Tiefe der Gedanken waren ihm eigen, aber die Idealität seines Schauens setzte sich nicht in entsprechende Gestaltung um. Da er die bildnerische Sprache nur unvollkommen beherrschte, mutete er ihr ein Zuviel zu, und das Gedankenhafte siegte über die unmittelbar verständliche, rein sinnlich wirkende Anschaulichkeit, in der das Wesen aller bildenden Kunst beruht. So konnte sein reiner Idealismus schließlich der Sentimentalität der Nazarener nur ein anderes, im Deutschen begründetes Extrem, die abstrakte Gedankenwelt, entgegensetzen.

Und zwischen diesen beiden Gegensätzen hat in einem gewissen Sinne die deutsche Kunst bis in die neueste Zeit geschwankt, nur daß sowohl das Streben, welches auf Erregung der Empfindsamkeit gerichtet ist, wie jenes, das dem Hange zum Denken entspricht, auf sehr verschiedenen

Wegen sein Ziel zu erreichen bemüht war. Die Wandlungen, welche die Malerei und zugleich die Plastik nach Overbeck und Cornelius durchgemacht hat, im einzelnen zu verfolgen, ist des Historikers, nicht unsere Aufgabe. Ein eigentlicher zusammenhängender Gang der Entwickelung wird sich trotz aller Versuche wohl nie feststellen lassen. Eine künstlerische Entwickelung zeigt sich nur da in der Geschichte der Kunst, wo durch bestimmte, ein ganzes Volk beherrschende, gerade nur in einer Kunstart zu verwirklichende Ideen eine Sammlung der Phantasie auf gewisse Aufgaben und Stoffe bewirkt wird. Dies aber ist in unserem Jahrhundert in den bildenden Künsten nicht der Fall. So kann man im allgemeinen auch bloß von dem Auftreten und Verschwinden gewisser Richtungen sprechen. Nur in dem einen, in der Zunahme der Bedeutung, welche das Studium der Natur gewonnen hat, ließe sich, zwar nicht eine Entwickelung, aber eine Tendenz gewahren.

Ein Erbteil jener klassizistischen sowohl als auch der romantischen Bewegung war für lange Zeiten hinaus, mochte auch nach und nach die Naturbeobachtung und -nachahmung im einzelnen sich bemerkbar machen, der Wahn eines monumentalen Stiles, dessen Gesetze aus den großen Werken älterer Kunst, vor allem der italienischen in der Malerei entlehnt wurden. Einen Stil in dem Sinne formaler Gesetzmäßigkeit hatte aber die deutsche Kunst nie gehabt, und so zwang sich der deutsche Geist, dessen Wesen doch unverändert dasselbe geblieben war, zur Unnatur. Das Streben nach „Schönheit" in jenem südlichen Sinne war ein falsches, die Naivetät, aus der doch einzig Volkstümliches und Wahres geschaffen werden kann, wich vor der Reflexion, dem verstandesgemäß Gewollten. Der Stil wurde in dem Formalen, d. h. vor allem der nach abstrakten Gesetzen wohl abgewogenen Komposition und harmonisch gefälligen Einzeldarstellung gesucht. Ob nun das Religiöse, die Sage, die Historie, das Genre, die Landschaft behandelt wurde, immer blieb jenes das Maßgebende. Die Charakteristik mußte sich jenem Gesetze anbequemen und sah sich in engste Grenzen gebannt. Selbst in dem Bauernsittenbild mußte der Bauer, die Bäuerin „hübsch" sein, obgleich die deutsche und niederländische Kunst doch so deutlich gezeigt hatte, daß das künstlerisch Wirksame hier wie überall in dem Typischen zu finden ist und das Typische hier in dem nur durch den Humor zu verklärenden Derben und Ungefügen oder in der stimmungsvollen innigen Beziehung des Menschen auf die Naturumgebung liegt. Das größte Gewicht bei der Landschaftsdarstellung wurde auf die Anordnung gelegt, für welche sich Regeln unumstößlicher Art bildeten. Auf die großen Einheitsfaktoren von Luft und Licht, welche die germanische Phantasie einst entdeckt hatte, kam es nicht an.

Das alles war undeutsch, oder, was dasselbe besagt, verriet die Schwächen des Deutschen, denn dieses Wohlgefällige wandte sich nicht an das Gefühl des künstlerischen Deutschen, sondern eben an die oben hervorgehobene Empfindsamkeit des deutschen Philisters. Publikum und Künstlerschaft verdarben sich gegenseitig den Geschmack. Die Düsseldorfer Schule wurde seit Wilhelm Schadow der Hochsitz dieser gefallsüchtigen Kunst, während sich in München länger ein durch Cornelius entfachtes und durch größere Aufgaben gewecktes bedeutenderes Streben erhielt, bis auch hier jene Richtung herrschend wurde.

Will man das Beste, was von deutscher Empfindung in derselben geschaffen wurde, kennen lernen, so hat man sich an die Schöpfungen dreier Meister zu wenden, Alfred Rethels, Moriz von Schwinds und Ludwig Richters. Zu dramatischem Ausdruck einer mit Heftigkeit gesuchten Welt tiefsinniger Vorstellungen drängt es den ersten, den Verherrlicher Karls des Großen und neuen Verkündiger der alten deutschen Totentanzdichtung; in zarten Träumereien vom geheimnisvollen Leben des Waldes, in welchem alte Märchen lebendig werden,

verliert sich das lyrische Gefühl M. von Schwinds; die trauliche Gemütlichkeit einfachen deutschen Familienlebens wird dem in engem Kreise befriedigten Ludwig Richter Lebens- und Schaffensglück (s. die Tafeln bei S. 655 und 292). Wer empfände in diesen Bildern, Holzschnitten und Zeichnungen wie in denen so mancher Zeitgenossen, wie Knaus, Defregger und Vautier, nicht das Walten deutschen Gemütes? Wer aber nicht auch zu gleicher Zeit jene in der Schwäche künstlerischer Gestaltungskraft beruhende und schmeichlerisch gefälliger Formen sich bedienende Absichtlichkeit der Wirkung auf das Gefühl, die wir sentimentalisch nennen?

Mit dem Sentimentalischen aber wußte sich das pathetisch Gedankenhafte trefflich zu vertragen, da es in gleicher Weise aus unkünstlerischer Absicht heraus an das Unkünstlerische im Beschauer sich wandte. Dasselbe hatte es auf den Bildungsdrang des seines Wissens mit Genugthuung bewußten Philisters abgesehen. Seinen Triumph feierte es, wo es, wie in Wilhelm Kaulbachs künstlerisch absurden Fresken im Treppenhause des königlichen Museums in Berlin, als Allegorie sich breit machen durfte, dem grübelnden Geiste Gelegenheit zu spitzfindigen Betrachtungen Anlaß gab, ja ihm nur durch die Beigabe eines Textes lösbare Rätsel aufgab. Milder trat es in dem reinen Historienbilde auf, welches, wiederum durch eine Beschreibung erläutert, dem Lernbegierigen auf bequemste Weise die Lücken seiner Schul- und Universitätsbildung ersetzte: eine gelehrte Kunst für den gelehrten Deutschen. Aber auch das Genrebild ging nicht frei aus: auch durch dieses wurde, soweit es zulässig war, eine Verstandeserklärung des dargestellten, novellistisch oder anekdotisch zugespitzten Vorganges herausgefordert. Und so wurde gemalt und gemalt, und der Deutsche, in vollständiger Täuschung darüber, daß dieses sein Empfinden und Sinnen vor den Bildern gar nichts mit künstlerischem Gefühl zu thun hatte, verlor allmählich jede wahre künstlerische Empfänglichkeit.

Allmählich aber kam es dahin, daß begabte Individualitäten die Nichtigkeit dieses Treibens einsahen, aus eingeborenem künstlerischen Instinkte neue Bahnen suchten. In der Bestimmung des Gefühles durch die Farbe fanden sie das in ihrer Zeit ganz vernachlässigte entscheidende Element. Auch hierbei aber waren Eindrücke alter Kunst, zu denen sich solche von der gleichzeitigen belgischen und französischen gesellten, bestimmend. In Antwerpen und Paris, später in Venedig gewann Anselm Feuerbachs schmerzliches Sehnen die sichere Richtung. Franz von Lenbachs Führer in seiner geistreichen, zugleich auf überraschenden Lebensausdruck und malerische Wirkung gerichteten Porträtkunst wurden Tizian und Rembrandt. Eduard von Gebhardt fand in den Flandrern des 15. Jahrhunderts die Meister, die ihm helfen sollten, den Schatz seines Gemütes in religiösen Darstellungen zu Tage zu fördern. Den französischen Malern der neuen koloristischen Schule und den alten Niederländern verdankten die jungen revolutionär gesinnten Landschafts- und Genremaler die befreiende Belehrung.

Wieder zeigte sich die Empfänglichkeit des Deutschen. Niemand dürfte leugnen, daß diese Bewegung ein gesunder Rückschlag war. Aber bei aller Bewunderung des Feuerbachschen Idealismus — was doch ist es gewesen, welches ihm, der in glücklichen Momenten ein rein künstlerisches Ideal erschaute, eine unmittelbare, warm lebendige Wirkung durch seine Schöpfungen hervorzubringen versagte? Die überwiegende Reflexion, der Mangel an Naivetät, die unselige Absicht einer monumentalen Wirkung! Auch er, dem die Natur doch so stimmungsvolle Träume eingab, war nicht stark genug, der Verlockung, durch das Pathetische zu wirken, zu widerstehen. Das Monumentale ertötete allmählich das Natürliche, und in einem neuen Klassizismus, der das wesentlich Deutsche künstlerischen Ausdruckes, die Bewegung, verneinte, erstarrte das hohe

Streben. War dieses Pathos Feuerbachs aber immer doch die Äußerung eines idealen Dranges, und äußerte sich ein solcher auch in dem krankhaft Empfindsamen und Visionären der Werke von Gabriel Max, wie später in den auf eine Beseelung monumentaler Komposition durch erhabene malerische Naturstimmung ausgehenden Bestrebungen Bruno Piglheins, vor allem aber in den feurigen, kühnen Dichtungen Viktor Müllers, so verirrte sich die deutsche Kunst durch Pilotys koloristisches Historientrachtenbild in die nichtigen Effekte theatralischen Gebarens, ja lernte in Makarts prunkenden, farbenschwelgerischen Dekorationen alles ihr Natürliche verachten.

Solcher in der Historienmalerei sich geltend machenden Selbstentfremdung gegenüber zeigte sich in der neuen, zuerst durch Andreas Achenbach und Eduard Schleich vertretenen, dann in Lier, Wenglein, Schönleber und so vielen anderen sich weiter entwickelnden Richtung der Landschaftsmalerei, welche die von Joseph Anton Koch begründete, in Friedrich Preller sich auslebende klassizistische und die romantische Schule Karl Friedrich Lessings und J. W. Schirmers in den Hintergrund drängte, die fruchtbare Anregung, welche der Deutsche von dem großen malerischen Ideal der ihm stammverwandten Holländer des 17. Jahrhunderts erhalten konnte; und Gleiches gilt von der Sittenbildmalerei, in der von begabten und gewandten Künstlern namentlich in München, wie vor allem W. Dietz, Löfftz, F. A. Kaulbach, malerisch reizvolle Wirkung alter Kunst abgelauscht wurde. Es konnte den Anschein gewinnen, als habe mit solcher Landschafts-, Genre-, Stillleben- und Porträtauffassung in jenen Jahrzehnten, in welchen zugleich die deutsche Renaissance im Kunstgewerbe und, wenn auch schwächer, in der Plastik auflebte, der Deutsche die natürliche Beziehung zu den Idealen von dereinst und damit eine dauernde sichere Bestimmtheit seines Schaffens gefunden. Im Widerspruch zu jener Entartung in dem Haschen nach äußeren Effekten, die in Pilotys und Makarts Kunst hervortrat, schien hier alles innerlich und gemütvoll, bald aber zeigte sich, daß auch in diesen Bestrebungen wohl deutsche Eigenschaften: redlicher Eifer und warme Empfänglichkeit, sich bemerkbar machten, aber auch ihnen die Schwäche des bildnerischen Schaffens in unserem Jahrhundert, der Mangel an Unbefangenheit, die gleichzeitig in dem ganz ursprünglichen Humor der einfachen Karikaturzeichnungen von Busch und Oberländer doch etwas originelles Deutsches zu Tage förderte, zu eigen war. Auch diese Tendenz sollte einer neuen weichen.

Schon lange war im Norden Deutschlands ein Künstler, unbekümmert um Wechsel und Wandel des künstlerischen Treibens, seine eigenen Wege gegangen, ein geistreicher, mit schärfstem Blicke begabter Mann, welcher, gleich unbeeinflußt von Gefühlsregungen wie von Kunstprinzipien, Natur und Leben unmittelbar studierte: Adolf Menzel. Es erscheint nicht als ein Zufall, daß bereits im Anfang des Jahrhunderts Berlin der Hauptsitz einer eigentlichen Schule der plastischen Kunst geworden war, wie sie von gleicher Bedeutung und gleich ausgesprochener, echt deutscher Art sonst und seither in Deutschland nicht nachzuweisen ist. Die Kraft des politischen Lebens und die Energie eines in Siegen erstarkten historischen Selbstbewußtseins suchte und fand, wie dereinst schon in Schlüters Zeiten, ihren Ausdruck in monumentaler Porträtgestaltung. Als Joh. Gottfried Schadow an Stelle des antiken Ideales mit Kühnheit und gesundem Sinn das Ideal einer auf lebendiges Naturstudium gegründeten Charakterbildung in den Standbildern der preußischen Helden dem Volke vor Augen und Herz geführt hatte, war der Sieg einer zugleich monumentalen und doch von feinem Gefühl für die Natur beseelten Kunstrichtung entschieden, welche in Christian Rauchs edlen seelenvollen Schöpfungen zur Blüte gelangte und durch die Thätigkeit seiner Schüler, unter denen Ernst Rietschel die Führerstellung gewann, weithin verzweigt bis auf unsere Tage gelebt hat.

Die eigentliche Erbschaft des kernigen, klaren Geistes und des offenen unbefangenen Blickes für das individuell Bedeutsame, dem die preußischen Königs- und Feldherrndenkmäler ihre Entstehung verdankten, trat, als auch in der Skulptur die ursprüngliche Kraft sich allmählich in das Sentimentalische und Pathetische abschwächte, der Zeichner und Maler Adolf Menzel an. Ein Denker und Beobachter, zum Illustrator geboren, machte er sich das Schildern, anfangs der Geschichte seines bewunderten großen Königs, bald aber auch der Erscheinungen seiner eigenen Zeit zur Aufgabe, aber nicht im Sinne einer nichtssagenden Wiedergabe der Realität, wie sie in Frankreich Ziel der naturalistischen, auf die Schule von Fontainebleau folgenden Richtung ward, sondern in der Absicht deutlichster Kennzeichnung menschlicher Zustände und Vorgänge. In merkwürdiger Sonderung von allen anderen künstlerischen Neigungen des Deutschen tritt bei ihm mit absoluter Herrschaft das deutsche Streben nach individualisierender Charakteristik auf. In dieser Beziehung bildet seine bis ins Doktrinäre geratende Kunst den äußersten Gegensatz zu der Gefühlsschwärmerei der Romantiker. Seine Zeichnungen und Bilder, denen jede rein sinnlich einnehmende Wirkung fehlt, werden in ihrer Wahrhaftigkeit solcher Schilderung zu einer Kritik des sozialen Lebens unserer Zeit, ohne daß eine solche doch wie bei den tendenziösen modernsten Gesellschaftsdarstellungen beabsichtigt wäre.

Hatte dieser bedeutend begabte Meister aus dem Zwange seines deutschen, aber einseitigen Wesens heraus ein kühl vorurteilsloses, unmittelbares Verhältnis zur Natur gewonnen, so sollte die in den siebziger und achtziger Jahren allgemein auftretende naturalistische Bewegung doch nicht ihn, den geistvollen Deutschen, sich zum Führer erwählen, sondern wieder ward es das Ausland, ward es Frankreich, wo man die Prinzipien des Schaffens sich holte. Das Entscheidende hierfür war der Umstand, daß dort eine rückhaltlose, von allem Gefühls- und Gedankengehalt absehende Nachahmung der Natur und des Menschenlebens mit einem malerischen Problem, nämlich der getreuen Wiedergabe der Wirkung hellen Tageslichtes im Freien, verbunden auftrat. Ein neues „Prinzip“ war gefunden, und so durchaus dieser nüchterne Naturalismus dem Wesen des Deutschen widersprach, lebte der Deutsche sich doch mit Eifer und Ernst auch in diese fremde Anschauungsweise hinein, ja verleugnete zu gunsten der „geistreichen und virtuosen“, mit derben Pinselstrichen andeutenden Technik die ihm eigene Vorliebe für eine saubere, ja kleinlich sorgfältige Malweise. Nicht in dem Prinzip solcher Naturauffassung, sondern in dem geheimen Widerspruch gegen dasselbe, wie er am stärksten vielleicht in der gemütvollen Charakteristik und peinlich gewissenhaften Ausführung der Bauerndarstellungen Wilhelm Leibls sich geltend macht, offenbarte sich bei den Begabten das Deutschtum. Ja bei einem, Fritz von Uhde, wurde der Naturalismus einer höheren religiösen Idee dienstbar gemacht, ein deutliches Beispiel dafür, wie unentwegt echtes deutsches künstlerisches Empfinden seine Aufgabe immer wieder nur im Ausdruck inneren Seelenlebens finden konnte, zugleich aber ein Beweis dafür, welche Beschränkung die Kraft warmen Gefühles durch eine theoretische Verstandesabsicht erleidet, denn in dieser Verquickung der Idealgestalt Christi mit der Realität unseres Lebens, worin ein edler Geist die neue künstlerische Möglichkeit der Behandlung des christlichen Stoffes zu erkennen glaubte, spricht sich ein lehrhaftes Element aus, dessen das künstlerische Gefühl lähmende Wirkung durch allen Reichtum wahren Empfindungsausdruckes im einzelnen nicht aufgehoben werden kann.

Auch der Helllichtmalerei und dem Naturalismus aber war ein nahes Ziel gesteckt, nach dessen Erreichung in ausgesprochenem Gegensatz das Verlangen zugleich nach Farbigkeit der malerischen Erscheinung, nach freien, bloß der Phantasie entstammenden Stoffen und nach

tieferem Gedankeninhalt sich erhob. Verflüchtigung der Form zu gunsten eines bloßen Farbenspieles und eines symbolistischen Gedankenspieles mit der menschlichen Gestalt — ist nicht auch für diese neueste extreme Tendenz Fremdes maßgebend geworden? Oder sollen wir, wie nach der Herrschaft des dichterischen und historischen Geistes in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts das Vorwiegen naturwissenschaftlicher Weltbetrachtung in der Helllichtmalerei zu gewahren wäre, so in dieser letzten Phase die auslösende Einwirkung musikalischen Empfindens erkennen? Wie anderseits in der seit Jahrzehnten immer mehr ihre Aufgaben verkennenden Skulptur die gefährliche Beeinflussung von seiten der Malerei, welche — obgleich ein von der Renaissance belehrter und von klaren Anschauungen erfüllter kraftvoller Bildner, Ad. *Hildebrandt*, die Rettung des Stilgefühles in Einfachheit und Gesetzmäßigkeit schöpferisch aufzuweisen bemüht ist — jeden Sinn für Monumentalität und Stil in der Plastik erstickt und diese in den Taumel wirrer Dekorationswirkung fortreißt?

Und so wäre denn, was „deutsch“ ist, in den Schöpfungen bildender Kunst, die unser Jahrhundert hervorbringen gesehen hat, nicht nach seiner ganzen Größe und Fülle ungetrübt, sondern nur gebrochen und einseitig abgeschwächt, ja entstellt und in beständigem Kampfe mit entlehnten Formen zu finden? So hätte man inmitten von Verirrungen nur einzelne edle deutsche Bestrebungen, aber nicht vollendete künstlerische deutsche Thaten zu verzeichnen? Wir dürfen die berechtigte Frage mit nein beantworten! Wir selbst durften es in der Gegenwart erleben, daß in dem Schaffen zweier Meister der Quell unverfälschten, kraftvollsten deutschen Fühlens sich eröffnete und in ihren Werken ein Ideal vergangener Zeit zu ganz origineller neuer Formung gelangte: die Namen *Arnold Böcklin* und *Hans Thoma* seien genannt, aber mit stärkerer Betonung des letzteren, weil Gefühl und Phantasie Thomas doch tiefer, ausschließlicher und umfassender in der deutschen Natur und Seele wurzelt, als das Wesen des großen Schweizers, welcher im Süden seine Heimat suchte und fand.

Hier stehen wir vor einer neuen, unmittelbaren und ergreifenden Offenbarung aller Geheimnisse deutschen bildnerischen Strebens, vor einer Kunst, die frei von aller Nachahmung und doch allem Großen des 15. und 16. Jahrhunderts innerlich verwandt, unbefangen und unbeirrt von den im Wechsel herrschenden Prinzipien der Zeit aus dem inneren Müssen wahrhaftigen Mitteilungsbedürfnisses hervorging. Hier finden wir die Universalität der Vorstellungen, die zarteste Empfänglichkeit und Schaffensfreudigkeit der Phantasie, das dem Dienste derselben geweihte alles umfassende Naturstudium, innigsten Zusammenhang mit der Natur und doch feinstes erfinderisches Schalten mit den Erscheinungen derselben, hier die Sorgfalt meisterlicher technischer Vollendung und das kühne Spiel mit dem Ungewöhnlichen, hier die kindliche Einfalt und die männliche Kraft, erhabenen Ernst, leidenschaftliche Erregung, sinniges Sichversenken und drastischen Humor. Gleich weit entfernt von dem undeutschen nüchternen Naturalismus wie von dem undeutschen Streben nach oberflächlicher Gefälligkeit, so wenig der deutschen Neigung zur Grübelei wie jener zur Sentimentalität schmeichelnd, ist diese Kunst eben echte Kunst und zugleich echt deutsche Kunst, weil sie eine Verstandesabsicht nicht kennt, sondern nur und ganz Gefühlsausdruck ist. Und weil sie aus innerem Müssen hervorging, fand sie auch neue Stoffe und Formen der Darstellung. Sie fand sie in der von Dürer bereits gewiesenen Richtung der Darstellung eines in der Landschaftsstimmung seinen Ausdruck gewinnenden Naturganzen.

Rembrandts gewaltige Lichtmalerei war zwar eine germanische, aber nicht deutsche Lösung des Problems. Sein wundervoller Genius trieb ihn zu der höchsten Steigerung des Malerischen durch die Lichtwirkung, und dies war nur durch das Ungewöhnliche, Geheimnisvolle der letzteren



Das Schweigen im Walde. Von Arnold Böcklin.

Nach der Photogravüre in „Arnold Böcklin. Eine Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers", Bd. I, München, Photographische Union.

zu erreichen. Der Bedeutung des Lichtes gegenüber tritt das Gegenständliche zurück: dasselbe wird vom Lichte gleichsam aufgezehrt. In ihrer ganzen unendlichen Mannigfaltigkeit aber ward die Naturstimmung, d. h. die gleichermaßen durch Form, Farbe und Licht der Landschaft hervorgerufene menschliche Seelenstimmung, zum Wesen und Inhalt dieser großen modernen deutschen Kunst; aber auch hierin liegt, so neu auch die Lichtbeobachtung, die Farbenempfindung und damit zusammenhängend die erstaunlich erweiterte Wahl landschaftlicher, bald der Natur entlehnter, vorzugsweise aber frei erfundener Motive ist, nicht das entscheidend Neue und Deutsche, sondern in der innerlichen Einbeziehung menschlichen Seins in die Naturumgebung. Die Figuren sind nicht als Staffage verwendet, nicht eine zufällige äußere Belebung der Landschaft, sondern ihr Wesen und Handeln wird gleichsam zu einer verdichteten Verbildlichung der Naturstimmung, wie zugleich die letztere die Stimmung der Figuren verallgemeinert.

Indem diese Maler in solcher Einheitsverdeutlichung von Mensch und Natur ihr Ziel erkannten, entdeckten sie zugleich den Menschen in seiner Losgelöstheit von aller Konvention, denn nur das Reinmenschliche konnte einen so innigen Bund mit dem ewig Natürlichen eingehen. In dem der Natur noch eng vereinten Landmann, in höherem Sinne aber in einem erträumten, ungeschichtlichen Menschen und mythologischen halbmenschlichen Wesen fanden sie die für solchen Bund bestimmte Erscheinung. (S. die beigeheftete Tafel „Das Schweigen im Walde. Von Arnold Böcklin.") Daß hierdurch der Phantasie die von Geschichte und Gesellschaftsübereinkunft, aber auch von bestimmten althergebrachten mythologischen und allegorischen Vorstellungen auferlegten Fesseln abgenommen wurden, ihrer Erfindung ein gleichsam unerschöpflicher Quell erschlossen wurde, darin besteht die Bedeutung und Größe dieser Schöpfungen, und so gewiß Bestrebungen nach dieser Seite hin auch bei anderen Völkern in unserem Jahrhundert stattgefunden haben, so ist es doch der in Böcklin und Thoma mächtige deutsche Geist gewesen, der die künstlerische That vollbracht, ein früher nur geahntes Ideal verwirklicht hat.

Ist es ein Zufall, daß dieses Ideal dem genialen Künstlerblick in einer Zeit sich zeigte, in welcher Richard Wagners Werke, diese höchste Verherrlichung des Reinmenschlichen, welche die Welt der deutschen Seele verdankt, leben? Gewiß nicht! Von einer direkten Beeinflussung der Phantasie Böcklins und Thomas durch die Schöpfungen des Meisters von Bayreuth kann freilich nicht die Rede sein: in viel geheimeren Tiefen ist der Zusammenhang zu finden. Aus demselben Quell deutschen Fühlens und Sehnens, wie die erhabene Sagenwelt des Musikdramas, ging die „Naturphantasie" jener Maler hervor. Nur daß das Wagnersche Kunstwerk, als die höchste, vollendetste, allumfassende That alles deutschen künstlerischen Wollens überhaupt, aus einem in ferne Zeiten zurückreichenden Zusammenhang dichterischer, musikalischer und philosophischer Entwickelung hervorgegangen, in der Vollendung eines dem Naturgesetz selbst gleichenden Stiles vor uns steht, indes die Schöpfungen der bildenden Meister in ihrer Vereinzeltheit unter den gleichzeitigen Werken der Malerei und in ihrer Losgelöstheit von jeder Entwickelung nur den persönlichen Stil zeigen, der in der Kraft genialer Anschauung wurzelt.

Und damit kehrt die Betrachtung dessen, was deutsch in der bildenden Kunst ist, wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Das beste Zeichen für das Deutsche der Werke eines Thoma ist die allgemeine Kennzeichnung derselben bald als dichterisch, bald als musikalisch empfundener. Eine tiefe Wahrheit drückt sich hierin aus, obgleich Thomas Bilder gerade deshalb so bedeutend sind, weil sie ganz malerisch konzipiert sind und gerade bei ihnen von einem Überschreiten der Grenzen der Malerei, sei es nach der Seite der dichterischen Gedankenhaftigkeit, wie es für Max Klingers zwischen Stimmung und Gedanken, zwischen Idealität und Realität, zwischen Phantasie und

Nüchternheit sich bewegendes, die an anderer Stelle hervorgehobene deutsche Zwiespältigkeit der Seele zum Ausdruck bringendes Schaffen charakteristisch ist, oder nach jener des musikalisch Sinnlichen, wie es in der modernsten koloristischen Richtung hervortritt, nicht gesprochen werden kann. Das Wahre liegt darin, daß bei Thoma freieste Erfindung, welche man als ein Dichterisches, mit stärkstem Stimmungsausdruck, den man als ein Musikalisches bezeichnen darf, sich verbindet. Und in diesem Sinne ist alle große deutsche bildende Kunst von jeher von dichterischem und musikalischem Geiste beseelt gewesen. Nichts anderes ja will dies besagen, als daß sie von jenen zwei innig miteinander verbundenen Kräften des Geistes und der Seele, deren vorherrschende Bedeutung im deutschen Wesen wir erkannten: der Phantasie und dem Gefühl, in ihren Äußerungen bestimmt wurde.

Immer das Gleiche nur vermochte uns die sich versenkende Betrachtung aller der Mannigfaltigkeit deutschen bildnerischen Schaffens zu zeigen, daß nämlich selbst den beschränkten Ausdrucksmitteln dieser Kunst stets der vollste Wesensausdruck zugemutet wurde. Hierauf vor allem ging der Drang des erregten Gefühles, und willig bot die von ihm bewegte Phantasie ihren unermeßlichen Schatz von Vorstellungen zu solchem Zwecke dar. Ein Sehnen, welches sich nimmer genugthun konnte, führte zum Übermaß in der Fülle der Einzelheiten, zum phantastischen Spiel mit der Erscheinung, zur schärfsten individualisierenden Charakteristik und zu einer auf alles und jedes sich erstreckenden Bewegungsdarstellung. Jede einzelne dieser Eigentümlichkeiten, wie sie in dem gleichen Ausdrucksverlangen begründet war, war mit jeder anderen unlöslich verbunden, und in ihrer Gemeinsamkeit spricht sich das Charakteristische der deutschen Architektur so gut wie der Plastik und der Malerei aus, wie es uns als ein Gegensatz zur italienischen, mehr aber noch zur antiken griechischen Kunst erschienen ist. Der ganze wundervolle Reichtum der Gestaltung und der Seelensprache deutscher bildnerischer Werke ebenso wie der Mangel jener Stilgesetzmäßigkeit, die man als Schönheit bezeichnet, liegt in jenem Verlangen begründet. Ein Idealismus, welcher die unmittelbarste Seelenmitteilung von den bildenden Künsten, die doch nur den Schein des Lebens geben, erzwingen will: dies ist das Schauspiel, das wir gewahrt haben! Unbefriedigt von dem Schaffen in bildnerischen Formen, die zu eng für ihn waren, hat der Deutsche, von ihnen sich abwendend, immer stärkere Ausdrucksmöglichkeiten suchend, in der Dichtkunst und in der Musik sich zu genügen gesucht und in diesen Künsten erst einen vollendeten Stil geschaffen. Selbst aber, als an Stelle des bildnerischen Scheines die Wirklichkeit der Bühne getreten war, als in der Symphonie seelisches Empfinden in seinem Werden und Sichwandeln unmittelbar der Seele sich mitteilte, war dem deutschen Genius sein Sehnen nicht gestillt. Erst als auch das Wort zum Ton, erst als alle Künste zu ganz und einzig das Gefühl erfüllendem Zusammenwirken im musikalischen Drama innerlich verbunden waren, erkannte er sich selbst in solchem höchsten Ideale. Denn nur in diesem war die Kunst gefunden, welche dem unendlichen Bedürfnis deutscher Seele als ihr Ausdruck vollkommen entsprach.

10.

Die deutsche Tonkunst.

Von

H. A. Köstlin.

Die deutsche Tonkunst.

I.
Die deutsche Auffassung der Tonkunst.

1. Die charakteristischen Grundzüge der deutschen Musik.

Gibt es eine eigentümlich deutsche Musik? d. h. eine Tonkunst, die als der unmittelbare Ausdruck und Abdruck des deutschen Geistes betrachtet werden kann, eine Tonkunst, die sich von derjenigen anderer Nationen dadurch unterscheidet, daß das Ideal, welches sie zu verwirklichen sucht, die Aufgaben, die sie sich stellt, die Wege, die sie zu deren Lösung einschlägt, nach dem eigensten Bedürfen des deutschen Volkes, nach dem innersten Empfinden der Volksseele orientiert sind? Wird die Frage bejaht, dann müssen sich solche musikalische Ideale und Formen aufzeigen lassen, die dem deutschen Volke ausschließlich angehören und, wenn sie auch nachher das Gemeingut der gesamten musikalischen Welt geworden sind, doch in dem deutschen Geiste ihren Ursprung haben. Es muß sich umgekehrt nachweisen lassen, daß und inwiefern solche Formen und Ideale, die anderwärts ihren Ursprung haben, dadurch, daß der deutsche Geist sich ihrer bemächtigt hat, umgeprägt, umgebildet, verdeutscht worden sind. Es müssen sich endlich Aufgaben bezeichnen lassen, welche die deutsche Tonkunst als solche zu lösen hat, wenn sie nicht ihrer Bestimmung, auf das Idealleben des eigenen Volkes fördernd einzuwirken, untreu werden will.

Gibt es eine eigentümlich deutsche Tonkunst? Darf man überhaupt die Frage so stellen? Rühmt man nicht allgemein von der Musik gerade das, daß sie eine kosmopolitische Kunst, ihre Formensprache eine internationale sei, die jeder verstehen kann, er sei Deutscher, Italiener, Franzose, Engländer oder Russe? Zwar beruht die Allgemeinverständlichkeit der europäisch-christlichen Musik zu einem großen Teil auf dem Umstande, daß sie sich auf einer gemeinsamen Grundlage, derjenigen des römischen Kirchengesanges entwickelt hat — und sie hat deshalb eine gewisse Grenze, jenseits deren zwar nicht die Möglichkeit des Verständnisses aufhört, aber letzteres doch wesentlich erschwert wird — im tiefsten Grunde jedoch beruht die internationale Verständlichkeit der Musik allerdings auf ihrem Wesen, darauf, daß sie ihrer sinnenfälligen Erscheinung nach als Kunst der tönenden Bewegung eine formale, in Tönen bildende Kunst ist, wie dies A. F. Schlegel sehr treffend ausgedrückt hat, wenn er die Architektur als „gefrorene Musik", die Musik als „aufgetaute Baukunst" bezeichnet.

Geordnete Form ist für die Musik geradezu die Bedingung, unter der sie allein in die Erscheinung treten und als Kunst wahrgenommen werden kann. Was ohne irgendwie geordnete

Form ertönt, mag auf die Nerven wirken, wird aber niemals als künstlerische Äußerung empfunden. Die Musik erweist sich eben dadurch als Kunst, daß sie tönende Bewegung in einheitlich geschlossene charaktervolle Formen gießt, beziehungsweise solche Formen erzeugt.

Schon die Wahrnehmung einer Bewegung als einer tönenden, vollends die deutliche Auffassung derselben durch den Tonsinn setzt die Begrenzung, Ordnung, Feststellung des Tonmateriales nach bestimmten Gesetzen und Gesichtspunkten, die sich aus der natürlichen Organisation des Gehörsinnes ergeben, voraus. Nur Töne, deren periodische Schwingungszahl nicht unter 41,25 und nicht über 4224 beträgt, ergeben überhaupt eine deutliche Tonempfindung, nur eine begrenzte Auswahl aus der unendlichen Fülle der den Menschen umklingenden Töne und Klänge ist also musikalisch wahrnehm- und verwendbar. Unter diesen vermag der Tonsinn nur mit solchen Tönen etwas anzufangen, deren periodische Schwingungszahlen in einem rationalen und einfachen Verhältnis zu einander stehen. Denn nur solche lassen sich zu einer Tonvorstellung verbinden, miteinander vergleichen und in Beziehung setzen. Tonempfindungen, die von Tönen ausgehen, deren Schwingungszahlen in einem irrationalen Verhältnis zu einander stehen, heben einander auf oder stören einander so, daß eine geordnete Tonvorstellung nicht zu stande kommen kann. Musikalische Wahrnehmung und Gestaltung ist gar nicht denkbar ohne die Voraussetzung eines geordneten Tonsystemes, ohne die bestimmte Formung und Prägung des Tonmateriales.

Bewegung ferner kann als in der Zeit verlaufend nicht wahrgenommen und deutlich aufgefaßt werden ohne ein bestimmtes, einheitliches Zeitmaß (Rhythmus); sie kann als eine eigenartige, besondere nicht erkannt werden ohne die regelmäßige, in bestimmten Zeitabschnitten erfolgende Wiederkehr ihrer Teile (Symmetrie). Nur eine tönende Bewegung, welche sich durch Rhythmus und Symmetrie kenntlich macht, also nur geformte tönende Bewegung, interessiert und fesselt den Tonsinn; und was zunächst an der tönenden Bewegungsform den Tonsinn fesselt, das ist eben *die Form* der Bewegung als solche, beziehungsweise die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit sinnvoller Beziehungen, welche die einzelnen Formen, ähnlich den Figuren des Kaleidoskopes, miteinander eingehen können.

Sofern nun die Form der Musik, ihre Wahrnehmbarkeit wie ihre Gefälligkeit, auf der Organisation des musikalischen Gehöres einerseits und auf der Natur der Musik als tönender Bewegung anderseits beruht, ist weder die Erzeugung von tönenden Bewegungsformen noch deren Auffassung und Verständnis an besondere individuelle oder nationale Bedingungen geknüpft. Sie setzt nichts weiter voraus als ein normal organisiertes Gehör, bezw. einen normal funktionierenden Tonsinn und, was die eigentlichen Kunstformen betrifft, ein bestimmtes Maß von formaler Schulung. Insofern ist die Musik eine universale Kunst, ihre Formsprache eine internationale, allen Völkern, abgesehen von ihrer nationalen und individuellen Bestimmtheit, verständliche, vorausgesetzt, daß diese normal organisiert und mit dem Tonsystem, welches der musikalischen Gestaltung zu Grunde liegt, vertraut sind, beziehungsweise dieselbe Tonanschauung teilen.

Dies gilt jedoch nur von der formalen Seite der Tonkunst. So wesentlich für diese die Form als die Grundbedingung ihrer sinnenfälligen Erscheinung ist, so wenig geht sie in dieser auf. Kunst ist immer absichtsvolle Hervorbringung, Bethätigung des auf die Verwirklichung einer künstlerischen Idee gerichteten Kunsttriebes, also Lebensbethätigung des *Geistes*. Was an der tönenden Bewegungsform interessiert, ist nicht bloß die Wahrnehmung geordneter Tonverhältnisse, charaktervoller Bewegungsformen, die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Gestaltung und Verknüpfung derselben an und für sich, sondern die Eigenart des *geistigen Wesens*, welche sich darin ausprägt und kundgibt, ihre individuelle Physiognomie, ihr originaler

Charakter. Eine Musik, welche nur Form ist, nicht den Stempel des Geistes, der Individualität, der Originalität, wenn auch nur im bescheidensten Maße, trägt, vermag den aufmerkenden Geist nicht festzuhalten; sie berührt diesen nicht als Kunst, als Bethätigung des Geistes.

Nach dieser ihrer geistigen Seite ist die Musik unter allen Künsten die individuellste. Denn Zeugnis der Anteilnahme des Geistes an der Hervorbringung der tönend bewegten Form, der einfachsten wie der kunstvollsten, ist diese genau in dem Maße, als sie das Gepräge des Individuellen und Originalen an sich trägt, nicht eine bloße Wiederholung oder Nachahmung, sondern eine originale, einzigartige Gestaltung der Form darstellt. Dieses Individuelle an der Tonform setzt eine scharf ausgeprägte, vollhaltige, musikalische Individualität voraus, die ihrerseits wieder Ausfluß und Bethätigung einer kraftvoll entwickelten, in sich geschlossenen geistigen Individualität überhaupt ist. Um diese im musikalischen Kunstwerk zu erfassen, zu verstehen und auf sich wirken zu lassen, bedarf es neben der normalen Bildung des Gehöres, neben der formalen musikalischen Schulung des Tonsinnes noch der geistigen Gleichgestimmtheit, der Vertrautheit mit der geistigen Lebensluft, in welcher sich die Individualität des schaffenden Meisters bewegt, mit dem Naturboden, auf dem sie erwachsen ist, mit den geistigen Faktoren, welche ihre Gesamtrichtung und Gesamtstimmung beeinflussen, mit den Ideen und Strömungen, welche sie bewegen. Nach dieser Seite ist auch die Formsprache der Tonkunst, so universal und international sie erscheint, eine individuell und national bedingte. Die Musik Beethovens kann in ihrer musikalischen Einzigkeit und Größe sicherlich auch von dem Italiener, von dem Franzosen, von dem Engländer, von dem Russen verstanden und gewürdigt werden. Das Innerste, der Kern der Beethovenschen Künstlerindividualität, damit das tiefste Wesen seiner Musik enthüllt sich jedoch — die glänzenden Ausnahmen (z. B. Rubinstein) bestätigen nur die Regel — zuletzt nur dem germanischen Geiste. Anders spiegelt sich der Genius Beethovens in einem Cherubini als etwa in einem Hans von Bülow, anders in einem Berlioz als in einem Brahms. Beim liebevollsten Eingehen auf Beethovens musikalische Eigenart, bei der sorgfältigsten Analyse seines tonkünstlerischen Schaffens wird dem Nichtdeutschen doch immer ein Rest übrigbleiben, den er nicht aufzulösen vermag, mit dem er sozusagen innerlich nicht fertig werden kann, dessen Vorhandensein er natürlich wohl bemerkt und als Ausfluß der deutschen Eigenart erkennt, aber nicht versteht, nicht nachempfinden kann, vielleicht sogar als deutsche Schrulle, als deutschen Spiritualismus oder Mystizismus empfindet, als etwas, das man bei dem großen Meister nun einmal mit in den Kauf nehmen müsse, weil er eben ein Deutscher sei, während dem Deutschen, vorausgesetzt, daß er überhaupt den Beethovenschen Geist zu erfassen vermag, sich gerade darin das Tiefste, Innerste, Eigenste, der Kern von Beethovens Individualität, das Geheimnis seiner musikalischen Persönlichkeit offenbart.

Dies ist im einzelnen um so mehr der Fall, je mehr der Tonmeister in seinem Schaffen er selbst ist, je mehr ihm das musikalische Bilden und Gestalten aus einer bloßen Bethätigung der tonkünstlerischen Phantasie zur Selbstaussprache des Geistes geworden ist. Denn die Ausdrucksmittel, die Sprachelemente der Tonkunst — wenn wir von solchen bei der Musik in diesem uneigentlichen Sinne reden dürfen — sind ja nicht konventionell geprägte Wörter, mit deren Laut oder Gestalt sich sofort eine bestimmte Vorstellung, ein bestimmter Begriff verbindet, sondern Bewegungsformen, die, ob sie noch so charakteristisch, noch so bezeichnend gebildet, nach Melodie und Harmonie noch so sprechsam gestaltet sind, so daß sie fast an die Deutlichkeit der Sprache heranreichen (wie z. B. bei Robert Schumann), doch immer Symbol, also mehrdeutig bleiben und von dem, was sie ausdrücken wollen, nur dasjenige andeuten und nachzeichnen

können, was mit der Bewegung sich in Beziehung bringen, durch diese sich versinnbildlichen läßt. Dies kann durch eine bestimmte Bewegungsform oft recht treffend, aber doch immer nur symbolisch charakterisiert werden, so an einem Gegenstand der Bewegungsumriß, an einem Erlebnis der Bewegungscharakter der Stimmung, welche es in uns hervorruft und mit der wir es begleiten, so ferner an einer Person die natürliche oder geistige Bewegungsweise, die sie in ihrem ganzen Gehaben kennzeichnet, wie z. B. das unwillkürliche Gebärdenspiel. Was daher ein Tonmeister von seinem eigenen Sein und Erleben in den Tönen mitteilen, in Tonformen und Tongestalten verkörpern, in einem reichgegliederten Tongebilde abspiegeln, in einem dialektisch sich entwickelnden Tonwerk „darstellen" kann, ist nicht ein begrifflicher Inhalt, der sich in Worten ausdrücken ließe, ist nicht das, **was** er empfindet und erlebt, in seiner Gegenständlichkeit, sondern die Art, **wie** er es erlebt und empfindet, **wie** es ihn und nur ihn berührt und bewegt, und wie es in seinem Geiste sich auslebt und löst: also die Persönlichkeit in der Art ihrer innersten Bewegtheit, die eigentümliche Weise, in welcher sich in ihr Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit miteinander verbinden, die eigentümliche Mischung und Spannung der Seelenkräfte, welche die Persönlichkeit als eine eigen- und einzigartige kennzeichnet.

Was in der Tonform eines solchen Meisters uns berührt, ist des Meisters Geist selbst, der Anhauch einer großen, einzigartigen Individualität. Die mächtige Wirkung, welche seine Schöpfungen auf uns ausüben, beruht nicht sowohl und nicht zuerst auf der Größe und Einzigkeit der musikalischen Ideen selbst, die darin zur vollen Ausgestaltung gekommen sind, sondern vielmehr in der Unmittelbarkeit, mit welcher in diesen Ideen und in deren Gestaltung zur originalen Tonform ein ursprünglicher, schöpferischer Geist uns berührt; die Wirkung ist nach Tiefe und Größe bei aller qualitativen Verschiedenheit dieselbe, ob wir die „Eroica" oder ob wir die „Pastoral-Symphonie" hören. Die Überschrift ist nur Hilfsmittel zum Verständnis des Ganges, den die tonkünstlerische Phantasie genommen hat, also zum Verständnis des Aufbaues und der Entwickelung des Tonwerkes im einzelnen. Der Inhalt ist immer der persönliche Geist selbst, eine große einzigartige Individualität, die nirgends so unmittelbar, so kräftig, so unmißverständlich und darum so gewaltig vor uns tritt und uns in ihren Bann zieht, wie in dem flüssigen, dem leisesten Druck, der feinsten Empfindung nachgebenden, schmiegsamen Elemente der Tonkunst.

Aus der Doppelseitigkeit der Tonkunst, wonach sie einerseits eine rein bildende, anderseits eine durch ihre biegsamen, geschmeidigen, unerschöpflich mannigfaltigen und vielgestaltigen Formgebilde **darstellende, schildernde,** ja **dichtende** Kunst ist, ergibt sich von vornherein die Möglichkeit einer verschiedenen Stellungnahme zur Tonkunst, je nachdem man mehr auf die eine oder die andere Seite, die formale oder die geistige, poetische das Hauptgewicht legt. Im einen Falle wird man mehr auf die formale Schönheit, Sinngemäßheit, Folgerichtigkeit sehen, im anderen mehr auf die Sprechsamkeit und Bedeutsamkeit der Tonform; im einen Fall mehr darauf, wie sie klingt, im anderen Fall mehr darauf, wie sie auf den Geist wirkt.

Im einen Falle ist die Tonkunst für den aufnehmenden Sinn ein Spiel der edelsten und feinsten Art. Der Hörer freut sich der vielgestaltigen Formen, welche der schmiegsame, biegsame Tonkörper annimmt, der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der stets wechselnden Gestalten und Verhältnisse, des Schönheitsglanzes und der belebenden Wärme, die das Tonwerk ausstrahlt, der Erhebung, der Befruchtung und Steigerung, die das gesamte Geistesleben durch dasselbe erfährt. Vom Tonkünstler wird auf diesem Standpunkt vor allem Kraft und Frische der Erfindung, Gewandtheit und Sicherheit der musikalischen Formgebung sowie ein feines Gefühl für

das Schöne gefordert. Dies ist im großen und ganzen der Standpunkt des Italieners in der Musik. Diese ist dem Italiener durchaus nicht bloß Sinnenreiz und Sinnengenuß; sie ist ihm so gut wie dem Germanen eine Sache des künstlerischen Verstandes, des Geistes. Aber sie ist ihm vorwiegend eine bildende Kunst, deren Aufgabe darin besteht, das Musikalisch-Schöne in tönend bewegten Formen darzustellen. Er fordert von ihr diejenige Wirkung auf den Geist, welche die unmittelbare Berührung desselben mit dem Schönen in irgend einer Form hervorruft. Daher fordert er von ihr in erster Linie Schönheit der sinnenfälligen Erscheinung: Wohlklang und Ebenmaß der melodischen Bewegung, Klarheit und Durchsichtigkeit der Harmonie, Einfachheit der Rhythmik und Folgerichtigkeit der formalen Entwickelung. Worauf es ihm ankommt, das ist die Reinheit der ästhetischen Wirkung. Was ihn am empfindlichsten berührt, das ist alles, was diese beeinträchtigt, also jede Verletzung des Schönheitssinnes: der Mangel an Wohlklang und Wohlordnung, an Ebenmaß und Folgerichtigkeit, an Klarheit und Durchsichtigkeit, alles Sprunghafte und Bizarre, aber auch alles Verwickelte, Gehäufte und Schwülstige, alles, was die Leichtigkeit der Auffassung hemmt oder die Klarheit des Eindruckes trübt. Eine Musik, die an das Auffassungsvermögen zu hohe Ansprüche stellt, das Musikalisch-Schöne zu Gunsten einer Idee oder einer Ideenentwickelung hinter verwickelter, dialektischer Arbeit verbirgt oder nur leise durch diese hindurchschimmern läßt, macht ihm den Eindruck einer „philosophischen Musik", die er gern dem Deutschen überläßt, der er jedoch für seine Person lieber aus dem Wege geht, wenn er nicht gerade zeigen will, daß er auch solche Musik zu machen versteht.

Im anderen Falle ist die Musik eine Sprache des Geistes, das Mittel, das Organ, um zur Berührung mit dem Eigenleben einer künstlerischen Individualität zu gelangen, durch diese das eigene Geistesleben zu bereichern, zu kräftigen. Dies ist der Standpunkt des Deutschen. Schon die ihm eignende Neigung zur Reflexion bringt dies mit sich. Er teilt die spiritualistische Auffassung, vermöge deren ihm die symbolisierende Kraft, die poetische Wirkung der Musik im Vordergrund steht, mit dem Franzosen. Aber dem Franzosen ist die Musik vorwiegend Kunst der Schilderung, der Deklamation und Dekoration, dem Deutschen vorwiegend Kunst der Selbstmitteilung. Der Franzose zeichnet in Tonformen oft mit verblüffender Naturwahrheit und unwiderstehlicher Wirkung den Schattenriß, den Bewegungscharakter einer Persönlichkeit, eines Vorgangs. Auch der Deutsche kann schildern, aber das, worauf es ihm ankommt, ist die Wirkung der Situation, des Vorgangs auf das Gemüt; nicht den Bewegungsumriß, sondern die Gemütsart als Kern der Individualität will er ausdrücken, wenn er Personen schildert (Wagners Leitmotive). Der Franzose gibt Situationsbilder, der Deutsche Seelengemälde.

Das vermag der Deutsche nur, indem er sich mit der ganzen Kraft der Anempfindung in die Personen hineinversetzt, mit dem ganzen Gemüte in die Sache hineinlegt: er selbst ist es, der aus diesen heraussingt. Es ist immer seine Stimmung, die er austönt, seine Auffassung von der Sache, die er in Tönen wiedergibt. Haydn und Beethoven schildern, der eine in den „Jahreszeiten", der andere in der „Pastoral-Symphonie", das Gewitter; bei beiden ist die Schilderung von realistischer Naturwahrheit. Und doch wie verschieden! Dort ist es Haydn, hier ist es Beethoven, der vor uns tritt. Was uns packt, ist nicht die realistische Wahrheit der Schilderung, sondern die Individualität, die aus derselben redet. Dem Deutschen ist die Musik nicht Spiel, sie ist ihm „une affaire d'état", wie die Franzosen spotten, Entäußerung, Ablösung der bewegten Innerlichkeit.

Mit dem Italiener erfreut sich der Deutsche, wenn er Musik hört, der Schönheit sinnlich wohlgefälliger Erscheinung, aber unwillkürlich lauscht er auf die singende Seele, die durch die

schönbewegte Form sich ihm kundgibt. Wie den Franzosen, so fesselt an dem sinnigen Tonspiel auch ihn das Bedeutende, das Bezeichnende, das Charakteristische; aber nicht dieses an sich, weil es interessant, packend, auffallend ist oder einen Gegenstand, eine Erscheinung, eine Empfindung in treffender Weise versinnbildlicht, sondern als Kundgebung einer Persönlichkeit, als ein Individuelles, weil es auf eine eigenartige Individualität zurückweist. Was er von der Musik verlangt, das ist das Persönliche, die Innerlichkeit; die Musik soll ihm die Eigensprache eines persönlichen Geistes sein. Was er bei ihr sucht, ist nicht bloß ästhetische Befriedigung oder Befriedigung des künstlerischen Verstandes, sondern Berührung mit originalem Geist, ethische Bereicherung und Kräftigung. Über dem Prinzip der Schönheit steht ihm das Prinzip der Wahrheit; mehr als treffende Charakteristik des Ausdrucks gilt ihm dessen charaktervolle Kraft und persönliche Wahrhaftigkeit. Er weiß so gut wie der Franzose die schildernde und charakterisierende Kraft der Musik zu würdigen, aber er fordert, daß der Tonmeister, wenn er schildert und charakterisiert, nicht bloß die Sache treffe, sondern in der Art, wie er es thut, immer er selbst bleibe, seine Art bethätige, sein Wesen offenbare. Nicht das Treffende, sondern das Individuelle ist es, was ihn an der musikalischen Charakteristik anspricht, nicht das Objektive, sondern das Subjektive ist es, worauf es ihm ankommt.

Daher sieht der Deutsche bei der Melodie wohl auch, wie der Italiener, auf die Schönheit und Anmut der Bewegungslinie, aber weit mehr noch auf die Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit des individuellen Ausdrucks. Die Verletzung der Symmetrie stört ihn viel weniger als Eintönigkeit, Phrasenhaftigkeit, bloße Wiederholung oder gar Entlehnung fremder Gedanken; daher so manche Volksweisen, die mit ihren verkürzten oder gedehnten Satzgliedern auffallend an jene Gestalten mit verkürzten oder verlängerten Gliedern erinnern, wie wir sie auf altdeutschen Bildern so oft erblicken. Wichtiger noch als die Schärfe des Bewegungsumrisses, als das Bezeichnende der Tonfolge ist dem Deutschen die Gedrungenheit und Fülle der Melodik, das Saftige, Markige, Kernhafte, Kraftvolle der Tonfolge. Die Harmonie, dem Italiener das Mittel, die Linien der melodischen Zeichnung zu beleben, dem Franzosen das Mittel der Charakteristik, ist dem Deutschen die natürliche Grundlage, die logische Rechtfertigung der Melodie. Verlangt der Italiener von ihr Klarheit, Durchsichtigkeit, Sparsamkeit der Verwendung, der Franzose Lebhaftigkeit des Kolorits und Unmittelbarkeit der Wirkung, so fordert der Deutsche Mächtigkeit und Dichtigkeit, Glanz und Fülle, Gesetzmäßigkeit der Entwickelung. Auch im Rhythmus liebt er mehr das Charaktervolle als das Charakteristische. Er ist ihm der Pulsschlag des Persönlichen, nicht das Spiel der geistreichen Laune.

So würden sich als die Grundzüge der deutschen Musik die folgenden bezeichnen lassen: in erster Linie steht der ausgesprochene Individualismus, vermöge dessen dem Deutschen die Tonkunst vor allem Ausdruck und Abdruck der bewegten Innerlichkeit, Sprache des Geistes, Selbstmitteilung der Persönlichkeit ist, vermöge dessen er vor allem von ihr fordert, daß sie ihm eine originale Persönlichkeit von ursprünglicher Eigenart offenbare, einen künstlerischen Charakter, der sich in dem Tonwerk mit voller Wahrhaftigkeit und Treue gegen sich selbst darstellt, also Echtheit und Wahrheit. Sodann ist zu nennen, was damit eng zusammenhängt: jener hohe, oft herbe Idealismus, der das Hauptgewicht auf die geistige, die poetische, die prophetische Seite der Tonkunst legt, und, wenn er die Wahl zwischen dem Schönen und Bedeutenden hat, schließlich immer das letztere vorzieht; eher noch Mängel der Form als Inhaltslosigkeit und Gedankenleere verträgt; lieber noch sich eine gewisse musikalische Zugeknöpftheit gefallen läßt, als nichtssagende Vielgeschwätzigkeit.

Darin liegen die großen Vorzüge der deutschen Musik: sie ist dem Deutschen nicht bloß ein Spiel der musikalischen Phantasie oder eine Kraftäußerung des schöpferischen Gestaltungstriebes, sondern Äußerung innerer Erlebnisse in der Form musikalisch-künstlerischer Gestaltung, also Selbstdarstellung. Sie ist ihm nicht bloß ästhetisches Genußmittel, sondern ethische Bethätigung und Bereicherung; sie soll dem Manne „Feuer aus dem Geiste schlagen" (Beethoven).

Darauf beruht es auch, daß man in der deutschen Musik von Humor reden kann. Die Kraft der Komik ist der italienischen Musik in reichstem Maße eigen, Italien ist die Wiege der komischen Oper (Opera buffa) von Pergoleses „Serva padrona" an bis auf Cimarosas „Matrimonio secreto" und Rossinis „Barbier von Sevilla". Ihrer feinen Komik gegenüber erscheint die deutsche Komik zwar gemütlich, aber oft auch derb und platt. Der geistreiche Witz steht ohne Frage der französischen Musik zu Gebote; neben der feinen Anmut ihres Witzes erscheinen die deutschen Späße oft recht plump und ordinär. Humor jedoch, das Wort im engeren Sinne genommen, als die zum Charakter gewordene, frohe, dem Schicksal überlegene Laune, als Lebensäußerung und Herrschaftsbethätigung des in sich selbst gefestigten, seines ewigen Grundes und letzten Zieles gewissen Gemütes, finden sich nur in der deutschen Musik. Sie kennt jenen harmlosen, unbewußten und unwillkürlichen Humor der unverwüstlichen Laune, wie er dem kindguten, harmonisch gestimmten, frommen Gemüte Vater Haydns eigen ist und in unwiderstehlicher Munterkeit hervorbricht, auch wenn er die ernsteste Miene aufsetzt und die gewichtigsten Gedanken vorträgt. Sie kennt aber auch jenen ernsten, seiner selbst bewußten, ethischen Humor, der die Errungenschaft des heißen Kampfes mit den Widersprüchen und Gegensätzen des Daseins, die Frucht der siegreichen Auseinandersetzung des sittlichen Charakters mit allen feindlichen Gewalten bildet, der in der vollen Gewißheit des endlichen Sieges der Harmonie über alle Dissonanzen wurzelt, mit überlegener Ruhe an den Abgründen und dunkeln Tiefen des Daseins hingleitet, ohne die Augen zu schließen, der mit Beethoven dem „Schicksal in den Rachen greift", wenn es „an die Pforten klopft", und darum von der Stimmung des erschütternden Ernstes, mit dem ihn der Blick in die Tragik des Lebens erfüllt, unmittelbar in die ausgelassenste Fröhlichkeit umspringen kann, wie z. B. bei Beethoven in der „Eroica", ohne unwahr oder frivol zu werden.

Der Idealismus der deutschen Musik bringt es mit sich, daß der Deutsche die Tonkunst mit großer Vorliebe als soziale, als ethisch wirkende Volksmacht würdigt, in den Dienst der Volksbildung und Volkserziehung stellt und zur Ausgleichung der sozialen Gegensätze, zur Vermittelung zwischen den einzelnen Ständen und Volksklassen beruft. Beispiele dafür sind die Gesangvereine, Kirchenchöre, Oratorienvereine, Volkschorvereine von den „Meistersingern", von der Torgauer „Cantoreygesellschaft" (1530), der Nürnberger „Musikgesellschaft", der Pirnaer „musicorum-Gesellschaft" (1582) bis zu den modernen Liedertafeln und noch neueren Veranstaltungen. So erhebt der deutsche Idealismus die Tonkunst, indem er sie popularisiert, zur Priesterin des Volkes, die dem Volksleben ideale Weihe verleiht und ideale Kraft zuführt.

Hart neben den Vorzügen liegen freilich auch die Schwächen und Einseitigkeiten: der Individualismus führt leicht zur Schrullenhaftigkeit und zum Genialitätsdünkel, zur Originalitätssucht und zum Größenwahn; der Idealismus wird leicht zu einem übertriebenen Spiritualismus, der die Gesetze der Form verachtet; die Sucht, immer bedeutend zu sein, führt leicht zum Schwulst, zu schwerfälliger Gründlichkeit und gründlicher Schwerfälligkeit. Eins aber ist dem Wesen der deutschen Tonkunst gänzlich fremd, das ist die Frivolität: wo diese in der Musik zum Worte kommt oder wo die Musik ihr dienen muß, da kann von deutscher Musik, auch wenn sie von Deutschen stammt, nicht mehr geredet werden.

2. Die von der deutschen Tonkunst bevorzugten Gattungen und Formen.

Aus dem im vorstehenden Abschnitt Gesagten läßt sich zum voraus schließen, daß unter allen Formen der Musik diejenige dem deutschen Geiste am nächsten liegt, die den unmittelbarsten und gedrängtesten Ausdruck der bewegten Innerlichkeit darstellt, nämlich das Lied, das Wort im rein musikalischen Sinne genommen, wonach unter einem Lied ein einheitlich gegliedertes, musikalisch abgeschlossenes tönendes Bewegungsbild von leicht erkennbarem Umriß zu verstehen ist, welches in formal musikalischer Hinsicht ein in sich selbst wohlbegründetes und abgerundetes musikalisches Ganzes und nach der geistigen Seite ein vollkommen für sich selbst genügendes poetisches Stimmungsbild darstellt. Ein Lied ist also die harmonisch motivierte, harmonisch zu verstehende Melodie, sei es die absolute Instrumentalmelodie (des Tanzes, Marsches), sei es die gesungene Melodie, die in ihrem Stimmungscharakter durch ein dichterisches Wort, einen Text bedingt ist, die Vokalmelodie. Dabei bleibt, was die letztere betrifft, vorerst außer Betracht, wie weit sie in ihrer Konstruktion und in ihrem Verlauf, abgesehen von den Forderungen der musikalischen Gesetzmäßigkeit, noch durch den poetischen Text bestimmt wird, ob sie sich damit begnügt, die durch denselben angeschlagene Grundstimmung einfach wiederzugeben, wie das Volkslied und das strophische Kunstlied, oder ob sie bemüht ist, der in dem Gedichte zum Ausdruck kommenden Stimmung mit der musikalischen Gestaltung nachzugehen, wie das durchkomponierte Lied. Es bleibt ferner außer Betracht, ob in ihrem Verlaufe die Vokalmelodie sich dabei mit den einzelnen Melodiegliedern mehr nur dem Verlauf der Stimmung überhaupt anschmiegt, oder in deklamatorischer Weise den Wendungen des Textes Wort für Wort zu folgen bemüht ist, also nicht bloß die Worte, sondern die Wörter musikalisch wiedergeben will.

Das Lied ist die dem Deutschen eigentümlichste Musikform. Eduard Schuré schrieb 1876 eine „Histoire du Lied"; dies ist bezeichnend, denn was das Wort „Lied" dem Deutschen und der deutschen Musik bedeutet, dafür hat die französische Sprache keinen völlig zutreffenden Ausdruck. In der lieblichen Wiesenblume des Volksliedes wie in den entwickelten Gesängen der klassischen Liedermeister spiegelt sich die ganze reiche Welt des deutschen Gemütes in voller Treue und Reinheit wieder. Das Lied ist zu jeder Zeit die Blüte und die Perle der deutschen Tonkunst, deren Wahrzeichen und schützender Genius, und die Probe darauf, ob die Tonkunst noch deutsch ist oder sich selbst verloren hat.

Zugleich läßt sich von vornherein vermuten, daß gerade der Individualismus der deutschen Tonkunst, den es nach möglichst ungehemmter und in den Ausdrucksmitteln möglichst unbeschränkter musikalischer Selbstaussprache verlangt, sich mit der Vokalmusik, dem Gesang, so hoch er ihm auch als der natürlichste und unmittelbarste Erguß der bewegten Innerlichkeit steht, nicht begnügen kann, sondern über die Vokalmusik hinausgreift zur Instrumentalmusik. Denn diese gestattet ihm, schon was den Umfang des Tongebietes betrifft, weit größere Freiheit der Bewegung und stellt ihm, was die Ausdrucksmittel anlangt, in den verschiedenen Instrumenten weit schärfer geschiedene Klangindividuen und Klangcharaktere, endlich, was die Formgebung betrifft, ein viel geschmeidigeres Material zu Gebote und ermöglicht damit eine größere Beweglichkeit und Vielseitigkeit in der Tongestaltung, eine reichere Mannigfaltigkeit in der Farbengebung und eine weit schärfere und charakteristischere Ausprägung des Individuellen als die Vokalmusik, die bezüglich des Tongebietes auf den natürlichen Umfang der menschlichen Stimme eingeschränkt, in der Tongestaltung an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit gebunden ist und in der Farbengebung auf die wenigen Klangtypen der menschlichen Stimme angewiesen bleibt.

Unter den einzelnen Zweigen und Zusammenstellungen der Instrumentalmusik wird dem deutschen Kunstgeiste an und für sich jede willkommen sein, die dem künstlerischen Bedürfnis im gegebenen Falle entspricht. Die künstlerische Wahrhaftigkeit, die dem Deutschen obenan steht und alles falsche Pathos ausschließt, fordert, daß der Aufwand an Tonmitteln sich nach der Bedeutung dessen richte, was musikalisch zu sagen ist, die Stärke und Fülle des Klangkörpers nach dem Gewicht der Idee, die in ihm sich ausgestalten soll. An und für sich wird daher innerhalb des ästhetisch Zulässigen und physikalisch Möglichen keine Zusammenstellung von Instrumenten vor der anderen im absoluten Sinne den Vorzug verdienen. Je nach der Beschaffenheit der Idee, zu deren Gestaltung es ihn drängt, wird der deutsche Musiker zum Monolog des Einzelinstrumentes oder zum fesselnden Zwiegespräch zweier Instrumente oder eines der vornehmeren Instrumente mit dem Chor des Orchesters, zum geistvollen Geplauder des Quartetts oder zu dem über alle Klangtypen und Klangcharaktere verfügenden, ebenso die massigste Chorsprache wie die feinste Individualisierung, die größte Beweglichkeit und Vielseitigkeit der Tongestaltung und die reichste Mannigfaltigkeit der Farbengebung gestattenden Orchester greifen und nur fordern, daß die musikalische Dogmatik ihn in der Freiheit der Auswahl nicht beschränke, daß sie der Entwickelung zu immer größerer Sprechfähigkeit und Ausdruckskraft nicht hemmend in den Weg trete und über die Vermehrung und Verstärkung der Tonmittel, sofern deren Anwendung nur durch die wachsende Kraft der künstlerischen Idee begründet ist und nicht den Mangel an Ideen verhüllen, die künstlerische Blöße decken soll, nicht von vornherein absprechen. Das Eindringen neuer Instrumente in das herkömmliche Orchester ist doch nur dann zu tadeln, wenn es keinen Zweck hat.

Ebenso wird unter den verschiedenen Formen der Instrumentalmusik dem deutschen Kunstgeiste an und für sich jede willkommen und sympathisch sein, die sich zur Verkörperung der nach musikalischer Gestaltung verlangenden Idee eignet, von der einfachen Instrumentalmelodie des Tanzes und Marsches an bis zu der alle Arten der musikalischen Satzweise und Konstruktion in sich vereinigenden, eine Mannigfaltigkeit von Tonbildern entgegengesetzten Charakters zur Einheit verknüpfenden und gesetzmäßig miteinander vermittelnden cyklischen Sonate. Keiner unter den geschichtlich gewordenen Formen wird er an und für sich den Vorzug geben und nur fordern, daß er nicht an die schulmäßige Schablone gebunden, sondern ihm volle Freiheit der Behandlung gelassen werde, weil jede künstlerische Idee nach Umfang und Art der Verkörperung ihre besondere Formgestaltung bedingt. Gleichwohl wird der deutsche Individualismus diejenige Form ganz besonders als die dem Bedürfnis des deutschen Kunstgeistes am meisten zusagende, gewissermaßen als die ihm vor anderen zukommende und auf ihn angewiesene, als seine eigene, in Anspruch nehmen, welche die bewegte Innerlichkeit nicht bloß im Rahmen eines Stimmungsbildes abspiegelt, sondern in ihrem Werden und Ringen, in ihrem psychologischen Verlauf zum Ausdruck bringt, und das ist eben die Form der cyklischen Sonate.

Der Idealismus der deutschen Tonkunst endlich, die unerschöpfliche Ideenfülle, der unbegrenzte Gestaltungsdrang wird den deutschen Geist auf diejenige Verkörperung jener Form hinweisen, in welcher die künstlerische Individualität sich allseitig und erschöpfend auswirken, vollwichtig und unmißverständlich aussprechen, in ihrer Eigenart und Bestimmtheit darlegen kann: die Orchestersonate, die Symphonie, die alle Tongewalten entfesselt und es dem Tondichter ermöglicht, das Seelengemälde bis in die feinsten Züge auszuführen.

So werden uns die typischen Vertreter des Deutschen in der Tonkunst wohl vor allem unter den Meistern des Liedes, unter den Meistern der Instrumentalmusik, und hier wieder unter den Meistern der Symphonie begegnen. Denn in diesen Formen kommt das Wesen des

deutschen Kunstgeistes zur vollsten Geltung und zur schärfsten Ausprägung. Dem widerspricht die Thatsache, daß unter den Klassikern der dramatischen Musik die Deutschen die erste Stelle einnehmen, keineswegs. Denn was diese über ihre Fachgenossen aus den übrigen Nationen emporhebt, das ist dasselbe, wie das, was sie eben als Deutsche kennzeichnet: Verinnerlichung und Vertiefung, ausgeprägter Individualismus und rücksichtsloser Idealismus, also — das gilt auch von Richard Wagner — nicht die gesteigerte Kraft des dramatischen Ausdrucks — diese finden wir auch bei dem Franzosen Berlioz — auch nicht die dekorative Pracht der musikalischen Schilderung — diese finden wir auch bei Gounod —, sondern die individuelle Beseelung der Tonsprache, die Vergeistigung und ethische Vertiefung des Kunstideals, also der deutsche Individualismus und Idealismus in der Anwendung auf das musikalische Drama, genauer auf die das Drama tragende, die Handlung interpretierende und deren Wirkung auf die Stimmung der Handelnden dem Zuhörer vermittelnde Instrumentalmusik.

3. Die Verdeutschung fremder Formen.

Der deutsche Idealismus und Individualismus, der einen wesentlichen Grundzug auch der deutschen Tonkunst bildet, bewährt seine Kraft darin, daß er das bei fremden Nationen vorgefundene Gute und Echte willig anerkennt. Auch für die deutsche Tonkunst ist dieser Zug der Weltoffenheit zuweilen recht verhängnisvoll geworden, wenn er zum kritiklosen Kultus des Fremden, zur thörichten Ausländerei wurde; es kamen Zeiten, da die Fremden die deutschen Musikkapellen übervölkerten, die einheimischen Meister zurückdrängten und die deutsche Kunst, soweit sie sich noch als solche zu behaupten wagte, in den Winkel drückten. Zuletzt aber ist dieses Bedürfnis, auf die fremde Art einzugehen und sich die Erzeugnisse des fremden Geistes anzueignen, der deutschen Tonkunst immer wieder zum Segen geworden.

Willig ist sie bei den Völkern, welche jeweils die Führung in der Tonkunst hatten, in die Schule gegangen, sie hat die Ideale und Stile, die von jenen aufgebracht wurden, kräftig und nachhaltig auf sich wirken lassen, so sehr, daß die fremde Art zeitweise lange Perioden hindurch die deutsche Phantasie beherrschte und die Erfindungskraft bestimmte. Was jedoch der deutsche Geist davon sich wirklich und dauernd aneignete, das war immer nur das ihm innerlich Verwandte und seinem Wesen Entsprechende, das mit dem Eigenen so in eins verschmolz, daß es aus dem Angleichungsprozeß hervorging als ein Neues zwar, aber doch nicht als ein Fremdes, sondern als ein Ureigenes. So ist aus der strengen Schule der antiken Musik, in welche der römische Kirchengesang das deutsche Volk genommen hatte, und aus der langen Auseinandersetzung mit ihr das deutsche Volkslied, die harmonisch zu verstehende Melodie, die Grundform und Urform der spezifisch deutschen Tonkunst erwachsen. Und so war es immer, wenn das deutsche Volk fremdem Einfluß scheinbar völlig erlegen war. Gerade aus den Zeiten, in denen das nationale Leben auf den tiefsten Stand herabgegangen war, gingen jene Tonmeister hervor, in deren Schaffen deutsches Wesen und deutsche Kraft am urwüchsigsten zu Tage tritt: ein Heinrich Schütz, ein Georg Friedrich Händel, ein Johann Sebastian Bach. Es war die Zeit, da die Kunst Italiens die musikalische Welt beherrschte, als die leuchtenden Sterne Haydn, Mozart, Beethoven aufgingen. Es war die Zeit, da die süßen Weisen Rossinis die musikalische Welt berauschten, als sich dem deutschen Gemüt die farbenprächtige Tonpoesie Franz Schuberts, die taufrische Waldromantik Karl Maria von Webers, die keusche, charaktervolle Formschönheit Felix Mendelssohn-Bartholdys, die Märchenpracht der Musik Robert Schumanns erschloß; es war die Zeit der Alleinherrschaft des kosmopolitischen Meyerbeer und der französischen Großen

Oper, als das grunddeutsche Musikdrama Richard Wagners und die starkmutige Musik eines Johannes Brahms zur Reife kam.

Man kann darüber streiten, ob die musikalische Gestaltungsweise, welche bald nach Beginn des 2. Jahrtausends christlicher Zeitrechnung aus rohen und schüchternen Anfängen und unter mühselig tastenden Versuchen sich entwickelte, nämlich die Kunst der Polyphonie, der Melodienverknüpfung, des Kontrapunktes, als eine Wirkung des germanischen Geistes zu betrachten sei, oder als das Erzeugnis der Kirche. Jedenfalls hat die Kirche sie durch ihre Organe gepflegt und ausgebildet, sie schon wegen der Verwandtschaft des Konstruktionsgesetzes mit dem Gedanken, der sie selbst beherrschte, recht eigentlich als ihre Kunst betrachtet, und unter bestimmten Voraussetzungen für die Kunst der katholischen Kirche erklärt, sofern sie nichts weiter zu sein begehrt, als der römische Choral in der schimmernden Pracht der Vielstimmigkeit. Gleichwohl darf diese Formsprache schon dem Einfluß des mittelalterlichen germanischen Geistes zugeschrieben werden, denn in dem Zusammenwirken gegliederter Massen zur Ausführung des einen künstlerischen Zweckes kommt jener Genossenschaftsgeist zu treffendem Ausdruck, wie er uns zwar nicht bloß bei den im engeren Sinne germanischen Stämmen, aber bei diesen in besonderer Stärke, entgegentritt.

Es ist daher nicht auffallend, daß der germanische Geist dieser Kunst sein eigenes Gepräge aufdrückt, indem er trotz aller kirchlichen Vorschriften die Trägerin des individuellsten Lebens, die Volksmelodie, zur Grundlage nimmt, über der sich der kunstvolle Bau erhebt. Dazu kommt bei den eigentlich deutschen Tonsetzern die Eigentümlichkeit, daß sie die gemütvolle deutsche Volksweise geradezu zur Hauptsache, zum Inhalt des Tonwerkes machen, indem sie diese so bearbeiten, daß sie als Ganzes erkennbar bleibt, als das wertvolle Bild erscheint, das in den reichgeschnitzten Rahmen des Kontrapunktes eingefaßt wird, und den letzteren damit in den Dienst der bewegten Innerlichkeit stellen. Die protestantische Kirchenmusik erhebt das, was vorher Liebhaberei und naive Übung gewesen war, zum Grundsatz, sie erkennt ihre Aufgabe immer klarer und ausschließlicher in der künstlerischen Verherrlichung und Auslegung des Gemeindeliedes. In dem Maße als die Polyphonie in den Dienst der Kirchenweise, also der Volksweise tritt, wird sie verdeutscht, verinnerlicht, idealisiert. Denn mit der Weise, der sie dient, wurzelt sie in der Welt des deutschen Gemütes, welche in dieser anklingt und ausklingt, und in dem Maße, als dies der Fall ist, spricht sie trotz der Starrheit und Trockenheit der Form warm und vertraut, verständlich und anmutend zum Gemüt.

In Italien kam der deklamatorische Gesang auf, eine musikalische Ausdrucksweise, der es vor allem auf sinnrichtige und tonrichtige Wiedergabe des Textes ankam. Ihre Form ist das Recitativ, die „musica parlante“, der Sprechgesang der antiken Musik in moderner Form, teils als „Recitativo secco“, das sich damit bescheidet, die Accente der Rede durch bezeichnende Tonfolgen und Akkorde zu verstärken, teils als „Recitativo obligato“, das die musikalischen Elemente reicher entwickelt und so den Inhalt der Rede musikalisch verdeutlicht. Bei dieser Form wird also die ein tönendes Bewegungsbild darstellende Melodie zerschlagen und in ihre Elemente aufgelöst. Das Recitativ tritt damit in scharfen Gegensatz zu der Melodie des Liedes und der Arie, die nach dem Gesetze tönender Bewegung gebildet wird und ein einfaches Stimmungsbild darstellt, bei der Arie insbesondere den Verlauf einer Stimmung im einzelnen nachzubilden versucht. Dem deutschen Geiste ist die Forderung, die zum Recitativ geführt hat, durchaus sympathisch, sie entspricht der Forderung der Wahrheit, welche die strenge Angemessenheit der Musik an den Text und an die Handlung bedingt, da sonst das Hinzutreten der Musik zwecklos und unwahr wäre. Aber die Zerschlagung der Melodie in ihre elementaren Bestandteile

widerspricht doch der Grundanschauung der Deutschen von dem Wesen und der Aufgabe der Musik, wonach diese zwar auch zur Trägerin und Auslegerin des dichterischen Wortes berufen ist, aber nicht bloß, um die dichterische Rede sinn- und tonrichtig vorzutragen, sondern um die in ihr wogende Stimmung wiederzugeben. Dazu genügt es nicht, bloß die Accente der dichterischen Rede hervorzuheben; das kann sie vielmehr nur in der Form zusammenhängender tönender Bewegung, als ein für sich bedeutsames, in sich selbst bedingtes musikalisches Ganzes, als abgerundetes musikalisches Bewegungsbild. Der deutsche Geist wird demgemäß zunächst sein Bestreben darauf richten, daß im Recitativ nicht nur der Forderung sinn- und tonrichtiger Deklamation genügt werde, sondern auch die Stimmung, welche die Handlung und das Wort trägt, merkbar hindurchklinge, daß also die Accente und Satzglieder des Recitativs zusammenrücken und durch das Band einer wenn auch noch so leise hindurchschimmernden Melodie verknüpft werden. Ferner verlangt der deutsche Geist, daß in der Arie die Musik sich nicht um ihrer selbst willen geltend mache, sondern sich dem Zwecke des Ganzen unterordne, daß sie zwar dem Gesetz tönender Bewegung folge, also dem Gesetz des Rhythmus und der Symmetrie, und ein irgendwie in sich abgerundetes Bewegungsbild darstelle, in der Art aber und in der Ausdehnung, wie sie das thut, durchaus der Forderung der dramatischen Wahrheit sich unterwerfe. Mit anderen Worten, die deutsche Kunstauffassung wird dahin drängen, Recitativ und Arie in eins zu verschmelzen. Für den Deutschen sind sie beide nicht zwei verschiedene Formen, die einander regelmäßig ablösen, sondern nur zwei verschiedene Ausdrucksweisen, die miteinander wechseln, nach Umständen ineinander übergehen, je nachdem es die Handlung, der Text fordert.

Die Grundform der Instrumentalmusik wie aller reinen Musik, die an sich nichts weiter sein will, als Musik um der Musik willen ohne jede Nebenabsicht und Nebenrücksicht, also auch durch kein anderes Gesetz bestimmt wird als durch das Gesetz aller tönenden Bewegung, ist das einfache symmetrisch gegliederte, rhythmisch bestimmte tönende Bewegungsbild, die Tanzweise, die Marschmelodie, das Volkslied. Durch Aneinanderreihung einer kleineren oder größeren Anzahl solcher Tanzweisen, die in Rhythmus und Tongang sich scharf voneinander abheben (wie z. B. der in rasch trippelnden, kurzen Schritten dahintänzelnden Corrente [Courante], der in vornehmer Grandezza feierlich ausschreitenden Sarabande, des fröhlichen Hirtenreigens Siciliano, der gemütlichen Allemande, „einer aufrichtig deutschen Erfindung" [Mattheson], des Menuetts ꝛc.), und deren Verknüpfung durch das Einheitsband der Tonart entsteht ein größeres Ganzes, die Suite, schon bei J. S. Bach eine Perlenschnur charaktervoller Tonstücke.

Ihre Kunstform erhält die Instrumentalmusik in der Arie, die in ihrer Anwendung auf die Instrumentalmusik Sonata genannt wird, dem Bildungsgesetz aller tönenden Bewegung folgt und speziell der Volksmelodie nachgebildet ist, aber das dreiteilige Schema erweitert und innerhalb desselben die Motive thematisch verarbeitet. Durch die Anwendung des Schemas der Dreiteiligkeit auf die Gliederung der ganzen Reihe der miteinander verbundenen Tonstücke entsteht eine Form, welche einen Cyklus bildet, die Form der cyklischen Sonate, in der die deutsche klassische Instrumentalmusik sich ausgelebt hat. Die Beschränkung auf drei Sätze, zu denen sehr bald (mit Haydn) ein vierter mit dem Menuett, beziehungsweise Scherzo kommt, bedeutet dem Reichtum an charaktervollen Tonformen gegenüber, über den die Suite verfügt, zunächst eine gewisse Verarmung. Indem sie aber dafür innerhalb der einzelnen Sätze dem Gestaltungstrieb des Tonsetzers bei der Wahl der Motive und deren Verknüpfung und Verarbeitung eine viel größere Freiheit gestattet, als die in ihrem rhythmischen Gefüge von vornherein feststehenden

Tanzformen der Suite, und die einzelnen Sätze zu einer ideellen Einheit verknüpft, schafft sie eine **Tonform**, die einerseits der Phantasie und Gestaltungslust des Tonsetzers den freiesten **Spielraum** läßt, anderseits bei aller Dehnbarkeit im einzelnen die Gesetzmäßigkeit des Verlaufes und **die Einheit des Rahmens** wahrt. Innerhalb des einen Rahmens gestattet sie die Entwickelung **und Vermittelung** der mannigfaltigsten Gegensätze, bildet also recht eigentlich die Form einer **Musik**, die vor allem darauf ausgeht, die bewegte Innerlichkeit mit allen den Gegensätzen, innerhalb deren sie verläuft, in der musikalischen Gestaltung wiederzugeben. So wird die Sonate, das ursprüngliche Klangstück, verdeutscht dadurch, daß sie zum Cyklus erweitert, dialektisch gegliedert und damit zur Trägerin der bewegten Innerlichkeit, zum Organ der Selbstmitteilung des Geistes **erhoben**, idealisiert und individualisiert wird.

Die Verdeutschung der großen zusammengesetzten Kunstformen, wie des in Italien entstandenen **Oratoriums** und der ebendaselbst aufgekommenen **Oper**, erfolgt dadurch, daß sie als Ganzes schlechthin in den Dienst der Idee gestellt, dieser nach Form und Inhalt völlig untergeordnet, also idealisiert werden, und daß ihre Ausdrucksweise mit warmem persönlichem Leben erfüllt, individuell beseelt, also verinnerlicht wird. Das Oratorium wird zum dramatisch belebten Epos, die Oper zum lyrischen Drama, dieses selbst wieder aus einem internationalen Prunkstück zum nationalen Gesamtkunstwerk, in welchem der deutsche Volksgeist sich selbst erkennt und neue Kräftigung erfährt.

II.

Die Entwickelung der deutschen Musik.

1. Die deutsche Tonkunst im Mittelalter.

Versuchen wir nun den Anteil, den das deutsche Volk an der Entwickelung der Tonkunst genommen, den Einfluß, den der deutsche Volksgeist auf die Musikentwickelung ausgeübt hat, nachzuweisen. Daß es sich dabei nicht um geschichtliche Vollständigkeit handeln kann, sondern nur um eine Zeichnung des Entwickelungsganges der deutschen Tonkunst in großem Umriß, versteht sich von selbst.

Von dem musikalischen Besitz der Deutschen in der **vorchristlichen** Zeit wissen wir so gut wie nichts. Daß sie nicht arm waren an Volksweisen, in denen sich ihre musikalische Eigenart ausprägte, ist anzunehmen. Über die Beschaffenheit derselben jedoch fehlt uns jede Anschauung. Denn was die alten Germanen an musikalischem Eigengute aus der vorgeschichtlichen Zeit etwa mitgebracht haben, das mußte zunächst der Gesangsweise der römischen Kirche weichen. Diese war die berufene Lehrmeisterin der jungen Völker, die nach dem Dahinsinken des römischen Reiches den Schauplatz der Geschichte betraten, wie in Wissenschaft und Kultur überhaupt, so auch in der Musik. Dadurch ist der abendländisch-christlichen Musik die Gemeinsamkeit ihrer Grundlage, die Gleichartigkeit des musikalischen Empfindens und Verständnisses, und damit der universale und internationale Charakter gewahrt worden, zunächst freilich auf Kosten oder doch unter Zurückdrängung der nationalen, insbesondere der deutschen Eigenart. Denn das Christentum konnte den neuen Geistesinhalt, den es der Welt zu bringen hatte, doch nur in den Formen derjenigen Kultur zur Darstellung bringen, in deren Geltungsbereich es bei seiner Entstehung eingetreten war, und dies war die griechisch-römische, die antik-klassische Kultur.

Wie das Christentum sich der Denkformen der antiken Philosophie bedienen mußte, um die im Evangelium liegende Gedankenwelt zur Darstellung und Entwickelung zu bringen, so

konnte es der vom Evangelium geweckten neuen Stimmungswelt nicht anders Ausdruck geben, als in der Tonsprache und in den Formen der antiken Musik, die zu hoher Vollendung gelangt war und eine reiche Entwickelung hinter sich hatte, als das Christentum von der griechisch-römischen Gesellschaft Besitz nahm. Der Kirchengesang der alten Kirche, wie er sich im cantus Gregorianus darstellt, und wie ihn die Kirche den in die Kirche eintretenden Völkern brachte, ist der Kirchengesang in der Tonsprache und in den Tonformen der antiken Musik. Er ruht durchaus auf der antiken Tonanschauung. Diese kennt nur die homophone Musik, deren wesentliche Form die einfache Tonlinie, die Melodie, ist, und zwar die Melodie, deren Charakter und Reiz die Form der Tonbewegung als solcher ausmacht, deren Eigentümlichkeit und Bedeutsamkeit durch die Art bestimmt ist, wie sie sich vom Ausgangspunkt (Anfangston) durch die gegebenen Tonabstände oder Tonstufen der Leiter zum Schlußton hin bewegt. Was die musikalische Phantasie in Anspruch nimmt, das ist also die Bewegungslinie als solche, ihr Auf- und Niedergehen; was ihr Bedeutsamkeit verleiht, das sind die Tonabstände, die sie gleitend miteinander verknüpft, nach ihrer Beziehung zu einander, ihrem Nebeneinander, nicht nach ihrer Beziehung zu dem Grunddreiklang der Tonart.

Ferner ist der antike Gesang seinem eigentlichen Wesen nach Sprechgesang, musikalisch erfüllte, melodisch abgestufte Rede, teils in strengerer Form so, daß das Steigen und Fallen der melodischen Bewegung sich nach der grammatischen Gliederung und dem Rhythmus der Rede richtet, so daß die melodischen Wendungen, der Tonfall und Tonfortschritt, die Satzzeichen vertreten und im Grunde nichts anderes bedeuten als musikalisch formulierte, ein für allemal festgestellte Accente, die in stets gleicher Form immer wiederkehren, teils in freierer Weise, so daß die Melodie, wo sie größere Wortgruppen umspannt, zwar in ihrem Tongang dem eigenen Bildungsgesetz folgt, in der Satzbildung aber durch die sprachliche Gliederung des Textes bedingt ist.

Dem antiken Gesang, genauer der antiken, rein melodisch bestimmten und nur als die musikalische Trägerin des Textes gedachten, diesen musikalisch ausdrucksvoll gestaltenden Melodie, ist die moderne Melodie völlig entgegengesetzt: diese ist harmonisch bestimmt, aus der Beziehung der Melodietöne zum Grundton der Tonart zu verstehen, der gleichsam den Mittelpunkt des durch den Grunddreiklang bestimmten Tonkreises bildet. Sie interessiert und fesselt in erster Linie durch ihre harmonische Bedeutsamkeit und Geschlossenheit (die immanente Harmonie), erst an zweiter Stelle durch die Anmut der Bewegungslinie. Ihren einfachsten Typus bildet die in Grundton und Dominante festgehaltene, im Grundton zum Abschluß kommende, aus der Beziehung ihrer Töne zum Grundton zu verstehende Liedmelodie. Während die antike Melodie der harmonischen Auslegung nicht bedarf, ihr vielmehr widerstrebt und sie nur unter bestimmten Einschränkungen zuläßt, da sie durch dieselbe leicht in ihrer Eigenart beeinträchtigt wird, verlangt die moderne Melodie die harmonische Interpretation, da diese ihr eigentümliches Wesen, ihren eigentlichen Charakter und Gehalt erst ganz zum Ausdruck bringt.

Auch beim deutschen Volkslied, der Urform der deutschen Melodik, deckt sich Text und Melodie, Wort und Ton; das rhythmische Gefüge des Textes und dasjenige der Weise bedingen einander. Der Strophe des Textes entspricht der Ton, die Weise, das Lied als Musikform, die Melodieglieder entsprechen den Zeilen, beziehungsweise den Zeilenpaaren oder Zeilengruppen der Strophe. Aber das Gesetz, welches die Gruppierung der Melodieglieder wie der Zeilen, also das rhythmische Gefüge der Strophe und der Melodie, des „Tons", bedingt und ordnet, ist nicht der Rhythmus der Sprache, sondern der Rhythmus der Bewegung, die das Volkslied begleitet und der es künstlerischen Ausdruck gibt. Die Volksmelodie ist somit von Hause aus nicht

Sprachmelodie, nicht Sprechgesang, nicht melodisch abgestufte Rede, sondern musikalisch erfüllte Bewegung, klingende Bewegungsform, ein musikalisch stilisiertes Bewegungsbild, ein rein musikalisches Gebilde. Ihre Grundform ist die der rhythmisch gemessenen, in charakteristischer Weise verlaufenden Bewegung, des Tanzes und des Marsches, ihr Grundgesetz ist der Rhythmus, die Symmetrie.

Der Umbildungsprozeß, durch den die antike Melodie zur modernen Volksmelodie wurde, setzt naturgemäß am liturgischen Gesang selbst ein. Fremd blieben dem deutschen Volke Sprache und Weise des liturgischen Gesanges, obgleich er sich überall durchsetzte. Zwar sollte das Volk sich im Gottesdienst am Gesange beteiligen, nach Karls des Großen Wunsch sollte die Gemeinde wenigstens das Gloria patri und das Sanctus mitsingen; aber schon im 10. Jahrhundert sind es nur kurze Rufe, in die das Volk einstimmt, wie Amen, Et cum spiritu tuo, Benedicamus. Selbst das Kyrie geht ausschließlich auf die Geistlichen über, so daß Berthold von Regensburg klagen muß: „Das Kyrie sollten die Laien singen; es wäre euer Recht, daß ihr es singen solltet, und ihr mußtet es auch hiebevor singen. Aber ihr sanget es nicht gleich und konntet es nicht wohl klenken mit dem Tone; da mußten wir Geistliche es singen." Die „riesigen Leiber der Deutschen konnten eben", wie die unter Gregor dem Großen nach Deutschland entsandten Sänger berichteten, „die süßen Töne nicht nachahmen, weil die barbarische Wildheit ihrer durstigen Kehle Laute von sich gibt, knarrend wie ein Lastwagen, der über einen Knüppeldamm dahinfährt" (Paulus Diaconus, Vita S. Gregorii, Lib. IV.). Trotzdem konnte es nicht fehlen, daß der römische Kirchengesang, der überall in Gotteshäusern und auf Bittgängen erschallte, beherrschenden Einfluß auf die musikalische Phantasie gewann. Die römische Weise nahm die musikalische Erfindung in heilsame Zucht und Schule, gab ihr Regel und Gesetz; aber zurückdrängen oder gar unterdrücken ließ sich der ureigene Schaffenstrieb der Deutschen nicht. Was er anfangs schüchtern und in strengem Anschluß an die liturgische Weise hervorbringt, das trägt die Züge der Schule an sich, in welcher er sich entwickelt und die Kräfte geübt hat, aber es ist doch ein Neues, ein Ureigenes, das sich darin regt und nach Geltung ringt: bis ins 16. Jahrhundert hinein bewegt sich die deutsche Volksweise in den Oktavengattungen der antiken Musik, in den sogenannten Kirchentönen, sie redet, melodisch betrachtet, die Tonsprache des antiken Gesanges, aber der Geist ist doch von Anfang an ein anderer, und immer schärfer macht sich das eigene Bildungsgesetz geltend.

Zunächst wagt sich der deutsche Schaffens- und Gestaltungstrieb an diejenige Form des liturgischen Gesanges, die darum weniger als die der Heiligen Schrift entnommenen Gesänge den Charakter der Unantastbarkeit trug, weil ihr Text aus der freien, menschlichen Erfindung stammte, und die um so leichter der Umbildung nach dem Sinne und im Geschmack des Volksgeistes unterlag, als ohnehin an der Stelle in der Liturgie, an welcher sie eintrat, das Volk einzustimmen hatte. Dies war die Sequenz, die in dem Kloster St. Gallen zwar nicht ihren Ursprung hat, aber dort zuerst kunstmäßige Pflege und Ausbildung fand. Auf der letzten Silbe des Alleluja erging sich der Gesang in einer wortlosen, die Stimmung austönenden Melodie. Um dem Gedächtnis das Behalten der Melodie zu erleichtern, hatte man schon im 8. Jahrhundert begonnen, den Tonschritten eigene Texte zu unterlegen. Es waren besonders die Mönche von St. Gallen, die sich mit Vorliebe diese Aufgabe stellten, unter ihnen voran Notker der Stammler, geboren 830 aus edler Familie zu Helicgove, im heutigen Kanton Zürich. Die so entstandenen Gesänge trugen zunächst vollständig den Charakter des gregorianischen Gesanges, sie waren (wie z. B. die Sequenz Notkers: „Media vita in morte sumus" [„Mitten wir im Leben

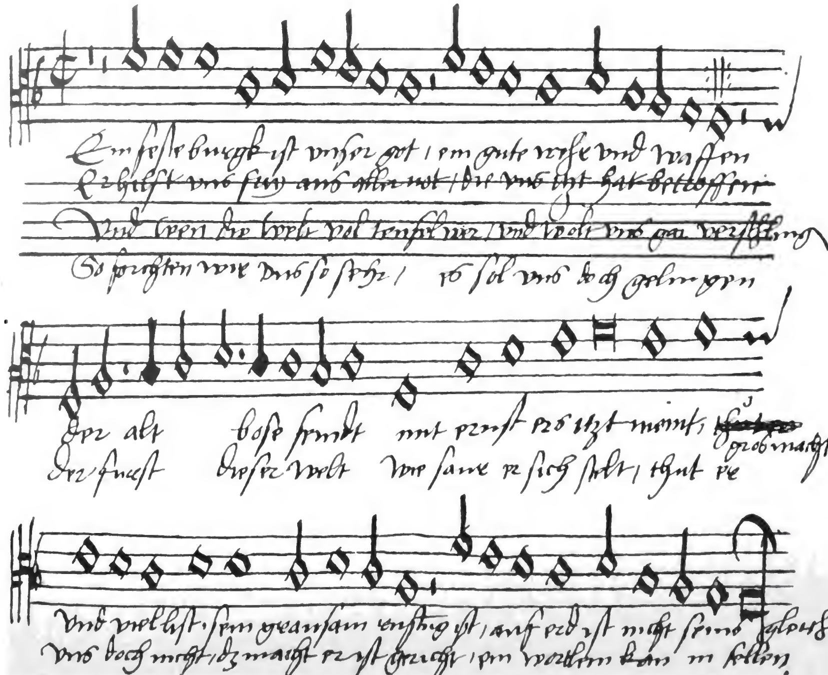
sind vom Tod umgeben"]) antiphonisch gebaut. Aber der Volksgeist ruhte nicht, bis er sie nach Text und Weise in die Form des Volksliedes umgegossen hatte.

Der Trieb, im Sinne des Volksgeistes und nach dem diesem innewohnenden Bildungsgesetz zu gestalten, wurde besonders angeregt durch den Gesang des „Kyrie eleison", der dem Volke vorbehalten war. Denn dieser Gesang war der Bittruf bei den Umgängen in und außerhalb der Kirche. Die Bewegung, die der Gesang begleitete, forderte die Singfreudigkeit heraus, denselben mehr und mehr dieser anzuschmiegen, beziehungsweise dem kurzen Kyrieruf erst kürzere, dann längere Zeilen, Melodiestücke, vorzulegen, welche der schreitenden Bewegung folgten und sich ihr anschlossen. Diese Ansätze entwickelten sich mit der Erweiterung des Textes zu geschlossenen Melodien, die der vierzeiligen Strophe des Textes entsprechen mit aushallendem „Kyrioleis". Dahin gehört z. B. „In Gottes Nam' so fahren wir", eine Melodie, die unter der Bezeichnung „Dies sind die heil'gen zehn Gebot'" in den Gesangbüchern fortlebt; ferner die Melodie zu dem schon 1370 in einer Kopenhagener Handschrift citierten Weihnachtslied „Gelobet seist du, Jesus Christ", die den gregorianischen Ursprung noch stark verrät. Die „Kyrleisen" bildeten den Typus für die volkstümlichen Lieder, die in immer größerer Zahl aufblühten. Daher erhalten auch solche, die nach der Stelle, an der sie in der Liturgie stehen, den Kehrreim des Alleluja haben sollten, den des Kyrie; so die Sequenzen.

Einmal aufgeblüht, ließ sich das geistliche Volkslied nicht mehr verdrängen, es drang in die Liturgie der Messe ein, wo deren geheiligtes Mauergefüge gleichsam eine Ritze zeigte und dem Wildling gestattete, sich festzunisten. Das war der Fall zwischen der Epistel und dem Evangelium, wo die Sequenz eintrat, ferner zwischen dem Evangelium und der an dieses sich anschließenden Predigt. Da letztere auf der Kanzel zu halten war, so entstand eine Pause, während welcher der Geistliche vom Altar zur Kanzel schritt. Hier war Raum für die „Kyrleise", um so mehr, wenn, wie so häufig, die Predigt v o r der Kirchenthüre, auf dem Friedhof gehalten wurde, die Gemeinde sich also aus dem Gotteshause zum Predigtplatz zu bewegen hatte.

Mit dem Jahr 1075 wurde das Credo eingefügt; da dieses von der Gemeinde gesungen werden sollte, war es ganz natürlich, daß sie, gewohnt, an dieser Stelle die volksmäßige „Kyrleise" anzustimmen, auch das Credo in deren Form umgoß und mit dem Kehrreim „Kyrioleis" versah.

Besonders willkommenen Anlaß zum Anstimmen volkstümlicher Weisen boten die mit den Hochfesten der Kirche verbundenen volkstümlichen Bräuche und Spiele, so am W e i h n a c h t s f e s t das „Kindleinwiegen". Man stellte in der Kirche eine Wiege auf, in welche eine das Jesuskindlein vorstellende Puppe gelegt wurde; zwei Personen, Maria und Joseph darstellend, sangen das „Joseph, lieber Joseph mein" (Resonet in laudibus), jene wunderbar süße Weise, die in Herzogenbergs Weihnachtsoratorium aufs neue zu Ehren gekommen ist. Oder man legte die Jesuspuppe auf den Altar, und Knaben und Mädchen tanzten um dieselbe fröhlich singend herum. Solchen Bräuchen danken wir jene den Weihnachtsjubel austönenden Melodien, wie „In dulci jubilo", jene das Geheimnis der Weihnacht in unnachahmlich zarter Lieblichkeit verkündenden Weisen, wie „Es ist ein Ros' entsprungen", „Es kommt ein Schiff gefahren" ꝛc. Das O s t e r f e s t zeitigte die sonore Weise „Christ ist erstanden" und die in der Reformationszeit zu historischer Bedeutung gelangte Melodie zu „Es ist das Heil uns kommen her"; die P a s s i o n s z e i t die Melodie des „armen Judas" („O du armer Judas, was hast du gethan?"), die ursprünglich dem Texte „Eya der großen Liebe" angehörte, mit dem Texte des „armen Judas" bei den Passionsspielen vom Volk gesungen wurde, seither unzähligen Texten zur Trägerin gedient hat und in den Choralbüchern unter der Bezeichnung „O wir armen Sünder" heute noch fortlebt.



Martin Luthers Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott" mit der Komposition von Johann Walther.

Nach dem vom Reformator benutzten handschriftlichen Gesangbuch aus dem Jahre 1530, wiedergegeben in Otto Kade, „Der neuaufgefundene Luther-Codex vom Jahre 1530", Dresden 1871

So kann sich Melanchthon in der Apologie zur Rechtfertigung dafür, daß die Reformatoren das deutsche Lied in den Gottesdienst eingeführt haben, in der That darauf berufen: „Wir lassen auch daneben deutsche christliche Gesänge gehen, damit das gemeine Volk auch etwas lerne und zur Gottesfurcht und Erkenntnis unterrichtet werde. Der Brauch ist allezeit für löblich gehalten in den Kirchen, denn wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen weniger deutsche Gesänge gesungen werden, so hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutsch gesungen." Die Volksmelodie hatte sich Geltung in der Liturgie neben der gregorianischen errungen.

Noch reicher und mannigfaltiger, weil ungehinderter, entfaltete sich die deutsche Eigenart in den Melodien des weltlichen Volksliedes. Kräftiger und deutlicher gibt sich in ihnen das Herausdrängen aus der antiken Melodik, das Hinstreben nach der modernen Tonalität, die sich auf Dur und Moll beschränkt, zu erkennen. Die reiche Mannigfaltigkeit des Rhythmus, die insbesondere in dem Taktwechsel sich darstellt, wie er im sogenannten rhythmischen, richtiger ausgedrückt polyrhythmischen Choral noch heute in Übung steht, verleiht den melodischen Gebilden den Zauber reizvoller Anmut und anregender Frische, vermöge deren sie befruchtend auf die schöpferische Phantasie wirken und selbst wieder zu Keimen werden, aus denen neue Gebilde hervorwachsen. Die Reformation erhebt die Volksweise zur wesentlichen Grundform des Kirchengesanges und der Kirchenmusik. Als Melodie wird sie die musikalische Trägerin dieser kerndeutschen Bewegung auf dem religiösen Gebiete, die musikalische Form für das Chorgebet der Gemeinde als des Volkes von Priestern im Gottesdienst, als solche fortab die vertraute Genossin des deutschen Volkes in Freud' und Leid, in Krieg und Frieden, in tiefstem Darniederliegen und im Jubel des Sieges. Denn das deutsche Gemüt ist in seinem innersten Grunde religiös gestimmt. Wo und wann immer dem deutschen Volke das Herz voll war, hat es sich Luft gemacht in der Kirchenweise seit den Tagen, da die dem Volksgemüt entsprungenen Melodien auf Flugblättern aus dem Lutherhause in Wittenberg ins deutsche Land hinausgeflogen sind und dem Evangelium Bekenner geworben haben, seit dem denkwürdigen Protestjahr 1529, da es sich für die evangelischen Stände darum handelte, sich endlich zu geschlossener Einigung aufzuraffen, und zum ersten Male die trutzige Weise von „Ein' feste Burg" (s. die beigeheftete Tafel „Martin Luthers Choral ‚Ein' feste Burg ist unser Gott'") erklang, bis in die unvergeßlichen Tage des Jahres 1870, da die Tapferen sich stärkten an den kraftvollen Klängen dieses Schutz- und Trutzliedes der deutschen Nation; da wir die Gefallenen bestatteten unter den ernsten, hoffnungsfrohen Klängen von „Jesus meine Zuversicht" und der Dankesjubel ausklang in „Nun danket alle Gott!" Welch ein Stück deutscher Geschichte haftet an diesen Weisen! Nehmen wir nur diese letztere heraus, die einst der Berliner Kantor Crüger zu Rinkarts „Nun danket alle Gott" gesungen hat: was hat sie erlebt, seit sie zum ersten Male 1648 nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens dem tief aufatmenden deutschen Volke sich vom Herzen losgerungen hat!

Das Kirchenlied ist — das gilt wenigstens für das deutsche Volk — recht eigentlich „das Volkslied auf der Potenz". Kein Wunder, daß das Bildungsgesetz des Volksliedes dem Deutschen maßgebend geworden ist, und daß die Melodie des Volksliedes, des geistlichen wie des weltlichen, die Grundlage und Seele seines musikalischen Schaffens bildet. So oft der deutsche Geist sich in der Musik auf sein eigenes Wesen besinnt, kehrt er zur Volksweise zurück, um sich an ihr zu verjüngen.

Die Gewinnung oder Wiedergewinnung der dem rein musikalischen Bildungsgesetz folgenden Melodie, die Ablösung der antiken Melodik durch die moderne darf als die erste Frucht der Einwirkung des deutschen Volksgeistes auf die Entwickelung der Tonkunst angesehen werden.

Diese Einwirkung war eine unwillkürliche, naive, sie lag nicht in der Entwickelung der Tonkunst selbst; diese hat sich ihr nur gefügt. Es waren auch nicht die eigentlichen Träger der Tonkunst, welche sie herbeigeführt haben; denn diese gaben sich mit der Erfindung der Melodie nicht ab, sondern überließen diese den Trägern der volkstümlichen Musik, den fahrenden Spielleuten, den Minnesängern und Meistersängern. Als ihre Aufgabe betrachteten sie vielmehr die Pflege und Ausbildung der Tonkunst im engeren Sinne. Darunter verstand man nur den Kirchengesang, zunächst in der überlieferten Form der Homophonie, dann, vom zweiten Jahrtausend an, in der Form der Polyphonie.

Das Wesen der Polyphonie besteht darin, daß sie mehrere Stimmen zu einem Ganzen verknüpft, welches durch das Band der Konsonanz, durch den reinen Zusammenklang der gleichzeitig erklingenden Töne zusammengehalten ist. Der Reiz des polyphonen Tonwerkes liegt in der Stimmenverknüpfung und Stimmenverflechtung als solcher, in der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der Beziehungen, welche dieselben zu einander eingehen können innerhalb der Grenzen, welche die Gesetze der Konsonanz vorschreiben. Die Aufmerksamkeit des Hörers ist nicht sowohl auf den melodischen Fortschritt der Einzelstimme gerichtet, als vielmehr auf das fröhliche Spiel der Stimmen untereinander, die bald auseinandertreten, bald sich vereinen, bald einander bekämpfen, bald einander suchen. Es ist die Mannigfaltigkeit in der Einheit und die Einheit in der Mannigfaltigkeit, die den Tonsinn fesselt, die hörende Phantasie interessiert und erfreut.

Die Ausbildung der Polyphonie ist recht eigentlich das Werk der mittelalterlichen Kirche. In ihrer Hand lag die Pflege der Musik als Kunst. Daher ist diese wesentlich und vorwiegend Kirchenkunst. Die Polyphonie will ursprünglich gar nichts anderes sein, als die Verherrlichung der liturgischen Weise durch den reichen Vollklang, die schimmernde Tonpracht der von den Organen der Kirche entdeckten, in der stillen Zelle des Mönches und Tongelehrten, vermeintlich auf der Grundlage und in geradliniger Fortentwickelung der antiken Musik ausgebildeten Vielstimmigkeit. Denn Vielstimmigkeit wollte die Polyphonie nur sein, Stimmenverknüpfung, nicht Einschmelzung der Hauptstimme in die Harmonie. Was unserem modernen Tonsinn an den Meisterwerken der älteren polyphonen Tonwerke als ein Mangel erscheint, daß sie am Schluß nicht in den Grundakkord der Tonart einmünden, sondern mit dem Quintklang schließen, gleichsam frei im Raum verschweben, das hatte für den Tonsinn, der sie zuerst vernahm, nichts Auffallendes. Denn für diesen gab es keine Tonalität im modernen Sinn; er verlangte nur, daß die Stimmen in der Konsonanz sich vereinigen, und nächst der Oktave war nach antiker Auffassung die Quinte die vollkommenste Konsonanz, die Terz aber, die für uns die Tonart des Dreiklanges charakterisiert, galt als Dissonanz. Diese neue Kunst entsprach recht eigentlich dem Geiste der mittelalterlichen Kirche. Kommt doch in ihr zu künstlerischem Ausdruck, was ihre Mission war, ihr leitender Gedanke: die Vereinigung der mannigfaltigen Völkerindividuen in der Einheit der alle umspannenden Kirche durch Eingliederung derselben in das von Einem Prinzip beherrschte Gefüge der römischen Hierarchie. So ist es kein bloßer Zufall, daß die Kirche diese Kunst ausbildete, daß die letztere die klassische Höhe erstmals als Kunst der katholischen Kirche erreichte, als römischer Kirchenstil in der Chormesse Palestrinas.

Aber wenn die Polyphonie auch recht eigentlich als die Kunst der mittelalterlichen Kirche betrachtet werden darf, so ist sie das doch nicht ausschließlich. Sie entspricht nach Wesen und Konstruktionsgesetz ganz ebenso dem mittelalterlichen Genossenschaftsgeist, wie er besonders den germanischen Stämmen eignete. So ist es abermals kein Zufall, daß es germanisches Gebiet war, auf dem die neue Kunst zwar nicht entstanden, aber zur Vollendung herangereift ist. Die

Kirche gab ihr Pflege und Anregung, sie öffnete ihr die Hallen des Domes und förderte sie mit weitem Blick und Herzen, aber ihre Träger waren zwei Jahrhunderte hindurch vor Palestrina die Niederländer (erste niederländische Schule 1380—1480, zweite 1480—1526). Vor Palestrina glänzte Josquin de Prèz (ca. 1450 geboren), dessen Meisterschaft Luther mit den Worten kennzeichnete: „Josquin ist der Noten Meister, die haben's müssen machen, wie er wollt'; die andern Sangmeister müssen's machen, wie es die Noten wollen", und neben ihm stand, als Tonmeister ihm völlig ebenbürtig, Roland de Lattre (1530—94), der auf deutschem Boden die Stätte seiner Hauptwirksamkeit fand (in München 1562—94) und durch seine Meisterwerke, wie durch seine Schüler (Johann Eccard) bestimmend auf die deutsche Tonkunst einwirkte. Mit Josquin wetteifert sein Schüler Heinrich Isaak (van Hugues), der Geburt nach Niederländer, der Wirksamkeit nach als Kapellmeister Maximilians I. zu Deutschland gehörig, der Lehrer Ludwig Senfls, des Lieblingskomponisten Luthers (1530—55 Kapellmeister in München), und neben diesen Meistern ersten Ranges zählte das eigentliche Deutschland eine reiche Anzahl tüchtiger Tonsetzer, die zwar bei den Niederländern in die Schule gegangen waren und die Kunst derselben durchaus nach deren Vorbild pflegten, gleichwohl aber eine Gruppe für sich bilden, sofern sie eine unverkennbare Vorliebe für das Volkslied verraten und dessen treuherzige Weisen als den Reifen behandeln, um den sie den Blütenkranz der Polyphonie flechten. Es war allgemeine Sitte, das polyphone Tonwerk auf einer bekannten Volksmelodie als Tenor aufzubauen. Die Volksmelodie gab der über ihr aufgebauten Messe den Namen und das individuelle Gepräge, aber sie selbst ging für die Mehrzahl der Hörer in dem kunstvoll verschlungenen Stimmengeflecht häufig ganz verloren.

Die deutschen Meister nun lieben es, die Liedmelodie so zu bearbeiten, daß sie als solche kenntlich bleibt und die Hauptsache, den eigentlichen Inhalt des Kunstwerkes bildet. Der Tonsatz will hier nicht mehr, wie auch die auf das Volkslied aufgebaute Messe, die Stimmung der gottesdienstlichen Handlung ausdrücken, welcher er zu dienen hat, sondern die Stimmung, welche die Melodie des Liedes atmet, auseinanderbreiten und vertiefen. So ist es schon bei den Meistern des Lochheimer Liederbuches, dessen Tonsätze ungefähr den Zeitraum von 1390—1452 umfassen. Gerade um dieser Neigung und Gabe willen erscheinen die deutschen Tonmeister besonders dazu berufen, die Aufgabe zu lösen, welche die Reformation, beziehungsweise das musikalische Bedürfnis der jungen evangelischen Kirche der Tonkunst stellte. Diese Aufgabe bestand wesentlich in der künstlerischen Bearbeitung der Melodie des Gemeindeliedes als der wesentlichen Form des gottesdienstlichen Gesanges nach evangelischer Auffassung.

Unter den Formen der Polyphonie eignete sich hierzu am besten die Motette, ein Tonsatz von mäßigem Umfang, der eine kürzere Melodie des Kirchengesanges kontrapunktierte. An die Stelle der Melodien des liturgischen (lateinischen) Gesanges rückte nunmehr vorwiegend die Melodie des evangelischen Kirchenliedes. In der Regel bildete sie als Tenor die dritte Stimme, zuweilen den Baß. Die Motette stellte so das Lied im höheren Chor dar. Das Einheitsband, welches sie mit dem Gemeindegesang verknüpfte, bildete die volkstümliche Gemeindeweise. Diese, das Chorgebet der Gemeinde als des Volkes von Priestern, bildet den Mittelpunkt und Inhalt der evangelischen Kirchenmusik: das eine Mal von der Gemeinde gesungen, als die in sich selbst ruhende, aus eigenem Keim und nach eigenem Gesetz gebildete, dem Tonsinn unmittelbar einleuchtende charaktervolle Volksmelodie, die an sich des besonderen Schmuckes gar nicht bedarf; das andere Mal, vom Chor vorgetragen, als das Lied im höheren Chor, als das kostbare Juwel, das die hohe Kunst in das edle Tongeschmeide gefaßt hat, um seinen Glanz wirksam hervortreten zu lassen.

2. Die deutsche Tonkunst von der Reformation bis J. S. Bach.

Die Führung in der Tonkunst war mit Palestrina an Italien übergegangen. Der Süden neigt von Natur zur Homophonie. Zwar pflegten die italienischen Meister die polyphone Musik, den liturgisch gereinigten Stil der Niederländer als den stile à la Palestrina. Aber schon gegen das Ende des Reformationsjahrhunderts machte sich ein Umschwung des musikalischen Geschmackes in der Richtung bemerkbar, daß man weit mehr auf den melodischen Fluß der im polyphonen Tonwerk miteinander verknüpften Stimmen und den durch die Verknüpfung entstehenden reichen und mannigfaltigen Wechsel der Harmonie zu achten anfing, als auf den kunstvollen Aufbau des Tonwerkes selbst und auf die Mannigfaltigkeit der Stimmenverflechtung. Man fing an, das polyphone Tonwerk unter dem Gesichtspunkt der Homophonie aufzufassen. Diese Umgewöhnung des Ohres setzte namentlich an derjenigen Form ein, bei welcher nicht bloß der mehrstimmige Satz, sondern auch die Erfindung der zu kontrapunktierenden Melodie die Sache des Tonsetzers war, beim Madrigal. Man sah diese Melodie nicht mehr nur darauf an, ob sie ein gutes, kräftiges Thema für den kontrapunktisch gearbeiteten Satz abgäbe, sondern auch darauf, ob sie an und für sich schön und ausdrucksvoll sei, sich zur Trägerin der Grundstimmung eigne, die im Texte ausgesprochen war. Die Erfindung der Melodie, die bisher den fahrenden Spielleuten, den Musikern zweiten Ranges, überlassen war, wird nun mehr und mehr als die Hauptsache, als die eigentliche Aufgabe des Künstlers betrachtet; der Kontrapunkt erhält die Aufgabe, die Melodie der Hauptstimme harmonisch zu begründen und zu vertiefen, er ist nicht mehr Selbstzweck, er wird Mittel zum Zweck, Mittel des Ausdruckes. Dieser Umschwung kündigt sich darin an, daß die Hauptstimme, der Tenor, in den Diskant rückt, ihre Melodie zur singenden Oberfläche der Harmonie wird und damit sich als den eigentlichen Inhalt des Tonsatzes darstellt.

Von größter Tragweite für die Entwickelung der Tonkunst war der durch die Renaissance geweckte und seither nie mehr zur Ruhe gekommene Gedanke der Wiedererweckung der antiken Tragödie. Er führte zu dem Bestreben, eine Musik zu finden, beziehungsweise eine musikalische Ausdrucksweise zu schaffen, die ganz so, wie man sich die antike Musik dachte, nur das musikalische Element der Sprache bilde und nichts weiter beanspruche, als das Wort ausdrucksvoll zu beleben, die Sprache zu höchster und eindringender Kraft des Ausdruckes zu steigern. Diese Bestrebungen führten um 1600 zu der Begründung des musikalischen Dramas, der Oper, in Florenz und gaben einer neuen musikalischen Ausdrucksweise die Entstehung, die sich, wie ihre Urheber sich ausdrückten, „einer edlen Verachtung des Gesanges befleißigte", d. h. sich weder an die Gesetze des polyphonen Satzes noch an diejenigen der musikalischen Symmetrie (Rhythmus, Periodik) band, sondern einzig und allein dem Prinzip des Ausdrucks huldigte. Ihre Form ist das Recitativ, die „musica parlante".

Aber auch die eigentliche Melodie wird jetzt nicht mehr allein auf ihre Anmut, sondern auf ihren Ausdruck angesehen. Der Ausdruck der Melodie wird durch zweierlei bestimmt: einmal durch die Aufeinanderfolge der Töne, sodann durch die rhythmische Gestalt. Die ausdrucksvolle, unmittelbar durch die Eindringlichkeit und Schönheit der Tonfolge zum Herzen sprechende und den Hörer gefangen nehmende Gesangsmelodie, den „bel canto", gefunden zu haben, ist das unvergängliche Verdienst der Italiener, vor allem der neapolitanischen Schule (Alessandro Scarlatti). Sie schufen die Arie und stellten ihre Form in der Gestalt fest, wie sie für die ganze Folgezeit vorbildlich geworden ist (zwei Teile mit Wiederholung des ersten Teiles). Die Rhythmik,

das andere Element des Ausdruckes, fand vor allem bei dem Volke Pflege und Ausbildung, das sich mit besonderem Eifer das Ideal der Florentiner aneignete, den Franzosen.

Von größter Tragweite war die Heranziehung der Instrumentalmusik zur eigentlichen Kunst. Instrumentenspiel und Instrumentalkomposition war während der Alleinherrschaft des Kontrapunktes, des polyphonen Chorgesanges, die Sache der zünftigen Musikanten gewesen. Das Gebiet, auf dem sich die musikalische Erfindung derselben bethätigte, war das Volkslied und der volkstümliche Tanz. Erst begnügte man sich, die Melodie so zu spielen, wie sie gesungen wurde. Mit der Vervollkommnung der Instrumente kam man darauf, die Melodie zu figurieren und zu variieren. Als die Instrumentalmusik zur Mitwirkung bei der Oper herangezogen wurde, begnügte man sich anfangs damit, von den Instrumenten einen Vokalsatz, in der Regel ein Madrigal, vortragen zu lassen. An die Stelle desselben trat mit der Zeit ein eigentliches Instrumentalstück (sonata, overtura), das der Arie nachgebildet wurde. Außerdem wurden einzelne Instrumente auch zum Vortrag von mehrstimmigen Gesangsstücken verwendet. Zuerst ersetzten sie fehlende Stimmen, dann wurden sie als selbständige Stimmen behandelt, die sich von der Gesangsstimme wirksam abhoben, sie nachahmten, figurierten, in selbständiger Bewegung begleiteten. Einmal in der hohen Kunst heimisch geworden, beeinflußte die Instrumentalmusik die Vokalmusik immer mehr in der Richtung auf die harmonisch begründete Homophonie.

Der deutschen Musik, soweit von einer solchen im Unterschied von der Tonkunst der Zeit überhaupt geredet werden konnte, hatte die beherrschende Stellung, welche die im engeren Sinne deutschen Meister der Volksweise einräumten, die Pflege, die sie ihr in der Vokalmusik wie im Orgel- und Lautenspiel — wir würden sagen: in der Kirchen- und Hausmusik — angedeihen ließen, das eigentümliche Gepräge gegeben, durch das sie sich von der übrigen Musik als eine eigenartige Kunst abhob. Daß die evangelische Kirche, die das Christentum im germanischen Verständnis zur Geltung brachte, alsbald die Hand auf den edlen Wildling des Volksliedes legte, die schlichte Weise desselben zur wesentlichen Form ihrer Kirchenmusik erhob, die nicht Priestergesang, sondern Gemeinde-, d. h. Volksgesang ist; daß sie als die eigentliche Aufgabe der kirchlichen Tonkunst immer deutlicher die musikalische Verherrlichung und Vertiefung der Gemeindeweise erkannte, das hat sie über die Zeit der Vorherrschaft der Italiener auf dem Gebiete der Musik zur berufenen Pflegerin und Hüterin der deutschen Tonkunst gemacht. Den Italienern lächelte die Gunst der Höfe, ihren im Glanze vollendeter Schönheit leuchtenden musikalischen Gebilden huldigte die Welt der Kenner, sie waren die tonangebenden Führer und Lehrmeister in der Tonkunst für alle Welt, ihre Werke die maßgebenden Vorbilder, nach denen sich zu richten hatte, wer zu Geltung und Ansehen kommen wollte. Eine eigentümlich deutsche Tonkunst, die aus dem Eigenen schuf und ihr eigenes Gesicht trug, behauptete sich jedoch in der protestantischen Kirchenmusik. Diese war gleichsam die Brunnenstube, in welcher sich die lauteren Wasser deutscher Kunst ansammelten; in ihr reifte und erstarkte, was der deutsche Geist an musikalischem Eigenleben in sich trug. Ihre Vertreter waren die bescheiden gestellten Kantoren und Organisten in deutschen Landen. Ihre Heimat war der Gottesdienst der evangelischen Gemeinde; aber in dieser sammelte sich, was am deutschen Volke gut und echt war. Nicht das eigentliche Volksleben, sondern die heilige Welt des von Luther verdeutschten Evangeliums war es, in welcher sie lebte, und von der sie zeugte, indem sie diese musikalisch gestaltete. Aber diese Welt war doch bald und auf lange hinaus die letzte Zuflucht für das von allen Seiten gestoßene, getretene, gedrückte deutsche Volk, das Heiligtum, in dem es sein besseres Selbst und seine Kraft suchte und wiederfand. Es ist kein Zufall, daß es die protestantische Kirchenmusik

ist, in welcher der deutsche Genius zum ersten Male machtvoll die Schwingen entfaltete, die Welt von der Fülle und Frische seiner schöpferischen Kraft überzeugend: zwölf Jahre älter als der Verfasser der „Deutschen Poeterei" ist Heinrich Schütz. Ehe man von Klopstock und Lessing, von Schiller und Goethe wußte, schuf Händel seinen „Messias", Bach seine „Matthäuspassion". Und es ist wiederum kein Zufall, daß gerade das spezifisch Deutsche, als dessen Verkörperung diese Meister vor uns treten, am gewaltigsten zur Geltung, am vollsten und reinsten zum Ausdruck kommt in denjenigen ihrer monumentalen Schöpfungen, in welchen die Welt des Evangeliums Gestalt gewinnt, die religiöse Innerlichkeit ausklingt: im biblischen Oratorium, das auf dem königlich dahinwallenden Strom der Händelschen Musik die Helden der heiligen Geschichte an uns vorüberführt, in der Kirchenmusik Johann Sebastian Bachs, deren wundersam innige, durch die Farbenglut seiner Harmonien und durch die reichgegliederte Ornamentik seines Figurenwerkes so oft nur leise hindurchschimmernde ahnungsvolle Melodik uns mit magnetischer Gewalt in den Bann, in die stille Herrlichkeit eines am Evangelium genährten, von seinen heiligen Gedanken bewegten Gemütslebens hineinzieht.

Der protestantischen Kirchenmusik kamen die Fortschritte, welche die Tonkunst unter der Führung Italiens machte, besonders zu gute, sie entsprachen ihrem Wesen und halfen ihr das eigene Ideal immer deutlicher erkennen, immer folgerichtiger herausarbeiten. Die über die Gemeindeweise als Tenor gebaute Motette wird doch erst dadurch, daß die Gemeindeweise in die Oberstimme rückt, das, was sie sein will und ihrer Idee nach sein soll: das Lied im höheren Chor; der Kunstgesang wird dadurch erst das, was er nach evangelischer Auffassung sein soll und kann: die künstlerische Vertiefung der im Gemeindegesang laut gewordenen Stimmung. Es liegt durchaus im Geiste evangelischer Kirchenmusik, wenn die deutschen Tonmeister die Melodie zur Oberstimme machen, sie als den Inhalt des Tonsatzes behandeln, die Mehrstimmigkeit, die Harmonie aber als Element der Begleitung, der musikalischen Auslegung und Vertiefung. So schon Lukas Osiander in dem Choralbuch von 1586, Sethus Calvisius (1556—1615), Samuel Marschall (1557 bis ca. 1630), Hans Leo Haßler (1564—1612) und Johann Eccard (1553—1611).

Die in Italien aufgekommene neue musikalische Ausdrucksweise, der es vor allem auf die musikalische Wiedergabe des Textwortes sowie auf die Wahrheit und Kraft des individuellen Ausdruckes ankam, entsprach nicht nur der deutschen Auffassung von der Aufgabe der Tonkunst überhaupt, sondern ganz besonders dem Geiste der evangelischen Kirchenmusik. Das Wesen des evangelischen Gottesdienstes fordert von allen Bestandteilen, somit auch von der zur Erbauung mitwirkenden Musik vor allem Wahrheit im objektiven und subjektiven Sinn, also einerseits strenge Unterordnung unter den obersten Zweck des Gottesdienstes, das Evangelium zu bezeugen, und anderseits Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit des Ausdruckes. Beiden Forderungen entsprechen die neuen Formen des Recitativs (der deklamatorischen Ausdrucksweise) und der Arie (der Form des lyrischen Stimmungsergusses) sowie des in der Mitte zwischen beiden stehenden Arioso. Das Recitativ gestattet und ermöglicht ein weit tieferes, lebensvolleres Eingehen auf das Wort, zumal das deutsche Wort, als die liturgische Vortragsweise mit ihren sich immer gleichmäßig wiederholenden Accenten und Tonfällen. Es wird, wie dies die Schütz'sche Behandlung des Evangelisten in der Passion zeigt, zur kraftvollen, Geist und Poesie der Sprache dem Hörer vermittelnden, nahezu plastischen musikalischen Veranschaulichung des Vorgelesenen. Zum Ausdruck der vom Worte geweckten, an ihm haftenden und ihm folgenden Andacht der einzelnen gläubigen Seele eignet sich die geschmeidige Arie besser als das doch mehr dem Ausdruck der Gesamtstimmung dienende Lied der Gemeinde. Die deutsche Kirchenmusik eignet sich die neuen

Formen in voller Erkenntnis ihres Wertes an und verknüpft sie mit den bisherigen Formen, der polyphonen Motette, dem Lied im höheren Chor und der Gemeindeweise. Sie gewinnt damit die Elemente und Formen, welche die selbständige musikalische Bezeugung und Auslegung des Evangeliums ermöglichen. Durch die Vereinigung des Recitativs (des musikalisch vertieften Vortrags von Gottes Wort), der Arie oder des Arioso (der Meditation der gläubigen Seele) mit dem polyphonen Chor und dem die Stimmung der Gemeinde austönenden Kirchenlied entsteht die Kantate: diese ist Auslegung des Evangeliums durch die Kunst, stellt eine musikalische Predigt über das Wort dar.

Damit wächst die evangelische Kirchenmusik über den Rahmen der Liturgie, über den Gottesdienst hinaus, sie wird selbst zum Gottesdienst. Die Musik, bisher der edle Schmuck des Gottesdienstes, wird zur geist- und krafterfüllten Prophetin, zur machtvollen Zeugin, zur gewaltigen Dolmetscherin des Evangeliums, nicht mehr nur im Dienste der Kirche, der Liturgie, sondern im unmittelbaren Dienste dessen, „der sie geben und geschaffen hat" (Luther). Sie ist nicht mehr Kirchenmusik im engeren Sinne, d. h. liturgische Musik, aber sie ist heilige Musik, die Musik des Protestantismus, dem der Gottesdienst nicht in der sonntäglichen Gemeindefeier im Gotteshause aufgeht, sondern Zeugnis mit jeder Gabe und Kraft ist. Dahin deuten schon die Werke der trefflichen deutschen Tonmeister des 17. Jahrhunderts: Michael Prätorius (1571—1621), Joh. Rosenmüller (1610—86), Andreas Hammerschmidt (1611—75), Heinrich Schütz (1585—1672).

Von besonderer Bedeutung wurde die neue Kunst mit den Ausdrucksmitteln, die sie darbot, für die musikalische Darstellung der Geschichte ohnegleichen, der „Passion": aus der ursprünglichen liturgischen Vorlesung ist bei Heinrich Schütz ein Drama ohne Szene geworden, das mit höchster Anschaulichkeit und Eindringlichkeit dem Hörer das Leiden und Sterben des Heilandes vor die Seele führt. Das Recitativ und Arioso, in dem der Evangelist und die einzelnen mithandelnden Personen reden, ist von individuellem Gepräge, ergreifender Wahrheit des Ausdruckes und darum von packender Wirkung. Der Chor (turba), in welchem das Volk zum Worte kommt, ist dramatisch belebt, die musikalische Ausdrucksweise von kraftvoller Gedrungenheit und Gewichtigkeit. Letztere ist als die Frucht der engen Verbindung der protestantischen Kirchenmusik mit der Orgel anzusehen, wie sie für sie charakteristisch ist und ihr im Verein mit dem Einfluß, den das Kirchenlied auf sie ausübt, das eigentümliche Gepräge aufdrückt.

Die starre Unbeweglichkeit des Orgeltones schließt die Möglichkeit aus, eine Melodie durch individuelle Beseelung des Vortrages zu beleben, wie dies die menschliche Stimme oder ein Bogeninstrument in so reichem Maße vermag. Die Biegsamkeit und Beseeltheit, über welche die menschliche Stimme verfügt und welche sie befähigt, in der gesungenen Melodie die bewegte Innerlichkeit zu unmittelbarem Ausdruck zu bringen, muß die Orgel daher auf andere Weise ersetzen, sie muß das Persönliche, Geistige von der Person des Vortragenden in die Sache selbst, in die klingende Form als solche hineinbannen, diese ausdrucksvoll, charakteristisch zur Sprache des Geistes prägen durch die Art der Gestaltung selbst. Um die Formen des Orgelspieles zu Kunstgebilden zu erheben, bedarf es einer starken und reichen, scharf ausgeprägten, sich selbst streng behauptenden Individualität.

In eine bestimmte und lebendige Beziehung zu der Welt des poetischen Gemütes treten diese architektonisch-ornamentalen Kunstgebilde, wenn sie sich mit einer Melodie verbinden, an deren bloßes Ertönen sich im Hörer unwillkürlich eine Reihe gewisser Vorstellungen und Stimmungen, Bilder und Erinnerungen knüpft. Harmonie und Figuration, Laufwerk und Tonsatz,

das ganze reiche ornamentale Formenspiel wird dann zum dienenden Mittel, um die alte liebe Weise von immer neuen Seiten und in immer neuer, wechselnder Beleuchtung vorzuführen, dichterisch auszulegen. Solche Melodien sind die Volksweisen, und in der That begann die Orgelkunst damit, daß man bekannte Lieder- und Tonweisen auf die Orgel übertrug, in einfacher Weise kontrapunktierte und mit der Ornamentik bunten Lauf- und Figurenwerkes umrankte. Mit der Reformation war die Volksweise die eigentliche Trägerin, die wesentliche Form des Gemeindegesanges geworden und damit zu wesentlicher Bedeutung für den Gottesdienst gekommen. Zunächst erfolgte der Gemeindegesang einstimmig und ohne Begleitung unter der Führung des Kantors mit den Schülern. Die Gemeinde kannte und konnte ihre Weisen. In dem Maße jedoch, als die Zahl der Melodien sich mehrte, und diese der Gemeinde ebendamit fremder wurden, machte sich das Bedürfnis geltend, dem Gemeindegesang eine Stütze zu geben. Dazu bot sich wohl der Chor, zumal seit die Melodie in die Oberstimme aufgerückt war. Das natürlichste aber war, daß die Aufgabe, den Gemeindegesang zu führen und zu stützen, der tonstarken Orgel zufiel, welche bisher zur Unterstützung des Chorgesanges gebraucht worden war, die fehlenden Stimmen ersetzen, ja zuweilen den Kunstchor ablösen mußte. Bisher Instrument der kirchlichen Kunstmusik, mit dieser ein willkommener, aber für den Gottesdienst nicht schlechthin wesentlicher Schmuckgegenstand im Gotteshaus, wird sie nun das beherrschende Instrument der Kirchenmusik, welche sie fortan nach ihrer Weise stilisiert.

Aus der Aufgabe, den Gesang der Gemeinde angemessen einzuleiten, kräftig zu stützen, würdig abzuschließen, ergeben sich für den Orgelspieler mannigfaltige Formen, deren Gemeinsames eben die nähere oder fernere Beziehung zu der Melodie des Kirchenliedes bildet. Immer, bei dem Choralvorspiel, der Choralfiguration, der Choralmotette, der Choralfuge, ist es die Choralweise, welche den poetischen Hintergrund des Formenspieles bildet und dieses ebendadurch mit der Welt des Gemütes in lebendige Beziehung setzt. Die dichterische Befruchtung und Verklärung der Orgelkunst durch die Verknüpfung mit der in der Gemeindeweise verschlossenen Welt des Gemütes ist die besondere Gabe der deutschen, der protestantischen Meister.

In der Technik sind auch im Orgelspiel die Italiener ihre Meister gewesen. Von maßgebender Bedeutung insbesondere für die nördliche Hälfte Deutschlands wurde ein niederländischer Meister: John Pieter Sweelinck (1540—1621), „der große Organistenmacher", der die von Zarlino erlernte Kunst auf die späteren Hamburger Orgelmeister, Jakob Prätorius († 1651) und Heinrich Scheidemann († 1654), die Herausgeber des ersten Orgelchoralbuches, und auf den Halleschen Großmeister Samuel Scheidt, dessen „tabulatura nova" schon Bachsche Gebilde ahnen läßt, vererbte. Den Altmeistern schließt sich eine Generation tüchtiger Meister des Orgelspieles an (Strunck, Theile, Alberti u. a.), zu denen jener Adam Reinkens (1623 bis 1722) zählt, den zu hören der junge Bach es sich nicht verdrießen ließ, zu Fuß von Lüneburg nach Hamburg zu wandern, und Dietrich Buxtehude (1673—1707), den Händel im Jahre 1703 von Hamburg aus aufsuchte. Der grüblerische Formalismus, welcher der norddeutschen Schule eigentümlich war, fand seine Ergänzung in den vom Glanz des Südens angehauchten Meistern, wie Froberger († 1667), Georg Muffat und vor allem Johann Pachelbel (geb. 1653, † 1706 in Nürnberg), der in seiner Person und Kunst den Vermittler zwischen norddeutscher Formenstrenge und südlicher Anmut darstellt. So gab es eine ausgesprochenermaßen deutsche Kunst. Sie reifte heran unter der treuen Pflege bescheiden gestellter Meister. Dasselbe Jahr, in welchem die Aufhebung des Edikts von Nantes dem Protestantismus den Todesstoß versetzen sollte, das Jahr 1685 gab den beiden Meistern das Dasein, deren Tonschöpfungen die gewaltigsten

Zeugnisse von der Lebens- und Geisteskraft des Protestantismus darstellen, und mit denen die deutsche Tonkunst zum ersten Male die volle Höhe der klassischen Reife erreicht: Händel und Bach.

Völlig unvermittelt tritt mit Georg Friedrich Händel der musikalische Genius innerhalb seines Geschlechtes zu Tage. Der Vater war Wundarzt, die Mutter entstammte dem Frieden des evangelischen Pfarrhauses. In ihr berührte den Sohn der warme Hauch evangelischer Frömmigkeit. Die musikalische Begabung trat frühe hervor, aber als der Vater merkte, daß der Knabe sich mehr als nur spielenshalber mit den geschenkten Instrumenten abgab, nahm er ihm diese weg und verbot das Musizieren. Der Genius ließ sich jedoch nicht zwingen; heimlich übte sich der Knabe weiter. Erst als Männer von Ansehen den Vater überzeugten, daß die Gabe des Sohnes ernst zu nehmen sei, gestattete er ihm Musikunterricht und gab ihm in dem Organisten Zachau einen Lehrer, dem Händel sich zeitlebens zu Dank verpflichtet wußte. Schon dieser Anfang seines musikalischen Werdens ist bezeichnend. Es ist die kräftig sich erfassende und behauptende Individualität, die alle Hindernisse durch beharrliche Ausdauer überwindet, eine vorwiegend heroische Natur, die dem klar bewußten Willen das Widerstrebende beugt, das ihm sich Fügende sich aneignet, ein zielbewußter Geist, der im Reich der Töne mit kühnem Griff anfaßt, was er gestalten will, die sprödeste Form, die massigsten Gebilde mit sicherer Hand zwingt und allem, was durch seine Hand geht, das Gepräge seiner kraftvollen, ausgesprochenen Persönlichkeit aufdrückt.

Die erste Schule Händels war die Orgelbank. Von der Orgelmusik empfing die junge Phantasie die erste Anregung und Befruchtung. Hier lernte er bei Zachau die deutsche Musik in ihrer gemütvollen Eigenart, soliden Tüchtigkeit, aber auch engen Beschränkung kennen. Bis an sein Lebensende ist er der Orgel treu geblieben. Bei der Aufführung seiner Oratorien war sein Platz auf der Orgelbank, den Orgelpart gab er nicht aus der Hand. Zur Kirchenmusik ist er nach allen Triumphen und Enttäuschungen seiner wechselvollen Künstlerlaufbahn zurückgekehrt; in ihr hat er das Ideal seines Lebens, seine künstlerische Sendung zuletzt erkannt und sein Bestes, Höchstes und Eigenstes geschaffen. Ernste Besinnung auf das, worauf Anlage und Gewissen ihn hinwiesen, zähes Festhalten der einmal erkannten Bestimmung und Aufgabe, unbeirrbare Folgerichtigkeit in der Herausarbeitung und unbeugsame Festigkeit in der Behauptung des sittlichen wie des künstlerischen Charakters, deutscher Ernst und deutsche Gewissenhaftigkeit kennzeichnen den Mann, kennzeichnen den Künstler.

1697 starb der Vater. Pietätvoll dessen Wunsch ehrend, ließ sich der Sohn, den Drang zur Musik bezwingend, als Studierender der Rechtswissenschaft an der Universität Halle einschreiben. Erst nachdem er sich völlig klar darüber geworden war, daß die Musik der Beruf sei, auf den nicht bloß Neigung und innerer Drang, sondern Anlage und Können ihn weise, geht er ganz zu ihr über (1703) und wendet sich nach Hamburg, dem musikalischen Mittelpunkte Norddeutschlands, der Pflegestätte der ersten deutschen Oper. Aber was er suchte und brauchte, worauf seine künstlerische Bestimmung ihn hinwies, fand er dort nicht. Was dem jungen, in der deutschen Kirchenmusik groß gewordenen Kunstjünger notthat, strenge Zucht der musikalischen Phantasie, Ebenmaß und Anmut der Formgebung, volle Beherrschung der Tonsprache, das hat ihm Italien gegeben. Hier reifte er zur vollen Meisterschaft heran. Doch erst die aufreibenden Kämpfe, die dem deutschen Meister auf dem Boden beschieden waren, auf dem er die zweite Heimat fand, in London, haben in ihm die Erkenntnis gezeitigt, daß die italienische Oper nach Geist und Zuschnitt, Form und Inhalt überhaupt die Verwirklichung seines Ideales nicht gestatte, und ihn zu der Form geführt, in der seine groß angelegte deutsche Individualität sich ganz auswirken konnte, dem Oratorium.

Hier kam zur Geltung nicht allein das, was Händel bei den Italienern gelernt hatte: die gesangsreiche, schönheitgesättigte Melodie, die fein charakterisierende Harmonie, die alle Formen und Ausdrucksmittel zu geschmeidigem Gehorsam im Dienste der dramatischen Darstellung zwingende Beherrschung der Tonsprache, sondern auch das, was er von der deutschen Kirchenkunst, insbesondere von der Orgelmusik her mitbrachte: der polyphone Geist, der die musikalische Erfindung beherrscht, aus der Idee des Ganzen heraus denkt und schafft, den Motiven jene Gewichtigkeit und doch dabei oft verblüffende Einfachheit, der Musik den Charakter des Weitausschreitenden und Hochgemuten verleiht, der Händels Chorstil kennzeichnet; vor allem aber kam jener strenge Ernst im Oratorium zur Geltung, jene keusche Zucht deutscher Kunstauffassung, die dem Gewissen nichts vergibt um der Gunst und des Beifalls der Menge willen.

Die Kunstgattung des Oratoriums hat Händel nicht erst erfunden. Er fand sie vor, und zwar in doppelter Form: bei den Italienern und bei den Engländern. In Italien hatte Carissimi die Form des biblischen Dramas festgestellt. In dieser Form hatte Händel schon während seines Aufenthaltes in Italien zwei Oratorien geschaffen. Die folgerichtige Entwickelung führte zum Drama ohne Szene, das die Handlung nicht darstellt, sondern in epischer Erzählung, unter lebendiger Beteiligung des Chores vorführt, also zum dramatisierten Epos („Samson", „Saul", „Judas Makkabäus", „Josua", „Israel in Ägypten" 2c.). Auf englischem Boden lernte Händel sodann eine Kunstgattung kennen, die ganz im Gottesdienste wurzelt und zunächst ein liturgisch-musikalisches Kunstwerk darstellt, nämlich das Anthem (vom lateinisch-griechischen Wort: antihymnus). Dieses bedeutet ursprünglich dasselbe wie antiphona, Wechselgesang, dann Kirchengesang überhaupt, in der englisch-bischöflischen Kirche den Chorgesang der an einer bestimmten Stelle der Liturgie einzutreten hat, also den kunstmäßigen Gesang im Gottesdienste überhaupt (so wie in Deutschland der Ausdruck „Motette" für die Kirchen- oder Figuralmusik überhaupt gebraucht wurde). Nach dem Aufkommen des monodischen Gesangsstiles begann man, wie in Deutschland, zur Belebung des Ganzen Soli, Duette 2c. einzufügen. Damit wuchs das Anthem zum dramatisierten Hymnus, zur Kantate aus und über den Rahmen der eigentlich liturgischen Musik hinaus. Es wurde, wie die Kantate in Deutschland, eine selbständige musikalische Tagesfeier. Der Chor ist hier nicht die „turba", das im Drama mithandelnde Volk, sondern die feiernde Gemeinde der Gläubigen, die Gesamtheit derer im Himmel und auf Erden, welche Zeugen der großen Gottesthaten sind, und an die sich die Botschaft des Evangeliums wendet. Im „Messias" schuf Händel das für alle Zeit unerreichte Anthem; es ist das Evangelium in monumentaler Tonsprache, nach Herder „eine wahre, christliche Epopöe in Tönen", das gewaltigste Zeugnis von der Offenbarung Gottes in Christus, die künstlerische Hochfeier der Christenheit.

Wehmütig berührt die Tragik seines Lebens, die ihm die zehn letzten Jahre zu Kampfesjahren gemacht hat. Aber im Kampfe wuchs er zu seiner ganzen Größe heran, ein Deutscher auch darin, daß er sein Höchstes schuf, nachdem er die volle Höhe des Lebens erreicht hatte, daß das Ideal, das er gesucht, ihm erst am Ende, als Preis seines Kampfes wurde.

„Händel möchte ich sein, wenn ich nicht Bach wäre!" So soll Johann Sebastian Bach, der andere Großmeister deutscher Tonkunst in undeutscher Zeit, im Hinblick auf seinen großen Zeit- und Kunstgenossen, den er nur aus seinen Werken gekannt hat, gesagt haben. Er hätte damit ausgesprochen, daß er jenen allein sich ebenbürtig, und worin er mit ihm sich eins fühle, aber auch, daß er sich als einen anderen, und worin er sich als einen anderen wisse. Gemeinsam ist beiden das Geburtsjahr 1685, gemeinsam die engere Heimat Sachsen. Gemeinsam ist beiden



Johann Sebastian Bach.

Nach dem Gemälde von Haußmann (17[illegible]). Lithographie von [illegible].



Ludwig van Beethoven.

Nach dem Gemälde von [illegible] ([illegible]), Lithographie von [illegible].

der soziale Boden, dem sie entstammen: ihre Heimat ist das deutsche Bürgerhaus, die Pflegestätte deutschen Wesens und deutscher Sitte, deutscher Mannhaftigkeit und Tüchtigkeit, deutscher Treue und Frömmigkeit. Gemeinsam ist beiden der musikalische Boden, in dem sie mit ihrem musikalischen Denken und Empfinden wurzeln: beide sind von der Kirchenmusik, von der Orgel ausgegangen. Gemeinsam ist beiden als Künstlern das, was den Grundzug der deutschen Musik bildet: der herbe Idealismus der Kunstauffassung, der sie zuletzt in mannigfachen Widerstreit mit der Wirklichkeit gebracht hat. Gemeinsam ist ihnen endlich das Geschick ihrer Werke: das Deutschland des 18. Jahrhunderts, dem sie angehörten, zu dem sie in Tönen reden wollten, verstand sie nicht; dem Deutschland des 19. Jahrhunderts sind sie die Lehrmeister geworden, unter deren Führung die deutsche Kunst wieder deutsche Zucht, Strenge und Männlichkeit gewonnen hat. Händel starb in der Fremde, Bach wurde in der Heimat, in der Stadt seines Wirkens begraben, aber niemand hat bis vor kurzem die Stätte gekannt, da er bestattet worden. Händels Größe würdigte zunächst nur der Zweig des germanischen Stammes, in dem das Bewußtsein des eigenen Wertes und Weltberufes schon so erstarkt war, daß er in den heroischen Klängen den ihm verwandten Geist empfand. Bachs Einzigkeit und deutsche Art hat der Fürst, dem die Geschichte den Beinamen des Einzigen gegeben hat, der bei aller Vorliebe für Frankreichs Dichtung doch allein Deutschlands Weltberuf und künftige Größe ahnte, den wundersamen Tongebilden abgefühlt, als er über den Stuhl des bescheidenen Kantors gelehnt, dessen Spiel lauschend, ausrief: „Nur Ein Bach!“ An Geistestiefe steht ihm unter allen Tonmeistern nur Einer gleich: Beethoven. (S. die beigeheftete Tafel „Johann Sebastian Bach und Ludwig van Beethoven“.)

Bei allen Berührungspunkten mit Händel ist Bach doch ein anderer. So schon äußerlich in Herkunft und Lebensgang. Während Händel der erste seines Geschlechtes ist, in dem die musikalische Begabung zu Tage tritt, entstammt Bach einer Familie, in der Musikpflege und Musikerberuf seit Generationen heimisch waren. Während Händel auch seine musikalische Individualität und seine künstlerische Mission erst im Kampfe mit der Welt, in steter, energischer Auseinandersetzung mit dem herrschenden Geiste und der tonangebenden Richtung erkennt und herausarbeitet, ist Bachs musikalische Individualität etwas Selbstverständliches, ihre Entfaltung und Entwickelung eine natürliche, organische. Während Händel, die geborene Herrschernatur, in heroischer Selbstbehauptung das auf ihn eindringende Fremde meistert, die Formen und Stile seiner Zeit mit nervigem Druck zwingt, seine Sprache zu reden, seinen Stil anzunehmen, seinem Herrscherwillen sich zu fügen, läßt Bach von den musikalischen Erscheinungen der Welt, die ihn umgibt, der Zeit, in der er lebt, so wenig er daran achtlos vorübergeht, doch ernstlich nur das an sich kommen und auf sich wirken, was ihm frommt und zu seiner musikalischen Individualität stimmt; das andere läßt er liegen oder schiebt es sachte beiseite. Darum ist er als Musiker im Gegensatz zu Händels klassischer Objektivität ausgeprägter Subjektivist; durch die objektivsten Formen des Kontrapunktes, an dessen strenge Gesetzmäßigkeit er sich schlechthin bindet, durch diese kristallartigen Klanggebilde blickt ein Gesicht von so individueller, einzigartiger Physiognomie, daß man es nimmer vergißt und überall erkennt, wo es auftaucht. Die musikalische Erfindung trägt durchaus den Charakter des Persönlichen, oft geradezu des Eigenwilligen. Die ganze musikalische Ornamentik, mit welcher er die polyphonen Gefüge verkleidet, redet eine so einzigartige Formsprache, daß man sich unwillkürlich getrieben fühlt, hinter die kristallene Form vorzudringen, um die Züge des daraus hervorsehenden Gesichtes zu erfassen. In Händels Schöpfungen kommt immer die Sache und nur sie zum Ausdruck, ohne Rest und Abzug: er ist der große Stilist, vorwiegend Epiker, seine Tonsprache ist allgemein verständlich, er ist der volkstümlichere

von beiden. Bei Bach legt sich unter vollster Hingebung an die Sache in das musikalische Schaffen stets das persönliche Empfinden mit hinein, oft auch die Stimmung des Augenblickes. Bei aller Folgerichtigkeit der formalen Entwickelung und bei aller Strenge und Gesetzmäßigkeit der Durchführung gibt seine Musik in der mannigfachen Abtönung und dem reichen Wechsel der Schattierung das Stimmungsleben des von Freude und Kümmernissen mannigfach bewegten Gemütes wider. Sie ist nicht bloß der Spiegel seines musikalischen Werdeganges, seiner künstlerischen Entfaltung, sie ist auch sein Tagebuch. Bach, obschon der größte Kontrapunktiker, ist der Poet in Tönen, vorwiegend Lyriker und Romantiker.

So ist Bach auch in der Kirchenmusik bei aller Verwandtschaft im großen ein anderer als Händel. Für diesen bildet die deutsche Kirchenmusik, die Orgel, den Ausgangspunkt, die Schule, in der er den soliden Grund für sein musikalisches Gestalten legt, von der sein Wesen, sein musikalischer Charakter die entscheidende Richtung empfangen hat; für Bach ist sie die Welt, in der er zeitlebens mit seinem ganzen Denken und Bilden lebt. In ganz anderem Maße als bei Händel ist seine Phantasie, sein gesamtes Schaffen durch die Kirchenmusik bedingt. Er denkt von der Orgel aus, er denkt mit der Choralweise, die er in die satten Farben seiner Harmonien einzutauchen, mit den kunstvollen Formen der Orgel zu verflechten, auf alle nur erdenkliche Weise musikalisch auszulegen und zu vertiefen nicht müde wird. Für Händel wird die Kirchenmusik, als er die volle Höhe der Meisterschaft erreicht und sich seinen Stil gebildet hat, die Führerin zum höchsten Ideal, aber unter seinen Händen wird sie ein Neues in s e i n e m Stil und nach seinem Geist. Bach hält sich allezeit an ihre Formen; in dem Maße, als seine künstlerische Individualität wächst und erstarkt, weitet er dieselben aus, gestaltet er sie in die Höhe und in die Breite, aber niemals legt er sie ab.

Von der hohen Warte, auf die sein kampfreiches Leben ihn geführt hat, verkündigt Händel im „Messias" der Welt in neuen Zungen das Geheimnis der göttlichen Liebe, das herrliche Evangelium des seligen Gottes, ein Prophet Gottes in Tönen. Bach steht immer mitten in der Gemeinde; was sie empfindet, wenn sie Gottes Liebesthat im Evangelium sich vergegenwärtigt, dem gibt er in seinen Tönen Ausdruck, ein musikalischer Priester der Gemeinde, aber der evangelischen Gemeinde, des Volkes von Priestern, das betend, bekennend, feiernd vor Gott tritt mit dem Chorgebet des Kirchenliedes. Mit der Gemeinde geleitet er in seinen „P a s s i o n e n" den Heiland zum Kreuze: mit Staunen erfüllt uns die Gewalt des Ausdruckes, die Kraft und Sicherheit der Tongestaltung, die ergreifende Wahrheit, mit der er das heilige Drama uns vor die Seele führt. Aber den Höhe- und Strebepunkt bildet immer das Kirchenlied, in welchem die Empfindung der Gemeinde zu vollem und tiefem Ausdruck kommt. Über Händel ist das biblische Oratorium (Anthem) nicht hinausgeschritten; in Bach scheint die protestantische Kirchenmusik erschöpft. Was die Folgezeit darin geschaffen hat, ist in dem Maße deutsch, als es vom Geiste Händels und Bachs berührt ist.

Auch als Musiker stehen Händel und Bach einzig da, gleich Riesen überragen sie ihre Zeit und ihre Umgebung. Die Formen und Stile, die sie vorgefunden haben, sind Ausdruck und Abdruck der machtvollen Individualität geworden. Aber was von dieser Individualität ganz in die Tongestaltung eingehen konnte, das war das religiös bestimmte Selbst, die vom Geiste des Evangeliums bewegte Innerlichkeit. Groß als Musiker, sind sie unerreicht als die Klassiker des Protestantismus. Daraus erklärt sich das Geschick ihrer Werke. Während sie die bisherige Entwickelung in monumentaler Weise abschließen, geht diese selbst an ihnen vorüber, über sie hinweg. Die Zeichen der Zeit wiesen nach einer anderen Richtung hinaus, als die war, aus der diese beiden Großmeister kamen, in der sich ihre Individualität voll auslebte.

Diese Zeit stand im Zeichen des einseitigen Subjektivismus. Nicht die Objektivität des Geschehens, sondern die Subjektivität des Empfindens war Gegenstand des Interesses. Selbst die bis dahin schlechthin gültige Objektivität der Offenbarung, der Welt des Glaubens, kam nicht als die göttliche Wirklichkeit, die heilige Geschichte nicht als solche, als die Geschichte Gottes unter den Menschen in Betracht, sondern nur nach ihrer Bedeutung, nach ihrem Wert für das empfindende Subjekt, für die fromme Andacht. An die Stelle des Zeugenliedes der Reformation, in dem die gläubige Gemeinde die großen Thaten Gottes preist, war in der Vorliebe der Zeit das fromme Andachtslied getreten, das der Empfindung des Einzelnen Ausdruck gibt, an die Stelle der Volksweise, die in knapper Gedrungenheit die Stimmung der Gesamtheit zum Ausdruck bringt, war die geistliche Arie, die „herzschwelgerische" Melodie, der Erguß der Einzelstimmung getreten. An dem in göttlicher Größe zum Kreuze schreitenden Weltheiland der „Matthäuspassion" eines Bach ging diese Zeit vorüber, um zu den Füßen des Graun'schen Menschensohnes in Rührung hinzuschmelzen.

Das Schoßkind dieser Zeit mußte eine Musik werden, die nichts als Musik, Musik um der Musik willen, nichts als musikalische Gestaltung ohne jede Nebenabsicht und Nebenrücksicht sein will, darum als die Musik in der Musik, als die reine, die absolute Musik erscheint, die Instrumentalmusik. Als tönende Bewegung ist sie an kein anderes Gesetz gebunden als an das aller tönenden Bewegung, Rhythmus und Symmetrie, ihre Naturform ist das einfache tönende Bewegungsbild, die harmonisch bestimmte Liedweise, ihre Kunstform die Instrumental-Arie (Sonata), beziehungsweise die cyklische Sonate.

Auch die Kunstformen der Instrumentalmusik haben die Deutschen von den Italienern und Franzosen übernommen. Aber sie haben sie in eigentümlicher Weise bestimmt, idealisiert, vergeistigt. So hat sich z. B. der poetisierende Trieb schon der Suite gegenüber darin bethätigt, daß er nicht bloß eine Reihe von Haus aus verschiedener Charakterstücke durch die Einheit der Tonart zum Ganzen verknüpfte, sondern eine und dieselbe Melodie zu einer Mannigfaltigkeit solcher Charakterstücke verarbeitete, sie in die verschiedensten Formen umprägte. Zur Einheit der Tonart kommt hier die Einheit des Themas, des musikalischen Stoffes. Mit der verarbeiteten Melodie verbindet sich für die Phantasie unwillkürlich die Erinnerung an den Text, dessen typische Trägerin sie in der Gemeinde, und weiterhin im Volke ist. Die stoffliche, die musikalische Einheit wird zugleich zur idealen, die Variation zur poetischen Auslegung, die Suite zu einer Art musikalischer Betrachtung über ein musikalisches Thema oder eine poetische Idee. Von da aus ist nur ein kleiner Schritt zu dem Versuch, mit der letzteren anzufangen, ihr in besonderer musikalischer Gestaltung Ausdruck zu geben und die Entwickelung, den Verlauf der Tonbewegung, durch die poetische Idee, also die musikalische Phantasie durch die poetische zu bestimmen. So entsteht die „Phantasie", in welcher der Komponist entweder nach irgend einem seine Phantasie bewegenden musikalischen Ideengang schafft oder ausdrücklich den Verlauf einer Begebenheit, eines Erlebnisses nachzeichnen, eine Gestalt, einen charakteristischen Gegenstand durch die Gestalt und den Verlauf der Tonbewegung symbolisieren will.

Zu dieser symbolisierenden Behandlung der reinen Musik forderte besonders die Orgelkunst heraus. Von ihr übertrug sie sich auf das Klavier, das im 17. und 18. Jahrhundert mehr und mehr in Aufschwung kam. Die Beschaffenheit des nüchternen, rasch verhallenden Klaviertones im Unterschied von dem vollen, runden Orgelton war namentlich in den Anfängen des Klavieres dem polyphonen Spiel ebensowenig günstig wie dem Vortrag der gesangesmäßigen Melodie. Die Natur des Instrumentes weist den Spieler darauf hin, mehr durch Figuration und Laufwerk,

durch bewegliche Rhythmik, durch rasch wechselnde und scharf sich voneinander abhebende Akkorde, also durch das Element der Charakteristik zu wirken. Dadurch wird das Gefühl für das Charakteristische geschärft, die Freude am Charakteristischen geweckt. In Frankreich ist es gleich der erste Begründer des Klavierspieles als eines selbständigen Kunstzweiges, François Couperin (1668—1733), gewesen, der das Klavierspiel in den Dienst der poetischen Charakterzeichnung stellte und Charakterstücke schuf, deren feingeführte, mit reichem Zierat durchwirkte Melodik an die kunstvollen Spitzengewebe jener Zeit gemahnt. Unter der Hand des gemütvollen Deutschen werden die französischen Charakterzeichnungen zu Gedichten. Johann Kuhnau, Bachs Vorgänger an der Thomasschule zu Leipzig (1667—1722), will in Klaviersonaten („Musikalische Vorstellung Einiger biblischer Historien" betitelt) biblische Geschichten in Tönen nachdichten. Es nötigt uns ein Lächeln ab, wenn er uns zumutet, in der Sonate von dem „mittelst der Music vom David curirten Saul" im ersten Satz „Sauls Traurigkeit und Unsinnigkeit", im zweiten „Davids erquickendes Harfenspiel", im dritten „des Königs zur Ruhe gebrachtes Gemüte" herauszuhören, oder im ersten Satz der sechsten Sonate an „das bewegte Gemüt der Kinder Israel bei dem Sterbebette ihres lieben Vaters" zu denken 2c. Allein die Idee, die Tonform zur Trägerin des Gedankens zu machen, entspricht doch recht eigentlich dem Spiritualismus und Idealismus der deutschen Kunstauffassung. So hat ja auch der große Bach ein „Capriccio auf die Abreise eines Freundes", Haydn ein „Gespräch Gottes mit einem verstockten Sünder" komponiert.

Was sie dabei leitete, war, ihnen unbewußt, der Drang, die Tonkunst zur Sprache des Geistes, zu einem Mittel der Selbstmitteilung und damit der kräftigen Einwirkung von Geist auf Geist zu erheben. Die rechte Form dafür, die mit strenger Gesetzmäßigkeit dialektischer Entwickelung die größte Biegsamkeit und Dehnbarkeit vereinigt, ist die Form der cyklischen Sonate. In dieser Form hat sich die klassische deutsche Instrumentalmusik ausgelebt. Bachs zweiter Sohn, Karl Philipp Emanuel Bach (1714—88), war es, der sie in seinen „Sonaten für Kenner und Liebhaber" festlegte. Um diese Form mit bedeutendem Inhalt erfüllen zu können, bedurfte es nicht bloß großer Geister, die über solchen verfügten, es bedurfte zunächst der Zurüstung und Bereicherung der Darstellungs- und Ausdrucksmittel, der Träger der Instrumentalmusik, der einzelnen Instrumente. Es mußten die Kenntnis und der Bau derselben diejenige Vollkommenheit erlangen, welche sie befähigt, in den Dienst einer selbständigen künstlerischen Absicht zu treten und als Stimmenindividuen und charakteristische Klangtypen verwendet zu werden. Es mußte weiter die kunstmäßige Behandlung der Instrumente nach ihrer Natur, nach der ihnen eigenen musikalischen Sprachfähigkeit eine solche Höhe der Ausbildung, das Instrumentenspiel einen solchen Grad der Fertigkeit, Beweglichkeit und Gelenkigkeit gewinnen, daß das einzelne Instrument selbständig in den Aufbau des Kunstwerkes eingreifen, sich der künstlerischen Absicht des Komponisten nach allen Richtungen fügen und ihr folgen kann. Hervorragenden Anteil an der Herbeiführung der klassischen deutschen Instrumentalmusik haben darum jene Musiker und Musikerfamilien, welche in schlichter Selbstbescheidung dem einzelnen Instrumente liebevolle Pflege und Ausbildung gewidmet, seine Eigenart und seinen Eigenton erlauscht, die dadurch bedingte Spielweise studiert und dieser selbst durch unablässige Übung nicht bloß die volle Freiheit der Meisterschaft, sondern jene stilvolle Objektivität errungen und gewahrt haben, die das deutsche Instrumentenspiel kennzeichnet. Dieses stellt die Kunst der Ausführung schlechthin in den Dienst der Kunstwerkes und sucht dieses zu möglichst vollkommener Darstellung zu bringen, nicht aber, wie die leuchtenden Meteore des Virtuosentumes, sich selbst geltend zu machen. Die großen

Tonmeister wären Feldherren ohne Armee gewesen ohne die treue, gediegene Arbeit jener Musikerfamilien der Benda, Cannabich, Rust, Lang, Christian, Schunke, Fürstenau, Krüger 2c., ohne die Meister der Ausführung, der Joachim Quanz, Rudolf Kreutzer, Louis Spohr 2c. bis auf Joseph Joachim.

Weiter war es notwendig, in die neue Form sich einzuleben, in ihrer Handhabung die nötige Freiheit und Sicherheit zu gewinnen, um sie zu verdeutschen, dem deutschen Kunstgeist anzugleichen, sie harmonisch zu vertiefen, ihnen deutschen Ernst und deutsche Strenge, Gewicht und Gedankengehalt zu verleihen. Bildete sie doch zu der in Deutschland gewohnten Kunst und Kunstauffassung einen gewaltigen Gegensatz, der so tief empfunden wurde, daß noch ein Reichardt (1752—1814) gegen das „Ge-Mozarte" eiferte, womit er nicht die Werke des großen Meisters, sondern die von der alten, in Norddeutschland noch gewahrten Nüchternheit und Formstrenge, wie er glaubte, abgefallene leichtfertige moderne Behandlung der Form meinte. So dürftig die ersten Versuche in der neuen Formsprache auf deutscher Seite ausfielen, so empfindlich sich die ersten Sonaten (z. B. eines Hasse, Benda u. a.) in ihrer Nüchternheit und Hausbackenheit von den klanggesättigten, in Schönheit leuchtenden Vorbildern der Italiener abheben, sie bilden doch die Wegweiser zu Haydn, Mozart, Beethoven. Nicht von Philipp Emanuel Bach allein, sondern von ihm als dem Repräsentanten einer ganzen Anzahl von Musikern, die auf die Zeichen der Zeit achteten, einem J. S. Bach gegenüber zwar verarmt erscheinen, aber zu einer neuen Blüte deutscher Musik, einem neuen Sieg des deutschen Geistes überleiteten, gilt das Wort Mozarts: „Er ist der Meister, wir sind die Buben; wer von uns was Rechtes kann, der hat's von ihm gelernt".

3. Die deutsche Tonkunst von Haydn bis zur Gegenwart.

Mit Haydn hat die deutsche Instrumentalmusik die klassische Reife erlangt: das künstlerische Können steht in vollem Einklang mit dem künstlerischen Wollen, das Kunstwerk nach Form und Inhalt mit der künstlerischen Absicht. Inhalt und Form ihrerseits decken sich. Der Aufwand an Tonmitteln entspricht der Bedeutung und dem Gewicht des darzustellenden Inhalts, die Verwendung der Instrumente deren Natur und Eigentümlichkeit sowie dem künstlerischen Zweck; nirgends herrscht hierin bloße Laune oder Willkür, nirgends Übermaß. Wo die Wirkung des Ganzen, also die künstlerische Absicht es erfordert, haben die einzelnen Instrumente einzutreten und die Wirkung des Ganzen zu erhöhen, sei es durch Hervorhebung der melodischen Umrisse, sei es durch klangliche Verstärkung der Motive, um die thematische Arbeit kenntlich zu machen, dem Gerippe des Tonkörpers durchscheinende Kraft zu verleihen, sei es durch Belebung der Farbe oder durch Individualisierung der Harmonie. Haben sie die Aufgabe vollbracht, so treten sie bescheiden zurück. Keines ist um seiner selbst willen da, keines drängt sich vor. Maßgebend ist immer das Ganze, der Aufbau des Tonwerkes selbst.

Ebenso ist es mit der musikalischen Arbeit im engeren Sinne. Sie steht nach Wahl und Umfang der Form und nach dem Aufwand der Ausdrucksmittel in genauem Verhältnis zu dem Gewicht der Motive, in denen sich der musikalische Inhalt des Kunstwerkes ankündigt. Die thematische Arbeit, die Durchführung ist frei von schülermäßiger Ängstlichkeit und berechnender Absichtlichkeit: mühelos und natürlich wächst sie aus dem Motiv hervor, wie die Pflanze aus dem Keim, strebt nicht über sich hinaus, sondern kommt zum Schluß, wenn gesagt ist, was zu sagen war, wenn entwickelt ist, was zu entwickeln war. So ist es vollendetes Ebenmaß und weise Ökonomie, was an den Gebilden der Klassiker ebenso den Schönheitssinn wie den

künstlerischen Verstand befriedigt. Es bleibt dem Hörer nichts zu wünschen übrig; er vermißt nichts, er begehrt nichts, ihn stört nichts. Aber diese Schönheit ist nicht eine kalte, akademische, formale. Es ist ein Strom warmen Empfindens, blühenden Lebens, der durch diese leuchtenden deutschen Tongebilde pulsiert und dem Hörer durch sie vermittelt wird, so daß von ihnen freudige Anregung, geistige Lebenserhöhung, ethische Vertiefung ausgeht. Es ist ahnungsvolle Musik. Das künstlerische Schaffen ist nicht bloßes Spiel, noch weniger handwerkliches Thun, sondern intensivste Lebensbethätigung; es ist bei aller Fruchtbarkeit und Mühelosigkeit der Erfindung, bei aller Leichtigkeit der Formgebung hoher Ernst, getragen von dem Bewußtsein der Verantwortung, welche die ungewöhnliche Begabung vor Gott und dem künstlerischen Gewissen auferlegt. Das gilt nicht am wenigsten gerade von dem Meister, von dem man noch am ehesten die Empfindung hat, als ob es die reine Lust am künstlerischen Gestalten wäre, die ihn dabei leitete. Haydn kniet nieder zum Gebet, wenn die Arbeit ins Stocken gerät. Nach oben deutet er unter Thränen, da die Stelle „Es werde Licht!" in ihrer großartigen Wirkung die Hörer überwältigt. Für **Mozart** ist die Musik ganz eigentlich das Element, darin er lebt. Was etwa von außen ihn berührt und erfaßt, das setzt sich ihm unmittelbar und unwillkürlich in Musik um. Sein musikalisches Skizzenbuch ist geradezu das Tagebuch seines inneren Lebens. Voll und warm strömt dieses in die Tonformen über, trägt und beseelt das Schaffen, so daß das Wesen, die ganze Subjektivität sich darin ausspricht und mitteilt; die tonkünstlerische Arbeit, wie schon die Motive, ist ihm nicht bloß Spiel, technisches Hervorbringen und Bilden, sondern unmittelbarer Abdruck, unwillkürliche Frucht eines bestimmten Erlebnisses, und trägt ebendarum den Stempel singulärer Originalität, unmittelbarster Eingebung und Lebensäußerung. Für **Beethoven** — seit Bach die ausgeprägteste musikalische Individualität — ist die musikalische Gestaltung geradezu ethische Selbstbefreiung, in welcher der Kampf seines Lebens, die kraftvolle Auseinandersetzung eines gewaltigen, ursprünglichen Charakters mit den Niedrigkeiten und Kleinlichkeiten des Lebens, die mannhafte Selbstbehauptung gegenüber von Mißverstand und Gemeinheit, das heiße Ringen nach voller Harmonie und Ausgleichung widerklingt und nachhallt. „Wem seine Musik sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit andere sich schleppen", sagt er selbst. „So klopft das Schicksal an die Pforten": mit diesem Wort deutet er die wuchtigen Schläge, mit denen die Cmoll-Symphonie einsetzt, und läßt uns damit erkennen, daß in diesem gewaltigen Seelendrama der zu uns redet, der ein anderes Mal sagt: „Man muß dem Schicksal in den Rachen greifen!"

Was also die deutschen Tonklassiker von den italienischen unterscheidet, das ist vor allem das deutsche Mark eines ausgeprägten **Individualismus**. Jede Sonate Beethovens, so ausgesprochen sie den Stempel seiner Zeit trägt, bildet doch ein Individuum von eigener Physiognomie, keine gleicht der anderen, sie sind Kinder einer Familie, deren jedes bei aller Familienähnlichkeit sein eigenes Gesicht hat. — Wie die Italiener, so schaffen auch die deutschen Meister musikalische Kunstwerke, die nichts anderes sein und bedeuten wollen; aber es ist eben nicht bloß der Künstler, der Musiker, der bei der Arbeit ist, sondern der ganze Mensch: seine innerste Stimmung und Spannung; was ihn umtreibt und bewegt, quält oder erfreut, überträgt sich in sein Schaffen, weist ihm die Bahn, gibt ihm die Farbe, bedingt unbewußt die Bildung der Themen und Motive. Die letzteren tragen daher so gar nichts Hergebrachtes an sich, sind individuell, ursprünglich und neu. Das hat zur Folge, daß die Entwickelung über die gewohnte Bahn hinaus- und von ihr abdrängt, da die Neuheit der Gedanken die Neuheit der Tonsprache bedingt. Daraus ergibt sich der deutsche Idealismus, der im Interesse der Wahrhaftigkeit des künstlerischen

Ausdruckes stets zu der Wendung greift, den der Gedanke, die Sache fordert, auf die Gefahr hin, daß man ihn nicht versteht, wie dies Mozart und Beethoven in einem Maße widerfahren ist, dessen sich die Jetztwelt besser erinnern sollte, und der auch dem Vorwurfe, daß er sich an der Kunst vergreife, weil er die hergebrachte Formsprache verläßt, nicht um des augenblicklichen Erfolges willen ausweicht.

In dem kräftigen Marke, das die im Sonnenglanz verklärter Schönheit leuchtenden Tongestalten Mozarts bei aller Verwandtschaft mit den italienischen von diesen unterscheidet, bekundet sich Geist und Art des Gewaltigen, mit dem sich Mozart viel beschäftigt, dessen „Messias" er bearbeitet hat, Georg Friedrich Händels; die feierlichen Klänge des Gesanges der Geharnischten in der Zauberflöte gemahnen uns an Bachs erhabenen Ernst. Der sonore Vollklang, der tiefe Farbenglanz Beethovenscher Harmonien vollends weist in mehr als einer Hinsicht auf den zurück, den Beethoven selbst den „Urvater der Harmonie" genannt hat, wiederum auf Johann Sebastian Bach, an dessen „Wohltemperiertem Klavier" Beethoven in früher Jugend sich gebildet hat. So ist es bei aller Verschiedenheit der Grundstimmung und der Formsprache doch derselbe Geist, welcher die Klassiker der Instrumentalmusik mit denen der Kirchenmusik verbindet, der Geist des Ernstes in der Kunstauffassung und Kunstübung, der herbe Idealismus des deutschen Volkscharakters, die tiefe Innerlichkeit, der ausgesprochene Individualismus.

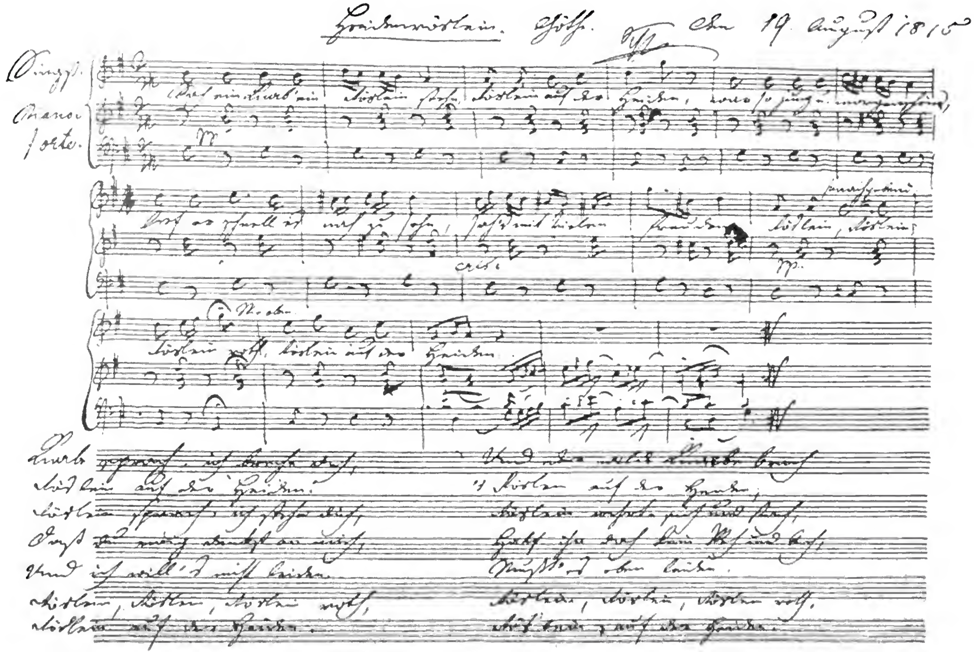
In Beethovens 9. Symphonie, genauer in dem Umstand, daß der Meister dieses gewaltige, tiefsinnige Werk in Schillers Ode „An die Freude" ausmünden ließ, hat man in doppeltem Sinne ein Bekenntnis sehen zu müssen geglaubt. Einmal ein Bekenntnis des Menschen Beethoven, der mit diesem sein Werk krönenden Schlusse den innersten Kern seines Wesens offenbaren, das tiefste Geheimnis des gewaltigen Ringens, das seine Tonschöpfungen uns ahnen lassen, entschleiern, das Wort, das ihm, dem in seiner Taubheit täglich mehr Vereinsamenden, auf der Seele lag, laut in die Welt hineinrufen wolle. Dann ein Bekenntnis des Musikers Beethoven, der damit aussprechen wolle, daß die Instrumentalmusik, der seine beste Kraft gegolten, ihre Mission erfüllt und fortab nur im Dienste des Wortes ihren Beruf habe. Wir können und dürfen es niemand verwehren, gerade diese mächtige Schöpfung des Beethovenschen Geistes sich psychologisch zu vermitteln, aus der Seelengeschichte des Tondichters heraus zu erklären und als den ergreifenden Notschrei der fortschreitenden Vereinsamung zu verstehen, die das tragische Geschick seines Lebens war. Gerade ihm, dem die Mitteilung im Worte schwer fiel, ist ja die musikalische Gestaltung Selbstmitteilung gewesen, wie keinem anderen vor ihm, die einzige Weise, in der er aussprechen konnte, was ihn in der Tiefe der Seele bewegte. Wir wissen aus Beethovens Skizzenbüchern, daß Schillers Ode „An die Freude" es ihm schon in jungen Jahren angethan hat, daß er schon 1789, also 33 Jahre, ehe er an die 9. Symphonie dachte, sich mit der Komposition dieser Ode trug und immer wieder darauf zurückkam; wir wissen, daß er, nachdem die drei ersten Sätze der 9. Symphonie in ihrer Gestalt schon feststanden, verschiedene Möglichkeiten erwog, das Werk mit einem instrumentalen Satz zu schließen, wir wissen, daß die stilistische Vermittelung des Vokalschlusses mit den vorausgehenden Instrumentalsätzen ihm große Schwierigkeit bereitete; wenn er trotzdem zu dem Schlusse mit dem Lied „An die Freude" griff und alle anderen Versuche, das Werk abzuschließen, verwarf, so beweist dies, daß er in Schillers Worten das ausgesprochen fand, was ihm unausgesprochen auf der Seele lag, sein eigenstes Bekenntnis, die Sehnsucht seines Lebens bildete, was es ihn einmal laut und kräftig auszusprechen verlangte, je einsamer und stiller es um ihn wurde. Wir dürfen daher in den Worten, auf welche die Symphonie hindrängt, das Vermächtnis des so vielfach Unverstandenen und Verkannten

an die Menschenwelt erkennen. Hüten wir uns nur, durch solche psychologische Deutung dem rein musikalischen Verständnis desselben Fesseln anlegen, der unbefangenen künstlerischen Freude an den ringenden Gestalten des Genius Zwang anthun zu wollen. Wie die drei ersten Sätze ohne den Blick auf den Schluß entstanden sind, so gehen sie auch in ihrem Inhalt weit über diesen hinaus und sagen weit mehr, als in dem Schlußwort zum Ausdruck kommt. Wenden wir darum auch auf das Anhören der 9. Symphonie getrost das Herbartsche Wort an: „In jedes Kunstwerk ohne Ausnahme muß Unzähliges hineingedacht werden, seine Wirkung kommt beim Beschauen mehr von innen heraus, als von außen herein!" Lassen wir sie wirken gemäß dem eigenen Wort Beethovens: „Rührung ist für Weiber — dem Mann soll die Musik Feu'r aus dem Geiste schlagen!" Die 9. Symphonie ist weit mehr als ein kunstgeschichtliches Programm.

Wie steht es aber dann mit jener Auffassung der 9. Symphonie, nach welcher sie das Ende der Instrumentalmusik, genauer (denn das ist ja die eigentliche Meinung) das Ende der reinen Musik, d. h. der Musik als einer selbständigen Kunst bezeichnet? Beethovens eigene Meinung ist das jedenfalls nicht gewesen. Denn nicht nur hat er nach der 9. Symphonie noch eine zehnte ins Auge gefaßt und eine Reihe tiefsinniger Streichquartette geschrieben, sondern gerade das, worauf sich jene Meinung stützt, nämlich den Chorabschluß der 9. Symphonie, so sehr derselbe seinem Gemüte und seiner damaligen Seelenlage entsprochen hatte, später vom künstlerischen Standpunkte aus für einen „Mißgriff" erklärt. Man müßte also annehmen: der Genius der Musik selbst sei es gewesen, der ihn als sein unfreiwilliges Werkzeug gebraucht und zu dieser künstlerischen That gedrängt habe, um dadurch der Welt klar zu machen, daß das Ende der reinen Musik gekommen sei, weil der Inhalt dessen, was sie als selbständige Kunst aus eigenen Mitteln gestalten könne, erschöpft sei. So Bernhard Marx, wenn er alle weitere Erörterung mit dem Machtspruch abschneidet: „Die 10. Symphonie ward nicht, sie konnte und sollte nicht werden." Dann hätte mit Beethovens 9. Symphonie die spezifisch deutsche Tonkunst abgedankt, die deutsche Kunstauffassung verzichtet. Denn nach der letzteren besteht ja die eigentliche und höchste Aufgabe der Tonkunst darin, daß sie in tönend bewegten Formen das zur Gestaltung bringt, was sich auf gar keine andere Weise künstlerisch gestalten läßt: die bewegte Innerlichkeit. Wenn es nun nichts mehr gibt, was nach dieser Form der künstlerischen Äußerung und Gestaltung verlangt oder dieser wert ist, wenn der deutsche Geist nichts mehr in sich trägt, was er in tönend bewegten Formen aussprechen muß und kann, dann ist für ihn die Musik wenigstens kein künstlerisches Bedürfnis mehr, dann hat sie aufgehört, ihm etwas zu sein.

Aber ist es denn wirklich an dem, daß der Inhalt der reinen Musik, die Summe dessen, was in tönenden Bewegungsformen Gestalt gewinnen und zum Geiste reden will, erschöpft ist? Man sagt: die Form der Symphonie, die Orchester-Sonate habe sich mit Beethoven ausgelebt, es sei in ihr nichts Neues mehr zu sagen. Aber ist diese Form die einzige, in welcher die reine Musik Gestalt gewinnen kann? Gibt es überhaupt unter den geschichtlich entstandenen und deshalb immer zeitlich bedingten Tonformen eine, die man für die absolute erklären dürfte, so daß mit ihr die Musik oder auch nur die Instrumentalmusik stehen und fallen müßte? Wäre auch alles zu erschöpfendem Ausdruck gekommen, was eine bestimmte Tonform tragen kann und wofür sie das zureichende Gefäß darstellt, ist damit die ganze Summe dessen, was nach musikalischer Gestaltung hindrängt und auf sie angewiesen ist, erschöpft?

Der Inhalt der Tonkunst stammt aus dem menschlichen Geiste selbst, er bildet einen Bestandteil seines Lebensinhaltes überhaupt. Wäre das nicht der Fall, so hätte der Mensch nie nach Musik begehrt und gegriffen. Zur Erscheinung kommt der Geist in der unendlichen Fülle,



Franz Schuberts Komposition zu Goethes „Haidenröslein", 1815.

Nach der Originalhandschrift in der Musikbibliothek Peters zu Leipzig.

in der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit einzelner Individualitäten, deren jede sein Wesen in eigentümlicher, so sonst nirgends vorkommender Weise darstellt und darum eine eigentümlich bestimmte Welt in sich trägt, wie sie so in keinem Anderen vorhanden ist. Jede neue Individualität, jede neue Generation bringt einen neuen Lebensinhalt mit sich, ein Neues also, das nach musikalischer Gestaltung verlangt. Dieses Neue bleibt darum nicht unausgesprochen, weil es unter den bisherigen Formen keine vorfindet, die ihm völlig entspricht. Der neue Inhalt ruft die neue Form hervor und bedingt sie, unbekümmert darum, daß die Welt das Neue schilt, weil sie es nicht versteht und sich erst daran gewöhnen muß. So ist es in der Geschichte der Musik immer gewesen.

Die deutsche Tonkunst ist daher, Beethoven voran, über die Grenze, welche man ihr mit der 9. Symphonie hat ziehen wollen, ruhig hinweggeschritten. Die Instrumentalmusik, das Lieblingskind und die stärkste Kraft der deutschen Tonkunst, weil diese in ihr nicht nur, wie im Liede, am unmittelbarsten, sondern am vielseitigsten und ungehemmtesten sich entfalten kann, ist nicht stillgestanden, sondern hat sich fröhlich weiter entwickelt; sie hat neue Formen hervorgebracht, von Beethovens „Bagatellen", Schuberts „Moments musicals", Mendelssohns „Liedern ohne Worte" bis zu Schumanns „Kinderszenen", „Novelletten", Märchenerzählungen" &c., und in der alten Form der Sonate und Symphonie hat sie edle Blüten gezeitigt. Wer wollte sagen, daß das, was die großen Meister des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Symphonie und der Kammermusik uns geschenkt haben, bloße Wiederholung in verjüngtem Maßstab sei? Man vergegenwärtige sich nur, was ein Franz Schubert, auch auf dem Gebiete der reinen Musik der größte Lyriker neben Mozart, der geborene Liedermeister und Landschafter, dem die unerschöpflich und mühelos hervorquellende Melodie zur unmittelbarsten Sprache der bewegten Innerlichkeit, die Harmonie zum Element der Farbe geworden ist, das er mit unerhörter Sicherheit und schwelgerischer Erfindungskraft verwendet, in seinen Symphonien (es sei nur an die C dur-Symphonie erinnert) und in seinen Quartetten (z. B. im D moll-Quartett mit dem Liede „Der Tod und das Mädchen") außer in seinen Liedern uns gegeben hat. (S. die beigeheftete Tafel „Franz Schuberts Komposition zu Goethes „Haidenröslein'".) Man denke an Mendelssohns temperamentvolle Symphonien, die elegisch angehauchte „A moll", die sonnige „italienische", die „Reformationssymphonie", das fein und stilvoll abgetönte Landschaftsbild, das seine Hebriden-Ouverture darstellt, an das Tongedicht „Meeresstille und glückliche Fahrt" — man lasse Robert Schumanns geistgetränkte, in den Andante-Sätzen oft in seraphischem Glanz aufleuchtende Symphonien, sein Quintett, seine Streichquartette auf sich wirken, man halte sich vor, was der jüngst heimgegangene Johannes Brahms in seinen Instrumentalkompositionen, den Symphonien, Serenaden, Ouverturen, den Quartetten und Trios uns geschenkt hat, die das Zeichen edler Männlichkeit an der Stirne tragen, Tiefe und Ernst der Empfindung mit einer fast jungfräulichen Zurückhaltung, akademische Vornehmheit und Strenge der Formgebung mit humorvoller Sinnigkeit verbinden — das alles ist, ob es sich auch in Beethovens Schaffen angekündigt und im Keim angesetzt hat, doch so, wie es vor uns steht, ein Neues. Es ist ein Neues seinem Inhalt nach, weil ein durchaus individuell Empfundenes, Persönliches, Ureigenes, das noch niemand gestaltet hatte, das niemand aussprechen konnte, als eben Schubert, Mendelssohn, Schumann und Brahms. Es ist ein Neues der Form nach, weil niemand es so ausgesprochen hat, wie sie. Mögen diese Werke zuweilen die gedrungene Plastik, die kräftige Muskulatur und die den Klassiker kennzeichnende strenge Maßhaltung vermissen lassen, so haben sie dafür anderes, was wir bei jenen nicht finden, und was doch gerade uns

Deutsche besonders anspricht, den berückenden Zauber der Romantik, der aus ihren Werken uns umklingt, die reiche Welt der Poesie, die in ihren Gestalten sich enthüllt.

Als Mendelssohn den Seinigen von dem tiefen Eindruck schrieb, den die wilde nordische Landschaft auf ihn gemacht hatte, und dem er in seiner Hebriden-Ouverture musikalische Gestalt verlieh, setzte er bezeichnenderweise hinzu: „Erzählen läßt es sich nicht, aber spielen!" Nun, solange es Menschen gibt, die uns „spielen", was sich nicht erzählen läßt, die immer etwas zu „spielen" haben, weil sie nicht stumpfsinnig durch die Welt schreiten, sondern offenen Auges und offenen Herzens, empfänglich für die Wunder der Gottesnatur, voll Teilnahme an der Menschen Freude und Weh, an des Volkes Ringen und Kämpfen, Unterliegen und Siegen, so lange wird es eine Instrumentalmusik geben. Und daß diese Art von Menschen in Deutschland nicht ausgeht, dafür bürgt der deutsche Idealismus; daß jeder das, was in ihm widerklingt, auch in seiner eigenen Sprache der Welt verkündigen wird, dafür bürgt der deutsche Individualismus.

Ist es aber nicht gerade der höchste, echt deutsche Idealismus, der von der Musik fordert, daß sie im Dienste des höchsten Ideales aufgehe und ihre Aufgabe fortan darin suche, im Verein mit allen übrigen Künsten zum Aufbau eines Gesamtkunstwerkes mitzuwirken, das eben durch diese Vereinigung aller Sonderkünste zu Einer großartigen Gesamtleistung ein Kunstwerk von neuer Art, höchster Idealität, ergreifendster Wirkung darstelle? Ist es nicht durchaus deutsch gedacht, wenn Richard Wagner den Entwickelungsgang der deutschen Tonkunst dahin deutet, daß sie der Auflösung in das Allkunstwerk zustrebe? Ist es nicht deutsch gedacht, daß die ganze bisherige Entwickelung der Musik als einer selbständigen Kunst, soviel Großes, Herrliches, Geisterhebendes wir ihr auch verdanken, im Hinblick auf jenen höchsten Zweck doch nur die Bedeutung einer Übungsschule habe, in der sie die nötige Stufe der Sprechfähigkeit gewinnen, zum biegsamen und ausdrucksfähigen Organ des Geistes heranreifen sollte; daß es aber, nachdem in Beethoven diese Stufe erreicht sei, ein Zurücksinken auf die frühere Stufe bedeuten würde, wenn sie noch fernerhin sich als Sonderkunst behaupten wollte?

Es sind hierbei zwei Gedanken streng auseinander zu halten, die nicht notwendigerweise zusammengehören, einander jedenfalls nicht bedingen. Der eine Gedanke, daß die Musik, weil sie ihre höchste Aufgabe in der Mitwirkung zum Aufbau des Allkunstwerkes finde, darum als Sonderkunst zu existieren aufhören müsse, widerspricht durchaus dem deutschen Geiste: für diesen ist die Tonkunst Selbstmitteilung in tönend bewegten Formen. Das ist sie am unmittelbarsten in der absoluten Musik; diese ist also allezeit für den deutschen Geist die reinste, die idealste, die höchste. Der andere Gedanke, daß die Tonkunst, abgesehen von den ihr als solcher eigentümlichen Aufgaben, berufen sei, in den Dienst der Poesie, vor allem des Dramas zu treten, daß sie, wenn sie sich diese Aufgabe stellt, dem poetischen Gedanken und Worte schlechthin zu dienen, der dramatischen Handlung sich schlechthin unterzuordnen habe, ist ein grunddeutscher; er entspricht dem Idealismus deutscher Kunstanschauung, der Forderung der künstlerischen Wahrheit.

Die Idee, mit Hilfe der Tonkunst die klassische Tragödie wiedererstehen zu lassen, hat auch auf deutschem Boden früh Wurzel geschlagen. Die deutschen Künstler, darunter ein Schütz, ein Händel, pilgern nach Italien, um das neu entstandene Kunstwerk auf dem Boden seines Ursprunges kennen zu lernen. Die italienische Oper hält in Deutschland ihren Einzug, und dieser wird wie überall zu einem Siegeszug. Fast ein Jahrhundert lang behauptet sie nahezu die Alleinherrschaft. Ihr gehört die Gunst nicht bloß der Großen, sondern auch der Kenner in der Musik. Der Deutsche, der auf dem Gebiete der Oper ankommen will, muß sich nach ihrem Vorbild richten (Hasse, Graun), selbst ein Johann Sebastian Bach, so wenig das theatralische Pathos

und die leichtgeschürzte Melodik der Oper seinem ganzen Wesen entsprach (er hat sich nie darin versucht), wandert je und je nach Dresden, um sich „die Dresdener Liederchen" in der Hofoper anzuhören. Er spürt wohl, daß hier etwas zu lernen ist, worin die Italiener voraus sind, so fremd es ihn auch anmutet, so wenig sympathisch es ihm ist.

In dem deutschen Volksgeiste jedoch nimmt die dem Geiste der Renaissance entsprungene Idee, welche zur Entstehung der italienischen und, nachdrücklicher verfolgt, zur französischen Oper geführt hat, unwillkürlich eine andere Gestalt an, sobald er sich selbständig und ernstlich mit ihr beschäftigt, und so oft er sich, der musikalischen Fremdherrschaft müde und der eigenen Kraft bewußt geworden, wieder darauf besinnt. Er verdeutscht sie sich. Ihm ist ja nach seiner musikalischen Grundauffassung die Tonkunst nicht bloßes Formenspiel, aber auch nicht bloß das wirksame Mittel der Schilderung und Charakteristik, der Deklamation und Dekoration, sondern Selbstmitteilung, die Kunst der bewegten Innerlichkeit. Die Mitwirkung der Musik hat daher für ihn im Grunde Sinn und Zweck, innere Wahrheit und volle künstlerische Berechtigung nur bei einer Handlung, deren Mittelpunkt die Darstellung der bewegten Innerlichkeit bildet (lyrisches Drama), und die eben hierdurch nicht sowohl das Interesse des Verstandes oder der Phantasie in Anspruch nimmt, als vielmehr sich an das Gemüt wendet, unmittelbar das Innerste bewegt, den Hörer in den Bannkreis der Stimmung zieht und gleichsam zum innerlichen Mitsingen nötigt. Dies kann am Ende auch eine Handlung sein, deren Stoff der antiken Welt, ihrer Sage und Dichtung entnommen ist. Aber dann ist es nicht die antike Gewandung und Szenerie, der antike Stoff als solcher, welchem die bewegende Kraft innewohnt und welchem die Musik ihre Mitwirkung leihen muß, damit er zu voller Gestaltung gelange, sondern das allgemein Menschliche, das darin zum Ausdruck kommt. Weit natürlicher und unmittelbarer ist die innere Beteiligung, weit verständlicher die ganze Stimmungswelt, die durch die Musik dem Hörer vermittelt und auf ihn übertragen werden soll, wenn schon der Stoff der Handlung ihm vertraut, dem Umkreis seines eigenen Lebens und Empfindens entnommen ist, wenn das, was dargestellt wird, ein Stück und Spiegelbild seines eigensten Lebens und Interesses ist und ihm nicht erst zumutet, sich in für ihn fremde Personen und Verhältnisse zu versetzen, sondern den Zuschauer durch sich selbst bewegt. Deshalb kann es sich für den Deutschen nicht um die Wiedererweckung der antiken Tragödie als solcher handeln, sondern um die Schaffung eines Kunstwerkes, das dem deutschen Volke mit Hilfe der Musik das leisten könnte, was den Hellenen ihre Tragödie geleistet hat; und wie dem Hellenen das nur eine Handlung leisten konnte, die ihm das vor Augen stellte, was sein eigenes Leben bildete und ihn selbst im Innersten bewegte, so dem Deutschen nur eine Handlung, die ihm vorführt, was ihn selbst im Grunde bewegt, ein Stück seines eigensten Seins und Lebens, Sehnens und Ringens bildet.

An die Stelle des Ideals der Florentiner rückt dem deutschen Geiste das Ideal des nach Inhalt und Form, Musik und Dichtung deutschen Musikdramas, welches dem deutschen Volke das werden sollte, was dem Griechen die klassische Tragödie gewesen ist. Es hat freilich einer langen Entwickelung, es hat vieler Rückschritte und Mißgriffe, heißer Kämpfe und schweren Ringens bedurft, bis dieses Ideal sich zu voller Klarheit im deutschen Geiste durchgerungen und als das Ideal der deutschen Oper, als das, was sie sein und immer mehr werden soll, durchgesetzt hat. Aber angekündigt hat es sich von Anfang an in dem Widerspruch, den der deutsche Geist immer wieder gegen die italienische und späterhin gegen die französische Oper erhoben, in der Energie, mit welcher sich die Meister, in denen das deutsche Bewußtsein und das deutsche Verständnis der Tonkunst mit besonderer Stärke lebendig war, ein Gluck, ein Karl Maria von

Weber, ein Richard Wagner, nicht etwa nur gegen die Alleinherrschaft oder gegen die Vorherrschaft der italienischen, beziehungsweise der französischen Oper, sondern grundsätzlich gegen diese selbst, wie sie sich entwickelt hatte, gesträubt haben.

Der Widerspruch galt einerseits der Unwahrhaftigkeit, die nach dem deutschen Verständnis von dem Wesen und der Aufgabe der Musik darin lag, daß diese zur Begleitung und Unterstützung einer Handlung herbeigezogen wurde, für welche eine wirkliche, ernstgemeinte, unmittelbare Anteilnahme, wie sie die Musik als Kunst der bewegten Innerlichkeit voraussetzt, gar nicht in Anspruch genommen werden konnte; anderseits galt der Widerspruch dem Umstande, der nur die Folge hiervon war, daß das Verhältnis der Musik zu der Handlung je länger je mehr ein rein äußerliches und mechanisches wurde, also der materialen und der formalen Unwahrheit der Oper, vermöge deren diese zur bloßen Unterlage einer für sich selbst Geltung beanspruchenden Musik, zum bloßen musikalischen Prunkstück entarten mußte. Die Empfindung hiervon sprach sich schon in den Männern aus, welche die Hamburger Oper (1693), das erste volkstümliche Opernunternehmen auf deutschem Boden, begründeten. Ausdrücklich eine „deutsche" Oper sollte diese sein; mit Bewußtsein setzte sie sich der italienischen als deutsche entgegen. Der Stoff der ersten Opern wurde nicht der antiken Mythologie entnommen, sondern der Welt, die dem deutschen Volksgemüt durch die Reformation erschlossen und durch Kirche und Schule vertraut war, der Welt, in welcher die deutsche Frömmigkeit lebte und aus der sie ihre Nahrung zog, der Welt der göttlichen Offenbarung, der Heiligen Schrift. Es waren biblische Dramen, die zuerst zur Aufführung kamen. In der liedmäßigen Melodik Reinhard Keisers (1673—1739) keimte auch eine eigentümlich deutsche Formsprache für die Oper auf. Man vergaß dabei freilich, daß es nicht die Vorgänge der biblischen Geschichte an und für sich sind, denen das Interesse des frommen Gemütes gehört, sondern das religiöse Leben und Ringen, das sie zur Anschauung bringen, und das die christliche Frömmigkeit an ihnen sich vergegenwärtigt; man vergaß, daß es nur diese selbst, die reichbewegte, fromme Innerlichkeit ist, welche in der Tonkunst Ausdruck und Gestalt gewinnen kann, und daß hierfür die Darstellung auf der Szene, schon weil sie das, was Gegenstand der frommen Innerlichkeit ist, veräußerlicht, nicht nur nicht wesentlich, sondern hinderlich ist, weil sie die Musik einengt, an die Einzelheiten und Äußerlichkeiten des geschichtlichen Vorganges bindet, zur Einzelschilderung nötigt und darüber nicht zum vollen Austönen der frommen Innerlichkeit kommen läßt. Indem man biblische Geschichten dramatisierte und dann mit Musik begleitete, veränderte man nur die Szene. Der Vorgang an sich, in seinem szenischen Verlauf, stand in keinem wesentlich näheren Verhältnis zur Innerlichkeit als die Vorgänge der griechischen Mythologie. Was den würdigen Gründern jenes „deutschen" Unternehmens, den Lizentiaten Schott und Lütjens und dem Organisten Adam Reinkens vorschwebte, dies hat in der Form, in der es allein — ohne den Abtrag an Idealität, den die szenische Darstellung den heiligen Gestalten der Offenbarung thun muß, und ohne die Veräußerlichung, welche notwendigerweise damit verbunden ist — möglich ist, in der Form des Dramas ohne Szene, des dramatisch vorgeführten Epos, des Oratoriums der Mann verwirklicht, der nicht zufälligerweise an der Hamburger Oper seine ersten Erfahrungen gesammelt hat, Georg Friedrich Händel.

Die Keisersche Melodik ferner, obschon sie die Knospe darstellt, die sich in Mozarts Zauberflöte zur herrlichen Blüte entfaltete, war doch nur die Knospe, viel zu unentwickelt, viel zu unfertig und unreif, um sich der vollausgereiften, vollwichtigen, in schwellender Schönheit prangenden Melodiensprache der Italiener gegenüber in ihrer Eigentümlichkeit zu behaupten. Seine „Liederchen" eroberten die Herzen und machten die Runde durch ganz Deutschland. Er selbst

aber, wie das ganze Opernunternehmen, erlag dem Einfluß der italienischen Oper, die mit vollen Segeln in Hamburg ihren Einzug hielt. Dennoch war der Appell, den der wackere „musikalische Patriot" an der Hamburger Oper, Johann Mattheson (1681—1764), an die deutsche Tonkunst gerichtet, keineswegs vergeblich.

Neben der vornehmen Oper, der die Welt huldigte, erblühte und behauptete sich in aller Bescheidenheit das deutsche „Singspiel" (Joh. Ad. Hiller, Chr. Friedr. Weiße, Neefe, Wolf u. a.), aus welchem sich die deutsche komische Oper entwickelte (von Dittersdorf, Wenzel Müller, Joh. Schenk, Kauer, Konradin Kreuzer, Lortzing 2c.). Hier ist alles deutsch. Grunddeutsch ist der Inhalt: denn deutsches Leben, vielfach in der spießbürgerlichen Enge jener kleinen Tage, aber auch mit seinem echten, harmlosen, gemütvollen Humor, seiner munteren, oft derben, hanswurstmäßigen, aber gutmütigen Spaßhaftigkeit ist es, was zur Darstellung kommt. Grunddeutsch ist die musikalische Form, denn hier findet das deutsche Lied seine Stätte, in diese Welt des deutschen Gemütes und Humors gehört es herein mit seiner Treuherzigkeit und Schalkhaftigkeit; für sie reicht es trotz der Knappheit und Dürftigkeit, die ihm noch anhaftet, völlig aus. Diesen Werken, in deren besten der Geist des alten Hans Sachs nachspukt, gehörte die Liebe des Volkes. In diese vom Naturlaut des Volksliedes durchklungene Welt hat sich das deutsche Gemüt immer gern geflüchtet, an der Wahrhaftigkeit, gesunden Natürlichkeit und Frische dieser ehrlichen, wenn auch oft hausbackenen Melodik hat sich der deutsche Geist bis heute immer wieder erquickt und vergnügt, wenn er sich von dem berauschenden Entzücken, in welches ihn der berückende Zauber der in Rossinis Opern mit neuer Jugendfrische auf ihn eindringenden italienischen Melodik und der prunkvolle Glanz der alle Mittel des musikalischen Ausdruckes und der musikalischen Charakteristik erschöpfenden und doch in ihrem theatralischen Pathos innerlich so unwahren großen Oper Frankreichs versetzte, wieder ernüchterte und auf sich selbst besann. Der komischen Oper haben auch die deutschen Meister, in welchen sich die dramatische Musik in ihrer vollen Mannesreife darstellt, die besten Klänge ihrer hochentwickelten Formsprache geliehen, so Mozart („Entführung aus dem Serail", „Figaro" 2c.), so Richard Wagner („Meistersinger"). In ihr hat selbst der letztere sich dem Zauber der deutschen Melodie wohlig überlassen.

Um auch die große, die ernste Oper dem deutschen Geiste anzueignen, galt es zunächst, überhaupt darüber klar zu werden, was eine Oper im deutschen Sinne und nach der deutschen Auffassung der Tonkunst sein soll. Ein Deutscher, Christoph Wilibald von Gluck, war es, der zuerst das Ideal des „lyrischen Dramas" feststellte, in welchem der Musik die Aufgabe zufällt, „die Dichtung zu unterstützen und das Interesse der Situation zu verstärken, ohne die Handlung zu unterbrechen oder durch unnütze Verzierungen zu entstellen", und der in den von ihm geschaffenen Meisterwerken großen Stiles mit der Forderung der formalen musikalischen Wahrheit, der Übereinstimmung von Handlung und Musik, vollen, rücksichtslosen Ernst machte. Frankreich hat ihm den nötigen Raum zur Verwirklichung seines Ideales gewährt, aber Wurzel faßte es erst in deutschem Boden. Hier war es Mozart, der die von Gluck in heißen Kämpfen gewonnene Formsprache verdeutschte, indem er sie verinnerlichte und individualisierte. In seinen Opern (man vergleiche nur seinen „Don Juan" mit Glucks „Iphigenie") haben die akademischen Gestalten Glucks lebenswarme Fülle, den Eigenton des Herzens und die naturfrische Sprache der Individualität gewonnen. Noch mehr ist das bei Beethoven der Fall. Was aus Beethovens „Fidelio", dem Triumphlied der deutschen Liebe, uns entgegenklingt, das ist trotz des spanischen Hintergrundes der Handlung der volle Nachtigallenton des im Innersten bewegten deutschen Gemütes, wie er in dieser Unmittelbarkeit, ergreifenden Wahrheit und Kraft nur dem deutschen Volksliede eigentümlich ist.

So sind es trotz der fremden Welt, in welche die Stoffe uns versetzen, doch nach Sprache und Ton grunddeutsche Gestalten, die zu uns reden, es ist in fremder Gewandung die Welt des deutschen Gemütes, die in den Opern der klassischen Meister zur musikalischen Darstellung kommt, am mächtigsten und ursprünglichsten außer in Beethovens „Fidelio" wohl in Mozarts „Zauberflöte". Hier ist die ganze Handlung zum Symbol geworden, die musikalische Individualität Mozarts kann sich, durch keine weitere Rücksicht eingeengt, ganz selbst darlegen und entfalten, die eigene musikalische Sprache reden, und dies war die deutsche, die Formsprache des deutschen Liedes. Aber was für die Verdeutschung der Musik zunächst ein Gewinn und Vorzug war, die Nebensächlichkeit und Unzulänglichkeit des Stoffes, das war für die Oper als Kunstwerk doch noch ein großer Mangel. Diese fordert, soll sie dem Deutschen das leisten, was die alte Tragödie dem griechischen Volke geleistet hat, Verdeutschung auch des Stoffes, d. h. eine Handlung, welche zum deutschen Gemüt in einem inneren Verhältnis steht, ihm das vorführt, wovon es selbst bewegt wird, worin es sein eigenes Empfinden und Ringen wiedererkennt, eine Handlung also, die seine innerste Anteilnahme fordert, sein höchstes Interesse in Anspruch nimmt, also nicht bloß überhaupt dramatisch bedeutende, musikalisch fruchtbare, sondern in Wesen und Stimmung deutsche Stoffe. Sie erst lassen die Musik nach deutschem Verständnis zu voller Geltung kommen.

Die Verdeutschung der Oper nach dieser Richtung im Sinne der sachlichen Wahrheit ist das Verdienst der Romantiker. Schon unter diesem Gesichtspunkt bedeutet Webers „Freischütz", ganz abgesehen von dem unvergänglichen Wert der Musik an sich, nicht bloß eine kunstgeschichtliche, sondern eine entscheidende deutsche That. Die deutsche Oper war damit gewonnen, die Richtung, in welcher sie sich zu entwickeln hat, gewiesen. Es bedurfte nur noch des unbeugsamen Idealismus und der rücksichtslosen Konsequenz Richard Wagners, um das Ideal des „deutschen Musikdramas" zur Anerkennung zu bringen und im deutschen Volke einzubürgern.

Darin liegt Richard Wagners Bedeutung für die Entwickelung der deutschen Musik, beziehungsweise der deutschen Oper. Gewiß sind die einzelnen Musikdramen, in denen er das Ideal zu verwirklichen begonnen hat, leuchtende Muster der Gattung, aber das Ideal selbst ist mit ihnen nicht erschöpft, weder nach dem Inhalt noch nach der Form. Es ist nicht nach dem Inhalt erschöpft, denn es gibt noch andere Gebiete, denen das deutsche Musikdrama seine Stoffe entnehmen kann, als das des deutschen Mythus und der deutschen Heldensage. Das beweisen Wagners „Meistersinger", das beweist der durchschlagende Erfolg von Humperdincks „Hänsel und Gretel". Es gibt noch Stoffe genug, in denen das deutsche Gemüt sein eigenes Leben wiederfindet, und die der musikalischen Gestaltung harren. Aber das Ideal ist auch nicht hinsichtlich der Form erschöpft. Gewiß ist Wagners musikalische Formsprache eine einzigartige, epochemachende, und sie wird als solche auf längere Zeit die musikalische Phantasie beherrschen oder doch beeinflussen, vielleicht mehr, als der Kunst selbst heilsam ist. Aber gerade das, daß sie rechtverstanden einzigartig, nämlich nicht bloß individuell, sondern singulär ist, daß sie mit strenger Ausschließlichkeit und Folgerichtigkeit der Sache angepaßt ist, wie von ihr hervorgebracht und von ihr unabtrennbar erscheint, gibt ihr den Charakter des spezifisch Deutschen und läßt sie als vorbildlich erscheinen. Nicht um in Formlosigkeit zu verfallen, hat sich Wagner von der überlieferten Form losgemacht, sondern um der dramatischen Musik die volle Wahrheit in der Formgebung zu sichern. Nicht das, was, und nicht, wie er's gemacht hat, ist an ihm das Große, das Bleibende und Maßgebende, sondern das, daß er deutsch war in seinen Stoffen, deutsch, d. h. individuell und wahr in der musikalischen Sprache, in der er sie darstellte. Nicht dadurch wird das von ihm endlich

zur Geltung gebrachte deutsche Ideal des musikalischen Dramas gefördert, daß man nun Wagners Formsprache selbst nachahmt, sondern dadurch, daß man rücksichtslos Ernst macht mit dem Gedanken, daß jedes Kunstwerk (jeder Stoff) seine nur ihm zukommende besondere Formsprache fordert (objektive, sachliche Wahrheit), und daß jede künstlerische Individualität bei aller Objektivität ihre eigene Sprache reden soll (subjektive, persönliche Wahrheit). Vorbildlich und maßgebend an Richard Wagners Tonsprache ist nicht zunächst, wie sie lautet, sondern was sie anstrebt: der hohe Idealismus, der sie dem dramatischen Zweck schlechthin unterordnet und streng an die Sache bindet, sowie der kräftige Individualismus, vermöge dessen sie alles bloß Hergebrachte, alle Entlehnung vermeidet und stets Wagners eigene, persönliche Sprache bleibt. Ihn äußerlich nachahmen heißt also, ihn verleugnen.

Derselbe Grundsatz der sachlichen (objektiven) Wahrheit und der persönlichen (subjektiven) Wahrhaftigkeit, des Idealismus und des kräftigen Individualismus gilt für die angewandte Musik überhaupt, die sich die Aufgabe stellt, eine Dichtung in Töne zu kleiden, musikalisch auszulegen und nachzuschaffen, um dadurch den dichterischen Ausdruck zu verstärken, die dichterische Wirkung zu erhöhen. Nie soll die Dichtung bloß den Vorwand abgeben, um Musik zu machen, nie der „texte“ zum „prétexte“ werden. Was durch die Verbindung von Poesie und Musik entsteht, soll innerlich wahr sein; es ist aber innerlich wahr nur, wenn beide Künste einander gegenseitig bedingen, durch ihr Zusammenwirken ein Neues erzeugen, das mehr ist als ein bloßes Gedicht oder als ein bloßes Tonstück. Dies gilt nicht bloß von Werken großen Stiles, wie Mendelssohns „Walpurgisnacht“, Schumanns „Paradies und Peri“, „Der Rose Pilgerfahrt“, Gades „Comala“, Bruchs „Frithjof“, „Odysseus“, Brahms' „Schicksalslied“, Scholz' „Glocke“ &c., welche die in das dichterische Wort gebannte Welt von Stimmung und Handlung in plastischer Fülle gestalten und das Gedicht nach der Höhe und Tiefe ausführen und beleben, so daß das Ganze zum bloßen Gedicht sich ungefähr verhält wie das ausgeführte Bild zur Skizze; es gilt ebenso von dem Kunstwerk im kleinsten Rahmen, dem Liede, bei welchem die Musik die Aufgabe hat, im Rahmen eines geschlossenen Tonbildes das dichterische Wort treu und voll wiederzugeben. Das nur fordert die deutsche Auffassung der Tonkunst als der Kunst tönend bewegter Formen, daß der poetischen Einheit immer auch die musikalische Einheit entspreche, daß die einzelnen Glieder der Komposition, so eng sie sich den Wendungen des Textes anschließen, durch eine ideale Melodie zusammengehalten werden und dadurch als ein musikalisches Ganzes sich erweisen.

Der deutsche Idealismus bewährt sich gerade in dem unerschöpflichen Reichtum von Tönen und Weisen, in welchen die Welt der deutschen Poesie Gestalt gewinnt, und der deutsche Individualismus in der unbegrenzten Mannigfaltigkeit der Auffassung, in welcher das Wort des Dichters sich spiegelt. Denn das ist das Eigentümliche, das Große und Herrliche am deutschen Kunstliede, daß es nicht bloß den dichterischen Text in richtigem musikalischem Vortrag wiedergibt, gleichsam musikalisch stilisiert, sondern daß in der Auffassung des dichterischen Textes, in der Weise, wie ihn der Künstler in Töne umgießt, die bewegte Innerlichkeit, die Seele des Meisters mitklingt. Ein und dasselbe Gedicht eines Goethe, eines Mörike — von wie vielen Meistern ist es in Musik gesetzt worden! Wir schwanken, welchem wir den Preis zuerkennen, welchen wir als den bezeichnen sollen, dem der Wurf gelungen sei, der die Absicht des Dichters am meisten getroffen habe. Sie sind alle vielleicht objektiv wahr, sie haben vielleicht alle das dichterische Wort rein und voll wiedergegeben, aber jeder in seiner Weise, jeder so, wie es in ihm widerklang, so wie er in seiner Sprache äußern kann, was es in seiner Seele geweckt hat. Es muß also der einzelnen künstlerischen Individualität überlassen bleiben, zu welcher Form der musikalischen

Darstellung sie greifen und wie sie die Forderung der musikalischen Einheit mit der Aufgabe, dem Text in allen seinen Wendungen zu folgen und alle seine Züge wiederzugeben, vereinigen will.

Wohl ist dabei der Einzelne von seiner Zeit abhängig; von Zelter, Reichardt, Berger, den Meistern der einfachen Liedform, wird niemand erwarten, daß sie den „Erlkönig" musikalisch so wiedergeben wie Schubert, Beethoven, Löwe. Das aber sind die Größten, die, wie Franz Schubert, im Liede der Meister aller Meister, über alle nur erdenklichen Formen der musikalischen Wiedergabe mit königlicher Freiheit verfügen und jedem Liede, dem einfach sinnigen, wie Goethes „Haidenröslein" (s. Tafel bei S. 561), und dem hochdramatischen, wie desselben Dichters „Erlkönig", diejenige musikalische Gestalt verleihen, die sich nicht bloß als das musikalische Gewand des Textes, sondern als der Leib darstellt, dessen bewegende Seele das Wort des Dichters ist. Ob ein Meister mehr darauf ausgeht, zu dem Dichterworte nur die Weise zu fügen, in der seine Grundstimmung widerhallt, wie die älteren Liedermeister bis auf Mendelssohn, und diese mit allen Mitteln des Ausdruckes zu vertiefen, harmonisch zu sättigen, rhythmisch zu beleben und zu individualisieren, ob er, wie Robert Franz, die Accente der Dichtung bis ins einzelne hinein wiederzugeben, ob er, wie Robert Schumann, das Dichterwort in förmliche Tongedichte von feurigem Schwung und hinreißender Kraft umzugießen vermag, die nicht nur die singende Seele des Dichters in die Töne bannen, sondern auch die Stimmung der Landschaft, die Individualität des Singenden, den Grundton der Umgebung zum Ausdruck bringen, ob er, wie Johannes Brahms in so manchen seiner tiefgründigen Lieder, und noch mehr Hugo Wolf, auch das psychologische Werden der im Liede sich auslebenden Stimmung anklingen läßt: deutsch macht das Lied immer dieses zweifache, daß es seinen eigenen Ton und daß es dabei seinen individuellen Eigenton hat, daß die Tonsetzung nichts weiter anstrebt, als die volle und treue Wiedergabe der das Dichterwort durchklingenden Bewegung der Dichterseele, und daß sie diese Bewegung in den Klängen wiedergibt, welche sie nach dem Gesetze des Mittönens in der Seele des Tondichters zum Erklingen gebracht hat. Gerade vom Liede gilt im erhöhten Grade, was nach deutscher Auffassung von der Musik überhaupt gilt. Dieser deutschen Auffassung hat Schiller treffenden Ausdruck mit dem Distichon gegeben:

„Leben atme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus."

11.

Die deutsche Dichtung.

Von

Jakob Wychgram.

Die deutsche Dichtung.

Schiller hat einmal gesagt („Wallensteins Tod" II, 3):

> „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
> So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln."

Ein bedeutendes Bild liegt in diesen Worten. Aus dem Kern der Frucht vermögen wir nicht nur auf die Frucht selbst, sondern auch auf den Baum, auf seine und seiner Blätter Form und Farbe mit Sicherheit zu schließen; wir können daraus das ganze Gebilde wiederherstellen, von dem der kleine Kern nur ein Teil war. Und wiederum liegen alle Teile dieses Gebildes im Kern als Möglichkeit vor. So ist es, meint der Dichter, auch mit dem geistigen Menschen. Der tiefen ursprünglichen Anlage entspricht die That des Einzelnen. Wie der Kern der Pflanze sich nur nach seiner gegebenen Art entwickeln kann, wie alle äußeren Bedingungen die Pflanze wohl schwächer oder stärker werden lassen oder auch die Richtung ihres Wuchses beeinflussen können, niemals aber sie zu etwas wesentlich Anderem umzubilden vermögen, so ist auch uns durch die uns anerschaffene Anlage die allgemeine Richtung der Entwickelung vorgezeichnet. Mögen das Leben und die Erfahrung, die denkende abwägende Betrachtung der Dinge und des Geschehens dem einzelnen Geiste eine noch so reiche Fülle zubringen: in den großen Augenblicken des persönlichen Lebens bleiben doch die angeborenen Antriebe entscheidend.

Das haben gerade unsere deutschen Dichter in mannigfaltiger Weise ausgesprochen. „Wie du geworden, so wirst du dich wenden", läßt Wilhelm Jordan die Nornen singen, die da im voraus wissen, wie Siegfrieds „Wahl" sein wird. In einem seiner tiefsten Gedichte sagt Emanuel Geibel:

> „Wie Zeit und Schicksal immer uns bilden mag,
> Doch waltet machtvoll über der Scheitel uns
> Der Stern der Kindheit fort . . . . ."

und Goethe in den „Urworten":

> „Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
> So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Es wäre ein Kleines, aus unseren Dichtern Stellen ähnlichen Inhaltes zu häufen; der Deutsche verlegt den Schwerpunkt aller Entwickelung in das Innere, in das Individuelle, ganz

im Gegensatz zu den Franzosen, aus deren Mitte zweimal die Lehren von der Allgewalt äußerer Einflüsse, der „Umwelt“, erstanden sind, und in deren mechanischer Lebensauffassung „des Menschen Kern“ eine nur geringe Rolle spielt.

Wir dürfen ohne Bedenken jenen Spruch Schillers erweitern und ihn auf ein ganzes Volk anwenden. Auch in den Millionen von Individuen, aus denen es sich zusammensetzt, walten ursprüngliche Anlagen, die allen oder der überwältigenden Mehrheit gemein sind, und die Entwickelung des Volkes ist von diesen Anlagen geleitet und bestimmt worden. Wäre es uns gegeben, sie ohne weiteres zu sehen, das Ursprüngliche mühelos von dem durch Schicksal und Zwang Hinzugefügten zu unterscheiden, so würden wir leicht alle Entwickelung unseres Volkes, auf welchem Gebiete es auch sei, erkennen und bestimmen können. Dem ist aber nicht so. Den „Kern“ des Volkes zu untersuchen, gibt es kein anderes Mittel, als aus den Äußerungen des Volkslebens zurückzuschließen. Wir müssen in der verwirrenden Fülle vielseitigsten Wollens und Handelns die treibenden Kräfte zu finden suchen, den gemeinsamen und oft wiederkehrenden Regungen nachgehen, aus denen sich die Wiederholung gewisser nur bei diesem Volke so gefundener Züge erklärt.

Wenn wir nun versuchen, aus dem, was unser Volk auf dem Gebiete der schönen Litteratur geschaffen hat, Schlüsse auf seine Eigenart, auf seine ursprünglichen Anlagen, Empfindungen und Vorstellungen zu ziehen, so müssen wir uns sowohl der gewaltigen Fülle des Stoffes als auch der Versuchung zu raschen Schlüssen gegenüber oft Bescheidung auferlegen. Der Versuch, diese Aufgabe zu lösen, wird hier überhaupt zum ersten Male unternommen.

I.
Allgemeines.

1. Der Individualismus im deutschen Schrifttum.

Man macht oft die geographische Lage unseres Landes verantwortlich für den verhängnisvollen Zug zur **Vereinzelung**, der in unserer ganzen Geschichte gewaltet hat, und der, wenn ihm auch einzelne unschätzbare Vorzüge der deutschen Entwickelung zu verdanken sind, doch unser politisches, wirtschaftliches und wohl auch geistiges Dasein oft geschädigt und schwer gefährdet hat. Es ist nicht zu leugnen, daß die Gestalt des deutschen Bodens mittelpunktsflüchtige Strebungen ungemein begünstigt, und wir werden jener Ansicht so viel Recht nicht absprechen, wie sie erweisen kann. Aber der eigentliche Grund jener beherrschenden Erscheinung unserer Geschichte liegt doch wohl tiefer; er ist innerlicher Art.

Wer die deutschen Lande des Nordwestens, von der holsteinischen Westküste bis zum Dollart, durchwandert, jene Gebiete, wo kein römischer und kein slawischer Zusatz die ursprüngliche Art geändert hat, dem wird bald auffallen, wie die Menschen verstreut wohnen, auf einzelnen Gehöften, weit voneinander getrennt; selbst die dörfliche Ansiedelung ist nicht eng zusammengeschlossen, sie strebt sozusagen auseinander. Das entspringt nicht der Art des Landes, sondern der eingeborenen Art der Menschen. Verschlossen gehen diese markigen Männer einher, des gesprächigen Wortes unfroh, jeder mit seinen Nächsten und seinem Gesinde eine Welt für sich darstellend, scheu und mißtrauisch nicht nur gegen den Fremden, sondern auch gegen den verwandten Nachbar. Aber wem es vergönnt ist, tiefer in diese Naturen hineinzublicken, der wird staunend gewahr, welch reiches inneres Leben unter dieser harten und vielfach unfreundlichen Hülle waltet; und zumal das eine tritt ihm immer wieder entgegen: jeder von diesen Männern stellt ein

Besonderes dar und will ein Besonderes sein; es lebt in ihnen ein starker Individualismus. Im romanisch durchsetzten Westen und Süden oder im slawisch beeinflußten Osten nimmt der Deutsche so starken Anteil an den Dingen, die außer ihm sind, an den Menschen und Einrichtungen, die ihn umgeben, daß er darüber etwas von sich selbst verliert. Der Friese nimmt an diesen Dingen und Menschen weniger Anteil; er kehrt das Auge nach innen, und in der gewollten Einsamkeit leben sich die inneren Antriebe aus; eine nimmer müde Reflexion über sich selbst, über das Leben und den Tod, über das eigene Schicksal und das eigene Wollen spinnt sich um sein Wesen. Er lebt in einer Sphäre selbsterarbeiteter Gedanken und Empfindungen, und diese wieder setzen sich zu einer dauernden Lebensstimmung um, die, so nahe verwandt sie dem Fernerstehenden mit der des Nachbars erscheinen mag, doch eine besondere, individuelle Prägung hat. So entwickelt sich immer wieder der Sinn und die besondere Wertschätzung für die starke, eigenartige Persönlichkeit; es lebt in jenem Nordwestdeutschen, den wir ohne Bedenken den Typus des Deutschen überhaupt nennen dürfen, weil sich in ihm unsere nationale Art am reinsten erhalten hat, der Sinn für das Individuelle, die Liebe zu einem fast überreich ausgestalteten Innenleben, zur Einkehr in sich. Jene unendlich feinfühligen, reichbesaiteten Gestalten Theodor Storms, die durchaus nicht ersonnen sind, sondern zahlreich im Leben wandelten und noch wandeln, sind bezeichnend für diese Art.

Wir dürfen die Überzeugung äußern, daß die Freude an der Persönlichkeit dem Deutschen mehr als anderen Nationen eigen sei. Gerade der Deutschen Größter hat das Wort gesprochen, daß „das höchste Glück der Erdenkinder" die Persönlichkeit sei; und das ist kein Zufall. In der deutschen Litteratur, die allerdings darin das Wesen aller germanischen Litteraturen widerspiegelt, herrschte von Anfang an und auf allen Entwickelungsstufen bis zum heutigen Tage die Welt des Persönlichen, mit all den Problemen und all den Gedankenkreisen, die daran haften. Man wird sich dessen recht bewußt, wenn man die Litteratur der romanischen Völker vergleicht. Auf den höchsten Höhen der romanischen Litteraturentwickelung fehlt allenthalben das rein um seiner selbst willen vorhandene persönliche Moment. Wo findet sich bei Corneille, bei Racine, bei Molière eine reich individualisierte Gestalt? Cid, Cinna, Polyeukt; Athalia, Phädra, Iphigenie; und nun gar „der" Tartüffe, „der" Geizige, „der" Bürger als Edelmann, „der" eingebildete Kranke, „der" Menschenfeind — alles sind nicht Individuen, sondern Typen. Der Franzose ist ein gesellschaftliches Wesen in vollkommenster Form; seine dichterischen Gestalten sind es nicht minder. Und wo wäre bei Dante, bei Tasso, bei Ariosto überhaupt die Freude an individualisierender und doch wieder auf das Ganze gerichteter Auffassung einer großen Persönlichkeit wahrnehmbar? Selbst die tiefsinnige Gestalt des Don Quixote, die gewiß der germanischen Auffassung am nächsten steht, sie ist doch im Grunde ein Tendenzgebilde, so sehr Cervantes sie zuzeiten von den Schlacken ihres Ursprunges zu reinigen strebt und versteht.

Wie anders in unserem Schrifttum! Gleich an seiner Schwelle erhebt sich die Gestalt des alten Hildebrand; er steht in einem Konflikt, der in rein menschlichem Verhältnis begründet ist, und dessen Wirkungen in die Tiefen des Herzens greifen. Mitten in eine von Grund aus aufgeregte Gefühlswelt trägt uns der Dichter, und wenn er nach der Weise jener Tage die Reflexion vermeidet, so weiß er doch die herbe Thatsächlichkeit mit sicherem und des Anteils nicht ledigem Worte uns vor die Seele zu stellen; wer sich in die wenigen erhaltenen Zeilen versenkt, fühlt mächtig die Abwandlung der Gefühle, die sittliche Furcht und die Ergebung in das Unvermeidliche, das blutende Vaterherz. Welche Teilnahme an einem ganz individuellen Vorgang

bezeugt uns die Thatsache, daß dieses Hildebrandslied weit verbreitet war, und daß der Deutsche es immer und immer wieder mit schaudernдem Mitgefühl in der Waffenhalle singen hörte.

Die unvergängliche Bedeutung unserer Nationalepen, des Nibelungenliedes und der Gudrun, gründet sich gleichfalls auf die großen und tiefen Persönlichkeiten. Es liegt in ihnen nicht nur im landläufigen, sondern auch im Goethischen Sinne ein „Dämonisches“, von dem die deutsche Seele immer wieder geheimnisvoll angezogen wird und das nur ihr ganz verständlich ist. Bedeutende französische Litterarhistoriker haben sich mit beiden Gedichten eingehend beschäftigt, und soweit ernstlicher Wille des Fremden es vermag, haben sie in den tieferen persönlichen Gehalt einzudringen versucht; aber aus allem, was sie schreiben, fühlt man die Grenze des Verständnisses heraus: sie wird durch die nationale Eigenart gezogen. Beide Lieder haben das Motiv der Treue, das sich in dieser beherrschenden Bedeutung und reichen Ausgestaltung nur in deutscher Dichtung findet. Die Treue erscheint durchaus nicht als eine Eigenschaft neben anderen, als ein Zug, der fehlen könnte, sondern als das, was den Personen das Gepräge gibt, als ihr Wesen und Sein. In einfacher, durchsichtiger Schönheit steht Gudrun da, in Leid und Elend ihrer selbst und des fernen Geliebten gewiß, geschützt vor Kleinmut und Verzweiflung durch das Gleichmaß der Seele, das auch in späteren Zeiten unsere Dichter so oft als die Wirkung der Liebe gepriesen haben. Reicher, vielgestaltiger, bedeutender ist die Welt des Persönlichen im Nibelungenliede. Auf einfachen Grundlagen entwickeln sich hier großartige Charaktere, die in sich viele Möglichkeiten deutschen Wesens dichterisch darstellen; deutlich fühlen wir des unbekannten Meisters Anteil an dem Innenleben dieser Menschen, seine Freude an ihrem Wollen und Sein. Dem deutschen Fühlen heimlich und vertraut ist die sonnige Gestalt Siegfrieds; auch ohne um den mythologischen Kern zu wissen, wird der Deutsche ergriffen von der Sieghaftigkeit seines Wesens und von seinem frühen Tode durch die Hand arglistiger Rachsucht. Es liegt in uns eine schmerzliche Empfänglichkeit für den frühen Untergang dessen, was schön und glänzend ist; uns sind die Siegfriede und Konradine ans Herz gewachsen, und der Anteil an Max Piccolomini wie an dem großen Dichter, der diese Gestalt geschaffen hat und selbst so früh abscheiden mußte, mag mit jenem wehmütigen Zuge in unserer Natur zusammenhängen, der da beweint, daß früher Untergang das Los des Schönen auf der Erde ist, daß die reiche und hoffende Entwickelung zur Persönlichkeit in der Blüte unterbrochen und geknickt wird.

Und welch eine Gewalt des Persönlichen in den beiden Hauptgestalten, in Kriemhild und Hagen. Der Dichter schöpft aus den Tiefen der deutschen Natur, und matt und blaß erscheint gegen diese Menschen alles, was die mittelalterliche Litteratur der romanischen Völker je geschaffen hat. Die Abwandlung der Leidenschaft in Kriemhildens Seele, die Umwandlung des friedvoll liebenden Weibes, das „wie das Morgenrot aus trüben Wolken leuchtet“, in die dämonische racherfüllte Vernichterin ihres ganzen Geschlechtes; das gewaltige Pflichtbewußtsein in Hagens vorausschauender Seele, die Grausen erregende Selbstüberwindung, mit der er beschworene Treue auch dann noch hält, als sie thöricht, grausam und verderblich erscheint; der aus dem Grunde einer starkgefügten, mit sich selbst felsenfest einigen Seele aufsteigende Stolz und Trotz, als er in Strömen rauchenden Blutes steht und rings um ihn alles dahinsinkt, was ihm lieb und wert ist; der herbe Spott, mit dem er, auch als seine Herren tot sind und ihr Tod ihm die Freiheit zu handeln wiedergegeben hat, doch das Geheimnis und die Treue wahrt; dann auch die Männer, die in diese letzten Kämpfe mit hineinspielen, der Markgraf Rüdeger, in dem edlen, tief erregenden Streit der Pflichten, der ihn zum Himmel aufschreien läßt um Erleuchtung, (Nib. XXXVII, 2154), der junge Giselher, im Lenze des Lebens, in der Maienblüte der

Hoffnung auf Glück und Frieden zermalmt von seiner Schwester Willen — das alles sind psychologische Gebilde von wundervoller Feinheit und zeigen, mit welcher magischen Gewalt der Mensch, die geschlossene Persönlichkeit schon unsere Vorfahren anzog.

Denselben Zug weist auch die Blüte des Kunstepos auf. Wie die moderne deutsche Dichtung, und nur sie, den Faust hat, so hat das deutsche Mittelalter, und nur das deutsche, den Parzival. Es ist wunderbar, ein französisch-keltischer Stoff wird zu uns übertragen, ein deutscher Dichter ahmt die fremde Form, ja bis zu einem gewissen Grade die Anordnung des ganzen Gebildes nach, er ragt in der Kunst der Darstellung nicht einmal über den Franzosen empor: und doch schreitet er weit über sein Vorbild hinaus durch die Vertiefung der Hauptperson. Der Parzival Wolframs trägt die Züge jenes oben gezeichneten deutschen Wesens: die Bedingungen seines Werdens liegen in ihm selbst, und alles, was ihm von außen her geschieht, dient doch nur einer inneren Entwickelung, es wird zum seelischen Besitz verarbeitet durch grüblerisches Nachdenken, durch beständige, groß und tief geartete Selbstbesinnung.

Die dunkeln Zeiten, da unsere Litteratur dem Dornröschen gleich, wie Uhland sagt, in langen, tiefen Schlaf verfallen war, sind gleichwohl nicht ergebnislos für unsern Gedanken. Wohl ist unter dem Drucke engen städtischen Lebens, unter dem schwereren Drucke äußerer Not und den verheerenden Wirkungen großer Kriege, noch mehr aber unter dem unheilvollen Einflusse des Auslandes, dem eine auch mit unserer Natur zusammenhängende Neigung sich zu leicht hingab, der frische Sinn für die sich auslebende Persönlichkeit weniger hervorgetreten; aber wir dürfen doch sagen, daß er eben nur keine große litterarische Äußerung in den Kreisen fand, in denen unser Schrifttum damals gepflegt wurde. Er lebte darum doch im Volke. Wo eine Persönlichkeit auftrat, die jene „Totalität“ besaß, die später Schiller als das Ziel jedes bedeutenden Menschen aufgestellt hat, da fiel ihm das Volk jubelnd zu. Und selbst jenen stillen Werkstatt- und Stubenphilistern, die das 15. und 16. Jahrhundert uns bescherte, schwillt das Herz und quillt das Wort poetischer empor, wenn sie sich an einen Mann wie Luther wenden dürfen. Aber, was der Litterarhistoriker in jenen Kreisen entbehrt, das findet er reichlich in den tieferen Schichten. Hier singt es und klingt es, hier webt in Feld und Wald, in Scheune und Küche, auf Straßen und Flüssen, zu Land und zu Wasser das deutsche Volkslied: eine Welt persönlichsten Gefühles erschließt sich in ihm jedem, der seinen Klängen zu lauschen vermag; Einfachheit und Tiefe gesellen sich zu einander in diesen Liedern, die da singen von allem, was das Herz bewegt; staunend haben wir in den letzten fünfzig Jahren erfahren, wie reich, wie vielseitig das persönliche Leben unserer Vorfahren im Volksliede Ausdruck findet, und es wird nicht Überhebung sein, wenn wir auch auf diesem Gebiete dem deutschen Volke Größeres, Schöneres zusprechen, als alles das ist, was andere Völker besitzen.

Und wie im Volksliede, so ist es im Kirchenliede. Als alles wankte, als vor innerem und äußerem Drucke in den regierenden Schichten kaum einer das Haupt hochzutragen wagte, wie es dem Deutschen geziemt, da flüchtete sich das Gemüt des Volkes in sein Kirchenlied; hier fand es den Widerhall seiner innersten Bedürfnisse; hier kam das tröstliche Gefühl zum Ausdruck, daß es über den alles niedertretenden und verflachenden Gewalten der Welt andere Mächte gibt, insbesondere die Macht Gottes, und gerade der eine von unseren Mystikern schon früher oft ausgesprochene Gedanke kam hier zur deutlichen Geltung, daß das Versenken und Aufgehen in Gott dem unfreien Menschen erst die wahre Freiheit, d. h. die Persönlichkeit, wiedergibt.

Unsere große klassische Periode liefert den schlagendsten Beweis für unsere Ansicht. Ist es nicht schon merkwürdig, daß der erste „nationale Gehalt“, wie Goethe selbst sagte, in unsere

Litteratur durch eine alles überragende Persönlichkeit, durch Friedrich den Großen kam? Ist es ferner nicht bezeichnend, daß, als Klopstock begann, die Wertschätzung und Verehrung altgermanischer Eigenschaften wieder zu pflegen und zu empfehlen, man diese Bestrebungen um eine Person gruppierte, der man zu dem Zwecke ein geistiges Leben lieh, das sie vielleicht nie geführt hatte: Arminius? Ist es nicht bezeichnend, daß die Nation gerade dem Manne zujubelte, der zuerst statt aller jener Doris und Phyllis und Damon, die dem Deutschen nichts bedeuten, weil sie inhaltsleere Typen sind, wirkliche Menschen einführte; und wenn sie Gieseke, Ebert oder sonst einen gewöhnlichen Namen führten, die Zeitgenossen fühlten, daß hier Freundschaften gefeiert wurden, die mit Menschen von Fleisch und Blut geschlossen waren.

Man braucht nicht zu fürchten, zu weit zu gehen, wenn man von unseren beiden großen Klassikern behauptet, daß das persönliche Element in ihrem Leben und ihrer Dichtung zum guten Teil ihre große Volkstümlichkeit, ihre außerordentliche mittelbare und unmittelbare Einwirkung auf alle Deutschen erklärt.

Goethe hat selbst gesagt, daß alles, was er geschrieben habe, ein „Bekenntnis" sei. In der That sind fast alle seine Werke eine Widerspiegelung seiner individuellen Zustände. Er ist ein im Schillerschen Sinne durchaus naiver Dichter; er gibt sich selbst, aber indem er sich selbst als ein Stück der Schöpfung gibt, das des Interesses und der Betrachtung wert ist, objektiviert er sich selbst; er „ist Natur". Wir dürften also in Goethe insofern die Krönung, den vollendetsten Ausdruck deutschen Geistes sehen, als er in allem, was er ist und sagt, durchaus Persönlichkeit ist. Von seinen Liedern, deren jedes durch eine „Gelegenheit aufgeregt" ist, d. h. einer durchaus persönlichen Stimmung entsprang, brauchen wir nicht weiter zu sprechen. Aber auch in seinen großen Dichtungen tritt dieser hervorragend deutsche Zug beständig zu Tage. In „Werther", „Tasso", „Iphigenie", „Wilhelm Meister" und „Faust" gipfelt das Persönliche; die ganze Fülle inneren Erlebens mit seinen quälenden, seinen erhebend begeisternden, seinen ruhig betrachtenden Bestandteilen und Augenblicken liegt in diesen Dichtungen. Insbesondere ist der „Tasso" ein so durch und durch individuelles Stück, daß z. B. die französische litterarische Kritik gar nicht mit ihm fertig zu werden vermochte und vermag, es ist dem Franzosen eine fremde Welt, dieses über die Maßen gesteigerte Persönlichkeitsgefühl; seine Maßstäbe versagen hier. Allerdings werden wir in anderem Zusammenhange zeigen, daß Goethe hier auch in das Widerspiel verfällt, das dem Deutschen eignet: die überreiche Individualität zerbricht die dichterische Form.

Bei Schiller werden wir diese Richtung unseres Gedankens nicht verfolgen dürfen; die Ausbeute würde gering sein. Freilich ist sein Dichten nicht so ganz des „Bekenntnisses" im Goethischen Sinne bar, wie es viele Litterarhistoriker haben darstellen wollen. Dafür aber entspricht er in anderer Weise demselben nationalen Bedürfnis: er ist der Schöpfer großer, geschlossener, tief angelegter Persönlichkeiten. Im „Wallenstein" und im „Tell" findet der Deutsche die innersten Züge seines eigenen Wesens wie in einem glänzenden Spiegel aufgefangen. Gemischt aus riesiger, gewaltigwollender Thatkraft und einem Hang zum Wägen und Grübeln, aus intuitivem Blick für das Wesen der Dinge und einem mystischen Zuge, der die erkannte Wirklichkeit wieder mit einem Gewebe von subjektiven, willkürlich abergläubischen Auffassungen umspinnt, so steht der Feldherr da, germanischen Wesens voll wie Hamlet. In Maxens sonniger und Theklas wehmütiger Gestalt klingt wieder das alte deutsche Thema an, das wir schon oben andeuteten; und ihnen gegenüber steht Oktavios Welt des Scheines und des Truges, ausgestattet mit all den Zeichen welschen Wesens, gegen das eine alte Abneigung in der Brust des Deutschen lebt und auch hier hervorbricht. Im Tell schuf Schiller die volkstümlichste Gestalt, die unsere Dichtung

überhaupt besitzt. Wir werden später die Gründe dieser Volkstümlichkeit aufweisen und damit tiefere Blicke in die Seele unseres Volkes thun.

Es würde zu weit führen, in dieser zunächst nur allgemeinen Charakteristik den kennzeichnenden Zug deutschen Wesens, den Hang zum Individuellen, zum Persönlichen auch an den Neueren ausführlich zu erweisen. Die Romantiker setzen in dieser Hinsicht nur die Art Goethes und Schillers fort; das junge Deutschland thut dasselbe; und in unserer modernen Novellistik, insbesondere in Storm und Heyse, hat dieser Zug eine so völlige Herrschaft über alle anderen Probleme errungen, daß ein Zweifel daran, ob er ein oder vielmehr das Zeichen deutschen Geistes sei, füglich nicht mehr bestehen kann. Überall sind es innerliche Fragen, Probleme individuellster Art, die dort erörtert werden, während in der französischen Litteratur der neueren und neuesten Zeit derartige Fragen gegenüber der breiten Herrschaft der äußerlichen „Zuständlichkeit" kaum oder nur in nebensächlicher Geltung stehen. Wer einmal daraufhin, um vom Allerneuesten zu sprechen, die Romane von Zola und die von Sudermann vergleicht, wird fühlen, was wir meinen; was ist dort der Mensch gegenüber der Welt der sichtbaren und greifbaren Dinge! Und was sind hier die sichtbaren und greifbaren Dinge gegenüber der Welt des Menschen und seines innerlichen Lebens und Wollens!

Dürfen wir so den individualistischen Zug ohne Bedenken für eine durchaus deutsche Eigenheit in unserer Dichtung halten, so wird diesem Zug eine Reihe von Erscheinungen entsprechen, die unserem Schrifttum erb- und eigentümlich sind.

Es wird zum Wesen der Persönlichkeit gehören, daß sie, ganz äußerlich betrachtet, zwei herrschende Bedürfnisse hat, die im Grunde ein und dasselbe sind: Schutz und Geltung, Abwehr des Störenden, Hemmenden, und Ausbreitung der eigenen Machtsphäre. Dies sind die allgemeinen Attribute menschlicher Individualität; je reicher das innere Leben, desto mächtiger jene beiden Bedürfnisse. Das enthält die Erklärung dafür, daß in unserem deutschen Leben wie in der Dichtung der Kampf eine so außerordentliche Rolle spielt. Man würde fehl gehen, wenn man für die alten und älteren Zeiten diesen Zug auf die Rechnung der Zustände setzen wollte, die bei allen Völkern mehr oder weniger dieselben waren, und in denen das tägliche Leben „auf die Spitze des Schwertes" gestellt war. Kampf und Sieg waren bei unseren Altvordern Selbstzwecke, umwoben von dem hellen Glanze dichterisch verklärender Auffassung. Unsere Mythologie kennt nichts Schöneres für den Menschen, als den Kuß der Walkyrie zu empfangen und durch den Tod in der Schlacht in ein Dasein entrückt zu werden, wo wiederum Kampf und Sieg den Tag beglückend ausfüllen. Und in den Epen des Mittelalters ist es nicht anders: wie schwellt es den Recken die Brust, wenn die Schwerter schneiden, und wenn die gewaltige Kraft, die in Herz und Muskeln lebt, sich in ungefügem Anprall äußern darf; wie erbebt Gunther im tiefsten Inneren, als es ihm mißlingt, dem hünischen Weibe gegenüber seiner Mannheit Geltung zu verschaffen; mit welchem Behagen weilt der Sänger bei den Einzelkämpfen der notbedrängten Nibelungen; welcher Gemütsanteil spricht aus den Worten, mit denen Volkers blutige Fidelstreiche erzählt werden; und eher willigt der germanische Recke in die völlige Zerstörung, in den Untergang, als in eine Fesselung und Beschränkung der gewaltigen Persönlichkeit. Wie schreitet der alte Wate umher, mit seinem guten Schwerte um sich schlagend und das Blut der Normannen verspritzend. Und wie im Mittelalter, so ist es in den späteren Jahrhunderten geblieben: das Volkslied des siebzehnten singt noch, daß kein schönerer Tod in der Welt sei, als „wer vorm Feind erschlagen liegt". Die ganze Lyrik unserer Freiheitskriege geht auf den Ausdruck der Überzeugung aus, daß der Kampf des Deutschen würdigste Bethätigung sei.

Hiermit nahe verwandt ist die tief eingewurzelte Liebe zur **Freiheit**, die der Deutsche mit allen Germanen teilt, und die unsere Litteratur wie ein lichter Schein durchzieht. Man kann schon die Entwickelung unseres Schrifttums selbst einen Beweis dafür nennen. Es hat seine eigenen Wege gehen wollen. Nirgends finden wir auch nur annähernd einen Zwang von oben wie bei den Franzosen. Wohl haben im Mittelalter einzelne Fürsten vorübergehend mit der Förderung, die sie gaben, Einfluß auf die Dichtung selbst erstrebt und geübt; aber das ist nie von Dauer gewesen. Wie frei und selbständig ist das Verhältnis Walthers von der Vogelweide zu den Fürsten, mit denen er in Beziehung war.

Am deutlichsten tritt jene Wahrheit in unserer großen klassischen Periode zu Tage. Während die klassische Litteratur der Franzosen gar nicht zu denken wäre ohne Ludwig XIV., während sie allenthalben gebunden ist an die königliche Gnade, Fürsorge oder Abneigung, während es z. B. selbst einem Genie wie Molière nicht über eine sehr enge Grenze hinaus gelungen ist, sich ohne den König geltend zu machen, ist von einem irgendwie willkürlichen Einfluß deutscher Fürsten auf den Gang unserer litterarischen Entwickelung kaum je zu berichten. Karl Eugen läßt Daniel Schubart in den Hohenasperg werfen: er befördert damit nur eine Entwickelung, die er bekämpfen will; derselbe Fürst vertreibt Schiller aus seiner Heimat, aber er vermag nichts gegen ihn. Friedrich der Große mißachtet die deutsche Dichtung und erklärt das Nibelungenlied nicht für wert, in seiner Bibliothek zu stehen: die deutsche Dichtung geht darüber hinweg; als Friedrich stirbt, steht Goethe auf der Höhe seines Schaffens, und Schiller arbeitet am „Don Karlos". Die anderen Fürsten aber, von denen eine freundliche Förderung unserer Litteratur ausgeht (wir denken zunächst an Karl August von Weimar), haben nicht viel anderes gethan, als Licht und Luft gegeben; auf die litterarische Erzeugung haben sie keinen unmittelbaren Einfluß genommen, und wenn sie es versucht haben, so war er bedeutungslos gegenüber den eigentlich treibenden Mächten in ihrem Wachstum. Selbst heute, wo etwas wie höfische Dichtkunst sich zeigt, bemerkt man bei allen bedeutenderen Talenten eine aus Spott und Entrüstung gemischte Abkehr von ihr.

Aber die Idee der Freiheit lebt auch als Schöpferin in unserem Schrifttum. Sie ist mehr als in irgend einer anderen Litteratur der lebengebende Nerv des einzelnen Kunstwerkes. Ulrich von Hutten und Luther, soweit sie der schönen Litteratur angehören, leben und weben in diesem Elemente des freien Gedankens. Unsere klassische Zeit ist eigentlich nur ein einziger großer Ausdruck für das tiefe Freiheitsbedürfnis unseres Volkes. Lessing rüttelt mit gewaltiger Faust an den Ketten, und einen Ring nach dem anderen sprengt er; die Stürmer und Dränger brechen wirkliche und vermeintliche Schranken mit einer Stärke und Reinheit der Begeisterung, die man so nur auf deutschem Boden findet; vertieft und verinnerlicht tritt uns dies Streben nach Freiheit in Goethe und Schiller entgegen. Kämpften Lessing und nachher der Sturm und Drang gegen äußerliche Beschränkung oder gegen politischen und gesellschaftlichen Zwang, so spielt in den beiden Großen, da sie auf der Höhe standen, der Kampf um Freiheit sich auf das Gebiet hinüber, wo Kunst und Sittlichkeit ineinander fließen. Das große Problem des „Faust" ist die innere Freiheit des Menschen; und Schillers philosophisches Grübeln gehört der Frage, wie sich in der Kunst das Höchste darstellen läßt: „Freiheit in der Erscheinung". Es ist nichts weiter als eine durch die Not der Zeit erzwungene Anwendung Goethischer und Schillerscher Gedanken, wenn Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" die Herausbildung einzelner, kraftvoller, in sich selbst ruhender, innerlich freier Persönlichkeiten für die erste Bedingung der nationalen Wiedergeburt erklärt.

Man möchte meinen, daß sich selbst in der äußeren Form der deutschen Dichtung dieser Hang zur individualistischen Freiheit ausdrückt. Wie schaltet, unbeengt durch Regeln und äußere Rücksichten, mit einer Willkür, deren Grenze nur in dem gebildeten Geschmack liegt, der deutsche Dichter in dem iambischen Fünffüßler; und wie eng gebunden hält den Flug des Franzosen der Pedant, der Alexandriner! Frei und schmiegsam ist unsere Sprache; es gibt nicht eine Versform in der Welt, der sie widerstrebte; mit vollkommener Freiheit kann der deutsche Dichter die Formen wählen, die er seinem Gedanken und Gefühl am gemäßesten findet, und welch eine Fülle von Individualisierung ist ihm damit gegeben!

Der Sprache und dem Versbau gleich bietet auch die innere Struktur des Kunstwerkes unendliche Freiheit. Das erste große kritische Werk unserer neueren Litteratur, Lessings „Hamburgische Dramaturgie", ist, soviel darin die Rede sein mag von Aristoteles und Shakespeare, doch insofern ganz deutsch, als es dem Bedürfnis wiedererwachenden deutschen Wesens nach Freiheit entsprang und genügte: die „strenge", die „regelmäßige" Form des französischen Dramas wurde gesprengt; und was Lessing an die Stelle setzte, das war keine neue Form, sondern das allgemeinste Gesetz, daß jedes Genie seine Maßstäbe in sich selber trägt und sich selbst bestimmt, was erlaubt ist und verboten. Dadurch ist nun allerdings, wie überall in ähnlichen Fällen im Leben, das Grenzgebiet zwischen Freiheit und Willkür sehr verengert; und wir wollen es uns nicht verhehlen, daß die Freiheit der Formgebung oft in eine Neigung zur Schranken- und Formlosigkeit ausartet. Aber wo wäre Freiheit ohne ihren Mißbrauch zu finden? Wie Licht und Schatten gehören sie zusammen. Eine überreiche, mächtig vorquellende Reflexion dehnt die Hülle, in die der Dichter seine Gedanken kleidet, gewaltsam aus, und die konventionelle Form, die den Romanen bindet, gilt dem Drange des Deutschen nichts. Indem er als Dichter nur strebt, einem ursprünglichen, vielseitigen, triebkräftigen Innenleben Ausdruck zu leihen, und als Leser und Hörer seiner Neigung folgt, diesen Äußerungen mit dem Anteil eigenen Wiedererlebens zu lauschen, vergißt er über des Tones Fülle und Reichtum den Rhythmus. Das klassische Beispiel für diesen künstlerischen Mangel in unserer Natur ist Klopstocks „Messias"; aber auch Goethe hat an ihm gelitten: „Wilhelm Meisters Lehrjahre" und noch mehr die „Wanderjahre", auch der zweite Teil des „Faust" sind deutliche Beweise dafür. Und wenn Schiller auf der Höhe seines Wirkens frei davon war, so ist das weniger seiner ursprünglichen Anlage zu verdanken, die im Gegenteil bis zum und gerade im „Don Karlos" selbst Züge jener Zerdehnung zeigt, als der großartigen künstlerischen Selbstzucht, die er durch seine ästhetisch-philosophische Thätigkeit übte. Gerade Schiller hat mit diesem deutschen Fehler, dem Mißverhältnis zwischen Inhalt und Form, Gedanke und Äußerung, dem im praktischen Leben das Mißverhältnis zwischen Wollen und Vollbringen entspricht, heiß gerungen; und als er sich durchgerungen hatte zur höchsten Meisterschaft, wo sich, wie Geibel sagt

„voll Wohllaut ineinander stimmend
Gedank' und Leben, Sinn und Form durchdrang",

da ließ er die Muse der Dichtkunst in der „Huldigung der Künste" seine tiefste, uns so einfach scheinende künstlerische Überzeugung in den Worten aussprechen:

„Und Größres find' ich nicht, solang' ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele."

Allenthalben hat in unserer Litteratur dieses Mißverhältnis zwischen „Form" und „Seele", das Schiller so glücklich überwand, seine störenden Wirkungen geübt; darin haben wir auch wohl einen der Gründe dafür zu suchen, daß die deutschen poetischen Werke — wenn man wenige

ausnimmt — im Auslande so unbekannt geblieben sind und der Versuch ihrer Einführung, zumal bei den Franzosen, fast immer mißlungen ist. Die erstaunliche Gedankenfülle Jean Pauls, seine wunderbare Gabe, in die Tiefen des menschlichen Herzens zu blicken und zu wirken, sein Reichtum an im eigentlichen Sinne des Wortes leuchtenden Bildern hätten ihn zum großen Dichter gemacht, wenn er vermocht hätte, wie Schiller von ihm sagte „seinen Reichtum zu Rate zu halten", das Ebenmaß zwischen Inhalt und Form herzustellen. So aber müssen wir sagen, daß seine dauernde Wirkung durch eine Art Mißbrauch der Freiheit gescheitert ist. Nicht in demselben Maße, aber doch auch stark entwickelt finden wir denselben Zug bei manchen anderen gerade unserer hervorragendsten Geister. Heinrich von Kleist hat nur ein einziges Mal mit bedeutendem Inhalt künstlerisch unangreifbare Form verbunden, im „Zerbrochenen Krug". Wie am Mißverhältnis zwischen Wollen und Handeln sein Leben krankte und hier der tiefere Grund seines frühzeitigen Abscheidens liegt, so ist an jenem künstlerischen Unvermögen sein großes Talent gescheitert. Und dies ist um so ergreifender, als er selbst den Mangel aufs deutlichste erkannt und mit aller Kraft eines das Große wollenden Mannes dagegen angekämpft hat. Dieselbe Erscheinung begegnet uns in Otto Ludwig und Grabbe. Mit ungleich geringerem geistigen Inhalt haben es manche Franzosen zu größerer künstlerischer Leistung gebracht, weil ihrem Wesen ein feinerer Formensinn eignet.

Wir sind gewiß der Überzeugung, daß in den wenigen Fällen, wo sich der gewaltige individualistische Zug unseres Wesens mit einem gleich gewaltigen künstlerischen Vermögen vermählt hat, wie im ersten Teile des „Faust" oder im „Wallenstein" oder in Grillparzers „Medea", die deutsche Leistung sich weit über die französische erhebt; aber ebenso sicher ist es, daß gerade jener Zug auch im allgemeinen ein uns zugefallenes Hemmnis künstlerischer Vollendung geworden ist.

2. Die Innerlichkeit und das Naturgefühl im deutschen Schrifttum.

Greifen wir den Faden wieder auf. Daß alle Probleme des inneren Lebens in besonderem Maße ein Volk anziehen müssen, das nach seinem ganzen Wesen individualistisch ist, liegt auf der Hand. Unsere Litteratur in allen Epochen gibt den Beweis dafür. Die Romanen behandeln diese Probleme freilich auch, aber in ganz anderer Weise. Für sie (wir sprechen natürlich nicht von einzelnen Ausnahmen) ist die innere Abwandlung ein Gegenstand des Denkens, der Zergliederung; ein dialektischer Zug geht durch die französische Dramatik, von Corneilles „Cid", „Horace" und Racines „Andromache" bis zu Sardou und Pailleron, und der französische Roman, wo er sich nicht auf die Darstellung bunter und spannender Thatsächlichkeit beschränkt, ist wesentlich zergliedernder Art; die Leidenschaft, Liebe und Haß, ist ihm das Objekt einer Untersuchung, deren Ergebnisse seine Neugier reizen und befriedigen, an der aber das Gemüt wenig Anteil hat. Wir erfassen solche Fragen mit dem Gemüt. Der Franzose stellt den sittlichen Konflikt des Menschen mit der ihn umgebenden Welt, mit menschlichen und göttlichen Satzungen als solchen dar; unsere Dichter verwandeln diesen Konflikt in einen innerlichen, der den Menschen in Zwiespalt bringt mit sich selbst. Sie grübeln der einzelnen Leidenschaft, der einzelnen Stimmung, die der Franzose, darin naiver, als etwas Gegebenes hinnimmt, nach, suchen ihre Gründe, ihre Bedingungen aufzudecken. Daher entspricht es der deutschen Art, daß in unserer Dichtung die Entwickelung, das Werden eine so außerordentliche Rolle spielt.

Wir sind ungemein reich an Werken dichterischer Erfindung, in denen die geheimnisvollen Fragen des individuellen Lebens und seiner allmählichen Gestaltung vom Dichter mit demselben lebhaften Anteil erörtert, wie vom Leser verfolgt werden. Welt, Leben und des eigenen Inneren

Antriebe in ihrer das Individuum fördernden oder hemmenden Verknüpfung aufzudecken, ist ein Lieblingsthema unserer Dichter. Aus keiner anderen Neigung entstanden Goethes Romane von „Wilhelm Meister“, entstand „Dichtung und Wahrheit“, entstand vor allen Dingen der „Faust“; „Wallenstein“ hat einen ähnlichen Grundgedanken, und Gottfried Kellers „Grünen Heinrich“ dürfen wir unmittelbar hier anreihen, wie Marie von Ebner-Eschenbachs Roman „Das Gemeindekind“, Sudermanns „Frau Sorge“ und Gustav Freytags „Soll und Haben“. Das ganze Leben oder einen bestimmenden Ausschnitt daraus in seinem inneren Zusammenhange nachdenklich zu überlegen, hat einen großen Reiz für uns; einen größeren noch, mit stiller Parallele zum eigenen Schicksal solche Lebenswendungen mit Gemütsanteil zu verfolgen. Wie merkwürdig ist schon dieses: die französischen mémoires, ein ungemein reich und hochentwickelter Litteraturzweig, legen fast durchweg das Schwergewicht auf Anekdotisches, auf die Erzählung von Zuständen und Ereignissen, zu denen der Verfasser in Beziehung stand, ohne daß dem Wert dieser Ereignisse für seine Entwickelung sonderlich nachgegangen wird; in den französischen Memoiren heißt es: „Als ich lebte, geschah dies und jenes.“ Wir haben eine derartige Litteratur nur in geringem Umfange; bei uns werden die Denkwürdigkeiten dem biographischen Zweck untergeordnet, und so entsteht das, was die Franzosen in viel geringerem Maße besitzen: die Selbstbiographie, in der es heißt: „Dies und jenes, was geschah, hatte den und den Einfluß auf meine Entwickelung.“ Die deutsche Selbstbiographie fängt die Welt im Spiegel einer Seele auf, die französischen Memoiren lassen die Seele des Erzählers in die Buntheit der Dinge zerflattern. Goethe schrieb von diesem autozentrischen Standpunkt aus sein Leben; Schiller, im Mannesalter angelangt, bat seinen Vater, er möge ihm Beiträge (Erinnerungen aus des Dichters frühester Kindheit) senden, damit er die „Geschichte seines Geistes“ schreiben könne. Demselben Zuge folgten Große und Kleine: Ernst Moritz Arndt beginnt mit der Zeit, da er in Schoritz Kinderspiele trieb, und was er von Menschen und Dingen zu berichten hat, dient nur der schärferen Erkenntnis seines eigenen Werdeganges; so machten es Jung-Stilling, Friedrich Perthes und unzählige andere bis zum heutigen Tage. Wir wüßten diesen im eigentlichen Sinne deutschen Biographien in der französischen Litteratur (von Rousseaus eitler Selbstbespiegelung in den „Confessions“ sehen wir ab) nur etwa Renans „Souvenirs de jeunesse“ an die Seite zu setzen, und Renan gerade hat von seinen Landsleuten mit am stärksten germanische Einflüsse auf die ganze Gestaltung seines geistigen Lebens einwirken lassen.

Dieser Hang zur überdenkenden, innerlich zusammenhängenden Betrachtung des menschlichen Lebens und der tausendfältigen kleinen und großen Fragen, die sich daran knüpfen, spielt in unserem Schrifttum eine geradezu herrschende Rolle. Das prägt sich auch in der großen Zahl der Schriften aus, die, ohne den Boden der schönen Litteratur mit dem der eigentlichen Philosophie zu vertauschen, das Verhältnis des Menschen zur umgebenden Schöpfung, des einzelnen Geschickes zum allgemeinen, die Grundlagen des Werdens und Wachsens der geistigen Persönlichkeit betrachten. Wohl ist auch die französische und überhaupt die romanische Litteratur nicht arm an solchen Schriften; wir brauchen nur an Vauvenargues, La Rochefoucauld und besonders auch an das spanische, durch Schopenhauer uns bekannt gewordene Büchlein „Gracians Handorakel“ zu erinnern, aber in allen diesen und ähnlichen sehr geistreichen Sammlungen überwiegt durchaus der rein praktische, nützliche Zweck der Belehrung oder Warnung, und dieser selbst wieder trägt das Gepräge eines manchmal nicht unbedenklichen Opportunismus, der an die Spruchweisheit des Morgenlandes anklingt. Wir Deutschen sind nicht nur ungleich reicher

an solchen Schriften, sondern der vorwiegende Charakter dieser „Sprüche", oder wie man sie sonst nennen mag, ist anders als dort. Sie dienen weniger der praktischen Verwendung im Leben als der inneren Fortbildung des Menschen; sie geben weitreichende Anregungen zu denkender, vergleichender, prüfender Erfassung des Lebens im weitesten Sinne. Sie sind wie Blitze, mit denen der Dichter auf Augenblicke dunkle Tiefen erleuchtet; und wie der schnelle Schein bald erlischt und nun das flüchtig Geschaute dem Schauenden vor der Seele bleibt und ihn zwingt, darüber nachzudenken, ein nur in den wesentlichsten Zügen aufgenommenes Bild zu ergänzen, so ist auch die Absicht und Wirkung dieser Reflexionen. Daß uns hierbei zunächst Goethe vorschwebt, werden unsere Leser schon gefühlt haben. Die „Zahmen Xenien", „Gott, Gemüt und Welt", ganz besonders aber die „Sprüche in Prosa" vertreten nicht nur nach ihrer Form und äußeren Art, sondern auch nach ihrem Inhalt deutschen Charakter in höchster Steigerung. Aber diese tiefsinnigen kleinen Bücher des Nachdenkens sind nur Glieder einer großen Kette. Schiller war zwar der aphoristischen Form, die sein Freund liebte, abgeneigt, darum gestaltet er den Gedanken zu einem kleinsten Kunstwerke aus wie in den „Votivtafeln", große und größte Gedanken meisterhaft in wenigen Versen zusammenfassend, aber doch so, daß in dem denkenden Leser eine Fülle von Ideen aus der einen entspringen muß. Ein Meisterstück dieser Art ist z. B. das Distichon, das er schrieb, da ihm sein erster Sohn geboren war:

„Wirke so viel du willst, du stehst doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft!"

Eine lange Reihe von tiefsinnigen Betrachtungen über Welt und Leben hat unsere Litteratur vor und nach den beiden Großen bereichert. Mit nachdenklichem Sinne, das eine Knie über das andere geschlagen, den Kopf in die Hand gestützt, betrachtet schon Walther von der Vogelweide Menschen und Dinge seiner Zeit, und in bald wehmütigem, bald launigem, bald zornigem Worte strömt er aus, was sein Herz rührt, freut oder bekümmert. Mit weniger Ursprünglichkeit, aber volksmäßig und allerdings darum auch nicht ohne lehrhafte Absicht verbreitet sich der „Winsbeke" über die allgemeinen Fragen des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens. Ungleich tiefsinniger als diese beiden und als das Mittelalter überhaupt erfaßt solche Fragen Martin Luther. Verstreut in seinen Schriften, selbst in denen gelehrt-theologischen Gepräges, besonders aber in den Gelegenheitsreden, finden sich weitausblickende Erörterungen über fast alles, was auch den modernen Menschen noch im Innersten erregt, und er zeigt sich auch darin als einer der Männer, in denen die ursprünglichsten Antriebe deutschen Wesens am lebendigsten gewirkt haben. Auch die moderne Zeit, obgleich sie der beschaulichen Versenkung weniger geneigt ist als früher, zeitigte doch gerade in Deutschland eine nach Umfang und Art bedeutende Litteratur weltweiser Betrachtungen, in denen der Mensch dem Menschen als das Interessanteste erscheint. Leopold Schefer und Friedrich von Sallet sind ganz eigenartige, jenem Triebe folgende Erscheinungen, denen wir in keinem anderen Volke Gleiches kennen. Und in den „Aphorismen" der Frau von Ebner-Eschenbach ist der deutsche Geist auch unter einer von den Franzosen beeinflußten Form lebendig und stark.

Mit diesem Hange zu individualistischer Betrachtung und, was etwas anderes ist, zur Betrachtung des Individuums hängen eine Reihe anderer Neigungen zusammen, in denen sich deutsche Art litterarisch äußert. Das eine ist die Neigung zur Spekulation überhaupt. Nirgends in der Welt wohnen Philosophie und Poesie so nahe bei einander wie in Deutschland. Sie sind innerlich näher verwandt, als die heutige Auffassung wissenschaftlicher Philosophie gelten lassen will; nicht erst wo die Grenze spekulativen Einblickes liegt, schlagen die Musen eine goldene

Brücke über den dunkeln Abgrund, sondern überall, wo die philosophische Erfassung der Welt in den scheinbar kleinen Beziehungen die großen Zusammenhänge herstellt, da wirft die Dichtung ihren verklärenden Schimmer darüber. Wie jene frühesten Philosophen des alten Hellas Dichter waren, so sind es auch manche von den deutschen; Schellings Gedankenwelt hat einen starken poetischen Zug; selbst in Schopenhauers System und in seiner verstandesmäßigen, scharfsinnigen Behandlung metaphysischer Fragen fließt eine mächtige ästhetische Ader, und manche seiner dem Philosophen selbst so barock erscheinenden Ideen sind im Grunde nichts weiter als willkürliche, aber beherzte Versuche zur Befriedigung rein ästhetischer Bedürfnisse. Am reinsten klingen philosophische und poetische Auffassung der Welt zusammen in Hermann Lotze; entsprang schon sein großes Lebenswerk, der „Mikrokosmus“, dem tiefen, durchaus poetischen Triebe, eine zusammenstimmende, den Bedürfnissen des Verstandes und des Gemütes zugleich entsprechende Weltansicht zu entwickeln, so ist das Buch durch die Schönheit der Sprache und durch die Art der Darstellung selbst ein kostbares Kleinod unserer Nationallitteratur und darf ohne weiteres neben Herders, ein beschränkteres Gebiet behandelnde „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ gestellt werden.

Umgekehrt aber beherrscht die Neigung zur philosophischen Spekulation gerade die größten unserer Dichter. Schiller geht diesen Fragen schon in der Zeit, da er Kant noch nicht gelesen hatte, mit dem lebendigsten Anteil nach. Daß er zu Kant gelangte, entsprach einer ganz natürlichen Entwickelung seines Wesens; und was er aus der Lehre des Königsberger Philosophen entnahm, das ergießt sich wie ein vielverästelter, aber überall kräftiger Strom in seine Dichtung. Bei Goethe wirkt dasselbe Bedürfnis, nur fand er nach der eigenen angeborenen Art und der zufälligen Entwickelung seines Lebens andere Wege zur Befriedigung: Schiller geht von der systematischen Philosophie aus und wendet sie auf Welt und Leben und Dichtung an; Goethe geht „im Endlichen nach allen Seiten“ um „ins Unendliche zu schreiten“. Gedichte wie „Urworte“, „Das Vermächtnis“ sind Krönungen dieser Entwickelung und enthalten in gedankenschweren Versen den Ausdruck tiefster philosophischer, weltweiser und weltweiter Erkenntnis. Der gewaltige Trieb aber des Deutschen, wie in allen Verhältnissen des Lebens, so auch besonders in den geistigen und sittlichen Dingen zur Klarheit und Wahrheit zu kommen, wo hat er schönere, ergreifendere Gestalt gewonnen als in dem Faust, der in der nächtlichen Studierzelle und im Drange des verführerisch glänzenden Lebens immer strebend sich bemüht, höchste Wahrheit auch im einzelnen Lose zu verwirklichen!

Dieser spekulative Zug, der uns Deutschen im Auslande, durchaus nicht bloß in Frankreich, den Ruf abstruser Köpfe eingetragen hat, tritt immer wieder in unserer Dichtung hervor. Die Romantiker haben seinem Überwuchern hauptsächlich zuzuschreiben, daß ihre Werke manchmal bis zur ästhetischen Ungenießbarkeit von den formalen Gesetzen der Poesie abweichen, und auch nach ihnen ist er selten ein Förderer der poetischen Form geworden; wohl aber verdankt ihm auch die moderne deutsche Dichtung ein gut Teil ihres stofflichen Reichtums, ihrer Gedankenansehnlichkeit.

Am fruchtbarsten sind die nachdenklichen Neigungen für die deutsche Lyrik geworden. Während der Roman, sogar bis auf unsere Zeit hinab, unter ihnen eigentlich mehr gelitten hat, als daß er durch sie gewonnen hätte, darf man die außerordentlich reiche Entwickelung der Lyrik zum großen Teile diesem Zuge der deutschen Natur zuschreiben. Auch wird es in diesem Zusammenhange ohne weiteres klar, warum wir ein lyrisches Volk und nicht ein dramatisches sind. Das rasche impulsive Handeln, der schnelle Entschluß, die lebendige Geistesgegenwärtigkeit des

Entschlusses machen die Welt des Dramas aus: sie sind nicht deutsche Eigenart; wohl aber ist es uns eigen, Gefühle und Stimmungen auswirken und ausklingen zu lassen, den Augenblick und das, was er bringt, poetisch an das Allgemeine zu knüpfen, sei nun dies Allgemeine das Gemüt im Inneren oder der große Zusammenhang der Dinge draußen in der Welt. Wie in der Musik ein Ton immer begleitet ist von mitklingenden anderen, so schwebt in der deutschen Volksseele neben dem Ereignis, neben dem Ding ein es verklärendes und erhebendes Gefühl. Wir haben das Bedürfnis, an alles, was uns begegnet, einen Gemütsanteil heranzubringen; nicht als ob dies nicht auch allen anderen Völkern eigen wäre (denn es ist menschlich), aber uns Deutschen eignet dieses Bedürfnis mehr als allen anderen. Wir stehen zu der uns umgebenden Welt in einem sinnigen Verhältnis, den Dingen selbst lieben wir eine Art von Persönlichkeit zu verleihen; sie leben für uns, weil wir einen Teil unseres Lebens in sie übertragen. Damit ist nicht bloß die auch anderswo, besonders bei den alten Griechen, landläufige Personifizierung und Symbolisierung der Dinge, zumal der Natur selbst, gemeint, sondern ihre ins Mystische überschlagende Individualisierung.

Das ist das Wesen des deutschen poetischen Naturgefühles. Und es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn wir die deutsche weltliche Lyrik ihrem wesentlichen Gehalte nach als eine sinnige Verknüpfung des Menschenschicksals mit der Natur deuten. Wohl ist die poetische Gefühlsäußerung eines großen Volkes mannigfaltig und vieltönig, und ihre Richtungen wie ihr Inhalt können schwerlich durch eine einzige Formel bezeichnet werden, aber einen Grundton wird man doch darin hören dürfen. Selbst in den Zeiten des Verfalles, in jenen Epochen, da der Philister herrschte und das Nüchterne und Banausische für poetisch galt, war das sinnige Verhältnis des Deutschen zur Natur nicht erloschen: im Volkslied, im geistlichen Lied, in den volkstümlichen Romanen lebt es und treibt schöne Blüten.

Freilich werden wir eine feinere, individuellere Entwickelung des Naturgefühles auch in Deutschland nicht vor der Renaissance suchen dürfen. Das Verhältnis des Menschen zur Natur ist in den mittelalterlichen Zeiten ganz naiver Art, und es tritt in der Dichtung kaum anders als in typischer, allen gemeinsamer Art auf. Während die lateinischen Dichter jener Jahrhunderte, z. B. Ausonius, ein fast modernes Naturgefühl äußern, beschränkt es sich bei den Deutschen auf gewisse einfache, elementare Empfindungen. Hierbei steht allem voran die Beziehung der von den Jahreszeiten veränderten Außenwelt zum menschlichen Behagen; der Sommer ist Freund, der Winter Feind des Menschen, und man braucht nur an die kulturhistorisch bekannten Daseins-, besonders die Wohnungsbedingungen der damaligen Geschlechter zu denken, um das Vorwalten jener ganz und gar äußerlichen, ursprünglichen Auffassungen zu verstehen. Im zweiten Landrecht der alten Friesen heißt es in poetischer Sprache von den „Notsachen“, in denen es der Mutter erlaubt sein soll, das Erbe des Kindes zu veräußern: „Die dritte Notsache ist: wenn das Kind stocknackend und hauslos ist, und die Nacht des düsteren Nebels ausbricht, und der kalte Winter in den Hof hineinglänzt, so sucht jedermann seine Wohnung und sein Haus und seinen warmen Herd, und das wilde Tier birgt sich in seine Höhle und in einen hohlen Baum, auf daß es sein Leben erretten und behalten möge: dann weinet und schreiet das unmündige Kind und zeigt auf seine nackenden Glieder und die Blöße seines Leibes und klagt, daß sein Vater, der ihm helfen und es schützen sollte gegen den Hunger und den kalten Winter, daß der so tief und so dunkel in der kalten Erde, unter den Eichenbrettern mit vier Notnägeln beschlagen, ruht.“ Die Natur ist die breite Grundlage der Existenz jener Menschen. Viel mehr ist sie sogar Walther von der Vogelweide und seinen Zeitgenossen nicht: wenn wir alles zusammennehmen, was unser größter mittelalterlicher Lyriker von der Natur zu sagen weiß, so ist es nicht viel mehr als Äußerungen

des Behagens am Frühling und Sommer, an den Blumen, die aus dem Grase dringen, der Sonne, die in den Gräsern spielt, den Mädchen, die an der Straße wieder den Ball werfen, oder aber Äußerungen des Mißmutes über den Winter, wo den reisigen Sinn die Kälte dämpft, wo Laub und Gras und Feld fahl sind, wo man „des Hornungs Kälte an den Zehen“ spürt.

Anders sind auch die Beziehungen der romanischen Dichter zur Natur nicht gewesen. Doch aber haben die Deutschen auch im Mittelalter ein sinnigeres, ausdeutendes Verhältnis zu Wald und Wiese, Berg und Bach, Fluß und Meer gehabt, das den Romanen fehlte, und das in den Liedern der dem Volke fernstehenden höfischen Dichter nicht hervortritt: die aus der heidnischen Zeit überkommenen Vorstellungen waren noch lebendig; das Volk sah in den Naturgewalten, deren Wirken es geheimnisvoll umgab, geistige Mächte, die segnend, verderbend oder auch bloß neckend in das einzelne Menschenleben hineinragten; der Wilde Jäger, des alten heidnischen Gottes Erinnerungsbild, jagte im heulenden Sturm durch die Lüfte; Waldfrauen fingen verirrte Kinder; Schwanjungfrauen, gleich weißen Vögeln auf den Wogen sich wiegend, sagten dem Fragenden die Zukunft. Mochte die deutsche Natur mit ihren Nebeln und Wäldern, mit ihren dunkeln Tagen und sturmbewegten Nächten immerhin einer mystischen Erfassung der wirkenden Kräfte günstiger sein, es bleibt darum doch die Thatsache auffallend, daß die romanischen Völker sie nicht haben.

Aber auch das moderne Naturgefühl hat bei uns Deutschen seine festeste Stätte und seinen schönsten Ausdruck gefunden. Wir sind das eigentliche Wandervolk; soweit die Woge Schiffe trägt, sind Deutsche gezogen, ausschauend und forschend nach den Wundern, die sich vor dem staunenden Blick ausbreiten, in der Wildnis des Waldes oder der Steppe nach der alten Heimat Bilde eine neue gründend. Und jahraus jahrein beleben Gebirge und Wald und See Tausende von Deutschen, die nichts anderes hintreibt als das Bedürfnis, an der ewig jungen Natur sich selbst zu verjüngen. Der Franzose aber ist seßhaft, ihn lockt die blauende Ferne nicht; und wenn er den Wanderstab ergreift, so geschieht es selten zu anderen als Belehrungs- oder Erwerbszwecken. Man irrt doch wohl auch, wenn man, einer bei uns durch Biese fast unumstößlich gewordenen Ansicht folgend, Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre für die „Begründer“ des modernen Naturgefühles hält. Sie sind gewiß begeisterte und rhetorische Apostel der Größe und Schönheit, insbesondere der gemütsberuhigenden Kraft der Natur, aber ihre Gedanken an und für sich sind nicht neu, sie liegen in unserer Litteratur lange vorbereitet. Wir finden sie lebendig unter der etwas starren Hülle der Hallerschen Alexandriner, wir finden sie sogar ein Jahrhundert vorher, z. B. in den herrlichen Einsiedlerszenen des „Simplicissimus“. Und was will nun gar die Beredsamkeit Rousseaus bedeuten gegen die Spiegelung der Natur in der Seele Goethes! Das innigste Ineinanderspiel unendlich vielfältiger, feiner Seelenstimmungen und der umgebenden Natur, der Luft mit ihren Wolken, des Waldes mit seinem Halbdunkel und seinem organischen Kleinleben, des murmelnden, klarfließenden Baches, kennzeichnet vom „Werther“ an Goethes dichterische Verwertung der Schöpfung. Welch ein Zauber webt in jenem Liede, das einen der Höhepunkte deutscher Lyrik überhaupt bezeichnet, „An den Mond“; wie eng gehen in der „Iphigenie“ die elektrische Spannung der Natur vor dem Gewitter und der erlösende Regen einher neben dem Wahnsinn und der inneren Wandlung des Orestes, und welche Gewalt liegt in der Stelle, da der Genesene in dem fern verhallenden Donner die Erinnyen die ehernen Thore des Tartarus zuschlagen hört!

Man darf sagen, daß seit Goethe die deutsche Lyrik in immer neuer Weise, mit einer Kraft und einem Tiefsinn, denen nichts in anderen, zumal nicht in romanischen Litteraturen vergleichbar

ist, die menschliche Seele durch die Natur gedeutet hat. Die Romantiker haben die mystischen Züge ihres Wesens angeknüpft an die „mondbeglänzte Zaubernacht"; Hölderlins unter der Vorahnung der Umnachtung bedrückte Seele findet Frieden in dem „waldumkränzten Schattenthal", und als alles ihm zu wanken schien, da rief er:

„Heimatliche Natur! wie bist du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend wie einst nimmst du den Flüchtling noch auf!"

Friedrich Rückert, ein friedloser Mann, so lange ihn das Häusermeer der preußischen Hauptstadt umgab, gewinnt seine liebenswürdige Heiterkeit, seine sinnige Laune wieder, wenn ihn der grüne Wald seiner fränkischen Heimat umrauscht, und hier nur gelingen ihm die Lieder, von denen einige gerade wegen ihrer intimen Beziehung zur Natur dem deutschen Volke köstlicher Besitz geworden sind; hier singt er das wundersame „Abendlied":

„Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt,
Die Herde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh."

und aus dem Anblick der zur Rüste gehenden Natur bricht ihm im Herzen auf die Sehnsucht nach der letzten Ruhe des Menschen selbst. Oder es klingt ihm beim Anblick der auf der langen Dorfstraße hin und her fliegenden zwitschernden Schwalbe das Volkslied seiner Heimat in die Seele, das ihm einst des Vogels Stimme gedeutet hatte und nun den gealterten hinweist auf den anderen, schmerzlichen Sinn des Liedes selbst:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer,
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!"

Sein Verhältnis zur Natur spricht er bezeichnend in einem weniger bekannten Liede aus; man möchte sagen, es ist die Sehnsucht nach der Objektivierung seiner selbst in der Natur:

„Dort mit dem Sonnenadler will ich fliegen
Der Sonne zu,
Und mit der Taube dort ins Nest mich schmiegen
Zur Wonneruh'.
Ich fühle mich als diesen, bald als jenen
Hinein in dich,

Und fühle mich in allen Wechselszenen
Allein als mich.
Ich fand, so oft ich mich in dich verloren,
Mich schöner nur:
Ich bin in dir, du bist in mir geboren,
Natur, Natur!"

Und so könnten wir die Reihe fortsetzen, wenn wir nicht fürchteten, länger hierbei zu verweilen, als es zum allgemeinen Beweise nötig ist; wir könnten von Uhlands herrlichen Liedern sprechen, in denen das Naturempfinden unmittelbar anknüpft an die gesegneten Felder, an „Saatengrün, Veilchenduft, Lerchenwirbel, Amselschlag, Sonnenregen, linde Luft" der schwäbischen Heimat; wir könnten sprechen von Freiligraths farbenglühenden Liedern, in denen der deutsche Wandertrieb, die deutsche Sehnsucht nach fernen Zonen anklingt, wo in blauer Luft die gefiederte Palme sich wiegt; wir könnten sprechen von Theodor Storms sinniger Verknüpfung der grauen Nebelwelt seiner friesischen Heimat mit den geheimnisvollen und fast gespenstischen Vorstellungen jener Seeanwohner; wir könnten sprechen von Emanuel Geibel, dem die Natur selbst, der heiße Hauch auf sonnbeglänztem Kornfeld, das Rauschen des Dickichts vom flüchtigen Sprunge des Rehes zum Liede geworden ist; wir könnten sprechen von Fritz Reuter im Norden, der mit ernstem Humor die Tiere vermenschlicht und uns den Duft der frischumbrochenen Ackerscholle atmen läßt; von Karl Stieler im Süden und seinem Winteridyll; wir könnten endlich von dem unübertrefflichen Meisterwerke der Naturschilderung sprechen: Karl Stifters „Hochwald";

aber sie alle würden nur wenige Blüten in dem reichen Kranze sein. Und auch pantheistische Deutung der Natur liegt den modernen deutschen Dichtern oft nahe; Hieronymus Lorm singt:

„Was hier als Seufzer durch die Herzen streicht,
Ist dort das Ächzen windgepeitschten Baums;
Und gleichen Grund, wie daß der Tag erbleicht,
Hat das Erbleichen jedes holden Traums.

Der Wald verdorrt! Dasselbe hat Natur
Mit welkem Laub und totem Glück gewollt!
Gleich gilt's dem Augenblick der Weltenuhr,
Ob er als Thräne, ob als Blatt verrollt."

Es ist doch in allem wohl so aufzufassen: die Natur an und für sich ist weder gemütvoll noch gemütlos, weder bedeutend noch unbedeutend, so wenig wie die Schwingungen der Saite an und für sich etwas Besonderes bedeuten; aber wie hier das Ohr des Menschen erst als Ton empfindet, was Luftbewegungen sind, und wie dieser Ton eine Welt der feinsten Empfindungen, der tiefsten Gefühle weckt, so wird auch die Landschaft erst etwas Geistiges durch den anschauenden Menschen; nur wo diese entgegenkommende Anlage das Tote belebt, dem zufällig Seienden Harmonie und Seele leiht, bedeutet die Natur etwas. Und diese Anlage gerade ist bei uns Deutschen vorhanden, wie wir unbestritten das musikalisch empfänglichste Volk der Welt sind. So kommt es, daß auch unsere Dichter vollkommene Dolmetscher des Naturgefühles sind, und daß unsere Lyrik so außerordentliche Stimmungsbilder entworfen hat, wie z. B. Geibels „Gute Nacht".

Das lebendige Naturgefühl ist nur eine Äußerungsform der dem Deutschen eigenen tieferen **Gemütsanlagen**. Man hat das Wort „Gemüt" oft als eines derer aufgefaßt, denen in keiner fremden Sprache ein anderes entspreche, und man hat daraus die Schlußfolgerung gezogen, daß nur dem Deutschen Gemüt eigne. Diese landläufige Vorstellung ist freilich nur mit großen Einschränkungen als richtig anzunehmen. In unserer älteren Sprache ist das Wort nicht viel mehr und anderes als ein zusammenfassender Ausdruck für die gesamte innere Thätigkeit des Menschen, für Denken, Wollen und Empfinden. So findet es sich in der Bibel, die von einem beständigen, zornigen, niedrigen, schnellen, hochmütigen, redlichen, wandelbaren, trotzigen, getrosten, rohen, wilden, zerschlagenen 2c. Gemüt spricht. Erst die neuere Zeit hat den Begriff verengert zu dem der zarteren Herzensempfindung; erst seit noch nicht hundert Jahren spricht man von einem Menschen, der „Gemüt" hat, und kann es unterlassen, ein Eigenschaftswort hinzuzufügen. Mit der Verengerung ist aber auch eine Vertiefung vollzogen worden. Wir deuten mit dem Ausdruck Gemüt heute auf eine Wesen und Wert des Menschen bestimmende Anteilnahme an dem Geschick, an Freude und Leid anderer hin, auf die Fähigkeit eines innerlichen Mitfühlens der Stimmungen anderer.

Wenn man nun bedenkt, daß dieses Mitgefühl, das sich auf den weitesten Kreis aller seelischen Vorgänge erstreckt, am stärksten und am natürlichsten da ist, wo es sich auf uns selbst ohne weiteres verständliche Regungen bezieht, so wird man leicht verstehen, daß sich das Gemüt am ehesten und am häufigsten den eigenen Angehörigen und dann den eigenen Heimats- und Volksgenossen gegenüber zeigt. Sie fühlen wie wir, und unser eigenes Empfinden verläuft in den Bahnen, die auch die des ihren sind. Es wird also von uns zu ihnen und von ihnen zu uns am ehesten jenes Einverständnis und jene „Sympathie" (d. h. Mitgefühl) hin und her gehen, das die Voraussetzung des innerlichen, nicht an Worte und vorherige Verständigungen gebundenen Gemütsanteiles ist. Diese Möglichkeit unmittelbarster Beziehung, die wir zum Ausländer doch nie in solchem Maße haben können, hat in uns Deutschen die Meinung erweckt, daß eben das „Gemüt" etwas nur uns eigenes sei. Weil der Fremde sich uns und wir uns ihm nicht so unmittelbar aufthun, weil zwischen seiner und unserer Empfindungswelt die Scheidewand von Sprache, Erziehung und Gewohnheiten steht, glauben wir, er habe für das, was den Menschen überhaupt

innerlich bewegt, weniger Anteil und Verständnis, er habe weniger Gemüt; während er doch nur für unser Innenleben jenes Mitgefühl nicht hat. Wir sind geneigt zu vergessen, daß auch wir den Ausländern, die sich nicht in uns eingelebt haben (und dazu gehört ein Menschenleben), oft ohne Verständnis für das erscheinen, was sie innerlich bewegt; und daß sie als einen Mangel an Gefühl deuten, was nur ein Mangel an Kenntnis der Gegenstände und der Wege des Gefühles ist.

Wenn wir so zu der allerdings von der landläufigen Meinung abweichenden Ansicht gelangen, daß „Gemüt" in seinem allgemeinsten Sinne kein uns Deutschen ausschließlich eigener Besitz sei, so muß darum doch zugegeben werden, daß in dem Worte auch gewisse Nebenschwingungen erklingen, die allerdings nur uns eigentümlich sind. Psychologisch betrachtet, ist jedes Mitgefühl (und Mitgefühl ist die hauptsächliche Äußerung des Gemütes) die Reaktion auf eine Störung unseres Gefühlslebens: Leid, Freude, Erregung in der Seele eines Nahestehenden bringen unsere Seele in Unruhe, stören ihr Gleichgewicht, und indem sie dem Gefühle selbst sich anschließt, stellt sie dieses Gleichgewicht wieder her. Das Gemüt nun hat das wesentliche Bedürfnis, die verschiedenen seelischen Kräfte und Fähigkeiten im Gleichgewicht zu wissen; das Gemüt selber ist der Inbegriff der verschiedenen Mitgefühlsfähigkeiten der Seele, und zwar sofern sie im Gleichgewicht sind oder nach Gleichgewicht verlangen. Wir können wohl sagen, jemandes Gemüt sei vorübergehend erregt, ja sei zerrüttet, wir können aber nicht von einem stürmischen Gemüt sprechen, insofern wir dadurch eine dauernde Eigenschaft bezeichnen wollen. Diese ausgleichende, nach innerer Übereinstimmung, nach ruhigem Gleichmaß strebende Wirkung des Gemütes steht im deutschen Wesen sehr im Vordergrunde. Was dieses Gleichmaß, das Behagen unserer Seele, gewährleistet und fördert, das nennen wir „gemütlich", was ihm feindlich ist, „ungemütlich". Diese Grundbedeutung zeigt sich sogar darin, daß wir das Wort auch ohne Beziehung auf andere Menschen anwenden können: „gemütlich" nennen wir nicht nur Menschen, mit denen wir uns in dem ruhigen Verhältnis gleichmäßigen und gegenseitigen Anteils befinden, sondern wir können leblose Gegenstände, insofern sie das Gleichmaß der Gemütsstimmung fördern, gemütlich nennen. So sprechen wir täglich von einem „gemütlichen" Zimmer, auch wenn wir uns in ihm allein befinden, von einem „gemütlichen" Stuhle, in dem wir sitzen, von einer „gemütlichen" Pfeife, die wir rauchen, von einem „gemütlichen" Schlafrock; während wir z. B. ein Zimmer, das durch seine Lage, seine Einrichtung, seine Temperatur das behagliche Gleichmaß unserer Stimmung stört, „ungemütlich" nennen. Dieses Adjektiv haben wir Deutschen allerdings allein; und dem Sinne, den wir aus ihm für den Begriff Gemüt ableiten dürfen, entspricht kein Wort einer anderen Sprache ganz.

Wir mußten in längerer Abschweifung den Sinn eines so viel gebrauchten und so oft mißverstandenen Wortes feststellen, damit wir über die Ausdehnung und die Art, wie das deutsche Gemütsleben sich in der Litteratur darstellt, keine irrigen Meinungen äußern.

Wenn das deutsche Gemüt in der That durch das Bedürfnis nach Gleichmaß des Stimmungslebens gekennzeichnet wird, so werden wir daraus die Thatsache erklären dürfen, daß in dem deutschen litterarischen Kunstwerk mehr als in denen anderer, zumal romanischer, Völker eine einheitliche, herrschende Stimmung bemerkt wird, daß in unserem Wesen wie in unserer Poesie eine starke Abneigung gegen den raschen Wechsel, das Umspringen der Stimmungen liegt. Schiller berichtet einmal, daß er in seiner Jugend bei der ersten Bekanntschaft mit Shakespeare über die Zerstörung der einmal vorhandenen Stimmung durch Späße, Witzreden 2c. empört gewesen sei. Wenn er nun auch dieses Gefühl später unter dem Einfluß einer durchaus

gelehrten Reflexion über Naiv und Sentimental für unrichtig und einem tieferen Verständnis nicht entsprechend erklärt hat, so will es uns doch bedünken, als ob der Jüngling von ganz richtigem deutschen Instinkte geleitet worden wäre. Eine große Reihe jener Szenen, in denen neben die Äußerung gewaltiger Leidenschaft plötzlich der trivialste Scherz gestellt wird, müssen den deutschen Geschmack aufs tiefste verletzen und scheinen auf Rechnung der romanischen Hälfte des Engländers zu setzen zu sein. Daß wir darin nicht Szenen mit einbegreifen, wie die, wo Hamlet mit dem Totengräber spricht, brauchen wir unseren Lesern nicht zu versichern.

In demselben Maße, wie sich der deutsche Sinn von den unvermittelten Gegensätzen abgestoßen fühlt, in demselben Maße ist er empfänglich für die Schönheit der vermittelten Kontraste. Das ist ja gerade die wunderbare Eigenschaft des Gemütes, daß es für einen außerordentlich weiten Kreis von Eindrücken zugänglich ist, aber ihnen nur dann eine tiefere Teilnahme zuwendet, wenn sie durch ein geistig und sittlich wertvolles Band miteinander verknüpft sind, wenn sie, ich möchte sagen, auf einem Boden erwachsen sind. Die freilich nur wenigen humoristischen Werke deutscher Zunge sind ein deutlicher Beweis für jene Vielseitigkeit des deutschen Gemütes und für seine Fähigkeit, auch Stimmungsgegensätzen gerecht zu werden. Wir können hierfür eine Szene aus unserem größten Humoristen anführen. Fritz Reuter erzählt in dem ersten Kapitel seiner „Stromtid" das furchtbare Doppelgeschick, das den braven Havermann trifft: seine Habe und seine Frau zu verlieren, mit seinem unmündigen Kinde allein einer ganz ungewissen Zukunft entgegenzugehen; es dürfte schwerlich eine andere Szene geben, die so tief in das Herz des Lesers eingriffe und ihm mit so furchtbarer Wahrheit die Vergänglichkeit irdischen Glückes in die Seele riefe. Gleich darauf folgt die lustige Erzählung von dem neugierigen und unehrerbietigen Verhältnis der beiden Druwäppels zu dem Sonntagsstaat von Großmutter und Großvater, und dann kommt der drastische Eintritt von Onkel Bräsig. Man kann sich, äußerlich betrachtet, kaum einen schärferen Gegensatz denken, als den zwischen diesen Kapiteln, zwischen dem an der Bahre seiner Frau stehenden düsteren Manne und der lustigen Laune der Kinder und ihres „Unkels". Aber dieser Gegensatz gehört zu den vermittelten, zu denen, die dem deutschen Humor und damit dem deutschen Gemüte angemessen sind. Mit unvergleichlicher Meisterschaft hat Fritz Reuter gleich darauf Havermann und Bräsig zusammengebracht, den todwunden und den lebenslustigsten, drolligsten Mann. Hier vollzieht sich der Ausgleich der Stimmungen, und das Gemüt beruhigt sich, die Gegensätze lösen sich; der gemeinsame Grund, auf dem sich Bräsigs und Havermanns so entgegengesetzte augenblickliche Stimmungen berühren, ist der lebendige Herzensanteil, den einer am anderen nimmt. Das, was man einmal sehr schön von dem deutschen Humor gesagt hat, er „lache durch Thränen", an solchem Beispiel des niederdeutschen Mannes wird es mit einem Schlage klar.

Und wo ist in der französischen Litteratur etwas auch nur im allgemeinen, nur entfernt Ähnliches zu finden? Eine der wenigen Stellen, die vielleicht herangezogen werden könnten, steht in einer jener meisterhaften Skizzen der „Lettres de mon moulin" von Alfonse Daudet, in „Les vieux", wo er das Gespräch der beiden Alten mit dem Freunde ihres Enkels erzählt; aber es fehlt doch hier, bei allem rührenden und gemütvollen Ineinanderspiel ernster und lustiger Momente, die tiefere, sittliche Bedeutsamkeit des ganzen Vorganges, das, was man die Tiefe des Humors nennt; und vor allem liegt über der ganzen Erzählung, die sonst als eine der feinsten Blüten französischer Poesie mit Recht gepriesen wird, ein leichter Hauch von jener Plaisanterie, die wir mit einem französischen Worte bezeichnen, um ihr den ganzen Umfang ihres Begriffes zu lassen und sie dadurch zugleich als dem deutschen Gefühl widersprechend zu kennzeichnen.

In seinem Gedichte „Seegespenst" zeichnet uns Heinrich Heine das wundervolle Bild einer im tiefen Meeresgrunde liegenden, von feierlichen Menschen bewohnten Stadt, die er, vom Rande des Schiffes hinabblickend, gewahrt; über das ganze Gedicht ist eine ernste und erhabene Stimmung gebreitet. Er sieht unter den Menschen, die da unten wandeln, die „Immergeliebte", die Längstverlorene und nun endlich Gefundene, und mit ausgebreiteten Armen will er sich hinabstürzen, um sie wieder zu umfangen. Dann schließt das Gedicht:

„Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief, ärgerlich lachend:
‚Doktor, sind Sie des Teufels?'"

Dies ist ein Beispiel des unvermittelten Gegensatzes zweier Stimmungen, zwischen denen kein Übergang, keine Vermischung, keine Auflösung in einer anderen verwandten möglich ist, sondern von denen die eine die andere aufhebt. Gegen dieses Spiel, wenn es nicht dem Zweck harmloser Komik dienen soll, empfindet der Deutsche tiefen Abscheu, der durchaus nicht bloß in ästhetischem Mißbehagen begründet ist; und wenn die Mehrheit der Nation trotz alles Schönen, was Heine gewiß geschaffen hat, diesen Dichter ablehnt und wohl für immer ablehnen wird, so thut sie das in dem sehr richtigen Gefühle, daß, wer die innerlichsten Empfindungen der deutschen Seele so zu verletzen und zu verspotten vermag, auch dann keinen Glauben verdient, wenn er diesen Empfindungen einmal in hohem Maße gerecht wird. Das deutsche Gemüt verlangt eben nicht nur vom einzelnen Kunstwerk, sondern auch von dem Dichter selbst jene innere Einheit ästhetischer Stimmung, die im Grunde nichts anderes ist als die sittliche Wahrhaftigkeit des Charakters.

Haben wir somit das deutsche Gemüt als eine Fähigkeit erkannt, als die Fähigkeit des Ausgleiches sittlich und ästhetisch bedeutsamer Stimmungen, so wird es uns leicht werden, seinen wesentlichen Inhalt, den lebendigen Gefühlsanteil an der uns umgebenden Welt der Menschen und der Dinge, in unserer Litteratur wirksam zu erweisen.

Eine weitverbreitete Überzeugung schreibt der Familie die erste und entscheidende Macht zu, das Gemüt des heranwachsenden Menschen zu entwickeln, das des reifen Menschen zu pflegen und zu befriedigen. Daß diese Überzeugung das Richtige trifft, bedarf keines Beweises. Wie sie geworden ist, wie ihre in der deutschen Welt so besondere Stärke sich entwickelt hat, das darzulegen, ist nicht unsere, sondern die Aufgabe kulturgeschichtlicher Untersuchung. Immerhin sei auf einiges hingewiesen. Es ist bekannt, daß gerade in den slawischen Völkern ein besonders weiches, sentimentales Familiengefühl lebt. In den unendlichen Ebenen, die große Teile der slawischen Völkerfamilie bewohnen und die noch heute nicht einmal alle einer intensiveren Kultur anheimgefallen sind, ist Raum für die Familie und für deren naturgemäße Erweiterung. Eltern und Kinder bleiben, auch wenn diese erwachsen sind, in der Regel nahe bei einander; das Leben ist für die aufeinander folgenden Geschlechter in seinen äußeren Formen gleich, und wenn es auch nicht allenthalben leicht genannt werden darf, so fristet es sich doch ohne sonderliche Mühe und Unternehmungslust in einem solchen Grad von Behagen weiter, daß eine Trennung der Sippe nicht nötig wird. Daher bildete sich in älterer Zeit bei dem Slawen eine weiche Heimseligkeit aus, denen seine Lieder und Erzählungen Ausdruck verleihen. Die Trennung von den Angehörigen, in deren Kreise allein er das Lebensglück sieht, ist ihm ein Ereignis von unüberwindlicher Schmerzlichkeit. Noch heute ereignen sich bei den Südslawen wahre Jammerszenen, wenn der Sohn auf ein paar Jahre aus dem Hause zieht, um in einem vielleicht nur wenige Stunden entfernten Orte seiner Militärpflicht zu genügen. Die unendliche Weite seiner Wohnsitze,

die „Großräumigkeit" ihres Bodens gestattete den Slawen lange Zeit und gestattet Tausenden unter ihnen noch heute, in patriarchalischer Familienhaftigkeit zu leben.

Gerade dieser patriarchalische Zug (wir brauchen das Wort in seinem ursprünglichen Sinne) ist dem Deutschen durch den Zwang der Dinge früh abhanden gekommen; aber durch diesen Verlust hat die Familie und haben die sittlichen Güter, die sie zu pflegen hat, gewonnen. Die Enge des Bodens, der den Deutschen zwischen der See und den Alpen und den von slawischer Einwanderung immer mehr verengerten östlichen Grenzen hielt, ließ ihn frühzeitig darauf denken, durch Ausbildung geistiger, kriegerischer oder technischer Fähigkeiten im Kampf ums Dasein das zu ersetzen, was dem Slawen der unausmeßbare Boden ohne Mühe gewährte: die Möglichkeit würdigen und ersprießlichen Daseins. Dadurch kommt in die deutsche Familie ein tief ernster Zug. In der Seele dieses frühzeitig ringenden Volkes ist kein Platz für die schlaffe, phäakenhafte Stimmung des Slawen. Der Deutsche wird durch seinen engen Boden in das weite Gebiet der That gedrängt; mit dem Schwerte in der Hand dringt er über die Elbe nach Osten, über die Alpen nach Süden; in das Schiff springt der friesische Jüngling. Im Kampf mit den Menschen wie in dem anderen mit dem Element bedarf es eines ganzen Mannes; Mut, Stärke, Umsicht, Verläßlichkeit, alle guten Eigenschaften des nach höheren Zielen Strebenden muß er haben. Dadurch wird in die Familie zweierlei getragen: einmal das Bewußtsein erhöhter Verantwortlichkeit für das, was sie den Kindern für das Leben mitzugeben hat, und dann das Gefühl engeren, „heimlicheren" Zusammenschlusses gegenüber der feindlichen Außenwelt, dem „feindlichen Leben". Nicht leichteren Herzens, aber mit ruhigerem, gefaßterem Bewußtsein der Notwendigkeit verläßt der deutsche Jüngling das Elternhaus, das ihm Heimat bleibt, solange es steht. Auf diesem Grunde einer höheren sittlichen Verantwortung ruht die deutsche Familie, ruht das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern und Schwestern, zwischen Mann und Frau in unserem Volke. Dieser Vertiefung des ganzen Verhältnisses entspricht ganz natürlich eine tiefere Gemütsauffassung der Beziehungen zwischen den Gliedern der Familie.

Dazu kommt, daß der deutsche Individualismus einen ganz natürlichen Hang hat zum Zusammenschluß zu kleinen Genossenschaften. In dem engen Kreise des Hauses kommt erst der einzelne Mensch zur rechten Entfaltung, hier entwickelt sich seine Eigenart, und was das Leben später an dieser im Hause erwachsenen Eigenart noch ändert, ist im Grunde blutwenig. Es ist ein wundersames Ding um die deutsche Familie. Während Welt und Gesellschaft ausgleichend, gleichmachend wirken und der Staat sich am besten zu stehen glaubt, wenn die lebendigen Kräfte, mit denen er zu wirken hat, mehr und mehr zur Schablone werden, waltet im deutschen Hause die Freiheit im besten Sinne. Indem eines durch tagtäglichen Verkehr des anderen Eigenart bis in die Tiefen kennen lernt, trägt es selbst dazu bei, sie zu pflegen und zu erhalten; nur hier, in dieser engen Gemeinschaft, erscheint ein Mensch dem anderen durch sein Wesen und um seiner selbst willen wertvoll, und nur hier wird der Mensch geschätzt um deswillen, was er *ist*, während Staat und Gesellschaft nur eine Würdigung dessen, was er *leistet*, kennen.

So erzeugt sich eine Innigkeit des Familienlebens, eine ernste, auf dem Grunde der Liebe wirkende Anteilnahme der Nächsten aneinander, die mit ihren sittlichen Antrieben als der eigentliche Quell unseres Volkslebens angesehen werden darf. Und da das Familienleben aufs engste verknüpft ist mit seinem Schauplatz, dem *Hause*, so hat in unserer Sprache sich das Wort Häuslichkeit gebildet, das den Romanen fremd ist: der Franzose kann nur sagen, daß er ein „chez soi" hat, und wenn auch etymologisch darin immer noch das Haus, die „casa", liegt, so ist ihm das doch gänzlich aus dem Bewußtsein verschwunden. Wir haben das schöne Wort „Heim",

„Daheim“; und wie tief der Trieb zum „Hause“, zur umfriedeten häuslichen Gemeinschaft in unserem Inneren wurzelt, darauf macht einmal Wilhelm Riehl in seiner „Familie“ aufmerksam: der Student, der aus der Häuslichkeit herausgerissen ist, nennt seinen Aufenthaltsort in der Fremde geringschätzig „Bude“, und der Zusammenschluß zur „Verbindung“ soll ihm das entbehrte Familienleben ersetzen; in dieser Gemeinschaft lebt ihm wenigstens ein Verhältnis des Elternhauses wieder auf, die Brüderlichkeit; ja wenn es möglich ist, gründet sich die Verbindung ein eigenes „Haus“.

Wenn wir diesem Zug zur Familienhaftigkeit, zum Hause, zur gemütlichen Erfassung des Verhältnisses von Mann und Frau, Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern in der deutschen Litteratur allenthalben nachgehen wollten, so würden wir bald die Grenzen dieses Buches überschreiten. Indem wir uns eine Besprechung der Quelle, in der das Familien- und Heimatsgefühl des Deutschen am lebendigsten fließt, des Volksliedes, für später aufbewahren, wollen wir hier nur darauf hinweisen, wie in allen Perioden auch unserer höheren Litteratur diese Gefühle mächtig hervortreten. Das Mittelalter, obgleich es wenig die idyllische Seite des Heims und der Familie hervorkehrt, die den Neueren so manchen Klang entlockt hat, faßt doch das Verhältnis ernst und tief auf. In derselben Zeit, da der Minnegesang unter dem starken Einfluß romanischer Strömungen, und vermutlich doch wohl ohne allgemeiner verbreitete thatsächliche Verhältnisse abzuspiegeln, eine gewisse frivole Auffassung dieser Dinge zeigt, geht ernst und würdig durch die deutsche Volksepik das sittliche Verhältnis der „Magentreue“, der Treue der Familienglieder zu einander. Gudrun harrt, aller Bedrückung zum Trotze, des Bruders, des Verlobten; und diesen erscheint es als selbstverständliche Pflicht, Leben und Blut an die Befreiung der geraubten, elend gewordenen Schwester und Braut zu setzen. Des Nibelungenliedes erschütterndste Wirkung liegt in dem furchtbaren Konflikt zwischen der „Magen“- und der Mannentreue. Und nur, daß beide den ganzen sittlichen Menschen erfüllen und miteinander in Streit geraten, gibt der Handlung die herzzerreißende Wendung. Welch ein rührendes Bild, der junge Giselher in seinem Verhältnis zu Rüdiger von Bechlarn, und später, als alles zusammenbricht, sein Gespräch mit der Schwester. Wie geht er schneidend durch unsere Seele, der aufwühlende Konflikt in Rüdigers zart empfindender Seele zwischen dem, was ihm sein Herz gebeut dem engverbundenen Verlobten des eigenen Kindes gegenüber, und dem, was das sittlich erfaßte Pflichtverhältnis zu Kriemhild erfordert. Es ist wohl wahr, daß kaum je in irgend einer Dichtung eine so furchtbare Verkehrung dessen, was Angehörige sich einander schulden, geschildert worden ist; aber das Lied und sein unbekannter Dichter zeigen doch die Stärke dieser Gefühle nicht weniger deutlich, wenn sie sich sozusagen des Negativs bedienen.

Ein bezeichnendes Beispiel, wie das deutsche Gemüt auch in der höchsten Kunstdichtung, die scheinbar ganz von romanischem Stoff erfüllt ist, nach tieferer Erfassung des Verhältnisses der durch Familienbande Verknüpften dürstet, liefert uns Wolfram von Eschenbach. Nachdem Parzival von dem weltkundigen Gurnemanz reicher an allgemeiner Lebensansicht und gefestigter in den Grundsätzen menschlicher und ritterlicher Tugenden geschieden ist, gewinnt er die schöne Condwiramurs. Bei Chrétien von Troyes ist dieses Verhältnis äußerlich und locker; die erworbene Schöne ist nicht mehr als Parzivals Geliebte, und ihre Bedeutung für das Gedicht ist unwesentlich, episodisch. Wolfram gibt der Beziehung der beiden Menschen einen tiefen ethischen Grund. Condwiramurs wird Parzivals Gattin, und durch das ganze Gedicht hindurch zieht sich nun das dem französischen Dichter völlig fremde Motiv der Gattenliebe; wohin der Held auch gelangt, was er thut und unterläßt, überall umschwebt ihn erhebend und beseligend die Erinnerung

an das treue Weib daheim. So geht Wolfram mit vollem Bewußtsein weit über seine französische Vorlage hinaus, und was er hinzuthut, das schöpft er aus dem deutschen Bewußtsein, aus dem deutschen Gemüt: das Motiv der Treue. Auch in der Art, wie Wolfram die Mutter Parzivals gestaltet, mögen wir dieses deutsche Bedürfnis wirksam sehen: in der Treue gegen den toten Gatten, gegen den Sohn sieht sie ihres Lebens Aufgabe; und als der Weggang Parzivals ihr das Herz bricht, da fügt der Dichter vielsagend hinzu, daß dieser „gar getreue Tod" sie vor Höllenpein bewahrte.

Denselben bezeichnenden Zug finden wir im „Willehalm" wieder. Auch hier ist Wolfram über seine französische Quelle hinausgegangen. Während diese sich nur in dem überlieferten Ideenkreise des Rittertums bewegt, stellt Wolfram in die Handlung jene Gyburg hinein, die Willehalms Gemahlin wird; ein starkes, mutiges, vielerfahrenes Weib, das mit seinem ganzen Sinnen und Sein an Willehalm hängt, wie er an ihr. Auch hier also folgt der große Dichter dem Zuge seines deutschen Gemütes; es ist, als ob die Pflichten des Ritters gegen Gott und gegen die Ideale des Rittertums in ihrer konventionellen Art nicht ausreichten, um dem Gedicht einen wahrhaft ethischen Grund zu geben: erst die geistig aufgefaßte Treue von Mann zu Frau verklärt und vertieft die ganze Dichtung.

Auch unser Volksmärchen trägt die Züge besonders entwickelten Sinnes für die Treue der Familienglieder zu einander. Allerdings wird man gerade dieses nur mit größter Vorsicht zur Charakteristik des deutschen Wesens heranziehen dürfen. Die moderne vergleichende Forschung hat unzweifelhaft erwiesen, daß es keine internationalere Dichtung gibt als das Märchen; nicht einmal vor den umfassendsten, weitesten Grenzen von Völkerfamilien macht es Halt. An gleichen Märchen erfreut sich und erfreute sich seit Jahrtausenden das Volk und die Kinderwelt indogermanischer und semitischer Abstammung; ja es gibt Stoffe, die sogar die Bewohner der noch nicht entdeckten neuen Welt mit denen der alten gemein hatten. Es wird aber erlaubt sein, wenigstens einen Zug herauszuheben, der, nach der Bemerkung der Brüder Grimm selbst, in der deutschen Fassung der Märchen ganz besonders stark hervortritt: das gehässige Verhalten der Stiefmutter. Die natürliche Grundlage der Familie hat sich gelockert, die Mutter ist gestorben; das festeste der Bande, das die Welt kennt, das von leiblicher Mutter zu leiblichem Kinde, ist zerrissen; und wie das Märchen mit rührender Zartheit gerade dieses Verhältnis schildert (man denke an das „Thränenkrüglein"), so breitet es um sein Aufhören den grauen, trübseligen Nebel des Schmerzes, des Kummers, der trostlosen Verzagtheit. Wie herzzerreißend klingt es uns aus dem schönen Märchen vom Machandelbaum entgegen!

Diese gemütvolle Auffassung der Familie, der Beziehungen zwischen denen, die das Leben selbst zu unmittelbarster und innigster Gemeinschaft bestimmt hat, zieht sich durch unsere ganze Litteratur. Luther selbst drückt ihr durch seine Lehre und nicht zum mindesten durch sein eigenes Vorbild noch den Stempel religiöser Heiligkeit auf. Bei Hans Sachs, bei Fischart, bei Brandt, bei Murner, im Kirchenlied, im Simplicissimus, bei Simon Dach, Fleming, Logau klingt es durch, und selbst durch den öden Schwulst, der um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts unser Schrifttum ungenießbar macht, hört man doch hier und da natürliche Töne des Herzens, wenn von Vater, Mutter und Kind oder von der „süßen Heimat" die Rede ist. Auch unsere klassische Litteratur, obgleich sie nach ihrer ganzen Tendenz dem einfachen Ausdruck einfacher Gefühle nicht viel Raum läßt, ist doch nicht arm gerade an jenen Zügen. Die ergreifendste Stelle im „Messias" ist der Tod Cidlis; die Seele Klopstocks erbebt im Tiefsten bei der dichterischen Schilderung dessen, was sie schmerzlich selbst erlebt hat. Wieland ist persönlich der

zarteste, gemütlichste Familienvater gewesen, den man sich denken kann; allerdings fand die Vertiefung dieser Gefühle eine nur gar zu schnelle Begrenzung in jener, wir möchten sagen epikureischen und opportunistischen Art, die sein ganzes Wesen bezeichnet und die sich in seinen Schriften abspiegelt. Lessing hat lange Jahre mit der heißen Sehnsucht seines deutschen Herzens nach dem Glück gestrebt, ein Weib und einen Herd zu besitzen, aber als es ihm beschieden war, da zerschnitt der frühe Tod der Gattin alle Hoffnungen, die er kaum Zeit gefunden hatte aufleben zu lassen. Er war nicht der Mann, der in beweglichen Worten Gefühle zu äußern liebte; was er damals empfand, hat er in sich hinein gekämpft, und nur aus der bekannten Briefstelle, wo er mit fast bitterem Worte von seinem Wunsche spricht, „es auch einmal so gut zu haben wie die anderen", klingt uns der Schmerz mit abgedämpftem Ton entgegen. Das einzige dichterische Werk Lessings, in dem stärkere Gemütsantriebe walten als wohlthuendes Gegengewicht gegen die Verstandesmäßigkeit anderen, ist Emilia Galotti, und was hier den tieferen Anteil weckt, ist eben die Wertschätzung der Familie und die Entrüstung über ihre Schutzlosigkeit gegen Willkür und Gewalt.

Denselben Aufschrei gegen die Vergewaltigung der Familie und ihrer heiligsten Bande, nur von ungleich größerer dichterischer und sittlicher Wirkung, bedeutet Schillers Jugendwerk „Kabale und Liebe". Schiller selbst erfuhr später an sich die beseligende Macht deutschen Familienlebens; man muß den Briefwechsel des großen Mannes mit Charlotte lesen, um sich inne zu werden, wie er auch in dieser Beziehung durch und durch deutsch war; die großen Schöpfungen, in denen nun drei Menschenalter sich innerlich gestärkt und erhoben haben, sind nur möglich gewesen, weil ihn im Leben Weib und Kind umgaben. Die innerlich gefestigte, harmonische Lebensanschauung, die dem deutschen Volke so unmittelbar zu Herzen geht, weil sie allen Impulsen des deutschen Lebens entgegenkommt, verdankt ihr Bestes der Thatsache, daß er, von einem liebenden Weibe begleitet und in der alles Gute und Edle erregenden Atmosphäre der deutschen Familie hat wandeln dürfen. Wie sich in seinen Gedichten, besonders in den kleineren, den Votivtafeln und ähnlichen, diese Wertschätzung des Familienlebens zeigt, mag hier nicht weiter erörtert werden; es genüge ein Hinweis auf die beiden Werke, in denen sich die schönste Verklärung deutschen häuslichen Lebens findet: „Die Glocke" und „Wilhelm Tell". Mit einer Einfachheit und Verständlichkeit, die dem Nachfühlenden genial, dem Philister platt erscheint, zeichnet er in der „Glocke" die Aufgabe der Geschlechter in der deutschen Familie, des Mannes Pflicht zum Kampfe des Lebens, des Weibes Pflicht zur Erhaltung und Erziehung; und wie das deutsche Märchen das herbste Unglück des Hauses in den Tod der Frau, der Mutter setzt, so thut es auch Schiller, mit sicherem Gefühle aus dem deutschen Bewußtsein schöpfend. Und im „Tell" entwirft er die beiden Möglichkeiten deutscher Frauenentwickelung in der Familie, die des thätig starken Anteils an des Mannes Denken, Fühlen und Wirken in Stauffachers Gertrud, die der liebenden, aber etwas kleinmütigen und furchtsamen Beschränkung auf die engste Welt des Hauses und der Kinder in Tells Hedwig.

In das Leben Goethes hat das deutsche Familienleben nicht hineingeleuchtet; Vater und Mutter waren in Wesen und Alter zu sehr verschieden, als daß die erste Vorbedingung gemütlichen Verständnisses hätte wirken können; und ein von unserem Volke wie von ihm selbst peinlich empfundenes Verhältnis verbannte aus seinem eigenen Hause das, was wir Deutschen nun einmal von der Familie erwarten. Seine Dichtung spiegelt beides wider. Von allen innigen Beziehungen, in die das gemeinsame häusliche Leben die Nahverwandten bringt, hat er nur eine mit warmem Gemütsanteil geschildert: die von Mutter und Sohn. Dieses Verhältnis hatte er

selbst erlebt; das Mütterchen in Hermann und Dorothea ist Frau Aja. Eine andere Beziehung, die im Leben ihm wertvoll und ergreifend gewesen war, hat er wohl auch gern behandelt, aber es fehlt der dichterischen Ausgestaltung doch der wärmere Hauch: wir meinen die von Bruder und Schwester in der „Iphigenie".

Reich und vieltönig sind die Lobpreisungen des häuslichen Lebens und der Innerlichkeit des Familienwesens in unserem Schrifttum von damals bis auf unsere Tage hinab. Justus Möser zeigte den Zeitgenossen, welch ein unversiegbarer Born der Erquickung gerade in den Auffassungen unserer Altvordern von diesen Dingen floß, und seine warme Verehrung der Vorzeit, ihres einfach treuherzig biederen Sinnes, ihrer gemütvollen Symbolik, ihrer fast mystischen Vertiefung des inneren Lebens ließ den Rokokoflitter, von dem auch das deutsche Leben des Bürgerhauses nicht verschont geblieben war, in seiner Nichtigkeit erscheinen. Johann Heinrich Voß, selbst aus einer Landschaft stammend, wo Kriegesnöte und Geschmacksverirrungen nicht in demselben Maße wie anderswo die alte Art unterbrochen hatten, sang das reizende Idyll „Luise" und den noch mehr gelesenen „Siebzigsten Geburtstag". Matthias Claudius geht mit seiner Lyrik in dieselbe Stimmungswelt ein. Die Romantiker sind in dieser Reihe nur mit Einschränkungen zu nennen; sie haben so starke exotische Zusätze, daß ihnen überhaupt, trotz ihrer sentimentalen Berufung auf das Mittelalter, nicht nachgesagt werden kann, sie seien Vertreter deutscher Art, was nicht ausschließt, sie, wie wir später thun werden, Vertreter mancher deutschen Unart zu nennen. Aber sie haben das Verdienst, daß sich an sie eine Reihe von Gelehrten und Schriftstellern reihte, die das von Herder, Möser, Goethe und anderen begonnene Werk vollendeten: ursprünglicher deutscher Art nachzugehen und ihre Schätzung im Volke zu verbreiten. Und diese Studien und Bestrebungen sind ganz natürlich auch der Auffassung deutschen Familienlebens zu gute gekommen. Die Volksliedersammlung Achims und Brentanos und ganz besonders die Hausmärchen der Brüder Grimm haben einen außerordentlichen Einfluß in dieser Richtung ausgeübt. Er wird dann von den Lyrikern zumal der schwäbischen Schule fortgesetzt: Uhland, Justinus Kerner, Schwab, Mörike führen die Auffassung von dem äußerlich engbegrenzten und vielleicht weltabgewandten, aber innerlich weltweiten, gemütreichen deutschen Familienleben herauf, die sich in der Kunst in Ludwig Richter zeigt. Das große Verdienst dieser Richtung ist es, obgleich sie zunächst von der Wirklichkeit ausging, doch diese Wirklichkeit durch die Kunst idealisiert und so wieder der Entwickelung neue Wirklichkeitsziele aufgestellt zu haben. Unter dem Einfluß dieser Auffassungen hat sich z. B. erst in unserem Jahrhundert das nur uns Deutschen eigene häusliche Weihnachtsfest gebildet, die Familie in stillfreudiger Abgeschlossenheit begeht Stunden innerlichsten Gemeinschaftsbewußtseins; dieses Weihnachtsfest hat Ludwig Richter in einem seiner anheimelndsten Bilder gefeiert (s. die Tafel bei S. 292), und Dichter wie Rückert, Storm, Mörike, Annette Droste haben seinen deutschen Gehalt sinnig ausgedeutet.

Mit diesem Familiengefühl ist das Heimatgefühl eng verwandt. Es setzt sich zusammen aus den Empfindungen der Anhänglichkeit an die Menschen, mit denen uns Jugend und Leben vergeht, und der Anhänglichkeit an die Stätten, an denen die Jugend sich abgespielt hat. Keinem Volke ist es fremd; die französische Lyrik feiert das pays natal; in der italienischen haben Giuseppe Giusti und Andere rührende Klänge dafür gefunden; aber an Stärke, Dauer und Innigkeit ist das deutsche Heimatgefühl dem der nichtgermanischen Völkern weit überlegen. Man hat wohl darauf aufmerksam gemacht, daß nur wir ein besonderes Wort für die Sehnsucht nach der Heimat hätten — „Heimweh", aber das ist einmal nicht ganz richtig, denn die Griechen hatten das

ebenso schöne *νοσταλγία*, und sodann kann man einwenden, daß doch das französische mal du pays wörtlich genau dasselbe besagt; indessen bleibt bei dem Worte „Heimweh" doch eine Nebenstimmung, die wenigstens das französische Wort nicht hat. Für den Franzosen ist das mal du pays etwas Schwächliches oder aber fast rein Physiologisches wie das mal de mer; und es wird meistens doch nur gebraucht, um das Unbehagen zu bezeichnen, das der empfindet, der durch Entfernung von seinem Vaterlande eine Reihe von gewohnten Annehmlichkeiten entbehren muß. In unserem „Heimweh" klingen wesentlich höhere Empfindungen an. Wir brauchen das den Lesern, die ja alle Deutsche sind, gar nicht auseinanderzusetzen.

Dieses Heimgefühl als erfüllte Heimatfreude, dieses Heimweh als Schmerz über die Trennung ist in unserer, zumal der lyrischen, Poesie einer der großen, unerschöpflichen, immer wiederkehrenden Gegenstände. Es ist bald ein bloßes Gefühl, für dessen Berechtigung keine Beweise gegeben und gefordert werden, das aber durch sein Dasein allein schon diese Berechtigung erweist, wie in jenem ergreifenden Volkslied „Zu Straßburg auf der Schanz", bald — aber viel seltener — erwächst es aus bewußter Wertschätzung des Heimischen, wie in Walthers von der Vogelweide berühmtem Botenliede „ir sult sprechen willekomen", bald wird es getragen durch Erinnerung an liebe Menschen oder an landschaftliche und örtliche Anknüpfungen, meistens an beide zugleich, wie in den Novellen von Theodor Storm, in denen überhaupt das Heimgefühl des Deutschen seinen tiefsten Ausdruck gefunden haben dürfte, wie denn auch anderseits eins seiner schönsten Lieder („Die Stadt am Meer") jenem Gefühl entsprungen ist.

Das Familiengefühl, dem der Zug zur Heimat mit einigem Rechte als eine Form seiner Äußerung untergeordnet werden kann, ist im Grunde auch seinerseits nur eine Erscheinungsform der dem Deutschen tief innewohnenden Beschränkung auf kleine Kreise. Wir lieben es, uns im Leben wenigen anzuschließen, und wenn auch unter dem Einfluß der großstädtischen Entwickelung heuzutage von dieser alten Art manches verschwindet, so wird es doch auch heute noch erlaubt sein, den Zug zur Bildung kleiner, enggeschlossener Gruppen als besonders deutsch zu bezeichnen. Der Zweck dieser Abhandlung gestattet nur auf wenige Kennzeichen dieses Zuges hinzuweisen. Unsere Gesellschaftsordnung ist trotz aller ausebnenden und uniformierenden Absichten des modernen Staates und seiner Gesetzgebung immer noch durchaus individualistisch: Nirgends in der europäischen Welt ist die thatsächliche Absonderung der Stände — wir meinen damit natürlich die Berufsstände — so stark, so mannigfaltig wie bei uns; nirgends in der Welt vollzieht sich das gesellschaftliche Leben in so vielen kleinen und kleinsten Gruppen. Hunderte von Vereinen und Tausende von „Stammtischen" deuten auf das deutsche Bedürfnis nach Zusammenschluß mit wenigen frei gewählten Volksgenossen hin. Selbst in dem äußeren Verlauf unserer Litteraturgeschichte hat dieser Zug einmal eine besondere Bedeutung gewonnen: die Meistersingerschulen sind eine durchaus deutsche Erscheinung.

Wir leugnen nicht, daß in diesem Abschließen eine große Gefahr liegt; unsere politische wie unsere geistige Geschichte hat das gezeigt. „Im engen Kreis verengert sich der Sinn", und eben die Meistersingerschulen mit ihrer platten Philisterhaftigkeit und ihrem Mangel an Schwung und Phantasie mögen als vollgültige Beweise dafür angeführt werden. Aber es darf doch nicht vergessen werden, daß auch gerade in dem Verhältnis der Mitglieder kleiner Kreise zu einander die edelsten Eigenschaften unseres Stammes sich oft glänzend gezeigt haben und nur hier so glänzend haben bewähren können. Insbesondere die eine Eigenschaft, die von des Tacitus entlegenen Zeiten an bis heute als „die" deutsche Eigenschaft anerkannt und gepriesen worden ist: die Treue. Es liegt psychologisch in ihrem Wesen begründet, daß sie nur wenigen gegenüber

eingegangen und gehalten werden kann; sie ist eine Tugend, die sich nur von Mensch zu Mensch äußern kann, die durchaus subjektiver und gemütlicher Art ist. Man kann nicht zu einer bunt zusammengefügten Menge ein Treuverhältnis haben, es sei denn, daß diese Menge durch Gleichheit der Gefühle und völlige Übereinstimmung der die Vereinigung herbeiführenden Absichten gewissermaßen wieder eine einzige Persönlichkeit würde. Gerade in dem Wesen der Treue und auch in ihrer dichterischen Verwertung zeigt es sich aufs deutlichste, daß der Deutsche in der Tiefe seiner Seele, wie wir das oben schon zu beweisen versucht haben, persönlich denkt und von persönlichen Wertgefühlen beherrscht wird. Hier scheidet er sich scharf vom Romanen: dieser beugt sich allenthalben abstrakten Begriffen. Welche tyrannische Gewalt hat in seiner Geschichte wie in seiner Dichtung den Begriff der Ehre gehabt, d. h. der konventionellen, fast dialektisch konstruierten Ehre; man denke zumal an die spanische Dramatik. Und wie hat sich der Franzose vor hundert Jahren von den bekannten drei Schlagwörtern égalité, fraternité, liberté und in unserem Jahrhundert von dem Begriff gloire beherrschen lassen. Dieser formale Enthusiasmus ist uns fremd gewesen, solange nicht romanische Einflüsse auch uns beeinflußt haben. Und allen diesen Einflüssen zum Trotz hat sich jene ursprüngliche Wertschätzung der nur von Mensch zu Mensch lebendigen Treue bis heute erhalten.

Tacitus erzählt in den Annalen (XIII, 54), daß im Jahre 59 n. Chr. friesische Gesandte in Rom das Theater des Pompejus besuchten; als sie unter den vornehmsten Römern auch einige Männer in fremder Tracht erblickten und fragten, wer sie wären, antwortete man ihnen, es seien Gesandte der Stämme, die sich durch Tapferkeit und Treue gegen Rom ausgezeichnet hätten. Da sollen die Friesen gerufen haben: „Kein Sterblicher steht, wenn es Waffen oder Treue gilt, den Germanen voran!" schritten auf die Senatoren zu und nahmen unter ihnen Platz. So muß schon in der frühesten historischen Zeit unserem Volke selbst ein deutliches Bewußtsein der es beherrschenden Eigenschaft innegewohnt haben. Ebenfalls Tacitus berichtet („Germania" 14), daß es dem Deutschen lebenslängliche Schande bringe, lebendig die Schlacht verlassen zu haben, wenn der Fürst gefallen war. Hierin liegt zugleich das Wesen der germanischen Treue ausgesprochen: sie bedeutet den hingebenden Anschluß an einen anderen Menschen. Sie ist die ethische Grundlage des gesamten mittelalterlichen Lehnswesens, und auch, nachdem dies vor der geschichtlichen Entwickelung geschwunden war, ist sie in unendlich mannigfaltiger Gestalt die Voraussetzung des ernsteren Verhältnisses von Mensch zu Mensch in unserem Vaterlande geblieben. Die Dichtung spiegelt dies in allen Zeiten ihrer Entwickelung wider.

Der mittelalterlichen Epik, sei sie nun Volks- oder Kunstdichtung, liegt die Treue als beherrschende Idee zu Grunde. Alles, was an sittlicher Größe, an verwerflichen Thaten, an herzergreifenden Konflikten vorkommt, beruht auf der Treue oder auf dem Abfall von ihr. Wir haben in der Treue ein Verhältnis der Hingabe an einen anderen Menschen zu sehen, dessen Beginn zwar dem freiwilligen Entschluß entspringt, das aber, einmal bestehend, unlöslich ist und auch dann noch dauern muß, wenn die ursprünglichen Gefühle nicht mehr vorhanden sind; ja sogar, wenn das Verhältnis einen verwerflichen Charakter angenommen hat, darf die Treue, das Gelöbnis, nicht gebrochen werden: „So groß ist ihre Beharrlichkeit in einer schlechten Sache; sie selbst nennen es Treue" (Tacitus, „Germania" 24). Hier liegt nun allerdings auch der Punkt, in dem die mittelalterlich germanische Auffassung der Treue, soweit sie dichterisch verwertet worden ist, weit abweicht von der heutigen: die durch Gelöbnis entstandene Verpflichtung zur Treue geht der durch Verwandtschaft geschaffenen auch dann vor, wenn sie nach christlicher Auffassung nicht die größere sittliche Berechtigung für sich hat. Man denke an das Verhältnis Rüdegers

von Bechlarn zu den Nibelungen und zu Kriemhild. Er hat die Burgunden von der Grenze des Hunnenlandes an den Hof Etzels geführt, nachdem er sie zuvor als Gastfreunde bewirtet und die eigene Tochter dem jungen König Giselher verlobt hat; nun enthüllen sich ihm Etzels und Kriemhildens wirkliche Absichten, von denen er nichts gewußt hat; und zu ihrer Ausführung heischt die Hunnenkönigin, der er durch das Gelöbnis der Mannentreue verbunden ist, seine entscheidende Hilfe. Der Dichter des Nibelungenliedes, offenbar selbst unter dem Einfluß christlicher Weltanschauung stehend, hat die schneidende Herbigkeit des endlichen Entschlusses wohl gefühlt, den ihm seine alte Vorlage bot; er verweilt durch lange Strophen bei der Schilderung des inneren Widerstreites in Rüdegers Seele; aber auch er nimmt schließlich die gegebene Wendung als die richtige hin. Rüdeger, unter dem ersten Eindruck von Kriemhildens Forderung, will zunächst eine Unterscheidung seiner Pflichten machen:

„Das will ich nimmer leugnen: ich schwur Euch, edles Weib,
Gern für Euch zu wagen die Ehre samt dem Leib;
Die Seele zu verlieren, das schwur ich nimmermehr!"

Dann aber tritt an die Stelle dieser ersten Weigerung das Gefühl einer Gebundenheit, der er am liebsten durch den Tod, den Selbstmord, sich entziehen möchte:

„Du starker Gott im Himmel, ach könnt' ich sterbend dem entfliehn."

Er bietet König Etzel all sein Gut und Habe an, wenn er ihn von der bestehenden (und nunmehr anerkannten) Verpflichtung befreien will, aber Etzels und Kriemhildens Wunsch, Bitte und Hinweis auf das alte Treuverhältnis sind mächtiger; Rüdeger muß folgen, und so entscheidet er sich gegen die eigenen Verwandten. Freilich ist diese Verwandtschaft des Rüdeger zu den Burgunden nicht in der Gemeinsamkeit des Blutes begründet. Aber auch dafür, daß selbst die seit uralter Zeit am heiligsten gehaltenen Bande des Blutes wenigstens im Mittelalter denen der Mannentreue nachstanden, gibt die Epik Beweise. Im „Wolfdietrich" heißt es einmal: „Unseren Vater vergessen wir vielleicht; unseren Herrn können wir nie verschmerzen."

Aber der Begriff der Treue ist im deutschen Mittelalter und seiner Poesie doch noch weiter, er umspannt mehr als die beiden Formen der „Magen"- und der „Mannen"-Treue: sie will allen Nebenmenschen gegenüber geübt werden, auch denen, die uns fremd sind; besonders denen, die schwach und wehrlos sind. So hat sich ein Typus der Treue erzeugt in der Volkssage, und aus ihr nahm sie die Dichtung; es ist der „Getreue Eckart". Alter Beziehungen voll und mannigfachen mythologischen Deutungen zugänglich, begegnet uns diese Gestalt als die des wohlmeinenden, besorgten Warners, der vor dem Berge der Frau Venus sitzt und den Vorübergehenden abmahnt, hineinzugehen; oder auch er fliegt vor der Wilden Jagd einher und heißt jeden, frühzeitig aus dem Wege gehen. In diesem Amte wirkt er in Goethes bekanntem Gedichte: die Schar der verirrten Kinder schützt er vor den vorbeijagenden „Unholden", er selbst gibt ihnen den Rat, das Bier, das „mühsam geholte", getrost zu opfern, und in väterlichem Wohlwollen füllt er wunderthätig die geleerten Krüge. Ein gutes Stück dieses getreuen Eckart, die freundliche, umsichtige, über Verdienst hinaus belohnende Thätigkeit ist auf den „Weihnachtsmann", den „Knecht Ruprecht", übergegangen, der auch in unseren Tagen den Kindern eine ersehnte, mit Zutraulichkeit begrüßte Gestalt ist, ein wichtiges Stück in dem poetischen Bestande des großen Festes deutscher Treue, Weihnachten.

Auch die deutsche Lyrik ist voll des Preises der Treue; und wenn sie in den dunkeln Zeiten unserer Geschichte über den Verfall des Vaterlandes klagt, so gilt ihre erste und hauptsächliche Klage immer dem Schwinden der Treue. Sie ist unerschöpflich in Bildern und Vergleichen, um das Wesen der triuwe, der staete zu bezeichnen: ein „adamas" sei sie, sagt Hartmann; dem

festen Steine vergleicht sie Walther von der Vogelweide, dem Golde Heinrich Frauenlob. Die Untreue aber ist gleich dem Laub, das sich bewegt und das dahingeht, oder der Kerze, „die zu Asche wird mitten drinne, wenn sie Licht spendet“. Und wer dächte in diesem Zusammenhange nicht der schönen Lieder, in denen auch Spätere die Treue gepriesen haben; Simon Dach sagt:

„Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann.“

Und ähnliche Klänge anschlagend, sang Paul Fleming:

„Ein getreues Herze wissen,
Hat des höchsten Schatzes Preis;
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl im höchsten Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.“

II.

Der Gang der deutschen litterarischen Entwickelung.

1. Allgemeine Beobachtungen.

Nachdem wir nun einige allgemeine Züge gefunden haben, durch die sich die poetische Auffassung der Deutschen von der anderer Völker unterscheidet oder wenigstens vor diesen auszeichnet, wird uns ein Blick auf den Gang der litterarischen Entwickelung selbst, den wir bisher nur gestreift haben, vielleicht noch weiteren Aufschluß über diese und andere unterscheidende Merkmale unserer Dichtung geben.

Ganz äußerlich betrachtet, hat die Entwickelung unseres Schrifttums mit dem der romanischen Litteraturen das gemein, daß Höhen und Tiefen in fast regelmäßiger Folge miteinander wechseln. Es entspricht das dem psychologischen Gesetze, das für die Individuen im selben Maße gilt wie für die geistige, wirtschaftliche und politische Thätigkeit ganzer Völker: der Kraftaufwendung folgt Ermattung und neue Kraftansammlung. Jedoch wenn wir die Art und Zahl der Höhen und Tiefen betrachten, tritt sofort ein deutlicher Unterschied in die Augen: *zweimal* hat das deutsche Volk seine Litteratur in *höchster Entfaltung ihrer Eigenart* gesehen. Man wird nicht einwenden können, daß die romanischen Völker als solche erst im zweiten Drittel des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung entstanden, daß sie also viel jünger seien als wir und darum allein schon nicht in jenen früheren Jahrhunderten die nationale Geschlossenheit der Bildung haben konnten, wie unser aus dunkler Zeitferne her bestehendes Volk. Die nationale Eigenart wenigstens der Franzosen war im 13. Jahrhundert völlig entwickelt, und doch läßt ihre mittelalterliche Litteratur, trotz des Schönen, das sie gewiß erzeugt hat, und trotz des gewaltigen Einflusses, den sie zweifellos im ganzen westlichen und mittleren Europa geübt hat, sich an künstlerischer und ethischer Bedeutung gar nicht mit der unsrigen messen. Anderseits sind die Italiener schon sehr bald, nachdem sich ihre nationale Sprache zur Schriftsprache erhoben hatte, auf den Gipfel ihrer litterarischen Entwickelung (Dante) gelangt, so daß schon dadurch jener Einwand widerlegt wird. Aber auch die Italiener haben nur ein einziges Mal solche Höhe erreicht. Das einzige Volk, das außer uns zweimal die Palme errungen hat, sind die Griechen gewesen: Homer und Sophokles bezeichnen diese beiden Epochen, die, der rascheren Entwickelung des Volkes gemäß, zwar zeitlich viel näher aneinander liegen als unsere beiden Blütezeiten, doch

aber wie diese einen nach Umfang und Eigenart deutlich unterschiedenen ästhetischen und sittlichen Zustand des Volkes ausdrücken.

Man wird diese eigenartige Erscheinung in der deutschen Litteraturgeschichte aus zwei nicht weit voneinander abstehenden Gründen erklären dürfen. Der eine liegt darin, daß das deutsche Volk in die christliche Zeit einen unermeßlichen Schatz poesievoller Sagen und poetischer Gefühle aus seiner heidnischen Vergangenheit hinüberbrachte, und daß zu diesen mehr mythologischen Bestandteilen dichterischen Lebens eine fast ebenso große Menge gewaltiger historischer Erinnerungen aus der Völkerwanderung trat; der andere aber ist die in jeder Hinsicht außerordentliche poetische Beanlagung der Deutschen. Jene Mitgift fehlte den romanischen Völkern (wenn wir von den keltischen Überlieferungen absehen) so gut wie ganz; ihre poetische Entwickelung fand daher keine Anknüpfung und keine Befruchtung durch eine hinter ihr liegende Weltanschauung und vollzog sich an neuen, ihrem inneren Gehalte nach verhältnismäßig unbedeutenden Stoffen. Anderseits ist aber wiederum die Thatsache, daß die Deutschen eine großartige heidnisch-religiöse Vorstellungswelt hatten, und daß sie die Gestalten der eigenen Geschichte zu übermenschlicher und tiefsinniger Größe zu gestalten vermochten (was die Romanen nicht vermocht haben), ein deutlicher Beweis für die dem Volke innewohnenden poetischen Bedürfnisse und Kräfte.

Dies mag uns den Anlaß geben zu einer vorläufigen Bemerkung über die Beziehung, die in unserem Volke Dichtung und Leben zu einander haben. Es wird nicht mehr zweifelhaft sein können, daß in der Urzeit jedes Volkes beide eng miteinander verknüpft gewesen sind; durch die neuen Untersuchungen Büchers ist zwar die althergebrachte Meinung erschüttert worden, daß die Poesie zunächst nur an eine Äußerung des Volkslebens angeknüpft habe: an den religiösen Kultus; aber dafür hat eben Bücher es sehr wahrscheinlich gemacht, daß eine noch viel innigere Anknüpfung an das Volksleben bestanden habe: die Arbeit, die werktägliche Thätigkeit selbst gab der Dichtung ihren Ursprung. Indem das menschliche Wort in rhythmischem Falle die Bewegung des arbeitenden Körpers begleitete, entstand überhaupt das Wohlgefallen an der rhythmischen Rede; so war der Klang des Wortes der Begleiter von Handlungen des Lebens; bald wurde das Wort ihr Symbol, und einem verständlichen Bedürfnisse folgend hauchte der Mensch dem bloßen Klange die Seele ein, er gab ihm Inhalt und Bedeutung, verstandesmäßige, sittliche und gemütliche Werte.

Wenn das bei allen Völkern so gewesen ist, was wir freilich nicht beweisen können, wie anderseits für die hergebrachte Meinung von der grundlegenden und ausschließlichen Bedeutung des Kultus keine unanfechtbaren Beweise gebracht werden können, so zeigt sich doch bald, daß mit der zunehmenden Kultur die Stellung der Poesie zum Leben in den verschiedenen Völkern verschieden wird. Keines ist je gefunden worden, das zu einer nennenswerten Kultur emporgestiegen wäre und dabei gänzlich auf die dichterische Kunst verzichtet hätte; sie gehört wie jede andere Kunst, ja vielleicht mehr als jede andere, zu den unerläßlichen Bestandteilen der inneren Entwickelung einer Nation. Aber sie ist verschiedener Wertschätzung und Betrachtung auch wie wenige ausgesetzt. Während alle anderen Künste mit dem praktischen, sinnlichen Leben in irgend einer notwendigen Berührung stehen und dadurch für dieses unentbehrlich sind, hat die Poesie von solcher Unentbehrlichkeit nichts oder fast nichts. Sie schwebt über den Dingen; sie braucht wohl die Dinge, aber diese brauchen sie nicht. Die weite Welt des Gemütes und der aus Herzensbedürfnissen quellenden Reflexion ist ihr Reich. In ihren lallenden Anfängen aus der Arbeit selbst entsprungen, ist sie im Laufe der Jahrhunderte über sie emporgewachsen und hat von

jenen Augenblicken des Lebens Besitz genommen, da die Hand von der Arbeit ruht und die Seele sich in festlicherer Stimmung den ästhetischen und gemütlichen Antrieben hingibt.

Hier ist nun der Punkt, wo wir eine völlige Verschiedenheit romanischer und deutscher Art zu erkennen glauben. Während bei den welschen Völkern die höhere Entwickelung ihrer poetischen Kunst (die wir als solche darum keineswegs herabsetzen wollen) sich zwar von dem übrigen geistigen Leben nicht geflissentlich abgesondert hat, aber doch auch durchaus nicht dieses geistige Leben durchsetzt und erhebt, während dort die Dichtung als eine der schönen Künste neben den anderen steht und man sich an ihren Schöpfungen aus einer gewissen Ferne der Betrachtung erfreut, findet bei uns von alters her eine enge Beziehung, eine Vermischung, eine gegenseitige Durchdringung von Leben und Poesie statt. Das zeigt sich im kleinen wie im großen. Der Romane, der Kelte, ging schweigend oder aber mit Pfeifen und Schreien in die Schlacht: der Germane unter dem vieltausendstimmigen Gesange der Schlachtlieder. Gegen unseren Reichtum an Volksliedern, die Mann, Frau und Kinder bei all ihrem Thun begleiten und ihre innersten Gefühle, die guten wie die schlechten, ausdrücken, ist die Zahl und die Bedeutung romanischer Volkslieder gering. Das Kirchenlied in der heimischen Sprache, das wir lange vor der Reformation besessen haben, fehlt den Romanen und mit ihm der alle Situationen des inneren und die Epochen des äußeren Lebens verklärende Schimmer poetisch-religiöser Stimmung. Die Erscheinung der Meistersinger, mag man nun auch mit dem Verfasser dieser Zeilen ihren ästhetischen Wert gering anschlagen, ist doch ein Beweis für die tief im Deutschen schlummernde Sehnsucht, über das Einerlei des Tages sich zu erheben und dieser Erhebung poetischen Ausdruck zu leihen; in Hans Sachs wird, wie Goethe dies so schön ausgeführt hat, das Leben selbst Poesie und Poesie erst wahres Leben. Ja, wir können in diesem Zusammenhange sogar die so oft als komisch gekennzeichnete und auch wohl in der That komischer Wirkungen nicht entbehrende Thatsache anführen, daß ein großer Teil aller Deutschen eine fast unüberwindliche Neigung zu poetischer Produktion hat, auch wenn ihm das Schicksal zu der starken Neigung nur ein schwaches Talent gesellt hat, die Geschichte unserer „Musenalmanache", „Taschenkalender" u. a. zeigt das mit derselben Deutlichkeit, wie die gelegentlichen Indiskretionen unserer Zeitschriftenredakteure im „Briefkasten".

So lebt in der deutschen Nation ein allgemein verbreitetes starkes Bedürfnis nach poetischer Gestaltung oder wenigstens nach poetischem Empfangen, nach einer Verbindung von Leben und Dichtung, und die Abneigung dagegen, zwischen jenem und dieser eine auch noch so dünne Scheidewand zu dulden. In dem Gange unserer litterarischen Entwickelung wird dieser Zug von geradezu heilbringender Bedeutung, und so viel Schaden uns in der politischen Geschichte aus mancher unserer angeborenen Eigenschaften erwachsen sein mag, hier hat ein starkes Gegengewicht allezeit gelegen. Während wir von Corneille, Racine, Molière, Lafontaine außer ihren poetischen Werken nichts oder fast gar nichts besitzen, das sich mit etwas anderem beschäftigte, während sie nur Dichter waren, haben fast alle unsere neueren großen Dichter an eine Fülle von anderen Gegenständen ihre Gedanken gewandt und den Kreis alles Menschlichen zu umspannen gesucht. Herder versenkt sich, durchaus nicht unter litterarischem Gesichtspunkte, in den historischen Gang der menschlichen Kultur, in theologische und teleologische Betrachtungen; Lessing verweilt durch lange Jahre seines Lebens bei antiquarischen, philologischen, ethischen und religiösen Fragen, und in selbständiger Höhe steht neben seinen Dichtungen die „Erziehung des Menschengeschlechtes"; Schiller zieht sich absichtlich auf acht Jahre in die Welt historischer und philosophischer Studien zurück; und vollends Goethe umfaßt mit erstaunlichster Vielseitigkeit fast alles, was

Menschen wissen und überlegen können, insbesondere alles, was die Natur ihnen an Problemen vorlegt. So stellten diese Männer, und nach ihnen eine dichte Reihe anderer, ihre Kunstübung auf den Grund einer tiefen und weltweiten Bildung. Und indem die Nation, einem angeborenen Triebe folgend, ihnen auch auf diesen Wegen entgegenkam, erhielt sie durch ihre großen Dichter eine einheitliche, zugleich ästhetische, stoffliche und formelle Bildung, die lange Zeit das einzige alle politische Zersplitterung, allen Jammer der Kleinstaaterei überdauernde und überwindende nationale Besitztum gewesen ist.

Auf diese Weise, Leben und Dichtung zu höherer Einheit ausgleichend, haben die Träger unserer klassischen Litteratur einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Geschicke des ganzen Volkes geübt, wie er nur einmal in früheren Zeiten bemerkt wird: bei Homer und den Griechen. Kein anderes Volk kann ähnliches aufweisen, wie diese und wir. Es ist lehrreich, beispielsweise die Stellung, die die Dichtung in der allgemeinen Geschichte der Franzosen gehabt hat, heranzuziehen. Die klassische Litteratur ist dort trotz der Fülle ihrer Gedanken und ihrer Schönheit doch weiter nichts als *eine* Seite des Siècle de Louis XIV, sie ist die Begleiterscheinung einer Entwickelung, deren Träger und Mittelpunkt der Staat ist. Als dieser glänzende politische Zustand sich trübte, sank sofort auch die Dichtung von ihrer Höhe. In Deutschland hat vielleicht wohl die politische Entwickelung, die territoriale Zersplitterung einen leisen und immer nur äußerlichen Einfluß auf das klassische Schrifttum ausgeübt, aber es wäre widersinnig, seine Blüte in irgend welchem Sinne als das *Ergebnis* politischer Zustände auffassen zu wollen. Wohl aber hat sie ihrerseits einen nie ganz auszumessenden, gewaltigen Einfluß auf den Gang unserer politischen Geschicke ausgeübt: denken wir uns die sechs Klassiker von Klopstock bis Goethe einmal aus der deutschen Geschichte gestrichen, wie stände es heute um uns in politischer Hinsicht? Der Einheitstraum des deutschen Volkes und seine Verwirklichung haben zur unerläßlichen Vorbedingung die gemeinsame, über Berge, Flüsse und Zollgrenzen hinwegschreitende geistige Bildung, und diese verdanken wir wiederum unseren großen Dichtern. Nicht zwar bloß als solche, sondern hauptsächlich darum, weil sie eine Erweiterung und Erneuerung des *ganzen* geistigen Lebens angebahnt, weil sie Wege beschritten haben, auf denen sie noch heute wie Fackelträger voranschreiten, haben sie diese nationale Wirkung ausgeübt. Was hat Lessing gethan, um dem deutschen Geiste das Bewußtsein der Freiheit und der Kraft wiederzugeben, das ihm der Jammer des äußeren Geschickes fast geraubt hatte! Was hat Herder gethan, um den Sinn für das menschlich Schöne, um die erhebende Überzeugung von dem Werte „deutscher Art" und deutschen Wesens wieder zu erwecken! Wie hat Goethe gewirkt, um der neuen Bildung jene Weite, jene Universalität zu geben, die vorurteilslose Engländer und Franzosen, wie Carlyle, Frau von Staël und Renan, an uns gepriesen haben! Wie war der große Mann, dem getreuen Eckart der Sage gleich, warnend und leitend besorgt, daß über dem Nebensächlichen und Zufälligen oder auch über der Not der Zeit der Deutsche nicht vergäße, daß seine *nationale* Bildung zugleich höchste *menschliche* Bildung sein sollte! Und endlich, wie hat Schiller gerungen, um dem Volke das große, hinreißende Beispiel eines ganz dem Ideale gewidmeten Lebens zu geben; wie unmittelbar haben die Gestalten seiner Dichtung, denen er seinen Adel und sein Feuer einhauchte, in die Geschicke des Volkes eingegriffen von jenen Tagen an, da die „Jungfrau" und „Tell" Bestandteile der Erhebung gegen Napoleon wurden, bis zu den Tagen von 1870, da von allen deutschen Bühnen herab sein Wort ins Volk rauschte, Mut und Thatkraft weckend in unseren Seelen!

Auch in der französischen Geschichte ist eine der größten Epochen, die Revolution, durch litterarische Einflüsse vorbereitet und zum nicht geringen Teile ermöglicht worden; aber diese

Einflüsse sind weder nach der Art noch nach der Form ihrer Wirksamkeit mit denen unserer Litteratur zu vergleichen: weder Rousseau noch Voltaire noch Diderot waren ihrem Wesen nach Dichter, sie waren Publizisten, der eine von großer rhetorischer, die beiden anderen von außerordentlicher dialektischer und satirischer Begabung; sie wirkten darum auch nicht durch das Mittel einer geläuterten und vertieften Bildung auf das Volk, sondern lediglich durch die Aufreizung bestimmter Gefühle und Gedanken zu bestimmtem Zweck. Und auch Beaumarchais, der an dichterischer Gestaltungskraft allen dreien überlegen war, hat doch diese Gabe nur in den Dienst einer ganz beschränkten Tendenz gestellt.

Wir verfolgen hier noch nicht weiter, wie auch unsere Romantiker, wie die Dichter der Befreiungskriege und so viele andere in unser Leben eingegriffen haben; unser Gedanke liegt schon jetzt klar vor: bei den Deutschen ist die Dichtung eine der großen schöpferischen Lebensmächte gewesen, sie steht nicht neben dem Leben, sondern in ihm.

Bevor wir versuchen, einen Überblick über unsere Litteraturgeschichte selbst zu geben, fügen wir noch einige allgemeinere Betrachtungen ein. Es liegt auf der Hand, daß eine so ernste Wirkung dichterischer Kunst auf das Volk und eine so ernste Anteilnahme des Volkes an ihr wesentlich begründet werden durch den Inhalt der Werke. Nicht als ob der Deutsche gleichgültig oder unempfänglich wäre für die Reize der Form, dagegen würde sofort der erstaunliche Reichtum an dichterischen Formen streiten und auch die hohe Vollendung, die manche dieser Formen bei uns erreicht haben; aber wer in romanischen Ländern gelebt hat, wird wissen, daß in ihnen ein Maß von sinnlicher Freude am gesprochenen Worte empfunden wird, das man bei uns vergeblich sucht. Während in Deutschland nur eine kleine Zahl von Gebildeten den Zauber melodischer Sprachfügung, z. B. in den Chören der „Braut von Messina“, zu empfinden vermag, geht der Sinn dafür in Frankreich bis in die tiefsten Schichten des Volkes, und der brausende Beifall, der einzelnen Stellen Corneilles (z. B. dem Monolog des alten Horace) immer von neuem von allen Rängen zu teil wird, entspringt dem lautlichen Wohlgefallen am gesprochenen Wort. Wir wollen hier nicht untersuchen, woher das kommt, und beschränken uns auf die Bemerkung, daß unsere Sprache an Wohlklang hinter den romanischen durch Konsonantenhäufung und durch verhältnismäßige Armut an Vokalen zumal in den Endsilben zurücksteht. Dagegen hat die deutsche Sprache eine Eigentümlichkeit, die gewissermaßen symbolisch das vorherrschende Interesse am Inhalt, an der bezeichneten Sache andeutet: wir betonen allenthalben auf der Stammsilbe, d. h. auf der Silbe, die den Inhalt des Wortes birgt; wo wäre es z. B. in einer romanischen Sprache möglich, den Ton auf die fünftletzte Silbe zu legen, wie wir es thun in „Wissenschaftlichkeit“?

Und wie es im Worte ist, so ist es im Geiste. Durch unsere ganze Dichtung zieht diese Vorherrschaft des Inhaltes vor der Form. Der älteste dichterische Ausdruck unserer Sprache, der einzige wirklich originale, nicht aus der Fremde zugeführte, ist der Stabreim, und er bedeutet schlechterdings nichts anderes als die Verstärkung, die lautliche Heraushebung der den Inhalt tragenden Wörter. So ist der Entstehungsgrund der urdeutschen poetischen Form nicht in einem Bedürfnis nach Rhythmus oder Wohllaut, sondern in dem nach Herausarbeitung des Inhaltes, des Gedankens zu suchen. Nun hat sich zwar der Stabreim selbst nicht lange in die uns historisch zugängliche Zeit hinein halten können, er machte, wie es scheint in raschem Weichen, dem aus der Fremde eingeführten Reime Platz; aber die Sprache selbst ist bis heute dabei geblieben, die Stammsilbe, die Trägerin des Wortinhaltes, zu betonen.

Wir haben schon im ersten Kapitel gezeigt, wie das Vorwiegen des Inhaltes vor der Form durch unser Schrifttum in ganzer Ausdehnung wahrnehmbar ist, und auch dargethan, wie diese

an und für sich gewiß erfreuliche Erscheinung doch eine unerfreuliche Nebenwirkung gehabt hat: die verhältnismäßige Seltenheit der reinen Kunstform. Hierin stehen wir gegen die Romanen zurück, im Drama gegen die Franzosen, im Epos gegen die Italiener. Diesen Punkt können wir darum hier unerörtert lassen; dagegen bedarf es noch eines allgemeinen Hinweises auf eine andere Eigenschaft des deutschen Geistes, die mit der vorwiegenden Richtung auf den Inhalt und der geringeren Schätzung der Form zusammenhängt.

Wenn man unsere gesamte Kulturgeschichte überblickt, so fällt jedem sogleich eine außerordentliche Neigung und Fähigkeit des Deutschen auf, das Fremde zu suchen und es sich anzueignen. Das ist ein Vorzug und eine Schwäche zugleich; jenes, weil dadurch eine geistige Universalität erzeugt worden ist, durch die der Deutsche alle anderen Völker lange überragt hat und vielleicht auch heute noch überragt; dieses, weil in der Nachgiebigkeit gegen das Fremde die Gefahr geschaffen wird, das Eigene, das Angeborene, das Heimische zu unterschätzen und zu vernachlässigen. Allenthalben in der geistigen Geschichte unseres Stammes zeigt sich diese Neigung; am gefährlichsten dann, wenn der ganze Volkskörper physisch geschwächt und darum wenig widerstandsfähig war, wie nach dem Dreißigjährigen Kriege. Man hat die Gründe dieser Erscheinung zu nennen gesucht, und man hat dabei das Hauptgewicht auf die geographische Lage Deutschlands (es ist ein Übergangsland), auf die durch den Boden und durch eine Reihe von anderen Momenten herbeigeführte politische Zersplitterung gelegt; man hat auf die Unmöglichkeit hingewiesen, daß sich in einem Volke, das eine so mittelpunktsflüchtige Entwickelung durchmachte, starkes Nationalgefühl entwickeln konnte. Das sind gewiß stichhaltige Gründe, aber es scheint doch, als ob dabei die geistige Anlage des Deutschen zu wenig und die äußeren Einflüsse zu sehr hervorgehoben würden. Die allgemeine Richtung des deutschen Geistes auf den Gedanken bringt es mit sich, daß er sich der Fülle des aus der Fremde herbeiströmenden Stoffes willig erschloß, dabei aber nicht immer imstande war, die fremden Formen, in denen er kam, abzulehnen und durch eigene zu ersetzen. So behielten ausländische Stoffe und Ideen sehr oft lange ihr ursprüngliches Gepräge und schienen gewissermaßen als Fremdkörper in unserem Geiste zu stecken und weiter zu leben. Am deutlichsten zeigt sich das, worauf wir hier aber nicht weiter eingehen können, an der ganz eigentümlichen Stellung des Fremdwortes.

Man ist gewöhnlich schnell bei der Hand, in diesen Dingen ein bedenkliches Zeichen großer nationaler Schwäche zu sehen, und in scheltendem Tone von der „Ausländerei" der Deutschen zu sprechen. Nur der äußere Schein aber gewährt solchem Vorwurf eine Berechtigung; wer die geistigen Grundneigungen unseres Volkes zur Erklärung heranzieht, wird zugeben müssen, daß die „Ausländerei" doch nur die Kehrseite, und zwar eine verhältnismäßig harmlose, eines außerordentlichen Vorzuges unserer Natur ist: des Strebens nach geistigem Inhalt, nach Allseitigkeit, nach Universalität. Was hat nicht der deutsche Geist durchdrungen und sich zugeeignet! Wenn die Litteratur der vollkommenste Ausdruck der geistigen Eigenart eines Volkes ist, dann dürfen wir ohne Überhebung aussprechen, daß wir das vielseitigste, das universalste Volk des Erdballes sind. Nichts, was der Menschengeist in allen Zonen Würdiges erzeugt hat, ist uns fremd; wie Geibel einmal sehr schön sagt: „Und keine Blume, die in frohem Glanze Der Menschheit aufging, fehlt in unserem Kranze." Die ferne Poesie der Inder wie der Perser, der Lappländer wie der Bewohner afrikanischen Glutbodens, die ringsum erstandenen Meisterwerke der Kulturvölker lesen wir, als ob es die unseren wären; Homer, Shakespeare, Dante und Cervantes besitzen wir in einer deutschen Gestalt, die fast der originalen an Schönheit und innerer Bedeutung gleichkommt; und der tausendfältige Gesang der uns Umwohnenden erklingt auch in

unserer Zunge. Eine Sprache von ganz erstaunlicher Schmiegsamkeit und Fülle setzt uns in stand, nicht bloß die Gedanken, sondern auch die Stimmungswelt, die dem Zusammenweben von Inhalt und Form entsteigt, nachzuschaffen. Der Hexameter und das Distichon, das Ghasel und die Makame, das Sonett, die Stanze, das Ritornell, die sapphische, alkäische und anakreontische Strophe, kurz alles, was an vielfältigen Formen das ästhetische und rhythmische Gefühl der Fremden gefunden hat, kann unsere Sprache handhaben, als ob es ihrem innersten Wesen entspräche.

Wie anders die Franzosen! Wenn sie den Homer, das Nibelungenlied, Hermann und Dorothea übertragen wollen, so steht ihnen nur die Prosa zur Verfügung, und man muß nur einmal eine französische Homer-Übersetzung zur Hand nehmen, um zu gewahren, wie armselig, wie dürftig, wie schattenhaft das ästhetische Bild ist, das daraus entspringt. Jeder Versuch selbst großer französischer Meister, einmal ihre Sprache und ihre Prosodie denen des Originales anzugleichen, ist bis jetzt mißlungen und von ihren Volksgenossen fast verlacht worden, wie es noch kürzlich mit Sabatiers Faustübersetzung geschehen ist. Dieser Sprödigkeit und Unfruchtbarkeit der Romanen sollten wir uns immer bewußt werden, bevor wir uns als Schwäche und Armut vorwerfen, was bloß Begleiterscheinung von Stärke und Reichtum ist!

2. Früheste Zeiten. Völkerwanderung und Einführung des Christentumes.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen lassen wir nun die Geschichte der deutschen Litteratur an unserem Auge vorüberziehen; nicht eine belehrende Erzählung des Thatsächlichen kann unsere Aufgabe sein, sondern nur der Ausblick darauf, wie auf den Höhen und in den Tiefen der deutsche Geist eigenartig gewaltet hat.

Mit immer wieder empfundenem Bedauern wird der Freund deutscher Dichtung erfüllt, wenn er sich zu den Anfängen unseres Volkes zurückwendet: aller Mühe der Wissenschaft ist es noch nicht gelungen, mehr als eine unzusammenhängende Reihe von Einzelnachrichten zu ermitteln; wir wissen wenig Sicheres über unserer ältesten Vorfahren geistige Art und über deren Ausdruck. Aber nach allem dürfen wir als zweifellos annehmen, daß bei allen germanischen Stämmen poetische Wortfügung und Gesang in hoher Wertschätzung standen. Ihrer Ahnen und Stammeshelden Großthaten sangen sie in Liedern, die schon Tacitus als alt bezeichnet. Diese Lieder erklangen, wenn die Schlacht bevorstand, und auch noch, wenn sie schon begonnen hatte; die Krieger sangen sie schreitend in die Wölbungen der Schilder, daß die Töne lauter und schreckhafter den Feinden ans Ohr schlagen sollten; ja der lautere oder mattere Klang der Schlachtlieder war unseren Vorfahren eine Art Orakel für den günstigen oder ungünstigen Ausgang der Schlacht. Auch den friedlichen Gang des Lebens begleitete das Lied; das Schiff der Nerthus (Tacitus, „Germania“ 9) wurde, wenn der Frühling gekommen war, in festlichem Umzug durch die Gaue der Sueben geführt, und frohe Weisen erklangen dazu; so wird man auch anderer Götter und Göttinnen Wesen und Thaten im Liede gepriesen haben. Bei Brautlauf und Hochzeitsmahl erhöhte das gemeinsam gesungene Lied die Stimmung; und bei den Männergelagen, die in kampflosen Zeiten Tag und Nacht dauerten, erklangen wohl schon auch Einzellieder, in deren Kehrreim dann die ganze Corona einstimmte. Mit sinnigen Rätseln, mit Gleichnisreden, die einfache Vorgänge der umgebenden Natur scherzhaft verhüllten, würzte man das gesellige Beisammensein am winterlichen Kienfeuer oder unter der sommerlichen Linde. So deutet auf uralte Zeiten zurück das überlieferte Rätsel von dem „Vogel federlos“, der setzte sich auf den „Baum blattlos“, „da kam die Jungfer mundlos und aß den Vogel federlos von dem Baume blattlos“

(Sonne und Schnee). Bei der Arbeit auf dem Felde, bei der Wanderung auf dem Rainweg sang man zeitkürzende Lieder; und wie heute noch in den Alpen die dichterische Schaffenskraft dem Burschen das angreifende, rügende Schnadahüpfl auf die Lippen führt, so war es wohl schon auch damals; Ausonius (4. Jahrhundert) berichtet in seinem lateinischen Gedichte „Mosella“:

„Dorten der Wandrer,
Wallend auf tiefrem Gestad, und hier hingleitend der Schiffer
Singen den säumigen Winzern ein Schmähled; ihnen zurückhallt
Feld und der bebende Wald, und rings die wogende Strömung.“
(Übers. von P. Piper.)

Auch die ernsten Lebensbeziehungen des Rechtes entbehrten nicht der Poesie. Im Gesetz wie im Urteil liebten unsere Altvorderen das feierliche Wort, die Anknüpfung an die Welt des Gemütes; wir haben schon oben (S. 584) eine Stelle aus altfriesischen Rechtsquellen mitgeteilt, die nur eine der vielen ist, aus denen uns der Hauch der Dichtung entgegenweht, die aber statt aller uns genügen mag. Der Abschnitt über das deutsche Recht führt diese Dinge in unserem Buche weiter aus.

Die wenigen Nachrichten und Anzeichen berechtigen uns gleichwohl zu dem Schlusse, daß schon auf jenen Stufen erst schüchtern einsetzender Bildung im Deutschen ein tiefes Bedürfnis nach poetischer Auffassung der Welt, nach poetischer Belebung und Verklärung des Werkeltages gelegen hat. Dieser Schluß erfährt Bekräftigung und Bestätigung in der späteren Entwickelung.

Dem poetischen Bedürfnis des deutschen Volkes brachten in den nächsten Jahrhunderten zwei Ereignisse neue und reichste Anregungen: die Völkerwanderung und die Einführung des Christentumes. Daß jenes dem äußeren, dieses dem inneren Leben angehöre, ist nur im allgemeinen zutreffend: die großen Bewegungen der germanischen Völkerstämme haben auch dem Gemütsleben und der Weltanschauung der Deutschen gewaltige Antriebe gegeben, wie anderseits die freiwillige oder erzwungene Annahme des Christentumes nicht ohne große Erschütterungen des äußeren Lebens abgegangen ist.

Das Verhältnis des deutschen Geistes zu beiden weltbewegenden Ereignissen ist durchaus kennzeichnend für diesen Geist selber. Die Völkerwanderung, in der Krieg, Waffentüchtigkeit und geistige Überlegenheit allenthalben die entscheidende Rolle spielten, hat eine Fülle von großen Persönlichkeiten emporgetrieben, die in sich Art und Aufgaben ihrer Stämme verkörperten. Wenn man nun bedenkt, daß alle die Mittel des Verkehres, die heutzutage jeden großen Mann schon bei Lebzeiten in realistischer, ich möchte sagen plastischer Begrenztheit vor die Augen der Mitlebenden stellen, damals fehlten, daß die vergrößernde und verändernde Rede jahrelang die Thaten der Einzelnen durch Europa wälzte, so wird es uns erklärlich, daß die zeitgenössischen Geschlechter nirgends ein zuverlässiges Bild der großen Männer in ihrer Seele tragen konnten. Wohl aber gestaltete sich aus der Fülle des Erzählten allmählich ein Phantasiebild jener Männer, in dem sich neben diesem oder jenem wirklichen Zuge ihres Wesens eine Fülle anderer findet, die das Volk hinzugethan hat. Das, was es hinzuthat, waren aber durchweg Züge, die aus seinem eigenen und nicht aus dem Wesen des Helden selbst geschöpft waren. Es ist nun von Wichtigkeit, zu sehen, welche Wahl unser Volksbewußtsein aus der reichen Zahl von Persönlichkeiten traf, die ihm der Strom der Ereignisse vor Augen führte, und wie es dann diese einzelnen aus der Tiefe seines eigenen Wesens heraus zu Sagengestalten umschuf. Denn damals erstanden eben alle die Männer und Frauen, deren dichterische Verwertung wir meist erst aus der Zeit unserer ersten Blüte, nur zum Teil aus dem 8. und 9. Jahrhundert kennen.

Die Fülle dieser sagenhaften Gestalten ist groß. War in der Geschichte der gewaltigste Mann der ganzen Zeit, als Eroberer alles Maß übersteigend, als Staatsmann jedenfalls allen anderen überlegen, der Hunnenkönig Attila, so weiß die Sage doch nichts Rechtes mit ihm anzufangen; er ist weitherrschend, reich, freigebig, gastlich, edel, milder Gesinnungen voll, aber er steht dem Herzen der deutschen Völker nicht nahe. Sie nannten ihn „Väterchen" (denn dies ist der deutsche Name „Attila"), aber sie hatten trotz allem kein Gemütsverhältnis zu ihm. Er ist nicht von ihrem Blute, und das Blut entscheidet. Er ist in seiner Höhe den Leidenschaften der Menschen entrückt, er führt ein langes, glückliches, konfliktloses Leben bis zum Tode, der ihn durch plötzliche Krankheit wegrafft — in alledem lagen keine Anknüpfungen für das poetische Interesse der Deutschen, das nach äußeren und inneren, schmerzlich endenden Kämpfen verlangt. Selbst an der Sage, die sein plötzlicher Tod veranlaßte, er sei von der deutschen Gattin, die für ihre gemordeten Brüder Blutrache übte, in der Brautnacht erstochen worden, ist die deutsche Dichtung teilnahmlos vorübergegangen.

Dagegen heftete sich die ganze Teilnahme des Volkes an die menschlich bedeutsamere Gestalt des Ostgotenkönigs Theodorich, „Dietrich von Bern". Er ist der Vollblutgermane; ihn zieren die edelsten Eigenschaften des ganzen Stammes, besonders auch der innere Gemütsanteil und das rein menschliche Verhältnis zu den Seinen, ja selbst zu seinen Feinden; er liebt nicht den Kampf um des Blutvergießens oder um des bloßen Ruhmes willen, er zieht das Schwert nur unter dem Einfluß sittlicher Nötigung. Sogar etwas Zauderndes legt ihm die Sage bei; er zögert fast ängstlich vor großer Entschließung und kämpft mit sich selber, ehe er sie faßt — ein Zug, der dem deutschen Volk selbst und vielen seiner großen Männer (Luther, Wallenstein, Goethe, Wilhelm I.) eigen ist. Hat er aber einmal den Entschluß gefaßt, so ist er unwiderstehlich, von riesenhafter Thatkraft, von dämonischem Wollen beseelt: auch darin dem Volke gleich, wie es sich auf den Höhen seiner Entwickelung im Laufe der Jahrhunderte gezeigt hat. Und ganz merkwürdig ist es, wie die Dichtung den historischen Mann und die historischen Thatsachen umgestaltet hat. Nicht den weitwaltenden, herrschaftsfrohen König zeichnet sie: ein geringfügiges Ereignis seines Lebens stellt sie in den Vordergrund. Den gelegentlichen, ganz vorübergehenden Mißerfolg in seinem Kampf gegen Odoaker greift sie heraus und erhebt sie zur Voraussetzung ihres Bildes von ihm. Von Odoaker wird er aus ererbter Herrschaft vertrieben: nun erkämpft er sich mit Hilfe der Hunnen rückkehrend sein Reich. Aus dem sieggewohnten glücklichen Theodorich der Geschichte wird der Dulder, der Vertriebene und Verfolgte; aus dem Usurpator der Kämpfer für Vätererbe. So modelt die Sage diesen Mann und ruht nicht eher, bis er dem poetischen Gefühle gerade des deutschen Volkes entspricht.

Wir haben früher darauf hingewiesen, wie sich die deutsche Dichtung gern der Menschen bemächtigt, die vorzeitig aus der Fülle der Kraft von Gewalt oder Tücke dahingerafft werden. Auch ganze Völker haben ähnliches Schicksal erduldet und sind darum in die Dichtung eingegangen. So die Burgunder. Reich, als die Besitzer blühender, fruchtbarer Gefilde am Rhein, als die Herren der wunderbaren Schätze, die der Strom birgt, werden sie gefeiert. Die Geschichte berichtet, daß sie im Jahre 437 von den Hunnen samt und sonders vernichtet wurden. Dieser Untergang in der Blüte des Daseins zog die Dichtung an: sie schuf daraus die Lieder von der Vernichtung der Burgunder im Hunnenlande an Etzels Hof; sie gab den Königen Gunther, Gernot und Giselher selbständigeres poetisches Dasein; sie gesellte ihnen die düstere Gestalt Hagens zu und knüpfte, darin aus der germanischen Mythologie schöpfend, ihr Schicksal an Siegfrieds Ermordung und Kriemhildens Rache. Und indem sie, in freiem Aufschwung sich über

das geschichtlich Gegebene erhebend, diese Gestalten einfügte, gab sie zugleich dem poetischen Gefühle des Volkes Ausdruck: das Schicksal der untergehenden Burgunder wird der Reihe der zufälligen oder äußerlich herbeigeführten Thatsachen enthoben, und das ethische Verhältnis von Schuld und Sühne wird ihm untergelegt. Dieses Verhältnis schafft wiederum die Grundlage jener psychologischen Vertiefung, deren echt deutschen Charakter wir in unserem ersten Kapitel aufgezeigt haben.

Nicht unmittelbar mit den Ereignissen, die man „Völkerwanderung" zu nennen pflegt, hängt zusammen der Sagenkreis des deutschen Meeres; aber die historische Grundlage sind auch hier die Wanderungen deutscher Völkerschaften, der Normannen. Fast noch freier als mit jenen anderen Stoffen schaltete die Sage mit diesem. Sieht man von jener allgemein historischen Situation ab, in welche die Anwohner des Meeres durch Überfall und listigen Einbruch jener Seeräuberscharen gebracht wurden, so ist im Gudrunliede wenig geschichtlich Thatsächliches. Dafür aber auch hier das Streben nach Vertiefung, nach Verinnerlichung: die historischen Dinge treten als unwesentlich zurück, jene Situation hat nur Bedeutung als äußere Vorbedingung der poetischen Gestaltung; das poetische Schwergewicht liegt auf Gudrun, und die deutschen Züge der zähen, harrenden, duldenden Treue sowie des sehnenden Heimatgefühles in der Fremde, im „Elend", haben hier ihre herrlichste Verwesentlichung erhalten.

So zeigt uns schon ein flüchtiger Blick, daß die historischen Thatsachen, der Gang großer Weltereignisse an sich das poetische Interesse nicht haben erfüllen können. Das deutsche Bewußtsein ordnet und würdigt diese Dinge anders, als ihre objektive Ordnung war und als die historische Würdigung ausfallen muß. Es heftet sich mit Liebe und Bewunderung an einige der Gestalten, in denen der Deutsche seines eigenen Blutes Pulsschlag fühlt; es sucht in dem verwirrenden und äußerlichen Getriebe der Völker und Menschen nach einem tieferen, ethischen Gesetz, und wo die Ereignisse selbst ein solches Gesetz nicht ergeben, da schaltet die Seele des Deutschen mit erhabener Willkür über den Thatsachen: Jahrhunderte werden vertauscht, Völker werden landschaftlich verlegt und auf Schauplätze verschoben, die sie nie in Wirklichkeit beschritten haben, Männer, denen die Geschichte den ersten Platz anweist, treten in den Hintergrund, und mit fast zärtlicher Anhänglichkeit rankt sich die Teilnahme um solche, deren die Geschichte gar nicht oder fast nicht Erwähnung thut. Entschlüsse und Thaten sucht die Sage aus der Tiefe sittlicher Anlagen zu erklären, und den wahrhaft bedeutenden Zusammenhang des Weltlaufes sucht sie auszudeuten, indem sie seine treibenden Kräfte im Herzen des Menschen zu enthüllen trachtet.

Es ist schmerzlich, daß uns aus den Zeiten, da die Volksphantasie noch schaffend an der poetischen Gestaltung jener weltbewegenden Epoche arbeitete, nichts Schriftliches erhalten ist; wenn es uns auch nicht versagt ist, durch sichere Schlüsse die treibenden Kräfte dieser Arbeit zu erkennen, so würden wir doch ihren Gang im einzelnen durch poetische Denkmäler gewiß tiefer erfassen können. Fast die ganze dichterische Auffassung von Ereignissen und Persönlichkeiten der Völkerwanderung ist erst in den Epen unserer ersten Blütezeit schriftlich niedergelegt worden; und die Betrachtung dieser Dichtungen, die wir später anstellen wollen, muß den Schleier, den veränderte Lebensanschauungen und Lebensgewohnheiten vor die alten Gemälde gezogen haben, wohl zu durchschauen wissen.

Zwischen den Ereignissen selbst und jenen umfassenden Aufzeichnungen liegen einige wenige Gedichte, die in mehr als einer Beziehung unsere Teilnahme beanspruchen. Das eine ist das altberühmte Lied von Hildebrands Heimkehr. Wir haben seiner schon zweimal Erwähnung gethan, das eine Mal, um zu zeigen, wie bedeutungsvoll es ist, daß gleich am Anfang unserer

Litteraturgeschichte die starke Teilnahme für den Einzelmenschen waltet, und das andere Mal, um die tief eingewurzelte Neigung unseres Stammes zur Darstellung von psychologischen Konflikten zu erweisen. Für beides ist das Hildebrandslied ein unschätzbares Kennzeichen. Aber es hat nicht nur als solches Wert. Mit ergreifender Lebendigkeit zeigt es uns, wie in jener rauhen Zeit, die von dem Getöse der Waffen und von grausamem Schwertschlag widerhallte, doch das deutsche Gemüt lebte und Wirkung wie Anteil heischte; es zeigt uns zugleich, wie in der Darstellung das Bedürfnis nach würdigem, ernstem, stimmungsvollem Ausdruck waltete; es zeigt uns den feinen Sinn für die Wirkung künstlerischer Mittel. Wie ergreifend ist es, Hadubrand seines Vaters Geschick erzählen, dessen Tugend rühmen zu hören, ohne daß er weiß noch glaubt, dem eigenen Vater kampfbegierig gegenüber zu stehen: „Er war immer an der Spitze der Heerschar, ihm war immer Fechten zu lieb, kund war er kühnen Männern." Und als der Sohn der Versicherung des Gegners, er sei Hildebrand, den Glauben versagt, als er in seiner Verblendung des eigenen Vaters alterndes Haupt schilt und ihn einen alten Hunnen genannt hat, da schreit Hildebrand auf aus gequältem Herzen: „Wehe nun, waltender Gott, Wehschicksal geschieht. Ich wallte der Sommer und Winter sechzig außer Landes, wo man mich immer zuteilte dem Volk der Schießenden, ohne daß man mir vor irgend einer Burg den Tod beibrachte. Nun soll mich das eigene Kind mit dem Schwerte schlagen, treffen mit seiner Axt, oder ich ihm zum Tode werden." Wir wissen nicht, wie der Ausgang des Kampfes war, denn nachdem es den ersten Ansturm, in dem die Streitenden „harmlich hieben weiße Schilde", erzählt hat, bricht der erhaltene Teil des Liedes ab. Wir dürfen aber vermuten, daß der Ausgang tragischer war als der des späteren Volksliedes von Hildebrand und Hadubrand, in dem ein matterer Geist waltet und der herbe Konflikt fast humoristisch, jedenfalls idyllisch ausklingt.

Das andere Denkmal, das der Zeit der Völkerwanderung verhältnismäßig nahe steht, obgleich seine Abfassung in das 10. Jahrhundert fällt, ist das Waltharilied. Merkwürdig genug: es ist uns nicht in deutscher Sprache erhalten. Das Lied der Volkssprache übersetzte der Klosterschüler Ekkehard von St. Gallen in lateinische Hexameter. Aber es geht dem deutschen Liede wie jenem Ritter Ilsan in der Rosengartensage, der Mönch geworden war und das unkriegerische Gewand des Klosters anthun mußte: unter diesem Gewande trug er die altgewohnte Rüstung und das breite Schlachtschwert, und man erkannte an den gewaltigen Gliedern und den Bewegungen des Körpers unter der Kutte den Kriegsmann. Überall leuchtet aus den lateinischen Versen der unveränderte Geist altdeutscher Gesinnung, die im Stoffe selbst lebte. Ja wir spüren sogar, daß der geistliche Schüler an den Äußerungen dieser Gesinnung seine helle Freude hatte, und was er, vielleicht aus Rücksicht auf den korrigierenden Lehrer, an christlich-kirchlichen Anschauungen hinzuthut, das steht unvermittelt da; wir brauchen es nur zu streichen, so haben wir in dem, was bleibt, den reinen deutschen Geist. Das zog Joseph Viktor Scheffel an, den feinsinnigen Wiederbeleber des Gedichtes; und wenn er auch hier und da in seiner berühmten Übersetzung dem lateinischen Text nicht ganz treu geblieben ist, so hat er doch das Wesentliche, den Geist des verloren gegangenen deutschen Liedes, um so schöner wiederhergestellt.

Walther von Aquitanien und Hiltgunt von Burgund, als Kinder einander fürs Leben versprochen, leben als Geiseln an Etzels Hofe; sie werden erzogen und gehalten wie Königskinder, der Jüngling ein Liebling Etzels, das Mädchen die Vertraute der Königin Ospirin; aber in ihrem Herzen lebt die deutsche Heimatssehnsucht. Die edelste der Hunninnen zur Gattin zu wählen, an Reichtum und Besitz zu erhalten, was sein Herz irgend begehrt, stellt Etzel dem Walthari anheim, um ihn an sein Land zu fesseln und seine kriegerischen Dienste nicht zu verlieren;

Hiltgunt aber wird als die Bewahrerin über alle Schätze des Königshauses gesetzt. Die Gunstbezeigungen vermögen weder ihn noch sie zu gewinnen: in die Heimat zurückzukehren und in Treue eines am andern zu hangen, ist alles, was sie begehren. Sie ergreifen heimlich die Flucht; mit erlaubter List bereitet Walthari sie vor: ein fröhlicher Zecher, reizt er mit harmlosem Zuspruch König Etzel und alle Hunnen zu gewaltigem Trunk, so daß sie in schweren Schlaf verfallen und niemand die Fliehenden aufhält. Mit neckischer Laune erzählt Ekkehard von diesem Gelage. Wie ein Hauch deutschen Zecherhumors weht es uns an, wenn wir hören, wie nach dem Schmause die Tische weggeräumt werden und nun dem feuchten Elemente freier Lauf gelassen wird; Walthari reicht dem Könige der „Humpen allergrößten“ dar, darauf aus alten Mären manch Bild geschnitzet war.

„Da lacht der alte Zecher: ‚Fürwahr, Ihr meint es gut,
Als wie ein Meer im Sturme entgegen schäumt mir die Flut.‘
Doch sonder Zagen stand er, ein Fels am wogenden Strand,
Und lüpft' den Riesenhumpen, und wiegt' ihn in der Hand,
Und trank mit tapferm Zuge ihn bis zum Grunde leer,
Und macht' die Nagelprobe. Da floß kein Tropfen mehr.“

Und nun ist es wie eine Art „initium fidelitatis“:

„‚Jtzt thut mir's nach, ihr Jungen!‘ so rief der alte Held,
Da war ein lobwert Beispiel den andern aufgestellt.
Hurtig und hurtiger, dem Winde gleich, dem schnellen,
Sah man den Saal durchrennen den Mundschenk samt Gesellen.
Sie nahmen die Pokale, sie füllten sie aufs neu',
Da hub sich in dem Saale ein scharfes Weinturney.
Bald lallte manche Zunge, die sonst viel Ruhm gewann,
Bald wankte in den Knie'n manch heldenkühner Mann.“

Und zu dem Rausch gehört auch der kräftige Katzenjammer, unter dessen Wucht sogar der König seufzt, und den Ekkehard mit ganz dem mitleidigen Behagen ausmalt, das uns Deutschen noch heute beim Anschauen dieses Leidens ergreift.

Mit gemütvollem Anteil geleitet der Dichter die Flüchtlinge: zwei Menschen, die sich lieben, und die unter Entbehrungen und Gefahren die alte Heimat zu gewinnen trachten; wir sehen sie die Straße reiten, wir fühlen das Weben des Waldes um sie, wir erschrecken mit Hiltgunt, wenn ein Ast knarrt, wenn ein Waldvogel anschlägt, wenn der Wind plötzlich durch das Geäst fährt; wortkarg, aber zart und rein ist das Naturempfinden des deutschen Dichters. Endlich, nach Gefahren, Mühen und vierzehntägigem Ritt, kommen sie in den Wasgenwald an die heute noch nach der Beschreibung erkennbare Stelle bei Wasichenstein. Hier werden sie von Gunther, dem Frankenkönig, angegriffen, der mit habsüchtiger Seele nach den Schätzen begehrt, die die Flüchtlinge mitführen; und nun kommt der berühmte Kampf, den Walthari nacheinander mit zwölf fränkischen Rittern zu bestehen hat. Wir wollen kein besonderes Gewicht legen auf die Kunst, mit der Ekkehard diese Kämpfe nacheinander geschildert hat, ohne den Leser zu ermüden, immer wieder neue Motivierungen und Formen erfindend: das dichterische Vorbild Virgils hat hierbei starken Einfluß gehabt; aber eins ist urdeutsch an diesen Schilderungen: die Liebe zum Kampf, zum Waffenbrauch, die Freude an Wunde und Sieg. Es geht blutig zu, Köpfe fliegen ab, ganze Gliedmaßen fallen in den Sand. Wir hören den Hall des geschlagenen Schildes, das Zischen der fliegenden und ins Fleisch dringenden Speere. In dieser großen, zwölffach wiederholten Gefahr aber bleibt Walther in der ruhigen Gelassenheit des starken Mannes, in dem vollen Gleichgewichte der Seele, die selbst zu einem Scherzwort fähig ist bei all dem Blutrauch.

Man spricht oft von dem Furor teutonicus als dem Kennzeichen deutscher kriegerischer Art, und wir wollen nicht leugnen, daß unsere Natur seiner in hohem Grade fähig ist; aber höher schätzen wir und schätzte unser Volk allezeit das in Kampf und Not gewahrte Gleichgewicht, die Ruhe, die Gelassenheit. Sie zieren Walthari wie Siegfried und Hagen im Nibelungenliede, und auch dem wild umherdringenden Wate im Gudrunliede ist sie nicht fremd. Tell hat sie in der schwersten Bedrängnis; Luther auf dem Reichstage zu Worms; Vater Blücher raucht sein Pfeifchen im Kugelregen; Moltke bietet seinem Begleiter im aufregendsten Augenblick der Schlacht eine Zigarre an!

Wie wenig Walthari in all dem grimmen Kampf sich selbst verliert, zeigt die berühmte Szene, die die Erzählung unterbricht. Es ist Nacht geworden. Die zwölf Franken liegen erschlagen. Gunther und Hagen haben sich zurückgezogen. Walthari beschließt, die Nacht an dem Kampfplatz zuzubringen, nach unendlicher Arbeit des Schlafes begehrend. Hiltgunt, deren Schutz ihm das heiligste Anliegen im Kampfe war, soll die erste Hälfte der Nacht wachen; er selbst will die zweite Hälfte übernehmen. Immer droht der erneute Angriff der Franken mit frischer Mannschaft. So vollzieht sich nach solchem Tage und in solcher Umgebung, im wilden Wald, neben den Leichen der Erschlagenen, das Idyll: Hiltgunt sitzt dem Schlafenden zu Häupten und scheucht sich mit Gesang den Schlaf von den Augen, bis ihr Genosse erwacht und sie den Rest der Nacht des Schlummers genießen heißt, während er mit dem Speere in der Hand vor ihr auf und ab wandelt. Wahrlich ein ergreifendes Bild voll friedlicher Stimmung, aber umwoben von dem Ernst der kommenden neuen Kämpfe, ein Stück vertrauender Liebe und Treue in der blutigen Welt. Schiller hat einmal bekannt, daß er Max und Thekla als die Vertreter einer anderen, reineren Welt in die von Kampf, Tücke und Haß erfüllte Umgebung gestellt und dadurch dem Kunstgebilde, wie er sich ausdrückt, die „Totalität" habe geben wollen; er ahnte wohl nicht, daß er damit einem tiefen Bedürfnis gerade des deutschen Gemütes entgegenkam. Demselben Bedürfnis entsprach der Dichter des Nibelungenliedes, indem er das Idyll von Bechlarn und die Liebe Giselhers zu Rüdegers Tochter einfügte unmittelbar vor dem Beginn des furchtbaren Schicksals der Nibelungen.

Noch einen Zug deutschen Wesens bringt auch schon dieses früheste uns ganz erhaltene Stück deutscher Epik zur Erscheinung: den Humor. Im letzten Kampfe ist es heiß hergegangen. König Gunther ist der Fuß abgeschlagen worden, Walthari selbst hat die rechte Hand verloren, Hagen ist nicht mehr im Besitz eines Auges, und sechs Backenzähne sind ihm ausgeschlagen; Fuß, Hand und Auge liegen am Boden. So ist dem Kampf ein natürliches Ende bereitet. Das Gefühl, einander gewachsen zu sein, und die Freude jedes, nicht besiegt zu sein, hat die drei Kämpfenden einander nahegebracht. Friedlich setzen sich Hagen und Walthari zu einander ins Gras, Gunther, der nicht mehr sitzen kann, liegt neben ihnen. Allen dreien legt Hiltgunt den Verband an. Dann bringt sie den Trunk, der die eben noch Kämpfenden friedlich vereinigen soll; und nun führen sie Scherzreden; jeder macht sich über die Wunden des anderen lustig.

„Zukünftig", sprach der Franke, „magst du den Hirsch erjagen,
O Freund! und von dem Fell den Lederhandschuh tragen,
Und so du dir mit Wolle ausstopfest deine Rechte,
So meint noch mancher Mann, die Hand sei eine echte.
O weh, auch mußt fortan du, allem Brauch entgegen,
Um deine rechte Hüfte das breite Schlachtschwert legen,
Und will Hiltgunte einst dir in die Arme sinken,
So mußt du sie verkehrt umarmen, mit der Linken,

Und alles, was du thust, einst schief und linkisch sein“..
Walthari ihm erwidert: „O Einaug', halte ein!
Noch werd' ich manchen Hirsch als Linker niederstrecken,
Doch wird dir nimmermehr des Ebers Braten schmecken.
Schon seh' ich queren Aug's dich mit den Dienern schelten
Und tapfrer Helden Gruß mit scheelem Aug' entgelten.
Doch alter Treu' gedenkend, schöpf' ich dir guten Rat:
Bist du der Heimat erst und deinem Herd genaht,
Dann laß von Mehl und Milch den Kindleinbrei dir kochen,
Der schmeckt zahnlosem Mann und stärkt ihm seine Knochen.“

Es ist ein ungefüger Scherz, rauheren Zeiten entsprechend; aber er trägt die Züge des deutschen Humors, der später wohl mehr verinnerlicht, tiefer und beziehungsreicher geworden ist, aber auch heute noch das Kennzeichen hat, daß er das Gemüt erhebt über das Mißliche des Augenblickes. Diese Scherzreden der Recken führen dann zum Schluß des Gedichtes: Walthari zieht nach Haus, Hiltgunt, die schwer Errungene, wird seine Frau, und nach dem Tode des Vaters führt er die Herrschaft noch dreißig Jahre zum Heil und Segen seines Volkes. So vollendet sich dieser Mann, der aus sittlichen Antrieben, treu dem Weibe und der Heimat, allen Gefahren getrotzt hatte, in der Erfüllung einer sittlichen Aufgabe: auch ein deutscher Zug!

Wir haben uns bei der Charakteristik des Walthariliedes etwas länger aufgehalten, weil es trotz der nur lateinischen Überlieferung typisch ist für manche deutsche Züge, die in mannigfachem Wechsel durch unsere ganze Dichtung, nicht nur die mittelalterliche, wiederkehren. Auch die Neigung zur Darstellung psychologischer Konflikte klingt an: Hagen ist der alte Waffengenoß Waltharis aus der Zeit, da auch er Geisel am Hunnenhofe war; als nun Gunther gegen Walthari den Kampf beginnt, gerät Hagen, der von Etzel geflohen und dem Frankenkönig Lehnsmann geworden ist, in den Konflikt zwischen Mannentreue und Freundestreue. Zunächst halten sich beide das Gleichgewicht, dann aber siegt jene über diese, und zwar um so entschiedener, als Walthari im Kampfe auch Hagens Neffen getötet hat; er kämpft auf Gunthers Seite. Indessen muß doch bemerkt werden, daß dieser Konflikt nicht so ernst und tief gefaßt wird, wie später ähnliche Verhältnisse im Nibelungenliede; vielleicht hat hier die lateinische Bearbeitung das Original verflacht.

In allen diesen Erzeugnissen eines frühen dichterischen Gestaltungstriebes bildet die Völkerwanderung mit ihren Begleiterscheinungen die stoffliche Grundlage; verweilen wir nun einige Augenblicke bei dem anderen großen Ereignis, das unsere altdeutsche Poesie befruchtet und ihr die Gelegenheit zu eigenartiger Entfaltung der Gedanken- und Gefühlswelt geboten hat: der Einführung des Christentumes.

Es braucht nicht bewiesen zu werden, daß die großen Gedanken der neuen Lehre in den Völkern in ganz verschiedener Weise aufgenommen wurden; in dem einen treten diese, im anderen jene mehr hervor; hier haftet ein Volk mehr an dem äußeren Symbol, dort dringt ein anderes zu dem ethischen Gehalte vor; wiederum anderswo spielt die Neigung zu dogmatischer und schematischer Erfassung stark hinein. Im ganzen darf man sagen, daß Form und Gehalt der christlichen Lehre, die den mittelalterlichen Völkern geboten wurde, allenthalben nicht sehr verschieden waren: der Unterschied entsprang durchaus der psychologischen Eigenart, mit der die Völker das Gebotene durchdrangen. Im allgemeinen wird die Beobachtung erlaubt sein, daß die romanischen Völker nach ihrer sinnlicheren, anschaulicheren Art das Christentum mehr nach der Seite seines äußeren, symbolischen Ausdruckes erfaßten. Bei ihnen hat das Dogma formalistischere Entwickelung und stärkeren Einfluß, der Gottesdienst Neigung zu einer ins Kleine gehenden

Ausbildung und zu äußerer Pracht gehabt, und der ethische Gehalt des Christentumes findet mehr in der Gestaltung des äußeren Lebens Ausdruck, wie denn z. B. die christliche Asketik romanischen Ursprunges ist. Den Germanen ist eine innerlichere Auffassung eigen, das Gemüt hat mehr Anteil an ihr als der Verstand, die Sinne weniger als das Herz; der gleichmachenden dogmatischen Entwickelung der Romanen steht eine stark individualistische bei den Germanen gegenüber.

Die Deutschen fanden sowohl in dem historischen Bilde des Heilandes und seiner Umgebung als in dem Gedankengehalt des Christentumes vieles, was sich ganz natürlich in ihre ererbte Vorstellungswelt einordnete; und gerade das, was sie selbst von alters her mit dem Schimmer der Poesie umwoben hatten, trat ihnen hier oft in anheimelnder Gestalt entgegen. Der tiefste Grund christlicher Weltauffassung ist die Stellung des Menschen zu Christus; es waltet also hier ein rein persönliches Verhältnis vor. Die biblischen Bücher erzählen, daß der Stifter unserer Religion den Glauben an ihn von allen verlangt habe, die sich ihm gesellten. Es handelt sich da nie um Überredung noch um Beweise: die Forderung des Glaubens trägt ihre siegende, hinreißende Kraft in sich selber; sie geht von einer Persönlichkeit aus, die all der Mittel, an denen bei gewöhnlichen Menschen der Erfolg hängt, gar nicht bedarf. Diese Unmittelbarkeit persönlicher Einwirkung mußte auf unsere Altvordern einen außerordentlichen Eindruck machen: beruhte doch ihr ganzes gesellschaftliches Leben im letzten Grunde auf demselben Verhältnis der Hingebung von Mensch zu Mensch. Und indem die Überlieferung Christus an die Spitze von zwölf Jüngern stellte, die sich ihm sozusagen auf Leben und Tod hingegeben hatten, gab sie den Deutschen eine fast sichtbare Anknüpfung an die langgewohnten heiligen Gebräuche des Treuverhältnisses, wie es zwischen dem Fürsten und seinen Gefolgsleuten bestand. So kommt es, daß in den ersten poetischen Darstellungen der evangelischen Thatsachen in deutscher Sprache Jesus Christus wie eine Art Heerkönig unter seinen Mannen erscheint. Die Empfindlichkeit für den Anachronismus ist modernen Ursprunges. Mit rührender Naivetät dachten sich jene Jahrhunderte alle Menschen und Landschaften des ganzen Erdkreises nicht anders, als ob sie zu ihrer unmittelbarsten Umgebung gehörten; unser heutiges Bewußtsein rückt die Dinge der Vorzeit in die Ferne, es ehrt die historische Treue, aber es schwächt den menschlichen Anteil; das Mittelalter erfüllt ferne Zeiten und Menschen mit dem überquellenden Safte seines naiv-freudigen Lebens.

Nun stößt allerdings die poetische Verwendbarkeit der Gestalt Christi im Sinne der deutschen Heldenepik sehr bald auf eine scharfe Grenze. Die Evangelien erzählen zwar von großen Kämpfen, aber es sind Kämpfe des Leidens; so stark der Zug sittlicher und geistiger Eroberung sie durchwehen mag, von Schwertklang und Schildkrachen hören wir nichts. Diesen Mangel an einer Äußerung des gewaltigen Willens durch die sichtbare kriegerische That haben die Deutschen des frühen Mittelalters wohl empfunden. Es ist in dieser Hinsicht sehr bezeichnend, daß der „Heliand“, die altsächsische Dichtung, die wir bei dieser Erörterung überhaupt im Auge haben, die einzige Stelle, an der die heilige Geschichte von einem gezückten Schwerte und vom Blutvergießen spricht, mit einem ausmalenden Behagen erzählt, das stark auf schmerzliches Vermissen anderer Gelegenheiten deutet. Als Judas den Herrn geküßt hat und die Kriegsknechte zur Verhaftung schreiten wollen, heißt es: „Wäre es nun dein Wille“, sprachen die Jünger, „waltender Herr mein, daß uns hier auf Speeres Spitze sie spießen müßten, von Waffen wunde, dann wäre uns nichts so gut, als daß wir hier für unsern Herrn stürben, vom Banntode bleich. Da ward zornig der hurtige Schwertdegen Simon Petrus: wallte ihm innen der Sinn, daß er nicht konnte einzig Wort sprechen: so kummervoll ward ihm in seinem Herzen, daß man seinen Herrn da binden wollte. Da ging er zornig, der sehr kühne Degen, vor seinem

Herrscher stehn, hart vor seinen Herrn: nicht war ihm darüber der Sinn zweifelhaft, blöde in seiner Brust, sondern er zog seine Waffen, Schwert an der Seite, schlug ihm entgegen auf den ersten Feind mit der Hände Kraft, daß da Malchus wurde von des Schwertes Schneide an der rechten Hälfte mit Schwerte gezeichnet: das Ohr ward ihm verhauen: er ward an dem Haupte wund, daß ihm schwertblutig Wange und Ohr von Todeswunde klaffte; Blut danach sprang, rann aus der Wunde. Da war an seiner Wange geschartet der vorderste der Feinde. Da stand das Volk in Entfernung, fürchtete des Schwertes Biß." Wo sich irgend Gelegenheit bietet, an die kriegerischen Vorstellungen seines Volkes anzuknüpfen, versäumt der unbekannte, offenbar mitten im Volksleben stehende Dichter des „Heliand" es nicht: Joseph heißt „Der Degen", die vier Evangelisten werden „Helden" genannt; Gott hat der Römer „Heerbann" das Herz gestärkt, daß sie der Völker jegliches bezwangen.

Der „Heliand" zeigt auch in anderer Weise, mit wie starker Eigenart die Deutschen dem Christentume begegneten; allenthalben spüren wir das Bedürfnis, die fremden Gestalten, Landschaften und Geschehnisse zu **verdeutschen** und ihnen sogar ein rein poetisches Leben einzuhauchen, das sie ursprünglich gar nicht in dem Maße haben. „Mittelraum" heißt die Erde, Galiläa wird ein „Gau" genannt, Rom, Nazareth, Jericho heißen „Romaburg", „Nazarethburg", „Jerichoburg", und sie sind geschützt von blinkenden Wällen; der Tempel Jehovas heißt „aller Weistümer wonnigstes"; dem Niedersachsen sind die Hirten auf dem Felde Roßhirten. Wie anschaulich wird den Anwohnern des deutschen Meeres die Erzählung von dem auf dem Wasser wandelnden Herrn, wenn sie eingeleitet wird durch eine prachtvolle Schilderung des Seesturmes; in den „hochgehörnten" Schiffen sitzen die zwölf und durchschneiden die „schnelle Strömung, die hellen Wogen, die klare Flut". „Ihr Nachen fuhr vorwärts in der Flut; die vierte Stunde der Nacht war genaht. Der rettende Christ gewahrte die Wogenfahrer. Der Wind wehte, Unwetter erhob sich; die Wogen tosten, der Strom um den Stamm." Man muß die ganze Szene im Zusammenhang lesen (Vers 2900—2974), um sich inne zu werden, was hier eine **durchaus deutsche Poesie** aus dem orientalischen Stoff gemacht hat. Dieselbe Freude an dem heimatlichen Seesturm zeigt sich in der Erzählung von der Beruhigung des Meeres durch Christus: „Da begann des Wetters Kraft, die Wirbel wogten, die Wellen wuchsen, schwarze Wolken schwangen sich darunter, es tobte die See, Wind und Wasser kämpften."

Auch die Welt der Gefühle zeigt gegenüber der Vorlage einen besonderen Einfluß deutscher Bedürfnisse; überall bricht ein **starker Gemütsanteil** durch. In der Erzählung vom Jüngling zu Nain klingt es wie tiefe Ergriffenheit um den Tod eines zu früh Dahingerafften: „Da sahen sie eine Leiche, einen leblosen Leib von den Leuten getragen, auf einer Bahre zum Burgthor hinaus, einen kindjungen Mann. Die Mutter folgte, betrübt im Herzen, und rang ihre Hände, beklagte traurig den Tod ihres Kindes, die Erbarmungswürdige. Es war ihr einziger Sohn, sie selbst war Witwe, hatte keine Wonne sonst, auf ihn allein hatte sie übertragen Wunsch und Willen." Mächtig durchzieht das Gefühl kriegerischer Treue die ganze Dichtung. Ist schon Christus selbst eine Art Heerkönig, und sind die Jünger und Anhänger „Degen", „Leute", so waltet zwischen ihnen das germanische Treuverhältnis. Gerade diese Vorstellungen, die von alters her dem deutschen Volke eigen gewesen waren, geben eine Erklärung für die rasche Aufnahme des Christentumes. Von Thomas, von dem im Johannesevangelium die Worte berichtet werden: „Lasset uns mitgehen, daß wir mit ihm sterben", heißt es im Heliand: „Thomas aber sagte, der treffliche Mann, der teure Degen: ‚Wir sollen bei ihm weilen, dulden mit dem Dienstherrn! Das ist des Degens Ruhm, daß er bei seinem Gebieter standhaft stehe und mit

ihm sterbe. Thun wir alle so, folgen wir seiner Fahrt, lassen wir unser Leben uns wenig wert sein, wenn wir auch mit ihm zu Grunde gehn! Dann lebt noch lange nach uns unser Ruhm!'" Es geht ein kriegerischer Geist durch diese erste deutsche Fassung der heiligen Geschichte, und wenn ein Litterarhistoriker einmal darauf aufmerksam gemacht hat, daß dieser selbe Geist auch in Luthers Kirchenlied und in Dürers künstlerischer Darstellung des christlichen Ritters lebt, und beide mit dem „Heliand" als die deutscheste Ausprägung christlicher Welt- und Lebensanschauung preist, so hat er recht.

Wir haben, wie vorher beim Waltharilied, so jetzt beim „Heliand" etwas länger verweilt, weil beide in jenen ersten Zeiten litterarischer Bethätigung die typischen Eigenschaften des deutschen Volksgeistes gegenüber so gewaltig einschneidenden, welthistorischen Einflüssen zeigen, wie sie die Völkerwanderung und die Einführung des Christentumes darstellen. Weil es uns aber bei unserer Darstellung überhaupt nur auf das Typische ankommt, so können wir uns mit diesen Auseinandersetzungen begnügen.

3. Das Mittelalter.

Die Jahrhunderte um die Wende des ersten und zweiten Jahrtausends bringen dem deutschen Volksgeiste neue Stoffe und neue Ideen; neue Formen werden von ihm gefunden, um jenen Gestalt und diesen Ausdruck zu geben. Hatte die Anknüpfung an Italien und das klassische Altertum, die eine wesentliche Seite der glänzenden Regierungszeit Karls des Großen bildet, immer noch Raum gelassen für starke nationaldeutsche Richtung, deren einflußreichster Vertreter der große Mann selbst gewesen war; hatte diese Richtung auch nach ihm, trotz seines Nachfolgers, vorgehalten, wie z. B. die Verherrlichungen deutschen (fränkischen) Wesens in Otfrieds „Evangelienharmonie" und im „Ludwigsliede" zeigen, so entkleidete sich die Ottonische Renaissance dieser Bestandteile mit Absicht und Rücksichtslosigkeit. Otto der Große war gewiß in seinen wesentlichen Charakterzügen durchaus ein deutscher Mann, aber er hat das Deutschtum nicht mit Bewußtsein gepflegt; seine selbstgeschaffenen Beziehungen zu Italien, seine zweite Ehe, die universalistische Richtung auf die Kaiserkrone und die Zugänglichkeit für die Ideenwelt, die sie umwebte, haben bewirkt, daß er die Überlegenheit lateinischer Kultur ohne Vorbehalt anerkannte. Dazu gesellte sich die immer unbestrittener sich entwickelnde geistige Vorherrschaft der Klöster und Geistlichen. So tritt im zehnten Jahrhundert in den Kreisen, welche die Träger der Bildung waren, die deutsche Litteratur in deutschem Gewande ganz zurück. Wo ihre Stoffe einmal Anteil und Anreiz weckten, da wurden sie in lateinische Worte und lateinische Versmaße gekleidet, wie „Waltharius" und „Ruodlieb".

Aber was niedergeschrieben und uns erhalten ist, kann durchaus nicht den Beweis dafür abgeben, daß die deutsche Dichtung in dem ganzen Jahrhundert geschlummert habe: sie lebte nur in anderen Kreisen. Das Volk hat auch damals nicht aufgehört, sich an all den alten Sagen von Dietrich und Hildebrand, vom Rosengarten und wie sie sonst heißen, zu erfreuen. Eine Zunft bald roherer, bald feinerer, allen Stimmungen der deutschen Seele entsprechender, hier den heroischen Ernst, dort die ausgelassene Laune anschlagender Dichter zog im Lande umher, fahrendes Volk, varnde diet, bei Geistlichen und lateinisch Gebildeten verachtet, ja verhaßt, beim Volke zwar nicht angesehen, aber beliebt: die Träger der Spielmannsdichtung. Sie sangen dem Volke die alten Lieder; und wenn sie auch hier und da, ihrem leichteren Blute und einem oft gefundenen Zuge nach willkürlicher Zudichtung folgend, mit Liedern und Stoffen ziemlich willkürlich umsprangen, so lebte doch die Sage im ganzen so fest im Bewußtsein des Volkes,

daß sie ihre ursprüngliche Fassung und Bedeutung darüber nicht verlor. Der Spielmann variierte wohl das Gegebene, Überlieferte, aber er entstellte es nicht. Diesen Spielleuten verdanken wir es nächst dem poetischen Bedürfnis des Volkes selbst, daß die Gegenstände unserer großen nationalen Dichtung im 10. und 11. Jahrhundert, da die Gebildeten nichts von ihnen wissen wollten, nicht verloren gegangen sind. Um die Wende des 13. Jahrhunderts beginnt dann die Zeit, da durch die steigende Bildung der Spielleute und durch die wachsende Wertschätzung einheimischer Sprache unter den gebildeten Laien dem vorhandenen Schatze deutscher Dichtung Niederschrift und künstlerische Überarbeitung zu teil wird.

Wir unterscheiden in der Epik des deutschen Mittelalters zwei große Richtungen, die Volksepik und die Kunstepik. Wenn auch diese althergebrachte Unterscheidung heute nicht mehr recht angesehen ist, so gibt sie doch immer noch eine im allgemeinen richtige und brauchbare Gruppierung ab. Sie gilt zunächst im Hinblick auf die Stoffe. Jene großen Gebiete der einheimischen Sage, gemischt aus den Erinnerungen des Deutschen an seine altheidnische mythologische Welt und, zu weitaus stärkerem Teile, aus denen an die Bewegung der germanischen Völkerschaften, geben dem Volksepos seinen Inhalt; die aus Frankreich kommenden Stoffe, darunter besonders diejenigen britischer Herkunft, füllen das Kunstepos. In dieser Stoffwahl liegt sicherlich ein scharfes Unterscheidungsmerkmal, das auch dann Geltung haben wird, wenn man aus den rhythmischen Formen oder aus dem inneren Bau der Epen keinen so festen Anhalt für jene Unterscheidung gewinnt.

Es wird sich nun fragen, inwiefern in beiden Gattungen der deutsche Geist zu eigenartiger Erscheinung gelangt ist. Halten wir uns zunächst an das Kunstepos. Wie eine mächtige Welle strömt der fremde Einfluß seit dem Ende des 11. Jahrhunderts über die deutsche Erde. Es genügt, unseren Lesern die Worte Kreuzzüge und Rittertum hierher zu setzen, um in ihnen die Erinnerung an die Ursachen des französischen Einflusses in jenen Jahrhunderten wachzurufen. Die Unternehmungen nach dem heiligen Grabe waren französischen Ursprunges; das Rittertum war es auch. Bewegliche Phantasie, Freude an der bunten Thatsächlichkeit des Lebens, ungewöhnliche Eindrucksfähigkeit gegenüber den überraschenden Erscheinungen, die den bisher auf das Vaterland beschränkten Menschen im Orient entgegentraten, waren französische Art. In der Litteratur unserer Nachbarn spiegelten sich diese Dinge mit sehr anlockender Naturwahrheit ab. Dazu kam, daß in den britischen Sagen ihnen Stoffe zur Verfügung standen, die eine geradezu blendende Fülle von reizvollen Thatsachen, von ritterlichen Abenteuern, von wunderbaren Schilderungen teils enthielten, teils der dichterischen Phantasie die Möglichkeit ihrer Einfügung gestatteten. Ferner lag in diesen Stoffen ein gut Teil der mystisch-religiösen Begeisterung, die wiederum, wie Rittertum und Kreuzzüge, wenn nicht französischen Ursprunges war, so doch sich in Frankreich zuerst gezeigt und am mächtigsten entwickelt hat. Indem sich also im romanischen Westen die Elemente der Stimmungswelt bildeten, die den Antrieben und Bedürfnissen jener Jahrhunderte entsprach, war es den Franzosen vorbehalten, wie später so oft in der neueren Geschichte, für diese Stimmungen die Formel zu finden. Wie z. B. die Formel für die Gedanken- und Gefühlswelt des ausgehenden 18. Jahrhunderts Rousseaus „Emil“ und „Neue Heloïse“ waren, so war es im 12. Jahrhundert einerseits die Sage von Artus und allem, was mit seinem Kreise zusammenhing, anderseits die Sage von Tristan und Isolt; jene wendet sich mehr an das Geistliche und Religiöse, das im Rittertum waltete, diese an die weltlichen Regungen, die mit jenen nicht immer im Einklang waren.

Diese Stoffwelt dringt in Deutschland ein. Der Weg, den sie zu uns nahm, kann uns

hier nicht beschäftigen; doch ist es immerhin merkwürdig, daß die Dichter, die zuerst jene Stoffe in Deutschland bearbeiteten, keineswegs ihrer Abstammung nach in die alemannischen Übergangslande zu setzen sind: Eilhard von Oberge, der erste Bearbeiter der Tristansage, stammte aus einer der reinst deutschen Gegenden, aus dem Hildesheimischen.

Wenn wir nun die Art, wie unsere Altvordern diese Stoffe aufnahmen, überschauen (die Darstellung im einzelnen verbietet uns der Raum), so wird uns zunächst als ganz charakteristisch die Schnelligkeit und die Bereitwilligkeit der Aufnahme ins Auge fallen. Es liegt im allgemeinen kaum mehr als ein Menschenalter zwischen der Entstehung der französischen Epen und ihrer deutschen Nachbildungen, ja bei jenem Eilhard, der um 1170 schrieb, ist dieser Zeitabstand von seinem Original noch geringer; und die große Zahl von Umdichtungen romanischer Stoffe, die in Deutschland im 12. und 13. Jahrhundert entstanden, zeigt deutlich, daß der Schnelligkeit der Aufnahme eine ebenso große und rückhaltslose Neigung der Deutschen entsprach. Es ist in dieser Beziehung bedeutsam, daß selbst später, als unsere Dichter über die bloße Nachdichtung hinaus waren und in Anlehnung an französische Vorbilder selbständig Fabeln erfanden, sie doch nicht verfehlten, vorzugeben, es seien Übersetzungen.

Die ersten Bearbeitungen der neuen Stoffe in Deutschland sind schlechterdings nichts weiter als Übersetzungen, und auch weiter hinein ins 13. Jahrhundert wiegt der Charakter der Übersetzung bei allen den Dichtern vor, die nicht zu den größten gehörten; und selbst bei diesen, bei Hartmann, Wolfram und Gottfried, ist er noch recht stark. Wir stehen hier also einer wesentlich anderen Erscheinung gegenüber, als die Aufnahme und poetische Verwendung des Christentumes war. Dort liebevolles, bereitwilliges Eingehen auf die neue Gedankenwelt, aber noch eine jugendfrische Kraft der Aneignung und Angleichung: das Christentum wird in inniger dichterischer Verschmelzung zum Deutschtum. Gegenüber der französischen Stoffwelt zunächst, und in der Hauptsache auch weiter, bloße Übernahme, kaum ein bewußter Versuch, das Fremdartige zu mildern, es der Welt des Heimischen einzugliedern.

Man kann diese auffallende Erscheinung verschieden deuten, und je nachdem diese Deutung ausfällt, muß das Urteil über den deutschen Nationalcharakter anders lauten. Viele, und darunter scharfsichtige Kenner unserer Entwickelung, haben in diesem Verhalten die erste Äußerung der viel verschrieenen deutschen „Fremdländerei" gesehen; unsere Vorfahren hätten, so meinen sie, in der sklavischen Nachahmung der französischen Formen und Stoffe gezeigt, daß es eben ein unglückliches Erbteil der Deutschen sei, am Fremden zu hangen, und daß ihnen mit der Kraft, es abzustoßen, auch die andere fehle, es sich zu „assimilieren". Wir haben gegen dieses Urteil gewichtige Bedenken. Zunächst ist nicht zu vergessen, daß es keineswegs das Volk in seiner Gesamtheit war, das sich diesen Stoffen, nachschaffend oder auch nur anhörend, zuwandte. Zwischen dem „Heliand" und „Walthari" einerseits und dem höfischen Epos anderseits liegt eben die Entstehung des Ritterstandes, der nach Weltanschauung und Lebensform ein durchaus internationales Gepräge trägt. Aus seinen Reihen stammten fast alle die Dichter, die die neuen Stoffe bearbeiteten, aus seinen Reihen auch die Leser und Zuhörer, die sich den neuen Stoffen mit beifälligem Anteil hingaben. Der Dichter des „Heliand" schrieb für die breite Masse des Volkes, wozu damals, bei den durchaus einheitlichen Grundlagen der Bildung, auch die Besitzenden, die Beamten und sogar die Gelehrten gehörten. Die höfischen Dichter schreiben für eine einzige, nach Beschäftigung, Bildung und Lebenszwecken scharf vom übrigen Volke geschiedene Klasse. In diesen Kreisen lebte weder die Absicht noch das Bedürfnis nach einer über das Sprachliche hinausgehenden Verdeutschung der welschen Stoffe.

Wenn sonach jene ungünstige Schlußfolgerung auf eine Schwäche unseres Volksgeistes unhaltbar erscheint, so ist sie es noch mehr angesichts der gerade damals hell und glänzend hervortretenden Blüte unserer nationalen Epik. Geschlechter, die es vermochten, die alten einheimischen Stoffe mit wahrhaft künstlerischem Sinn zu gestalten, und die selbst im stande waren, gewisse Elemente aus Kirche und Rittertum in diese Neugestaltungen organisch einzufügen, haben zur Genüge dazu beigetragen, einen Vorwurf, der unsere Art in Zeiten der Schwäche sonst mit Recht getroffen hat, für sich zu entkräften.

Dazu kommt noch etwas anderes. Wir müssen aufrecht erhalten, was wir oben bemerkten: daß die Epen französisch-britischen Inhaltes in der Mehrzahl nur mehr oder weniger freie Übersetzungen der Vorlagen sind. Aber die größten unserer mittelalterlichen Epiker gehen doch immerhin darüber hinaus. Wir haben schon im ersten Kapitel darauf aufmerksam gemacht, daß Wolfram in seinem „Parzival" das Verhältnis des Helden zu Kondwiramur ganz abweichend von der Vorlage auf eine dem deutschen Wesen gemäße Weise verinnerlicht und sittlich veredelt hat (vgl. S. 592). Er ist aber noch anders über seine Vorlage hinausgegangen; die Gestalt Parzivals selbst hat, dem grübelnden Zuge unseres Wesens gemäß, eine augenfällige psychologische Vertiefung erfahren. Der Zwîvel, das ist der sittliche Kampf im Inneren, steht nicht umsonst zu Beginn des Gedichtes: er ist der Schlüssel zum Verständnis von Parzivals Entwickelung, und einer Reihe von Thatsachen, von Abenteuern, die der Franzose, harmlos in der Fülle merkwürdigen Geschehens dahintreibend, für kaum etwas anderes als kurzweilige oder rätselhafte Zwischenfälle gehalten hatte, gibt Wolframs deutscher Geist tiefere Bedeutung und poetischeren Wert. Freilich war die Zeit nicht dazu angethan, sittliche Konflikte auf rein menschliche Grundlagen zu stellen: auch Wolfram will nur das Bild eines Ritters geben, aber in ihm hat sich der ritterliche Geist zu solcher Höhe gehoben, daß er nahe daran ist, allgemein menschliche Züge anzunehmen: Parzivals höchstes Ziel ist es, durch Kampf mit sich selbst, durch schrittweise mutige Vervollkommnung seiner selbst „der sêle pardîs" zu „bejagen", und so dürfen wir den Gehalt dieser Dichtung wohl in eine allgemeine Beziehung setzen zu dem von Goethes „Faust", der höchsten Bekundung deutschen Geistes. „Mit schilt und ouch mit sper", also mit dem Arbeitszeug ritterlicher Lebensthätigkeit, will er der Seele Paradies erjagen: gehört er nicht zu denen, die da erlöst werden können, weil sie „immer strebend sich bemühen?"

Freilich begegnen wir solcher adelnden und vertiefenden Wirkung deutschen Geistes in der höfischen Epik nur ganz selten. Bei dem großen Meister Gottfried von Straßburg fehlt, soweit wir sehen, dieser Zug ganz. Sein Gedicht, in Bau und Sprache eine Kunstschöpfung ersten Ranges, geht doch über die Vorlage, die Tristanbearbeitung des ihm kongenialen Anglonormannen Thomas, nicht hinaus; die in Vers 2004 hervortretende Auffassung der Liebessage, nach der die Leidenschaft ein höheres Recht in sich tragen soll als die Konvention, nach der also ungeschriebene Gesetze in Konflikt mit geschriebenen getreten seien, ist gewiß eine bedeutende Vertiefung des psychologischen und ethischen Gehaltes der ganzen Dichtung, aber sie führt auch auf Thomas zurück.

Ganz anders als in diesen britisch-französisch-deutschen Dichtungen lebt und wirkt der deutsche Geist in den nationalen Epen des 12. Jahrhunderts, von denen wir hier nur das Nibelungenlied (s. die beigeheftete Tafel „Eine Seite aus der Nibelungenhandschrift A.") und das Gudrunlied anführen. In beiden Dichtungen sahen wir schon hervorragende deutsche Züge sowohl in den Charakteren als auch in der künstlerischen Fassung sich äußern. In der That sind diese Epen, denen wir einige kleinere aus dem „Heldenbuch" anreihen

Eine Seite aus der Nibelungenhandschrift A.

ſ kunigeſ amplute die hiezen uber al
t geſidelen richen palas und*e* ſal
n den lieben geſten die in da ſolten chomen.
wart von in dem kunige vil michel weine*n* ver-]
die herren alle zen Heunen fûren. [nom*en*.]

lazen daz beliben, wie ſi gebaren hie.
chgemût*er* reken die geſûren nie
rehte herlichen in deheineſ kunigeſ lant.
heten ſwaz ſi wolten, beide waſen un*d* gewant.

r vogt von dem rine cleidete ſine man,
:hzech und*e* tuſent, als ich vernomen han,
d niun tuſent chnehte, gen d*er* hohcit.
: ſi da heime liezen, die beweint[1] ez ſit.

› trûch man daz gereite ze wormez uzer[2] den hof.
ſprach da von ſpire ein alter biſchof
d*er* ſchônen ûten 'unſer vriunde wellent varn
n d*er* hohcite: got mûſe ſi dâ bewarn.'

› ſp*ra*ch zû zir kinden diu edele ûte
ſoltet hie beliben, helde gûte;
r iſt getroumet hint von engeſtlicher not,
e allez daz geſûgele in diſme lande were tot.'

ver ſic an trôme wendet', ſprach do hagne,
r enweiz der rehten mere niht ze ſagene,
:nne ez im zen eren vollecliche ſte.
ı wil daz min herre ze hove nach urloube gê.

ir ſuln vil gerne riten in ecelen lant:
mag wol dienen kunige gûter helde hant,
wir da ſchôwen mûzen criemhilt hohcit.'
gne riet die reiſe: idoch gerôw ez in ſit.

hetez wid*er*raten, wan daz gernot
t ungeſûge im alſo miſſebot:
mant in ſifrideſ, vrô kriemhilt man,
ſprach 'da von wil hagne die groze hovereiſe lan.'

› ſprach von trony hagne 'durch vorhte ich niht]
en*ne* ir gebietet, helde, ſo ſult ir griſen zû. [entû.]
rite ich mit iu gerne in ecelen lant.'
wart von im verhâwen manich helm unde rant.

u ſchif bereitet waren. da waſ vil manic man:
az ſi cleid*er* heten, die trûch man dar an.
waren vil unmûzech vor abendeſ zit.
hûben ſich von huſe vil harte vroliche ſit.

e gecelt un*d* ôch die hutten ſpien man an daz gras
derthalp des rines, da daz geſeze waſ.
n kunich bat noch beliben ſin vil ſchônes wip:
trûte noch deſ nahteſ den ſinen wetlichen lip.

ıſunen, ſleutieren, hûb ſic deſ morgens frû,
z ſi varen ſolden. do griſen ſi do zû.
er liep hete an arme, d*er* triute vriundeſ lip.
ſ ſchit ſit vil mit leide deſ kunigeſ ecelen wip.

u kint d*er* ſchônen ûten die heten einen man
ne un*d* getriwe*n*: do ſi do wolten dan,
› ſagt ez dem kunege*n* ſine*n* mût,[3]
ſp*ra*ch 'deſ mûz ich trûren, daz ir die hovereiſe tût.'

Des Königs Hofbeamte die ließen überall [statten
das Hauptgebäude und den Saalbau prächtig mit Sitzen aus-
in Erwartung der lieben Gäste, die da zu ihnen kommen sollten.
Später bekam der König durch ihre Veranlassung viel]
Wie die Herren alle zu den Heunen zogen. [Weinen zu hören.]

Nun genug davon, wie sie es hier [an Etzels Hofe] treiben!
Stolzere Recken [als die Nibelungen] sind niemals
in so prächtigem Aufzuge in irgend eines Königs Land geritten:
sie hatten alles, was sie wünschten, an Waffen wie an Klei-]
Der Herrscher vom Rhein stattete seine Mannen, [dung.]
eintausend und sechzig [an Zahl], wie ich gehört habe,
und neuntausend Knechte zu dem Hoffeste aus.
Die sie daheim ließen, die beweinten es später.

Da trug man das Reitzeug zu Worms über den Hof.
Da sprach ein alter Bischof von Speyer
zu der schönen Ute: „Unsere Freunde wollen aufbrechen
zu dem Hoffeste: Gott möge sie da beschützen!"

Da sprach zu ihren Söhnen die edle Ute:
„Ihr solltet hier bleiben, treffliche Helden;
mir hat diese Nacht geträumt von angsterregendem Unheil,
wie alle die Vögel in diesem Lande tot wären."

„Wer sich an Träume kehrt", sprach da Hagen,
„der weiß nicht die rechte Auskunft zu geben,
wann seiner Ehre völlig Genüge geschehe.
Ich will, daß mein Herr zu Hofe gehe, Abschied zu nehmen.

Wir werden sehr gern in Etzels Land reiten:
da kann einem Könige die Hand trefflicher Helden gute Dienste]
da wo wir Kriemhildens Hoffest schauen werden." [leisten,]
Hagen riet zu der Fahrt; doch gereute es ihn nachher.

Er hätte es widerraten, hätte ihn nicht Gernot
also mit derber Hohnrede angegriffen:
er erinnerte ihn an Siegfried, Frau Kriemhildens Mann,
er sprach: „Deshalb will Hagen die große Fahrt zum
Hoffeste unterlassen."

Da sprach Hagen von Tronje: „Nichts thue ich aus Furcht.
Ist's euer Wille, ihr Helden, nun denn ans Werk!
Ich reite fürwahr gern mit euch in Etzels Land!"
Nachher wurde von ihm mancher Helm und Schild zerhauen.

Die Schiffe waren bereit. Viel Mannen waren da:
alles, was sie von Kleidern hatten, trug man da hinein;
sie waren sehr geschäftig, ehe der Abend kam;
nachher brachen sie gar fröhlich von Hause auf.

Die Zelte und die Hütten schlug man auf dem Grase auf
jenseit des Rheines, wo das Lager war.
Den König bat sein schönes Weib noch zu verweilen,
sie liebkoste noch des Nachts den Stattlichen.

Posaunen und Flötenspiel erhob sich an dem Morgen früh,
da sie sich auf den Weg machen sollten. Da gingen sie ans]
Wer ein Lieb im Arme hatte, koste den teuren Leib. [Werk.]
Alles das trennte hernach schmerzlich König Etzels Gattin.

Die Söhne der schönen Ute hatten einen [wollten,]
kühnen und getreuen Dienstmann. Als sie nun von dannen]
da sagte er dem Könige heimlich, wie's ihm ums Herz war,
er sprach: „Darüber muß ich trauern, daß ihr die Fahrt
zum Hoffeste macht."

[1] Lies: beweinten. — [2] Lies: über. — [3] Lies: do ſagt er dem kunege tougen ſinen muot.

Er waſ geheizen rumolt un*d* waſ im[1] helt zer hant.
er ſprach 'wem welt ir lazen lute und ŏch diu lant?
daz nieman kan erwenden iu reken iuwern můt!
kriemhilte mere nie geduhten mich gůt.'

'Daz lant ſi dir bevolhen un*d* ŏch min kindelin.
un*d* diene wol den vrŏwen: daz ist d*er* wille min.
ſwem du ſeheſt weinen, dem troſte ſinen lip.
ia tůt unſ nimm*er* leide deſ kunic eccelen wip.'

Diu roſ bereitet waren den kunige*n* un*d* ir man.
mit minneclichem kuſſe ſchiet vil manig*er* dan,
dem in hohen můte lebete do der lip.
daz můſe ſit beweinen vil manich wetlich wip.

Do man die ſnellen reken ſach zen rossen gan,
do ſoſ man vil d*er* vrowen trurichlichen ſtan.
daz ir vil langez ſcheiden ſeite in wol der můt
uf grozen ſchaden ze komen; daz herze nieman*n*[2] sa*m*pfte tůt.

Die ſnellen burgo*n*den ſich uz hůben.
do wart in dem lande ein michel ůben:
beidenthalp d*er* berge weinde wip un*d* man.
ſw[i]e dort ir volch tete, ſi fůren vrolich dan.

Die Niblungeſ helde komen mit in dan
in tuſent halſpergen, die heime heten lan
manige ſchŏne vrŏwen, die si geſahen nimm*er* me.
ſifrides wunde taten kriemhilde we.

Do ſchichten ſi die reiſen[3] gen dem mŏne dan,
uf durch oſtervranchen, die Guntherſ man.
dar leitete ſich hagne: dem waſ ez wol bekant.
ir marſchach[4] waſ danewart, d*er* helt von burgo*n*de*n* lant.

Do ſi von oſtervranken gen ſwanevelde riten,
da mohte man ſi kieſen an herlichen ſiten,
die furſten und ir mage, die helde lobeſam.
an dem zwelften morgen der kunic zer tůnŏwe kom.

Do reit von troni hagne zaller vorderoſt:
er waſ den Niblungen ein helflicher troſt.
do erbeizte der degen kůne nider uf den ſant,
ſin roſ er harte balde zů eime boume gebant.

Daz wazzer waſ engozzen un*d* diu ſchif v*er*borgen:
ez ergie den Niblungen zen grozen ſorgen,
wie ſi komen ubere: der wal[5] waſ in ze bereit[6].
do erbeizte zů der erden vil manich rit*er* gemeit.

,Leide', ſo ſprach hagne, 'mac dir hie wol geſchehen,
vogt von dem rine. nu maht du ſelbe ſehen,
daz wazzer ist engozzen, vil ſtarch ist im ſin flůt.
ia wen wir hie verlieſen noch hiute manige*n* reke*n* gůt.'

'Waz wizet ir mir, hagne?' ſprach d*er* kunic her.
'durch iwers ſelbe[7] tugende untroſtet[8] unſ niht mer.
den furt ſult ir unſ ſůchen hin uber an daz lant,
daz wir von hinne*n* bringe*n* beide roſ und ŏch gewant.'

'Ja en ist mir,' ſprach hagne, 'min leben niht so leit,
daz ich mich welle ertrenken in diſen unde*n* breit:
ê ſol von minen handen erſterben manich man [. . .]

Er war Rumolt geheißen und war ein kräftiger Held.
Er sprach: „Wem wollt ihr Leute und Land überlassen?
Ach, daß niemand euch Recken euern Sinn ändern kann!
Kriemhildens Botschaft hat mich niemals gut gedünkt."

„Das Land sei dir anbefohlen und auch mein Kindlein,
und diene den Frauen gut: das ist mein Wille.
Wen du etwa weinen siehst, den tröste.
Gewiß wird uns König Etzels Weib niemals Leid anthun."

Die Rosse waren bereit für die Könige und ihre Mannen.
Mit liebevollem Kusse schied gar mancher von dannen,
der da voll freudiger Zuversicht lebte.
Das mußte nachher manch stattliches Weib beweinen.

Als man die behenden Recken zu den Rossen gehen sah,
da sah man viel Frauen traurig dastehen. Ihr Inneres sagte ihnen wohl, daß ihr Scheiden auf gar lange Zeit
zu großem Unheil ausschlagen werde; das thut niemals dem Herzen wohl.

Die behenden Burgunden zogen hinaus.
Da gab es im Lande eine große Bewegung:
auf beiden Seiten der Berge weinte Weib und Mann.
[Aber] wie es auch um ihr Volk dort stand, sie fuhren fröhlich von dannen.

Die Helden Nibelungs schlossen sich ihnen an
in tausend Rüstungen, die zu Hause
viele schöne Frauen gelassen hatten, die sie niemals wiedersahen.
Siegfrieds Wunden schmerzten Kriemhilden.

Da ordneten sie die Fahrt nach dem Maine zu an,
aufwärts durch Ostfranken, die Mannen Gunthers.
Dorthin führte sie Hagen: dem war es wohl bekannt.
Ihr Marschall war Dankwart, der Held vom Lande der Burgunder.

Als sie von Ostfranken dem Schwanfeldgau zu ritten,
da konnte man sie in stolzem Aufzuge sehen,
die Fürsten und ihre Verwandten, die lobenswerten Helden.
Am zwölften Morgen kam der König an die Donau.

Da ritt Hagen von Tronje zu allervorderst:
er war den Nibelungen ein hilfreicher Schützer.
da stieg der kühne Kämpe nieder auf den Strand,
sein Roß band er schnell an einen Baum.

Das Wasser hatte sich über die Ufer ergossen, die Schiffe waren verborgen:
daraus erwuchs den Nibelungen große Besorgnis,
wie sie hinüber kommen sollten: die Flut war ihnen zu breit.
Da stieg zur Erde nieder manch wackerer Ritter.

„Zum Kummer", so sprach Hagen, „hast du hier wohl Grund,
Herrscher vom Rheine. Nun kannst du's selbst sehen:
das Wasser ist ausgeufert, gar stark ist seine Strömung.
Ich glaube, wir werden hier noch manchen trefflichen Recken verlieren."

„Was werft Ihr mir vor, Hagen?" sprach der hehre König,
„bei Eurer eigenen Tüchtigkeit, entmutigt uns nicht weiter.
Sucht uns die Furt nach dem Lande hinüber,
daß wir Rosse und Ausrüstung von hinnen bringen."

„Mir ist wahrlich", sprach Hagen, „mein Leben nicht so leid,
daß ich mich in diesen breiten Wogen ertränken möchte.
Zuvor soll von meinen Händen mancher Mann sterben
[in Etzels Land; dazu habe ich den besten Willen]."

[1] Lies: ein. — [2] Lies: niemer. — [3] Lies: reiſe. — [4] Lies: marſchalch. — [5] Lies: wac. — [6] Lies: breit. — [7] Lies: iwer ſelbes. — [8] Korrigiert aus und troſtet.

D es kvniges ampluten | die hi ezen vber al.
mit gesidelen richen | palas vn̄ sal.
gen den lieben gesten, die in da solten chomen.
sit wart von in dem kvnige | vil michel weinē vnom̄.

Wie die herren alle zen hevnen fvrren

N v lazen daz beliben | wie si gebaren hie.
hoch gemvter rekken | die gefvren nie.
so rehte herlichen | in decheines kvniges lant.
si heten swaz si wolten | bede wafen vn̄ gewant.

D er voget von dem rine cleidete sine man.
sehzech vn̄ tvsent als ich vernomen han.
vn̄ nivn tvsent chnehte | gen der hohzit.
die si da heime liezen | die beweinten ez sit.

D o trůch man daz gerete | ze wormes vber den hof.
do sprach da von spire | ein alter bischof.
zů der schönen Vten | vnser vrivnde wellent varn.
gen der hohzite | got mvze si da bewarn.

D o sprach zů ir kinden | div edele Vte.
ir soltet hie beliben | helde gůte.
mir ist getrovmet hint | von engestlicher not.
wie allez daz gefügele | in disme lande were tot.

S wer sich an trŏme wendet | sprach do hagne.
der enweiz der rehten mere | niht ze sagene.
wenne ez im zen eren | vollecliche ste.
ich wil daz min herre | ze hove nach vrlovbe ge.

W ir suln vil gerne riten | in etzelen lant.
da mag wol dienen kvnige | gůter helde hant.
da wir da schŏwen mvzen | criemhilde hohzit.
hagne riet die reise | iedoch gerŏv ez in sit.

er sprach des mvz ich iehen | daz ich die hove reise tůt.
S vs was gebeten rumolt | vn̄ was im helt zehant.
er sprach wem welt ir lazen | bvrge vnde ŏch diu lant.
daz nieman kan erwenden | iv rekken iwern mvt.
kriemhilte mere | die geduhten mich gůt.

D az lant si dir bevolhen | vn̄ ŏch min kindelin.
vn̄ diene wol den vrowen | daz ist der wille min.
swem du sehest weinen | dem troste sinen lip.
ia getůt vns nimmer leide | des kvnic etzelen wip.

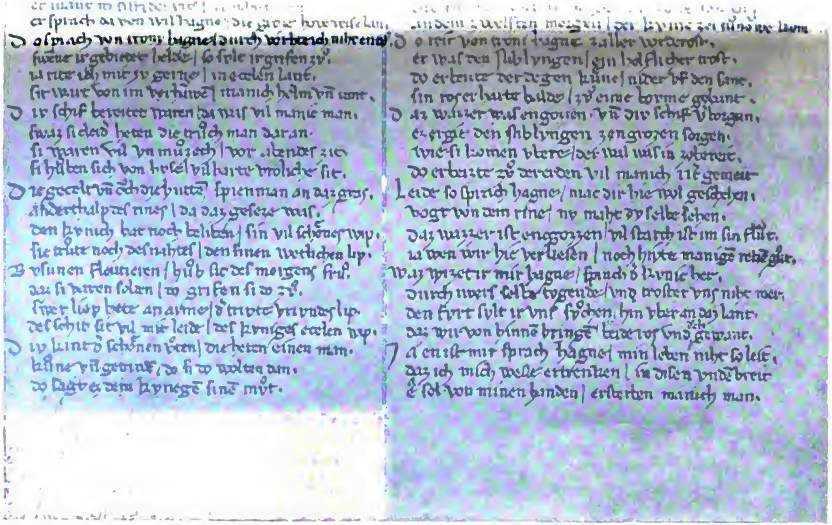
D iv ros bereitet waren | den kvnigen vn̄ ir man.
mit minnechlichem kvsse | schiet vil maniger dan.
dem in hohem mvte | lebete do der lip.
daz mvse sit beweinen | vil manich wetlich wip.

D o nam die snellen rekken | sich zen rossen gan.
do kos man vil der vrowen | trvrichlichen stan.
daz ir vil lange scheiden | seite in wol der mvt.
vf grozen schaden zekomen | daz herze niemā sanfte tůt.

D ie snellen bvrgonden | sich vz hůben.
do wart in dem lande | ein michel vben.
beiden thalp der berge | weinende wip vn̄ man.
swie ez ir volch tete | si fůren vrolich dan.

D ie nibelunges helde | komen mit in dan.
in tvsent halsbergen | die heime heten lan.
manige schöne vrŏwen | die si gesahen nimmer me.
si fin des wunde taten | kriemhilde we.

D o schichten si die reisen | gen dem mŏne dan.
vf durch osterfranchen | die gvntheres man.
dar leitete si hagne | dem was ez wol bekant.
ir marschalch was danchwart | der helt von burgonde lant.



Eine Seite aus der Nibelungenhandschrift A.

Nach dem Original (13. Jahrh.) in der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Des kunigef Ampfluͦte die hieʒ man uber al.
vnd gestuͤlen rihen / palas vnd sal.
gen den lieben gesten die in da solten chomen.
sic wurden in dem kunige vil michel wunne benomen.

[illegible]

Wie man da beliben wie si gebaren hie.
noch gemuͤte [illegible] die gefuͤren nie.
si wolte herlichen in Etzelnes kunigef lant.
[illegible] baide waſen vnd gewant.

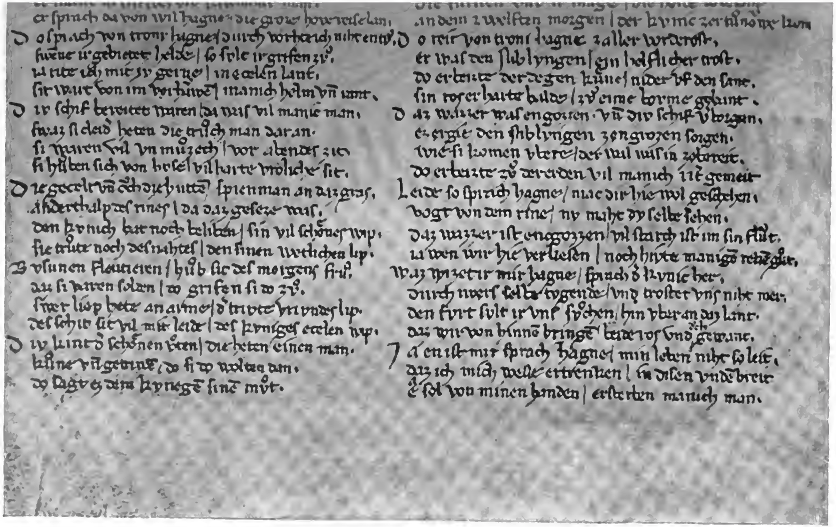
[illegible]

er sprach des moͤht ich wilen [illegible]
Er was gehaʒen [illegible] vnd was im hele [illegible]
er sprach wem wolt ir lazen bure vnde dinc die lant.
daz nieman kan erwenden [illegible]
[illegible]
Daz leit [illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
Wer ir [illegible]
[illegible] mag wol [illegible] kunige [illegible]
da wir [illegible]
[illegible]

[illegible]
Do [illegible] gen dem [illegible]
[illegible] die [illegible]
die [illegible]
[illegible]



Eine Seite aus der Nibelungenhandschrift A.

Nach dem Original (13. Jahrh.) in der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München.

dürfen, die schönsten Urkunden deutschen Wesens, die uns das Mittelalter hinterlassen hat. Sie zeigen, daß die ursprünglichen Züge unseres Stammes auch damals noch lebendig waren, denn ihre dichterische Verwendung fand allenthalben im Volke Beifall. Siegfried, Hagen, Rüdeger, Volker, Kriemhild, Gudrun, Wate, Horand waren Fleisch von unserem Fleische und Blut von unserem Blute. In den Zeiten der Verwelschung verschwanden diese Dichtungen aus dem Gesichtskreis des Volkes; kaum aber regt das vaterländische Gefühl seine Schwingen, dann taucht auch wieder im Bewußtsein der Nation, wie durch ein Zauberwort, die Sage von den Nibelungensöhnen auf; und seit jener Zeit, da Myller vergeblich versuchte, den Alten Fritz für dieses Lied zu gewinnen, bis heute, welch einen gewaltigen Einfluß hat es auf die Wiederbelebung und Festigung deutscher Art und deutscher Gesinnung gehabt! Meister ersten Ranges auf allen Gebieten der Kunst haben immer und immer wieder den tiefen Gehalt der Nibelungensage ausgedeutet und neu gestaltet: aus Hebbel, aus Jordan, aus Richard Wagner klingt uns das uralte und immer neue Thema entgegen, das uns Deutschen wie keinem anderen Volke ans Herz greift: „wie liebe mit leide ze jungest lônen kan“, und das andere, daß der Treffliche zu früh aus dem Leben abscheiden muß.

Nach ihrer allgemeinen sittlichen Grundlage sind Nibelungen und Gudrun eng verwandt. Ein und derselbe Gedanke beherrscht beide: die Treue, die deutscheste Eigenschaft. Aber sie ist in beiden auf ganz verschiedene Weise wirksam; die entferntesten Möglichkeiten ihrer Äußerung treten ein: Handeln und Dulden. Freilich sind auch die Antriebe zur Äußerung verschieden. Kriemhilds Wille kann nicht mehr auf ein noch zu erwartendes Lebensglück gerichtet sein, er muß sich erschöpfen in der Herbeiführung eines Ausgleiches für unerhörten Verlust; sie ist dem Toten treu, indem sie ihr Leben in den Dienst der Blutrache stellt, der einzigen Pflicht, die der Tote dem Lebenden läßt. So wird diese Treue der Quell ungeheurer Leidenschaft und grausiger, gigantischer Handlungen. Gudrun hat auch verloren, was ihr das Liebste war, aber es ist kein Verlust ohne Aussicht auf Wiederfinden; zwischen ihr und ihrem Glück liegt nur das weite Meer und die Wehrhaftigkeit der Normannen; das Meer kann durchfahren und die Normannen können besiegt werden. Also lebt in Gudruns Seele, was Kriemhild nicht mehr kannte, die Hoffnung; ihr Dasein gibt Mut und Kraft zum Dulden und Harren, ihr Fühlen schafft der Rache Platz. Das Wesen solcher Treue bedeutet, daß sie nur einem Einzigen gelten kann, daß alle anderen verwandten Regungen vor ihr zurücktreten; sie beherrscht den ganzen Menschen, ihr wird alles dienstbar. Kriemhild gibt ihren Leib sogar einem anderen hin, sie wird Gattin und Mutter, nur um dem Geliebten der Jugend die Treue zu wahren; Gudrun duldet das Schmerzlichste, entehrende Behandlung, um Herwig nicht zu entsagen; die offenbar früher vorhandene, vom Dichter ausdrücklich hervorgehobene Neigung zu Hartmut wird nach der Gefangennehmung nicht mehr erwähnt, jede Anwandlung des alten Gefühles, der der moderne Mensch sich kaum erwehrt haben würde, ist unmöglich, so sehr bindet das gegebene Wort, zu solcher Beständigkeit erhebt es das Gemütsleben.

Nicht von gleicher Tiefe ist die psychologische Gestaltung in beiden Gedichten. Wohl entbehrt Gudrun nicht einer Fülle von Zügen, die dem deutschen Bedürfnis nach individuellster Auffassung entsprechen; sie wirft, als Bruder und Bräutigam ihr erschienen sind und sie der kommenden Rettung gewiß sein darf, die Wäsche Gerlindens ins Meer, und wir staunen, an der gleichmütigen Dulderin plötzlich Züge eines fast wilden Humors wahrzunehmen, aber im ganzen ist dieser Frauencharakter, wie auch die Männercharaktere in dem ganzen Liede, mehr zuständlicher Art als reich an Entwickelung. Das Nibelungenlied neigt zur mehr dramatischen

Abwandlung der Charaktere und auch der Situationen. Welche psychologische Entwickelung liegt zwischen dem Augenblicke, da Kriemhild im lieblichen Glanze harmloser, schüchterner Mädchenschönheit zum ersten Male erscheint, und jenem anderen, da sie vor dem gefesselten Hagen steht und im wilden Taumel befriedigten Rachgefühles ihm das Haupt abschlägt! Welche Entwickelung machen auch andere Gestalten durch, zumal Hagen! Sind dies heroische Gestalten, die, mit starker Anknüpfung an uralte Vorstellungen, Leidenschaften und auch Gebräuche unseres Volkes, immer das hauptsächliche Interesse der Deutschen in Anspruch nehmen werden, allerdings ein Interesse, das stark mit Grausen und Bewunderung gemischt ist, so entsprechen zwei andere Gestalten mehr den reineren und sanfteren Gemütsantrieben unserer Natur: Volker und Rüdeger. Wie im Gudrunliede Horand, so vertritt im Nibelungenliede Volker, ganz abgesehen von dem übrigen Inhalt der Gedichte, das Hineinragen der Kunst in das verworrene Getriebe des Lebens, die „Macht des Gesanges", die große Dichter der neueren Zeit so oft gepriesen haben: Goethe, Schiller, Uhland, Geibel. Es ist wie ein Stück aus einer anderen, besseren Welt, das diese Männer bringen. Wir begegnen solcher Erscheinung auch bei Homer, aber die Sänger, die dort auftreten, unter deren Einwirkung Thränen fließen und selbst der listenreiche Odysseus sein Haupt verhüllt, wirken vorzugsweise durch den Inhalt ihrer Lieder. In unseren Epen vollzieht sich, wie es bei Horand scheint und bei Volker gewiß ist, eine rein musikalische Wirkung. Sie weckt in all dem Waffengeklirr auf Augenblicke die weichen Gefühle, die von alters her auf dem Grunde des deutschen Herzens wohnen.

Diese weichen Gefühle, denen Hagen fast ganz unzugänglich scheint, bilden einen wesentlichen Bestandteil der geistigen Eigenart des Markgrafen Rüdeger von Bechlarn. Er ist der einzige Mann in den Nibelungen, der mit festem Fuße auf dem Boden eines glücklichen Familienlebens steht. Kriemhilds erste Ehe dauerte nicht lange genug, um zu einem Familienleben im vollen Sinne zu führen; um mit Etzel, dem sie gleichwohl einen Sohn geboren hat, ein solches Leben zu führen, liegt ihr Lebensziel viel zu weit anderwärts. Gunthers Verhältnis zu Brunhild kann aus naheliegenden Gründen überhaupt zu keinem Familienleben, nicht einmal zu einem erträglichen Eheleben führen. In Bechlarn aber fühlen wir uns heimisch; der warme Hauch gegenseitiger Zuneigung und Achtung weht in diesem Kreise, und wir merken es den Nibelungen an, daß ihnen hier noch einmal das Herz aufgeht, und daß sie nur zum Scheine Rüdegers Einladung, noch länger zu weilen, widerstreben. Und wie dieser Kreis in Bechlarn selbst ein Bild des Glückes ist, so soll auch Glück von ihm ausgehen: der junge Giselher, der liebenswerteste von den drei burgundischen Brüdern, wird der blühenden Tochter Rüdegers verlobt; es ist wie ein Aufjauchzen junger Menschenherzen, bevor das zermalmende Schicksal einbricht. Dieses Herzensband knüpft leicht andere: das Beste, was sie haben, geben die Wirte den scheidenden Nibelungen mit, und ergreifend wirkt es, wie Frau Gotelinde den Schild ihres toten Sohnes von der Wand nimmt und ihn schweigend dem grimmen Hagen zum Angebinde reicht. Dieses „Idyll von Bechlarn" ist von höchster künstlerischer Wirkung durch den Kontrast zum Folgenden: noch einmal werden die heiteren und warmen Wirkungen menschlichen Vertrauens gezeigt, Verhältnisse ohne Mißklang, getragen von Liebe und Achtung; und gleich darauf beginnen andere, die aus den gegenteiligen Regungen, aus Mißtrauen und Haß entspringen.

Wie wir auf diese, dem deutschen Gemüt so zusagende Szene schon in anderem Zusammenhange aufmerksam gemacht haben, so ist es auch schon geschehen hinsichtlich der eigentümlichen zu herbstem inneren Kampfe führenden Stellung des Rüdeger in den nun kommenden Entscheidungen. Eine weniger tiefe und weiche Natur würde rasch den Entschluß gefunden haben,

hier aber wühlt der Zweifel das Innerste auf; der Widerstreit zwischen der beschworenen und der bloß dem rechten Gefühle entsprechenden Pflicht läßt wohl äußerlich eine Lösung zu, innerlich nicht; und so ist denn der natürliche Ausgang der Tod. Das Leben muß ihm wertlos erscheinen, wenn es die Erinnerung an die von ihm selbst erschlagenen Gastfreunde mitschleppen soll. Ehrlos aber ist es, wenn es etwa den Bruch beschworener Mannentreue enthalten soll.

Auch der riesige Kampf der Hunnen und Burgunden, der an ergreifender Größe alles hinter sich läßt, was uns die Dichtung anderer Völker bietet, wird durch ein Idyll eingeleitet: wie Hagen und Volker der Schildwach pflagen. Fürwahr, ein ergreifendes Bild. Drinnen im Saale die Waffengenossen, des Schlafes bedürftig, todbringenden Kampfes gewärtig; an der Thür des Saales die beiden Recken, zu wachen bereit für die Ihren; durch die gewitterschwüle Stimmung bricht klar und leuchtend das Gefühl des Geborgenseins, der inneren Festigung, das aus dem Bewußtsein treuen Zusammenhaltens entspringt. Und der Ausdruck dieses Gefühles ist der helle Geigenklang, mit dem Volker von Alzei die ruhenden Recken einschläfert, und in dem er selbst die Stimmung seiner Seele ausströmt. Es ist sehr bezeichnend, daß einer unserer großen Lyriker, der die Regungen der deutschen Seele am tiefsten zu fühlen vermochte, Emanuel Geibel, gerade diese Szene poetisch nachgestaltet hat („Volkers Nachtgesang"), wie er anderseits den Gefühlsgehalt des Gudrunliedes in einem herrlichen Gedichte ausgedeutet hat („Gudruns Klage").

Auch der Humor klingt in den beiden großen Epen an. Wir brauchen unsere Leser nicht auf die bezeichnenden Stellen besonders aufmerksam zu machen. Es fällt auf, daß gegenüber der gemütlichen Drastik, die wir im Waltharilied kennen lernten, der Humor des Gudrunliedes und zumal der der Nibelungen tiefer, bedeutender und ernster ist. Wie sollte es auch anders sein, wenn Stoffe von solcher Bedeutung von solchen Dichtern behandelt werden? Die derbe Komik fehlt dafür so gut wie ganz. Wer sich überzeugen will, daß sie nicht ausgestorben war, sondern ein wesentliches Bedürfnis des Volkes nach wie vor darauf gerichtet war, der lese die kleineren Epen in den Fassungen des 13.—15. Jahrhunderts, ganz besonders z. B. das „Rosengartenlied" mit der burlesken, aber köstlichen Gestalt des Mönches Ilsan.

Es ist ohne weiteres klar, daß auch unsere mittelalterliche Lyrik der Ausdruck deutschen Wesens ist. In ihrer Gesamtheit entsprach sie in allen ihren mannigfaltigen Formen dem poetischen Empfinden der damaligen Geschlechter, und selbst die, zumal in den rheinischen Gebieten bemerkbare Einwirkung der französischen Dichter hat diesen nationalen Charakter der volkstümlichen wie auch der höfischen Lyrik erheblich weniger zu beeinflussen oder gar zu verändern vermocht, als es bei der Epik geschah. Und doch ist es nicht wohl möglich, eine scharfe Unterscheidung zwischen dem Inhalt und der Gefühlswelt der deutschen und französischen Lyrik aufzustellen, aus der die Besonderheit ihres nationalen Charakters folgte. Der Grund dafür liegt in der stofflichen Beschränktheit dieser Dichtungsart. Sie hat, wenn wir von den politischen und religiös-moralischen Liedern absehen, kaum ein anderes Gebiet gehabt als das der Liebe. Frühling und Frauen! klingt es in allen möglichen Weisen aus diesen Liedern, und es ist inhaltlich kaum anders, ob ein südfranzösischer Troubadour oder ein mitteldeutscher Minnesinger diese beiden nie versiegenden Quellen poetischer Lebensfreude preist. Nur daß vielleicht in Deutschland ein angenehmes Überwiegen des volkstümlichen Elementes und in der ritterlichen Dichtung eine weniger begriffsmäßige und konventionelle Ausgestaltung stattgefunden hat. Es entsprach mehr dem romanischen Charakter, die einfachen Gedanken und Gefühle zum Formel-

haften und zum Formenspiele zu zerdehnen und zu veräußerlichen, wie denn auch nur dort und nicht bei uns z. B. die Liebeshöfe mit ihrem Zeremoniell vorkommen.

Sowie aber das Gebiet der Liebe und Natur verlassen wird, zeigen sich größere Unterschiede; uns fehlt ganz oder fast ganz der wilde, glühende Ton der südfranzösischen Dienstlieder, und wo unsere Dichter auf das Gebiet der Politik hinübertreten, da sind sie im allgemeinen leidenschaftsloser, aber tiefer. Die politische Lyrik Walthers hat einen Zug ins Große; seine Gedanken sind mehr als einmal auf das Ganze des Vaterlandes gerichtet, er beklagt den Verfall, er züchtigt, die daran schuld sind, und möchte seinem Worte eine erzieherische Wirkung geben; er preist in einem Liede, das seinen unvergänglichen Wert behalten wird, deutsches Wesen und läßt seinen Blick auf dem ganzen Vaterlande ruhen, während die Troubadours ihn kaum über den engen Kreis ihres lokalen Parteiwesens hinausschweifen lassen. Dabei sind ihm manche Dinge, eben um seines Vaterlandes willen, wertvoll und warmer Behandlung würdig, die dem Franzosen gleichgültig waren. Auch hier wieder, wie in der Epik, eine Neigung zu dem ethisch Bedeutenden; sie ist nicht nur Walther eigen, sondern einer ganzen Reihe anderer, besonders dem würdig-ernsten Reinmar. Mit diesem Ernste, der sich hier in der Beurteilung vaterländischer und weltlich-ethischer Dinge zeigte, hängt es auch zusammen, daß das deutsche religiöse Lied ein ruhiges Maß wahrt und darin erfreulich absticht gegen die oft extravaganten Tendenzen der Romanen; ein Blick auf die Marienlieder zeigt das sofort.

Aber man wird auf alle diese Dinge kein besonders starkes Gewicht legen dürfen. Das Übereinstimmende in der französischen und deutschen Lyrik jener Tage ist weitaus größer als jene Unterschiede; und erst späteren Jahrhunderten ist es vorbehalten gewesen, in der volkstümlichen wie in der Kunstdichtung zu zeigen, daß wir das auserwählte Volk des Liedes, der lyrischen Stimmung und ihres Ausdruckes sind.

4. Ausgang des Mittelalters. Volkslied.

Wir haben hier nicht die Gründe zu untersuchen, warum unsere nationale Dichtung, nachdem das 13. Jahrhundert vergangen war, von ihrer Höhe rasch und tief herabsank. Keines der großen Volksepen, das die Meister geschaffen hatten, blieb ohne Nachfolge; insbesondere war das Kielwasser hinter Wolfram und Walther noch lange Zeit sichtbar. Aber es fehlte den Nachahmern, so geschickt sie oft sein mochten, an Ursprünglichkeit und Tiefe; und je weiter die wirtschaftliche Entwickelung des deutschen Volkes (nach Gesetzen, die nicht ihm allein eigentümlich waren) fortschritt, je mehr die alten sozialen und ständischen Lebensformen sich veränderten, desto deutlicher fühlt man, wie die erste Vorbedingung, nicht des Dichters selbst, aber seiner breiten Wirkung fehlte: ein die Gedanken und das Gefühl erfüllendes und beherrschendes Lebensideal. Das Rittertum zerfiel mit seinen Voraussetzungen, und ehe es verschwand, machte es eine häßliche Entartung durch. Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts begegnen uns launige und derbe Verspottungen des höfischen Minnegesanges und des Frauendienstes. „Ein armes Minnerlein" pflegte man in weiten Kreisen auch der litterarisch thätigen Ritterschaft den zu nennen, der an den Formen und Gefühlen jener Richtung noch festhielt, als ihre Voraussetzungen schon zerfielen. Das Volk selbst, mit seiner Fülle von Urwüchsigkeit, auch wohl von belustigender Derbheit, lenkt das Interesse der Dichter auf sich; ein Genie wie Neidhart von Reuenthal belebt seine Poesie aufs vorteilhafteste mit den Zügen „dörperlichen Lebens". Herr Steinmar von Klingenau feiert mit deutlicher Geringschätzung der litterarischen Formen des Minneliedes die kräftige Bauernmagd und die zweifelhafte Idyllik der viehbergenden Sennhütte.

Das Volk selbst greift auch thätig in die litterarische Entwickelung ein; zumal der durch die neue wirtschaftliche Wendung emporgekommene Teil: das Bürgertum. Die zunächst aus gottesdienstlichen Handlungen entsprungene dramatische Dichtung wird in seinen Händen selbständig und eine langandauernde, wenn auch nicht immer sehr lautere Quelle poetischen Genusses für die breitesten Schichten städtischer wie ländlicher Bevölkerung. Die epische Dichtung gleitet allmählich von der Höhe künstlerischer Formen ganz in die Niederung der prosaischen Erzählung hinab; die Lyrik, gebunden in den Stuben der Meistersinger, wird ein Spiel ohne Anmut und tiefere Bedeutung.

Diese Entwickelungen sind unseren Lesern zu bekannt, als daß wir hier mehr als leise andeutend uns mit ihnen zu beschäftigen brauchten. Überschauen wir sie mit dem Wunsche, das allgemein Charakteristische zu finden, so werden wir kaum etwas anderes sagen können, als daß in der ganzen Dauer des 14. und 15. Jahrhunderts die mit bewußter Absicht geübte litterarische Thätigkeit unter der Herrschaft eines ausschließlichen Interesses am Stoff gestanden hat. Die Wertschätzung künstlerischer Form ist auf ein geringstes Maß beschränkt. Und auch im 16. Jahrhundert ist dieses bloß stoffliche Interesse noch durchaus herrschend, wenngleich in den humanistisch erregten Kreisen eine Gegenströmung sich geltend macht.

Hatten wir früher schon bemerkt, daß selbst auf den Höhen unserer litterarischen Entwickelung der Stoff gegenüber der Form eine leicht überwiegende Wertschätzung genoß, so zeigt sich dieser im deutschen Wesen liegende Zug nunmehr mit völliger Deutlichkeit. Man darf zugeben, daß eine Reihe äußerer Umstände, ganz abgesehen von dem Einfluß des naturgemäß auf das Behaglich-Materielle gerichteten Bürgertumes, diesem Zuge entgegenkamen: die furchtbaren Seuchen des 14. Jahrhunderts geben dem Interesse weiter Kreise der Bevölkerung einen Antrieb ins Mystische, und Ohren wie Herzen öffneten sich bereitwillig den mehr einer spekulativen als poetischen Betrachtung zuneigenden Bußpredigern; das 15. Jahrhundert mit seinen Konzilien, seinen Religionskriegen, seinen rationalistischen Anwandlungen hielt den Sinn der Menschen ebenfalls auf den Inhalt der christlichen Lehren gerichtet. Die Buchdruckerkunst that das Ihre, um den Geschmack am gesprochenen und gehörten Wort zu gunsten des stillen Lesens, das ohne weiteres sich mehr dem Inhalt als der Form zuwendet, zu schädigen. Und die Fülle des in ganz Europa umgehenden Stoffes an Anekdoten, Schwänken, launigen und phantastischen Erzählungen gab der Buchdruckerkunst erwünschte Gelegenheit, dem Unterhaltungstrieb und der Neugier der Menschen zu dienen. Dazu kam, daß ebendiese Kunst eine weitgreifende Möglichkeit gewährte zu litterarischem Eingreifen in die politischen, religiösen und sozialen Streitigkeiten, die damals die Welt, und besonders die deutsche Welt, erregten. Aber so ausschließlich stofflicher Art, wie bei uns, ist doch z. B. in Frankreich und auch in Italien die schöne Litteratur damals nicht gewesen.

Immerhin gab es ein Gebiet auch in Deutschland, wo sich Stoff und Form noch auf eine innigere künstlerische Art durchdrangen: das Volkslied. Wir benutzen diese Gelegenheit, um einen Blick auf diese poetische Gattung zu werfen, und beschränken uns dabei nicht auf die Jahrhunderte, von denen zunächst die Rede ist, versuchen vielmehr einige in allen Zeiten wiederkehrende, gemeinsame Züge des deutschen Volksliedes zu finden.

Es gehört zum Begriffe des Volksliedes, daß es der Ausdruck der ursprünglichen, in der breiten Masse waltenden Gefühle und Stimmungen ist. Möchte es danach fast scheinen, als ob nichts geeigneter wäre, die Eigenart jener Gefühle und Stimmungen eines Volkes zu erkennen, so steht einer schärferen Unterscheidung doch die Thatsache entgegen, daß das Volkslied, eben

weil es aus der wenig differenzierten Masse der Nation hervorgeht, mehr das allgemein Menschliche als das national Begrenzte wiedergibt. Alle die zahlreichen Stoffgebiete der Volkspoesie sind nicht einer Nation eigen, sondern allen; insbesondere das größte, die Liebe, trägt in Deutschland, was den allgemeinen Inhalt angeht, schwerlich andere Blüten als anderswo. Es ist wie mit den Blumen, die der Boden erzeugt: das Veilchen, die Schlüsselblume, das Schneeglöckchen und so manche andere weitverbreitete Blume wachsen allenthalben, wo das Klima es irgend gestattet, und alle die kleinen Unterschiede in Farbe und Gestalt, die die Verschiedenartigkeit der Lebensbedingungen bewirkt, treten weit zurück hinter dem Gemeinsamen, das z. B. das Veilchen von Südfrankreich sofort als Schwester des Veilchens von der norwegischen Küste erkennen läßt.

Nachdem durch diese Begrenzung einem Mißverständnis vorgebeugt ist, werden wir um so unbedenklicher das herausheben dürfen, wodurch sich unser deutsches Volkslied von dem der übrigen Nationen einigermaßen abhebt. Wenn man die großen Sammlungen von Arnim-Brentano, Uhland, Liliencron und anderen durchliest, die, mögen sie auch den Bestand an deutschen Volksliedern noch nicht vollständig enthalten, doch für alle seine Richtungen und Arten durchaus hinreichende und erschöpfende Belege bieten, so fällt dem, der auch die französische, spanische, slawische Liederwelt kennt, zunächst auf, daß die Natur des deutschen Landes ungemein stark eingewirkt hat. Überall in der Welt besteht zwischen der poetischen Gefühlsäußerung des Menschen und der ihn umgebenden Natur ein enges Verhältnis; dies ist so selbstverständlich, daß wir es nicht zu erklären brauchen. Je näher der Mensch der Natur steht, desto stärker wird ihr Einfluß auf sein Empfinden und Vorstellen sein. Man wird nun drei Abstufungen dieses Natureinflusses unterscheiden dürfen. Die ursprünglichste Beziehung zur Natur ist die der elementaren, täglich wiederkehrenden Ausnutzung. Wie dieses Verhältnis sich poetisch abspiegelt, zeigen die Volkslieder der Naturvölker noch heute; ein lehrreiches Beispiel geben die grönländischen Gesänge, die Herder in den Stimmen der Völker abgedruckt hat. Nahe verwandt mit jenem primitiven Zustande des Naturgefühles ist der andere, wo Wind und Welle, Gewitter und Sonnenschein als furchtbar feindliche oder aber schützend freundliche Gewalten erscheinen und die Empfindungen des Menschen nur in einer dieser beiden Rücksichten ihnen entgegengehen. Diese Stufe ist uns besonders in den religiösen und mythologischen Personifikationen erhalten, zu denen der poetische Volksgeist seine Anschauungen verdichtete.

Weit über diese beiden hinaus erhebt sich ein drittes Vermögen in der Naturbetrachtung und der liebhaften Naturverwertung: das ästhetische. Gegenstände und Phänomene der Natur erwecken unmittelbar und ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, Förderung oder Gefahren ästhetisches Wohlgefallen oder Mißfallen; die Natur wird ein poetisches Ausdrucksmittel menschlicher Stimmung. Wald und Heide, Wiese und Aue, Berg und Thal, die breite Linde und die jungen „Brünnlein" und was die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur sonst bietet, sind dem Gedanken des Liedes, was dem Liede selbst später der Gesang ist: Belebung und Verdeutlichung des neben dem Gedanken oder den berichteten Thatsachen herlaufenden Gefühlsinhaltes. Diese Art der ästhetischen Verwendung der Natur konnte selbstverständlich erst Platz greifen, als der Mensch im Fortschritte der Kultur jene beiden anderen Verhältnisse innerlich überwunden hatte und sie ihn nicht mehr zu beherrschen und zu bedrücken vermochten. In Deutschland war dieser Zeitpunkt schon lange eingetreten, ehe die ersten Aufzeichnungen dichterischen Schaffens stattfanden; seine Bewohner gaben sich lange der ästhetischen Einwirkung der Außenwelt auf die Seele hin; und daß diese Einwirkung gerade unter uns besonders stark gewesen ist, hat seinen

Grund einmal in der ursprünglichen Gemütsanlage unseres Volkes, die wir als gegeben hinnehmen müssen, anderseits aber in der Art des deutschen Landes selbst. Die hier entscheidende äußere Thatsache ist der Einfluß der Jahreszeiten.

Es ist fast eine psychologische Notwendigkeit, mit der der Deutsche zu einer besonders lebhaften und sinnigen Freude an der Natur geführt wird. Die Lage des Landes ist so, daß der Gegensatz der erstorbenen und der neu sich belebenden Welt, des Winters und des Sommers mit sinnfälliger Deutlichkeit hervortritt; doch aber ist der Übergang allmählich, der Frühling kommt Schritt vor Schritt, angekündigt durch Stürme und wohl auch durch plötzliche Rückfälle. Indem so die Natur wie durch einen Kampf aus der Erstarrung zum Leben geführt wird, erzeugt sich in dem miterlebenden Gemüte eine Spannung, die zu geringerem Teile aus Furcht, zum größeren aus Hoffnung gemischt ist; gerade dies aber erhöht die Wertschätzung der Natur. Die germanischen Länder unterscheiden sich ihrer geographischen Lage gemäß wesentlich von den romanischen und auch den in mehr kontinentalem Klima liegenden slawischen. Der Winter ist härter als bei den Romanen, die ihn nicht als den schroffen Gegensatz, sondern nur als eine Art langen Spätherbst und langen Vorfrühling kennen. Wohl mag in den Mittelmeerländern uns Nordmännern der Frühling noch schöner erscheinen als der eigene: den Bewohnern selbst fehlt das Erlösende an ihm, das uns aufjauchzen macht. Und andererseits, die gute Jahreszeit tritt nicht so unvermittelt ein und ist nicht so kurz wie im Nordosten, nicht so lähmend heiß wie im Osten Europas. Sie ist lang genug, um uns Deutschen als etwas Wahrhaftes, etwas dauernd Wertvolles zu erscheinen, nicht wie ein „kaum gegrüßt, verlorenes“ Glück, als das sie dem Nordosteuropäer sich darstellt; und gegenüber der ertötenden Hitze des kontinentalen Ostens und des Südens hat unser Sommer mit seinen Gewittern, seinen Regenschauern, seinen kühlen Nächten für Sinn und Gemüt etwas immer wieder Erfrischendes, Belebendes.

Auf die beherrschende Rolle, die der Jahreszeitenwechsel, insbesondere der Eintritt des Frühlings, in unserer Volkspoesie spielt, hat wohl zuerst Ludwig Uhland mit einigem Nachdruck hingewiesen. Die deutsche Mythologie hat den Winter und den Sommer, die siegende Kraft der Sonne und wiederum die Tücke des Frostes, sinnreich personifiziert. In den mannigfachsten Formen geht dieses Thema durch unsere ganze Volkspoesie, von der lustig-derben Anknüpfung an das Spiel des Winteraustreibens bis zu der elegischen Klage, die das fallende Laub im Menschenherzen weckt.

Sinnig ist das Verhältnis des Deutschen zu der belebten Natur, zu Pflanzen, Tieren, ja sogar zum Gestein. Den Blumen, die da in mancherlei Farben und Formen erblühen, gibt sein Volkslied sinnreiche Bedeutung, und mit anheimelnden Namen hebt es sie gewissermaßen in das Bereich gegenseitigen gemütlichen Anteils. „Augentrost“ und „Tausendschön“ und „Vergißmeinnicht“ und „Jelängerjelieber“ und wie die Blumen alle heißen, sind in dem Volksliede mit den holden Rechten lieber Persönlichkeiten begabt; und mehr als ein Baum oder Strauch wird der Ehre symbolischer Deutung seiner Eigenschaften, ja seiner Vorzüge vor dem Menschen selbst gewürdigt, wie es das reizende Lied von der Haselin (Uhlands Sammlung, Bd. I, Nr. 25) bezeugt. Besonders sind die Blumen dem Volksliede das rührende Sinnbild des Liebesglückes; die Sehnsucht nach still befriedeter Häuslichkeit kleidet sich in das Lied: „Hätt' mir ein Gärtlein bauen, von Veiel und grünem Klee“, und auch der Schmerz über zergangene Hoffnungen nimmt seinen ergreifenden Ausdruck aus dem Reiche der Blumen: „Ist mir zu früh erfroren, Thut meinem Herzen weh; Ist mir erfroren bei Sonnenschein Ein Kraut Jelängerjelieber, Ein Blümlein Vergißnitmein.“ Die Liebste selbst aber, die Gewährende, Beglückende, das ist in

tausendfacher Wiederkehr die rote Rose, das „Röslein auf der Haiden". Es ist hier unmöglich, die tausendfältigen, sinnigen, mitunter ganz überraschend sinnreichen Beziehungen aufzuzählen, die das deutsche Volkslied zwischen Mensch und Blume, zwischen seinem und ihrem Schicksal mit immer neuer Erfindsamkeit herstellt. Wie es mit der blühenden Blume, so ist es auch mit den drei Hauptbestandteilen der deutschen Landschaft: Wald, Wiese, Wasser. Der Wald, in dem die jungen Vöglein singen; die Wiese, die Aue, der breite Schauplatz der Liebes- und anderen Abenteuer; das Wasser, das aus der Erde quillt und mit seiner Klarheit die Augen erfreut oder den durstigen Reuterbuben labt. Unter den Bäumen aber ist die Linde der Liebling des Volksliedes. Unter der Linde im tiefen Thal, die „oben breit ist und unten schmal", trennen und finden sich die Liebenden; sie überschattet den schmerzlichen Abschied und das Wiedersehen. Das einzige Lied, in dem Walther von der Vogelweide einen ganz volksmäßigen Ton angeschlagen und gefunden hat, singt verschwiegene Liebe „unter der Linden". Es sei hier nebenbei die Bemerkung gestattet, daß dieser Baum für unser deutsches Empfinden einen ganz eigenen, fast geheimnisvollen Zauber hat, der bis auf den heutigen Tag dauert; sind doch zwei der volkstümlichsten modernen Lieder eng mit ihm verknüpft: „Da draußen vor dem Thore" und Baumbachs jung und alt hinreißende „Lindenwirtin du junge". Das sind kleine Züge nationaler Sonderempfindung, deren Gründe in demselben Maße schwer zu erraten sind, wie ihr Dasein unzweifelhaft ist.

Auch dem Tiere wendet sich das deutsche Volkslied mit besonderem und herzlichem Anteil zu. Wir meinen damit nicht die Tierfabel, die ganz international ist und die man wegen ihres vielfach moralisierenden, satirischen oder wenigstens nicht ganz tendenzlosen Gepräges nicht zum Volkslied wird rechnen dürfen, sondern jene Lieder, in denen sich eine bald humoristische, bald ernste Teilnahme an dem Wesen und Schicksal der Tiere, zumal der Vögel, ausdrückt (vgl. Uhlands Sammlung, Bd. I, „Vogelhochzeit", „Kuckuck", „Das arme Käuzlein"). Und umgekehrt, an sinnigen Beziehungen des Vogels, insonderheit der Nachtigall, zu Menschenglück und Menschenleid fehlt es nicht (Uhland, Nr. 39).

Die Naturerscheinung selbst gibt dem Volksliede sinnige Beziehungen, die lachende Sonne, der graue Himmel, die ziehenden Wolken, der dahinbrausende Sturmwind kehren oft mit stimmungschaffender Macht wieder. Für das deutsche Lied in besonderem Maße kennzeichnend ist die Verwendung des im deutschen Frühling so oft verhängnisvollen Reifes und des Frostes für wehmütige Stimmungen. (Vgl. Uhland, Nr. 47: „Nu fall' du Reif, du kalter Schnee. Fall' mir auf meinen Fuß ꝛc.", besonders auch das von Heinrich Heine aufgegriffene „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht".)

Die B e z i e h u n g e n d e s M e n s c h e n z u m M e n s c h e n u n d z u r G e s e l l s c h a f t sind natürlich im Volkslied, sowohl im rein lyrischen als im erzählenden, das hauptsächliche Stoffgebiet. Alles was darin romanische Lieder singen, erklingt auch in unserer Sprache. Nur darf man ohne Bedenken sagen, daß bei uns gewisse Stimmungen und Gefühle weit öfter und weit inniger ausgedrückt werden als bei unseren Nachbarn. In der L i e b e wird weit seltener das Glück der Erhörung, des genießenden Zusammenseins gefeiert, als die Bitternis des Scheidens beklagt. Das Abschiedslied, das übrigens nichts mit dem konventionell internationalen, lediglich an ritterlichen Sangesbrauch gebundenen Tagelied zu thun hat, schlägt so innige Töne an, wie sie bei den Romanen nie gehört werden. Lieder, wie: „Ach Gott! wie weh thut scheiden! Hat mir mein Herz verwund't" (Uhland, Nr. 67), oder: „Innsbruck, ich muß dich lassen" (Uhland, 69), oder das neuere „Morgen muß ich fort von hier", greifen auch dem modernen Deutschen noch tief und

stark ans Herz; und es ist wohl bezeichnend, daß gerade der Klang des Scheidens bis in die heutige Kunstlyrik immer wieder mit besonderer Neigung und besonderem Erfolge angeschlagen wird. Damit hängt eng zusammen, daß auch das Volkslied, wie wir dies schon als ein Kennzeichen deutscher Art im Epos erkannten, die Treue preist, die selbst bei langer Trennung und fast hoffnungslosem Scheiden sich bewährt, und die Untreue brandmarkt. Zahlreiche Lieder, die weit hinausschweifen über das engere Gebiet der Geschlechtsliebe und die Treue zwischen Eltern und Kindern, Bruder und Schwester, Freund und Freund feiern, beweisen dies. In diesem Zusammenhang und mit Rücksicht auf das, was wir auf S. 593 über das deutsche Märchen gesagt haben, möge auf das charakteristische Lied hingewiesen werden, das Uhland unter Nr. 120 veröffentlicht hat und das aus einer unvermischt deutschen Gegend stammt: „Die Stiefmutter."

Überschauen wir die anderen Gattungen des deutschen Volksliedes, so fällt es in die Augen, daß in den Sammlungen eine Gruppe besonders umfangreich ist: die Trinklieder, und im weiteren Sinne alle die Lieder, die der Geselligkeit der Männer dienen. Sie sind der Mehrzahl nach für den gemeinsamen Gesang, seltener für den Einzelvortrag mit allgemein angestimmtem Kehrreim bestimmt. Das fröhliche Kneipgelage ist eben von alters her eine besondere Liebhaberei unseres Volkes gewesen, und eine Fülle köstlichsten Humors ist von den ältesten Zeiten bis heute diesem feuchtfröhlichen Zusammensein entsprossen. Die Trinklust der Deutschen wird zu den verschiedensten Zeiten von beobachtenden Fremden übereinstimmend festgestellt. Wir haben sie als eine Thatsache in unserer Anlage hinzunehmen und gedenken des Bismarckschen Wortes, daß der Franzose von Geburt schon eine halbe Flasche Wein im Leibe habe; es erfordert für den Deutschen also schon einen erheblicheren Trunk, um sich in die heitere Welt des leichten Rausches zu erheben.

Schon in frühmittelalterlichen kirchlichen Schriften wird das Vorhandensein von Trinkliedern erwähnt, und durch unsere ganze Geschichte zieht sich die poetische Verherrlichung des tiefen Trunkes. Wer einen Blick in das Kommersbuch thut, wird gewahr, daß auch in unserer unlyrischen Zeit dieser Liederquell immer noch fröhlich sprudelt und braust. Wenn wir heute überhaupt noch ein Volkslied haben, d. h. ein Lied, das einer großen Reihe von Gesellschaftsklassen gemein ist, so verdanken wir es der altgermanischen Lust am Trinken und an all dem fröhlichen und oft auch tiefsinnigen, ja mitunter sogar melancholischen Wesen, das drum und dran hängt. Welche Mannigfaltigkeit der Gefühle schwebt um den Rand des deutschen Bechers! Verschwistert ist die Lust am Trunke mit der Freude an der freien Gottesnatur: in demselben Liede, in dem Scheffel von der Luft singt, die frisch und rein geht, und vom „allersonnigsten Sonnenschein" und von den lieblichen Gebreiten des Grabfeldgaues, bittet er auch den heiligen Veit von Staffelstein: „Verzeih' mir Durst und Sünde"; verschwistert ist sie mit der Erinnerung an die ferne Geliebte und mit dem Ausdruck innig teilnehmender Kameradschaft: „Im Krug zum grünen Kranze" klingen die Gläser zusammen und die Stimmen: „Es lebe die Liebste deine, Herzbruder, im Vaterland"; verschwistert ist sie mit der frischen, freien Wanderlust, die den Burschen hinaustreibt in die Welt: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein"; verschwistert mit einer weitgreifenden philosophischen Betrachtung des Lebens: Goethes „Ergo bibamus", mit dem Gedächtnis des Toten, dem der Deutsche den stillen Minnetrunk weiht: Goethes „König von Thule". Und auch der drastische, burleske Humor schwebt unter den Geistern des deutschen Zechgelages: im schwarzen Walfisch zu Askalon erzeugt er seine lapidare Epik, und im studentischen „Bierwalzer" überschreitet er den Rubikon, der das im Wort noch Auszudrückende und die nur noch in Interjektionen dichtende Trinkseligkeit scheidet.

Unseren Vorfahren waren alle diese Gefühle vertraut, wie sie es uns sind; allerdings mit dem Unterschiede, daß die rein humoristische Stimmung noch mehr vorherrschte als heute, wo das Leben an den reiferen Menschen die Anforderung pedantischeren Ernstes stellt und darum durch den Gegensatz zur freien, ungebundenen Jugendzeit einen Tropfen Wehmut in die Fröhlichkeit gießt, wofür das wundervolle Lied: „O alte Burschenherrlichkeit" einen Beleg gibt. Die alten Volkslieder atmen ausnahmslos den Geist der Augenblicksfreude, die bald still vergnügt, bald ausgelassen und mit allerlei närrischem Zeug einhergeht. Da ist (Uhland, Nr. 214) das schöne Lied vom „liebsten Bulen", der ein „hölzin Röcklin" anhat und beim „Wirt im Keller leit": „Er hat mich nächten trunken gmacht, und fröhlich heut den ganzen tag, gott geb ihm heint eine gute Nacht!" Oder das andere, das mit verständlicher Parteilichkeit zwischen den Wasserbrünnlein, die im Maien, wie man sagt, gesund seien, und dem Weine entscheidet: „Nu bis mir gott willkommen, du edler Rebensaft." In übermütiger Laune erscheint dem wackeren Zecher sogar die Anwendung kirchlicher Formen nicht zu heilig, um das Weinlein zu preisen:

„Weinlein, daherein!
Was sol uns der Pfenning
Wann wir nimmer sein?
Kirieleison, Kirieleison!"

Die heute seltener gewordene Sitte, den Becher kreisen zu lassen, den Rundtrunk zu thun, war damals allgemein; gerade diese Gewohnheit gab Anlaß zu den anmutigsten Liedern; in der durch den stehenden Kehrreim gegebenen Umgrenzung tummelte sich, vielleicht aus der Eingebung des Augenblickes erwachsen, der prächtigste Humor (Uhland, Nr. 219, 220, 221). Durch alle diese Lieder geht in buntem und erstaunlich mannigfaltigem Wechsel das eine Thema, das ein alter buranischer Hexameter sinnreich so faßt:

Est bona vox „schenk in", melior „trink", optima „gar ûz".

Wird so der Wein und das Trinken im alten wie im neueren Volksliede mit offenbarer Vorliebe behandelt, so wendet sich doch der poetische Trieb des Volkes mit unerschöpflicher Vielseitigkeit auch allen anderen Gebieten des Lebens teilnahmsvoll zu. Man möchte versucht sein, das Wort Goethes, das in dieser einzigen Persönlichkeit sich allseitig wirksam zeigte, nichts Menschliches sei ihm fremd, auch auf das deutsche Volkslied anzuwenden. Wenn Goethe die Universalität deutschen Gemütes und Gedankenlebens in sich verkörperte, so ist dieses universale Interesse im Volksliede gewissermaßen zerlegt in eine unendliche Fülle von einzelnen Zügen, die, wie dort durch die Person, so hier durch die Einheit des naiven Volksbewußtseins zusammengehalten werden. Wir finden hierin den Beweis für unsere früher geäußerte Ansicht, daß im deutschen Volke ein außerordentlich starkes poetisches Bedürfnis liege, ein Bedürfnis, allen Dingen, allen Lagen, allen Erfahrungen eine tiefere poetische Beziehung abzugewinnen, sie mit einem Scheine poetischen Lichtes zu bestrahlen. Natürlich geschieht dies in völlig naiver Weise. Tiefsinnigere Reflexion ist auch dem deutschen Volksliede fremd; alles, was in dieser Hinsicht geschieht, beschränkt sich auf die sprichwortartige Äußerung des allgemeinen Gedankens, der aus einer Anschauung oder aus einem Begebnis wie von selber herausspringt. Mit feiner Beobachtung des Einzelnen, soweit es charakteristisch ist, geht das Volkslied allen Erscheinungen des Lebens nach. Jeder Stand, Bauer, Ritter, Fischer, Metzger, Goldschmied, Bäcker, bis auf den unpoetischen der Schneider hinab, nimmt an dieser Verwendung teil; und mit launigem Behagen erscheint die Umwelt dieser Leute im Spiegel des Liedes. Hier bricht der drastische Volkshumor unserer Altvorderen oft mit hinreißender Kraft hervor, und zumal auch in der Behandlung der

Beziehungen der Geschlechter läßt das Volkslied neben der schamhaft sinnigen, die ihm freilich hauptsächlich eignet, eine derbe, sinnliche, zugreifende Erfassung zu.

Die Geschlechtsliebe, ihre von den irdischen und geistlichen Pflichten ableitende Gewalt, also die ethischen Probleme, die sich an sie knüpfen, haben dem dichtenden Volksgeiste einen ganz besonderen Anteil abgenötigt. Während sonst das eigentliche Volkslied mehr an der Erscheinung und an den elementaren Stimmungen haftet, hat es doch auch eine Gestalt geschaffen, in der jener alte tiefe Konflikt wütet, den man mit vollem Rechte als einen dem deutschen Gemüte besonders eigenen bezeichnet hat: jener Konflikt, den Schiller in die Worte faßt: „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl", und den Goethe meint, wenn er Faust sagen läßt: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust." Die Sage von Tannhäuser ist etwas durchaus Deutsches. Der höchste Sinnengenuß nimmt die deutsche Seele doch nicht ganz hin; bei all den festtäglichen Wonnen lebt auf dem Grunde des deutschen Herzens ein unwiderstehlicher Trieb nach edlerem Thun, ein machtvolles Bewußtsein besserer Bestimmung, der Trieb nach Reinigung und Erhebung des inneren Menschen. Dies, so scheint es, ist der allgemeine Gedanke, der der Tannhäusersage zu Grunde liegt. Die Anschauungen der Zeit haben das allgemein Menschliche in kirchlich asketischen Formen ausgedrückt:

„Frau Venus, das enwill ich nit,
ich mag nicht länger bleiben.
Maria Mutter, reine Maid,
Nun hilf mir von den Weiben!"

So sehen wir, wie das deutsche Volkslied, wenn es auch, seiner Bestimmung und Natur gemäß, in den bunten Gefilden des täglichen Lebens wandelt, doch auch in die Tiefen der persönlich-ethischen Empfindung hinabgreift und auf eine Welt hinweist, die über der Erde ist.

5. Die Reformationszeit.

Die Reformation Luthers hat das gesamte Bildungsleben unseres Volkes von Grund aus erschüttert. Lange vor ihr waren weite Kreise, und nicht bloß die der litterarisch Gebildeten, freierem religiösen Nachdenken zugethan; und vielleicht dürfen wir sagen, daß gerade in Deutschland diese religiösen Interessen am meisten um ihrer selbst willen gepflegt wurden. Aber alle Zweifel an den überkommenen Lehren hielten sich doch, so tief sie empfunden, so ernst sie durchdacht werden mochten, in den Grenzen dessen, was mit einer organischen Umbildung der katholischen Kirche vereinbar erschien; und diese Grenzen wurden gegen Ausgang des Mittelalters von der Kirche selbst ziemlich weit gezogen. Erst Martin Luther hat mit scharfem Worte und scharfem Geiste einen neuen Ausgangspunkt religiöser Weltanschauung eingenommen: an die Stelle der Autorität der Kirche und ihrer obersten Organe setzt er die Bibel. Diese eine, die Welt tief aufregende Thatsache ist zugleich der Grund eines gänzlichen Umschwunges der deutschen Bildungsverhältnisse.

In Italien hatte der Humanismus, die wiedergewonnene Kenntnis der antiken Kulturwelt, eine wunderbare Blüte der ästhetischen Bildung heraufgeführt, und auch in Frankreich ist die Wirkung des Altertumes wesentlich ästhetischer Art; bei uns kommt diese seine natürlichste Wirkung nur dürftig zu Tage: der Humanismus wird, vielfach sogar ohne oder gegen den Willen seiner namhaftesten Vertreter, einfach ein Hilfsmittel der Reformation. In Italien knüpfen sich die Anfänge und die Blüte der nationalen Litteratur an die Wiederbelebung des klassischen Altertumes: in Deutschland hat das Altertum erst mehrere Jahrhunderte später einen wirklich

befruchtenden Einfluß auf die Dichtung ausgeübt. Damals, als die Renaissance allenthalben in Blüte stand, wurde bei uns die Antike vorwiegend unter dem einen Gesichtspunkt des Rüstzeuges theologischer Kritik aufgefaßt. Die litterarischen Neigungen und Bedürfnisse des sechzehnten Jahrhunderts stehen in Deutschland alle im Dienste oder in enger Beziehung zu der alles beherrschenden Notwendigkeit, den Gedankenschatz der Glaubenserneuerung zu sichern und im Volke zu verbreiten. Auch wenn die Reformation den Wünschen und Hoffnungen weitester Kreise des Volkes entsprach, so wurde doch ihre Durchführung einmal erschwert durch die in ihr selbst liegenden hohen Forderungen, die an die geistige Reife und Selbständigkeit des einzelnen Menschen gestellt werden mußten, und sodann durch den Widerstand, den lange Gewöhnung an ganz andere geistige Anschauungsweisen selbst da erzeugte, wo grundsätzliche Geneigtheit für die neue Lehre vorhanden war. Darum mußte alles geistige Leben auf den einen großen Zweck der Evangelisierung hingeleitet werden. Die natürliche Folge dessen, was sich so in der einen Hälfte unseres Volkes vollzog, war, daß die geistige Bethätigung auch der anderen Hälfte sich nahezu erschöpfte in dem Kampf gegen die neuen Lehren.

So kommt es, daß die Litteratur des 16. Jahrhunderts sich nicht zu Werken künstlerischer Vollendung aufschwingen konnte. Die Form wird gleichgültig, wo so gewaltige stoffliche Interessen die Herrschaft haben; die Tendenz, die Vernichterin jeder höheren Kunstform, bricht überall durch, auf protestantischer wie auf katholischer Seite. Und um so völliger wird ihr Übergewicht, als die angeborene Neigung des Deutschen zu ungunsten der Form auf den Stoff geht. Hier, in der Reformationszeit zeigt sich dieser nationale Zug unserer geistigen Grundanlage in einseitigster Ausbildung; auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst erfolgt eine Wendung zu reichem Gedankengehalt auf Kosten der künstlerischen Form; man denke nur an Lukas Cranach und an die polemische Holzschneiderei.

Wir haben das hinzunehmen als ein Ergebnis unserer ursprünglichen Art, wie auch in geschichtlicher Beziehung die Reformation selbst nur eine Äußerungsform des deutschen Geistes ist, die, so weltbewegend und so segensreich sie in manchen Richtungen gewesen sein mag, unsere politische Entwickelung aufs unvorteilhafteste beeinflußt hat; der Hang zur Zersplitterung, die Mittelpunktsflüchtigkeit zeigen sich aufs schroffste wirksam. Wie in litterarischer Beziehung unser Volk der Wucht, Größe und Tiefe der Gedanken das Opfer künstlerischer Formvollendung gebracht hat, so ist dem Triebe nach innerlicher Übereinstimmung des religiösen und sittlichen Bewußtseins die kluge Fürsorge für das staatliche Wohlergehen der Nation geopfert worden.

Allerdings waren die Gedanken, die in der litterarischen Bewegung des 16. Jahrhunderts verarbeitet wurden, so zahlreich, so vielfältig und besonders von solcher sittlichen Bedeutung, daß man darüber die ästhetische Minderwertigkeit der Werke, in denen sie verkündet wurden, weniger empfindet. Alle Seiten der deutschen Seele waren erregt und zu frischem Schaffen angespannt. Die alte Kampflust, der germanischen Brust tief eingeboren, flammt empor; die Führer der reformatorischen Bewegung leiten und beschränken nach bestem Können den Kampf auf geistige Gebiete. Aber neben der Freude am Ringen und an entscheidenden Schlägen, an denen das erste Jahrzehnt von Luthers Wirksamkeit eine fast dramatische Fülle aufweist, zeigt sich auch die stillere Lust an zäher und emsiger Kleinarbeit; in die breiten Schichten des Volkes mußten die neuen Gedanken getragen werden, wenn das ganze Werk Bestand haben sollte. Und hier sehen wir nun eine Schar nicht glänzender, aber tüchtiger, durch und durch ehrenfester Männer wirken, die auf ihre Weise den Volksgeist mit dem neuen Inhalte zu erfüllen streben, bald in der etwas aufdringlichen, schulmeisterhaften Art, die der Deutsche nur zu leicht annimmt, weil ihn der

gute Geschmack davor nicht oft schützt, bald mit einem starken Zusatz jenes derben Humors, für den jene Zeit noch Verständnis und Nachsicht hatte, bald auch in poetischem Wort, dem die gute Absicht ungleich mehr Wert verlieh als die schöne Form.

Im Mittelpunkt auch der litterarischen Bewegung stand Dr. Martin Luther (s. die Tafel bei S. 165). Auch wer die Kirchenspaltung, die er herbeiführte, beklagt, kann sich doch der gewaltigen Individualität dieses Mannes nicht entziehen. Er war in seinem ganzen Wesen eine Verkörperung deutscher Art. Einige grundlegende Züge unseres Charakters treten scharf in ihm hervor. Der Mut und die unerschütterliche Beharrlichkeit, mit der er seine Ideen einer ringsum andrängenden Welt von Gefahren gegenüber verficht, erinnern an Gestalten unserer frühen Volkssage und Volksepik; dazu die rücksichtslose Energie in der Verfolgung hoher Ziele. Wie die burgundischen Könige und Hagen an Etzels Hofe mit Gelassenheit dem Tode ins Angesicht schauen, so steht Luther unverzagt vor dem Wormser Reichstage, er harrt aus „und ob die Welt voll Teufel wär'". In seinen Briefen und Flugschriften atmet der Ausdruck dieses Mutes jene Schroffheit, die seinem Wesen zuzeiten eignete, und die sich z. B. in unsympathischer Weise in seinem Verhalten gegen Zwingli zeigte. Aber trotz solcher vorübergehender und vielleicht später von ihm selbst bedauerter Ausbrüche ist doch die Grundstimmung des Mannes mild. Welch ein reiches Gemüt zeigt sich bei jenen Anlässen, die seine rein menschlichen Lebensbeziehungen brachten; wie ergreifend ist die weiche Klage um sein totes Kind, sein Lenchen; welch eine Fülle von humorvoller Herzensgüte leuchtet aus dem klassischen Briefe an sein „Hänsichen"; wie sonnig ist die Laune, die in allerlei neckischen Briefen und Tischreden hervorbricht, so in jenem berühmten Schreiben von der Feste Koburg über den Reichstag der Vögel oder in anderen an seine, energischen Anwandlungen nicht abgeneigte Frau, „Herrn Käthe". Er liebt es, den Widerstreit der Gefühle und Stimmungen auszugleichen durch das Lied und die Tonkunst, getreu dem alten Hange des Deutschen. Selbst die Laute schlagend, macht er aus dem Gesang ein Mittel stiller Erhebung im engen Kreise der Angehörigen; selbst im Besitze der Fähigkeit, den Gefühlen des Herzens in Versen, wenn auch nicht in sehr wohllautenden, Ausdruck zu geben, macht er auch die Dichtkunst zu einer, das häusliche Kleinleben erwärmenden und doch auch die großen Tage gewaltiger Erregung des öffentlichen Lebens begleitenden Kunst. Das Lob der „Frau Musica" hat er in gedankenreicher und doch wie naiver Rede gesungen; daß er auch von der nahverwandten Dichtkunst hoch dachte, steht außer Zweifel, auch wenn wir eine besondere Lobrede von ihm nicht besitzen.

Aber der vorwiegende Gesichtspunkt bei der Würdigung von Dichtern und Dichtungen, also auch wohl bei der seiner eigenen poetischen Thätigkeit war didaktischer Art; der Stoff sollte wirken. Gleich hinter die Bibel stellte er ihrem poetischen Werte nach — Äsops Fabeln! Den großen Zielen gegenüber, denen das Leben dieses Mannes geweiht war, konnte ein rein ästhetisches, seinen Zweck in sich selbst tragendes Schaffen nicht aufkommen. Das zeigt sich auch auf den beiden Gebieten, wo noch am ersten von einer dichterischen Bedeutung des Reformators die Rede sein kann. Das Kirchenlied Luthers hat eine unermeßliche Wirkung in unserem Volke gethan und thut sie bis auf den heutigen Tag. Wenn aber diese Wirkung auch in den Zeiten reicherer ästhetischer Bildung und Empfänglichkeit fortgedauert hat, so liegt das nicht an der Bedeutung der Lieder als lyrischer Kunstwerke, sondern an der außerordentlichen Tiefe, Klarheit und Stärke, mit der sie inhaltlich den Gedanken und Stimmungen des religiös erregten Menschen gerecht werden. Dazu kommt die Gewalt, die die Musik diesen Liedern gegeben hat. Alle die zahlreichen prosodischen Härten, die gezwungenen, mitunter recht trivialen, nur dem Reime zuliebe ersonnenen Wortfügungen haben, so sehr sie für die litterarisch-ästhetische

Würdigung ins Gewicht fallen würden, gegenüber dem Zauber der Gedanken und der Melodie hinsichtlich der Wirkung gar keine abschwächenden Folgen.

Die Bibelübersetzung Luthers hat ebenfalls eine unendliche Wirkung gehabt; selbstverständlich liegt der wesentliche Grund dieser Wirkung in dem Inhalte des Originales. Nun konnte jedermann für sein Innenleben aus der Quelle schöpfen, die Luther selbst als die reinste bezeichnete. Aber, wenn wir auch eine Übersetzung ihrem Wesen nach nicht als litterarisches Kunstwerk beurteilen können, so ist es doch erlaubt, der sprachlichen Form als solcher besonderes Gewicht beizulegen. Und da ist es nun eine allenthalben zugegebene Thatsache, daß für das damalige Sprachbewußtsein die Verdeutschung meisterhaft war. Luther selbst hat uns in seinem Briefe vom Dolmetschen einen Einblick in die Grundsätze seines Verfahrens gestattet: sein höchstes Ziel war die Verständlichkeit für den gemeinen Mann. Dazu hat er förmliche Volksstudien unternommen, den Leuten auf der Straße hat er „aufs Maul" gesehen, um seinem Ausdruck die Volkstümlichkeit zu geben, die er als unerläßliche Bedingung für das Eindringen der Bibel in die weitesten Kreise erkannte. Es ist gar kein Zweifel, daß dieser Volkstümlichkeit an manchen Stellen durch eine poetische Färbung der Sprache gedient worden ist, und selbst wenn wir das unwillkürlich wirkende Moment abziehen, daß manche Stellen uns darum schön erscheinen, weil sie uns von Jugend auf bekannt gewesen sind und dem Erwachsenen mit den vielfältigen Associationen von Jugenderinnerungen ans Ohr schlagen, so bleibt doch noch viel an und für sich Poetisches darin übrig; man denke nur an das 13. Kapitel des Korintherbriefes. Indessen haben spätere Übersetzungen (z. B. des Buches Hiob) doch gezeigt, daß Luther die rein ästhetische Seite der dichterischen Bücher keineswegs überall und immer zur vollen Geltung gebracht hat. Das soll und kann kein Tadel sein einem Werke gegenüber, zu dem jeder Deutsche mit Ehrfurcht emporschaut. Kam es doch damals wie heute in der That viel mehr darauf an, den Inhalt zur unzweideutigen Erscheinung zu bringen und zwar so, daß alles Volk von ihm ergriffen wurde, als darauf, künstlerische Formen der hebräischen und griechischen Texte als solche nachzubilden.

Es hieße, diesen Aufsatz über seine Grenzen anschwellen, wollten wir Schritt für Schritt an der deutschen Litteratur jenes Jahrhunderts nachweisen, wie stark der Inhalt, der stoffliche, der didaktische, je nachdem apologetische, satirische, polemische Zweck die Rücksicht auf die künstlerische Form überwog. Wie gering ist der Sinn für die poetische Darstellung bei Brant, bei Murner, bei Fischart; wie unangenehm berührt bei letzterem, der ein Mann von staunenswerter Gedankenfülle war, das groteske Spiel mit Worten und Begriffen; wie plump und grob und possenreißerisch sind die Witze Murners, der doch eine ernsthafte und nach ihrem Sinn Gutes und Nützliches erstrebende Natur war. Selbst bei einem Geiste wie Ulrich von Hutten, der an den Klassikern geschult war, der in den Kreisen der Humanisten einer immerhin edleren Geschmacksrichtung hatte huldigen lernen, überwiegt das stoffliche Interesse durchaus, wenngleich es sich in den Formen eines geläuterten Pathos äußert. Dagegen ist Hutten eine Persönlichkeit, die als solche wieder die früher genannten Züge deutschen Wesens in besonderer Stärke aufweist. Mit jugendlichem Enthusiasmus baut er sich in seinem Inneren eine Welt von Idealen auf, mit dem ungestümen Drange jugendlicher Kraft sucht er diese Ideale zu verwirklichen und macht die schmerzliche Erfahrung, daß hart im Raume sich die Sachen stoßen. Für das Recht, wo es verletzt wird — auch dann, wenn der Rechtsbruch nicht ihn persönlich schädigte — für die Freiheit, die politische und die religiöse, wo sie unterdrückt oder vorenthalten wird, für deutsche Art und deutsches Wesen, gegen dessen Mängel er sich gleichwohl nicht verschließt (er wünscht den Deutschen „zum Marke das Hirn"!), aber von dem er das Heil der Welt erwartet, tritt er auf,



Hans Sachs.

Nach dem Gemälde von A. Herneisen (1577?), in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Hans Sachs.[1]

Zway monat 81 jar aldt
wardt ich, Hans Sachs, in diser gestalt
von Endres Herneißen abgemalt.

Als ich im Conterfeyhen wardt,
am Tisch nach Boetischer art,
Ein Kleines ketzlein, wie ich sprich,
Sie umb sein Bardt hier umer strich.
Ich Sprach: „Herr sachs sol ich darnebn
dem ketzlein auch seine farb gebn,
wie es sich da Streicht auf dem Buldt?"
„Bei Leib nein", sprach, „man geb mir dschuldt,
das ich solt ein marxbruder[2] sein,
Darumb so mallt mirs Ja nit hirein."

[1] Die Jahreszahl auf dem kleinen Bilde wird von andern als 1574 gelesen. Auch auf dem Sessel, auf dem der Maler sitzt, steht hinter seinem Namen „Endres Herneißen" noch eine Jahreszahl, die jedoch nicht mehr zu entziffern ist.

[2] Ein auch in Nürnberg vertretener Fechterorden, der den heiligen Markus zum Schutzpatron hatte und deshalb den Löwen als Wappen führte. Dieser wurde spottweise als eine Katze bezeichnet, so daß die Marxbrüder (Markus-Brüder) auch die Catii (Katzenleute) genannt wurden.


Darumb so mallt mirs Ja vil

Hans Sachs.[1]

Zway monat 81 jar aldt
wardt ich, Hans Sachs, in diser gestalt
von Endres Herneißen abgemalt.

Als ich in Conterfeyhen wardt,
am Tisch nach Poetischer art,
Ein Kleines ketzlein, wie ich sprich,
Sie umb sein Bardt hier umer strich.
Ich Sprach: „Herr sachs sol ich darnebn
dem ketzlein auch seine farb gebn,
wie es sich da Streicht auf dem Buldt?"
„Bei Leib nein", sprach, „man geb mir dschuldt,
das ich solt ein marxbruder[2] sein,
Darumb so mallt mirs Ja nit Hirein."

---

[1] Die Jahreszahl auf dem kleinen Bilde wird von andern als 1574 gelesen. Auch auf dem Sessel, auf dem der Maler sitzt, steht hinter seinem Namen „Endres Herneißen" noch eine Jahreszahl, die jedoch nicht mehr zu entziffern ist.

[2] Ein auch in Nürnberg vertretener Fechterorden, der den heiligen Markus zum Schutzpatron hatte und deshalb den Löwen als Wappen führte. Dieser wurde spottweise als eine Katze bezeichnet, so daß die Marxbrüder (Markus-Brüder) auch die Catii (Katzenleute) genannt wurden.

gewisse dem Altertum entnommene rhetorische Formen mit dem warmen Blute seiner Empfindung durchströmend. Seine Gestalt ist noch heute volkstümlich, selbst bei denen, welchen die etwas verwickelten, dem vollen Verständnis seines Handelns zur Voraussetzung dienenden Zustände unbekannt sind. Aber nicht bloß der mutige, selbstverleugnende Kampf, in dem ihn der Wahlspruch leitete: „Ich hab's gewagt", und den er durchführte, „wiewohl mein fromme Mutter weint", nicht bloß der Inhalt dieses Kampfes und die sittlichen Ideen, denen er galt, haben Ulrich von Hutten volkstümlich gemacht; er gehört zu der Reihe der Lieblinge des Volkes, die in der Blüte dahingegangen sind, wie Siegfried, wie Schiller, wie Theodor Körner; und das tief in uns liegende Bedürfnis ausgleichenden Dankes hat ihn mit dem Lorbeer bekränzt, den die Mitwelt zwar nicht dem humanistischen Dichter, aber doch dem deutschen Manne zu geben verabsäumt hatte.

Ohne die gewaltige, aus den Tiefen eines genialen Geistes und eines unermeßlich reichen Gemütes schöpfende Kraft Luthers, ohne den enthusiastischen Schwung und die himmelstürmende Thatenlust Huttens, aber auch ohne Neigung zu den Trivialitäten und Roheiten der gleichzeitigen Satiriker, in der glücklichen Beschränktheit deutschen bürgerlichen Lebens und von dem festen Standpunkte aus, den das einfach redliche Tagewerk der Hände gewährt, die Bewegungen der Welt betrachtend, nicht unsere Bewunderung heischend, aber unseres Vertrauens und unserer herzlichen Zuneigung teilhaftig, heiter und liebenswürdig auf dem Grunde tiefer und ernster Erfassung aller Lebensverhältnisse — so steht vor uns der Mann, dessen Name seit Goethe niemand übergehen darf, der das deutsche Schrifttum, wie flüchtig immer, durchwandert: Hans Sachs (s. die beigeheftete farbige Tafel „Hans Sachs"). Er ist der eigentliche Vertreter der Strebungen, die damals das deutsche Wesen erfüllten. Einfach und durchsichtig ist, was er wollte. In der Lehre Luthers, „der wittenbergisch Nachtigall", hatte er — ein schlagender Beweis dafür, wie vorbereitet gerade die entscheidenden Schichten des deutschen Volkes für den Eintritt der Reformation waren — frühzeitig das Heil für sich und für seine Volksgenossen erblickt. Mit offenen Sinnen erkannte er, worauf es ankam, um den frischgestreuten Samen nicht verdorren zu lassen: nicht nur Verbreitung der „gereinigten Lehre", sondern vor allen Dingen Pflege des ethischen Geistes, der in ihr waltete, und der doch in den Fassungen, die Luther ihm gab, und sogar in der Fassung der Bibel selbst noch nicht mit der exemplifizierenden Anschaulichkeit vorgeführt war, für die der damalige Geist der breiten Massen besonders empfänglich war. So dient denn Hans Sachsens ganzes litterarisches Wirken der dichterischen Veranschaulichung sittlicher Wahrheiten; die Religion umfaßt das ganze sittliche Leben des Menschen, aber ihre Lehren und Vorschriften können nicht das ganze bunte Gebiet kasualer Möglichkeiten erschöpfen. So greift der Handwerker-Dichter die Aufgabe an, aus dieser unendlichen Mannigfaltigkeit das Typische herauszuheben und es mit launiger Erzählung zu erklären und einzuschärfen. Hans Sachs hatte eine im besten Sinne volksbildnerische Sendung. Und diese Sendung erfüllte er mit jener Sorgfalt und ins kleine gehenden Gewissenhaftigkeit, wie sie ganz besonders seit der Reformation, die das Verantwortlichkeitsbewußtsein des Einzelmenschen aufs höchste steigerte, als deutsche Eigenschaften auch von den Fremden gepriesen werden.

Dies ist eigentlich die Quelle von Hans Sachsens Thätigkeit. Dazu kam eine eigenartige Beanlagung, die wir immerhin als poetisch bezeichnen dürfen, auch wenn sie zu keinem Werke von höherem Kunstwerte ausgereicht hat: das Bedürfnis, was er schaute und was er las, wie Goethe sagte, wieder „von sich zu geben"; ein Trieb, die Wirklichkeit nachzuschaffen und sie seinen sittlichen Zwecken dienstbar zu machen. Mit offenen Augen blickt er in das vielfältige Leben um

sich her; nicht tief ist seine Auffassung, aber auf alle Fälle originell. Alles, was die Bibel, die „Historia, Mythologia und Fabula" enthielt, las er mit emsiger Wißbegier, und die weite Welt dessen, was einst war, und was andere vor ihm gedacht und gesagt hatten, war wie ein bunter Garten, in dem er Blumen pflückte, um sie nach seiner Weise zu eigenartigen Sträußen zusammenzusetzen. Es ist in diesem Manne, bei aller gewollten Beschränkung der Absicht, doch etwas von jenem universalen Streben, von jenem nimmer zu sättigenden Trieb in die Weite der Bildung, die später eins der wesentlichen Kennzeichen deutschen Geistes ausmachten.

Aber zu seinen geistigen Grundanlagen gehört noch eine andere, der Humor. Goethe, der überhaupt die vollkommenste Würdigung dieses eigenartigen Mannes gegeben hat, hebt diese Seite seines Wesens besonders hervor; er läßt das junge Weib zu ihm sprechen: „wenn andre bärmlich sich beklagen, Sollst schwankweis deine Sach' fürtragen". Welches Maß von Haß und Leidenschaft erweckten die Kämpfe jener Zeit! Mit welchem Gift, welch düsterer Laune streiten selbst bedeutende, an antiker Urbanität genährte Männer miteinander! Nur ein einziges Mal hat Hans Sachs in diesen Ton mit eingestimmt; es geschah in jenen allerdings heftigen Angriffen gegen die katholische Kirche, „Eyn wunderliche Weyssagung von dem Babsttumb 2c." (1527). Aber auch wenn der Rat der Stadt Nürnberg ihm keinen Verweis dafür erteilt und ihm die Fortsetzung solcher Angriffe nicht verboten hätte, würde Hans Sachs sie bald unterlassen haben. Seine herrschende Gemütsstimmung würde ihn davor bewahrt haben. Ihm war von der Natur eine sonnige Heiterkeit der Seele verliehen, die auch über das Ernste, ja über das Traurige ihren Schimmer breitete. Gemütliches Behagen atmen seine Erzählungen, Schwänke und Spiele; er sucht nicht den Witz, zumal nicht den Wortwitz, den Fischart bis zum Überdruß ausbeutet; sein Humor liegt in der gemütlichen Erfassung der Menschen und der Dinge. Innerer Anteil des Dichters spricht aus der Darstellung selbst der Gestalten, deren Treiben er mißbilligen und tadeln muß. Die Bauern zu Fünsing verlacht er, aber sein Spott ist ohne Galle; den Roßdieb stellt er in seiner ganzen Nichtsnutzigkeit dar, aber doch wird man dem geriebenen Gesellen nicht ernstlich böse. Selbst der unliebsame Kain in den „Ungleichen Kindern Evä" verliert etwas von den häßlichen Zügen, mit denen die biblische Erzählung ihn ausstattet. Sein Humor ist, wie wir es bei den großen germanischen Humoristen immer wieder finden, die Äußerungsform eines tiefen und teilnehmenden Gemütes; mit diesem Gemüte umschließt Hans Sachs innig die Welt seines Hauses, seiner Nächsten, seines Volkes. Jenen Regungen gemäß hat er auch sein persönliches Leben gestaltet und in dem engen Kreise seiner Vaterstadt den Bürgern selbst vorgelebt, was er in seinen Werken predigte, alle liebend, die das Leben an ihn wies, vor allem sein Weib, seinen alten Lehrmeister und seine Freunde, und wieder geliebt von ihnen allen.

So fehlt diesem liebenswürdigen und treuherzigen Manne bei aller poetischen Richtung seines Wesens nur eins zum Dichter: die in höherem Sinne künstlerische Gestaltungskraft. Es thut uns förmlich leid, durch den Zweck unseres Aufsatzes gezwungen zu sein, gerade auf diesen Mangel die Aufmerksamkeit lenken zu müssen. Aber wenn uns Hans Sachsens große, sittlich veredelnde Wirkung auf unser Volk reichlich für jenen Mangel entschädigt, so wollen wir zugleich ihn rechtfertigen mit der Begrenzung, die jene Zeit und ihre übermächtigen praktischen Bedürfnisse einer rein ästhetisch aufgefaßten Kunstübung ganz natürlich zogen.

Im Dienste dieser praktischen Bedürfnisse stand der größte Teil der übrigen Litteratur des 16. Jahrhunderts: es galt, das Volk zu belehren, nicht nur in den Dingen des geistlichen Lebens, sondern auch in denen des irdischen, dem nun die Reformation in allen seinen Äußerungen und

Formen eine höhere sittliche Bedeutung verliehen hatte. Ganz bezeichnend ist es in dieser Hinsicht, daß gerade in diesem Jahrhundert die großen Sprichwörtersammlungen erschienen, wie die niederdeutsche des Agricola (1528); bezeichnend auch, daß die Tierfabel mit ihrer bequemen, aber deutlichen Lehrhaftigkeit reiche litterarische Pflege findet (Mathesius, Burkard Waldis, Erasmus Alberus, Daniel Holtzmann u. a.); ja die alten deutschen Hausmärchen bewertete man damals nach ihrer lehrhaften Verwendungsfähigkeit. Rollenhagen in der Vorrede zum „Froschmeuseler" rühmt von den „wunderlichen Hausmärlein, welche ohne Schrift immer mündlich auf die Nachkommen geerbet werden", daß sie „gemeinlich dahin sehen, daß sie Gottesfurcht, Fleiß in Sachen, Demut, Geduld und gute Hoffnung lehren. Denn die allerverachtetste Person wird gemeinlich die allerbeste."

Der gesunde, wenn auch etwas schwunglose Realismus, die Stoffhaftigkeit jenes Geschlechtes zeigt sich auch an dem weitverbreiteten Wohlgefallen, dem die sogenannten „Volksbücher" begegneten, kunstlose, meist nur äußerlich zusammengehaltene Erzählungen von allerhand sonderbaren, schreckhaften, lustigen Begebenheiten, unter denen das Buch von Till Eulenspiegel, von den Schildbürgern und das von Dr. Faustus obenan stehen. Ihnen zur Seite tritt eine große, aber in ihrer Gesamtheit eintönige Schwanklitteratur, Bücher wie Paulis „Schimpf und Ernst", Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein", Kirchhoffs „Wendunmuth" und andere. Überall aber dieselbe Erscheinung: Mangel an Sinn für die Form, für künstlerische Komposition, zu der doch auch diese Stoffe, wie das Beispiel Boccaccios zeigt, so wohl geeignet waren. Der Deutsche schwelgte im Stoff.

6. Die Neuzeit.

Es ist kein Zweifel, daß dieses Aufgehen in der Welt des Stoffes, so erklärlich es war, und gerade weil es so erklärlich ist, nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen sein würde, wenn es unserem Volke vergönnt gewesen wäre, die gewaltige Gärung, die der verhältnismäßig plötzliche und überraschende Eintritt so vieler und neuer Gedanken bewirkte, in natürlichem Verlaufe durchzumachen. Zumal die Wirkung des Humanismus würde, trotz seiner Verquickung mit den Religionsangelegenheiten, doch allmählich den Sinn auch breiterer Schichten auf die reineren Formen, an denen er selbst sich schulte, gelenkt haben. Ja, daß diese Wendung schon bald nach Beginn des 16. Jahrhunderts sich vorbereitete, dafür dürfte das Auftreten Opitzens als erstes Anzeichen aufzufassen sein. Indessen, das große Unglück unseres Volkes, wie in politischer und wirtschaftlicher, so ganz besonders in geistig-litterarischer Hinsicht, ist der Dreißigjährige Krieg gewesen. Er hat unseren Bildungsgang jäh und furchtbar unterbrochen, uns um mehrere Menschenalter in der Entwickelung zurückgeworfen und uns auf Bahnen getrieben, die zunächst geradezu ins Verderben, in den Verlust alles Bewußtseins national-deutschen Wesens zu führen drohten, und wenn sie dies zwar nicht gethan haben, doch erst auf langen und gefährlichen Umwegen uns zu gesunder Entwickelung zurückbrachten.

Nicht wie ein Kranker, aber wie ein Schwerverwundeter ging Deutschland aus dem großen Kriege hervor; und wie es beim Einzelmenschen ist, daß er in der Schwäche langsamen Genesens allen Einflüssen eine erhöhte Empfänglichkeit entgegenbringt, so war es auch mit dem ganzen Volke. Es hatte nicht Widerstandskraft genug, es vermochte nicht, durch die Gegenwirkung eines starken und eigenartigen Innenlebens die fremdländischen Einwirkungen abzustoßen. Selbst das Organ litterarischer Bethätigung, die Sprache, machte eine Verwelschung durch, die uns Heutigen grotesk erscheint. Aber es liegt kein Anlaß vor, aus dieser Entartung bedauernde

Schlüsse auf den deutschen Charakter zu ziehen, dem nun einmal diese Schwäche gegen das Fremde, diese „Ausländerei" anhafte. Man bedenke, in welchem Zustande sich Land und Volk damals befanden; man erinnere sich, daß doch im Grunde nur die höheren Stände ernstlich von der Krankheit befallen waren; man vergesse vor allen Dingen aber auch nicht, daß sich, wenn auch vereinzelte und unzusammenhängende, so doch recht achtungswerte Gegenbestrebungen sehr früh, sogar noch in den Zeiten der ärgsten äußeren Bedrängnis geltend machten. Und endlich verliert jener Vorwurf alle allgemeinere Geltung für den, der weiß, wie in der Tiefe des Volkes der Strom deutschen Empfindens weiterrauschte. Das **Volkslied** treibt gerade damals schöne Blüten. In dieses und in das **Kirchenlied** flüchten sich die bedrückten Herzen; alles, was an Jammer und Elend, an Entbehrung, Sorge, Not, Abschiedsschmerz und Hoffnung durch die Seelen zog, liegt in diesen Liedern mit oft ergreifender Wahrheit ausgesprochen. Und daß es auch nicht ganz an einer lebendigen Auffassung der objektiven Gegenwart in umfassenderer, auf das Allgemeine gerichteter Absicht fehlte, zeigt der „**Simplicius Simplicissimus**", in dem durch die vielfältige Schilderung des damaligen Weltwirrwarrs die naiven Empfindungen und die unausrottbaren Bedürfnisse des deutschen Herzens durchschimmern.

Dazu kommt die bewußte Wirksamkeit einiger Männer, die in der allgemeinen Zeitverwelschung wie die Bannerträger deutschen Bewußtseins dastehen und, unbekümmert um geringe Erfolge, immer wieder den Ruf aussenden, daß man das Geistes- und Sinneserbe der größeren Ahnen nicht untergehen lasse. Zu ihnen gehört an erster Stelle der wackere **Friedrich von Logau**, in dessen reiner Begeisterung, mutigem Kampfe gegen die Verdorbenheit der höheren Stände und launig-ernstem Tone sich gute Überlieferungen der Reformationszeit fortsetzen; er ist leider heutzutage noch lange nicht nach ganzem Verdienste gewürdigt. Auch die **Sprachgesellschaften**, die in diesen dunkeln Zeiten ihre mit allerlei unnützem Zierat verbrämte, aber im Grunde doch ernste Wirksamkeit entfalteten, haben sehr viel zur Erhaltung und Wiederbelebung selbständigen deutschen litterarischen Lebens gethan. In ihnen tritt einmal wieder recht deutlich eine Eigentümlichkeit unserer geistigen Entwickelung zu Tage: die Neigung, sich zu kleinen Kreisen zusammenzuschließen und von ihnen aus auf das Ganze zu wirken.

Wenn man nun die Frage aufwirft, was denn eigentlich den litterarischen Erscheinungen der zweiten Hälfte des 17. und der ersten des 18. Jahrhunderts zu Grunde gelegen hat, welcher tiefere Antrieb, welcher allgemeinere, wenn auch keineswegs immer deutlich zum Bewußtsein der gleichzeitigen Geschlechter gelangte Zweck vorgewaltet hat, so können wir wohl sagen: man **suchte nach einer höheren Kunstform**, nach einem auch äußerlich angemessenen Ausdruck dessen, was damals für inhaltlich bedeutsam gehalten wurde. Das poetische Bedürfnis der Deutschen, das auch in der Zeit des nationalen Unglücks nicht ausgelöscht worden war, das in den vorhergehenden Jahrhunderten seine Befriedigung wesentlich im Stoff gefunden hatte, richtete sich nun wieder auf die Form. In der alten Poesie hatte der deutsche Geist diesem Bedürfnis aus sich selbst genügt; eine Anknüpfung an sie hat aber beim Beginn der neueren litterarischen Entwickelung nicht stattgefunden und konnte nicht stattfinden, weil die Erinnerung an die mittelalterlichen Dichtungen so gut wie erloschen war, und auch weil die neuen Ideen gebieterisch neue Ausdrucksformen heischten, denen die wesentlich epischen des Mittelalters nicht wohl vorbildlich sein konnten.

Hier setzt nun der **Einfluß der fremden Litteraturen** ein. Man sucht bei ihnen die Muster, nach denen man die eigene poetische Hervorbringung vervollkommnen zu können meinte. Diesen Gesichtspunkt wird man durchaus einnehmen müssen, wenn man die an und für sich

unerquicklichen Geschmacksäußerungen und -Wandlungen jenes Jahrhunderts gerecht beurteilen und auf die formelhafte und billige (eigentlich unbillige!) Anklage der „Auslandssucht“ der Deutschen verzichten will. Wie als politisches Ergebnis des Dreißigjährigen Krieges sich das europäische Konzert bildet, dem das Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit der führenden Völker zu Grunde liegt, so beginnt in derselben Zeit eine von Land zu Land hinüberspielende Gedanken- und litterarische Gemeinschaft, in der zunächst Spanien, dann Italien und, in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts, Frankreich die führende Rolle hat. Die Germanen, auch die Engländer, bleiben noch die Empfangenden. Die Franzosen, darin durch politische Umstände und durch ihre Sprache unterstützt, üben auf das ganze gebildete Europa seit dem Erscheinen von Boileaus „art poétique“ (1672) einen völlig beherrschenden Einfluß aus.

Getrieben von einem besonders starken, mit der Ausheilung der Kriegswunden immer stärker werdenden poetischen Bedürfnis und, was auch sehr in Betracht kommt, nicht gehindert von eigenen originalen Geistern, gab sich Deutschland dem Einfluß des Auslandes zunächst rückhaltslos hin. Der satirische Roman der Spanier, der Marinismus, der aus mißverstandenem Griechen- und Römertum sich entwickelnde preziöse Stil, die pathetische, großrednerische Klassik Corneilles und Racines — alles wurde versucht. Die Nachahmungen verraten wenig Eigenart, es sei denn, daß die Originale, insbesondere die französischen Tragiker, eine oft recht bedenkliche Vergröberung erleiden müssen, eine Vergröberung nach zwei Richtungen: einmal erwuchs aus dem in Frankreich immer noch durch einen ruhigen, gebildeteren Geschmack gemilderten Pathos der unerträgliche Schwulst der zweiten Schlesischen Schule, anderseits wurde die konstruktive Verstandesmäßigkeit, die jenem Pathos in Frankreich beigemischt war, ohne eine tiefere psychologische Erfassung auszuschließen, in Gottsched und seinen Genossen zur platten Trivialität. Aber von diesen objektiven Geschmackslosigkeiten muß man die guten Absichten trennen, aus denen sie in letzter Instanz erwuchsen; allen diesen Bestrebungen lag doch die Sehnsucht zu Grunde, durch die fremden Formen die Nation zu edlerem Geschmack zu erziehen. Das ist oft ausgesprochen worden von den Männern selbst, in denen sich diese Bestrebungen verkörperten, besonders von Gottsched. Und daß selbst größere Geister die Notwendigkeit der Schulung an den Franzosen predigten, zeigt keines Geringeren Beispiel als das des Thomasius, der in seinem ersten deutschen Kolleg (1689) mit klaren Worten den westlichen Nachbarn diese erzieherische Sendung und Kraft zuschrieb. So sehen wir das merkwürdige Schauspiel, daß deutsche, patriotisch gesinnte Männer mit bewußt patriotischer Absicht dem Volke die Litteratur des politischen Feindes als Muster hinstellen.

Der mittelbare Erfolg hat dieser Thätigkeit recht gegeben. Das wird vielfach von denen übersehen, die Gottscheds und der Seinen Begabung und Produktion nach den Maßstäben einer absoluten oder aus der klassischen Zeit geschöpften Ästhetik messen, ebenso wie von denen, welche sich von der doktrinären Engherzigkeit des Leipziger Litteraturdiktators und seinen unsympathischen persönlichen Eigenschaften abgestoßen fühlen. Man vergißt, daß doch neben den Antrieben eines allerdings starken Herrschaftsgelüstes die versöhnenden Eigenschaften rührend emsiger, gewissenhafter und sorgfältiger deutscher Arbeit wirksam waren. Wir verdanken den Franzosen durchaus die Wiederbelebung eines für die höhere Litteratur unerläßlichen Formen- und Stilbewußtseins; wir verdanken ihnen ferner, daß die deutsche Reflexion über diese Dinge sich an eine gedankenreiche systematische Poetik (Boileau, Corneille) anschließen konnte; und auch das ist nicht gering anzuschlagen, daß, als diese französische Ästhetik der nationalen erstarkten Eigenart nicht mehr genügte, sie doch ein ernsthafter und gewichtiger Gegner blieb, zu dessen

Bekämpfung viel Geist, viel Studium und viel schöpferische Kraft eingesetzt werden mußte. So hat auch in litterarischen Dingen die französische Nation die aus der Gegnerschaft ungewollt erwachsene Erziehungswirkung auf uns ausgeübt, der wir in staatlichen Dingen so viel zu verdanken haben. Daß diese Wirkung nicht übermächtig wurde, dafür hat der uns Deutschen tief eingewurzelte Selbständigkeitstrieb gesorgt. Im rechten Augenblick schüttelten wir den französischen Einfluß ab, und mit wunderbar jugendlicher, fast über Nacht herangereifter Kraft trat der Genius unseres Volkes in die Arena, seines Handelns Herr, seiner Sendung eingedenk, seiner Eigenart bewußt.

Keiner noch so eindringenden und geistreichen Reflexion wird es je gelingen, den Grund nachzuweisen, warum gerade in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unser Schrifttum einen so erstaunlichen Aufschwung genommen hat. Wohl kann man die Elemente der Weltanschauung, die unsere klassische Litteratur beherrschte, der Bildung, deren Ergebnisse sie verwertete, nachweisen; aber alle diese Elemente sind doch nur die Vorbedingung einer reichen und tiefen Erfassung von Menschen und Welt, niemals sind sie selbst Poesie. Was sich in jedem Frühling wiederholt, das geheimnisvolle Wunder der Blüte in der Natur, das steht dem Beschauer gegenüber in den Epochen des geistigen Frühlings eines Volkes: geheimnisvoll und wunderbar bleibt uns auch diese Blüte. Ob wir es nun Schicksal oder Fügung nennen, wir kommen den Ursachen nicht näher, die gerade unter uns Deutschen zu gleicher Zeit zwei Männer haben erstehen lassen, von welchen jeder eine der beiden großen Richtungen menschlicher Geistesentwickelung in vollkommenster Weise darstellt, und welche beide zusammen den Inbegriff aller menschlichen Bildung, verklärt vom Lichte der Schönheit, in deutscher Verkörperung bedeuten.

Die zweite Blüte unserer Nationallitteratur gehört zu den großen, elementaren Ereignissen der Geistesgeschichte, in denen sich das innerste Wesen unserer nationalen Art geäußert hat. Es gibt sonderbarerweise in Deutschland Menschen, die an Goethe und Schiller zu tadeln haben, daß sie zu sehr sich dem Einfluß der Antike hingegeben hätten, und dieser Vorwurf dient ihnen zur Brücke für den viel allgemeineren und schwereren, beide großen Männer seien nicht Verkörperungen deutschen Wesens, die Bildung unserer klassischen Zeit sei im Grunde undeutsch gewesen. Die so urteilen, und es sind ihrer gerade in unserer Zeit nicht wenige, machen sich, ganz abgesehen von den anderen Irrtümern, in die sie verfallen, eines groben logischen Fehlers schuldig. Sie gehen von einem künstlich konstruierten Begriff des Deutschtums aus; nicht, was hie und da mehr oder minder geistreiche Chauvinisten einmal als deutsch ausgeschrieen haben, darf den Maßstab abgeben, sondern das, was bei aufmerksamer und vorurteilsloser Beobachtung der Äußerungsformen unserer geistigen Entwickelung gefunden worden ist. Demnach kann man nicht die etwas engen Ansichten eines Maßmann oder Menzel zum Maßstabe für den nationalen Gehalt einer so unvergleichlich höheren Geistesepoche machen. Die Sache liegt hier vielmehr so: Die klassische Litteratur der Deutschen ist der Ausdruck der unter dem Einfluß einer neuen und vielseitigen Bildung stehenden Seele der Nation; sie muß als eine unser ganzes Volk erregende Erscheinung den Anspruch erheben, daß man nicht frage: was war an ihr deutsch oder nicht deutsch? sondern daß man die wesentlichen Eigentümlichkeiten an ihr, auch wenn Ähnliches vordem noch nicht beobachtet worden ist, als neue und vollwertige Zeichen ursprünglicher deutscher Art auffasse und gelten lasse.

Wir haben schon oben eine der wesentlichen Eigentümlichkeiten unserer Klassiker und der durch sie vertretenen Kunstauffassung hervorgehoben. Es ist der großartige Zug zur Universalität.

Schon das bloß poetische Schaffen jener Männer war so vielseitig, wie es, auf ein halbes Jahrhundert zusammengedrängt, keine andere Litteratur aufweist. Alle in herkömmlichen Kategorien unterbringbaren Gattungen der Poesie standen in festlicher Blüte. In jeder einzelnen wurde das Höchste erreicht, dessen unser Volk bis auf den heutigen Tag fähig gewesen ist; die epische Kunstform gipfelt in Goethes „Hermann und Dorothea" und Schillers Balladen, die lyrische, in der sämtliche denkbaren Möglichkeiten erschöpft werden, in Goethes Liedern und Schillers Gedankendichtungen, die Dramatik endlich im „Faust" und im „Wallenstein". Und um diese Gipfel herum, welche reich bewegte Höhenwelt!

Aber diese Vielseitigkeit der Kunstformen ist doch nur ein Abglanz der wertvolleren Universalität der Gedankenwelt. In die ungeheuren Weiten der Bildung strebten die Männer jener Zeit. Wohl erschien ihnen die poetische Gestaltung als das Höchste und Letzte, die Kunst erst sollte dem Stoff wahre Weihe geben; aber die geistigen Materien behielten doch immer ihren selbständigen Wert, und erst aus ihrer Durchdringung und Verknüpfung erwächst die Blume der Poesie. International ist, nicht ihrem Wesen, aber ihrer Entstehung nach die Bildung des vorigen Jahrhunderts. Von einem Lande zum anderen spielen die Einflüsse; wohl können wir sagen, daß diese oder jene Richtung, dieser oder jener neue Gedanke aus Frankreich, aus England, aus Deutschland kamen, aber sowie sie einmal in die Öffentlichkeit getreten waren, gehörten sie dem ganzen zivilisierten Europa an. Was dem einzelnen Volke zur Bethätigung seiner Eigenart übrigblieb, das war die Verknüpfung der allenthalben vorhandenen Gedanken, ihre Anwendung auf das Leben und die Welt, ihre Verwertung für diejenigen Gebiete menschlichen Schaffens, die nicht bloß, nicht hauptsächlich dem Verstande, sondern vorwiegend der ethischen wie der ästhetischen Betrachtung unterstehen.

Immerhin dürfen wir für Deutschland in Anspruch nehmen, daß es nicht nur der ungeheuren Fülle neuer Ideen und Stimmungen mit einer vor allen Völkern hervorragenden Teilnahme und Empfänglichkeit entgegenkam, nicht nur in der Verarbeitung dieser Ideen eine der staunenswerten Vielseitigkeit entsprechende Selbständigkeit und überraschende Originalität entfaltete, wofür wir nur auf die Namen Leibniz und Kant hinweisen, sondern auch, daß es jene Bildung durch die ernsteste Arbeit zu einer einheitlichen, den tieferen Bedürfnissen des Menschen genügenden Weltanschauung gestaltete, wofür wir den Namen Goethe als vollwichtigen Beweis anführen. Diese ernste Arbeit, die die Geschlechter der fünf auf das Jahr 1748 folgenden Jahrzehnte aufwendeten, ist wiederum ein Kennzeichen deutscher Art. Es geht durch fast alle die Männer, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wirkten, ein Zug bewußter erzieherischer Absicht. Sie wollen die Nation als solche in ihrem sittlichen und geistigen Leben fördern und heben, sie sehen in der Kunst — nicht bloß der poetischen — als in der höchsten Harmonie aller Kräfte der Seele die große Erzieherin des Volkes in allen seinen Gliedern. Darum ist es ihnen auch Gewissenssache, der Kunstübung eine breite und tief eingelassene Grundlage zu geben.

So ist jeder unserer Klassiker damit beschäftigt, die alte Dreiheit: das Wahre, das Gute, das Schöne in seiner Weise zur Einheit in seinem und in dem Bewußtsein der Nation zu gestalten. Daher die weitgreifende Teilnahme, die sie alle, vielleicht mit alleiniger Ausnahme Klopstocks, der Wissenschaft als solcher entgegenbringen; daher auch die liebevolle Beschäftigung mit den ethischen Problemen, die die Zeit bewegten; daher der Ernst, der sie ihre rein künstlerische Produktion mit dem gediegensten, aus der Tiefe des Innenlebens geschöpften Inhalte füllen läßt.

Es ist eine auch von uns zugestandene Wahrheit, daß das echte Kunstwerk seinen Zweck in sich selbst trage, und daß seiner ästhetischen Schätzung das Vorhandensein eines außer ihm

liegenden Zieles Abbruch thue. Es wird aber doch angemessen sein, einen Unterschied zu machen zwischen dem einzelnen Kunstwerk und dem als Ganzes gefaßten Dichter selbst. Er hat das Bedürfnis, auf die Menschheit, die sich ihm zunächst als der Kreis seiner Volksgenossen darstellt, zu wirken. Diese Wirkung aber kann nie und nimmer durch die bloße künstlerische Form erzielt werden: sie tritt erst ein, wenn sich zur Form die poetische Bedeutsamkeit des Stoffes, der Gedanken und Stimmungen gesellt. Gerade darin aber liegt die ungemein große Wirkung unserer Klassiker. Was ist dagegen die französische Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts! Sie steht gänzlich unter dem Drucke einer viel beschränkteren Absicht: in höfischen Zwecken geht, mit den einzigen Ausnahmen Molières und Lafontaines, jenes, in politisch-sozialen dieses Jahrhundert auf.

Es ist charakteristisch, in welcher Weise und durch welche Mittel jeder unserer sechs Klassiker — nur an diese können wir in so kurzer Behandlung eines gewaltigen Gebietes uns halten — diese ernste Wirkung auf die Nation auszuüben suchte. Der individualistische Zug unserer ursprünglichen Anlage tritt dabei deutlich hervor. Es sieht fast aus, als ob nach den Grundsätzen einer die Fähigkeiten des einzelnen abwägenden Arbeitsteilung vorgegangen wäre. Jeder einzelne hat seine besondere Sendung erfüllt, jeder einzelne hat eine scharf umrissene Eigenart; und nicht nur durch seine litterarische Wirksamkeit, sondern auch durch seine persönliche Lebensgestaltung stellt jeder ein Besonderes, einen Charakter dar. Während die französische Schriftstellerwelt des 18. Jahrhunderts eine bedenklich starke Anzahl von Männern aufweist, die sich von ihren Launen und Leidenschaften treiben ließen, ja, deren Charakter eigentlich darin bestand, daß sie keinen hatten (Rousseau, Voltaire), lebt bei der Mehrheit der deutschen Schriftsteller das bewußte Streben, den ernsten Zug des poetischen Schaffens auch im Leben zur Geltung, Dichten und Sein in Übereinstimmung zu bringen.

Das Jahr 1748 spielt in unserer Litteratur eine ähnliche Rolle wie das Jahr 1636 in der französischen: in jenem erschienen die ersten Gesänge des „Messias", in diesem der „Cid" Corneilles; die klassische Litteratur beider Völker beginnt. Aber welch ein bezeichnender Unterschied auch für die Art der Völker liegt in dieser Erscheinung. Die Franzosen jubeln einer Dichtung zu, die in einer schon auf der Höhe künstlerischen Gebrauches stehenden Sprache eine Handlung vorträgt, die von einem einzigen Gefühle, dem der konventionellen Ehre, erfüllt ist und dieses Gefühl im Widerspiel mit der recht äußerlich gefaßten Liebe mit einer fast mathematischen Dialektik verstandesgemäß zerlegt. Der Dichter des „Messias" ringt noch mit der Sprache; noch gibt sie selbst einem so gewaltigen Sprachschöpfer, wie Klopstock es sicherlich war, nicht die Möglichkeit, Situationen und Stimmungen so wiederzugeben, wie sie in Geist und Gemüt des Dichters leben. Aber die Gefühlswelt Klopstocks ist unendlich viel reicher als die Corneilles; der gleiche Erfolg beider Dichtungen erlaubt uns den Schluß, daß auch die Gefühlswelt der deutschen Leser diesem Reichtum entsprach. Bezeichnend ist es ferner, daß die große Litteratur der Franzosen mit einem Drama beginnt, die unsere aber mit einer Dichtung, die zwar das Gewand des Epos trägt, in Wirklichkeit aber durch stark lyrische Momente ihre Wirkung that.

Es sei, bevor wir einige unserer Aufgabe dienende Gedanken über die einzelnen Dichter und ihre Eigenart äußern, erlaubt, noch auf einen augenfälligen Unterschied unserer klassischen Litteratur von der französischen aufmerksam zu machen. Zwischen dem „Cid" und den letzten, für Saint-Cyr geschriebenen Stücken Racines liegt zwar eine lange Reihe bedeutender Dichtungen, in denen Adel der Sprache und Adel der Gedanken und Gesinnungen sich paaren; aber es ist in dieser ganzen Reihe wenig von vielseitiger Entwickelung zu merken. Mit einem Werke, das, an einheimischen kritischen Maßstäben gemessen, sogleich ein Meisterwerk genannt wurde und

werden durfte, wird die Periode eröffnet. In den folgenden Werken der beiden Tragiker ist dann wohl eine große Mannigfaltigkeit anderer Vorwürfe behandelt worden, aber als Kunstwerke stehen sie kaum auf höherer Stufe als der „Cid"; auch sind in ihnen im Grunde keine anderen Kunstprinzipien verwirklicht worden, als die waren, zu deren Verwirklichung Corneille das Spiel von Cid und Chimene geschrieben hatte. In dem einzigen poetischen Genie jener Zeit, in Molière, ist zwar weit deutlicher eine Entwickelung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen zu bemerken, aber diese Entwickelung läuft doch nur in einer einzigen Richtung, in der des Lustspieles, fort. Darin ist auch der große Meister ein typischer Vertreter des französischen Nationalcharakters, der allenthalben zu einer rein logischen und darum einseitigen Entwickelung neigt. Jedes litterarische Genre hat in Frankreich im 17. Jahrhundert seinen Vertreter, kaum je greift ein Dichter in des anderen Sphäre über. Welche reiche Entwickelung hat unser Schrifttum in einem etwa gleichen Zeitraum von 60 Jahren (1748—1808) durchgemacht; welcher Abstand liegt zwischen dem „Messias" und „Hermann und Dorothea", zwischen den „Bardieten" und dem „Tell" oder gar dem „Faust", zwischen den Oden Klopstocks und der Lyrik Goethes! Wie vielseitig und überall aus den Tiefen schöpfend ist die Entwickelung der größten unserer Dichter: jede Form poetischer Äußerung, vom einfachen Liede bis zur tiefen Gedankendichtung, vom einfachen Gelegenheitsspiel bis zum weltumspannenden Drama, von der Fabel bis zum Epos, das die großen Bewegungen der Zeit widerspiegelt, ist von ihnen mit Meisterschaft gehandhabt worden; und jede Bethätigung quillt aus einer mit Ernst und Mühe gewonnenen und immer wieder vertieften Erfassung der Welt, des menschlichen Herzens und der Kunst. Es wäre gewiß unbillig und unhaltbar, anderen Litteraturen abzusprechen, was ein natürliches und wertvolles Erbteil alles menschlichen Geistes ist: die Entwickelung; aber so reich, so vielseitig, so mächtig aus einem ernsten Bedürfnis quellend wie in unserer klassischen Zeit ist die Entwickelung im romanischen und nach unserem Dafürhalten auch im englischen Schrifttum nicht gewesen. Nicht umsonst ist die dichterische Gestalt, welche die geistige Art des Deutschen am wahrsten nachbildet, der Faust; in ihm fließt das höchste Deutschtum in das Menschentum über. Die ganze Dichtung lebt von dem einen großen Gedanken: des Menschen erste Pflicht ist die bewußte Entwickelung, er soll sich „immer strebend bemühen". Goethe hat diesen Gedanken anderswo in die wundervollen Worte gelegt, die, wenn man Wahlsprüche für Deutsche zusammenstellen wollte, an erster Stelle stehen müßten:

Und solang' du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Mit der vollen Wucht des Neuen, des Überraschenden, alles Konventionelle mutig und rücksichtslos durchbrechend, wenig von Vorbildern, stark von den Ergebnissen eines frühen, vielleicht einseitigen, aber durchaus ursprünglichen Grübelns beeinflußt, tritt Klopstock in die Bahn. In der Stille einer ländlichen Gelehrtenschule, wo andere nur den Grund zu tüchtiger geistiger Bildung und gewissenhafter bürgerlicher Wirksamkeit legten, hatte er sich eine Welt zukünftigen Ruhmes aufgebaut; zugleich persönlichem Ehrgeiz und einer patriotischen Idee gibt die Rede des Abiturienten und die erste dichterische That des jungen Studenten Ausdruck. Er will seinem Volke schenken, was andere bisher nach seiner Ansicht vor ihm voraus hatten: das nationale Epos. Nur die drei ersten Gesänge des „Messias" haben die geradezu umstürzende Wirkung auf die Nation ausgeübt: so rasch war der Gang unserer litterarischen Entwickelung, daß, als in langsamer Folge die anderen Gesänge erschienen, schon höhere Kunstformen das

Interesse gefesselt hielten. Wir deuteten schon an, worin die Wirkung jener ersten Gesänge beruhte: nicht in dem, was an Homer und am Nibelungenliede entzückt, der plastischen Gestaltung des Stoffes und der edlen Einfachheit der Erzählung, sondern in der strömenden Fülle der Gefühle; und diese Gefühle waren ausgesprochen in einer Sprache, die für die damalige Zeit ebenso neu, so glänzend, so überraschend war wie das, was sie ausdrücken wollte. Doch aber ist dieses mächtiger als sie selbst; mehr als einmal nennt Klopstock seine Empfindungen „unaussprechlich", mehr als einmal sind seine Gestalten nicht im stande, „ihr Gefühl zu sagen".

Auch die Stoffwahl ist bezeichnend. Wie damals in den frühen Anfängen unseres Schrifttums das Leben und Wirken des Heliandes den Gegenstand einer hervorragenden poetischen Schöpfung bildete, so geschieht es wiederum jetzt im Beginne einer neuen, vollkommneren Entwickelung. Aber wenn der altsächsische Dichter mit herber Gegenständlichkeit erzählt, den handelnden Heiland vor dem leidenden bevorzugt und ihn in das Reich des Epischen fast gewaltsam hineinzieht, so wendet Klopstock seine dichterische Teilnahme dem leidenden Christus zu und zieht ihn fast ebenso gewaltsam in das Bereich des Lyrischen; und das wogende Getriebe von Gestalten, die den Messias umgeben oder zur Vollendung seines Schicksals eingeführt werden, hat kaum einen anderen Zweck, als die religiöse Gefühlswelt des Dichters selbst darzustellen. So hat sich unter dem Einfluß der Reformation und besonders der mystischen und pietistischen Richtungen um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts das religiöse Bedürfnis der Deutschen gewandelt: den leisen Anzeichen gemütlicher Erfassung der Dinge, die wir im „Heliand" aufdeckten (vgl. S. 46) und die fast schüchtern sich in die Erzählung einschlichen, entspricht neunhundert Jahre später ein rückhaltloses Vorwiegen dieser Tendenzen. Immerhin aber ist es doch nicht zufällig, daß das Erwachen der „Empfindsamkeit", das in Frankreich sich an ganz anderen Gegenständen vollzog, in Deutschland sich zunächst an religiöse Stoffe heftete. Daß diese religiöse Färbung der neuen Anschauungswelt in den weitesten Kreisen verbreitet war, bezeugt, ganz abgesehen von dem durchschlagenden Erfolge des „Messias", ein Blick in die Tagebücher und Selbstbekenntnisse jener Jahrzehnte, z. B. in die des Naturforschers Haller, die Julian Schmidt in seiner Litteraturgeschichte mitgeteilt hat.

Dieses durchaus subjektive Moment zeigt sich auch in **Klopstocks rein lyrischer Dichtung**. Er stellt sich selbst in den Vordergrund; er scheut sich nicht, mit den allerpersönlichsten Empfindungen auch die Situationen und Personen zu verknüpfen, durch die oder für die er jene hegte. Es weht trotz aller seraphischen Hoheit des Tones ein frischer Hauch des Selbsterlebten in seiner Lyrik; er nennt die Gegenstände seiner Liebe, seiner Freundschaft mit den Namen, die sie in der Welt wirklich trugen, mochten sie noch so unpoetischen Klang haben.

An der Wirkung seiner Dichtungen ist auch der **Mensch** Klopstock nicht ohne Anteil. Er stellte gegenüber den alten Perücken- und Büchergelehrten, die sich auf dem Parnaß behaglich eingerichtet hatten, eine neue Art von Mensch dar, die dem deutschen Wesen von vornherein zusagte; nicht in der Welt des Papieres, sondern in der Natur und dem eigenen Herzen suchte er die Quellen der Poesie; nicht Regeln und Gesetze, sondern die eigene Empfindung leitete ihn, und selbst wenn sie ihn einmal mißleitete, erschien er gerade darum um so liebenswerter. Etwas Frisches, Frankes zeichnete den Jüngling aus; er war, wie Scherer einmal sagt, eine „Turnernatur"; und wir verstehen das geheime Grauen, das Bodmer erfaßte, als er den genialischen Menschen in sein Haus aufgenommen hatte und alle seine Vorstellungen von dem, was und wie ein Dichter sein müsse, sich als irrig erwiesen. Diesen Zug der Frische und Natürlichkeit hat auch der ältere Klopstock zu wahren gewußt; der jugendliche Ungestüm milderte sich zu dem

behaglichen, teilnehmenden, gemütreichen Wesen, das dem Menschen die Verehrung der Deutschen auch dann noch erhielt, als man schon begonnen hatte, den Dichter fast nur noch vom historischen Gesichtspunkte zu betrachten; wie ein Patriarch, in dem sich das Wesen von geraum zwei Geschlechtern der Deutschen verkörpert hatte, wurde er zu Grabe geleitet.

Einen scharfen Gegensatz zu Klopstock, nicht sowohl in seinem persönlichen Wesen als in Form und Inhalt seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, bildet Wieland. Dem schwerwandelnden Niedersachsen steht er als der gelenkige, heitere Oberdeutsche gegenüber. Hatte auf Klopstock, bei allem Trachten nach Selbständigkeit, die englische Epik und Lyrik stark eingewirkt, so ließ — nach einer kurzen und gern überwundenen Jugendepoche anderer Tendenz — Wieland den Einfluß der Romanen über sich ergehen; und während Klopstock das Pathos des Altertums anzog, öffnete sich Wieland den heiteren, lebensfrohen und lebensweisen Elementen der antiken Dichterwelt. Klopstocks Ausdrucksform sind der Hexameter oder die hochtönenden Rhythmen der Alten und eine Prosa im Odenton, Wieland handhabt mit einer zuvor nie gesehenen Meisterschaft die flüssigen Reimverse und die abwechselungsreichen Strophenformen der Romanen, der Charakter seiner Prosa ist Anmut, eine Eigenschaft, nach der Klopstock überhaupt kaum je gestrebt hatte. So besteht zwischen diesem ersten Paare unserer Klassiker ein scharfer Gegensatz. Aber gerade dieser Gegensatz ist für unser Schrifttum sehr bezeichnend; in ihm spricht sich die außerordentliche Vielseitigkeit unserer Anlage aus. Klopstock und Wieland sind jeder für sich ein notwendiges Durchgangsstadium zu der Universalität der großen weimarischen Epoche; jener gab der poetischen Schöpfung die innere Bedeutsamkeit, den Schwung der Begeisterung, die Erhebung über alles Handwerksmäßige, er fand den Ton wieder, in dem der Deutsche die tiefen Gemütsempfindungen verkündet zu hören das Bedürfnis hat. Dieser öffnete den Sinn seiner Landsleute für eine zwar weniger tiefe, aber buntere, reichere, heitere Auffassung der Welt, für die das Bedürfnis auch in der deutschen Seele vorhanden war. Und der Anklang, den beide, allerdings nicht ganz in denselben Schichten der Nation, fanden, zeigt, daß der deutsche Geist begann, sich aus den Banden einseitiger Kunstanschauungen zu befreien, daß er im Begriff war, die angeborene Spannkraft, die unter dem Druck des politischen und wirtschaftlichen Niederganges erschlafft war, wiederzugewinnen.

Eins aber verbindet die gegensätzliche Erscheinung beider Männer; das ist die bewußte Absicht, mit der beide in ihrer Weise den Geist der Nation zu bilden und zu bereichern strebten. Denn was in allen Litteraturgeschichten wiederholt wird, daß es erst Wieland zu verdanken sei, wenn auch die höheren Gesellschaftsklassen, die bis dahin ganz im Banne des litterarischen Franzosentums gestanden hatten, für das deutsche Schrifttum gewonnen wurden, das ist nicht bloß eine thatsächliche Folge seiner Wirksamkeit, sondern das Ergebnis einer aus warmer Liebe für die Nation selbst erwachsenden, mit vollem Bewußtsein durchgeführten Absicht. Und ebenso war es mit Klopstocks auf etwas ganz anderes gerichteten Bestrebungen: mit dem Ernste einer patriotisch-sittlichen Natur, wie ein Prophet, der sich höherer Sendung bewußt ist, hat er das Volk zu erheben gesucht zu einer idealistischen Auffassung von Religion, Vaterland und Leben.

Das zweite Paar unserer Klassiker, Lessing und Herder, stellt sich anders dar, wenn man auf den Inhalt ihrer Thätigkeit, aber ebenso, wenn man auf ihre Absichten sieht. Sie haben gemeinsam, daß die eigene dichterische Schöpfung geringer ist als bei den Vorgängern und erst recht bei den Nachfolgern; dagegen liegt das Geheimnis ihrer außerordentlich großen Wirkung in ihrer kritischen Thätigkeit. Die alte deutsche Neigung zur Reflexion herrscht in ihnen vor. Aber in der Art dieser Reflexion liegt der große Unterschied zwischen beiden: sie ruht bei

Lessing auf dialektischer Grundlage, bei Herder auf der ästhetischer Gefühle; Lessing schreitet logisch vor, und seine Theorien sind die Ergebnisse von Schlüssen; Herder erkennt intuitiv das poetisch Bedeutende und Wertvolle und sucht nun in der Nation die Überzeugung zu wecken und allgemein zu machen, daß es bedeutend und wertvoll sei; Lessings Methode ist in der Hauptsache induktiv, die Herders deduktiv; Lessing arbeitet vorwiegend auf Begriffe hin, Herder gewährt der künstlerischen Anschauung eine herrschende Stellung. Lessings thatsächliche Wirkung hat mehr in der Zerstörung falscher Meinungen als in der Begründung dauernd gültiger neuer bestanden; seine Theorie von der Fabel, ja selbst die von der Tragödie hat sich nicht bis auf unsere Tage halten können, sie haben an sich nur noch litterarischen Wert; das dauernd, unvergänglich Wertvolle ist vielmehr der Weg, auf dem er zu ihnen gelangte. Herders Auffassung, wenn nicht aller poetischen Schönheit, so doch der Volkspoesie mit allem, was sich daran anknüpft, ist noch heute in der Hauptsache maßgebend; aber er gewann sie nicht durch Bekämpfung von Vorurteilen, von fremden Meinungen, sondern durch die zergliedernde Darlegung des intuitiv erkannten poetisch Schönen.

Aus einer Stadt mit slawischem Namen, aus einer Landschaft mit stark slawischem Untergrunde stammend, zeigt der Obersachse Lessing nur wie durch einen Schleier die Züge des tieferen deutschen Gemütes. Ein einziges Mal, nach dem Tode seines Kindes und seiner Frau, bricht ein solcher Zug durch; sonst ist kühler Ernst, mit dem sich schneidender Spott oft und gern vereinigte, der Grundzug seines Wesens. Die Abneigung gegen alles Pathos verführt ihn sogar, die gemütvollere Wärme und Fülle des Ausdrucks zu vermeiden; Raschheit und Lebendigkeit tritt an ihre Stelle. Das Gepräge des Verstandesmäßigen tragen seine Prosaschriften wie seine poetischen. Seine Dramen sind musterhaft gebaut, aber sie erwärmen nicht. In „Minna von Barnhelm" sind Züge deutscher Art wirksam, das rein persönliche Treuverhältnis zwischen Just und dem Major, die überall durchspielende Verehrung für den gerecht waltenden großen König; aber das Verhältnis zwischen Minna und Tellheim entbehrt des warmen Tones; Minnas Freudenäußerungen sind manieriert, die Ringintrigue steht in unangenehmem, nur durch die Bedürfnisse eines Lustspieles gemildertem Gegensatze zu dem Ernst, den man von einem deutschen Weibe, wenn es liebt, noch dazu in solcher Situation, erwarten muß. Man hat den Eindruck einer künstlichen Konstruktion, nicht den der Naturwahrheit, die aus dem Herzen quillt. Auch der „Emilia Galotti" haftet diese Künstlichkeit an; kein Zug tieferer Leidenschaft, die einzige Orsina ausgenommen, deren Leidenschaft des sittlichen Grundes entbehrt; in dem ganzen Stück eine schwüle, lastende Luft, von der auch die nach römischem Muster erfundene, dem deutschen Gemüt unsympathische That des Vaters uns nicht befreit. Wie hat Schiller einen in seinen Grundvoraussetzungen ähnlichen Gegenstand in den Bereich unseres Gemütslebens zu erheben verstanden! Wie ganz anders verhält sich die Menge der Zuschauer in deutschen Theatern zur Luise Millerin als zu Emilia! In „Kabale und Liebe" spürt man allenthalben den Hauch persönlicher Teilnahme des Dichters, tieferschütternder Leidenschaft, ein sittliches Pathos, das mächtigen Widerhall in den Herzen des deutschen Volkes gefunden hat; für „Emilia Galotti" hat sich das Volk nie erwärmt. Das Gleiche ist der Fall mit „Nathan dem Weisen"; das Stück steht künstlerisch viel niedriger als die beiden anderen, weil es seine dichterische Berechtigung in der religiösen Tendenz sucht. Auch wer, wie der Verfasser dieser Zeilen, die Tendenz billigt und sich der nach dieser Richtung thatsächlich vorliegenden Wirkung des Stückes freut, muß doch den geringen künstlerischen Wert zugeben. Aber das Gedicht bleibt ein unvergänglich wertvolles Zeichen deutschen Geistes und deutscher Gesinnung nach seinem sittlichen Inhalte: gerecht sein

und des Mitmenschen abweichende Überzeugung ehren, ist zwar vor allem christliche Tugend; diese Tugend jedoch ist besonders unter uns gepflegt worden, weil sie unserm Wesen entspringt, gehören uns doch die eigentlichen Helden der Toleranz an, Friedrich der Große und Joseph II.!

Das aber, was dem Deutschen seinen Lessing so wert macht, liegt weniger in dem, was er geschaffen hat, als in der Art, wie er gearbeitet hat, in seiner Persönlichkeit. In einem der bekanntesten Aussprüche Lessings wird das Streben nach Wahrheit über den Besitz der Wahrheit gestellt; es ist zugleich für sein Wesen der bezeichnendste. Sind für ihn die Antriebe des innigeren Gemütslebens nicht in dem Maße charakteristisch, wie wir das sonst an hervorragenden Deutschen gewöhnt sind, so ist er dafür ganz beherrscht von dem Triebe nach geistiger Entwickelung; und dieser Trieb bekundet sich in dem Streben nach Wahrheit. Lessing hat sich mit den verschiedensten Problemen, philologischen, theologischen, philosophischen, ästhetischen, ethischen, beschäftigt; es sind darunter neben den höchsten auch solche, die sich auf sachlich unbedeutende, uns höchst gleichgültige Dinge beziehen; aber was er auch angreift, er läßt es nicht eher los, als bis er zu einem Ergebnis gekommen ist, das nach den vorhandenen Prämissen die höchste erreichbare Wahrheit für ihn enthält. Aufs engste verwandt mit diesem unerbittlichen und rastlosen Wahrheitsbedürfnis ist die Neigung zum Kampf. Welche Menge litterarischer Fehden hat er ausgefochten, um die verschleierte Wahrheit zu enthüllen, die angegriffene zu verteidigen! Und man kann nicht sagen, daß ihm das Schwert immer in die Hand gedrückt worden wäre; er liebte nicht nur die Verteidigung, sondern auch den Angriff. Man merkt es jeder Zeile an, wie wohl er sich im Streite fühlte. Es war sein Element; er war im buchstäblichen Sinne des Wortes eine polemische, d. h. eine kriegerische Natur. Immerhin hat er von seinen Waffen nie einen leichtfertigen Gebrauch gemacht; sein Bedürfnis nach Wahrheit und dazu seine erzieherischen Absichten für die ganze Nation gaben dem Kampfe die sittliche Weihe. Wenn man ferner bedenkt, gegen was für Leute er die Feder geführt hat, und daß er mit der Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit eigentlich nur Dummheit, Engherzigkeit, Unduldsamkeit und bösen Willen an den Gegnern bekämpfte, so darf man wohl in Lessing die Züge jener tief sittlichen Kampfeslust wiedererkennen, die wir bei Luther und Hutten auf religiös-litterarischem, bei so manchem König unserer alten und neuen Geschichte auf politisch-kriegerischem Gebiet als Zeichen deutschen Wesens beobachten.

Aus weicherem Holze ist Herder geschnitten. Die Fehde ist ihm nicht fremd, aber sie ist nicht sein Lebenselement. War er im persönlichen Verkehr, nach zuverlässigen Gewährsmännern, oft rechthaberisch, launisch, mürrisch und von unbequemem Humor, so geht durch seine schriftstellerische Wirksamkeit ein Zug sonnigen Lichtes und liebevoller Wärme. „Licht, Liebe, Leben“ war sein Wahlspruch. Ohne nennenswerte poetische Schöpferkraft hatte er doch eine überaus feine und zarte Empfänglichkeit für alles Schöne; und im Schönen suchte er, den Antrieben seines deutschen reichen und tiefen Gemütes folgend, den sittlichen Grund. Das Gute, Wahre und Schöne floß ihm in eins zusammen in der „Humanität“, deren „Beförderung“ nicht nur die nach ihr benannten Briefe, sondern seine ganze schriftstellerische Thätigkeit dienen wollte und gedient hat. Die Herdersche Auffassung der Humanität erwuchs aus einer außerordentlich weiten und freien Auffassung des Menschen, seines Wesens und seiner Bestimmung, und sie erhebt sich hoch sowohl über die rationalistischen Theorien der französisch beeinflußten Berliner als über den konfessionellen Dogmatismus, der besonders in Süddeutschland und den kursächsischen Bezirken sich breit machte. Herder ist tief religiös, aber ohne eine andere konfessionelle Färbung als die des Protestantismus im allgemeinen; er erfaßt die Religion vorwiegend mit dem Herzen, wie es sein soll, während Klopstock ihr zumeist mit der Phantasie, Lessing dagegen mit kritischem

Verstande nahetrat. Ungemein charakteristisch ist es aber für alle drei, daß keiner von ihnen der dogmatisch begründeten Orthodoxie hat Geschmack abgewinnen können, so verschieden im übrigen ihr Verhältnis zum Christentume sein mochte. In allen waltet der deutsche Trieb zu freier, innerlicher Erfassung, die Abneigung gegen alles Formelhafte.

In zwei Richtungen bezeichnet nun die Thätigkeit Herders einen zweifellosen und großen Fortschritt über alles, was unser neueres Schrifttum aufwies. Klopstock, Wieland und Lessing gehören, bei aller Selbständigkeit ihres Denkens und Schaffens, immer noch der Reihe von Deutschen an, die den deutschen Geist auf fremde Meister hinweisen, an fremden Mustern schulen zu müssen geglaubt hatten. Der erste stand in einer, allerdings von ihm selbst nur ungern zugegebenen Abhängigkeit von der „britischen Muse" und von den Alten, Wieland läßt seine Schöpfungen mit voller Absicht von einem starken Hauche romanischer Litteraturen durchströmen, Lessing schüttelt zwar das Joch der Franzosen ab, aber dem Aristoteles gegenüber ist er nicht zur völligen Freiheit durchgedrungen, so wertvoll es gewesen ist, daß er wenigstens bis zu dem tiefsinnigen Griechen zurückging. Herder aber umspannt die dichterischen Äußerungen aller Völker mit gleichem Interesse, und gerade indem er in allen das eigentlich Kennzeichnende, das Nationale, das Ursprüngliche sucht und findet, erhebt er sich über alle zu der Anschauung eines einheitlichen Menschentums, dessen Verehrung und geistige Ausdeutung von nun an die große Aufgabe der deutschen Litteratur wird. Gerade indem er sich über das national Beschränkte erhebt, findet er den richtigen Standpunkt zur liebevollen Würdigung des national Wesentlichen; die ursprüngliche Poesie jedes einzelnen Volkes ist ihm der Ausdruck des rein Menschlichen, von dem jedes einzelne eine eigenartige, würdige, durch sich selbst Geltung heischende Form darstellt. Die „Stimmen der Völker" klingen ihm harmonisch zusammen zu dem Gesange der Menschheit.

So gewann Herder unserem Volke eine selbständige Stellung und Geltung im Kreise der übrigen; durch ihn wird die nationale Eigenart auch unseres Volkes wieder in ihre Rechte eingesetzt; der Sinn für das Ursprüngliche, für das Volksmäßige wird wieder geweckt. Und indem er so dem naiven Bewußtsein deutscher Eigenart wieder Geltung verschafft, hat er einen unermeßlichen Einfluß auf unsere geistige Bildung ausgeübt. Symbolisch zusammengefaßt ist dieser Einfluß in seinem in Straßburg begonnenen und durch das nächste Jahrzehnt dauernden Verhältnis zum jungen Goethe. Man braucht nur zu lesen, was Goethe um jene Zeit an ihn und über ihn schrieb, um inne zu werden, welches befruchtende Evangelium von Herder ausgegangen ist. Indem Herder allenthalben mit sicherem Blick das Wesen der natürlichen Poesie, des ursprünglichen Ausdruckes für alles Gefühlsleben erkannte und mit prophetischem Worte auslegte, führte er auch die Deutschen endgültig zu den Quellen ihrer Eigenart zurück; durch ihn erst wurde der ganze Gemütsreichtum unseres Volkes wieder für die Kunst erschlossen.

In noch höherem Grade als Lessing verdankt unsere Litteratur sodann dem schriftstellerischen Wirken Herders den außerordentlich umfassenden Kreis ihrer Stoffe; und zwar in noch anderem Sinne als in dem, daß sie den Blick über alle fremden Nationen schweifen ließ und lernte, sich über Nachahmung und Manier zu erheben, das rein Menschliche aller Litteraturen in sich eingehen zu lassen. Herder führte nach seiner ganzen Natur ein den Ideen gewidmetes Leben: sein Denken umfaßte den ganzen Umkreis des Menschlichen, jede Einzelerscheinung suchte er in Verbindung zu setzen mit den allgemeinen großen Fragen menschlicher Entwickelung und menschlicher Bestimmung. Tragen schon seine Erörterungen rein litterarischer Art dieses Gepräge eines auf die sittlichen Ideen gehenden Geistes, so ist es noch viel mehr der Fall bei den großen Betrachtungen historischer Dinge. Freilich wird sich im Einzelnen schwer ein unmittelbarer Einfluß

seiner Ideen auf die großen poetischen Kunstwerke seiner und der folgenden Zeit nachweisen lassen; aber das still Wirksame dieses Geistes liegt darin, daß er ganz wesentlich dazu beigetragen hat, unserer Litteratur das Bewußtsein der höchsten sittlichen Aufgaben einzuflößen, ihr die ernste, idealistische Richtung zu geben, die — woran abweichende Einzelerscheinungen nichts zu ändern vermögen — sie vor anderen Litteraturen auszeichnet. Durch Herder vor allen Dingen hat der deutsche Geist sich wieder besonnen auf das, was ihm ureigentümlich ist, und was nur zu Zeiten in den Hintergrund getreten war: die ernste, in das Wesen und die Tiefe der Dinge strebende Grundrichtung und die weltweite Vielseitigkeit des Interesses.

Unser Weg hat uns an Goethe und Schiller herangeführt. Nebeneinander in geistiger Gemeinschaft haben die beiden größten Dichter unseres Volkes ein Jahrzehnt hindurch gelebt, nebeneinander stehen ihre Särge in der weimarischen Fürstengruft, nebeneinander ragen ihre Erzbilder empor an der Stätte ihrer großen Wirksamkeit. So leben sie auch nebeneinander, eng verbunden, in dem Bewußtsein der Nation. Jeder von ihnen ist aus den Tiefen deutschen Wesens gewachsen, jeder von ihnen bedeutet eine der herrlichsten Blüten unseres geistigen Lebens; beide zusammen umfassen sie den ganzen weiten Umkreis dessen, was unserem Volk nach ursprünglichen Anlagen und bewußtem Streben geistig erreichbar ist, und beide zusammen haben sie das Volk wiederum mit einem Reichtum an sittlichen, künstlerischen und intellektuellen Ideen erfüllt, an deren Aneignung und Verwertung seitdem Geschlecht auf Geschlecht arbeitet und arbeiten wird.

Wir haben schon angedeutet (S. 638), welches allein unser Standpunkt gegenüber Goethe und Schiller sein kann; nicht das ist unsere Aufgabe, mit selbstgefertigten Maßstäben nachzumessen, was an den beiden Geistern und ihrer Wirksamkeit deutsch oder nicht deutsch sei; es würde ein unfruchtbares und kleinliches Unterfangen sein. Sie *sind* deutsch vom Scheitel bis zur Sohle, sie zeigen das verklärte Bild des Volkes, dem sie angehören, aber dieses Bild trägt zugleich die Züge der höchsten Menschlichkeit; und wie in den Anfängen der geistigen Entwickelung eines Volkes das allgemein Menschliche vorwiegt, so geht auch auf dem Höhepunkt das national Besondere darin über.

Wenn Goethe und Schiller einstimmig, so weit die deutsche Zunge klingt, als die leuchtenden Häupter unseres Geisteslebens anerkannt und bewundert werden, so geschieht das eben, weil der Deutsche den starken Pulsschlag des eigenen Blutes in ihnen empfindet. Es wäre darum unsere Aufgabe, eine umfassende Darstellung des persönlichen und dichterischen Wesens beider Männer zu geben, um voll empfinden zu lassen, wie sie in ihrer Ganzheit der Ausdruck deutscher Eigenart sind. Diese Aufgabe aber läßt sich hier schlechterdings nicht lösen, und der Verfasser muß sich ans Skizzieren halten, wo er mit dem ganzen Reichtum der Farben malen möchte, die ein solches Bild erheischt.

Über die grundlegenden Unterschiede in der geistigen Art der beiden großen Männer ist viel nachgedacht worden; sie selbst haben darüber das Zutreffendste gesagt. Schiller besonders hat das Wesentliche ausgesprochen, indem er sich als „sentimentalischen" dem „naiven" Dichter gegenüberstellte. Aber Goethe hat den Gegensatz, der bei Schillers Vorliebe für begriffliche Scheidungen meist eine gar zu grundsätzliche Form annehmen konnte, gemildert, indem er die starke Reflexionsneigung, die allerdings Schiller kennzeichnete, und der er bei dessen Nachfolgern und Nachahmern schädliche Wirkungen zuschrieb, nur als eine verhältnismäßig untergeordnete Erscheinung gelten ließ neben dem „großen poetischen Naturell, das Schiller hatte". Darin liegt denn auch natürlich, so oft und geflissentlich es besonders von der neueren Kritik übersehen

wird, die grundlegende Gemeinsamkeit, daß sie beide „poetisches Naturell" hatten, daß beiden das Bedürfnis tief innewohnte, Handlungen und Gefühle der Menschen und die Zuständlichkeit der Welt poetisch zu erfassen, ihren tieferen Sinn zu begreifen und in künstlerischen Formen auszudeuten. Dies war es, was im Grunde beide Männer zu einander hinzog; und was sie so lange einander ferngehalten hat, das ist keineswegs der nachher, aus der gegenseitigen Beobachtung heraus von Schiller richtig konstruierte geistige Unterschied ihrer Naturen gewesen, sondern die verschiedenen Entwickelungsstufen, auf denen jeder von ihnen stand, als die erste Möglichkeit persönlicher Annäherung sich bot; und mehr noch wirkte hindernd der Schleier von falschen Vorstellungen, die einer vom anderen sich auf Grund einer nicht ganz gründlichen und vorurteilslosen Beobachtung bloß der litterarischen Äußerungen gebildet hatte. So wenig, wie sie es später gethan hat, würde auch früher die vorhandene Gegensätzlichkeit ihrer Anschauungsweise eine Abstoßung bewirkt haben. Diese Gegensätzlichkeit war vorher und blieb nachher unverändert bestehen; aber sie gerade war einer der Gründe der nahen Beziehungen, die sich zwischen den beiden Männern knüpften.

Wenn wir nun von dieser beherrschenden gemeinsamen poetischen Grundanlage ihres Wesens absehen, deren sehr auseinandergehende Bethätigung ohne weiteres zugegeben werden soll, so ist allerdings in der Art, wie beide die Welt auffaßten und auf ihre Einwirkungen antworteten, ein weiter Unterschied.

Goethe (s. die beigeheftete Tafel „Wolfgang von Goethe") hat Menschen und Dinge auf sich wirken lassen, wie die Pflanze die Einflüsse des Bodens, der Luft, der Wärme über sich ergehen läßt; sie nimmt nur an, was ihrer Natur entspricht, und lehnt ab, was ihr nicht förderlich ist; und gerade dadurch gelangt sie zu schöner Blüte und Frucht. Goethe trug in seiner Brust, was er selbst einmal das „Dämonische" nennt, ein kaum je trügendes Gefühl für das Fördernde und Hemmende, den Instinkt der richtigen Wahl. Freilich wird man den Vergleich mit der Pflanze nicht zu weit spinnen dürfen. Das rein organische Werden ist nur dem willenlosen Wesen vorbehalten. Selbst der glücklichsten Anlage des Menschen stellt sich eine Welt feindlicher Triebe in ihm selbst entgegen; und so ist auch die Entwickelung Goethes nicht kampflos geschehen, wie so manche glauben möchten, die in das verwickelte Innenleben des großen Mannes nicht tiefer eingedrungen sind. Immer wieder in den entscheidenden Augenblicken seines Daseins läßt ihn wohl jener Instinkt das Richtige ergreifen; man denke nur an die Trennung von Friederike, von Lili, an den Entschluß zur italienischen Reise, an das Verhältnis zu Frau von Stein. Aber diesen Ereignissen sind Kämpfe vorhergegangen und gefolgt, von deren tief aufregenden Wirkungen uns in den erhaltenen Aufzeichnungen, Dichtungen und selbst Briefen doch nur ein matter Widerschein geblieben ist. In diesen Kämpfen siegte schließlich die durch eine allezeit wache Reflexion in die Höhe des Bewußtseins erhobene Naturanlage. Das ist eben das Wunderbare in Goethe, daß sich mit einer so großen und starken Wirksamkeit ganz naiver Antriebe, mit einer aus der Tiefe der Natur unmittelbar hervorquellenden Nötigung etwas diesem fast Widersprechendes zu harmonischer Einheit in ihm verbindet: die umsichtige und eindringliche Selbstbeobachtung und Selbstkritik. Er folgt mit Wißbegier und herzlicher Teilnahme seiner eigenen inneren Entwickelung, er sucht sie zu verstehen, und indem er sie erkennt, glaubt er sie zu beherrschen; dann aber kommt wiederum wie ein beruhigendes Bewußtsein über ihn, daß er nur seinem Herzen zu folgen hat, um aus allen Irrgängen doch am Ende sicher herausgeführt zu werden. Dieses naive Sichtreibenlassen und jenes bewußte, eingreifende, an eine Art asketischer Selbstüberwindung streifende Streben nach herrschender, eigenmächtiger



Wolfgang von Goethe.

Nach der Büste von Alexander Trippel (1787—88) in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

Gestaltung der Schicksale scheinen sich auszuschließen, und doch sind sie in diesem Einzigen vereinigt, beide in dieselbe Richtung eingehend. Es ist der selbe Goethe, der unter dem Einfluß der verzehrenden und sein ganzes Wesen aus dem Gleise treibenden Leidenschaft für Lili an Auguste von Stolberg, den ganzen trostlos-seligen Zustand schildernd, schreibt: „Aber ich bleib' meinem Herzen treu und lass' es gehen", und der selbe Goethe, der 1780 in sein Tagebuch die Worte setzt: „In meinem jetzigen Kreis hab' ich wenig, fast gar keine Hinderung außer mir. In mir noch viele... Ich will doch Herr werden. Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert, zu herrschen, und kann herrschen."

Unter den vielen Formeln, mit denen man Goethes Wesen zusammenzufassen unternommen hat, findet sich auch die, er sei der objektivste Dichter. Wenn dieses Wort in seinem gewöhnlichen Verstande gemeint ist, so konnte schwerlich etwas Falscheres gesagt werden. Mit größerem Rechte hätte man behaupten dürfen, Goethe sei der subjektivste Dichter. Alles, was von der Fülle der Außenwelt, aus Natur und Kultur in diesen Geist eingetreten ist, hat in letzter Stelle doch nur ein Interesse für ihn insofern gehabt, als es zu seiner persönlichen Entwickelung in Beziehung gesetzt werden konnte. Goethe war sich selbst der hauptsächliche Gegenstand der Teilnahme, und die überraschende Eigenart seiner Betrachtung von Welt und Menschen ist doch allenthalben nur der Ausdruck dafür, daß, was in seinen Kreis trat, seine objektive Bedeutung alsbald verlor und ein Element der inneren Entwickelung des Dichters wurde. Alles, was er geschrieben hat, ist nach seinem eigenen Ausdruck das Bruchstück einer großen Konfession gewesen; ja selbst die Farbenlehre, die mineralogischen, die biologischen Beobachtungen haben nur Wert für ihn gehabt, man möchte sagen, als Ausweitungen seines persönlichen Lebens. Alles und jedes seelische und geistige Erlebnis dient nur diesem einen großen Prozeß persönlicher Entwickelung.

Daraus mag erwachsen sein, was engherzige Beurteiler als den „Egoismus" Goethes bezeichnet haben, was aber im Grunde doch nur eine menschlich und dichterisch gleich fruchtbare Äußerung war und mit dem landläufigen Begriff des Egoismus nichts zu thun hatte. Wohl aber ist diese aus Goethes Natur entstehende Unterordnung aller Eindrücke und Erfahrungen unter die Ansprüche des herrschenden Bedürfnisses persönlicher Entwickelung ein Beweis dafür, daß dieser Dichter in sich die vollkommene und reine Darstellung des Zuges nach Verinnerlichung ist, den wir in unserem ersten Abschnitt als das besondere Zeichen deutschen Wesens gefunden haben. Dieser Zug war so mächtig, die Fähigkeit, ihm gerecht zu werden, so außerordentlich, daß gerade dadurch der Zwiespalt zwischen dem Menschen und der Welt zu schöner Harmonie ausgeglichen wurde; ihm ist die umgebende Welt nichts Fremdes oder gar Feindliches, denn sie verliert ihre hemmende, lastende Kraft, indem sie in das Bewußtsein dieses großen Geistes eingeht. Goethes Sinn ging nach einem viel angeführten Wort „aufs Ganze", was doch wohl nichts anderes bedeuten kann, als daß sich Dinge und Geschehnisse oder vielmehr ihre Eindrücke in seiner Seele harmonisch ordneten. Diese Ganzheit oder, wie Schiller es nannte, die „Totalität" seines Wesens, die einem unmittelbaren, geschlossenen, immer lebendig wirksamen Selbstbewußtsein entsprang, gab ihm, nachdem einmal die Stürme der Jugend vorübergerauscht waren, jene vielbewunderte „olympische" Ruhe, mit der er der Welt gegenüberstand, jene heiter-ernste Kunst, in der bunten Vielfältigkeit des Lebens und der Menschen, in den „Welthändeln" das Wesentliche, die Idee, das Innerliche zu sehen; und gerade durch diese Kunst wiederum vermag er selbst dem scheinbar unbedeutendsten Zustande und Menschen gerecht zu werden. „Jeder Zustand", sagt er einmal, „ja jeder Augenblick ist von unendlichem Wert, denn er ist der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit."

Für unseren Zweck ist es nun von aufhellendem Werte, einen Blick auf das Verhältnis der deutschen Nation zu Goethe zu werfen; es ist für sie wie für ihn charakteristisch. Goethe gehört nur einem verhältnismäßig kleinen Teile des Volkes wirklich an. Abgesehen von einigen Liedern und erzählenden Gedichten, die in alle Schichten des Volkes gedrungen sind, werden seine Werke vorwiegend von den Gebildeten gelesen und nur von einem Teile von ihnen wirklich nach ihrer innersten Bedeutung gewürdigt. Dies aber hängt damit zusammen, daß das wahre Verständnis seiner Dichtungen sich nur dem erschließt, der sie in dem Sinne, wie Goethe selbst sie auffaßte, als Bruchstücke einer großen Konfession zu betrachten im stande ist. Dazu gehört aber das Eindringen in den Menschen Goethe, von dem der Dichter nur eine Erscheinungsform ist. Je weiter wir nun zeitlich uns von Goethe entfernt haben, desto reger ist das Bedürfnis und das Bemühen geworden, den ganzen Goethe kennen zu lernen, allen, auch den kleinsten Äußerungen seines Wesens nachzugehen, wie sie in Briefen, Skizzen, Entwürfen, ja sogar in scheinbar gleichgültigen Dokumenten seiner amtlichen Thätigkeiten erhalten sind. Und dies ist nun ganz charakteristisch: der Deutsche freut sich der menschlichen Ganzheit Goethes, es genügt ihm nicht, dem allgemein ästhetischen und ethischen — an sich unendlich tiefen — Gehalte der Dichtungen gerecht zu werden, er will das Bild des größten Geistes, der unter uns erstanden ist, in allen Teilen kennen und genießen. Wir Heutigen stehen mitten in der Bewegung, die darauf hinausgeht, den ganzen Menschen zu rekonstruieren, um die unermeßliche erzieherische, vorbildliche Kraft, die in ihm steckt, frei und für die Nation fruchtbar zu machen. Das kehrt auch sonst in unserem Geistesleben wieder: wir gehen der Totalität nach; so hat Böckh der philologischen Wissenschaft das Ziel gesteckt, das Altertum als Ganzes wiederaufzubauen, um dadurch erst den rechten Standpunkt zur vollen Würdigung des Einzelwerkes zu gewinnen, und ähnlich so hat Alexander von Humboldt den Blick der Nation auf das Ganze der Naturwissenschaft, auf das Ganze der Natur, den Kosmos, gewiesen. Was also Goethe durch sein Leben und Denken gezeigt und gelehrt hatte, seiner deutschen geistigen Grundanlage folgend, das vollbringt ihm selbst gegenüber nun der Deutsche: er geht auf den ganzen Goethe, wie Goethe „ins Ganze" des Menschen ging. Und wenn auch die vollständige Erforschung Goethes nach allen seinen Beziehungen naturgemäß nur von einem verhältnismäßig kleinen Kreise ausgeübt und von einem noch kleineren Kreise die durch diese Forschungen erst später mögliche Zusammenfassung des Gesamtbildes vollzogen werden kann, so geht doch fortwährend und auf mannigfachen Wegen schon jetzt die Kenntnis Goethes in breitere Schichten über. Man beginnt zu ahnen, daß wir in Goethe nicht nur den großen Dichter haben, der allem, was menschlich ist, den schönen Ausdruck verliehen hat, sondern auch den vollen Menschen, in dessen Seele sich die ganze Welt spiegelte, der ein wundervoller Mikrokosmus war, und dessen Wesen in allem den edelsten zu reiner Menschlichkeit geläuterten Antrieben deutscher Art entsprach. Hat ihn doch gerade um seiner menschlichen Universalität willen ein Mann wie Ludwig Jahn, der so feine Witterung für unsere nationale Art hatte, den „deutschesten" Mann genannt.

Wenn wir nun von den engen Beziehungen zwischen dem Leben Goethes und den hauptsächlichen, von der Gesamtheit der Gebildeten gekannten Werken absehen, so ist das Kennzeichen dieser allenthalben eine durchgehende Verinnerlichung aller Stoffe. Die Handlung ist zu einer fast bloß symbolischen Bedeutung herabgedrückt, und selbst die bewunderungswürdige Anschaulichkeit, mit der sich in der Dichtung die Welt der äußeren Dinge abspiegelt, steht im Dienste der Herausarbeitung und dichterischen Vertiefung innerer Prozesse. So ist es im „Werther", so erst recht in der „Iphigenie", im „Tasso" und im „Faust"; auch die heitere Gegenständlichkeit in

„Hermann und Dorothea“ hat doch nur eine dienende Rolle gegenüber der Seelenzeichnung, die allerdings hier weniger auf Wandlungen als auf typische, den Verhältnissen entsprechende, in die Breite behaglichen Auslebens wirkende Zustände geht. Selbst dort, wo die Kunstform am wenigsten auf das äußere Geschehen verzichten zu können scheint, im Roman, herrscht durchaus die Rücksicht auf das Innenleben.

Aber so allgemein hingestellt, würde diese Verinnerlichung nicht viel mehr sein als ein dichterisches, vielleicht sogar nur formales Prinzip. Wir dürfen nicht an der schwierigen und für die Beurteilung Goethes entscheidenden Frage vorbeigehen, worin denn die Verinnerlichung besteht, oder vielmehr, auf was sie sich hauptsächlich richtet. Und da scheint es uns, als ob das Letzte, worin bei Goethe schließlich alles gipfelt, die höchste Frage des einzelnen Lebens ist: wie bringen wir unser Denken und Sein in Übereinstimmung? oder als Forderung ausgedrückt: alles hängt davon ab, ob und wie sehr wir wahr gegen uns selbst sind. Zur selbstverständlichen Voraussetzung hat diese Forderung die dem 18. Jahrhundert durchaus eignende Überzeugung von der angeborenen Güte der Menschennatur. Sie war unseren Klassikern so selbstverständlich, daß sie damit wie mit einem Axiom ihres sittlichen Bewußtseins verfuhren. Goethe hat in seinem persönlichen Leben von früher Jugend bis ins höchste Alter die Forderung der Wahrheit gegen sich selbst, womit natürlich die gegen andere sofort gegeben ist, für die oberste Norm alles Handelns und Denkens gehalten. Immer wenn die Verhältnisse, innere wie äußere, sich so gestalteten, daß die Erfüllung dieses Gesetzes zweifelhaft wurde, erfolgt eine rasche Wendung seines Lebens; er reißt sich los, nicht nach pedantischen Erwägungen, sondern mit der bis ins Alter ungeschwächt wirkenden Kraft eines sittlichen Naturtriebes. Wie oft kehrt selbst in den kleinen Sprüchen, in die er die Stimmungen und Gedanken des Augenblicks faßte, diese Überzeugung wieder! „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.“ „Wer gegen sich selbst und andere wahr ist, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.“ „Gott hat die Gradheit selbst ans Herz genommen, Auf gradem Weg ist niemand umgekommen.“ „Wirst du die frommen Wahrheitswege gehen, Dich selbst und andre trügst du nie.“ „Dir selbst sei treu und treu den andern.“ „Halte dich im stillen rein, und laß es um dich wettern.“ Und wenn er um eine Probe seiner Handschrift angegangen wurde, pflegte er den Spruch zu wählen: „Liegt dir Gestern klar und offen, Wirkst du heute kräftig frei, Kannst auch auf ein Morgen hoffen, Das nicht minder glücklich sei.“ „Kräftig frei“! das ist eben die Auffassung Goethes von der wahren Freiheit des Menschen: Übereinstimmung mit sich selbst, so daß das Gestern „klar und offen“ liegt; es ist die innerlichste Auffassung, die man von der Freiheit haben kann.

Das Ringen um Wahrheit gegen sich selbst ist der tiefste Gehalt auch seiner größten Dichtungen, ob nun, wie im „Werther“ und „Tasso“, der Ringende unterliegt oder, wie in der „Iphigenie“ und im „Faust“, ihm der Sieg zufällt. Gerade die beiden letztgenannten Dichtungen sind der schönste Ausdruck jener sittlichen Forderung. Nicht die Heilung Orests ist der Kern des Stückes, sondern das, was Iphigenie thut, um dem Gebetsruf: „Rettet euer Bild in meiner Seele“ zu entsprechen. Und was anderes kann die Klausel des Faustischen Vertrages mit Mephistopheles bedeuten, als daß in dem Augenblick, wo der Strebende sich selbst untreu wird, seine Seele zu Grunde gehen soll? Indem Faust dem Feinde keine Gelegenheit gibt, seinen Anspruch aus jener Klausel geltend zu machen, erfüllt er das höchste Gebot Goethischen Menschentums. So liegt hier ein Gedanke zu Grunde, der, weil er dem Wesen des Deutschen entspricht, der Dichtung den höchsten Platz unter allen in unserer Sprache geschriebenen angewiesen hat. „Tua res agitur.“

Das Verhältnis der Nation zu Schiller (s. die beigeheftete Tafel „Friedrich von Schiller“) ist wesentlich anders als das zu Goethe. Schon äußerlich. Schiller erstreckt seine Wirkung in alle Schichten des Volkes; selbst die Elementarschule trägt dazu bei, wenigstens einen Hauch seines Geistes in die Jugend auch des niedersten Volkes wehen zu lassen. Er ist eine weniger verwickelte Natur als Goethe. So einfach die ethische Wurzel von Goethes Charakter ist, so mannigfaltig und nur eingehender Kenntnis erklärlich ist ihr weiteres Wachstum in Leben und Dichtung. Schillers Gestalt ist, bei aller Größe, einfacher und faßlicher. Sein Leben bietet eine Reihe von Ereignissen und Gefühlswandlungen, die ohne weiteres Parallelen zu jedem Einzelleben sind. Wieviel leichter ist Schillers Flucht aus Stuttgart zu begreifen als z. B. die Stimmungswelt Goethes vor seiner Übersiedelung nach Weimar; wie einfach und klar erscheint das Verhältnis Schillers zu Lotte von Lengefeld gegenüber dem Goethes zu Christiane; wieviel weniger spielen Schillers Leben und Dichtungen ineinander als die Goethes! Dazu kommt, daß dieses Leben in seinem äußeren Verlaufe ein ganz anderes Gepräge trägt. Es liegt ein für die Menge der Menschen äußerst anziehender Schimmer des Abenteuerlichen darüber: beständiger Kampf zwischen dem einzelnen Manne und feindseligen Mächten, so Menschen als Verhältnissen. Während Goethe, mit kurzen Unterbrechungen, sein Leben ganz der inneren Ausgestaltung widmen konnte und die äußere ihm selten Kämpfe, niemals gewöhnliche Sorgen gebracht hat, ringt Schiller fast unaufhörlich mit der Ungunst der Welt. Er setzt sein Leben aufs Spiel, indem er verkleidet bei Nacht dem Tyrannen entflieht; er muß vor diesem und vor Gläubigern sich in einem verlorenen Gebirgswinkel verborgen halten. In etwa demselben Alter, in dem der heitere, sorglose, Leben und Welt mit vollen Zügen genießende Student Goethe auf der Plattform des Straßburger Münsters schwärmte, saß Schiller verbannt in einem elenden Neste des Rheinthales in einem Gasthofe, wo nur Fuhrleute abzusteigen pflegten, und mußte die dürftige Zeche sich aufs Kerbholz setzen lassen; während Goethe seinen Namen in den Stein des alten Domes schrieb, durfte Schiller den seinigen nicht einmal nennen und mußte als Dr. Schmidt ein verborgenes Leben führen. Goethe wird rasch auf die Höhen der Menschheit gehoben; sechsundzwanzigjährig ist er der Freund eines Fürsten, der verwöhnte Liebling eines geistig und gesellschaftlich hochstehenden Kreises; Schiller irrt umher, in Bauerbach, in Leipzig, in Dresden beherbergt von teilnehmenden Freunden. Goethe reist mehrere Male nach Italien und der Schweiz und breitet seinen Blick über die weite Welt; Schiller begrenzt den Kreis seines Daseins in der Enge einiger thüringischen Städtchen. Goethe verfügt über eine widerstandsfähige Gesundheit, Schiller muß seine Arbeitszeit einer schleichenden Krankheit abringen; Goethe war es vergönnt, sich auszuleben bis zu den äußersten Grenzen menschlichen Alters, Schiller wurde in der Blüte der Mannesjahre dahingerafft.

Das alles schon bewirkte, daß die Deutschen sich diesem Leben mit allgemeinerem Interesse zuwandten als dem Goethes. Aber es kommen noch andere Züge dazu, die dieses Interesse erklären. Zweimal weist der Lebensgang Schillers starke, hingebende Freundschaften auf: in gleicher Not und gleichem Drange der Umstände nahten sich ihm Streicher und Körner. Mit einer Liebe und Treue hangen beide an ihm, die an berühmte Gestalten aus unserer Geschichte und Sage, an Ernst von Schwaben und Werner von Kyburg, erinnern. Ein Mann, der solche Aufopferung erweckte und verdiente, besitzt das Herz des Volkes. Und wie als Freund, so war Schiller als Sohn, Bruder, Gatte. Das reinste Pietätsverhältnis waltete zwischen ihm und den alten, schwergeprüften Eltern; mit rührender Liebe hängt er an den Schwestern, und in seiner Armut findet er Mittel, sie zu unterstützen; vollends sein Verhältnis zu Charlotte und den Kindern



Friedrich von Schiller.

Nach der Modellbüste von Johann Heinrich Dannecker (1794) im Museum der bildenden Künste zu Stuttgart.

spricht unmittelbar zum Herzen des Volkes: er steht mit ihm auf dem Boden des deutschen Hauses, der deutschen Familie. Hiermit hängt noch ein anderer Zug zusammen, für den die Nation, zumal in Anbetracht ihrer Entwickelung seit Schillers Tode, ein feines Gefühl hat: Schiller ist bei aller Stärke und Größe seiner Individualität eine stark soziale Natur gewesen; während Goethe sich wesentlich auf sich selbst bezog und auch wohl in höherem Alter auf sich selbst zurückzog, während ihn Welt und Menschen meist nur im Reflex auf ihn selbst interessieren, lebt in Schiller eine deutliche Neigung für die Gemeinschaft der Menschen, für den Staat, und diese Neigung hat in seinen Schriften mehr als einmal geradezu die Form des Patriotismus angenommen; durch die „Jungfrau", durch den „Tell" wirkt dieser Patriotismus mitten in die Entwickelung unseres Volkes hinein. Diesen sozialen Antrieben in Schiller entspricht auch die Thatsache, daß sich sein wissenschaftliches Interesse nicht wie das Goethes der Natur, sondern der Geschichte zuwandte; mehr als einmal hat er die Entwickelung der menschlichen Gesittung, zumal im Hinblick auf das Werden und Wirken des Staates, in großen und geistvollen Zügen dargestellt: im „Eleusischen Fest", im „Spaziergang", in den „Briefen über ästhetische Erziehung"; auch die akademische Antrittsrede streift diese Fragen, und in dem „Lied von der Glocke" klingen sie an.

Vor allem aber fühlt sich die Nation ergriffen von dem beherrschenden Zuge in Schillers Wesen, der sowohl in seiner Lebensführung als in seinen Dichtungen sich scharf ausprägt: dem idealistischen Schwunge seines Willens, der Hoheit und dem Adel seiner Gesinnung. Goethe hat in dem „Epilog" hierfür den schönsten Ausdruck gefunden: hinter ihm in wesenlosem Scheine habe das Gemeine gelegen; und auch die andere Stelle will dasselbe sagen: es habe seine Wange geglüht von jener Kraft, die früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt. Schiller waren alle die kleinen Gefühle, gegen die wir gewöhnlichen Menschen mühsam kämpfen müssen, fremd; er kannte nicht den Neid, die Selbstgefälligkeit, die persönliche Empfindlichkeit; alles hatte bei ihm einen Zug ins Große, ins Edle, und doch war er von kindlich harmloser Menschlichkeit; wer mit ihm ins Gespräch kam, fühlte sich alsbald selbst erhoben; er riß alle mit sich, indem er selbst dem Kleinen und Unbedeutenden eine Beziehung zum Ewigen gab und unwillkürlich, nur seiner großen Natur folgend, den Blick hinauslenkte aus dem Staub und der Alltäglichkeit.

Die unwiderstehlich hinreißende Kraft seiner Persönlichkeit und seines Wortes erscheint auch in seinen Dichtungen mit voller Deutlichkeit. Überall waltet das hohe Pathos einer durchaus dem Ideale zugewendeten Seele, in den Jugendwerken stürmisch und mitunter überschäumend, in den Werken der reifen Jahre sich in Formen von unvergänglicher Schönheit äußernd. Auf dem tiefsten Grund dieser Natur liegt eine beherrschende sittliche Idee; Goethe selbst hat sie genannt: es gehe, so sagte er, durch alle Schriften seines Freundes die Idee der Freiheit. Aber diese Idee selbst ist nicht unveränderlich gewesen; sie läutert sich mit der stetig vorschreitenden Bildung des Mannes; auch sie macht eine Verinnerlichung durch, deren Stufen wir ganz scharf unterscheiden können. Zunächst ist sie äußerlich gefaßt; der Kampf gegen die bestehende, in den oberen Schichten nicht lebenswürdige Gesellschaftsordnung ist ihr Ausdruck in den Jahren bis zur Übersiedelung nach Sachsen; es handelt sich in den „Räubern", in „Fiesko" und in „Kabale und Liebe" um eine soziale Auffassung der Freiheit. Im „Don Karlos" spielt sie in das geistige Gebiet hinüber, die politisch-gesellschaftliche Tendenz tritt zurück vor der intellektuell-ethischen. Im „Wallenstein" vollendet sich dieser Gang; es handelt sich nur noch um das ganz innerlich gefaßte Problem der sittlichen Freiheit. Wie der Mann, der soeben sein ganzes Denken an den Schriften Kants geläutert und gestärkt hatte, und der in seinem eigenen Leben tausendfach die Macht des überwindenden Willens erprobt hatte, zu diesem Problem stand, kann nicht zweifelhaft

sein; „in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“ ist ein Wort, das Schillers eigensten Überzeugungen entsprach. Aber daß gerade dieser sittlichen Forderung gewichtige Einwürfe der Vernunft begegnen, war ihm am allerwenigsten verborgen; und wenn dieses Für und Wider schon in die psychologische Gestaltung Wallensteins stark eingreift, so hat er das Problem in einer seiner letzten Dichtungen noch einmal mit besonderer Anteilnahme dargelegt: in der „Braut von Messina“.

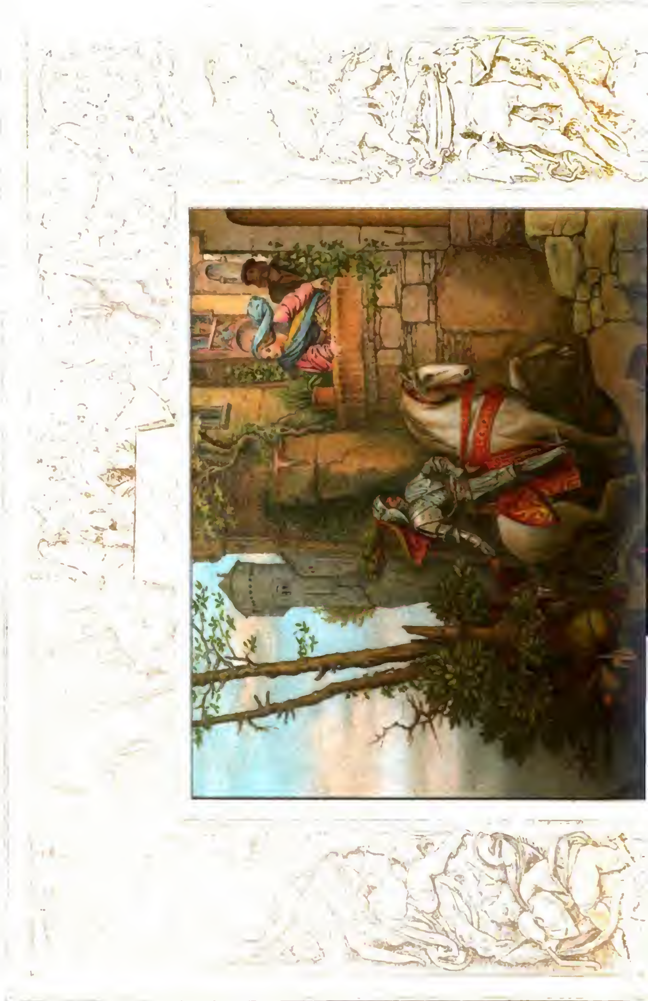
Auch die anderen großen Dramen, die wir noch nicht erwähnten, ziehen ihre beste Kraft aus der Idee der Freiheit: „Maria Stuart“, die „Jungfrau von Orleans“ und „Wilhelm Tell“. Freilich ist in ihnen ihre Anwendung und Äußerung recht verschieden, aber allen gemeinsam ist doch, daß sie durchaus die siegende Kraft des sittlichen Willens feiern, die selbst dann triumphiert, wenn, wie in den beiden erstgenannten Stücken, ihre Träger der gemeinen Wirklichkeit des Weltlaufs äußerlich unterliegen.

Solche idealistische Auffassung der Menschennatur, ihrer Fähigkeiten und ihrer Aufgaben griff dem deutschen Volke ans Herz; verstärkte Wirkung mußte sie gerade in jenen Jahren thun, als durch die Philosophie Kants in weiten Kreisen der Gebildeten eine vertiefte ethische Erfassung der Pflichten des Einzelnen sich ausbreitete. Goethe hatte die allseitige Ausbildung der innersten Persönlichkeit durch Leben und Dichtung gepredigt, Schiller zeigt in rastlosem Kampfe die Gewalt des sittlichen Willens; ihm entspricht der Königsberger Philosoph, während Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ im Sinne Goethes die Erstarkung der einzelnen Persönlichkeit preist und fordert. So arbeiteten die größten Geister auf eine Erneuerung des ganzen deutschen Lebens hin durch Mittel, die dem Wesen unseres Volkes entsprachen; und das stille Wirken solcher Männer hat die Erhebung und Befreiung des Vaterlandes erst möglich gemacht.

7. Schluß.

Die litterarische Entwickelung von der Wende dieses und des vorigen Jahrhunderts an bis heute steht im wesentlichen unter dem Einfluß Goethes und Schillers. Sie hat wenige Bestrebungen gezeitigt, die nicht ihren ersten Ausgang von ihnen genommen hätten; und selbst die Erscheinungen, die sich in einem vermeintlichen Gegensatz zu ihnen nicht genug thun zu können glaubten, sind in Wirklichkeit ohne sie nicht denkbar. Indessen entbehrt die nachklassische Entwickelung darum durchaus nicht eigenartiger Wendungen. Nur sind sie für das geistige Leben des Deutschen und für die Erkenntnis von dessen Eigenart nicht von grundlegender Bedeutung gewesen und können darum für den Zweck dieses Aufsatzes nicht von großem Belang sein. Doch sei es gestattet, die Aufmerksamkeit der Leser, wenn auch nur andeutend, noch auf einiges zu lenken.

Die Wirksamkeit Goethes seit 1788 stand ganz unter dem Einfluß des klassischen Altertums. Die einfache Größe der antiken Ideenwelt hatte die an Herder anschließenden Bestrebungen des Jünglings besiegt; und so viele Litterarhistoriker diese Thatsache bedauert haben mögen, uns kann sie nur als eine glückliche und segensreiche Wendung erscheinen. Nicht Nachahmer der Alten ist Goethe gewesen, sondern seine große und selbständige Gedanken- und Gefühlswelt hat durch die Einwirkung der Antike jene Läuterung zu ruhiger Schönheit erfahren, die auf der Grundlage bloß einheimischer oder auch durch die modernen Völker beeinflußter Entwickelung uns nicht möglich scheint. Das Altertum hat bei Goethe, und nachher bei Schiller, der später auch, aber nie so vollständig, in diese Sphäre eingegangen ist, vorwiegend durch die Form und auf die Form gewirkt; wir meinen damit freilich nicht bloß die äußere, prosodische Form, sondern auch die Formen der Anschauung und des Denkens. Das Gefühl und der





Der Falkensteiner Ritt. Von Moritz von Schwind.

Nach dem Original, im Städtischen Museum zu Leipzig.

Inhalt der Gedanken erhebt sich weit über das Altertum, und so entsteht eben etwas Neues, eine Vermählung der ewig gültigen griechischen Schönheit mit der Tiefe und dem weltumfassenden Reichtum deutschen Wesens.

Aber vielen der damals Lebenden erschien die Klassizität Goethes und Schillers, das ist nicht zu leugnen, als eine Art Abwendung von den nationalen Grundlagen. Und aus dieser Überzeugung, der eine Reihe persönlicher und ganz zufälliger Rücksichten sich treibend zugesellten, entstand die sogenannte **Romantik**. Man greift die Bestrebungen Herders wieder auf, in dem allerdings irrtümlichen Glauben, daß sie durch Goethe endgültig und grundsätzlich aufgegeben und verleugnet worden seien. Die Wiederbelebung der deutschen Vergangenheit, besonders des Mittelalters, die Aufsuchung der deutschen Eigenart in ihren verschiedenartigen Äußerungen des Lebens und des Schrifttums wird der Wahlspruch. In dieser Erscheinung liegt an und für sich nichts besonders Kennzeichnendes für die Deutschen; auch andere Nationen haben Zeiten solcher rückschauenden nationalen Selbstbetrachtungen durchgemacht. Höchstens kommen auch hier wieder, zumal bei den Gelehrten, die im Gefolge der Romantiker arbeiten, die alten deutschen Züge eines besonderen Ernstes zur Erscheinung, mit dem die Sache betrieben wurde, und jenes Universalismus, der nun vom deutschen Mittelalter auch in die Vorzeit der anderen Völker übergreift und unserem Lande fast die ganze ältere europäische Litteratur in Übersetzungen zuführt. Indessen wird die deutsche Romantik doch nicht durch eine bloß sachliche Kenntnisnahme der Vorzeit bezeichnet. Es bildete sich, mit Einmischung starker subjektiver Stimmungen, eine Auffassung der deutschen Natur und Geschichte, die den lyrischen Bedürfnissen unserer Art und jener besonderen Zeit entsprach. Man entwickelte ein aus Wahrheit und Dichtung gewobenes Bild vom Deutschen, das erst neuerdings einem anderen Platz macht; voll von Zügen des Edelmutes und der zarten Empfindung, wirksam in ritterlicher Verfechtung großer Ideen und doch auch wieder schwärmend in mondbeglänzter Sommernacht, mit einem Stich ins Sentimentale, auf Burgen mit Zinnen und Zugbrücken hausend, den Frauen, denen ja schon Tacitus nachsagte, daß sie bei uns besonderer Ehrfurcht genössen, mit genußreicher Entsagung dienend, den alten deutschen Wandertrieb bekundend in Sehnsucht nach abenteuerlicher Fahrt und fernen, feenhaften Ländern: so steht der Deutsche vor dem Blick des Romantikers, halb Held, halb Träumer, halb Kraftmensch, halb Mystiker; es ist das Bild, an das Frau von Staël glaubte und nach ihr die Franzosen bis zu der großen Enttäuschung von 1870 geglaubt haben, und das in eine Welt paßte, für die Moritz von Schwind eine sinnreiche Darstellung gefunden hat. (S. die beigeheftete farbige Tafel „Der Falkensteiner Ritt. Von Moritz von Schwind“.)

Wertvoller und nachhaltiger wirksam als die eigene poetische Schöpfung der Romantiker, die vor allem wieder unter einem gegen die Klassiker stark abstechenden Verfall der ästhetischen Formen leidet, ist die schon erwähnte Richtung auf das Volkstümliche. Brentanos und Arnims Volksliedersammlung hat eine große Wirkung gethan, die weit über die der Herderschen Sammlung hinausging; Grimms „Kinder- und Hausmärchen“ dürfen wir in einem Atem mit ihr nennen, ein Buch von unermeßlichem und segensreichstem Einfluß für die Erhaltung und Pflege deutscher Gesinnung und deutschen Gemütslebens, sogar, und hauptsächlich, in denjenigen Kreisen, die der eigentlichen Litteratur ohne große Teilnahme gegenüberzustehen pflegen.

Mit dieser Belebung volkstümlicher Empfindungen hängt eine Erscheinung zusammen, die wir als eine ganz wesentliche Eigentümlichkeit der neuesten litterarischen Entwickelung in Deutschland auffassen: die starke **Einwirkung der landschaftlichen Besonderheit**. Unsere Litteraturgeschichte ist niemals, wie etwa die französische und bis zu einem gewissen Grade auch die

englische, endgültig territorial zentralisiert worden; sie wechselt oft und rasch ihren Schauplatz. Im 18. Jahrhundert sind nach- oder auch nebeneinander Schlesien, Sachsen, die Schweiz, Hamburg, Berlin, Weimar solche Mittelpunkte gewesen. Aber alle diese Landschaften und Städte haben doch als solche nur in ganz geringem Maße auf Inhalt, Form und Eigenart der Litteratur eingewirkt; sie erhob von jedem Orte aus den Anspruch auf allgemeine Geltung; das Landschaftliche trat zurück vor der nationalen Aufgabe, die, ihnen selbst oft unbewußt, die Schriftsteller erfüllte. Nachdem aber die Nation einmal im Besitze einer großen, der aller umgebenden Völker durchaus gleichwertigen Litteratur war, trat der alte deutsche Zug zur Besonderheit, zum Individuellen hervor: die Landschaften begehrten auch für ihren Teil nach eigenartiger litterarischer Äußerung. Am deutlichsten tritt dieses Verlangen in der **Dialektdichtung** hervor. Auch anderen Völkern ist sie nicht fremd; aber sie wird dort, wenn man von einigen englischen Erscheinungen, wie z. B. Burns, absieht, fast nie als eine ernsthafte Angelegenheit, sondern immer als eine Art scherzhaften Spieles betrachtet und betrieben. Diese Beobachtung wird auch nicht durch den Hinweis auf die Südfranzosen Mistral, Roumanille u. a. widerlegt; das Provenzalische ist eben kein Dialekt, sondern der französischen Schriftsprache schwesterlich gleichgeordnet. Im Deutschen führen die Dialekte ein ungleich selbständigeres Leben, und ihre litterarische Verwendung ist durchaus ernsthaft. Fast jede Landschaft hat ihre Dialektlitteratur, in der sich der Sinn, das Temperament, die Neigungen ihrer Bewohner spiegeln.

In zwei großen Gruppen stehen sich die Mundarten gegenüber: niederdeutsche und oberdeutsche. Jene sind enger miteinander verbunden als diese. Man kann von einer Litteratur sprechen, die ihrer Art nach allen niederdeutschen Landschaften angehört, auch wenn ihre Träger in der besonderen Mundart einer einzigen schreiben. Sie ist der englischen verwandt; ein Zug behaglicher Breite durchzieht sie, der vortrefflich paßt zu der ernsten Grundrichtung und dem gemütlich tiefen Humor. Fritz Reuter und John Brinkmann sind die typischen Vertreter der niederdeutschen Stämme; Klaus Groth wird mehr von den Oberdeutschen dafür gehalten, als daß er es wirklich wäre; er leidet unter einer gewissen Sentimentalität, die ganz und gar dem niederdeutschen Wesen widerspricht. Auch widerstrebt das lyrische Lied dem Geiste dieser Dialekte: die Erzählung ist ihr natürlichster Ausdruck. Die oberdeutsche Litteratur ist weniger tief, aber anmutiger, vielseitiger; ihrem Humor fehlt die ernst-nachdenkliche Grundstimmung, er hat eine starke Neigung zum bloß Lustigen, ja zur witzigen Antithese und Pointe; das typische Beispiel dafür sind die Schnadahüpfl, zum Teil meisterhafte, der augenblicklichen Situation und ihrer schnellen, scharfen, eigenartigen Erfassung entspringende Spruchgedichte. Der klassische Dichter des süddeutschen Dialektes ist Karl Stieler, vielseitig begabt, auch dem ernsten Stoffe gewachsen, wenn auch nur selten geneigt, voll feiner Naturempfindung.

Zwischen beiden großen Dialektgruppen stehen die mitteldeutschen Mundarten, in weitestem, geographischem, Sinne vom Main bis nach Schlesien hinein, gesprochen. Ihre Litteratur hat eine starke Neigung zur Satire, zur Travestie, zu der Komik beschränkten Spießbürgertums. Zeigt sich das schon in den pfälzischen Gedichten Nadlers, so tritt es noch mehr hervor in den vielgenannten thüringischen und obersächsischen Dichtern, als deren Typen wir z. B. den Rudolstädter Sommer und den Leipziger Edwin Bormann nennen. Die Travestien und Paraphrasen Goethischer und Schillerscher Gedichte werden bekanntlich viel belacht, aber man kann sich nicht des Eindrucks erwehren, daß sie und die ihnen ähnlichen Erzeugnisse kein Ersatz sind für die Bedeutung und die Tiefe, die wir an der nord- und süddeutschen Dialektdichtung bewundern. Ganz auffallend ist es, daß es im sächsischen Dialekt keinen Versuch dichterischer Darstellung

ernsthafter Gegenstände oder Gedanken gibt; es ist alles eitel Komik niederer Art. Kenner der Sprache und des Volkes führen diesen Umstand zurück auf die Thatsache, daß unser Schriftdeutsch als Grundlage das Obersächsische hat, und daß darum der eigentliche Volksdialekt gerade wegen seiner großen Ähnlichkeit mit der Schriftsprache als eine karikierende Vergröberung erscheine. Es mag wohl so sein.

Daß die Dialektdichtungen landschaftliches Gepräge tragen, ist ganz natürlich; aber auch die Litteratur in der Schriftsprache nimmt daran teil. Männer wie Rosegger, Anzengruber, Maximilian Schmidt dienen in ihren Romanen, Novellen und Dramen der Ausdeutung südostdeutschen Wesens, in Uhland, Kerner, Johann Georg Fischer erhält die gute deutsche Art eine kräftige und reizvolle Beimischung schwäbischer Züge, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer sind große deutsche, aber auch große schweizerische Dichter, Emanuel Geibel gehört, wenn irgend jemand, dem ganzen deutschen Volke an, aber mehr als einmal dringt mächtig das lübische Heimgefühl und der Hauch der Ostsee aus seinen Liedern, Theodor Storm, der größte deutsche Novellist, wurzelt mit allen Fasern seines geistigen Lebens in der holsteinisch-friesischen Heimat, und seine auf der Höhe feinsinnigster Erfassung und kunstschöner Darstellung stehenden Novellen erhalten ihr individuelles Leben aus jener Landschaft. Und so könnten wir viele aufzählen, die 'ganz im Gegensatz zu unseren Klassikern das Gepräge begrenzter Landschaften tragen.

Dieser Neigung zur landschaftlichen Individualisierung entspricht auch die Pflege, die in neuerer Zeit die Dorfgeschichte bei uns gefunden hat. Sie ist alter Herkunft in der deutschen Litteraturgeschichte: im Mittelalter schon weist sie bedeutende Formen auf (Meier Helmbrecht), und im 18. Jahrhundert gehört dieser Gattung eins der lebensvollsten Werke unserer ganzen Erzählungslitteratur an: Pestalozzis „Lienhard und Gertrud". Im 19. Jahrhundert nehmen die Dorfgeschichten im Interesse der Nation einen breiten Raum ein. Sie entsprechen keineswegs bloß dem Bedürfnis des Städters, idyllische Zustände anzuschauen, sondern dem viel tiefer wurzelnden des Deutschen überhaupt, bei fortschreitender Kultur mit der Natur, mit dem Boden in möglichst nahem Zusammenhang zu bleiben. Es ist doch wohl bezeichnend, daß sich bei den Franzosen diese Gattung, wenn überhaupt, nur in ganz schwachen Ansätzen findet, während anderseits eine rein germanische Litteratur, die norwegische, die schönsten Blüten darin aufweist (z. B. die älteren Erzählungen Björnsons).

Noch eine andere Richtung unseres Schrifttums, die im 19. Jahrhundert besondere Pflege erfahren hat, entspringt demselben Zuge, dem die deutsche Dorfgeschichte ihre breite Wirkung verdankt. Es sind die auf der Grenzscheide zwischen der Wissenschaft und der poetischen Kunst stehenden Darstellungen von Land und Leuten, die Versuche zur liebevollen Ausdeutung der Beziehungen zwischen Natur und Menschenwelt, insbesondere auch zur ästhetisch wirksamen Schilderung der Natur selbst. Wir haben darin Meister und Meisterwerke ersten Ranges, von Forsters „Ansichten vom Niederrhein" über Humboldts „Ansichten der Natur" bis zu Stifters „Studien", Noës „Alpenbuch", Friedrich Ratzels „Wanderungen eines Naturforschers", Riehls „Wanderbuch", Steubs „Tiroler Sommern", Hermann Allmers „Marschenbuch" und Theodor Fontanes „Wanderungen in der Mark". Wohl ist auch die französische Litteratur nicht arm an ähnlichen Werken (z. B. Taines „Reise in die Pyrenäen", Pierre Lotis Orientschilderungen), aber gerade der Vergleich mit ihnen zeigt ganz deutlich, wie anders, mit wieviel gemütlicherer Anteilnahme, mit wieviel mehr, man möchte sagen, mystischer Ehrfurcht wir Deutschen der Natur gegenüberstehen.

Augenblicklich, am Ende des 19. Jahrhunderts, scheint die deutsche Litteratur wieder in eine Epoche der Gärungen und Neuerungen getreten zu sein. Es ist, trotz aller Versuche der Zusammenfassung, deren Zahl groß und Ergebnisse gering sind, in der That noch nicht zu übersehen, wohin diese Bestrebungen führen werden; ja es scheint uns sogar noch nicht einmal möglich, das Wesen der neuen Bewegung zu erkennen, denn das Schlagwort von der „größeren Naturwahrheit" hat sie mit allen bedeutenderen Wandlungen in der Litteraturgeschichte gemein; in dieser Forderung mag wohl das große Publikum etwas Neues und Kennzeichnendes erblicken, der historisch rückschauende Kenner kann es nicht. Auch in dem Vorgeben der „Modernen", sie brächten die Dichtung dem Leben näher, indem sie die unsere Zeit bewegenden sozialen und wissenschaftlichen Probleme, insbesondere die psychologisch-ethischen, in ihr Bereich ziehen, kann man schwerlich etwas Neues entdecken: Goethe und Schiller, Heinrich von Kleist, Gutzkow und Spielhagen und viele andere haben das mit den Problemen ihrer Epoche gethan. Wir werden darum gut thun, mit dem Versuche, das Wesentliche in der „Moderne" aufzudecken, zurückzuhalten und uns einstweilen mit der allerdings unabweisbaren Überzeugung zu begnügen, daß in der That hinter all diesem Wirrwarr ein bedeutungsvolles Neue stecke, daß aber Klarheit darüber erst nach einigen weiteren Lustren möglich sein werde.

Einige auffallende Thatsachen treten immerhin schon jetzt hervor. Die eine ist der im Vergleich zu früheren analogen Erscheinungen recht geringe Anteil der Nation an dem Kampfe, der sich vor unseren Augen vollzieht. Im vorigen Jahrhundert, als die Stürmer und Dränger auftraten, oder als Goethe und Schiller ihre „Xenien" in die Welt warfen, waren die Blicke des ganzen Volkes, soweit es überhaupt in solchen Dingen in Betracht kommt, auf sie gerichtet, heute kümmert sich um derartige Bewegungen nur ein bescheidener Haufe von mehr oder weniger einsichtigen Dilettanten und Fachmännern. Hat das seinen Grund zum Teil in dem Tiefstand des litterarischen Interesses gegenüber der Anteilnahme an politischen und sozialen Fragen, so wird es doch auch zum anderen Teile daraus zu erklären sein, daß in der ganzen Schar von Vertretern der neuen Richtung wenige wirklich originale Köpfe und schöpferisch Begabte sind. Man vergleiche einmal die beiden letzten großen Gärungsepochen, den „Sturm und Drang" und das „junge Deutschland", mit der jetzigen; welch ein Reichtum an wirklich ursprünglichen Geistern und poetischer Schöpfungskraft stand in ihrem Dienste!

Sodann ist eine andere Thatsache auffallend: die wirklich bedeutenden Talente haben wohl in ihren Anfängen der neuen Schule angehört, aber in ihrer weiteren Entwickelung sind sie weit über sie hinausgewachsen und haben sich, wenn auch unter Wahrung ihrer Eigenart, den Kunstprinzipien der Vergangenheit genähert. Sudermann und Gerhard Hauptmann, zweifellos Dichter von ganz hervorragender Begabung, jener im Roman, dieser im Drama, haben sich zu scharf erkennbarer Eigenart entwickelt, und wenig an ihrer heutigen Erscheinung erinnert noch an die Strebungen, in denen auch sie eine Zeitlang mitgegangen sind. Es ist überhaupt ein immer wiederkehrendes Kennzeichen solcher neuen, plötzlich und radikal auftretenden Bewegungen, die sich selbst zum Maßstab der Dinge machen: sie unterschätzen die Vergangenheit, sie vergessen, oder aber sie wissen nicht, welch eine Fülle von Gedanken die Großen, die vor uns waren, gehabt haben, und daß gerade in der Entwickelung der deutschen Dichtung wenig oder gar nichts auftreten kann, das in seinen einfachsten Formen nicht schon von Goethe und Schiller gedacht worden wäre. Die bloße Lektüre von Schillers tiefsinniger Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung würde den Neuerern die Zuversichtlichkeit ihrer Evangeliumverkündigung bedeutend herabstimmen. Gerade darin aber liegt auch begründet, daß eben die weiter und

tiefer schauenden Geister immer allmählich dazu geführt werden, sich bewußt in den Zusammenhang der künstlerischen Entwickelung ihres Volkes einzuordnen. Die beiden größten Werke der neuesten Zeit, Sudermanns „Frau Sorge" und Gerhard Hauptmanns „Versunkene Glocke", zeigen diese Wahrheit; jenes steht, wenn man von der Form absieht und nur das große Kunstprinzip betrachtet, dem „Wilhelm Meister", dieses dem „Faust" sehr viel näher als irgend welche Schöpfungen ihrer Zeitgenossen. Und warum schlägt das Herz der Nation, wie sogar der äußere Erfolg zeigt, diesen beiden Werken so warm entgegen? Weil sie dem uralten deutschen Zuge nach tiefer Erfassung des innersten persönlichen Lebens entsprechen, weil sie den Menschen zeigen im erregenden Kampf mit feindlichen Gewalten, die nicht der Außenwelt, sondern dem eigenen Herzen angehören, weil sie Vorgänge ausdeuten, deren Schauplatz die Menschenbrust selbst ist, mit ihrer Welt innerlicher und ernster Gefühle.

Diesen Klängen lauscht auch heute noch die deutsche Seele am liebsten. Und wer sie anzuschlagen versteht, dem wendet sie sich zu wie die Sonnenblume der Sonne. Der Dichter hat auch heute noch eine große Sendung in der deutschen Welt, und unbeirrt von den Schlagworten der Schulen und Parteien, schreitet er in seinem Volke, der Dolmetsch seines innersten Wesens, der Prophet der Schönheit.

Register.

A.

C.

D.

E.

G.

H.

J (i).

J (j).

L.

M.

N.

O.

P.

T.

Y.

Z.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Auszug aus dem Verlags-Verzeichnis
des
Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.

März 1899.

Encyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Konversations-Lexikon, *fünfte, neubearbeitete Auflage.* Mit mehr als 10,500 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1088 Illustrationstafeln (darunter 164 Farbendrucktafeln und 286 Kartenbeilagen) und 120 Textbeilagen.		
Geheftet, in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 34 Halbbänden zu je 4 Mk. Gebunden, in 17 Halblederbänden . . . . je	10	—
Ergänzungs- und Registerband (Band XVIII) dazu. Mit 580 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 56 Illustrationstafeln (darunter 10 Farbendrucktafeln und 7 Kartenbeilagen) und 4 Textbeilagen.		
Geheftet, in 16 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 2 Halbbänden zu je 4 Mk. Gebunden, in Halblederband	10	—
Wand-Regal dazu, A. breite Form, in Eiche . . . . (Einschließlich Verpackung. Frachtspesen zu Lasten des Bestellers)	30	—
do. do. in Nußbaum	36	—
do. B. hohe Form mit 2 Fächern, in Eiche	20	—
do. do. do. in Nußbaum . . .	25	—

— Mit Glas-Schiebethüren versehen A. je 15 Mark, B. je 10 Mark mehr. —
Abbildungen der Wandregale mit Angaben über den Raum, den sie an der Wandfläche einnehmen, senden wir auf Verlangen kostenfrei zu.

	M.	Pf.
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *sechste, umgearbeitete Auflage.* Mit etwa 165 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und nahezu 100 Textbeilagen. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 80 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . . je	10	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben, *dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 1910 Abbildungen im Text, 11 Karten und 180 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden . . . . je	15	—
(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Tiere«.)		
Gesamtregister zu Brehms Tierleben, 3. Auflage.		
Gebunden, in Leinwand	3	—
Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule. *Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1179 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . je	10	—
Die Schöpfung der Tierwelt, von Dr. ***Wilh. Haacke.*** (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Der Mensch, von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	15	—

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen kostenfrei zur Verfügung.

	M.	Pf.
Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Friedr. Ratzel.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Pflanzenleben, von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 448 Abbildungen im Text, 1 Karte und 64 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** *Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig neubearbeitete Auflage.* Mit 873 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . . je	16	—
Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 287 Abbildungen im Text, 10 Karten und 31 Tafeln in Heliogravüre, Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 258 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 238 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilderatlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 208 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Bilderatlas zur Zoologie der Niederen Tiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 315 Abbildungen.		
Gebunden, in Leinwand	2	50
Kunstformen der Natur, von Prof. Dr. ***Ernst Haeckel.*** Beschreibender Text mit 50 Illustrationstafeln. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 5 Lieferungen . . . . je	3	—

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Afrika, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 10 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	12	—
Asien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 156 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Amerika, in Gemeinschaft mit Dr. ***E. Deckert*** und Prof. Dr. ***W. Kükenthal*** herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 201 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Europa, von Dr. ***A. Philippson*** und Prof. Dr. ***L. Neumann.*** Herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 166 Abbildungen im Text, 14 Karten und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—
Australien und Ozeanien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 137 Abbildungen im Text, 12 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—

Meyers Klassiker-Ausgaben.

In Leinwand-Einband; für feinsten Halbleder-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

Deutsche Litteratur.

	M.	Pf.
Arnim, 1 Band, herausg. von *J. Dohmke*	2	—
Brentano, 1 Band, herausg. von *Demselben*	2	—
Bürger, 1 Band, herausg. von *A. E. Berger*	2	—
Chamisso, 2 Bände, herausg. von *H. Kurz*	4	—
Eichendorff, 2 Bände, herausg. von *R. Dietze*	4	—
Gellert, 1 Band, herausg. von *A. Schullerus*	2	—
Goethe, 12 Bände, herausg. von *H. Kurz*	30	—
Hauff, 3 Bände, herausg. von *M. Mendheim*	6	—
Hebbel, 3 Bände, herausg. von *K. Zeiß*	6	—
Heine, 7 Bände, herausg. von *E. Elster*	16	—
Herder, 4 Bände, herausg. von *H. Kurz*	10	—
E. T. A. Hoffmann, 3 Bde., hrsg. v. *V. Schweizer*	6	—
H. v. Kleist, 2 Bde., herausg. von *H. Kurz*	4	—
Körner, 2 Bände, herausg. von *H. Zimmer*	4	—
Lenau, 2 Bände, herausg. von *C. Hepp*	4	—
Lessing, 5 Bde., herausg. von *F. Bornmüller*	12	—
O. Ludwig, 3 Bände, herausg. v. *V. Schweizer*	6	—
Novalis u. Fouqué, 1 Bd., herausg. v. *J. Dohmke*	2	—
Platen, 2 Bände, herausg. von *G. A. Wolff* u. *V. Schweizer*	4	—
Rückert, 2 Bände, herausg. von *G. Ellinger*	4	—
Schiller, herausg. v. *L. Bellermann*, kleine Ausgabe in 8 Bänden	16	—
— große Ausgabe in 14 Bänden	28	—
Tieck, 3 Bände, herausg. von *G. L. Klee*	6	—
Uhland, 2 Bände, herausg. von *L. Fränkel*	4	—
Wieland, 3 Bände, herausg. von *H. Kurz*	6	—

Englische Litteratur.

	M.	Pf.
Altenglisches Theater, v. *Robert Prölß*, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Werke, *Strodtmann*sche Ausgabe, 4 Bände	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller*	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *Demselben*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Dingelstedt*sche Ausgabe mit Biogr. von *R. Genée*. 9 Bände	18	—
— *Schlegel-Tieck*sche Übersetzg. Bearb. von *A. Brandl*. 10 Bde.	20	—
Shelley, Ausgewählte Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, v. *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Ausgewählte Dichtungen, von *Ad. Strodtmann*	1	25
Amerikan. Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—

Italienische Litteratur.

	M.	Pf.
Ariost, Der rasende Roland, v. *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, von *K. Eitner*	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling*	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50

Spanische und portugiesische Litteratur.

	M.	Pf.
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner*	1	25
Cervantes, Don Quijote, von *E. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, von *Rapp*, *Braunfels* und *Kurz*, 3 Bände	6	50

Französische Litteratur.

	M.	Pf.
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, v. *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, v. *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, v. *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Demselben*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Ausgew. Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, v. *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
— Ausgewählte Briefe, von *Wiegand*	1	—
Saint-Pierre, Erzählungen, von *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, v. *Aug. Cornelius*	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa und Gertrud, von *K. Eitner*	1	25

Skandinavische und russische Litteratur.

	M.	Pf.
Björnson, Bauern-Novellen, von *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, v. *Demselben*	2	—
Die Edda, von *H. Gering*	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bände	4	—
Puschkin, Dichtungen, von *F. Löwe*	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *H. Viehoff*	1	—

Orientalische Litteratur.

	M.	Pf.
Kalidasa, Sakuntala, von *E. Meier*	1	—
Morgenländische Anthologie, von *Demselben*	1	25

Litteratur des Altertums.

	M.	Pf.
Anthologie griechischer u. römischer Lyriker, von *Jakob Mähly*	2	—
Äschylos, Ausgew. Dramen, von *A. Oldenberg*	1	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, v. *J. Mähly*	1	50
Homer, Ilias, von *F. W. Ehrenthal*	2	50
— Odyssee, von *Demselben*	1	50
Sophokles, Tragödien, von *H. Viehoff*	2	50

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Dudens Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, *fünfte Auflage*. Gebunden, in Leinwand	1	50

Meyers Sprachführer.

	M.	Pf.
Deutsch-Englisch oder Französisch oder Italienisch geb. je	2	50
" **Spanisch oder Russisch od. Dänisch u. Norwegisch** " je	3	—
" **Schwedisch** "	3	50
" **Neugriechisch** "	4	—
" **Arabisch oder Türkisch oder Portugiesisch** " je	5	—

Meyers Volksbücher.

Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. Preis jeder Nummer 10 Pfennig.

Erschienen sind 1230 Nummern. Verzeichnisse sind in jeder Buchhandlung zu haben.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.